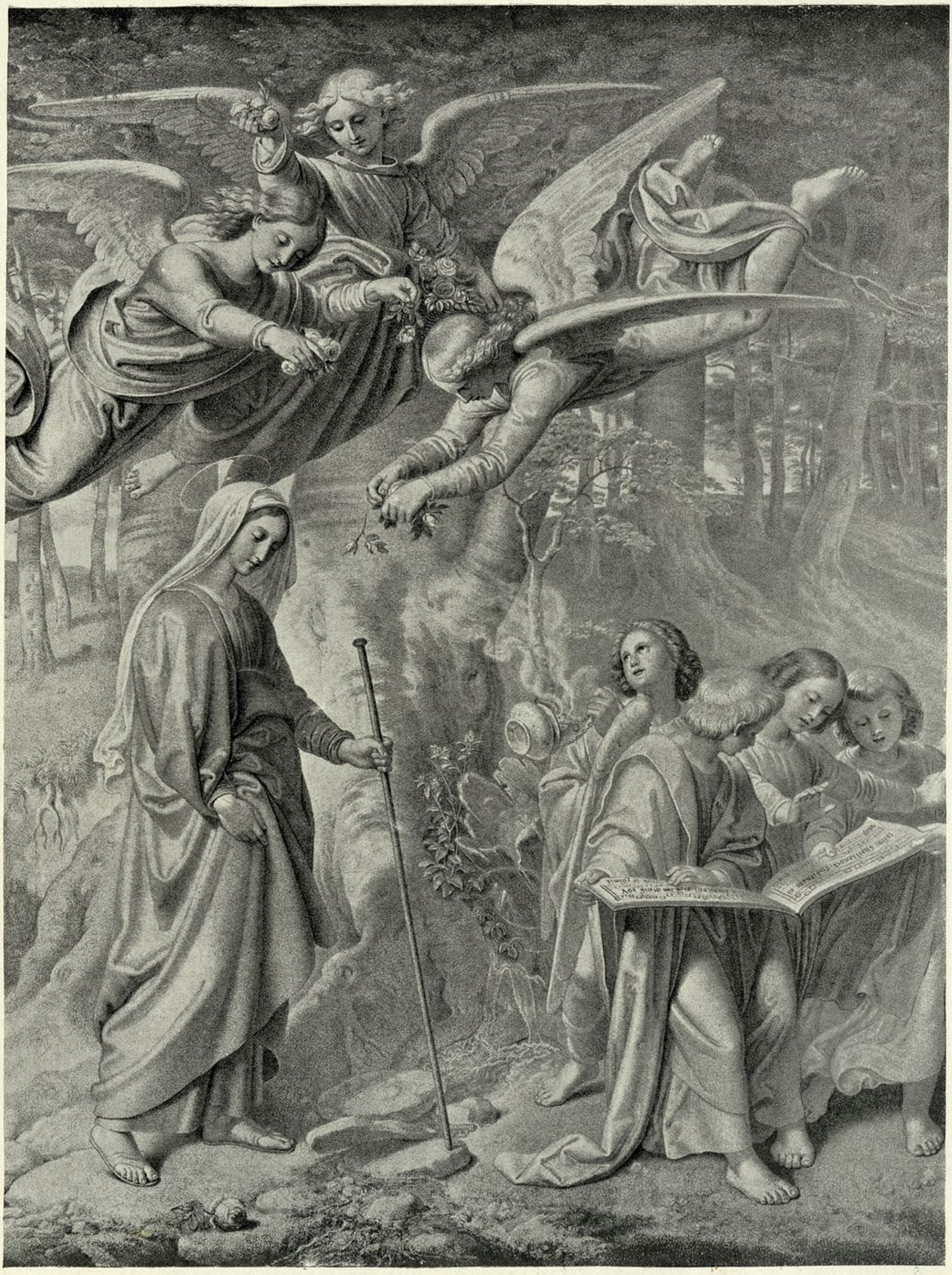
NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA
DS
II 74 329
030040034
COBISS



Des Österreichers Wallfahrtsorte

von Alfred Hoppe

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA V LJUBLJANI



R. v. Führich. Maria aber machte sich auf und ging eilends auf das Gebirge. (Luk. 1, 39.)

Des Österreichers Wallfahrtsorte

von

Alfred Hoppe
Pfarrer i. R.

Wien,
St. Norbertus-Verlag.

Nihil obstat.

Wien, am 15. Jänner 1913.

Dr. Karl Freih. von Hackelberg-Landau
Zensor ex offo.

Zahl 1120/912

Imprimatur.

Vom f.-e. Ordinariate Wien, am 18. Jänner 1913.

Dr. Josef Pfluger
Generalvikar.

Dr. Kamprath
Kanzleidirektor.

74329

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA LJUBLJANA

Inv. št.: 03004003-4

Um den Vorschriften der Kirche zu genügen, erklären wir, daß alle in diesem Buche als „Wunder" und „wunderbare Tatsachen" erklärten Vorkommnisse, insoweit sie nicht von der kirchlichen Obrigkeit kanonisch untersucht und bestätigt wurden, nur rein menschliche Glaubenswürdigkeit verdienen.

Druck: „St. Norbertus" Buch- und Kunstdruckerei in Wien.

Ino

Dem
erhabensten und heiligsten aller Wallfahrer:

Jesus von Nazareth,

der Jahr für Jahr, gehorchend dem Gesetze,
zu Jerusalems Tempel
wallte,
in Anbetung
gewidmet

vom Verfasser.

Vorwort.

Auf allen Gebieten sucht man sich heutzutage zu einigen, zu konzentrieren. Mit vollem Rechte: denn in der Einigkeit liegt die Kraft.

Wohlan! Das vorliegende Werk versucht die Wallfahrtsorte in konzentrierter, lückenloser Phalanx vorzuführen und diese gerüstete und gewappnete Schar dem obersten Kriegsherrn Jesus Christus als apologetische Truppe zur Verfügung zu stellen.

Wir sprechen das Wort „Apologie" aus! Denn das vorliegende Werk ist nicht in letzter Linie ein apologetisches Werk. Wohl, es ist auch ein erbauliches Werk und wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, daß sich gar mancher Leser Liebe und Vertrauen herauslesen wird aus diesen unseren schlichten Schilderungen.

Aber dieses Buch will mehr sein als ein Erbauungsbuch: es will auch Beweise liefern für die Wahrheit, und die Göttlichkeit des Christentums, also, was wir früher gesagt haben: es will ein apologetisches Werk sein.

Und wie will es diese Beweise erbringen? Etwa durch Hinweis auf die Gebetserhörungen, die in ununterbrochener Kette die Blätter der Geschichte fast aller Wallfahrtsorte füllen? Gewiß gibt auch die Masse dieser himmlischen Gnadenerweise dem ehrlich denkenden und forschenden Leser Beruhigung und Zuversicht betreffs der heiligen Wahrheiten, denen er sein Vertrauen von Kindheit an geschenkt hat.

Aber in den Schächten der Wallfahrtsorte liegt viel besseres Gold verborgen, — echtes Gold, das eben wegen seiner tiefen Lage und großen Verborgenheit von so manchem übersehen wird, — echtes Gold, so beschaffen, daß es erst recht zur Geltung kommt, wenn man die Wallfahrtsorte in ihrer Gesamtheit überblickt, das aber dann dem forschenden Geistesblicke mit blendendem Glanze entgegenschimmert.

Denn also sagen wir auf Grund unserer Erfahrungen und diesbezüglichen Studien — und unser Werk wird die schlagenden Beweise für diese Behauptung erbringen:

Der Geist, der in den Wallfahrtsorten und in ihrer Geschichte waltet und regiert, ist der echte unverfälschte Geist des Evangeliums Jesu Christi. Wir werden es mit hundertfachen Beweisen belegen, daß jene grundstürzenden Ideen, die Christus in seiner Bergpredigt festgelegt hat, ebenso schroff, ebenso deutlich, ebenso unerbittlich in dem Gepräge der Wallfahrtsorte zutage treten. Jene erhabene Verachtung und Geringschätzung aller irdischen Ansichten, Mittel und Ziele, jene absonderliche Wahl von Zeit, Ort und Personen, alles dies ist wie bei Christus so auch in der Geschichte der Wallfahrtsorte schnurstraks und immer wieder systematisch den Ansichten des irdisch denkenden Menschen entgegengesetzt.

Mit welcher Lust begrüßen wir gerade deswegen unsere Wallfahrtsorte! Diese Stätten, an denen wir das Wirken Christi verfolgen können, wo an allen Ecken und Enden seine Fußspuren, die Fußspuren des Göttlichen zu finden sind, jene Orte, wo uneingeschränkt nur seine Prinzipien herrschen, wo sein weltverachtender, jenseitsstrebender Geist den Grundton angibt!

„Wessen ist das Bild und die Überschrift (der Wallfahrtsorte)?" — „Christi!" — —

Ja, die Wallfahrtsorte sind uns die treuen Spiegel, aus denen herausblickt das Bild unseres angebeteten Meisters Jesus von Nazareth!

Mag sein, daß einem oder dem anderen Leser das, was wir damit sagen wollen, vorläufig nicht ganz einleuchtend erscheint. Aber er möge getrost weiterblättern und lesen, — zum Schlusse, hoffen wir, wird ihm klar sein, was wir meinen.

Das Titelblatt des Buches zeigt als Autornamen einen einzigen nur; und doch wär's recht und billig, daß hundert andere Namen diese Ehrenstelle zierten. Denn hundertfache fremde Arbeit war vonnöten, bevor wir selber, einem Schnitter gleich, die goldenen Ähren froh zur Garbe binden konnten. Drum ist das Danken unsere erste Pflicht! Gar mancher freilich, der durch seine Bücher vieles zu uns sprach, er weilt nicht mehr auf Erden, und doppelt wahr wird unser Ruf ins Jenseits: „Bruder, dir vergelt es Gott!" Doch viele, ja die meisten leben noch. Sie mögen wissen und vernehmen, daß wir uns ihrer Mitarbeit mit Dank erinnern, und daß wir anerkennen, daß ohne ihre Hilfe dies Werk unmöglich war. Wir kamen zu ihnen, wir waren fremd, nur unseres Bischofs schriftliches Geleite empfahl uns ihrer Güte. Und sie empfingen uns mit Wohlwollen, ja mit Herzlichkeit. Die Kenntnis ihres Wirkungsortes, die sie sich durch ein vielleicht jahrzehntelanges, mühevolles Wirken hart erringen mußten, die stellten sie uns neidlos, willig zur Verfügung und in Geduld erteilten sie uns Antwort auf gar viele Fragen, die uns nötig schienen. Und wie viele wieder waren es, die sich's nicht verdrießen ließen, uns durch lange, wiederholte schriftliche Berichte über dies und jenes aufzuklären. Und da das Werk mit Gottes Hilfe der Vollendung nahte, da waren sie es wieder, die durch die Korrektur der gedruckten Spalten dem Buche schätzenswerte Dienste leisteten, Dienste, die wenn sie sie abgelehnt hätten, uns niemand anderer hätte leisten können. Mit Dank und Freude sei es hier gesagt, daß auch vom hohen Episkopate mehrere

Mitglieder persönlich unsere Arbeit prüften und unsere Druckerspalten korrigierten.

Doch nicht der Text allein war unsere Sorge, denn auch im Bilde sollte unser Buch zum Leser sprechen. Und auch diesbezüglich war uns mannigfache Hilfeleistung seitens anderer nötig. Die Bilder, wie sie jetzt im Buche zu schauen sind, die sind so still und stumm und manchem Leser ist's, als müßte eben gerade dieses Bild an dieser Stelle stehen. Und dennoch ist's nicht so; und viele dieser Bilder haben ihre eigene, kleine Vorgeschichte, und es wäre manchmal interessant zu erzählen, auf welch verschlungenen Wegen und mit welcher Schwierigkeit das Bild an seine rechte Stelle kam, so daß wir auch in dieser Beziehung gar manches nur dem freundlichen Entgegenkommen und der Hilfeleistung unserer würdigen Herren Mitbrüder verdanken. Und findet man in diesem Buche ab und zu einen Wallfahrtsort besonders gut und reichlich ausgestattet, so wird man meist nicht irregehen, wenn man vermutet, daß die dortige Kirchenvorstehung uns mit besonderer Willfährigkeit in die Hände arbeitete.

Auch dies konstatieren wir hier mit großer Freude, daß unsere Idee, die einzelnen Aufsätze dieses Buches auf Verlangen in Sonderabdrücken herzustellen, schon während der Druckzeit so vielfaches Echo fand, daß die Druckerei sich außerstande sah, all die einlangenden Aufträge sofort zu erledigen und einen Teil für spätere Zeit verschieben mußte.

Schließlich wird darauf aufmerksam gemacht, daß der Nachdruck aller in diesem Werke enthaltenen Original-Gedichtlein, die keine Unterschrift oder das Zeichen M. H. tragen, etwa für Ansichtskarten, Wallfahrtsbüchlein oder Bilder, jedermann freisteht, jedoch ausschließlich unter der Bedingung der jedesmaligen Quellenangabe: Hoppe, „Des Österreichers Wallfahrtsorte". Auch ist die Verlagsanstalt in der Lage, jederzeit, auch nach Jahren, für jeden beliebigen Wallfahrtsort einen Separatabdruck des in diesem Werke enthaltenen Textes mit Beifügung aller Bilder (mit Ausnahme der Vollbilder) in Heftform zu besorgen. Wegen näherer Bedingungen wende man sich an: St. Norbertus-Druckerei, Wien, III/2, Seidlgasse 8.

Der Herr, der Allmächtige und Ewige, in dessen Namen dieses schwache Werk begonnen wurde, möge es mit göttlichem Segen geleiten, damit es „gehe, Frucht bringe und die Frucht auch bleibe." (Johannes 15, 16.)

Wien, III./1, Ungargasse 38, am 8. Dezember 1913.

Alfred Hoppe,
penf. Pfarrer im Priester-Kranken- und Defizienten-Institute.



Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort V
Einleitung 1
Beschreibung der einzelnen Wallfahrtsorte, u. zw.:
Größte Wallfahrtsorte . . . . . 5—230
Wallfahrtsorte von 30.000 bis 15.000 Kommunikanten . . . . . 231—372
„ „ 15.000 „ 5000 „ . . . . . 373—548
„ „ 5000 „ 2000 „ . . . . . 549—670
„ „ 2000 „ 1000 „ . . . . . 671—822
„ mit weniger als 1000 „ . . . . . 823—878
Anhang (Allgemeine Rundschau) 879
1. Übersicht über die einzelnen Kronländer 881
2. Entstehen und Vergehen der Gnadenorte 883
3. Die Gnadenbilder 885
4. Wallfahrtsbüchlein 887
5. Wallfahrtsseelsorge 888
6. Predigten an Wallfahrtsorten 889
7. Mißbräuche 890
8. Wegmarkierungen 891
9. Höhentabelle 892
10. Festkalender 894
11. Jubiläumskalender für 50 Jahre 895
12. Alterstabelle 901
13. Lichtbilderserie 905
Sachregister 906
Register betreffend die Gnadenbilder 913
Alphabetisches Namensverzeichnis 916
Übersichtskarte (Beilage).



Mariazell.

Hofphot. Ch Scolik sen., Wien.

Einleitung.

Entstehung dieses Buches.

Die erste Anregung zu vorliegendem Werke ging eigentlich von dem Wunsche aus, für Skioptikonbesitzer eine Lichtbilderserie über die Wallfahrtsorte Österreichs zu schaffen. Schon vor Jahren beschäftigte sich die in katholischen Kreisen bestbekannte Firma für Photographie und Projektion J. Sengsbratl in Wien, VII., mit diesem Plane, kam aber wegen der Schwierigkeit der Beschaffung des dazu notwendigen photographischen Materials von dieser Idee wieder ab.

Als wir nun diesen Gedanken neuerdings anregten, ging obgenannte Firma mit Vergnügen darauf ein und wir machten uns alsbald daran, die notwendigen Photographien zu besorgen. Diese Arbeit aber brachte uns auf den Einfall, das vorliegende Werk zu bearbeiten.

Wahl und Umgrenzung des Stoffes.

Vor allem trat an uns die Frage heran, welche Wallfahrtsorte wir eigentlich beschreiben wollten.

Wir beantworteten uns diese wichtige Frage dahin, daß wir vor allem kein Flick- und Stückwerk liefern, sondern einen möglichst abgerundeten Länderkomplex behandeln müßten. In zweiter Linie schwebte uns der Gedanke vor, besonders diejenigen Wallfahrtsorte zu beschreiben, die die deutsche Bevölkerung Österreichs interessieren könnten.

Nach diesen zwei Gesichtspunkten betrachtet, erschien es schließlich als das naheliegendste, die Wallfahrtsorte eines Länderkomplexes zu bringen, der ungefähr demjenigen entspricht, was wir „Cisleithanien" nennen.

Doch glaubten wir vor der strengen Einhaltung der politischen Reichsgrenzen absehen zu müssen. Vor allem wurden die beiden Landesteile Ostgalizien und Dalmatien ausgeschieden, da für diese Gebiete, als allzuweit abliegend, in Deutsch-Österreich denn doch ziemlich wenig Interesse vorauszusetzen ist. Dagegen schien es unumgänglich notwendig zu sein, eine ganze Reihe von ausländischen, jedoch hart an der österreichischen Grenze liegenden Wallfahrtsorten mit einzubeziehen, und zwar deswegen, weil sie von Seite österreichischer Reichsuntertanen stark besucht werden: es sind dies die Orte Passau, Altötting, Neukirchen, Albendorf, Wartha, Mariatal, Maria-Schoßberg, Loretto, Eisenstadt und Tersat. Keiner von diesen Orten ist weiter als drei Gehstunden von der österreichischen Reichsgrenze entfernt.

Betreffs der Frage, ob wir vielleicht mit Rücksicht auf unser deutsches Lesepublikum die rein tschechischen Wallfahrtsorte in Böhmen und die slowenischen in den südlichen Alpenländern hinweglassen sollten, entschieden wir uns dahin, daß diese Orte nicht übergangen werden sollten, und zwar darum, weil sie zum Teile doch auch von Deutschen aufgesucht werden, weil ihre Beschreibung nicht übermäßig viel Raum einnimmt, und weil wir durch ihre Beibehaltung das Gute haben, einen festgefügten Länderkomplex behandeln zu können.



Phot. J. Kuß, Mariazell.

Wir ziehen zur Mutter der Gnade.
Partie aus Mariazells Umgebung; links der Siegmundsberg.

Es gelangen also in diesem Buche zur Beschreibung: Die Wallfahrtsorte der Länder Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland, Tirol, Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Schlesien sowie die nahegelegenen großen Grenz-Wallfahrtsorte der Nachbarländer.

Aus dem Vorgesagten ergibt sich sofort, daß das vorliegende Werk betreffs der Nationalität der Wallfahrtsorte ein recht buntes Bild ergeben muß und wird; man kann wohl sagen: ein Spiegelbild der Völkerkarte Cisleithaniens. Wir werden deutsche, tschechische, slowenische, polnische, slowakische und italienische Wallfahrtsorte zu behandeln haben.

Aber vielleicht wird gerade dieser Umstand dazu beitragen, das Buch um so interessanter und lehrreicher zu gestalten, weil wir nämlich daraus entnehmen werden, wie die verschiedenen Sprachgruppen Österreichs, so ungleich und uneins in ihren politischen Zielen, dennoch betreffs der Religion und Gottesverehrung von einem und demselben Geiste durchweht, geleitet und gehoben werden.

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß wir von unserer Seite die allerstrengste Unparteilichkeit allen diesen verschiedenen Nationalitätengruppen entgegenbringen mußten; ja, wir halten diese Unparteilichkeit für so unumgänglich notwendig, daß wir ohne sie, uns von vornherein die Fähigkeit zur Verfassung des vorliegenden Werkes hätten absprechen müssen.

Die Reihenfolge der Wallfahrtsorte.

In welcher Reihenfolge sollten wir nun diese Wallfahrtsorte bringen?

Vor allem wollten wir schon durch die Aneinanderreihung selber irgend eine hervorragende Beziehung der Wallfahrtsorte untereinander markieren; darum mußten wir zunächst von jeder ganz zufälligen und rein äußerlichen Aufzählung absehen (also weder nach dem Alphabet, noch nach den einzelnen Kronländern oder Diözesen).

Auch die Aufteilung nach Nationalitäten erwies sich aus mehrfachen Gründen gänzlich unhaltbar.

Ebensowenig schien uns das Alter der einzelnen Wallfahrtsorte soweit ausschlaggebend zu sein, daß wir nach dieser Richtschnur die Einteilung vorgenommen hätten.

Wir wollten vielmehr die Wallfahrtsorte nach ihrer Bedeutung und Größe, die sie heute besitzen, also gleichsam nach Rang und Würde, den Lesern vorführen. Das reiche statistische Material, das wir angesammelt hatten, versetzte uns in die Lage, solch eine neuartige Einteilung versuchen zu dürfen.

Betreffs der Bedeutung der Wallfahrtsorte gab es nun wieder hauptsächlich drei Beurteilungspunkte:

1. Die Zahl der jährlichen Kommunikanten.

2. Zahl der jährlichen Besucher (wir nennen Besucher jeden, der betreffenden Kirche nicht angehörigen Fremden, der in der fraglichen Wallfahrtskirche eine Weile der Andacht obliegt).

3. Die Zahl der jährlich ankommenden geschlossenen Prozessionen.



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Mariazellerbahn.

Gegen die Bemessung nach der Besucheranzahl sprach hauptsächlich der Umstand, daß uns etwelche Wallfahrtsvorsteher überhaupt keine Besucheranzahl nannten, da sie sich nicht getrauten, auch nur annähernd eine beiläufige Zahl anzugeben, und daß eben tatsächlich die Feststellung der Besucheranzahl recht schwierig ist.

Auch die Anzahl der jährlich eintreffenden Prozessionen bietet für die Beurteilung eines Wallfahrtsortes keine einwandfreie Grundlage. Denn an manchen Orten werden zum Beispiele nur jene Pilgerscharen gezählt, die sich einen eigenen „Einzug", daß heißt Einbegleitung durch einen Wallfahrtspriester bestellen. Auch ein anderer Grund spricht gegen die Einreihung nach den Prozessionen: da nämlich die höchste Anzahl der Prozessionen an den besuchtesten Wallfahrtsorten nicht über 400 hinausgeht, so ist die Einteilungs-Skala eine sehr beschränkte, da sie nur 400 Grade aufweist; hingegen hat die Einreihung nach Kommunikanten eine viel größere, ja fast hundertmal erweiterte Einteilungsskala, da die Kommunionen an den Wallfahrtsorten zwischen 0 und 400.000 schwanken. Die Folge davon ist eine viel sicherere, genauere, Einreihung. Noch ein dritter Grund spricht gegen die zu starke Beachtung der Prozessionen: nämlich die sehr große Verschiedenheit der Stärke solcher Prozessionen, es gibt „Kreuzscharen", die nur 20 Personen umfassen, dagegen wieder solche mit 10.000 Menschen!

So bleibt denn endlich nur die Einteilung nach der Kommunikantenanzahl übrig und sie scheint uns tatsächlich nach langer, oft wiederholter Überlegung noch die allergerechteste zu sein. Sie hat vor allem das Gute, daß die Kommunikantenanzahl in den meisten Fällen ganz genau festgestellt werden kann und, was noch wichtiger ist: die Kommunikantenanzahl gibt die Menge derjenigen Pilger an, deren Wallfahrt tatsächlich größten Ernst, edelste Absicht und würdigste Auffassung der Pilgerfahrt durchblicken läßt. Denn wer am Wallfahrtsorte sich dem Beichtstuhle nähert, wer die heilige Kommunion empfängt, zeigt dadurch offenbar, daß ihm seine Wallfahrt tatsächlich ein religiöser Akt, eine Übung der Frömmigkeit ist, während man bei den Scharen der bloßen Besucher (Nicht-Kommunikanten) vielleicht gar viele treffen wird, denen die Fahrt zum Gnadenorte mehr eine Vergnügungsfahrt, eine Zerstreuung bedeutet, als vielmehr einen Akt des Gottesdienstes.

Der Empfang der heiligen Sakramente ist und bleibt einmal die Blüte der Wallfahrt. Nicht nach dem üppigen Blätterschmucke, der allerdings dem Stocke zur Zierde dient, schätzt man die Rosenstaude, sondern nach dem Reichtum der herrlichen Blüten, die sie uns bietet.

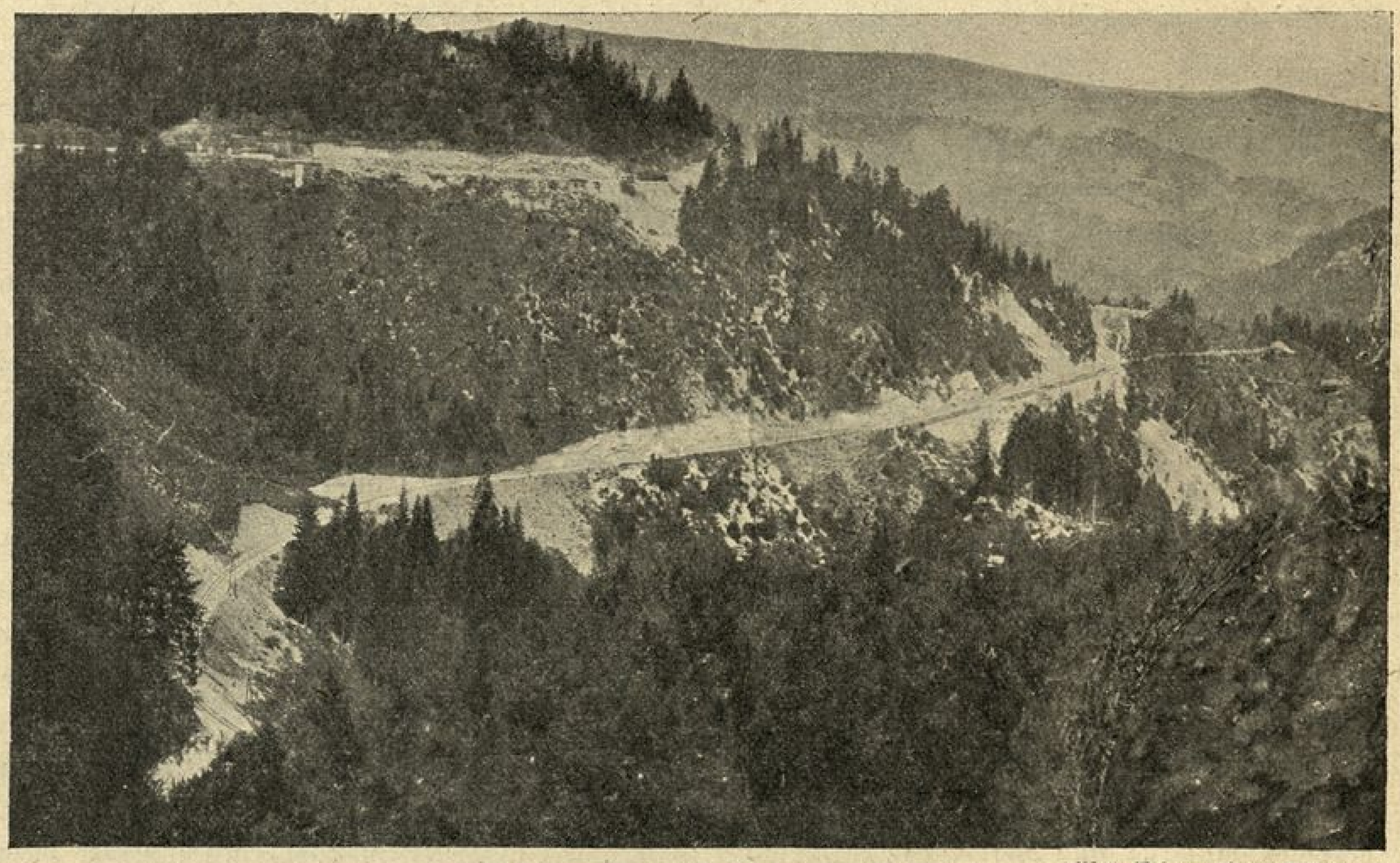
Für die Einschätzung der Wallfahrtsorte gerade nach ihrer Kommunikantenanzahl haben wir noch einen anderen triftigen Grund, nämlich die allgemein herrschende Anschauung betreffs der ausschlaggebenden Bedeutung der

Kommunikantenzahlen. Wir hatten auf unseren Reisen genug Gelegenheit, mit verschiedenen Priestern über Wallfahrtsorte zu sprechen. So oft sich nun jemand bei uns über die Bedeutung irgend eines ihm noch fremden Wallfahrtsortes erkundigen wollte, fragte er nicht: „Wie viele Besucher gibt es dort? Wie viele Prozessionen?“ sondern immer nur: „Wie viele Kommunikanten hat dieser Wallfahrtsort?“ Ein Zeugnis, wie tief sich bei den Sachverständigen die Überzeugung von der großen Bedeutung der Kommunikantenanzahl eingewurzelt hat!

Allerdings entspricht auch die Einteilung nach Kommunikanten nicht ganz und gar der unparteiischen Gerechtigkeit, da zum Beispiele dadurch die besonders hoch gelegenen Wallfahrtsorte, die also schwer zugänglich sind, verhältnismäßig in der Reihenfolge etwas zurückgedrängt werden. Denn dies gibt doch jeder zu, daß die 20.000 Wallfahrtskommunikanten am Luschariberge wesentlich mehr bedeuten, als die 25.000 Wallfahrtskommunikanten in Maria-Enzersdorf!

Auch scheinen durch diesen Maßstab der Kommunikanten jene Wallfahrtsorte im Nachteile, die an Sonntagen keine Meßlizenz, und also auch keine Wallfahrtskommunikanten haben (zum Beispiele Maria-Fieberbründl, Maria-Rast am Stein, auch Mariahilf bei Zuckmantel 2c.)

Obwohl wir von diesen Nachteilen wußten, haben wir uns aber endlich doch für die Einteilung nach Wallfahrtskommunikanten entschieden, weil sie schließlich alles in allem betrachtet, doch noch den sichersten und verläßlichsten Maßstab für die richtige Beurteiluug eines Wallfahrtsortes bietet.



Mariazellerbahn-Serpentine bei Laubenbachmühle. Phot. Weingartshofer, Mödling.

Wallfahrtsorte bis 1000 Kommunikanten herunter.

Wir erkannten sehr bald, daß wir uns, wenn wir nicht ins Uferlose kommen wollten, feste Grenzen nach unten hin legen mußten. Denn der Name der kleinen, schwachbesuchten Wallfahrtskirchen und -Kapellen „ist Legion“.

Darum hat unser Werk das Programm: Mehr oder minder ausführliche Behandlung aller jener zisleithanischen Wallfahrtsorte, die jährlich mindestens 1000 Wallfahrts-Kommunikanten aufweisen.

Diese größeren Wallfahrtsorte wollen wir, so wenigstens ist es unserer Absicht, lückenlos zur Darstellung bringen, das heißt: wir bemühen uns, auch nicht einen einzigen Wallfahrtsort, der diese Mindestzahl aufweist, auszulassen.

Was die kleineren und kleinsten der Wallfahrtsorte betrifft, so nehmen wir sie nur insofern auf, als sie uns eben sozusagen „in den Weg laufen“. Jedenfalls werden sie nur in einem eigenen Anhange, meist nur mit Angabe der statistischen Daten kurz angeführt. Eine Absicht, sie alle vollständig auch nur aufzuzählen, besteht durchaus nicht. Wenn wir einzelne von diesen kleinen Orten trotzdem etwas eingehender beschreiben werden, so hat dies von Fall zu Fall seine besonderen Gründe, die dann eigens angegeben werden.

Bereisung der Wallfahrtsorte.

Um uns über den gegenwärtigen Stand der Wallfahrtsorte ein möglichst sicheres, unabhängiges Urteil zu verschaffen, entschlossen wir uns, alle halbwegs namhaften Gnadenorte persönlich zu bereisen. Wir hielten dies für wesentlich notwendig, um bei der Beschreibung der Orte nicht unsicher und blind herumzutasten und hofften zugleich, durch die sich dabei ergebenden mannigfaltigen Erfahrungen einen schärferen Blick für die Beurteilung der Zustände zu erlangen.

Der bei den einzelnen Wallfahrtsorten behandelte Stoff, seine Einteilung und Anreihung.

Durch das viele Beschreiben der einzelnen Wallfahrtsorte ergab sich mit der Zeit eine gewisse einheitliche Behandlung der einzelnen Orte, die wir nach mancherlei Schwankungen und Änderungen als die für unser Werk geeignetste betrachteten.

Es weist nämlich so ziemlich jeder Wallfahrtsort nebst möglichst reicher Illustration folgende Kapitel auf:

1. Motto.
2. Örtliche Lage.
3. Gnadenkirche und Gnadenbild.
4. Geschichtliches.
5. Gebetserhörungen.
6. Statistisches.

7. Zufahrten und Bahnverbindungen.
8. Literatur.
9. Kurze Erwägung und Gebet.

Bei größeren Wallfahrtsorten sind die einzelnen Kapitel noch weiters in Unterabteilungen getrennt, manchmal auch ganz spezielle, außerordentliche Kapitel eingeschoben, bei den kleineren Wallfahrtsorten wurden manche Kapitel mit den nachfolgenden zusammengezogen, ab und zu auch ganz übersprungen.

Wir besprechen nun hier in der Einleitung diese einzelnen Kapitel im allgemeinen.

1. Motto.

Kleine anspruchslose Verslein, meist vom Verfasser selber erdacht; in seltenen Fällen auch verschiedenen anderen Werken, als passend zu unserem Zwecke, entnommen; des öfteren auch aus der Feder unserer Mitarbeiterin, des Fräulein Maria Hoppe aus Brünn. Wir haben die von ihr verfaßten Verslein stets mit „M. H." gezeichnet.

2. Örtliche Lage.

3. Wallfahrtskirche und Gnadenbild.

Bei diesen Kapiteln, die sich mit der Beschreibung der nächsten Umgebung der Kirche sowie mit deren Sehenswürdigkeiten befassen, kam uns selbstverständlich der Umstand, daß wir alles selber gesehen, wesentlich zustatten.

Wir haben uns denn auch dementsprechend ein ganz selbständiges Urteil gebildet und dieser unserer Meinung oft recht unverhohlen Ausdruck gegeben. Wir kamen nicht, um alles zu loben und alles gutzuheißen. Kein Band irgend eines besonderen Interesses verband uns mit dem einen oder andern Wallfahrtsorte. Wir kamen als Fremdlinge und liebten es, die allerersten, meist richtigsten und stärksten Eindrücke den Lesern mitzuteilen. Wo uns etwas wahrhaft gefiel, erteilten wir denn auch unverkürzt unser Lob, wo uns etwas entzückte, suchten wir durch möglichst begeisterte Worte diese unsere Seelenstimmung zu schildern. Warum hätten wir in jenen Fällen schweigen sollen, da uns etwas enttäuschte oder direkt mißfiel?

Mag sein, daß unsere Einschätzungen und Empfindungen nicht immer die richtigen waren, aber sie waren wenigstens die unsrigen. Steht es ja doch jedem frei, gleich uns in einem Buche seine Anschauungen und Meinungen diesbezüglich niederzulegen. Und mögen dann seine Ansichten den unsrigen schnurstracks entgegen sein, was liegt daran? Dem freien Mann geziemt ein freies Urteil und ehrliche Aussprache.

4. Geschichtliches.

Hier ist die Sachlage eine wesentlich andere, als beim vorhergehenden Kapitel. Im historischen Teile sind wir nämlich fast ausschließlich nur Nachtreter solcher Pfade, die vor uns schon von vielen anderen gut und endgiltig ausgetreten wurden.

Und es ist dies fast nicht anders möglich. Die Geschichte bietet meistens ganz feste, schon längst vollkommen abgeschlossene Tatsachen, an denen nun einmal nichts zu ändern ist. Sie müssen eben immer wieder in derselben Art erzählt werden, vorausgesetzt, daß jemand nicht zum Fabulisten und Lügner werden will.

Quellenstudien zu betreiben und somit ein für die Geschichte halbwegs wertvolles und gelehrtes Werk zu schaffen, war absolut nicht unsere Absicht. Denn erstens wären umfassende Quellenstudien für eine so große Menge von Orten ein Unternehmen, das ein ganzes Menschenleben ausgefüllt hätte, zweitens wäre dies bei der großen Verschiedenheit der Sprachen und der schweren Zugänglichkeit der Urkunden einem einzigen Forscher so ziemlich unmöglich gewesen, drittens — und dies ist der Hauptgrund — ist der Zweck unserer Arbeit die Zusammenfassung und Konzentrierung des großen Gesamtmaterials, wie es eben vorliegt, und der Hinweis auf die sich daraus ergebenden Tatsachen und Erfahrungen; eine allzu kritische Detailarbeit wäre in diesem Falle nicht nur zwecklos, sondern manchmal direkt störend und hemmend gewesen.

Mit Dank sei hier erwähnt, daß uns bei der Bearbeitung des historischen Teiles einer Reihe von tschechischen Wallfahrtsorten Hochwürden Herr Rudolf Nemeskal, Spitalseelsorger am Rudolfsspitale zu Wien, sowie auch das vorerwähnte Fräulein Maria Hoppe aus Brünn kräftig unterstützten.

5. Gebetserhörungen.

Es war uns von Anfang an klar, daß ein Buch wie das unsrige, daß den Lesern ein möglichst getreues, echtes, lebendiges Bild von den gegenwärtig besuchten Wallfahrtsorten zu geben beabsichtigt, die vorgeblichen Gebetserhörungen an den Wallfahrtsorten nicht unbeachtet beiseite setzen dürfe.

Gebetserhörungen sind, wenn man es recht betrachtet, das Lebensprinzip der Wallfahrtsorte. Sie sind die geheime Zugkraft, welche die Menschenherzen mit den Wallfahrtsorten verbindet und sie immer wieder auf's neue mit magischer Gewalt zu diesen Feuerherden göttlicher Liebe, zu diesen Vorratskammern außerordentlicher Gnadenerweise hinzieht. Gebetserhörungen sind oft genug die ersten Treibknospen gewesen, aus denen sich der mehr oder minder große Baum der Wallfahrtsorte entwickelte; Gebetserhörungen sind es, die diesem Baume zu mächtigem Wachstume zur kräftigsten Entfaltung verhalfen. Gebetserhörungen sind für den größeren Teil der Wallfahrer Grundursache und treibende Kraft zur Unternehmung einer Wallfahrt.

Ohne wirklich und wiederholt vorgekommene Gebetserhörungen sind die Wallfahrten geradezu unlösbare Rätsel.

Da ist kein Gebot, das den Menschen zwingen würde, irgend einen Wallfahrtsort aufzusuchen, kein göttliches Gebot, kein kirchliches Gebot, kein anderweitiges menschliches Gebot! — Der Israelite hatte seine vorgeschriebenen Wallfahrten, der Christ hat sie nicht! Es kann einer als der beste, ja heiligste Christ leben, ohne jemals auch nur einen einzigen Wallfahrtsort gesehen und besucht zu haben. Betreffs der Pilgerfahrten zu Wallfahrtsorten schweigt auch die Gewissensstimme, die sonst so laut, so eindringlich zu warnen, zu drohen, zu strafen weiß. Niemand fühlt sich innerlich verpflichtet (es sei denn, er habe sich freiwillig durch ein Gelöbnis gebunden), irgend einen Wallfahrtsort zu besuchen.

Und trotz alledem sehen wir den Zug nach den Wallfahrtsorten wie eine Flut den ganzen katholischen Erdkreis überschwemmen. Da ist kein Land, das nicht seine Wallfahrtsorte hätte, und unzählig, stromgleich wogt und wallt es aus allen Städten und Dörfern, aus den abgelegensten Winkeln der Gebirge; und dieses Wogen und Wallen hat als Ziel die verschiedenen Wallfahrtsorte.

Gegen diese Macht sich stemmen, heißt dem Wasser verbieten zu wollen, daß es abwärts rinne, dem Feuer, daß es aufwärts lodere und flamme.

Wir haben ja ein gewaltiges Beispiel, daß sich diese elementare Kraft, die das Menschenherz zu Wallfahrtsorten treibt, zu messen hatte mit einem entschlossenen Riesengegner, wie er auf Erden kaum stärker, gewappneter zu denken ist: Ein Kaiser (Josef II.)[1]), der Beherrscher eines mächtigen Reiches und mit ihm vereint das wohlgerüstete Heer seiner Beamtenschaft, erhoben sich mit allergrößter Kraftentfaltung, um den Wallfahrtsorten und den Pilgerfahrten ein Ende zu bereiten. Die Mittel, die damals angewendet wurden, waren brutal genug: Sperrung, Schließung der Kirchen, dann auch Zerstörung dieser Gebäude, Vertreibung der Ordensleute, Einziehung aller Güter usw.

Und wenn er heute aufstünde dieser Kaiser, und er müßte sehen, wie allüberall neues Leben in den alten Wallfahrtsorten treibt, wie sogar ehrfurchtgebietende, großartige neue Wallfahrtsorte aufblühten und ihres Ruhmes Glanz weithin verbreiten, dann würde er vielleicht mit dem Worte eines seiner zeitgenössischen Dichter eingestehen und sagen:

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Jedenfalls bleibt das eine unleugbar: Die Wallfahrtsorte gingen schließlich als Sieger hervor.



Phot. F. Kuß, Mariazell.
Mariazellerbahn: In den Zinken.

Wie nun ist diese zähe, unausrottbare Kraft des Wallfahrens zu erklären, da doch, wie wir gesagt, das Wallfahren eine vollkommen freie, dem Ermessen des Einzelnen überlassene Sache ist?

Der Erklärungsgrund liegt überaus nahe, und ist mit den Händen greifbar: es ist der mächtigste der Triebe, der Selbsterhaltungstrieb des Menschen. Wir erklären dies näher: Wenn der Mensch in Not ist, greift er eben nach jedem Mittel, das auch nur den Schein einer Rettung verspricht. Nun, Nöten und Leiden hat der Mensch übergenug; aber auch das hat sich seit Jahrhunderten im Menschenherzen tief eingewurzelt, daß gar oft gerade an den Wallfahrtsorten Hilfe für Not und Trübsal winkt. Dieses Bewußtsein, gestützt auf vielhundertjährige Erfahrung der Vorvordern, gehoben und gestärkt durch eigene Erfahrungen oder durch die Mitteilungen der Zeitgenossen, wird sich schließlich immer wieder Bahn brechen, auch wenn man es mit eisernen Fesseln niederhalten will. Der Selbsterhaltungstrieb treibt den Menschen zu den Wallfahrtsorten, weil ihm seine Erfahrung sagt, daß ihm dort geholfen werden kann. Da schreibet Dekrete, Verbote, Drohungen, so viel ihr wollt: wenn der Mensch krank auf seinem Lager liegt, wenn ihm eure gescheiten Ärzte keine Hilfe mehr zu bringen wissen und das Ende ihres Liedes ist: „Wir geben ihn auf" und wenn dann dieser Mensch in seiner Todesnot sich verlobt, im Falle seiner Genesung den oder jenen Wallfahrtsort aufzusuchen, und wenn er dann wirklich binnen kürzester Frist oder vielleicht momentan in den Vollbesitz

[1]) Die ganze Anlage unseres Werkes bringt es naturgemäß mit sich, daß wir gar häufig von den wichtigen Ereignissen zu reden haben werden, die sich in der Zeit Kaiser Josefs II. abspielten. Wir werden dann der Kürze halber meistens nur den Namen des Kaisers selbst erwähnen, obwohl wir nicht vergessen dürfen, daß eine ganze Armee von Beamten in demselben Sinne wie der Kaiser arbeitete, ja daß oft die kleinsten Kreisobrigkeiten eine Schneidigkeit in der Kirchenverfolgung bewiesen, die jene der großen Zentrale zu Wien beiweitem übertraf. Es war damals nämlich wie eine ansteckende Krankheit der Geist der sogenannten Aufklärung in die Köpfe gefahren, so daß ein wahrer Taumel alles mit sich fortriß; waren ja doch vielfach die kirchlichen Organe selber bedenklich davon angekränkelt. Wenn wir also im Verlaufe unserer Schilderungen von Kaiser Josef II. zu reden haben werden, so meinen wir damit stets das ganze Aufgebot der Freigeisterei, die sich damals gegen Kirche, Klöster und Wallfahrten erhob, ohne daß wir den Grad der moralischen Verschuldung irgend einer dabei mitwirkenden Person genau bestimmen wollten. Dazu wäre die Gabe der Allwissenheit nötig, über die wir, wie unsere übrigen Erdenbrüder, derzeit nicht verfügen.

seiner schon verlorenen Kräfte gelangt, dann frage ich euch, ob ihr mit euren papiernen, ungerechten Dekreten diesen Menschen abhalten werdet, daß er, wenn auch heimlich, zu jenem Orte hinflieht, von dem allein ihm Rettung kam, da eure menschliche Weisheit schon längst an ihrem Ende angelangt war.

Wir sagen also: Es müssen Gebetserhörungen an den Wallfahrtsorten vorkommen, sonst würde der selbstsüchtige Mensch nicht so unerklärlich zähe an diesen Orten hängen. Nur häufige, auffallende Gebetserhörungen sind eine hinlänglich Entstehungs- und Erhaltungsursache der Wallfahrtsorte, aber sie erklären die Sache auch vollkommen ausreichend und gut.

Gebetserhörung oder Wunder?

Wir haben bisher immer nur das Wort Gebetserhörung gebraucht, und haben das Wort Wunder vermieden. Und dies mit Absicht.

Wunder im eigentlichen Sinne ist nämlich ein sinnlich wahrnehmbares, außerordentliches Vorkommnis oder Ereignis, das nicht in der uns bekannten Ordnung der Natur, sondern in Gott seine Ursache hat.

Für unsere Wallfahrtsorte kommen nun als Wunder insbesonders unerwartete Krankenheilungen in Betracht; wir sprechen darum sofort von diesen und sagen: Mit dem Worte Wunder kann man, ganz entsprechend den soeben angeführten drei Bedingungen oder Erfordernissen, dreierlei „Wunder" unterscheiden.

1. Wunder für das Volk. Jedes sinnlich wahrnehmbare, außerordentliche Ereignis gilt dem Volke als ein Wunder, oder wie auch der beliebte Ausdruck dafür heißt: als Mirakel.

2. Wunder für die Ärzte oder überhaupt für die Naturkenner. Ein Vorfall, der nicht in der uns bekannten und erforschten Natur seine Ursache hat, ist für den Naturkenner ein vorläufiges oder auch absolutes Wunder.

3. Wunder der Kirche. Ein außerordentliches Ereignis, das nur in der wirkenden Kraft Gottes seine Ursache hat, ist im kirchlichen Sinne ein Wunder. Die Entscheidung, ob irgend ein Vorfall in solcher Art als Wunder gelten und angesehen und bezeichnet werden darf, hat sich die Kirche vorbehalten. Und darum darf niemand, auch nicht ein schriftstellernder Priester, irgend einen außerordentlichen Vorfall in diesem letzteren strengen Sinne „ein Wunder" nennen, wenn nicht zuvor eine kirchliche Untersuchung denselben Vorfall als wirklich wunderbar bezeichnet hat.

Wenn wir nun in diesem Buche von jetzt an öfters das Wort Wunder oder wunderbar gebrauchen werden, so geschieht dies, wo nicht anders erwähnt, immer nur in dem ersten Sinne: nämlich als Bezeichnung eines außerordentlichen, für den gewöhnlichen Menschen unerklärlichen Vorganges.

Gebetserhörungen aus alter Zeit.

Wir vermeiden es in diesem Buche geflissentlich, Gebetserhörungen, die älter als fünfzig Jahre sind, anzuführen. Denn unsere Gebetserhörungen sollen apologetische Kraft haben, mit anderen Worten: sollen imstande sein, die Wahrheit der Kirche und ihrer Lehre zu verteidigen und zu beweisen. Da hätten aber alte, vor Jahrhunderten geschehene Wunder wohl wenig Beweiskraft.

Was wollen wir einem Ungläubigen gegenüber mit der Aufzählung von Wundern erreichen, die sich, wenn noch so großartig, im achtzehnten Jahrhundert zugetragen haben? Er wird uns einfach ins Gesicht lachen!

Wenn wir außerordentliche Vorfälle bringen, so müssen sie in einer Zeit liegen, aus der noch jetzt lebende Menschen als Zeugen zu vernehmen sind. Dann hat der Vorfall, in solcher Weise durch Zeugen erhärtet, bedeutend mehr Kraft.

An dieser Stelle sei uns gestattet, unser Mißfallen an jenen Wallfahrtsbüchern auszusprechen, die sich darin gefallen, ganze Serien solch alter Gebetserhörungen aufzutischen. Wenn neben diesen alten Stücken doch mindestens gleichviel aus neuerer Zeit gebracht werden, so geht dies noch halbwegs an, wenn aber neben diesen alten Mirakeln aus siebzehnhundert und so und so viel Jahren kein einziges von neunzehnhundert so und so viel gebracht wird, so liest jeder sofort aus diesen Zeilen heraus: „Aha, heutzutage gibt es dort keine ‚Wunder' mehr; sonst würde man sie doch anführen!" — Und dieser hat Recht! — Ob aber diese seine auf solche Art gewonnene Überzeugung dazu beitragen wird, sein Vertrauen auf den Wallfahrtsort zu heben, das erlauben wir uns denn doch stark anzuzweifeln.

Daraus die Schlußfolgerung: Wenn keine Gebetserhörungen aus neuer und neuester Zeit vorliegen, oder nicht bekannt sind, dann lieber ganz schweigen!

Selbstverständlich nehmen wir diejenigen alten Gebetserhörungen aus, die mit der Geschichte des Wallfahrtsortes irgendwie zusammenhängen, also Vorkommnisse, die so eng mit der Entstehung oder Weiterentwicklung des Ortes verflochten sind, daß man ohne sie manches Geschehnis der Vergangenheit sich gar nicht erklären könnte. Diese müssen notwendigerweise erwähnt und erzählt werden. Unser oben ausgesprochenes Urteil zielt nur auf private Gebetserhörungen ab, die für den Wallfahrtsort selber gänzlich belanglos erscheinen.

Gebetserhörungen aus neuester Zeit.

Es fällt uns gar nicht ein, von jeder einzelnen Gebetserhörung, die wir als des Druckes würdig erachteten, zu behaupten, daß hinter ihr ein wirkliches Wunder stecke. Dies zu entscheiden haben wir weder Vollmacht noch Recht, und zwar ebensowenig Vollmacht und Recht, als diesbezüglich unsere Kritiker sie besitzen.

Wenn wir einen Fall vorlegen, so wollen wir nichts anderes damit sagen als: dieser Fall erschien uns persönlich soweit glaubwürdig und soweit auffallend, daß wir ihn einem größeren Leserkreise zum Nachdenken unterbreiten.

Wenn wir aber bezüglich eines einzelnen herausgegriffenen Falles verschiedenen Meinungen ihr volles Recht zugestehen, so haben wir andererseits eine derartige Fülle von Material zusammengetragen, daß die Gesamtwirkung aller dieser Fälle für den ehrlichen Leser eine überzeugende und großartige ist. Ein einzelner Mensch mag immerhin irren,

— zwei Menschen irren betreffs desselben Gegenstandes schon schwerer, — wenn Hunderte von Zeugen aufstehen und ihr Wort verpfänden für solche Fälle, dann haben ihre Aussprüche das Recht, daß man sie achte und höre. Wir halten jedenfalls dafür, daß die Gebetserhörungen an den Wallfahrtsorten, in ihrer Gänze überblickt und überdacht, ein unwiderleglicher Beweis dafür sind, daß an diesen Orten wirklich übernatürliche Kräfte walten, daß diese Stätten also „Gnadenorte" in des Wortes ureigenster Bedeutung seien.

Sucht uns aber jemand durch den Vorwurf der Leichtgläubigkeit in Mißkredit zu bringen, so antworten wir: wir sind nicht leichtgläubig, aber wir sind gläubig! Und während Christus unser Meister oft genug den Unglauben und die Herzenshärtigkeit als Hemmnis der Gnade getadelt hat, hat er ebenso häufig auf den einfältigen, geraden Glauben hin die schönsten Beweise seines göttlichen Beifalls gegeben. Wir ziehen es entschieden, für unsere Person wenigstens, vor, das Wort Christi bei Matthäus 8, 10. als jenes bei Markus 16, 14. zu verdienen.

6. Statistisches.

Die hier dargebotenen Daten sind in den weitaus größten Fällen direkt von den Kirchenvorstehern der betreffenden Wallfahrtskirchen angegeben und verdienen daher volles Vertrauen. Wir glauben, gerade durch diese Zahlen unserem Buche einen besonderen Wert gegeben zu haben.



Phot. F. Kuß, Mariazell.

Mariazellerbahn: Siegmundsberg.

Übrigens sprechen diese Zahlen eben für sich selber. Sie wollen nicht bloß, um durch solche Angaben den unbekannten Leser ein wenig zu orientieren, sondern auch darum, um ihn etwa anzuregen, wie er in leichter Weise mit einer Wallfahrt gleich eine oder mehrere andere vereinigen könnte.

Diese Angaben können jedoch auf vollkommene Präzision keinen Anspruch erheben. Denn was die Fahrpreise betrifft, haben wir selbe nach den allgemeinen Kilometertabellen in den Kursbüchern zusammengestellt; nun heißt es aber in diesen Büchern ausdrücklich, daß man aus diesen Tabellen nur eine annäherungsweise Berechnung anstellen kann. Betreffs der Fahrzeiten aber ist es bekannt, das die Züge oft eine erhebliche Geschwindigkeitsdifferenz aufweisen. Trotz dieser Unvollkommenheit unserer Angaben glauben wir aber trotzdem, gar manchem Leser willkommene Auskünfte erteilt zu haben. Übrigens werden sich Differenzen zwischen unseren Angaben und den wirklichen Fahrpreisen und Fahrzeiten in nicht vielen Fällen ergeben, und auch dann dürfte es sich nur um geringfügige Verschiedenheiten handeln.

7. Zufahrt zum Wallfahrtsorte.

Mit diesem Kapitel bieten wir etwas ganz Neues, was wir noch nirgends vorgefunden haben, nämlich Reiseangaben für den Besuch der Wallfahrtsorte. Und zwar sind gewöhnlich von den Landeshauptstädten aus die nächsten Eisenbahnverbindungen, ihre Dauer, ihr Fahrpreis angegeben, wo dies notwendig war, geschieden nach Personenzügen und Schnellzügen.

Bei der Fahrpreisangabe nahmen wir durchwegs nur auf die dritte Klasse Rücksicht. Sie wird ja am meisten benützt und zudem hätten noch weitere Ziffern vielleicht nur verwirrt und Anlaß zu Mißverständnissen gegeben.

Außer den Verbindungen mit den Landeshauptstädten gaben wir meistens noch Fahrzeit und Fahrpreis zu den benachbarten Wallfahrtsorten an. Dies taten wir nicht bloß, um durch solche Angaben den unbekannten Leser ein wenig zu orientieren, sondern auch darum, um ihn etwa anzuregen, wie er in leichter Weise mit einer Wallfahrt gleich eine oder mehrere andere vereinigen könnte.

8. Literatur.

Literaturangaben durften in einem solchen Werke, wie das unsrige ist, nicht fehlen; und zwar nicht so sehr, um zu bekennen, welcherlei Hilfsquellen wir selber benützten, sondern vielmehr, weil die Literatur gleichsam eine Ehrenkrone des betreffenden Wallfahrtsortes ist, so daß unbedingt darauf hingewiesen werden mußte.

Bei der kolossalen Masse von Schriftwerken und Büchern konnte natürlich an die Darbietung eines vollständigen Literaturverzeichnisses auch nicht im entferntesten gedacht werden. Unsere Absicht war bloß die, auf diverse Artikel in einzelnen beliebten österreichischen Schriften hinzuweisen, und zwar vornehmlich in solchen, die katholisch-kirchliche Tendenz haben.

Da wir ein deutsches Buch für deutsche Leser schreiben, begnügen wir uns in vielen Fällen mit deutscher Literaturangabe. Nur dann, wenn im Deutschen wenig Material vorhanden war, griffen wir auch auf fremdsprachige Literatur, soweit uns selbe bekannt war.

9. Kurze Erwägung und Gebet.

Wir beschließen die Abhandlungen über die einzelnen Wallfahrtsorte ganz regelmäßig mit einer sehr kurz gehaltenen Erwägung und einem Gebete.

Zu diesem Vorgehen bewog uns erstens die Tatsache, daß ein Großteil der Leser solche Herzenserhebungen, vorausgesetzt, daß sie nicht allzulange sind, liebt.

Aber ein noch viel wichtigerer, wir möchten sagen innerer, organischer Grund veranlaßte uns, dies so und nicht anders zu machen. Es ist die Anregung und Gemütserhebung sozusagen die Spitze, auf die unsere ganze Arbeit hinausläuft. Was wir mit dieser Arbeit von allem Anfang an beabsichtigten, war nicht etwa dies, den Lesern eine unterhaltende, belehrende, zerstreuende Lektüre zu bieten, sondern in erster Linie der Gedanke, die Herzen zu erwärmen, den Glauben, das Vertrauen zu beleben, und die Leser zu begeistertem Gotteslobe anzuregen.

Wie ein gedrucktes, aber eindringliches „Tedeum", ein „Großer Gott wir loben dich", — also dachten wir uns immer wieder dieses unternommene Werk. Und der letzte Grundton, der langanhaltende, fortklingende, in den schließlich all die verschiedenen Akkorde dieses Buches ausklingen sollten, war uns nichts anderes als jenes gewaltige göttliche Anliegen, das unser Weltheiland an erste, souveräne Stelle, vor alle anderen noch so wichtigen Wünsche und Ziele hingestellt hat, indem er seine Schüler in allererster Linie zu beten geheißen:

Geheiliget werde dein Name!

Ja: Geheiliget werde der Name Gottes auch durch dieses Buch! Dies allein ist sein Ziel, und außer diesem kein anderes!

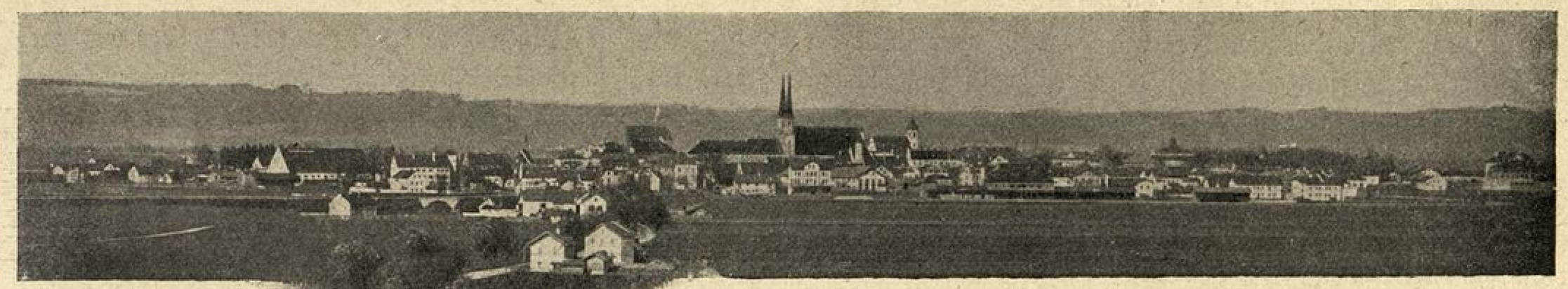
Und wenn dieses Buch nicht imstande ist, dieses Ziel bei einem Teile der Leser zu erreichen oder wenigstens zu befördern, dann allerdings wäre es besser ungedruckt geblieben; dann war umsonst unsere Arbeit, umsonst unsere Mühe.

Aber nein, wir hoffen zuversichtlich, daß dem nicht so sein wird, wir hoffen zuversichtlich, daß manchen Lesers Gemüt, wenn er die Geschichte eines Wallfahrtortes mit Aufmerksamkeit durchgegangen hat, sich wie von selber zu kurzer Andacht erhebt und mit Lust jene Gebete mitspricht, die wir ihm jedesmal in den Mund legen werden.



Phot. J. Kuß, Mariazell.

Mariazell im Winter. Eine Rosenkranzstation an der Straße.



Phot. Strauß, Altötting.

Altötting von Westen.

Vor allen andern hast den Preis errungen
Altötting du, — kein andres ist dir gleich!
Hast dir das allererste Lob erzwungen
Im hehren Muttergottesgnadenreich.
Dir tönen Lieder schon seit tausend Jahren
Im großen deutschen Reich, — und deinen Ruhm,
Den preisen jubelnd ungezählte Scharen, —
Du bist Mariens größtes Heiligtum.

Altötting.

Bayern, 300—400.000 Kommunikanten.

Vorbemerkung.

Vielleicht wird man uns Vorwürfe machen, daß wir hier in diesem Buche dem ausländischen Wallfahrtsorte Altötting die erste Stelle einräumten, und unserem heimatländischen Mariazell die „Schmach" antaten, erst an zweiter Stelle erscheinen zu müssen. Aber man sei gerecht: Unser Buch will nicht die Wallfahrtsorte Österreichs, sondern die Wallfahrtsorte des Österreichers behandeln. Und es ist und bleibt einmal unleugbar, daß der Zuzug nach Altötting auch aus österreichischen Ländern ein starker ist. Religion und Gottesverehrung kennt keine staatlichen Grenzen, und die Liebe zur allerseligsten Jungfrau hat wenig Respekt vor schwarzgelben oder blauweißen Grenzpfählen. Wohl dachten wir eine Zeitlang ernstlich daran, die ausländischen Nachbar-Wallfahrtsorte in einem separaten Anhange zu behandeln, aber schließlich wendeten wir uns mit Entschiedenheit von diesem kleinlichen, engherzigen Standpunkte ab. Wenn wir Altötting als einen von Österreichern häufig besuchten Wallfahrsort anerkennen müssen, so wäre es eine Ungerechtigkeit von uns, diesen Ort in irgend einen Winkel abzuschieben; Ehre, wem Ehre gebührt!

Altötting ist unbestritten die Fürstin aller deutschen Marienwallfahrtsorte.

Mit seinen bis an die Zahl 418.000 heranreichenden, jährlichen Kommunikantenscharen überflügelt es weitaus alle andern Andachtsorte in deutschen, und zumal in österreichischen Ländern.

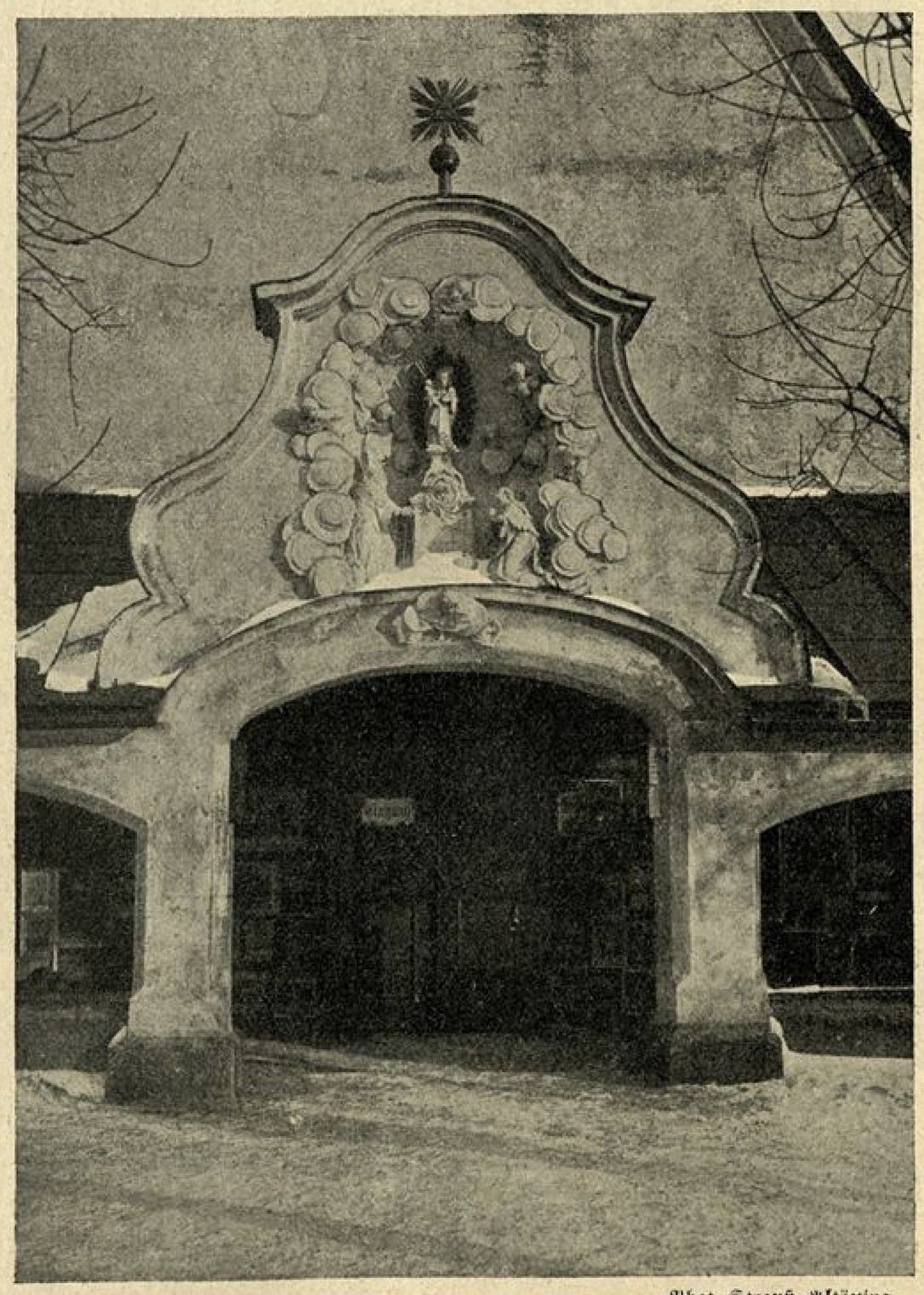
Mariazell, das vielgelobte, diese Perle in den österreichischen Alpen, steht mit seinen 130—150.000 Kommunikanten hinter Altötting weit zurück!

Also nochmals: Ehre, wem Ehre gebührt!

Ja noch mehr: Nehmen wir all die niederösterreichischen und oberösterreichischen Wallfahrtsorte, die irgendwie hervorragen, zusammen, ohne auch einen einzigen von ihnen auszulassen, — stellen wir also zusammen Maria-Taferl, Dreieichen, Sonntagberg, Maria-Lanzendorf, Maria-Enzersdorf, Gutenstein, Langegg, Maria-Schutz, — und dazu die oberösterreichischen Maria-Schmolln, Puchheim, Neustift, Adlwang, Pöstlingberg, dazu noch alle Wallfahrtsorte des Landes Salzburg, so haben alle diese vielbesuchten Wallfahrtsorte zusammengenommen jährlich etwa 300.000 Kommunikanten aufzuweisen; Altötting schlägt die ganze Versammlung: es zählt allein für sich um zirka 100.000 mehr.

Ja, um den größten Ruhm Altöttings zu melden: Altötting bedeutet Zweidrittel von Lourdes. Das Weltheiligtum Lourdes, über dem sich alle Gnadenschleusen des Himmels geöffnet zu haben scheinen, hat bloß eine um die Hälfte größere Kommunikantenzahl als unser Altötting, nämlich 500—600.000.

Dies betrachtend, finden wir uns vor einem großen Fragezeichen, vor einem geheimnisvollen Rätsel, vor einer geschlossenen Pforte, zu der wir den irdischen Schlüssel zu finden nicht imstande sind.

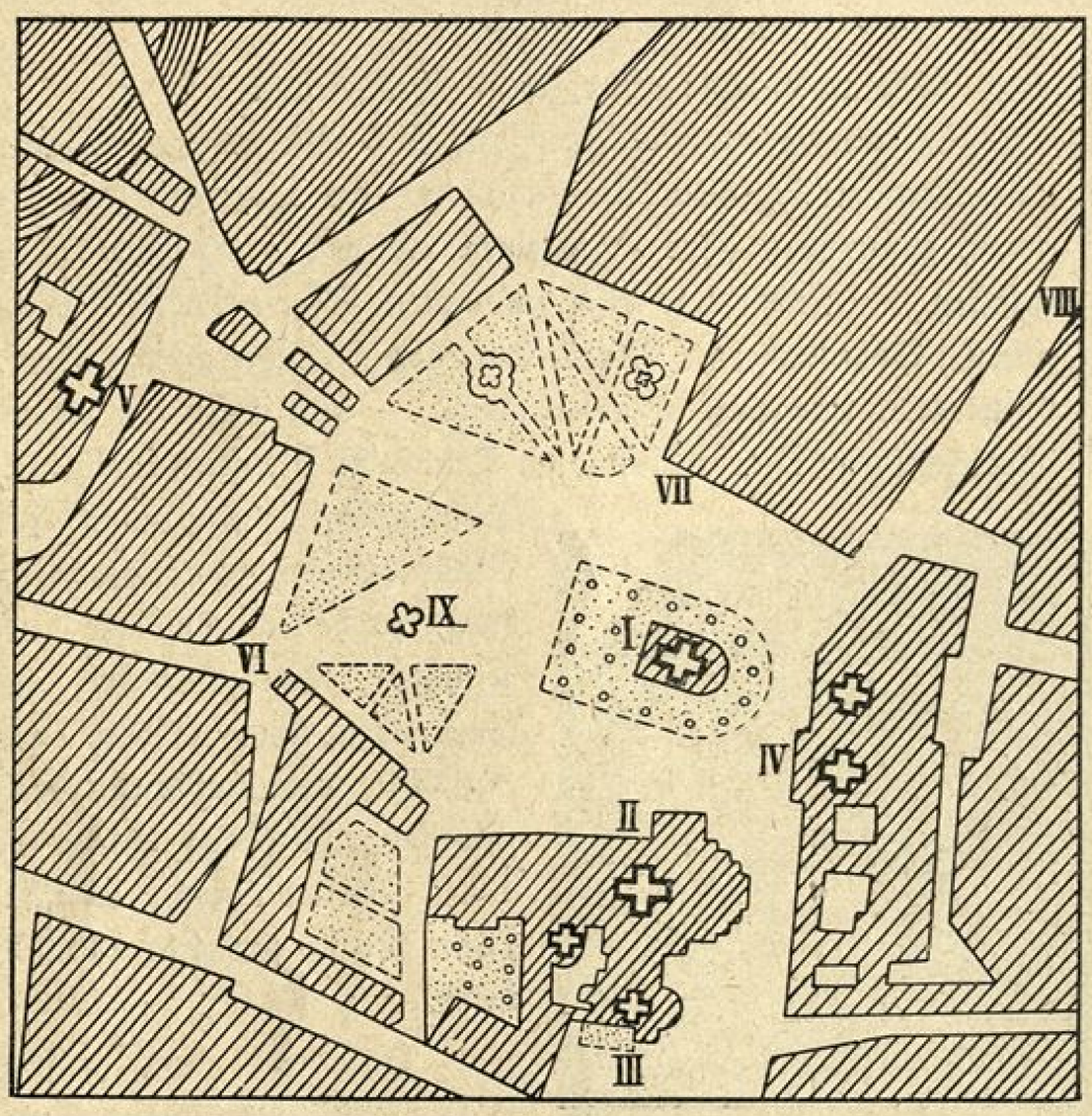


Phot. Strauß, Altötting.

Altötting: Portal der Gnadenkapelle.

Denn, wenn wir uns fragen: „Was in aller Welt hat denn dieses Altötting den Pilgerscharen zu bieten? Welche Naturreize hat es aufzuweisen? Welche anziehenden Gegenstände nennt es sein eigen? — so müssen wir, um ehrlich zu sein, bekennen: Nichts, oder fast nichts gibt es in Altötting, was da geeignet wäre, den sinnlichen Menschen zu blenden und zu locken.

Betrachten wir die ganze Gegend rings um diesen Ort. — Ja, ja, wir wissen, daß in manchen Altöttinger Büchern, die eben alles und jedes preisen und loben wollen, unter anderem zu lesen ist von lieblichen Gefilden, von anmutigen Landschaftsbildern, von herrlichen Spaziergängen — lassen wir solche Träumereien einer überhitzten Einbildungskraft. Hand aufs Herz: Die Gegend um Altötting ist doch ziemlich langweilig! Eine Gegend, vor der jeder Naturfreund flieht, und die der Tourist so rasch als möglich mit Schnellzugsgeschwindigkeit zu durchstreichen bestrebt ist.



Plan des Kapellplatzes.

I. Gnadenkapelle. II. Pfarrkirche. III. Tillykapelle. IV. Magdalenakirche.
V. St. Annakirche. VI. Mühldorferstraße.
VII. Postgebäude. VIII. Neuöttingerstraße. IX. Marienbrunnen.

Oder was hat Altötting sonst zu bieten? Die drei Kirchen?*) Die Gnadenkiche, die Pfarrkirche, die Kapuzinerkirche? Aber Kirchen sind an und für sich keine Anziehungspunkte; Kirchen, schöne Kirchen, große Kirchen sehen wir in Stadt und Land allüberall nach Dutzenden, ja nach Hunderten. Oder sind diese drei Altöttinger Kirchen durch besondere Pracht und Großartigkeit ausgezeichnet? — Nein, sie sind es nicht! Sie erheben sich in Anlage und Schmuck nicht über eine gute Mittelmäßigkeit.

*) Im letzten Jahre 1912 ist die mächtige Annakirche dazugekommen; aber diese ganz neue Kirche hat doch offenbar bisher die Entwicklungsgeschichte des Gnadenortes nicht im Mindesten beeinflussen können.

Man mißdeute unsere Worte nicht! Es liegt uns ganz ferne, etwa über die Altöttinger kirchlichen Gebäulichkeiten absprechend zu urteilen; wir wissen recht gut die ernste, erhabene Gotik der Pfarrkirche, und die einladende Freundlichkeit der hohen, weiten Kapuzinerkirche zu schätzen — aber was sollen diese Altöttinger Kirchen gegen den Mariazeller Prachtdom, gegen den Olmützer Heiligberg? Wo bleiben sie, wenn man das majestätische Prunkgebäude des Sonntagberges neben sie vergleichend hinstellt?

Aber noch etwas anderes ist merkwürdig: Altötting hat auch sonst gar wenig, was es den zahlreichen Pilgerscharen bieten könnte, um ihnen gleichsam in frommer Weise die Zeit des Aufenthaltes abzukürzen. Wie weit bliebe Altötting zurück, wenn es sich diesbezüglich mit Albendorf oder mit Kalwarya bei Krakau oder auch mit Wartha zu messen hätte?

Allerdings hat Altötting einen Vorzug, der ihm natürlicherweise ein Übergewicht über die anderen Gnadenorte Deutschlands zu geben scheint: sein hohes, ja sehr hohes Alter, so daß dieses Heiligtum Mariens wohl als ältestes aller deutschen Muttergottes-Heiligtümer gelten darf. Aber so sehr wir auch diesen Vorzug des hohen, ehrwürdigen Alters möglichst hoch einzuschätzen bereit sind, kann doch das Alter allein noch nicht diese Ausnahmsstelle Altöttings genugsam erklären. Denn es hat schon viele alte Heiligtümer gegeben, die eben eingegangen sind; warum nicht Altötting? Ja wir können mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es auch unter den deutschen Marien-Heiligtümern ältere als Altötting gegeben hat, von denen wir allerdings, eben weil sie zugrunde gingen, keine Kunde mehr besitzen.

Nach all diesem neigen wir zu der Ansicht, daß wir in der Größe Altöttings unmittelbar ein Werk des göttlichen Willens vor uns haben. Gott wollte und will es noch, daß gerade Altötting ein Mittelpunkt der frommen Marienverehrung sei und bleibe, und eben darum, weil Gott es will, ist Altötting groß geworden und hat alle anderen Gnadenorte weit übertroffen. Wir sind geneigt, Altötting gleichsam wie ein immer andauerndes Wunder Gottes zu betrachten, das menschlicher Scharfsinn und menschliche Klugheit sich vergebens zu enträtseln sucht. Wir sind geneigt, in Altötting eine beherzenswerte Lehre Gottes entgegenzunehmen, daß nicht Naturschönheit, nicht äußerer Pomp, nicht die Anhäufung von Heiligtümern bei einem Gnadenorte ausschlaggebend sei, sondern daß die Seele eines Gnadenortes einzig und allein im heiligsten Gutdünken Gottes seinen Urgrund habe, je nachdem es nämlich dem Allmächtigen zusagt, über dem betreffenden Orte das Füllhorn himmlischer Gnadenerweise mehr oder minder reichlich auszugießen.

In außerordentlich fühlbarer Weise ruft uns die Stimme des Herrn aus Altötting zu: Ich führe euch nach Altötting, nicht damit ihr angenehme Wanderschaft habet, sondern damit eure Seele in die Regionen der Andacht wandere, — nicht damit ihr euch an Naturschönheiten erlabet, sondern damit die Schönheit der Religion euere Herzen erquicke, — nicht damit ihr Kurzweil genießet, sondern damit ihr die Stunden der Wallfahrt mit ernster Andacht ausfüllet, — nicht damit ihr schauet, betrachtet, sondern auf daß ihr betet und weinet,

— nicht damit euch die Zeit angenehm verstreiche, sondern damit eure Ewigkeit in Sicherheit gestellt würde.

Dürfen wir noch etwas hinzufügen?

Als es vor zweitausend Jahren sich darum handelte, eine Mutter für den Erdenheiland zu erwählen, da traf Gottes Wahl eine arme bescheidene, ganz verborgene Jungfrau und zwar wohnend in einem Orte, aus dem sich kein Jude etwas Gutes erwartete.

Und als es sich später darum handelte, für die deutschen Lande das größte und dauerndste Heiligtum Mariens zu erwählen, da traf Gottes Wahl wieder einen stillen, bescheidenen, vergessenen Ort: unser Altötting. Und so wagen wir zu sagen: Die Wahl Altöttings ist so recht ein passendes Seitenstück zu jener Gnadenwahl, durch die Maria selber aus großer Niedrigkeit zur höchsten Würde der Himmelskönigin erhoben ward.

Das Altöttinger Gnadenbild und sein Geheimnis.

Sag' an, o Bild, mit welchem Zauberstabe
Hat dich der Gnaden Königin berührt;
Daß ich der Andacht süßeste verspürt,
Kaum daß ich nur dich angesehen habe?
Daß fromme Seufzer du entlockst dem Munde,
Dem Aug' der Freudentränen süßen Strom,
Daß du gebannt mich hältst im kleinen Dom,
Du hehres Bild, gib von dem Zauber Kunde!

(M. H.)

Ja, wir gestehen es — wir waren dreimal in Altötting — daß in jener dunklen Gnadenkapelle Kräfte auf die Seele einzuwirken scheinen, wie wir sie sonst in anderen großen Gnadenorten nicht oder nicht in diesem Maße wahrgenommen haben.

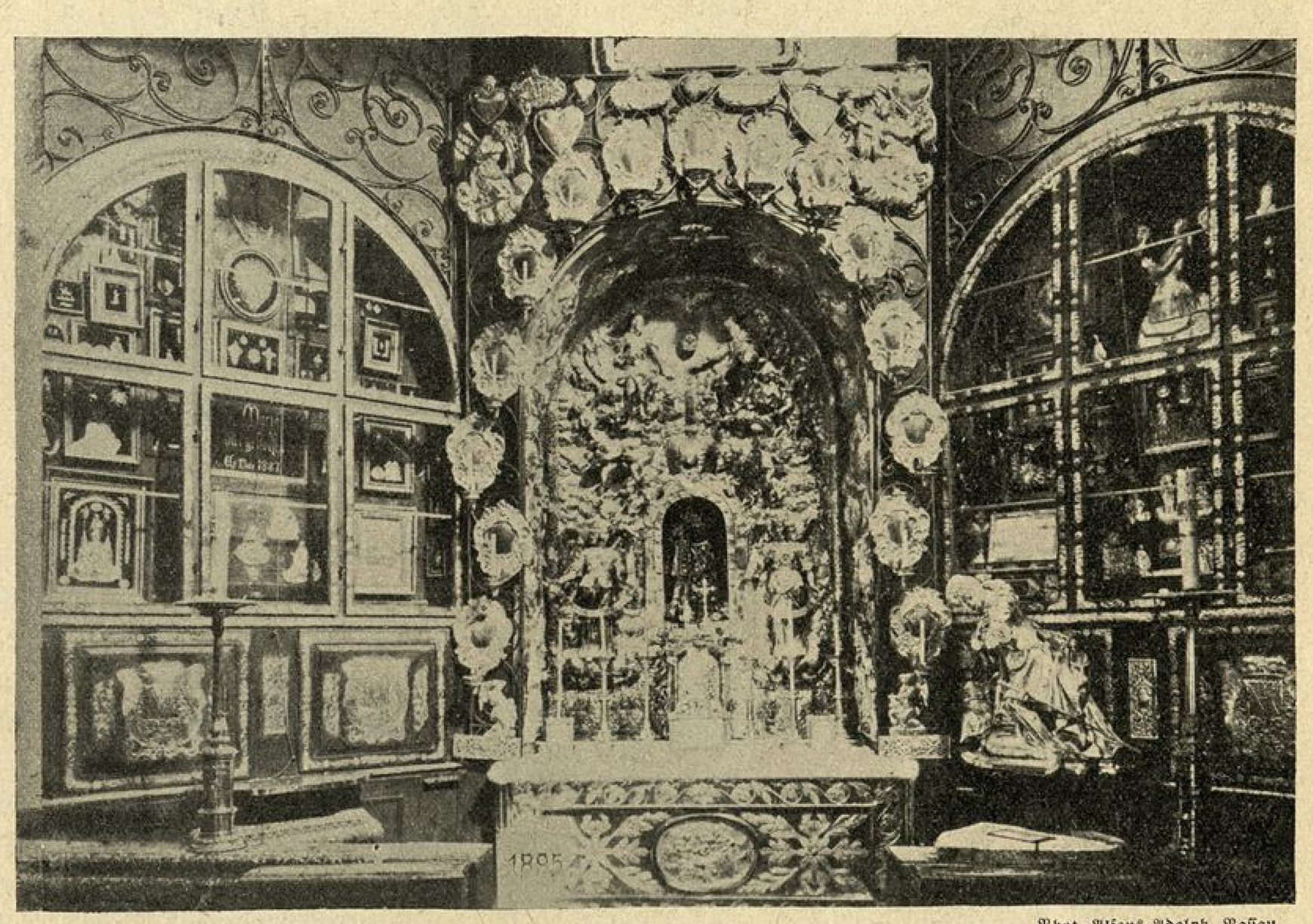
Es geht ein stiller Segen aus von diesem Bilde. Zarte Fäden, goldene Fäden der Gnade und des Erbarmens scheinen jegliches Herz sachte zu umspinnen, das sich allhier andachtsvoll niederläßt, zur seligen Begrüßung der Mutter des Herrn.

Nicht der Pilger ist es, der mit seinen Mariengrüßen solch süße Herzensstimmung im eigenen Innern hervorbringt, sondern Maria ist es, die, den Pilger grüßend, sein Herz in wundersam süßer Weise zur Andacht bewegt.

Und als Vermittlerin dieser Gnadenspendung, als sichtbares Zeichen, steht da eine schon viele Jahrhunderte alte, nicht große Statue der allerseligsten Jungfrau Maria: das Gnadenbild von Altötting.

Seit mehr als tausend Jahren ist die Altöttinger Gnadenkapelle der allzeit offene Schalter, an dem himmlische Wohltaten ausgegeben werden all denen, die darum bitten kommen. Und wenn wir auch sagen müssen, daß in letzter Linie Gott selber, Gott allein der Geber aller Altöttinger Gnaden ist und bleibt, wenn wir in zweiter Linie die lebendige, wirkliche Königin des Himmels als Vermittlerin dieser göttlichen Gnaden betrachten müssen, so können wir in einer gewissen Art sagen, daß sich die hohe Geberin selber verbirgt und an ihrer Statt uns nur ein irdisch Bild — eben das Gnadenbild — zu sehen und zu grüßen gibt.

Und nun die interessante Anfrage: Welche Anforderungen wird wohl der Himmel an ein irdisch Bild stellen müssen, damit es gewürdigt werde, gleichsam Träger der Gnaden zu werden?



Phot. Alfons Adolph, Passau.

Altötting: Gnadenaltar.

Das Altöttinger Gnadenbild mag uns Auskunft geben.

Entfernt man den äußerlichen Zierschmuck, mit dem die Statue gewöhnlich reich umkleidet ist,[1]) so hat man eine aus weichem Holze (Lindenholz) geschnitzte Statue vor sich, die eine Höhe von 66 cm aufweist. Es ist die Darstellung einer sehr schmächtigen, mit lang herabwallenden Kleidern verhüllten,

[1]) Dieses ist alljährlich nur am Aschermittwoch und Karsamstag der Fall, an welchen Tagen das Bild zum Kuß gereicht wird. Von Gründonnerstag bis Karsamstag ist die Statue vollständig in schwarzen Schleier gehüllt, aus welchem dann die beim Volke so beliebten und hochverehrten „Schleierbilder" gefertigt werden. Dieser löblichen Gepflogenheit trägt auch die kgl. Kapellstiftungs-Administration entsprechend Rechnung, indem selbe jährlich 30.000 kleine, 3000 mittlere und 3000 große „Schleierbilder" beschafft, und an der Klosterpforte der Englischen Fräulein an die Wallfahrer unentgeltlich verabreichen läßt; im Kapell-Laden sind solche bei festgesetzten Preisen käuflich zu haben.

aber gekrönten Frau, die auf ihrem rechten Arme ein Kind trägt.

Das Kindlein hält in der Hand einen Apfel und scheint ihn wie spielend von seiner Mutter zurückziehen zu wollen. Überhaupt ist die ganze Darstellung offenbar als die eines sehr lebhaften, froh spielenden Kindes gedacht, das sich mit Lust auf dem sicheren Arm der Mutter schaukelt. Als Gegenstück dazu zeigt das Antlitz Mariens die wirklich schönen Züge einer über ihr spielendes Kindlein glücklichen, still zufriedenen Mutter. In der Statue selber trägt nur die allerseligste Jungfrau Maria eine eng anliegende Krone, während ihr Kindlein ohne Kopfbedeckung erscheint. Die ganze Darstellung muß, abgesehen von den stark verblaßten Farben und der stark vorgeschrittenen Vermoderung des Holzes als eine sehr anmutige bezeichnet werden. Wir möchten sagen: Sie schildert uns Mariens Mutterglück.



Phot. Strauß, Altötting.

Gnadenkapelle (rechts) mit Kapellplatz und Magdalenenkirche in Altötting.

Die Maßverhältnisse der Körperteile sind mehrfach verfehlte. So erscheint der Kopf der allerseligsten Jungfrau zu groß, während ihre Arme fast verkrüppelt klein zur Darstellung gelangen. Das Jesukindlein hingegen, das in ein eng anliegendes Hemd gehüllt ist, und in einer betreffs Gleichgewicht sehr bedenklichen Lage auf dem Arme der Mutter sitzt, hat einen so kleinen Kopf, daß dadurch die ganze Gestalt des Kindes einer Zwerggestalt eines sonst völlig erwachsenen Menschen gleicht, nicht aber der eines Kindes.

Zu dieser gewiß bescheidenen Ausstattung der Statue gesellt sich noch ein anderer Umstand. Das Altöttinger Bild ist nämlich in seinem gegenwärtigen Zustande wegen teilweiser Fäulnis des Materials durchaus nicht mehr schön zu nennen. Die 5—6 Jahrhunderte, während welcher es auf seinem Platze steht (es ist nur ein Ersatz eines früheren noch weit älteren Bildes, das die thronende Madonna darstellte und wahrscheinlich durch Vermoderung zugrundegegangen ist) — also die 5—6 Jahrhunderte haben unserem ersten deutschen Gnadenbilde ganz gehörig zugesetzt. Und es ist und bleibt Tatsache — und diese Tatsache kann in jedem Devotionaliengeschäft Altöttings sofort erfragt und bestätigt werden —, daß die Pilger die wahren Abbildungen des Gnadenbildes nur ungern kaufen, und zwar deswegen, weil es fast abstoßend ist. Die weitaus meisten der in den Handel kommenden Darstellungen des Gnadenbildes sind „verbesserte", stark geänderte Abbilder des eigentlichen Bildes [1]). Doch wurde die Statue im Jahre 1912 durch Konservator Hagenmiller-München restauriert.

Und dieses schlichte Holzbild ist seit einer großen Reihe von Jahrhunderten der sichtbare Träger einer überaus reichen, besonders starken Gnadenvermittlung des Himmels! —

Hier scheint uns der Himmel durch eine mehr als tausendjährige Tat eine gewaltige Lehre geben zu wollen, die sich etwa in die Worte des Isaias kleiden läßt:

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, noch eure Wege meine Wege, spricht der Herr. Denn wie der Himmel höher ist als die Erde, so sind meine Wege höher als eure Wege, und meine Gedanken über eure Gedanken." (Isaias 56, 8. 9.)

Vor Gott gilt nicht das Große und Mächtige, sondern vielmehr das Bescheidene, das Demütige, das Kleine.

Dies ist die beherzigenswerte Lehre, die das uralte Öttinger Gnadenbild dem ehrlich denkenden Pilger gibt. Selig, wer diese Lehre aufnimmt, versteht und darnach handelt!

---

[1]) Der hochwürdige Herr Pfarrer Fr. X. Konrad von Altötting hatte die Güte, uns demgegenüber folgendes mitzuteilen: „Ganz unrichtig! Das Gnadenbild ist weit schöner als irgend eine Nachbildung. Das Gnadenbild, im Antlitze der Madonna teilweise schadhaft und abgeblättert, ist kunstverständig ausgebessert worden und weist überaus liebliche Formen auf. Jede Spur von Beschädigung, geschweige denn Fäulnis, von der nie die Rede sein konnte, ist verschwunden. Der Bildhauer, ein tüchtiger Meister der späteren Gotik, hat vor allem die Madonna in Kopf, Gesicht, Haartracht und Faltenwurf glücklich behandelt. Weniger Fleiß wurde auf das Christkind verwendet."

NB. Wir sind in der Lage, den Lesern eine sehr getreue, große photographische Kopie der Statue aus dem Atelier des k. Hofphotographen Alfons Adolph in Passau zu bieten, deren Reproduktionsrecht nur mit vielen Mühen und Auslagen erworben werden konnte. Der Leser mag an dieser Photographie persönlich seine Studien machen!

Der Kapellplatz.

Bei der Gnadenkapelle in Altötting sieht es ganz und gar anders aus als in den allermeisten anderen Gnadenorten, die wir auf unseren Reisen geschaut haben. Man findet nämlich die Gnadenbilder am allerhäufigsten über dem Hochaltar einer mehr oder minder schönen Kirche stehen, oft auch besteht die Gnadenkapelle in einem Zubau, in den man unmittelbar von der Kirche aus gelangen kann, in vielen Fällen hat man irgend einen schöneren Seitenaltar zum Träger und Thron des Gnadenbildes gemacht, in einigen Fällen wieder gibt es zwar eigene Gnadenkapellen, diese aber stehen inmitten einer größeren Kirche, überdeckt und umschlossen von den schützenden Mauern und Gewölben eines Prunkgebäudes.

Ganz anders in Altötting!

Da findet man etwa in der Mitte der sehr freundlichen, netten Stadt einen weiten, offenen Platz, den Kapellplatz; und auf diesem großen Platze, von Bäumen umschattet, nach allen Seiten hin ganz frei dastehend die Gnadenkapelle, während alle anderen Kirchen und Heiligtümer Altöttings gleichsam in achtungsvoller Entfernung mehr oder minder weit von dieser ehrwürdigen Kapelle entfernt stehen.

Der weite Kapellplatz, schön gepflegt, übt eine ganz merkwürdig anheimelnde Wirkung auf die Pilger aus. Es sind wenige, die sich diesem stillen, einzigartigen Reize entziehen können. Es ist ein Gefühl des ungestörten Friedens, der Beruhigung, der Sammlung, der Andacht, das da die Herzen überkommt.

Sonderbar bleibt es auch, daß dieser Riesenplatz (er mißt nach seinen Hauptrichtungen hin nach jeder Seite etwa 150 Meter) ganz entschieden die Form eines großen Herzens hat. Die Spitze dieses Herzens liegt dort, wo die Mühldorferstraße einmündet, der obere Einschnitt aber ist in der Ecke des neuen Rathauses zu suchen (Kapellplatz 2a). Wir können nicht glauben, daß diese Herzform im Plane der irdischen Baumeister lag; vielleicht aber im Plane der göttlichen Vorsehung?

Aber das wird uns jeder willig, ja freudig zugeben: Der Kapellplatz ist jedenfalls das große Herz von Altötting, und das Herz im Herzen, das Herz des Kapellplatzes ist wieder die heilige Gnadenkapelle. So komm' denn Leser, wer du auch immer seist, und beschaue, geführt von unserer Hand, dies traulich stille Heiligtum der Gottesbraut.

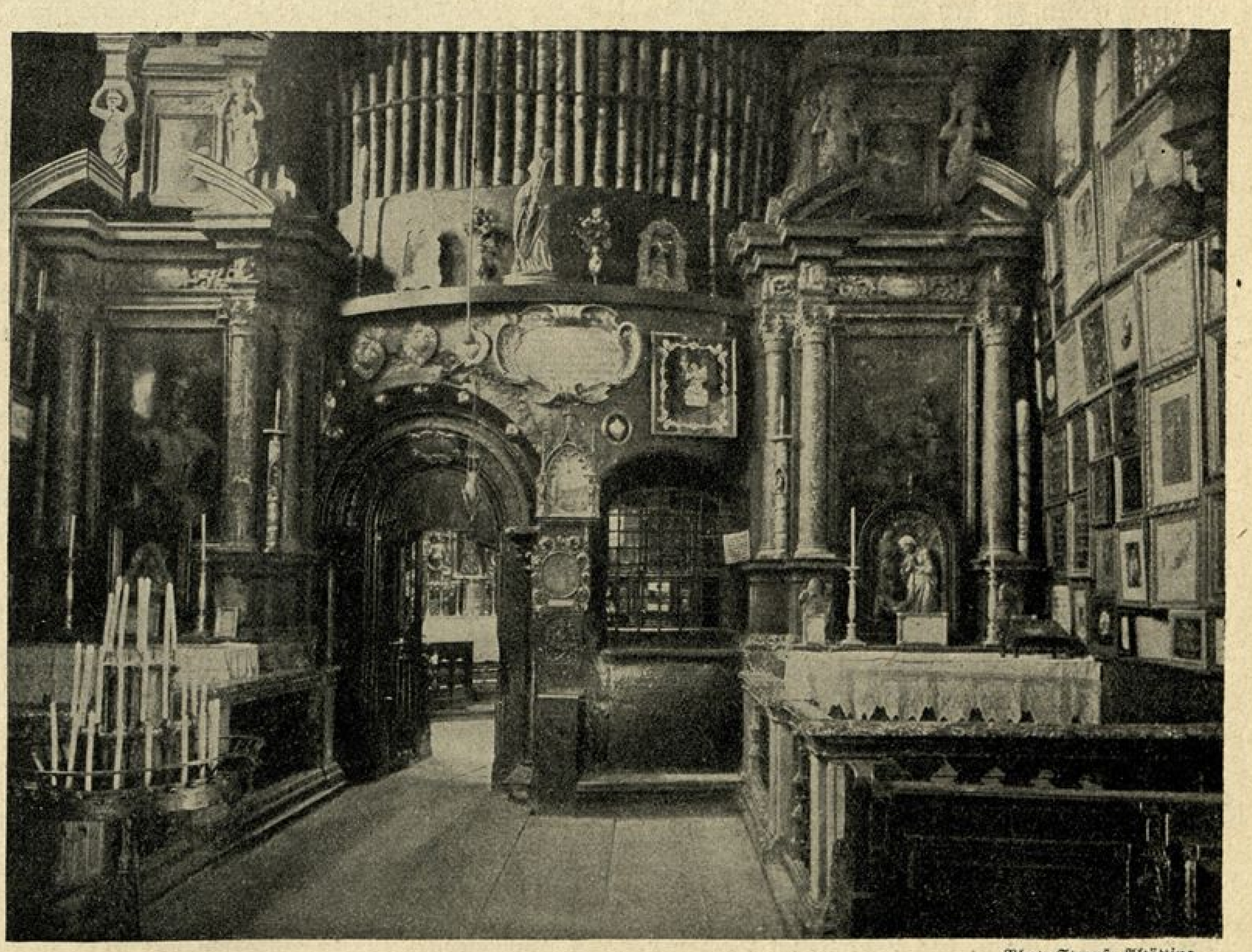
Die Gnadenkapelle von außen.

Droben am Giebel des Eingangstores, das wir uns zu unserem Ausgangspunkte nehmen, sehen wir in einem umgebenden Wolkenkranze die Himmelskönigin mit ihrem Gotteskinde, strahlenumwoben, verklärt, gleichsam lichtverbreitend, — und ihr zu Füßen zwei in Ehrfurcht geneigte menschliche Gestalten.

Ein Stück Altöttinger Legende hat man dort droben in Stein verewigt. Denn die Bischofsgestalt dort soll den heiligen Rupert vorstellen, der soeben dem Begründer Altöttings, Otto mit Namen, die heilige Taufe gespendet hat, und ihn nun an seine himmlische Mutter weist mit den Worten: »Ecce, mater tua!« „Siehe, deine Mutter!" Diese Worte am Giebel des Heiligtums haben auch heute noch, nach tausend Jahren, ihre Kraft und Bedeutung, sie gelten ja jedem der hunderttausend Pilger, die durch diese Gnadenpforte einzugehen wünschen; diese Worte gelten auch dir mein Leser, der du jetzt im Geiste vor Mariens Heiligtum stehest: »Ecce, mater tua!« „Siehe, deine Mutter!"

Durch den flach gewölbten Bogen dieses Portales winkt uns die Türe der Kapelle entgegen und wir lesen dort das einladende Wort: „Eingang." — Doch nein, bevor wir eintreten, wollen wir die Kapelle zuerst von außen kennen lernen. Und so umschreiten wir denn zunächst, zwischen den umgebenden Bäumen in einem entsprechenden Abstande dahin schreitend, das kleine Bauwerk.

Überaus ehrwürdig, altertümlich, anheimelnd, bietet es sich dem neugierig forschenden Blicke dar. Auch der strengste Kritiker wird gestehen müssen, daß das Ganze schön, ja lieblich sei. Und dennoch besteht es aus ganz von einander verschiedenen Teilen. Da ist zunächst die äußere Hälfte, die



Phot. Strauß, Altötting.

Altötting: Gnadenkapelle, Vorderraum.

gar nichts anderes ist, als die allerprimitivste Dorfkapelle mit je drei kleinen schmalen Fenstern an den Seiten. Und vorn an dieser Kapelle, gerade über dem Eingange hebt sich ein sehr schlankes und hohes, achtseitiges Türmchen gegen die Wolken.

Rückwärts finden wir aber, anschließend an diese Dorfkapelle, einen achteckigen Bau, mit einem wieder ganz einfachen achtseitigen Pyramidenturm. Um beide zusammen, um Kirchlein und Turm, schmiegt sich wie ein Schutzring ein offener Hallengang mit abgeschrägtem Dache.

Das also ist das Gnadenschlößlein unserer lieben Burgherrin Maria. In seiner schlichten Einfachheit scheint es so recht zu den evangelischen Lehren der Armut und Demut zu passen, und ein inneres Empfinden flüstert uns zu, daß so beiläufig der Eindruck gewesen sein müsse, den das stille Wohnhaus der heiligen Familie in Nazareth übte.

Hier eine kleine Zwischenbemerkung. Von dem schon erwähnten achteckigen Turmbau, der den eigentlichen Gnadenaltar in sich birgt, sagt der eine von den Schriftstellern, deren Bücher wir in Händen haben:

„Sieben Nischen an der Innenfläche der Kapelle machen eine alte Überlieferung glaubwürdig, wonach der Bau ehedem ein den sieben Planeten geweihter Heidentempel war."

Der zweite Schriftsteller aber sagt zuversichtlich: „Ein heidnischer Tempel war diese Kapelle nie." — Die Frage bleibt also ungelöst.[1])

Der offene Hallengang um die Gnadenkapelle.

Nachdem wir den ersten Rundgang vollendet, treten wir noch einen zweiten an, und zwar diesmal knapp längs der Mauer des Heiligtums unter den gedeckten Wandelhallen hin. Und da sehen wir denn eine Unzahl von Votivbildern, die dicht neben- und übereinander hängen und dem aufmerksam beschauenden Pilger mit großem heiligem Vertrauen zur milden Wunderherrin Maria erfüllen.

Unter diesen Bildern ragt eine große Zahl (es sollen ihrer 59 sein) von Holzbildern hervor, die geschichtliche Ereignisse Altöttings, angefangen vom Jahre 1520, zur Darstellung bringen. Sie sind erst wieder im Jahre 1900 neu renoviert worden, so daß ihre Inschriften deutlich zu lesen sind.

Auch Kreuze sieht man in den Winkeln lehnen: Bußwerkzeuge frommer Pilger sind es. Es gehört nämlich gar nicht zu den Seltenheiten, daß man Pilger und Pilgerinnen auf den Knien rutschend, kreuzbeladen die Rundung um die heilige Kapelle machen sieht. Ja es läuft eine förmliche Doppelrinne um die Kapelle herum, stellenweise sehr deutlich erkennbar, die die nachschleifenden Kreuze in den Boden gefurcht haben.

Dieser Kapellenumgang sowie der ganze weitere Platz, wo die Ahornbäume stehen und die Schranken, die könnten wohl erzählen von herzerhebenden Szenen, von tausendfachen flehentlichen Bittrufen, von allerglühendsten, andächtigen Gesängen:

„O Maria hilf! O Maria hilf!
O Maria hilf doch mir!
Ein armer Sünder kommt zu dir!
Im Leben und im Sterben
Laß meine Seele nicht verderben,
Laß mich in keiner Todsünd' sterben!"

(Ein Pilgerlied.)

Ja, ja, liebe Mutter, laß auch uns nicht in der Todsünd' sterben! — — —

Die Gnadenkapelle von innen.

Nun endlich hinein in's Heiligtum!

Wir betreten zunächst die äußere der beiden Kapellen; man nennt sie gewöhnlich: den „Anbau". Gleich rechts knapp an der Eingangstüre rückwärts ist die Sakristei, dann einige Bänke, vorne links und rechts zwei Altäre, oben zwischen beiden eine Statue des heiligen Rupert. Dies alles sieht das Auge des Eintretenden gleichsam auf den ersten Blick, aber sicherlich nimmt sich nicht der hundertste Pilger Zeit, jetzt in Gemächlichkeit diesen Vorraum zu betrachten. Denn dort ganz vorne winkt eine Tür, und daneben ein vergittertes Fenster: das eigentliche Heiligtum, die Gnadenkapelle von Altötting.

So betreten wir denn diesen hochverehrten Raum!

Doch bevor du eintrittst, Pilger, steh' still ein Weilchen und bedenke, daß es eine der höchsten Gnadenstätten des Erdkreises ist, die dein Auge jetzt schauen wird. Sammle dich also und suche in deinem Herzen die Gefühle der Demut und Ehrfurcht zu erwecken.

So komm' denn. Schon umfängt uns der kleine, düstere Raum. Das Tageslicht hat hier wenig Rechte und nur spärlich darf es, durch kleine Fensterchen hereindringend, einen dämmerigen Schein verbreiten. Dieser Raum ist wie das Menschenherz: kein Strahl des Lichtes dringt in diesen verborgensten Teil des menschlichen Organismus, und dennoch ist gerade dieses immer lichtlose Herz Lebenssitz und Quell aller Freude, aller Frische.

Flackernde Flämmchen treffen unser Auge, das sich erst nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt. Diese Flammen brennen auf fünf silbernen Hängelampen Tag und Nacht; schön hat man diese fünf Hängelampen als Sinnbilder der fünf Erdteile bezeichnet.

Geheimnisvoll blinkt uns in solchem Lichte von Rück- und Seitenwand des engen Gelasses Silberglanz entgegen und spiegelnde Glasflächen: wir schauen des Gnadenaltares silberne Zier.

Dort in der Mitte in der etwas dunklen Nische, aber umrahmt von reichlicherem Lichte brennender Kerzen erblickt unser Auge nun das Gnadenbild. Wonnig richten wir unseren forschenden Blick auf dieses Werkzeug hoher, himmlischer Gnaden. Doch es ist zu klein, es ist uns zu weit entfernt, es ist zu überladen mit Juwelen, als daß wir es in

---

[1]) Notiz des hochwürdigen Herrn Pfarrers F. X. Konrad: „Die Lösung ist ganz anders. Die achteckige Kapelle ist eine Pfalzkapelle aus der Zeit der Karolinger. In Altötting befand sich ein Krongut der Karolinger. Hier wohnte zeitweise und starb Karlmann. Davon leitet sich Ursprung (zirka 830) und Form der heiligen Kapelle her. (Vergl. das Achteck im Aachener Dom Karls des Großen.) (Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutschen.)"

seinen Einzelheiten zu erkennen vermöchten. Nur das eine ist uns klar, daß dieses Frauenbild überaus dunkel, ja eigentlich schwarz sei von Farbe [1]). Da klingt in unserem Herzen der poesievolle Gruß, der uns, seitdem wir ihn das erstemal gehört, nimmer aus dem Gedächtnisse entschwunden ist:

Bin dunkelfarben wohl, doch rein und schön!
So sang im Hohenlied die Königsbraut;
So kündet's hier durch lange Jahre laut
Mariens Bild auf Öttings Hauptaltar,
Das schwarze Bild, so hehr und wunderbar.
O klinge Lied, o Preisgesang ertön'
Und steige brausend zu des Himmels Höh'n:
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!

(Max Steigenberger.)

Flammengebet der Fürstin Adelheid.

Wir sind als Pilger nach Ötting gekommen. Ja, auch alle jene, die heute nur als Leser dieses Buches im Geiste fromm die Pfade nach Altötting suchen, haben gewiß, wie wir, das unabweisliche Bedürfnis, bei diesem hohen Gegenstande der Andacht, beim Öttinger Gnadenbild, das sie soeben glücklich gefunden, eine Weile in süßestem Gebete zu verbringen, unbekümmert um alles andere, unbekümmert um irdische Dinge, ja selbst unbekümmert um all den Zierat und weiteren Schmuck der Gnadenkapelle. Wir können nicht anders, wir müssen zunächst wenigstens einige Augenblicke hingebender Andacht unserer Mutter selber weihen, müssen abgetrennt von allem anderen mit ihr allein in der Herzenssprache eines liebenden Kindes reden.



Altötting, Pfarrkirche. Phot. Strauß, Altötting.

Und wir wissen nichts Besseres, nichts Feurigeres, als jene Gebete, die eine heiligmäßige Fürstin einst mit ihrem Blute unterschrieben und die bis heute noch in einer silbernen Kassette, wohl verwahrt zu Füßen des Gnadenbildes liegen. Selten loderte die Liebe zu Maria in solch glühenden Gebeten empor, als diese es sind.

Wir öffnen daher im Geiste diese Kassette, nehmen die vergilbten Schreibeblätter heraus und auf unseren Knien vor dem Gnadenbilde liegend, lesen wir sie mit stammelnder Lippe ab und machen jedes einzelne Wort zu unserem persönlichen Eigentum und bemühen uns all die Glut und Liebe hineinzulegen, wie sie einst die heiligmäßige Verfasserin beseelten, als sie solches niederschrieb.

I.

Heiligste, reinste Jungfrau Maria, Mutter Gottes, glorreichste Kaiserin des Himmels und der Erde! Da ich nach Gott Dir, schönste Königin des Paradieses! die Erhaltung meines Lebens, meinen Stand und all mein Hab und Gut verdanke, so ist es billig, daß ich aus Dankbarkeit mein ganzes Ich Dir als Tribut aufopfere: Hier bin ich also, hingestreckt zu Deinen Füßen mit dem demütigsten Gefühl der Ehrfurcht und Ehrerbietung, um Dir das Geschenk und Opfer meines Herzens und meiner Seele zu bringen. Ich weiß wohl, daß diese Gaben Deiner unwürdig sind, o höchste Frau! aber als mitleidige und gütige Mutter verschmähst Du nicht, die noch so geringen Geschenke von der anzunehmen, die Dich ehrt, liebt und demütig verehrt. Ich schulde Dir alles, und gebe Dir alles, was ich habe, ohne irgend welchen Vorbehalt. Da ich nicht mehr tun kann, so bitte ich Dich demütig, die Schenkung meiner selbst als Deiner beständigen Sklavin unwiderruflich für dieses Leben und für die ganze Ewigkeit anzunehmen. Habe Gnade, o Mutter der Barmherzigkeit! mit dieser elenden, unwürdigen und undankbaren Sünderin, welche zu Dir ihre Zuflucht nimmt: weil ich auf Dich allein vertraue und hoffe. Auf Dich setze ich alle meine Hoffnung des Heiles und durch Deine unermeßliche Milde hoffe ich Barmherzigkeit bei Deinem Sohne zu erlangen. Deiner Huld und Gnade überlasse ich mich jetzt und in dem Augenblicke meines Todes, o gütigste Frau! Ach! verlasse mich nicht in dem so wichtigen Augenblicke. Erinnere Dich, daß ich Deine Tochter und Leibeigene bin; verlasse meine Seele nicht, die ich in Deine Hände gelegt habe; ich bitte Dich darum um des Jubels willen, den Du gehabt beim Anblick Deines neugeborenen Sohnes Jesus und im Bewußtsein Deiner jungfräulichen Gottesmutterschaft: um der Liebe willen, mit der Du ihn liebtest, um der Milch willen, welche Du ihm gabst. Ich bitte demütig darum durch die Schmerzen bei seinem Leiden und Sterben; ich beschwöre Dich bei der Herrlichkeit, welcher Du Dich mit der heiligsten Dreifaltigkeit im Himmel erfreuest und die ganze Ewigkeit hindurch erfreuen wirst. Ich werfe mich in Deine Arme, o seligste Jungfrau, wunderbarliche Mutter! und aus Überzeugung mein ganzes Vertrauen auf Dich setzend, wage ich

[1]) Notiz des hochwürdigen Herrn Pfarrers F. X. Konrad: „Nein, nur verdunkelt; rote Tunika, weißer Mantel mit Goldborde und blauem Innenbesatze, auch das Inkernat an den Wangen der Madonna sind trotz der Dunkelung deutlich zu erkennen."

es, mit diesem wenigen Blute, das ich alles für Dich vergießen wollte, zu beteuern, daß ich bin Deine

demütigste, gehorsamste, treueste, höchst leidenschaftlich für Dich eingenommene, arme Dienerin und unwürdige Sklavin

H. M. Adelaid.

II.

Heiligste Mutter meines Gottes! Ich H. M. A. elende Sünderin, obwohl unwürdig vor Deinen Augen zu stehen, setze Dich mit der Feder, mit dem Herzen und mit der ganzen Zuneigung meiner Seele als Universalerbin ein aller guten Werke, die ich je getan habe und tun werde, all meiner guten Worte, all meiner rechten Gedanken und erduldeten Leiden und all dessen, was ich jetzt besitze und besessen habe innerlich und äußerlich und in Zukunft besitzen werde: und dies alles bekräftige ich nachdrücklich durch diese Handschrift, welche, so will ich, die Kraft einer unwiderruflichen Schenkung haben soll, die man nicht für ungiltig erklären, noch durch irgend einen Kodizill vermindern kann. Ferner mache ich Dich zur Erbin meiner Seele, meines Leibes, meines Herzens, meines Lebens und meines Todes, Dich, meine gütige und teure Mutter und heiligste Frau! um die Gnade anflehend, mir am Ende meines Lebens beistehen und für mich Sorge tragen zu wollen wie für etwas, das Dein Erbe ist, und ich bitte Dich noch, mit aller möglichen Kraft, diese schwache und unwürdige Erbschaft Deinem Sohne darbieten zu wollen. Endlich beteure ich, daß, wenn ich diese Erbschaft vermehren könnte mit so vielen frommen Werken, mit so vielen Akten der Liebe, des Glaubens und des Dankes, mit so vielen Arten von Tugenden als Sterne am Himmel leuchten, als Sandkörner das Meeresufer bedecken, als man Atome in den Sonnenstrahlen sieht, als es erschaffene lebende und leblose Wesen gibt, gab und geben wird bis an's Ende der Welt, als es die ganze Ewigkeit hindurch geben könnte: (daß) ich es sehr gerne tun würde und ich mich sehr glücklich schätzte, mich im Dienste einer so erhabenen und mit aller erdenkbaren Vollkommenheit überhäuften Königin abgemüht zu haben.

Indessen erkläre ich mit diesen Tropfen, mit welchen ich meinen Namen schreiben werde, daß ich ganz Dein bin und demnach leben und sterben und durch die ganze Ewigkeit sein will

Dir, Königin des Paradieses!

demütigste, gehorsamste, höchst leidenschaftlich für Dich eingenommene Dienerin, Sklavin und treueste Tochter

Otting, 2. Okt. 1658. Henrietta Maria Adelaid.

Und jetzt erst frommer Pilger, nach solchen demutsvollen Grüßen, laß dein Auge, das bisher wie festgebannt auf Mariens huldreichem Bilde haftete, freier umherschweifen, auf daß du erkennest, in welch anmutiger Weise menschliche Dankbarkeit die Wohnung dieses Gnadenbildes ausgestattet hat.

Siehe zunächst, wie fromme Hände hoher und höchster Persönlichkeiten, zumal von den bayerischen und österreichischen Höfen, das Bild schon vor Zeiten reich und kostbar gekleidet haben. Und so sehen wir U. L. Frau von Altötting gewöhnlich mit einem weißseidenen, gold- und silbergestickten Kleide angetan, darüber ein schwarzsamtenes Skapulier, reich mit Juwelen besetzt; eine wertvolle Perlenschnur schmiegt sich um den Hals, auf dem Haupte von Madonna und Jesukind strahlen große, schwere Kronen, belegt mit Edelsteinen und Perlen. In der linken Hand führt die Himmelskönigin ein schwergoldenes liliengeformtes Szepter, dem ein Vergißmeinnichtsträußchen von Brillanten und Türkisen beigebunden ist. Außerdem ruhen noch am Szepter ein schwerer Fingerring von mattem Golde mit drei großen Brillanten, ein zweiter mit einem großen Brillanten, ein dritter, blau emailliert und mit einem Diamanten belegt, und ein vierter mit einem Saphir und zwölf Rosetten und andere wertvolle Ringe.



Altötting: Urnen. Phot. A. Adolph, Passau.

Dieses hehre Gnadenbild nun steht als Mittelpunkt eines ziemlich großen, vertieften Rundbogens da, der sich über dem Altare wölbt.

Den Hintergrund dieses Rundbogens, also gleichsam die Stelle des sonst üblichen Altarbildes vertretend, füllt eine prachtvolle Silberarbeit aus, darstellend die Krönung Mariens durch die allerheiligste Dreifaltigkeit. Goldene Spruchbänder ziehen sich von jeder der drei göttlichen Personen gegen das Gnadenbild hin.

Die erste trägt die Inschrift: „Die Tochter Gottes, des Vaters," das zweite: „Die Mutter des Sohnes", das dritte: „Die Braut des heiligen Geistes."

Zur Rechten und zur Linken des Gnadenbildes erhebt sich je eine hohe, schöne Engelfigur, die ein Spruchband in Händen trägt, das Mariens Lob und Preis verkündet; die

1 2



1. Tonion Alpe (1700 m).
2. Sauwand (1421 m).

Mariazell (Steiermark).

(Seite 28.)

Phot. J. Kuß, Mariazell.



1. Gemeindealpe.
2. Ötscher (1892 m).
3. Burgeralpl.

Mariazell (Steiermark).

(Seite 28.)

Phot. J. Kuß, Mariazell.

eine Inschrift lautet nämlich: „O, Du der Menschen schönste Zier, O, Du der Welt Beschützerin", die andere „O, Du der Engel Glorie und des Himmels Wonne."

Überdies bringen freischwebende Engelsgestalten mit den Sinnbildern von Sonne und Mond, Kranz und Palme ihrer Herrin und Königin mit den Worten des Hohenliedes Huldigung dar: „Wer ist die, die da heraufsteigt wie die aufgehende Morgenröte, schön wie der Mond, auserlesen wie die Sonne, stark wie ein geordnetes Heerlager!" (Canticum 6, 9.)

So die Rückwand jenes Hohlbogens über dem Gnadenaltare. Die inneren Seitenwände dieses Bogens sind gleichfalls mit einer achtenswerten Silberarbeit geziert: Man sieht nämlich alldort eine Menge Köpfe, die alle durch die Windungen eines Baumastes von zwei untenstehenden Hauptfiguren auszugehen scheinen, nämlich von den Königen David und Salomon. Diese figurenreiche Arbeit soll den Stammbaum der allerseligsten Jungfrau zur Darstellung bringen.

Als äußerer Vorderabschluß des vertieften Bogens schimmern uns ziemlich auffallend fünfzehn große, herzartige Kerzenträger entgegen, die zusammen einen großen Rundbogen bilden. Ehemals sollen an Stelle dieser fünfzehn Kerzenträger fünfzehn Rosenkranzbilder gewesen sein; mag sein, daß sie sich an äußerem Prunk und an Zierkraft nicht mit dem, was wir heute schauen, messen konnten, aber unserem Empfinden nach wären Darstellungen der Rosenkranzgeheimnisse jedenfalls mehr am Platze, als die eigentlich nichtssagenden, bedeutungslosen Silberembleme.

Rund herum um den Gnadenaltar, teils in Glaskästen an den geschwärzten Wänden der Kapelle verschlossen, teils über dem erwähnten Bogen in der Höhe hangend, sieht man eine große Anzahl auserlesener Votivgeschenke, den feierliche Dank unzähliger segenbeglückter Menschenkinder.

Von allen Wänden ruft's so laut, so laut:
„Maria hat geholfen!" O, wie traut!
Du Mutterherz, o glühe weiter fort,
Laß niemand trostlos zieh'n von diesem Ort!
Führ' uns vom dunklen Bild zu lichten Höh'n,
Daß droben unser Danklied noch ertön':
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!

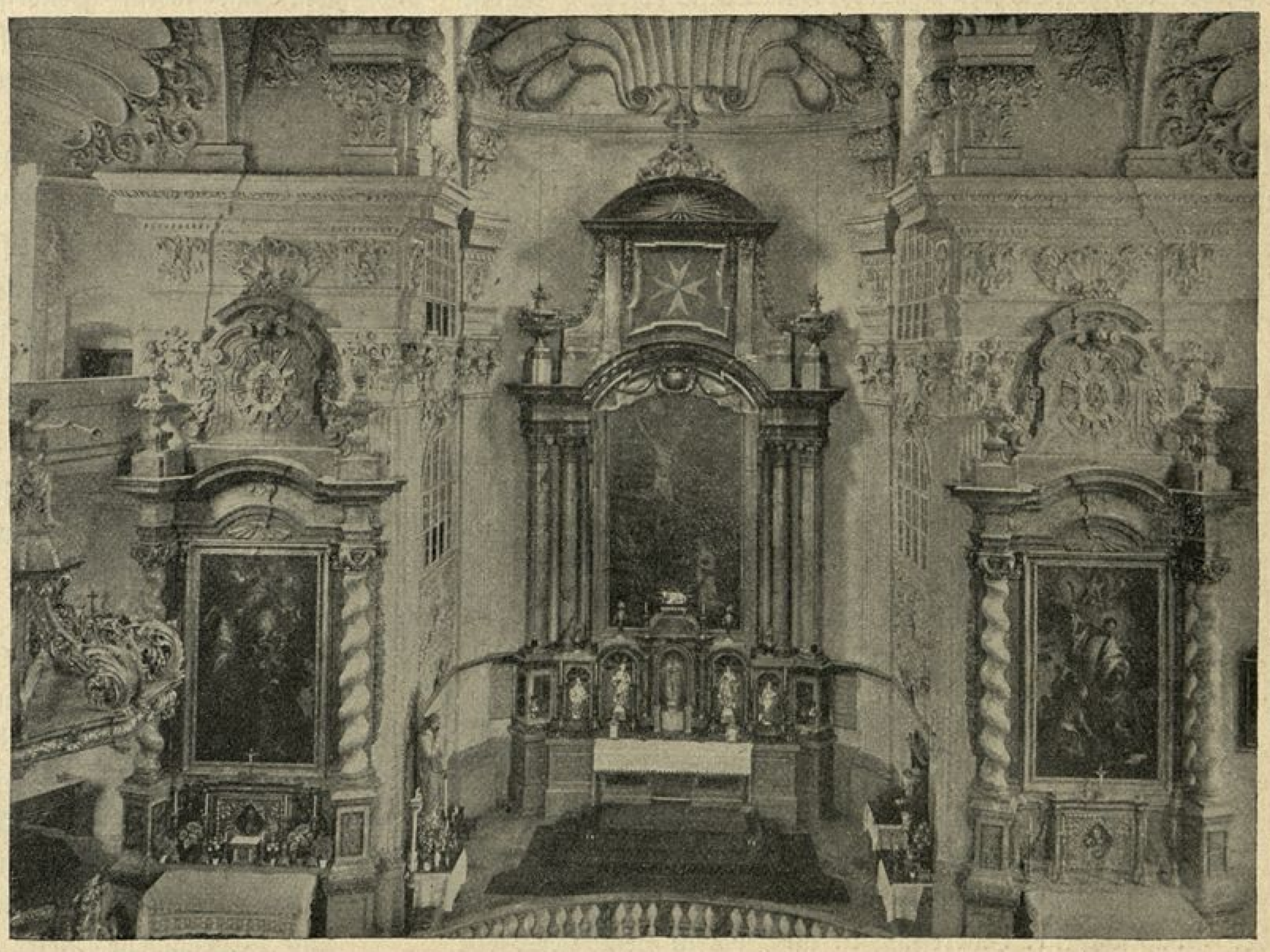
(Max Steigenberger.)

Die Königsherzen.

Unter all den Votivgeschenken, die die Altöttinger Gnadenkapelle zieren, sind, wenn auch nicht die auffallendsten, so doch die berühmtesten und sinnreichsten die dort geborgenen Königsherzen.

Man findet nämlich an den Rückseiten in den Wandnischen der eigentlichen Kapelle, gerade gegenüber dem Gnadenaltare in mehreren Nischen und Schränken mehrere Urnen aus edlem Metall, in denen die Herzen bayerischer Regenten beigesetzt sind. Unter anderem auch das Herz des geistesumnachteten, unglücklichen Königs Ludwig II.

Ferner birgt die heilige Kapelle noch eine ganze Reihe von Herzen anderer Persönlichkeiten, die aber teils unter dem Marmorpflaster beigesetzt, teils in den Wänden



Altötting, Magdalenakirche (Franziskaner), Inneres. Phot. Strauß, Altötting.

der Mauern eingelassen, und also für das Auge des Pilgers nicht sichtbar sind.

Außer diesen Herzen sind auch einige wenige ganze Leichname in der Kapelle bestattet worden, unter ihnen Albrecht VI., Herzog von Bayern und seine Gattin Mechthildis. Die betreffenden Metallplatten tragen zwei schöne Inschriften, von welchen wir hier die zweite den Lesern mitteilen:

„Schweige Wanderer! Mechthildis schläft hier unter dem Schatten der großen Mutter und bittet, nicht geweckt zu werden; denn süß ist der Schlaf nach heiligen Nachtwachen. Sie war aus dem erlauchten Hause Leuchtenberg, des Herzogs von Bayern vielgeliebte Gattin; und nachdem sie 46 Jahre fromm gelebt, starb sie heiligmäßig zu Laufen, am 1. Juli 1634. Sie wird wieder leben, wenn der Posaunenschall des letzten Gerichtes eine neue Erde und einen neuen Himmel verkünden wird."

Übrigens hat Papst Urban VIII. aus zarter Rücksicht für die hohe Heiligkeit des Ortes für die Zukunft jegliches Begräbnis eines Leichnams in der Kapelle verboten. Nur die Herzen der bayrischen Könige können auch fürderhin dort beigesetzt werden.

Die Gnadenkapelle — das ganze Ötting!

Nach einem herzinnigen Abschiede von der heiligen Stätte, die uns gewiß schon beim ersten Besuche lieb und traut und unvergeßlich geworden, schreiten wir wieder langsam hinaus aus dem engsten Bannkreise dieses Gnadenherdes.

Und wieder stehen wir vor dem Hauptportale, durch welches wir vor kurzem ins Heiligtum gelangten.

Und nun vernimm, du Fremdling, was wir dir sagen: „Du hast die Gnadenkapelle Altöttings geschaut, hast das liebe Heiligtum betreten, hast die schwarze Madonna kniend verehrt — kannst nun heimziehen und allen deinen lieben Bekannten melden: Ich war in Altötting, und habe in Altötting „alles" gesehen!"

Denn was wir jetzt noch zu beschauen, zu besuchen haben, ist im Vergleiche zu dem, was wir schon gesehen, ganz und gar nebensächlich.

Die beiden Kirchen der Kapuziner: „St. Magdalena" und „St. Anna" sind insofern für die Pilger wichtig, weil sie nur dort in diesen geräumigen Hallen, die Gelegenheit haben, die heiligen Sakramente zu empfangen. Aber als Wallfahrtsstätten haben diese Kirchen keinerlei Bedeutung. Sie gehören nur äußerlich zum Gnadenorte, aber eine organische, innere Zusammengehörigkeit mit der eigentlichen Gnadenstätte besteht nicht. Die Pfarrkirche und die übrigen untergeordneten Kirchen dienen entweder der Pfarrseelsorge oder gehören zu Klöstern, Anstalten oder Vereinen.

Wir durcheilen einige dieser Stätten, aber gleichsam nur im Fluge.

Die Stadtpfarrkirche.

Äußerlich fällt diese Kirche durch ihre zwei hohen schmalen Türme auf, die so aussehen, als seien sie das Elternpaar zu dem kleinen, ihnen vollkommen ähnlichen Turme über der Gnadenkapelle. Interessant ist auch die in ziemlicher Höhe hergestellte Verbindungsgalerie, durch die man von der Höhe des einen Turmes zum andern hinüberkommen kann.

Sonst zeigt diese Kirche in ihren äußeren Formen die einfachen Linien spätgotischer Kirchen. Als ein aus der Baulinie stark hervortretendes Gebäude fällt die Schatzkammer (eigentlich eine Seitenkapelle der Kirche) sehr bald auf. Sie liegt gerade gegenüber der Gnadenkapelle.

Die beiden Portale der Pfarrkirche werden wegen ihrer schönen Schnitzereien von Kunstverständigen gelobt.

Das Innere der Kirche ist bald beschrieben: eine ziemlich geräumige, wohl 3000—4000 Menschen fassende gotische Kirche mit drei Schiffen. Der Gesamteindruck läßt ein warmes Befriedigungsgefühl nicht recht aufkommen, da die Hallen etwas zu niedrig sind und es der Kirche überdies an dem nötigen Lichte mangelt. Am schönsten ist der Anblick, wenn man von dem höher gelegenen Presbyterium gegen rückwärts hinschaut.

Sehr auffallend ist ein großes, vor dem Presbyterium von der Decke herabhängendes Kreuzesbild. Es hat neben seiner eigenartigen Stelle auch noch eine fast komische Vorgeschichte. Einstmals war es nämlich die Zierde des „Kreuzaltares", der vor dem Presbyterium stand und also eigentlich den Hochaltar verdeckte. Dies verdroß einen der Pröpste und er verkaufte das Kreuzbild eigenmächtig um guten Preis. Aber gar bald kam das Unheil in Form einer Zuschrift des Ordinariates: daß der Propst binnen 24 Stunden auf eigene Unkosten das Kreuzesbild wieder zurückkaufen und an die alte Stelle zu versetzen habe. —

An dem Hochaltare sieht man die beiden großen Statuen des heiligen Rupert und des heiligen Benno. Zu den Sehenswürdigkeiten dieser Kirche gehört auch der „Tod von Altötting", eine in einer Ecke stehende große Stockuhr, auf der sich ein silbernes Totengerippe zeigt, das unaufhörlich, und zwar mit jedem Pendelschlage seine dräuende Sense schwingt, als wollte es Menschenköpfe mähen. Wohl ein ernstes »memento mori!« „Denk an's Sterben!"

St. Magdalenakirche.

(Obere Kapuzinerkirche.)

Diese Kirche, wo die eifrigen Patres Kapuziner ihres Amtes als treue Seelsorgepriester walten, ist merklich kleiner als die Pfarrkirche, faßt etwa nur 2000 Personen, ist aber dafür freundlicher und lichter. Die drei vorderen Altäre, Hochaltar und zwei Seitenaltäre bieten zusammen einen recht eindrucksvollen Anblick.

„Den marmornen Hochaltar ziert eine Darstellung der heiligen Maria Magdalena unter dem Kreuze, eine herrliche Kunstschöpfung für Auge und Gemüt, die durch Innigkeit und Sinnigkeit der Auffassung, durch Zeichnung und Farbenkolorit in gleicher Weise anzieht."

Vieles in der Kirche, darunter auch einige Altarbilder, erinnern an die Jesuitenzeit Altöttings. Übrigens ist die ganze Kirche im sogenannten Jesuitenstil erbaut.

Die Decke ist durch Stukkaturarbeiten verziert und zeigt ein gewaltig großes Monogramm des Namens Jesu, von dem aus nach allen Richtungen Strahlen ausgehen.

Als Nebenkapelle dieser Kirche muß die ziemlich geräumige, nette, gut erhaltene Josefskapelle erwähnt werden.

St. Annakirche.

(Neue Kapuzinerkirche.)

Die Kirche der heiligen Anna ist derzeit das neueste Bauwerk unter den Andachtsstätten dieses berühmten Wallfahrtsortes. Erst im Jahre 1912 erhielt es seine Einweihung. Dieses Gotteshaus, ein imposanter Bau in Barock mit gefälliger Galerieanlage, wirkt durch seine außerordentliche Größe. Wir schätzen es auf zirka zehntausend Personen Fassungsraum und haben somit eine Kirche vor uns, die mit den uns bekannten allergrößten Wallfahrtskirchen (Welehrad und Mariazell) einen Vergleich aushält. Jedenfalls ist mit der Errichtung dieser Kirche besonders einem praktischen Erfordernisse abgeholfen, da Altöttings Kirchen bisher tatsächlich dem Massenandrange der Pilger nicht vollkommen zu entsprechen in der Lage waren.

* * *

Ferner wären noch zu erwähnen: die Michaelskirche, der Kongregationssaal, die Kirche der englischen Fräuleins, die Kirche in der Josefsburg, die Kirche im Franziskushaus.

Wir ersparen unseren Lesern eine Beschreibung dieser einzelnen Stätten.

Der Kreuzgang mit der Tillykapelle.

Der Kreuzgang ist ein zur Pfarrkirche gehöriger Zubau. Ihn schmücken mehrere alte Gemälde und Votivtafeln von Veteranenpilgerzügen, vier Nischengruppen mit plastischer Darstellung der schmerzhaften Rosenkranzgeheimnisse und eine Kreuzigungsgruppe. Nebenan ein Glasgemälde mit dem Bilde Unserer Lieben Frau von Altötting.

In diesem Kreuzgange stehen 1. die St. Sebastiani-Kapelle. 2. Die Schmerzhafte Kapelle und endlich 3. die beiweitem berühmteste Tillykapelle. Die Tillykapelle ist so stattlich, daß sie auch nach außenhin gegen die Straßenseite wie eine kleine Kirche aussieht.

Tilly war ein bayrischer Feldherr, der sich durch seine Frömmigkeit nicht minder ausgezeichnete, als durch seine Kriegskunst. Er war einer der markantesten Gestalten des Dreißigjährigen Krieges und lebte von 1559—1632. Seine innige Verehrung der Gottesmutter zu Ötting war groß. Schon bei seinen Lebzeiten erkaufte er sich daher gerade diese Kapelle für sich und seine Angehörigen als letzte Ruhestätte. Sein Herz aber wurde nicht hier, sondern in der Gnadenkapelle selbst bei den vielen anderen Herzen beigesetzt.

Die Hauptzier der Tillykapelle ist der Altar, über dem sich auf Leinwand gemalt ein großes Kreuzbild befindet. Der Feldherr Tilly kniet am Fuße des Kreuzesstammes und weist mit einer Hand nach unten auf seine Grabschrift hin, die da in deutscher Übersetzung lautet:

Grabschrift des großen Tilly.

„Mit Christus bin ich ans Kreuz geheftet, nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Ich rief zu Dir, o Herr! und sagte: Gepriesen sei der Herr, mein Gott, der Du meine Hände gelehrt hast den Kampf und meine Finger den Krieg. Du bist meine Stärke im Lande der Lebendigen."

Von den Altarstufen führt eine aus Granitsteinen gebaute Treppe in die Gruft hinab, in deren Mitte Tillys Sarg steht. Letzterer wurde am 24. August 1897 geöffnet, die Überreste gehoben und gereinigt, der defekte Sarg ausgebessert und hierauf die Gebeine frisch eingebettet und mit dem noch gut erhaltenen braunseidenen Mantel zugedeckt. Auf einer in die Mauer eingelassenen Platte stehen die Worte:

„Der erlauchte Graf Johann Tilly, General, ruhet nach den Kriegen hier im Frieden und erwartet nach so vielen den letzten Posaunenschall. 1632."

Die Schatzkammer.

Von außen ein efeuumsponnenes viereckiges Gebäude, dessen flaches Dach acht kleine Steinpyramiden zieren, zeigt sich uns die Schatzkammer von innen als ein im gotischen Stile erbauter, gewölbter Saal, an dessen Seitenwänden Reihen von Glaskästen eine schwere Menge verschiedenartigster Kostbarkeiten bergen.

Am meisten genannt, am neugierigsten angestaunt wird in dieser Schatzkammer eine gegen 60 cm hohe, aus reinem Golde gearbeitete Gruppe, „das goldene Rößl" genannt.



Altötting, Die neue St. Annakirche. Phot. Strauß, Altötting.

Wir selber haben es nicht gesehen, wie wir überhaupt bei unserem dreimaligen Aufenthalt in Altötting die Schatzkammer nicht betreten haben. Doch sind wir darüber durch sehr genaue Beschreibungen und vortreffliche, zahlreiche Abbildungen genügend unterrichtet.

Über das eben genannte Stück schreibt P. Arkasius Landgraf in seinem „Illustrierter Führer durch Altötting" unter anderem folgendes:

Das „Goldene Rößl" oder richtiger gesagt „Das Bild U. L. Frau mit dem goldenen Rößl". Dieses wertvollste Weihegeschenk der ganzen Sammlung ist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst in Paris und ein Neujahrsgeschenk der Königin Isabella, Herzogin von Bayern-Ingolstadt an ihren Gemahl Karl VI. von Frankreich 1404. Infolge eines zu Ingolstadt abgeschlossenen Vertrags gelangte es 1509 nach Altötting als Ersatz für manche von da entführte Schätze. Diese seltene und herrliche Schöpfung der Kunst besteht in einem gotischen Bau mit reicher Gruppierung.

In einer goldenen, mit Rubinen, Saphiren und Perlen gezierten Laube thront Maria in weißem Gewande mit dem Jesukinde auf dem Schoße. Zu Häupten der Madonna strahlt ein gestirnter Nimbus, darüber schweben zwei Engel, eine Krone haltend. Zu ihren Füßen knien die heil. Katharina im Märtyrergewande, der heil. Johannes der Täufer und der heil. Johannes Evangelist. Auf der Stufe kniet auf einem Kissen König Karl VI., der Himmelskönigin eine Huldigung darbringend. Das unbedeckte Haupt ist bekränzt, seine Hände sind zum Gebete gefaltet und von seinen Schultern wallt ein blau emaillierter lilienbesäter Mantel in reichem Faltenwurf herab; hinter dem König steht ein goldener schöngeformter Hund als treuer Wächter, gegenüber befindet sich in halb knieender Stellung ein geharnischter Ritter mit silbernem liliengekröntem Helme.

Den Sockel dieser Gruppe bildet ein silbervergoldeter von zwei Treppen flankierter Hallenbau. Darin hält ein Schildknappe oder Page ein weißemailliertes goldgesatteltes Roß, wovon das ganze Kunstwerk den Namen „Goldenes Rößl" trägt.

Das Ganze soll an Goldwert 1110 Dukaten gleichkommen, also nach unserer Meinung nicht einmal gar so übermäßig viel. Doch soll dem Vernehmen nach die Stadt Paris (woher das Stück ursprünglich stammt) schon eine Million Franken dafür geboten haben.

Außer diesem „goldenen Rößl" wird noch das „Tilly-Kleinod" gerühmt, ein ganz goldenes Weihegeschenk (Kreuz), das mit einhundert Diamantsteinen reichlich besetzt ist; es heißt richtiger Sebastian Füll-Kreuz. Es hatte nicht lange Ruhe, sondern wurde schon nach zehn Jahren zur Herstellung einer Krone für das Gnadenbild und zur Ausschmückung einer Infel abgeliefert, aber später doch wieder unversehrt zurückgestellt.



Phot. Strauß, Altötting.

Seine königl. Hoheit Prinz Ludwig von Bayern zieht mit den übrigen Hoheiten in die neue St. Annakirche ein.

Außer diesen zwei Hauptstücken enthält die Schatzkammer in 15 Glaskästen noch eine geradezu beunruhigende Fülle verschiedener Kleinodien.

Nach Angabe des H. H. P. Arkasius Landgraf wurden in dem Zeitraume von 1848—1907 geopfert: 56 Armreife (Brasseletts), 59 Broschen, 8 Becher, 484 Fingerringe, 20 Garnituren, 300 Halsketten (Kolliers), geschlossene und solche mit Schließen, 303 Herzen, 71 Ketten (Haar-, Korallen-, Schnür- und Uhrketten), 11 Kreuze, 193 Münzen, 425 Paar Ohrringe und -gehänge (Pendeloque), 526 Rosenkränze, 63 Stecknadeln. 189 Taler, 16 Uhren usw.

Wir haben betreffs der Schatzkammern an Wallfahrtsorten unsere Privatmeinung, die sich etwa in folgenden Punkten zum Ausdrucke bringen läßt:

1. Wir haben eine unüberwindliche Abneigung gegen diese regellose, unschöne Aneinanderstellung ganz verschiedenartiger Gegenstände. Trotz aller erdenklichen und anerkennenswerten Mühe, Ordnung in die Masse hineinzubringen, trotz allerschönster Glasschränke und Aufbewahrungskästen bleibt eine solche Ansammlung ein ganz zufällig zusammengewürfeltes Kunterbunt.

Außerdem ist uns das Beschauen so vielerlei Materials schon darum peinlich, weil es entweder sehr anstrengt, oder aber fast zwecklos bleibt, jedenfalls aber ziemlich ermüdet. Ja, schon das Durchlesen der oft mit großem Fleiße zusammengestellten Kataloge ist abspannend.

2. Wir haben aber außer diesem rein natürlichen Grunde noch eine viel tiefer greifende Ursache, warum uns die Schatzkammern an Wallfahrtsorten sehr unsympathisch sind. Und dieser zweite Grund ist der, weil wir nicht imstande sind, die Verbindungsbrücke herauszufinden, die von den betreffenden Ansichten des großen Meisters Jesus von Nazareth zu den Ansichten seiner Schüler hinüberleiten könnte. Der Meister, ein ausgesprochener Verächter aller irdischen Schätze, die Schüler eifrige Schatzmeister, sowie Bewahrer und Ordner von Gold, Perlen, Juwelen und anderer Kleinodien.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Name und Ursprung.

Woher der Name Ötting? — Die einen sagen uns: Ötting ist nichts anderes als Otinga, das heißt Sitz des Odin; Odin aber war ein altgermanischer Gott. So belehren uns die Schwärmer für heidnische Mythologie und Göttersage.

Die andern sagen: Ötting heißt offenbar: Ort des Otto, jenes bayrischen Herzogs also, der hier einst von Sankt Rupert getauft wurde. Dies ist die Meinung jener, die gern alle Ehre zu Füßen der Fürsten zusammenhäufen.

Auch eine dritte Erklärung existiert: Ötting leitet seinen Namensursprung von „Öd" her, also einsamer, wenig reizender, langweiliger Ort. Zu dieser Erklärung neigen die Naturfreunde und Touristen. Wir halten diese dritte Erklärung wohl nur für einen Scherz.

Ursprünglich hieß es nicht Altötting, sondern bloß Ötting; erst als sich im dreizehnten Jahrhundert in allernächster Nachbarschaft das heutige Neu-Ötting zu entwickeln begann, erfand man den unterscheidenden Namen Altötting.

Die alte Ursprungslegende des Wallfahrtsortes ist folgende: Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts kam Bischof Rupert nach Regensburg, taufte dort Herzog



Das erste Pontifikalamt in der neuen St. Annakirche in Altötting. Phot. Strauß, Altötting.

Theodo und sein ganzes Haus, und kam dann 580 n. Chr. auch nach Ötting. Dort fand er ein turmartiges Bauwerk vor, daß er in eine Kapelle umwandelte, in die er nun alsogleich eine Holzstatue der allerseligsten Jungfrau Maria zur öffentlichen Verehrung aufstellte. Er empfahl überdies die neue Pflanzung dem besonderen Schutze Mariens und taufte hier auch den Herzog Otto von Bayern. Das ist der feste Kern einer alten Überlieferung. Allerdings setzen andere die Ursprungsgeschichte um etwa hundert Jahre später an; nach ihnen wäre Bischof Rupert erst 717 gestorben.

Dies alles ist legendenhaft und unbestimmt. Die erste nachweisbare Nennung des Ortes Ötting stammt aus dem Jahre 748, hat also immerhin auch schon ein sehr ehrwürdiges Alter aufzuweisen.

Erste sichere Kunde von der heiligen Kapelle.

Wenn wir die ersten geschichtlichen Spuren des Ortes Ötting im Jahre 748 vorfinden, so läßt sich die Tatsache, daß in diesem Ötting eine heilige Kapelle gestanden habe, erst zirka 130 Jahre später nachweisen.

877 wird nämlich in einer Urkunde, die König Karlmann ausstellte, die heilige Kapelle in Ötting samt ihren Einkünften dem neuen Benediktinerkloster geschenkt und überwiesen. Dieser tatkräftige König hatte nämlich ein Jahr zuvor in Ötting ein Benediktinerkloster gegründet. Die Kirche dieses Klosters stand an jener Stelle, wo heute die Pfarrkirche steht.

Karlmann selbst ist in Altötting begraben. Aus diesem letzten Umstande geht hervor, daß Altötting schon damals ein sehr großes Ansehen haben mußte, wenn ein König es sich zur letzten Grabstätte erwählen wollte.

Seelsorgspriester in Altötting.

Da wir soeben von der ersten Klostergründung in Ötting sprechen, wollen wir der Übersichtlichkeit wegen gleich vorgreifen und kurz die verschiedenen Genossenschaften von Priestern, die während tausend Jahren in Altötting wirkten, aufzählen.

877: Benediktiner. Das Kloster wurde um 1200 herum von den wilden Ungarn verwüstet und zerstört. An Stelle der Benediktiner trat dann im Jahre 1228 ein weltliches Chorherrenstift. Eine klosterähnliche Vereinigung von Weltpriestern unter einem infulierten Propste.

1591 wurden, obgleich die Chorherren noch weiter in Ötting verblieben, die sehr eifrigen Jesuiten nach Ötting berufen und erhielten dort, wo heute die Magdalenenkirche steht, Gotteshaus und Kloster. Sie waren notwendig, weil die Wallfahrtsseelsorge nach und nach größer geworden war,

besonders aber um als Bollwerk gegen die Ausbreitung der Irrlehren Luthers Dienste zu leisten.

1653 kamen zu den Chorherren und Jesuiten noch die Franziskaner hinzu. Sie erhielten Kirche und Kloster von Propst Franz von Wartenberg. Es sind dies die Baulichkeiten bei der heutigen Sankt Annakirche.

1721 ließen sich die englischen Fräulein in Ötting nieder und bauten sich Kirche und Schule.

1773. Die Feinde der Kirche siegten; der schwache Papst gab nach und hob den Jesuitenorden auf. Nunmehr gab es in Altötting nur die Chorherren und die Franziskaner.

1802. Auch die armen Franziskaner mußten nun Ötting verlassen. Ihr Klösterlein wurde mit alten Kapuzinern, die hier aussterben sollten, vollgepfropft.

1803 wurde auch das Chorherrenstift aufgelöst; sein Vermögen und seine Liegenschaften schob der staatliche Fiskus in seine breiten, allzeit offenen Taschen.

(Anmerkung. Ob und welcherlei Geistlichkeit zwischen 1803 und 1812 in Ötting war, wissen wir nicht. Wahrscheinlich nur die alten Kapuziner im ehemaligen Franziskanerkloster. Es waren nämlich damals die Zeiten, da der Kloster-Würgengel mit geschwungenem Todesschwerte durch die Lande ging.)

1812. Errichtung einer Pfarre. Seit dieser Zeit bis heute haben Weltpriester die Stadtpfarrkirche inne.

1841 übernahmen die Söhne des heiligen Alfonsus (die Redemptoristen) Kirche, Haus und Arbeit der Jesuiten (also die Magdalenenkirche).

1873. Der deutsche Kulturkampf. Infolgedessen mußten die Redemptoristen zum großen Schmerze Altöttings den Wallfahrtsort wieder verlassen.

1874 übernahmen die P. P. Kapuziner die Magdalenenkirche und das anstoßende Kloster, wo sie bis heute noch als Wallfahrtspriester wirken.

Heute ist also die Stadtpfarrkirche von Weltpriestern, die beiden Kirchen, Sankt Anna und Sankt Magdalena, samt dazugehörigen Klöstern von den P. P. Kapuzinern besetzt.

Rettung aus großer Feuersgefahr.

1630 weist ein bemerkenswertes Ereignis auf. Am 19. November dieses Jahres war Kaiser Ferdinand II. mit großem Gefolge nach Altötting gekommen. Während nun die Fürsten am folgenden Tage ihre Andacht in der Kapelle verrichteten, brach plötzlich Feuer aus und griff infolge eines heftigen Windes in bedrohlicher Weise ungemein schnell um sich, so daß in kürzester Zeit sieben Gebäude und ein Stall in hellen Flammen standen, wobei 26 Pferde des Kaisers umkamen. In seiner Angst nahm das Volk zu Maria seine Zuflucht. In feierlicher Prozession, an welcher die gesamte kaiserliche Familie teilnahm, wurde das Gnadenbild dem wütenden Feuer entgegengetragen, und mit demselben der Segen erteilt. Maria erhörte das Flehen ihrer Kinder, denn, wie der Chronist berichtet, legte sich alsbald der Sturm und mit ihn die Wut des Feuers, so daß man nun des entfesselten Elementes ohne viele Mühe Herr werden konnte. „Die schwarze Frau läßt uns nicht hinüber".

1648. Als schon gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges von Norden her wilde Schwedenscharen gegen Altötting rückten, gerieten die Einwohner in große Furcht und Erregung. Aber siehe da: unerwarteterweise und sehr rasch schwoll der Innstrom mächtig an. Vergebens suchten die Schweden eine Brücke über das gewaltige Wasser zu schlagen. Ihre Versuche scheiterten, sie mußten unverrichteter Dinge abziehen. Sie erkannten selber in diesem Ereignis den Finger Gottes: „Die schwarze Frau," so sagten sie, „läßt uns nicht hinüber."

Vergebliche Grundsteinlegung zu einer großen Überkirche.

1672 ging man ernstlich daran, die Gnadenkapelle nach dem Muster anderer großer Wallfahrtsorte mit einer stattlichen Kirche zu überwölben. Die herrlichen Pläne zu diesem Prachtwerke lagen schon fertig vor und sind noch heute aufbewahrt. Die projektierte Größe entspricht beiläufig jenem Raume, der heute von den Barrieren umschlossen wird. Schon hatte Kurfürst Ferdinand den Grundstein zu dieser schönen Votivkirche gelegt, und noch bewahrt man die silberne Kelle und den Hammer, der bei dieser Feierlichkeit verwendet wurde, in der Schatzkammer sorgsam auf.

Aber es lag nicht im Plane der göttlichen Vorsehung, daß dieses Werk vollendet würde; ja es blieb schon in seinen ersten Anfängen vollkommen stecken. Vielleicht wollte der Herr Altötting in seiner ganz merkwürdigen Eigenart erhalten wissen. Vielleicht auch ist die Ausführung dieses Planes späteren Jahrhunderten vorbehalten.

Entstehung des Sturmliedes.

1704. Damals wütete der spanische Erbfolgekrieg. Als nun in Altötting ruchbar wurde, daß die Österreicher heranrückten, flüchtete sich unter anderem auch der Ötting er Kapellmeister mit seiner Frau nach dem drei Stunden entfernten Burghausen. Aber die Frau Kapellmeisterin scheint ein hochmütig eingebildetes Ding gewesen zu sein und sprach also zu ihrem Manne: „Wo ich bin, dort muß auch das Gnadenbild von Altötting sein. Geh' also und hol' es!" Ihr Mann aber überredete nun den Rentmeister, daß er sich unter dem Vorwande, das Bild in Schutz zu bringen, desselben bemächtigen möge. Wirklich kam der gedungene Bildräuber mit einer großen Schar Bewaffneter nach Altötting und verlangte vom Dechant das Bild. Dieser, selber zu schwach, sich ernstlich zu widersetzen, suchte Zeit zu gewinnen, indem er, wohl absichtlich, eine recht lange Abschiedsandacht vor dem Bilde verrichtete.

Während dieser Zeit begann draußen ein großer Tumult, von allen Seiten liefen die Leute zum Schutze des Gnadenbildes zusammen, die große Sturmglocke begann zu läuten, und das Ende davon war, daß der Rentmeister unverrichteter Dinge abziehen mußte. Er gab zwar seinen Soldaten Befehl, Feuer auf das Volk zu geben, aber da meinten die gutmütigen Bayern, sie seien nur gekommen, das Gnadenbild zu begleiten, aber doch nicht, auf die Leute zu schießen.

So blieb das Bild in Ötting. Zur Erinnerung an dieses Ereignis wird alljährlich am 26. Juli abends eine Litanei in

der Gnadenkapelle gebetet, und am darauffolgenden Tage ein levitiertes Hochamt zelebriert, wobei das eigens für diesen Zweck gedichtete und komponierte Sturmlied gesungen wird.

In demselben Jahre genoß Altötting noch mehreremale den auffallenden Schutz Mariens. Nicht nur, daß es, während Neuötting arg zahlen mußte, von jeder Kriegskontribution frei blieb, sondern es sagte auch ausdrücklich einer der Truppenführer zum Dechant: „Hättet ihr nicht die Gnadenmutter bei euch, auf diesem Hause sollte nicht ein Stein über dem anderen geblieben sein."

Und ein Offizier verkündete: „Wisset, daß wir höhere Offiziere im Hierhermarsche uns untereinander gar viel abgeredet hatten, wie wir uns an diesem Orte verhalten sollten. Und wir waren einhellig, diesem Orte unseren Schutz angedeihen zu lassen; aber wir haben auch Ketzer unter unseren Leuten, Hugenotten, die gehorchen uns nicht immer so, wie wir wollen. Aber ich will euch zu eurem Trost das Bekenntnis mitteilen, das wir selber von diesen ketzerischen Leuten gehört haben, daß, da sie diesen Hof anmarschiert und die heilige Kapelle in das Angesicht gebracht, sei ihnen eine solche Furcht und ein Entsetzen angekommen, daß sie nicht mehr wußten, wie ihnen wäre."

Entstehung des Feuerliedes.

Im Jahre 1757 fuhr ein Blitzstrahl hernieder und zündete, so daß der ganze Markt in großer Feuersgefahr war; aber auf herzliche Anrufung Unserer Lieben Frau wurde das Feuer fast wunderbar schnell gedämpft. Zur dankbaren Erinnerung an dieses glückliche Ereignis wird alljährlich am Jahrestag, am 21. Juli, auf Kosten der Gemeinde ein Amt gesungen, wobei folgendes Feuerlied zum Vortrage kommt:

Erlaub' uns heut', Gesegnete im Himmel droben,
Dich unsrer Hofmark Retterin,
Vom Herzen und mit Kindersinn
Aus voller Dankbarkeit
Zu preisen und zu loben.

Wenn Gott in schweren Ungewittern
Mit uns durch Blitz und Donner spricht,
Daß Helden und die Kinder zittern:
Verläßt uns doch Maria nicht.

O ja, das haben wir erfahren,
Da, als ein fürchterlicher Strahl
Dahier vor vielen, vielen Jahren
In Flammen setzte Haus und Stall.

Im Sturme wälzten schon die Flammen
Von einem Dach zum and'ren sich;
Dort stürzten Häuser schon zusammen,
Da brannt' es wieder fürchterlich.

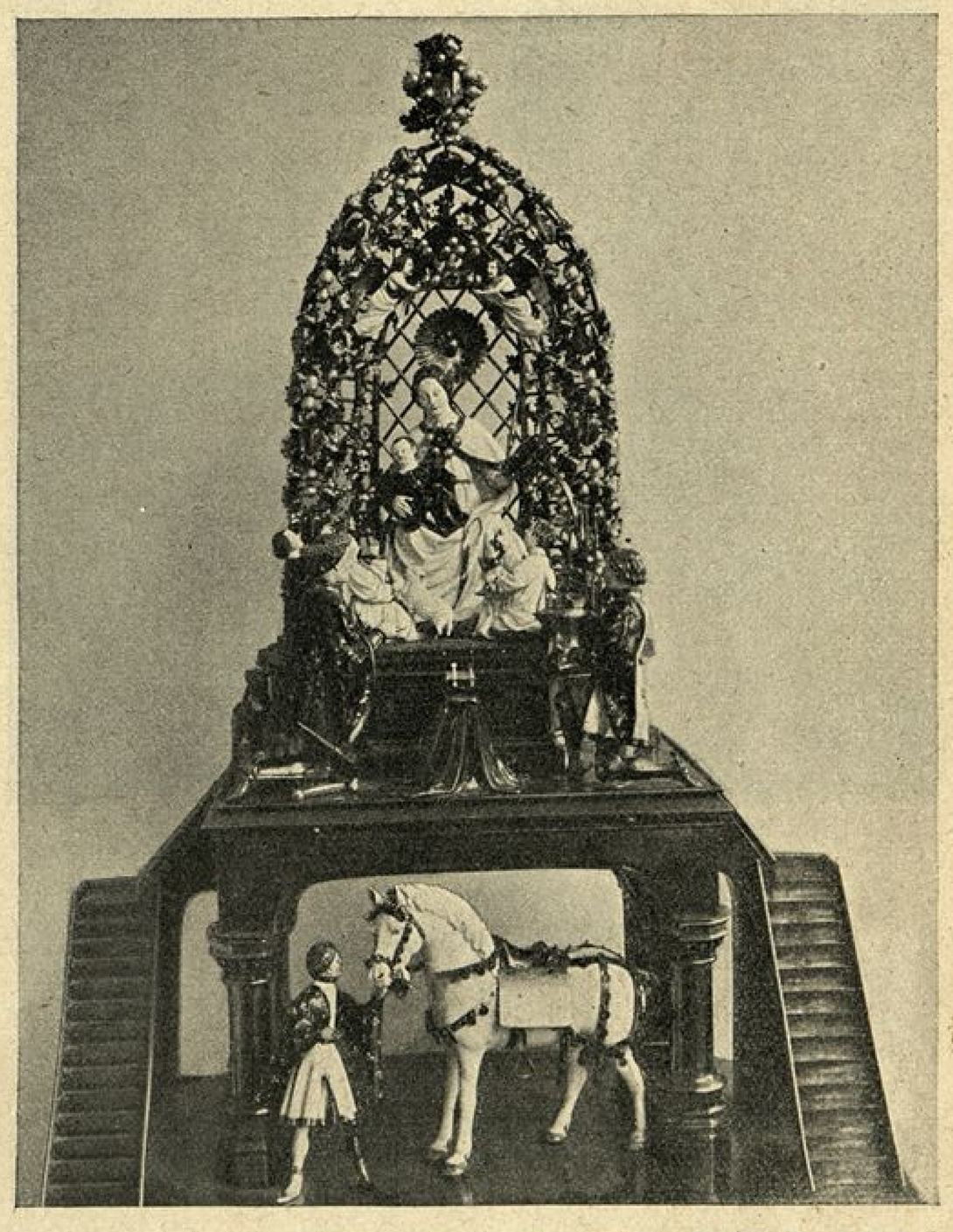
Wir sahen Menschenhilf' vergebens
Wir riefen dich, o Schutzfrau, an:
Vertrauensvoll dich, Brunn des Lebens,
Weil deine Fürbitt' helfen kann.

Und seht! Der Sturm wich auf Befehle,
Statt seiner kam erflehte Ruh':
Maria winkte auf der Stelle
Den Feuerflammen Einhalt zu.

Sieh' deshalb uns zu deinen Füßen,
Laß dir, o Frau und Mittlerin!
Dafür die Mutterhände küssen,
Nimm Herzen statt der Opfer hin!

Nimm unser redliches Bestreben,
Geschenke sind für Dich zu schlecht,
So rein und fromm wie Du zu leben:
Nur das alleine ehrt Dich recht.

Gib uns dazu des Sohnes Segen,
Der dort auf Deinen Armen ruht,
Der führt der Tugend uns entgegen:
Dann leben wir und sterben gut.



Altötting, Das goldene Rößl. Phot. A. Adolph, Passau.

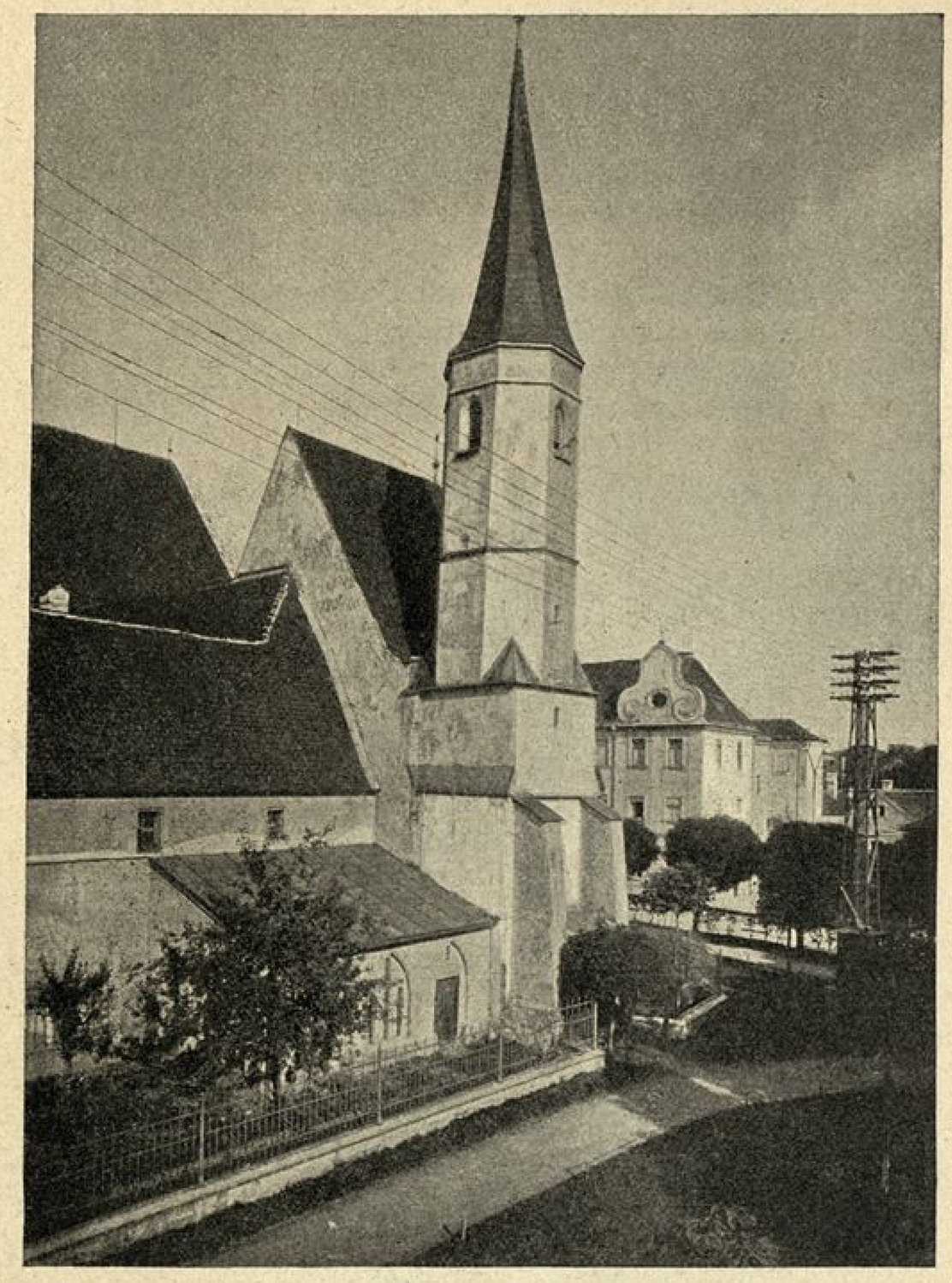
Der Gnadenort erhält den ehrenden Besuch eines Papstes.

1782 war Pius VI., das Oberhaupt der katholischen Kirche, tiefbekümmert nach Österreich gereist, um Kaiser Josef II. von seinen kirchenfeindlichen Plänen durch einen persönlichen Besuch abzubringen. Seine große Reise war, wie die Geschichte lehrt, so ziemlich resultatlos geblieben. Aber Altötting widerfuhr dadurch eine namenlose Freude: unter ungeheurem Jubel des braven bayrischen Volkes zog nämlich der Heilige Vater auf seiner Rückreise gegen Rom in Altötting ein, um dort, vor dem Gnadenbilde der wunderbarlichen Mutter kniend, ihr seinen Schmerz und seinen Kummer zu klagen.

* * *

Die weiteren Schicksale Altöttings bis zu unseren Zeiten herauf weisen keine besonders hervorstechenden Züge auf,

außer etwa den starken Wechsel in der Wallfahrtsgeistlichkeit; diesen Umstand aber haben wir schon weiter oben erwähnt.



Altötting, Tilly-Kapelle. Phot. Strauß, Altötting.

Gebetserhörungen.

Wir entnehmen dem Buche Heinz Rudniki: „Die berühmtesten Wallfahrtsorte der Erde" folgendes:

Am 5. Juni 1879 ging ein englisches Schiff nach Südafrika in See. Die Ladung des Schiffes bestand aus Pulver und Dynamit. In der Nähe vom Kap der guten Hoffnung strandete das Fahrzeug und schwebte 48 Stunden hindurch in der größten Gefahr. „Wir sind verloren!" rief der Kapitän. Ein junger Kadett, der einzige Katholik auf dem Schiffe, erwiderte: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf; denn ich trage das Muttergottesbild von Altötting auf meiner Brust und darauf baue ich." Und in der Tat, Schiff und Mannschaft wurden gerettet. Die Mutter des Kadetten opferte deshalb der allerseligsten Jungfrau von Altötting eine weiße Marmorplatte mit einer englischen Inschrift, welche in deutscher Übersetzung also lautet: „Die Mutter eines englischen Seekadetten bringt diese Tafel als einen Beweis ihrer Dankbarkeit für die wunderbare Rettung ihres Sohnes dar. München 1879. Sei gegrüßt, Meeresstern — bitte für uns!"

Weiters folgen eine Reihe von Gebetserhörungen, die wir aus dem „Illustrierter Führer" von P. Arkasius Landgraf nehmen:

Vor den Blattern bewahrt.

M. Seraphine, Mitglied des Institutes der englischen Fräulein, schrieb am 2. Februar 1865 aus Kalkutta in Indien, daß die Blattern im ganzen Orte heftig wüteten, so daß die Bewohner nach Hunderten der schrecklichen Seuche zum Opfer fielen; nur ihr Konvent sei vollständig davon verschont geblieben. Die frommen Frauen schrieben das dem Altöttinger Muttergottesbildchen zu, das man an jeder einzelnen Türe angeheftet hatte, so daß dadurch, wie einst bei den Israeliten in Ägypten, der Würgengel ferngehalten wurde.

Schweres Augenleiden.

Josef Herbinger, Briefträger in Schwaben, und dessen Ehefrau Elise bezeugen, daß im Jahre 1885 ihr Sohn infolge eines Gelöbnisses und der Anrufung Unserer Lieben Frau zu Altötting von einem langwierigen schweren Augenleiden plötzlich befreit worden sei, obwohl ein renommierter Spezialarzt das eine Auge für unrettbar verloren erklärte und an der Heilung des anderen ebenfalls große Bedenken trug.

Dem Leben zurückgegeben.

Ein gewisser Schlagengeil, Gütler aus der Gegend von Landau, kam 1888 im höchsten Stadium der Lungensucht zu Wagen nach Altötting, um sich von Unserer Lieben Frau die Gnade einer glückseligen Sterbestunde zu erflehen, da er bereits von vier Ärzten aufgegeben war. Nach dem Empfang der heiligen Sakramente schleppte er sich mühselig in die heilige Kapelle, um Leben und Tod der seligsten Jungfrau Maria zu empfehlen. Als er sich endlich wieder anschickte, die Gnadenkapelle zu verlassen, fühlte er sich auf einmal so gekräftigt, daß er ohne Beschwerde den Weg zum Bahnhof Neuötting zu Fuß zurücklegen konnte und zum nicht geringen Erstaunen der Ärzte bald vollständig genas.

Die verschluckte Nadel.

Ein vierjähriges Mädchen hatte den 21. April 1894 eine Nadel (5 cm lang, deren Kopf 1½ cm breit) verschluckt. Durch die Fürbitte der Muttergottes wurde dieselbe nach vier Tagen aus dem Körper ausgeschieden, ohne dem Kinde nur im mindesten geschadet zu haben. Gott und der seligsten Jungfrau sei tausendmal Dank! (Siehe Votivtafel in den Arkaden auf der Nordseite gegen die Post zu.)

Von tödlicher Krankheit genesen.

Stanislaus Freiherr v. Foukier aus Warschau litt derart an Darmkatarrh und Darmverschlingung, daß die Ärzte ihn hoffnungslos verloren erklärten. Seine Frau Anna betete und gelobte eine Wallfahrt nach Altötting, eine Stunde darauf trat eine Wendung zum Bessern ein und als die Ärzte wieder kamen, fanden sie jede Gefahr vorüber. Maria hat geholfen! Beide machten die gelobte Wallfahrt und hinterlegten eine schöne Kerze mit Madonna und goldgestickter weiß-roter Schleife (Maria hat geholfen — A. u. S. v. F. 7. Juli 1898).

Das gelähmte Kind.

Reutern, 15. September 1902. Auf wunderbare Weise wurde das neunjährige Mädchen des Bauern Schmid von Ed bei Reutern geheilt. Dasselbe mußte schon mehrere Jahre, da die beiden Unterschenkel gelähmt waren, auf den Knien sich fortbewegen. Es wurden verschiedene Ärzte um Rat gefragt, allein jeder gab den Bescheid, daß hier nicht mehr zu helfen sei. Nun verlobten sich die Eltern dieses Mädchens nach Altötting. Und wirklich, es half. Denn nach der Rückkehr von Altötting konnte das Mädchen auf beiden Füßen stehen und läuft jetzt munter und fröhlich umher.

Der versäumte Eisenbahnzug.

Am 9. Oktober 1905 wollte ein Wallfahrer von Altötting abziehen, doch er versäumte den Zug. Nun kehrt er zurück und begibt sich nochmals in die Heilige Kapelle. Wie er so dasteht, ergreift ihn plötzlich eine seltene Rührung und eine innere Stimme drängt ihn zu beichten. Der Pilger sucht unwillkürlich einen Pater auf und erklärt ihm unter Tränen, daß er viele Jahre nicht mehr gebeichtet und viel gesündigt habe. Der Kapuzinerpater flößt ihm Mut und Vertrauen ein, und eine Stunde danach kniet der Mann zu seinen Füßen und legt eine gründliche Generalbeichte ab. Als ihm der Beichtvater dann bedeutete, er könne ja mit dem letzten Zuge noch weiterfahren, antwortete ihm der Herr: „Nein, Hochwürden! Ich bleibe heute Nacht hier und will morgen in Altötting auch die heilige Kommunion empfangen." Und also beglückt ging er von dannen.

Die nun folgenden Fälle sind nach Original-Privatbriefen erzählt.

Zwei epileptische Kinder geheilt.

Was ich berichte, ist vollste Wahrheit. Ich war vor etwa fünf bis sechs Jahren in Oberösterreich Besitzer eines kleinen Bauerngutes. Mein Nachbar neben mir, ebenfalls ein Gutsbesitzer, war zu gleicher Zeit Wirt. Der hatte zwei Knaben im Alter von vier und fünf Jahren. Der ältere von diesen beiden bekam die Epilepsie. Das Übel griff immer stärker um sich und alle Mittel, die man dagegen versuchte, blieben resultatlos ... Da hatte der Vater einmal die Idee, mit seinem Kinde nach Altötting zu pilgern. Er führte den Plan aus und von demselben Tage an war das Kind von seinen Anfällen frei.

Ein Jahr hernach bekam der jüngere Bruder des Geheilten ganz ähnliche Anfälle. Diesmal wartete der Vater nicht mehr so lange wie beim ersten Kinde, sondern reiste in verhältnismäßig kurzer Zeit zum genannten Wallfahrtsorte. Und zum zweitenmale wurde er erhört. Sein Kind war durch die Wallfahrt von den Anfällen befreit.

Diese zwei Knaben sind gegenwärtig recht gesund und scheinen starke Leute werden zu wollen.

Faistenau, 1899.

Andreas Maislinger.

Schnelle Hilfe in Nervenleiden.

Fanni Kattinger in Ried im Innkreis schreibt uns folgendes: Durch ein fürchterliches Nervenleiden im Gesichte war ich durch zwei volle Jahre schrecklich geplagt. Ich reiste von einem Doktor zum andern, aber alle behaupteten einstimmig, das sei unheilbar und jede Hilfe ausgeschlossen. In meinem sehr trostlosen Zustande nahm ich also meine Zuflucht zur Gnadenmutter Maria in Altötting. Ich versprach, sobald es mir nur ein wenig möglich wäre, die Reise dorthin, und zwar so viel als möglich zu Fuß zu unternehmen. Nach solchem Versprechen säumte ich nicht lange, sondern machte mich alsbald auf die Reise. Es war damals Ostern 1891. Von dem Tage meines Aufbruches an war ich vollständig geheilt, Maria hat mir auf ganz wunderbare Weise geholfen, was ich mit gutem Gewissen bestätigen kann.

Statistisches.

Altötting liegt 405 Meter über dem Meere, ist eine Stadt, und zählt 6000 Einwohner.

Nächste Jubiläumsjahre:

1927 1050jähriges Jubiläum der ersten historischen Nennung der heiligen Kapelle, sowie der ersten Klostergründung.

1949 450jähriges Jubiläum der Erbauung der gegenwärtigen Pfarrkirche.

Beständige Wallfahrtspriester: Fünf Weltpriester an der Stadtpfarrkirche und 30 Kapuzinerpatres.

Außerdem noch folgende Ordensniederlassungen:

Englische Fräulein mit zwei Instituten und Pensionaten.

Barmherzige Schwestern im Krankenhaus, Bruderhaus und Marienstift.

Franziskanerinnen von Mallersdorf im St. Franziskushaus und in der ambulanten Krankenpflege.

Kreuzschwestern von Menzingen im Kreszentiaheim (Missionshaus).

Jährliche heilige Messen fremder Priester. Im Jahre 1909 wurden 1379 in der Gnadenkapelle und außerdem noch 300 andere wegen Platzmangel in einer der anderen Kirchen zelebriert.

Kommunikanten jährlich: (Diese und die folgenden Rubriken nach gütigen brieflichen Angaben des hochw. Herrn Sakristans P. Arkasius Landgraf.)

1904	287.775	1907	327.700
1905	292.190	1908	348.115
1906	308.945	1909	373.130
1912	418.150 (Hostienverbrauch.)		

Besucheranzahl jährlich: 400.000 bis 500.000.

Die Besucheranzahl läßt sich auch aus den Angaben der Bahnen beiläufig erraten.

Es zählte die Lokalbahn Mühldorf—Altötting Burghausen:

1907/8	436.202	Passagiere.
1908/9	482.403	„



Altötting, Marienbrunnen. Phot. Strauß, Altötting.

Außerdem noch jene Pilger, die die Dampfstraßenbahn benützten, also von der Eisenbahnlinie Simbach—München herkommen, und zwar Dampfstraßenbahnpassagiere:

1907/8 . . . . . 214.738
1908/9 . . . . . 235.250

Hiezu sind noch die unzähligen Pilger zu rechnen, die zu Fuß kommen, besonders die großen gemeinschaftlichen Prozessionen.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 182.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt.

Devotionalienhändler: 32, auch eine Rosenkranzfabrik.

Gasthäuser: 20.

Kaffeeschänker: 2.

Gesamtanzahl der verfügbaren Gastbetten in Gasthäusern und Privatwohnungen zirka 3000.

Die Frequenz des Wallfahrtsortes ist steigend.

Sehenswürdigkeiten (außer den schon erwähnten): der Marienbrunnen am Kapellplatz, ein Panorama, eine mechanische Krippe.

Zufahrt zum Gnadenorte.

Altötting ist von der österreichischen Grenze (nächst Burghausen an der Salzach) in 3½ Wegstunden bequem zu erreichen; und so ist es leicht begreiflich, daß es auch von österreichischen Staatsangehörigen sehr stark besucht wird.

Altötting liegt von München in der Luftlinie 90 km gegen Osten hin (18 Wegstunden). Von österreichischen Städten ist die Stadt Braunau etwa 40 km, die Stadt Salzburg 60 km entfernt.

Drei Viertelstunden nördlich von Altötting fließt der Innfluß dahin.

Per Eisenbahn ist Altötting am einfachsten mittels der Hauptlinie, die von Linz über Wels, Ried, Simbach nach München führt, zu erreichen. Man verläßt dabei den Zug drei Stationen außer der Grenzstation Simbach, und zwar heißt die Aussteigstation Neuötting. Von Neuötting ist Altötting 1 Stunde entfernt. Seit einigen Jahren ist der Bahnhof Neuötting mit dem Kapellenplatz Altötting durch eine schmalspurige Dampfeisenbahn verbunden (20 Pf.)

Wien—Neuötting Personenzug (12 St.) K 12.–, Schnellzug (8½ St.) K 15·50.

Linz—Neuötting K 5·30, Schnellzug K 6·60 (6—7 St.)

Salzburg—Altötting am besten mittels bayrischer Staatsbahn über Freilassing, Laufen, Wiesmühl bis Station Tüßling, von Tüßling 1¼ Stunden zu Fuß nach Altötting. Von Tüßling nach Altötting führt jedoch auch eine Eisenbahn (7 km), Salzburg—Tüßling M 2·20 (2—2½ St.)

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Mit der Fahrt von Salzburg nach Altötting oder umgekehrt läßt sich sehr leicht ein Besuch des kleinen Wallfahrtsortes Maria-Bühel bei Laufen in Bayern verbinden. Dann fährt man aber von Salzburg an nicht mit der bayrischen Staatsbahn, sondern mit der österreichischen Lokalbahn bis Oberndorf a. d. Salzach, besucht Maria-Bühel, und geht dann von dort (½ St.) zur Station der bayrischen Bahn Laufen, und fährt (wie früher angegeben) nach Tüßling oder Altötting weiter.

Altötting—Kirchdorf am Inn. Direkte Eisenbahnfahrt von Neuötting nach Obernberg-Altheim (1½ St.) ca. K 1·50. Von der Station Obernberg-Altheim bis zum Wallfahrtsort Kirchdorf am Inn 1 Stunde zu Fuß.

Altötting—Maria Schmolln. Eisenbahnfahrt von Neuötting—Simbach (umsteigen) —Uttendorf oder Mattighofen etwa 1½ St. gegen K 2.—.

Altötting—Mariahilfberg bei Passau. Eisenbahn Neuötting—Ried (umsteigen) —Passau (3½—4½ St.) ca. K 4.50.

Altötting—Puchheim. Neuötting—Ried (umsteigen), Station Attnang-Puchheim, ca. 3 St., K 3·50.

Literatur.

a) Ältere Werke.

Aventinus, Deiparae Virg. Ott. sacrum, deutsche Ausg., Ingolstadt 1519.

Eisengrein, Libellum de Sacello, Ingolstadt 1571.

Schrenk, Hundert herrliche Mirakel, Ingolstadt 1613.

Irsing, Historia D. V. Oett., Monachii 1643.

Kobolt, Geschichte der uralten Kapelle, Seidl, Altötting 1800—1815.

Lipowsky, Geschichte . . . München, Zängl 1814.

Hoheneicher, Hist. topogr. Beschreibung, München, Fleischmann 1817.

Schmid, Neue kurzgefaßte Chronik, 5. Aufl., Oetl, Altötting 1863.

Buchfelner, Die Geschichte der Verehrung, Seidl, Altötting 1855, 6. Aufl.

b) Neuere Werke.

Landgraf P. Ark., Illustrierter Führer, Altötting, Lutzenberger 1906, 8°, 176 und 44 S., Preis 50 Pf.

Wittmann, Altöttinger Pilgerführer, Steiner, Altötting 1906, 8°, 216.

Ott, Marianum, 107, 116.

Rudniki, Die berühmtesten Wallfahrtsorte, Paderborn 1891, 56.

Ave Maria, Linz, XVII, 57.

Cordula Peregrina, Auf nach Altöttina! Schemm, Nürnberg, 32°, 56.

Reg.-Mar.-Kal. 1875, I.

St. Angela-Blatt XVIII, 166.

Mitteilungen der Zentral-Kommission VIII, 296; XV, 109, (goldenes Rößl). VIII, 207 (schwarze Madonna).

Kunstdenkmale des Königreichs Bayern.

Kurze Erwägung.

Unsere Liebe Frau von Altötting hat ganz eigenartiges Anrecht auf einen Ehrentitel, den wir ihr geben möchten:

„Du Königin der Herzen, bitte für uns!"

Bischöfe und Kaiser wetteiferten Jahrhunderte hindurch, für ihr totes Herz ein Ehrenplätzchen in der Nähe dieser gefeierten Statue zu erlangen. Und wir sagen: Selig der, dessen Herz in Altötting bei der großen Königin der Herzen ruht. Aber wir setzen hinzu: Dreimal selig der, dessen lebendiges Herz in Liebe und Verehrung der Muttergottes angehört! Es hat wenig Verdienst, sein totes Herz, das nichts mehr fühlt, das nicht mehr schlägt, das keinerlei Begierden mehr kennt, in einer harten, kleinen Urne in das Kapellengewölbe zu stellen. Aber darin liegt Verdienst und Ehre, mitten in den Stürmen des Lebens, wenn die Leidenschaften toben, wenn Versuchungen mancherlei Art uns umdrohen, das warme, schlagende Herz als uneinnehmbares, unnahbares, unentweihtes Heiligtum Gottes rein und warm und liebeglühend zu bewahren. So überprüfe denn, o Leser, in der Stille deiner Einsamkeit dein Herz und seinen jetzigen Zustand, ob es wohl so geartet ist, daß die Mutter Gottes darnach Verlangen trüge und spräche: „Gebt mir dieses Menschenherz

in meine Gnadenkapelle, räumt ihm einen Ehrenplatz ein in meiner unmittelbaren Nähe." Und fühlst du, daß du solcher Bevorzugung und solchen Ehrenzeugnisses bisher unwürdig warst, wohlan, so trachte dich würdig zu machen! Und dann trage dein Herz im Geiste gegen Altötting und lege es dort für immer nieder in den segenspendenden Schatten des uralten Heiligtums, das da geweiht ist der allerseligsten Jungfrau Maria, der Königin der Herzen.

Gebet.

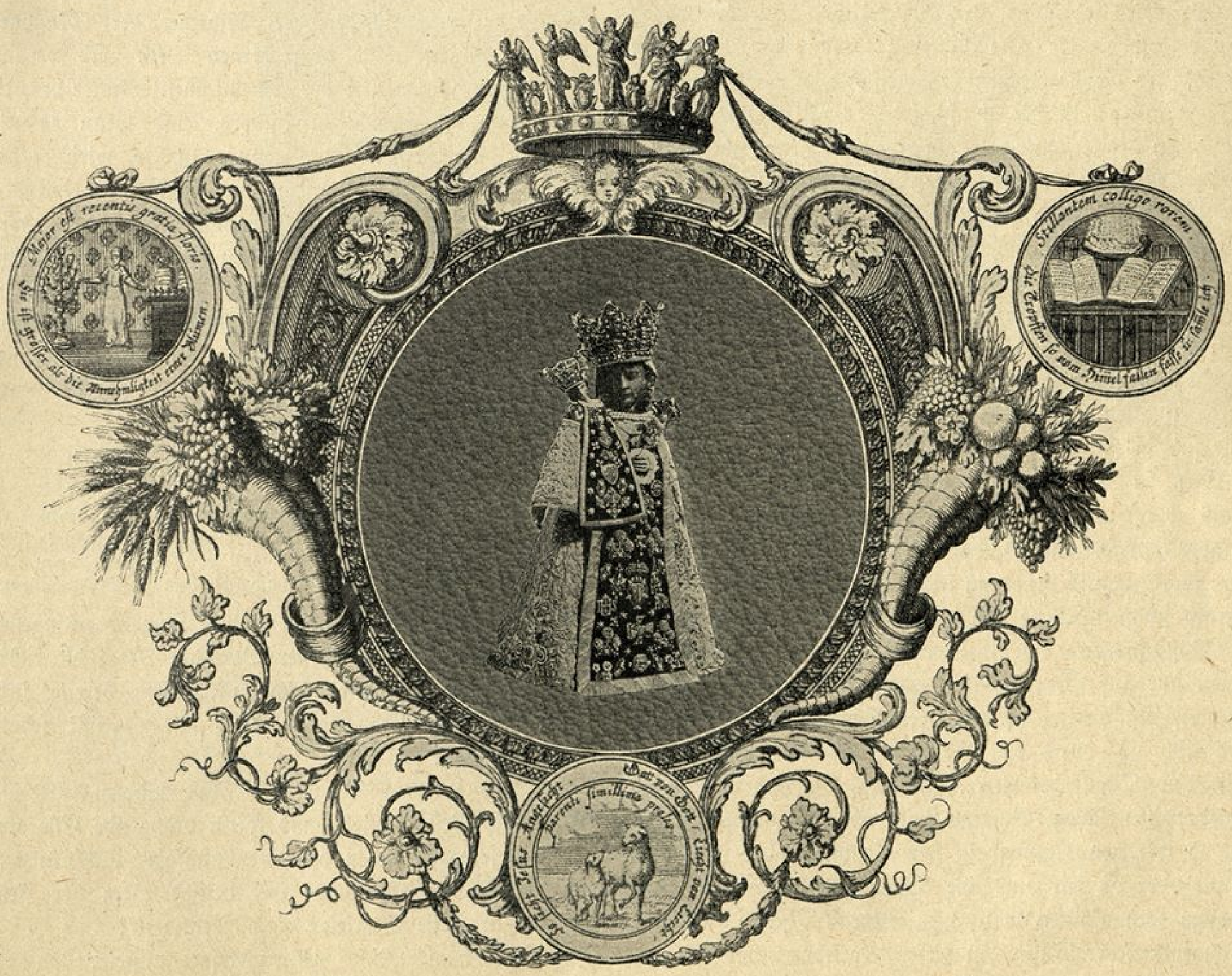
Wir können uns kaum ein schöneres und passenderes Gebet denken, als das begeisternde Gedicht, das Max Steigenberger ersann und von dem wir zwei Strophen bereits früher angeführt haben. Nun denn, hier die noch restlichen Worte der flammenden, glühenden Jubelhymne zur Altöttinger Muttergottes:

Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!
So hat St. Rupert uns dies Bild gebracht
Wie einen Stern in dunkler Erdennacht,
Wie eine Rose voll von Segensduft,
Die uns vom Sündentod zum Heile ruft.
O Bild, was weckest Du so süß Getön'!
Vom Herzen klinget es zu Sternenhöh'n:
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!

Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!
Du Freude Israels, Du Salems Glanz,
Du reinste Lilie in der Sel'gen Kranz.
Du Gottestempel, Gottes Kind und Braut,
Du Gottesmutter, Gnadenschrein so traut,
O Engel-Wonne, Trost der Welt!
Dir tön' das Feierlied bis zu des Thrones Höh'n:
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!

Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!
Im Himmel jauchzet Dir der Seligen Schar,
Die Erde bringt Dir Gold und Perlen dar.
Du bist die große „Liebe Frau" der Welt,
Nur Gott allein ist höher noch gestellt.
O lobet sie! Ihr Preisgesang ertön'
Von ihrem Gnadenort zu Himmelshöh'n:
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!

Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!
O Mutterherz, wir sind die Kinder Dein,
O laß erzählen Dir all' uns're Pein,
Laß' rinnen uns're Tränen weh und weich
An diesem Orte so erhörungsreich.
Gib Rat und Frieden von den sel'gen Höh'n,
Daß jubelnd es vor Deinem Bild ertön':
Schwarz bist Maria Du, doch himmlisch schön!



Altöttinger Gnadenbild im Skapulier-Gewande.

Diese sowie alle ähnlichen Schlußvignetten in diesem Buche sind den beiden Kupferstichwerken über die Heilige Schrift und die Evangelien von Johann Ulrich Krauß in Augsburg (anno 1706) nachgebildet.



Phot. Kuß, Mariazell.

Mariazell von Norden.

Der Schönheit Ausbund, hochgepriesen, hehr,
Umrahmt von deiner Berge grünem Kranz,
So schau ich dich, mein teures Mariazell!
Doch bietest du uns unvergleichlich mehr:
Von dir erstrahlt der Wunder milder Glanz,
Gepries'ner, nie versiegter Gnadenquell!

Mariazell.

Steiermark, 110.000—130.000 Kommunikanten.

Der Ruhm Mariazells.

Der Österreicher liebt sein Mariazell und blickt mit Stolz und Freude hinüber zu den steirischen Bergen, die dieses Juwel umschlossen halten und dieses Gnadenortes treue Hüter sind.

Und es hat tatsächlich seine hohe Bedeutung, dieses Mariazell, dieses lebendige Herz Österreichs. Wir wollen es zunächst versuchen, die Herrlichkeiten und charakteristischen Vorzüge dieser vielgepriesenen Gnadenstätte zu markieren.

1. Mariazell ist der besuchteste Wallfahrtsort des österreichischen Kaiserstaates. Kalwarya und Heiligberg und Filippsdorf und wie sie sonst alle heißen die österreichischen großen Gnadenstätten, sie alle stehen an Besucher- und Kommunikantenzahl unserem Mariazell nach.

2. Mariazell ist zweitens der vornehmste Wallfahrtsort, was seine äußere Erscheinung anbelangt.

3. Mariazell übt vermöge seiner natürlichen Lage einen ungemeinen Reiz auf die Besucher aus und lockt sie förmlich von allen Seiten heran. Nicht als ob Mariazell an und für sich in seiner allernächsten Umgebung gar so prächtig wäre. Dies ist in Wahrheit nicht in so hohem Grade der Fall, als es oft von überschwenglichen Lobrednern dargestellt wird; aber etwas anderes hat Mariazell, wie kein anderer Wallfahrtsort, nämlich die einzig schönen Zufahrtsstrecken, die herrlich schönen Wege, die dahin führen. Man mag sich diesem Wallfahrtsorte von welcher Seite immer nähern, so wird man nur auf Wegen dahin gelangen, die uns erstklassige Naturschönheiten bieten; ob wir über Semmering und Mürzsteg pilgern, ob durch das Höllental und über Schwarzau, ob wir den Wallfahrtsweg Annaberg, Josefsberg wählen oder wieder den Weg Gaming-Lunz oder Gaming-Ötscher-graben, ob wir von Kapfenberg hereinkommen oder über das Wildalpel oder ob wir uns die Mariazellerbahn mit ihren prachtvollen Schaustücken wählen — überall Naturschönheiten in verschwenderischer Fülle. In dieser Beziehung hat Mariazell in ganz Europa seinesgleichen nicht.

4. Mariazell steht ferner an Größe der Kirche an erster Stelle unter allen Wallfahrtskirchen Österreichs, an erster Stelle auch unter allen Landeskirchen Steiermarks. Sie faßt nach unserer Schätzung 12.000 Personen und nur eine einzige Wallfahrtskirche Österreichs kann sich annähernd mit ihr vergleichen, Welehrad mit 11.000 Personen Fassungsraum, während alle übrigen schon merklich zurückbleiben.

5. Mariazell ist aber endlich — und dies halten wir für seinen größten Ruhm — der Sammelpunkt für die sonst so feindlichen Nationen des österreichischen Staates. Der Deutsche, der Tscheche, der Magyare, der Slowake pilgert nach dem fernen Zell, und vergißt dort unter dem Schutzmantel der gemeinsamen Mutter des Bruderzwistes und des grimmigen Haders. Und wenn es manchen gibt, der sich dessen nicht bewußt ist, so wird er dennoch, ohne es recht zu empfinden, von einem geheimen, großen Zuge nach diesem Herzen Österreichs getrieben — weil ihm eine dunkle Ahnung sagt: dort regiert der Friede, die Eintracht, das Glück, dort liegt geheimnisvoll verborgen der Schlüssel zum nationalen Frieden für die Völker Österreichs: Christliche Bruderliebe unter dem Schutze und Patronate einer wunderbaren Friedensmutter; und der Name dieser Mutter ist Maria!

Eine Wallfahrt nach Mariazell.

Behüt' euch Gott, ihr alle meine Lieben,
Behüt' euch Gott, mich zieht es mächtig fort,
Behüt' euch Gott, von Sehnsucht fromm getrieben
Wall' ich nach Zell, dem großen Gnadenort.

Heiliges Zell! Du Ziel meines Herzensverlangens! Du überfließende Quelle allerbester Gnaden! Nach dir richtet sich das Auge meines Geistes, dich zu erreichen, bereitet sich mein Fuß zu eifriger Wanderung. Sei mir gegrüßt schon aus weitester Ferne!

Doch welchen Weg sollen wir wählen? Es gibt der Wege nach Zell so viele, und wenn drängende Eile vonnöten wäre — sechs Stunden der Eisenbahnfahrt brächten uns aus dem Herzen der Großstadt ins heilige Herz der steirischen Berge: zur Zelle Mariens, nach Mariazell!

Aber nein! Nicht mit ruheloser, unsteter Hast wollen wir diesem heiligen Orte nahen, sondern in Muße unsere Schritte verzögern, und jenen Weg erwählen, der so recht von allen anderen der eigentliche Pilgerweg nach Zell genannt werden muß; jenen Weg, auf dem so vieles an den großen Gegenstand der Wallfahrt gemahnt und die Seele gleichsam

wie von selber vorbereitet; wir meinen den Weg über Annaberg, Joachimsberg und Josefsberg. Ertönen nicht schon diese drei Namen wie ein vernehmlicher Dreiklang: „Anna, Joachim, Josef" — nach welchem wir von selbst den großen Grundton erwarten: „Maria"?

Wohl werden wir uns auch auf diesem Wege die große Erleichterung verschaffen, die die Bahn uns bietet, werden, als schwächliche Nachkommen besserer Väter, nicht wie diese unsere Vorfahren den ganzen langen Weg in vielen Tagesmärschen zu Fuße zurücklegen, sondern uns den Weg verkürzen.

Bis Lilienfeld lassen wir uns zunächst mit des Dampfes Kraft in raschem Fluge über die eisernen Schienen tragen. Dort, in dem altehrwürdigen Stifte mit seiner so romantisch schönen Lage, mit seiner ernsten, majestätischen Kirche und dem schwarzgoldenen Prachtaltare, mit der großen Vergangenheit, die dieses Stift hinter sich hat, sättigen wir unsere Seelen und kommen auf diese Art von selber in eine ernstfeierliche Stimmung, wie sie echten Wallern zukommt.

Nachdem wir uns im alten Stifte genugsam umgesehen, beginnen wir unseren Fußmarsch. Zehn Wegstunden etwa beträgt die Entfernung von Lilienfeld bis Mariazell. Wir kommen gleich außerhalb Lilienfeld an einer schönen Kalvarienberggruppe vorbei, die wir links liegen lassen, kommen dannnach Freiland, wo wir in das rechts gelegene der beiden Täler, die sich hier vor uns öffnen, einbiegen.

Eine weitere Stunde bringt uns an überhängende Felsen; der Volksmund hat ihnen den Namen „Spreitzenstein" gegeben, ein Name, der von einem beliebten, zur Gewohnheit gewordenen Scherze herrührt, daß nämlich die Pilger diesen dräuend herniederhängenden Felskolossen schwache „Spreitzen" (Holzstäbchen, Zweiglein) unterlegen, damit die Felsmassen ihnen nicht über den Köpfen zusammenstürzen. Ja, wir gestehen es, wir haben selber den harmlosen Brauch mitgemacht und den drohenden Fels pflichtschuldigst mit Stäbchen gestützt.

Eine schöne Erklärung für diesen seltsamen Gebrauch lesen wir in Rodlers Buche über Mariazell:

„Sowie diese armseligen Stützen viel zu schwach und geringfügig sind, um die kolossalen Steinmassen der riesigen Gebirge in ihrem Fall und Sturze aufzuhalten, ebenso sind die Menschen im Vergleiche mit Gott armselige Geschöpfe und ein pures Nichts, unvermögend, macht- und kraftlos, um auch nur ein I-Tüpfchen in dessen ewigen Ratschlüssen ändern zu können."

Etwa drei Stunden nach unserem Aufbruche von Lilienfeld befinden wir uns im Markte Türnitz. Freilich wenn wir unserer Bequemlichkeit nachgegeben hätten, so hätten wir bis Türnitz die erst kürzlich fertiggestellte Eisenbahn benutzen können, aber auch nur bis Türnitz; weiter nimmer. Von Türnitz aus heißt es unbedingt per Wagen oder mit eigenen Füßen weiterreisen.

Wir wählen das letztere. Durch überaus enge Täler, die man fast Schluchten nennen könnte, geht der Weg nun zwei Stunden lang auf sehr guter Straße dahin. Auf dem Wege treffen wir die nette Kapelle und Einsiedlerklause zu den sieben Brunnen, so genannt, weil dort das Wasser aus sieben Auslaufhähnen herniederrinnt. Die Sieben-



Phot. Weingartshofer, Mödling.
Wienerbruck mit dem Ötscher (1892 m), Station der Mariazellerbahn.

brunnenkapelle ist wohl ein weltabgeschiedenes, überaus einsames Plätzchen, und das müßte ein schlechter Waller sein, dem nicht beim Anblicke dieser sieben perlenden Quellen die leise Erinnerung an sieben bessere, geistige Gnadenquellen aufdämmerte, an die sieben heiligen Sakramente. So bietet auch diese Station der pilgernden Seele geistige Nahrung und Anregung zu frommem Denken.

Weiter geht es. Da steht ein Kreuz am Wege, rechterhand an der steilen Felsenböschung. Was soll das Kreuz? Es ist das Urlaubskreuz des Annaberges. Wir erheben forschend den Blick. Ja wirklich, dort von der Bergeshöhe winkt ein Kirchlein mit hohem Turm zu uns nieder: Annaberg. Unwillkürlich halten wir den Schritt an, entblößten Hauptes sprechen wir ein andächtig Gebet und begrüßen die heilige Stätte.

Unsere Pilgerschaft ging bisher immer auf fast ebenen prächtigen, leicht gangbaren Wegen. Und wenn auch links

und rechts sich Felsgehänge türmten, unser Weg blieb eben; so führt Gott seine Diener mitten durch die Gefahren der Welt auf ebenen Wegen hindurch.

Aber der Annaberg, den wir soeben begrüßten, sagt uns schon von ferne, daß jetzt steilere Bergfahrt beginne. Und wirklich! In mächtigen Schlangenwindungen zieht sich die Straße langsam zur Paßhöhe von Annaberg empor, während wir auf abgekürzten, aber steileren Fußpfaden uns rascher dem heiligen Vorposten Mariazells freudigen Herzens nähern.



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Lassingfall. Eine Viertelstunde von Wienerbruck, Station der Mariazellerbahn.

Annaberg! Offenbar hat dieser Ort seine Beziehungen zum Gnadenort Mariazell, und sicherlich wurde diese Kirche nur deshalb der heiligen Anna geweiht, auf daß der Pilger, der sich Maria der Gottesgebärerin zu nahen bestrebt, auch der glücklichen Mutter dieses holdesten aller Geschöpfe sich erinnere: der heiligen Mutter Anna. Da ist keine Prozession, die nicht am Annaberge rastete, die nicht die heilige Annakirche fromm besuchte.

Nachdem wir genügend gerastet, gilt es, den Annaberg (der 972 m Meereshöhe aufweist) und der eigentlich „Annapaß" und nicht „Annaberg" heißen sollte, auf seiner anderen Seite wieder hinunterzusteigen. Wir drehen uns, kaum daß wir den Ort verlassen, noch einmal um, denn von dieser Seite zeigt sich Annaberg am allerschönsten. Wir schauen noch einmal diesen ganz eigenartigen viereckigen Turm mit seinem sonderlichen Aufsatz an; wahrhaftig dieser Turm sieht ganz so aus, als ob man ihm nach der Vollendung noch einen Separathut aufgesetzt hätte.

Beim Weitergehen werfen wir entzückt einen Blick in das tiefe Tal, das vor uns sich öffnet, und das der mächtige Gebirgsstock, der sich Ötscher nennt, abschließt. Überhaupt ist der Wallfahrtsweg, den wir uns heute gewählt, reich an landschaftlichen Reizen und Naturschönheiten, so daß er allen anderen Zugängen nach Mariazell mindestens ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann.

Von Annaberg nach Wienerbruck sind es weitere anderthalb Stunden. Die Straße verlassend wenden wir uns, den Weg ein wenig kürzend, links auf einen Hügel, dessen Spitze ein kleines Kirchlein krönt: man nennt es Joachimsberg; es war gewiß ein guter Gedanke, hier auf Wege nach Mariazell den beiden Eltern Mariens, Anna und Joachim, Heiligtümer und Denkstätten zu errichten. Und gerade wegen dieser gleichsam vorbereitenden Stationen ist uns dieser Weg, den wir heute gegen Mariazell ziehen, einzig lieb und wert.

Wienerbruck, das wir alsbald betreten, ist eigentlich nur eine Häuserrotte mit zwei guten Gasthäusern. Seit langer Zeit ist Wienerbruck bekannt als jener Aufenthaltsort, von welchem aus man den kleinen, sehr lohnenswerten Abstecher zum nahen Lassingfall machen kann (Gesamtdauer der dadurch verursachten Verzögerung eine Stunde). Unter den Wasserstürzen Niederösterreichs ist der Lassingfall wohl der schönste, und wer immer ein für Naturschönheiten empfängliches Herz besitzt, versäume nicht, sich dieses prächtige Schauspiel anzusehen; schon der Zugang durch die Schlucht des Lassingbaches ist reizend schön.

In neuerer Zeit hat Wienerbruck noch mehr Bedeutung bekommen, da es eine wichtige Eisenbahnstation der neuerbauten Landesbahn nach Mariazell—Gußwerk ist, und da andererseits in der Nähe Wienerbrucks die großartig angelegten Kraftwerke für den zum Bahnbetrieb nötigen elektrischen Betrieb errichtet sind. Hier in Wienerbruck könnte vielleicht der Pilger, der über den Annaberg kommt, und den die ungewohnte Marschanstrengung schon genugsam ermüdet, auf die Eisenbahn übersteigen, um sich in leichtem Fluge durch eine wundersam schöne Welt von Felsen und Schluchten (man nennt sie die „Zinken") gegen Mariazell führen zu lassen.

Wir jedoch bleiben unserer erwählten Marschroute treu, und steigen mutig von Wienerbruck zur Paßhöhe des Josefsberges empor, der sich vor uns auftürmt und uns den Weg nach Mariazell versperren will. Ein halbes Stündchen dauert der steile Anstieg, dann haben wir die Höhe erklommen und befinden uns im höchsten Pfarrdorfe Niederösterreichs, schon über 1000 m hoch. Wir betreten das Kirchlein, das so sinnig und passend dem heiligen Bräutigam Mariens geweiht wurde, und empfehlen unsere Wanderschaft und alle unsere Anliegen diesem mächtigen Schutzpatrone.

Wir verrichten unsere Andacht, wir treten hinaus vor die Kirche, unser Blick schweift hochbefriedigt über die

herrliche Bergwelt, die sich hier vor uns öffnet; und besonders der riesenhafte Ötscher, uns so nahe, steigt ungemein majestätisch und massig vor uns empor. Wir grüßen ihn, den Riesen unter den Bergen Niederösterreichs, dann aber steigen wir nieder, um über ziemlich steil abfallende Wege endlich in ein weites Tal zu gelangen, das rings herum von einem Kranze allerschönster Berge umgeben ist. Das ist ein fröhlich Wandern durch lieblich reizende Landschaft.

Mitterbach, ein (zum Teile) protestantisches Dörflein, in dem übrigens jetzt, so viel wir vernommen, eine katholische Kirche erbaut werden soll, durcheilen wir raschen Fußes.

Es ist doch sonderbar und ganz eigenartig, daß hier in dem unmittelbaren Nachbarorte Mariazells der Protestantismus nicht nur festen Fuß fassen, sondern sich jahrhundertelang hartnäckig erhalten konnte. Man verzeihe uns, wenn wir in diesem Umstande, ohne jedoch unsere Privatmeinung irgend jemand aufdrängen zu wollen, wieder ein Stück von der Erfüllung jener Prophezeiung zu erkennen glauben, die Gott im Paradiese kundgemacht: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir (der Schlange) und dem Weibe (Maria). Sie wird dir den Kopf zertreten, und du wirst nachstellen ihrer Ferse."

Eine halbe Stunde außer Mitterbach treffen wir die Kapelle des heiligen Sebastian, und mit ihr beginnt die eigentliche Vorbereitung für die Annäherung an den großen, hochberühmten Wallfahrtsort.

Betend ziehen wir weiter. Da kommen wir an eine Stelle der Straße, wo sich der Weg plötzlich in kurzer Steigung nach links hebt, und oben angelangt stehen wir vor einem herrlichen, vergoldeten, sehr großen Kreuzesbilde. Es ist das Urlaubskreuz von Mariazell!

Siehst du dort zwischen dem Grün der Bäume über jenem Hügel her wie eine Nadelspitze einen Kirchturm?

So wunderlieblich grüßt mich dieser Turm,
Vom Gnadenorte her durch's frische Grün,
Als wollt' er mich, der zagend nur sich naht,
Mit aller Macht an's Herz der Mutter zieh'n.
Als rief er mir im trauten Klange zu:
O zög're nicht, o Pilger, eile schnell,
Hier wartet dein die Gnade und das Glück
Die Mutter harrt, im heil'gen Mariazell!

(M. H.)

Doch siehe da, während wir vom Urlaubskreuze weiter gegen Zell hineinwandern, haben wir plötzlich stille, trauliche Begleiter bekommen, die an der Seite der Straße neben uns auftauchen und sich uns anschließen. Sie sind aus Stein, diese Begleiter, und dennoch wissen sie uns manches zu sagen und nahezulegen. Wir meinen die fünfzehnkapellenartigen Säulen, die von hier ab bis Mariazell hinein sich ablösen, und uns die fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes in Erinnerung bringen.

Was wollen diese Säulen? Sie sind für dich, mein Pilger, der du deinen Schritt soeben gegen Zell lenkest, sie sollen und wollen dir sagen, daß du jetzt, in so großer Nähe des Heiligtums, deinen Geist mit heiligen Dingen und Gegenständen beschäftigen mögest. Sie wollen es dir nahelegen, nunmehr deinen Rosenkranz zur Hand zu nehmen, die fünfzehn Geheimnisse abzubeten, und so, in passender Weise beschäftigt, dich Mariens Gnadenthrone zu nähern.



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Erlaffee, eine Wegstunde von Mariazell.

Und siehe, diese fünfzehn Säulen sind, gewiß nicht durch bloßen Zufall, in solchen Abständen aufgestellt, daß man in der Zeit, die man braucht, um von einer zur andern zu kommen, gerade recht gemächlich das Paternoster und die zehn Ave eines Geheimnisses abzubeten imstande ist.

Also, Pilger, übersieh' nicht diese gutmeinenden Mahner, bete deinen Rosenkranz!

Örtliche Lage des Wallfahrtsortes.

Kirche und Gnadenort liegen auf einem offenen, aber sehr unebenen Talboden, der etwa eine Gehstunde lang (von Nord nach Süd) und eine halbe Gehstunde breit sein mag. Den niedersten Teil dieser Talsohle bildet die Senkung gegen Rasing und Sigmundsberg, während die Wallfahrtskirche, von der Ortschaft Mariazell rings umschlossen, auf einer kleinen Anhöhe oder eigentlich Terrasse liegt, die sich nach rückwärts zugleich wieder gegen die Bürgeralpe steil zur Höhe hebt.

Dieser ganze Talkessel, in dessen nördlicher Hälfte, etwa zwanzig Minuten vom Markte entfernt, die Eisenbahnstation gelegen ist, ist ringsum von einem herrlichen Bergeskranze umgeben. Unter diesem Bergesschmucke sind besonders auffallend die schroffen, schönen Pyramiden der beiden „Zellerhüte“ gegen Westen hin (beide über 1600 m hoch), ferner gegen Süden hin die meist schneebedeckten Spitzen des Hochschwab (2278 m) mit ihren formenreichen Vorbergen. Das schönste Schaustück aber ist nach unserer Ansicht gegen Nordwest hin der sagenreiche Ötscher (1892 m), der sich besonders dann herrlich ausnimmt, wenn im Frühjahre oder Herbste seine höchste Kappe den weißen Schneemantel trägt, und sich so von der grünen, um 250 m niedrigeren Gemeindealpe, die sich kulissenartig vor ihm vorgelagert hat, scharf und markig abhebt.



Mariazell. Platz um die Gnadenkirche; mit Parkanlagen.

Zu den beliebtesten Ausflügen in unmittelbarer Nähe Mariazells gehört ein Aufstieg zur Bürgeralpe, von deren Aussichtswarte man einen sehr lohnenden Blick in die Alpenwelt genießt — und der einstündige Spaziergang zum stillen, versteckten Erlaffee am Fuße der Gemeindealpe.

Die Gnadenkirche.

Nun sind wir am Ziele und, durch die lange Wienerstraße hinziehend, sehen wir die breite, mächtige Frontseite des majestätischen Domes immer näherrücken.

Wie merkwürdig doch diese Kirche ist! Wie ganz eigenartig! Andere Wallfahrtskirchen mag derjenige, der sie nicht genau kennt, leicht mit einander verwechseln und mancher, dem wir z. B. die Kirche von Mariataferl im Bilde zeigen, wird sie vielleicht für die Kirche in Maria-Lanzendorf, oder für die am Sonntagberg, oder für jene in Dreieichen halten.

Aber die Mariazeller Kirche wird man aus tausenden sofort heraus erkennen. Diese drei Türme, so sonderlich nebeneinandergestellt: der alte Mittelturm so ganz und gar verschieden von den zwei neueren Seitentürmen! Und doch ist das Bild in seiner Gesamtheit gewiß nicht unschön zu nennen. Im Gegenteile, das ganze Bauwerk steht da wie ein vollkräftiger Riese, der uns zwingt, seine Kraft und Überlegenheit einfach anzuerkennen.

Aber auch der Seitenanblick dieser größten aller steirischen Kirchen ist ganz einzig dastehend: er zeigt nämlich zwei Reihen viereckiger Fenster, die wir an andern Kirchenbauten nirgends in ähnlicher Art bemerken. Denken wir uns die Türme und die Kuppel weg, so ist die Mariazeller Kirche genau so, wie ein großes, einstöckiges Herrschaftshaus mit einer Fensterfront zu ebener Erde, und einer zweiten größeren im ersten Stockwerke.

Vor der Kirche dehnen sich parkartige Gartenanlagen aus, und ringsherum läuft in einem Abstande von etwa zehn bis fünfzehn Metern eine Mauer um das Gotteshaus. Mehrere Eingangstore gewähren Zutritt durch diese Umfassungsmauer; von dem Hauptplatze des Marktes, der zum Teile beträchtlich tiefer liegt, führt eine Stiege zum umringten Kirchenplatze herauf.

Vor dem Kirchenportale halten zwei bleierne Standbilder treue Ehrenwache: ein König und ein Markgraf. Wir werden von ihnen noch vernehmen. Im Spitzbogen ob der Türe ein altes Bild in erhabener Arbeit (Relief). Wer sich die Mühe nimmt, es genauer zu betrachten, wird darin eine Reihe von Erinnerungen an geschichtliche Tatsachen entdecken: Von links kommt der Markgraf mit seiner Gattin zum Throne Unserer Lieben Frau, von rechts König Ludwig mit seinem Marienbilde. Hinter ihm wird soeben die siegreiche Schlacht gegen die Türken geschlagen.

Nun betreten wir andachtsvoll das Innere der berühmten Kirche; vor unserem Blicke eröffnen sich die weiten, hohen Hallen eines Prachtgebäudes. Zwei gewaltige Säulenreihen teilen das Schiff der Kirche in drei Längsreihen. Gerade vor uns hebt sich in der Ferne eine viereckige Kapelle ab, in dem Vierecke ein runder Bogen; in dem Bogen der Gnadenaltar.

Wir begrüßen ihn schon von weitem mit Ehrfurcht. Aber — was wahr ist, bleibt wahr: Wenn die Gnadenkapelle ganz rückwärts, etwa an Stelle des Hochaltares stünde, wäre der Anblick der Kirche ein weit gewaltigerer. Durch die Gnadenkapelle ist der rückwärtige, recht große Teil der Kirche dem Auge des Eintretenden verborgen.

Unser Auge schweift zur Höhe, zur Decke empor. Wunderbar schöne Stukkaturarbeit in den Medaillons, über und über mit Gemälden verziert, blickt uns da entgegen und macht einen geradezu überwältigenden Eindruck. Es ist uns, als ob dort oben eine Menge riesiger, eirunder Medaillen (die runden Gemälde) in wunderschöne Umrahmung hingehängt worden wären. Der Gesamteindruck ist ein großartiger.

Weniger schön ist die etwas große Kanzel. Sie scheint uns in die sonst so elegante, fast möchte man sagen duftige und luftige Kirche nicht zu passen. Auf ihren massiven Fußgestellen scheint sie, müde vom eigenen Gewichte, schwer am Erdboden zu kleben. Über sie aber spannt sich ein allzugroßer, einfacher Schalldeckel. Doch wir wollen bescheiden sein und gestehen, daß andere, die wohl mehr Kunstsinn besitzen als wir selber, die Kanzel ein Meisterwerk genannt haben.

Gnadenkapelle und Gnadenbild.

O Gnade, wenn nach weiter Pilgerreise
Du ruhen darfst im hehren Heiligtum,
Am Thron der Mutter, deren Lob und Ruhm
Aus tausend Herzen klingt zu ihrem Preise!

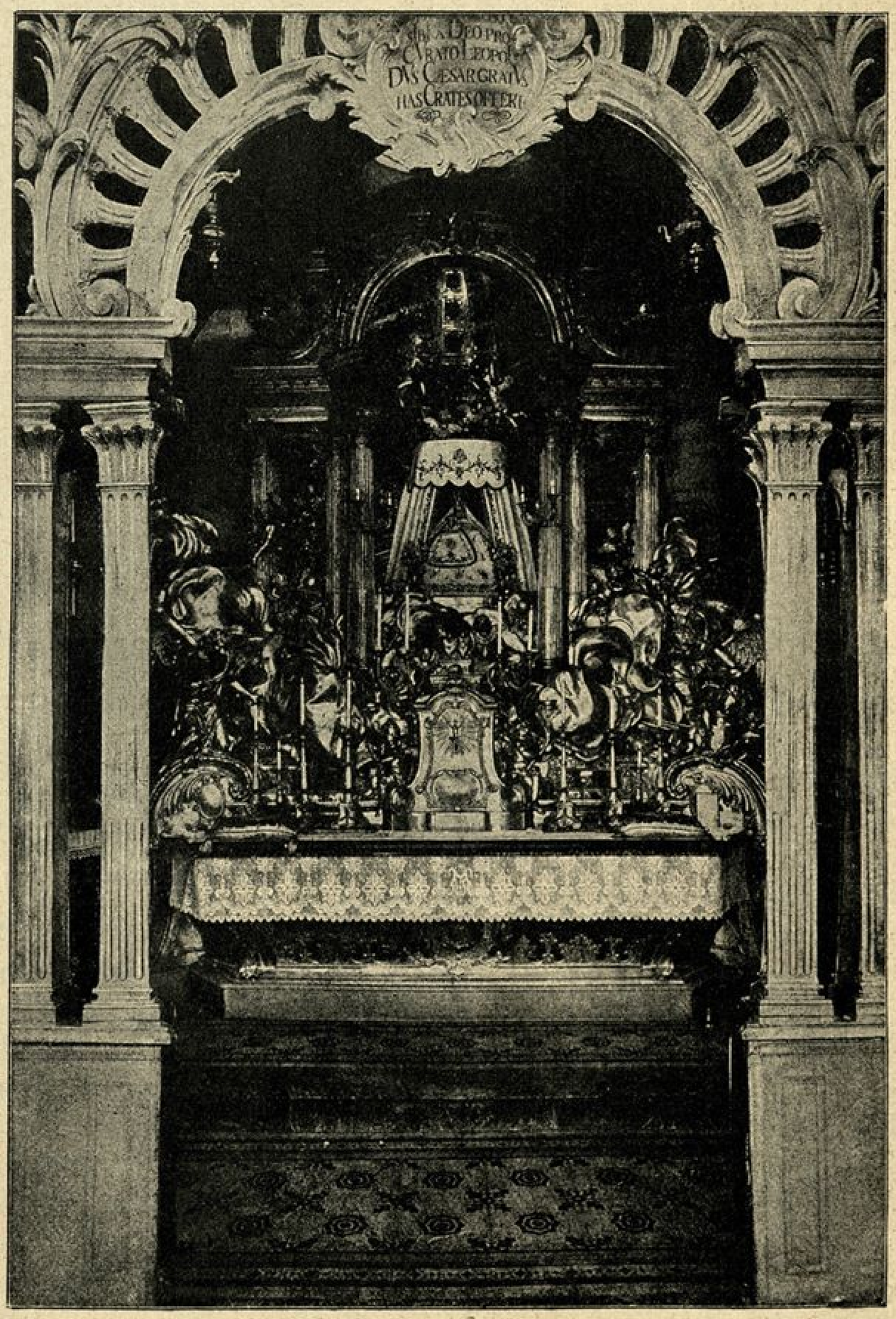
(M. H.)

So sei mir denn gegrüßt, du Bildnis meiner guten Mutter! Bild, an dem Maria selber Wohlgefallen fand, und es zum Gnadenwerkzeug wählte, und es gerade hier an diesem Orte haben wollte! Liebliches Bild, wertvoll durch die kindliche Ergebenheit, mit der in grauer Vorzeit einst ein heiliger Mönch dich ehrte! Bild Mariens, vor dem schon Könige im Staube lagen, vor dem die höchsten Fürsten demutsvoll ihr Knie gebeugt, zu dem sie tränenvollen Auges betend aufgeblickt haben! Erhabenes Bild, zu dem alle Völker Österreichs wie zu ihrer gemeinsamen Schutzfrau und Mutter herbeiströmen; Bild, dem ein deutscher Priester die erste Bretterhütte erbaute, ein slawischer Fürst die steinerne Kapelle, ein ungarischer König endlich ein herrliches Wohnhaus, sei gegrüßt von allen Nationen Österreichs: von den Deutschen, von den Slaven, von den Ungarn! Wie oft mischten sich hier in diesen Hallen die verschiedenen Sprachen der Stämme Österreichs, um dennoch in einer einzigen, allen verständlichen Sprache zusammenzuklingen, in der Sprache der Liebe! Heiliges Bild, vor welches Millionen und Millionen Herzen all ihren Kummer, all ihr Leid hergebracht und ausgebreitet haben; Bild, angerufen, verehrt, gepriesen wie nicht bald ein zweites, sei uns gegrüßt!

Wohlan, betrachten wir dies Bild jetzt näher! Siehe, schon grüßt es in seiner bescheidenen Pracht hernieder von des Altares Höhe zu uns, den armen, hilfsbedürftigen Pilgern.

Wir sagen: in bescheidener Pracht! Dieser Ausdruck ist sehr bezeichnend für das Mariazeller Bild. Mit Pracht hat es die Menschenliebe umgeben, das Bild selber ist bescheiden. Die funkelnden Ehrengewande, der Seidenbaldachin ob seinem Haupte, die Edelsteine, die Kronen, all dies gibt einen Anblick, den man prächtig nennen kann und wird. Aber die Statue selber ist schlicht und einfach.

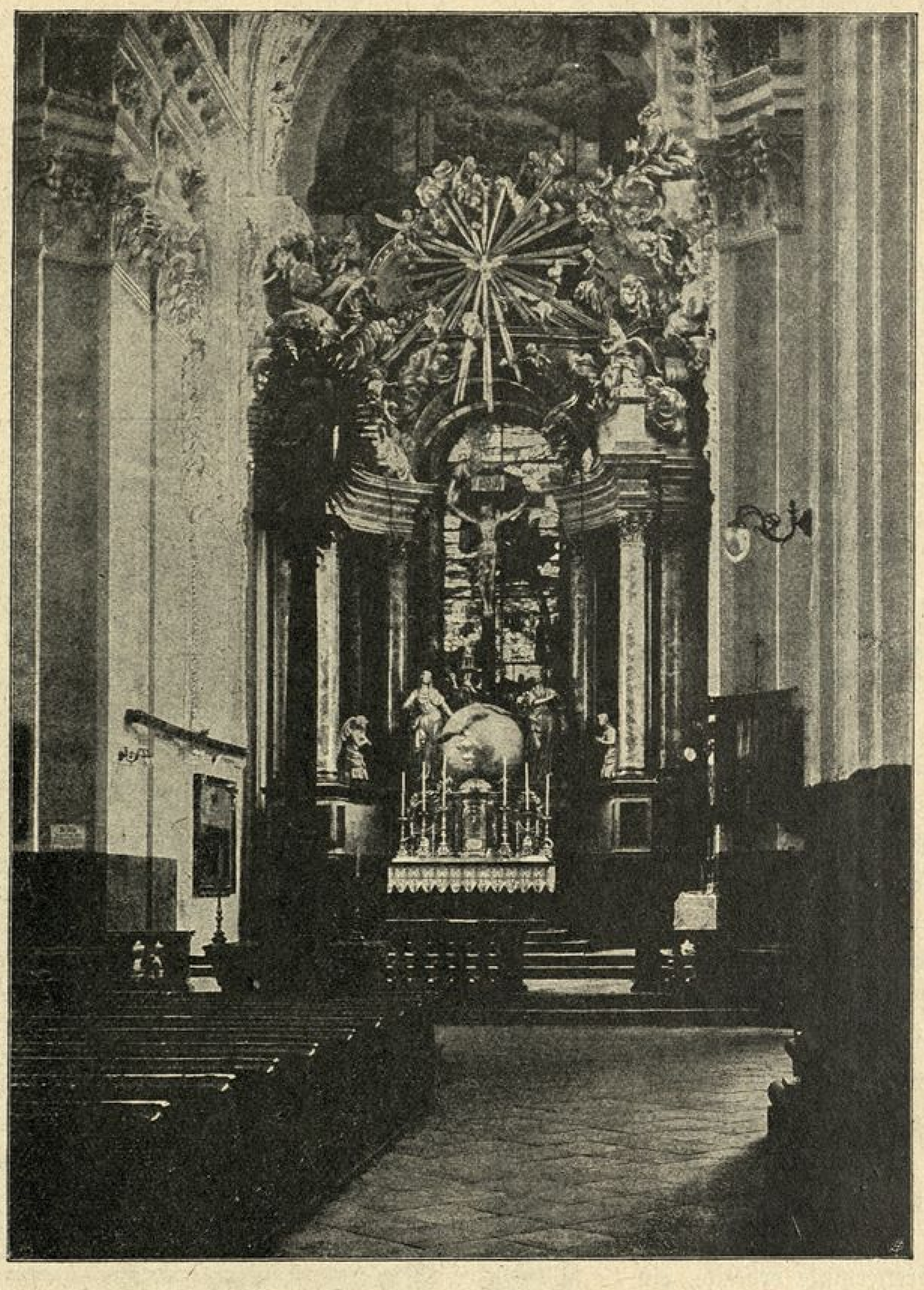
Es ist und bleibt ja doch nur ein Holzbild, obendrein nur aus weichem Lindenholze geschnitzt. Seine Höhe beträgt im ganzen 47 cm. Die Muttergottes ist ein wenig großköpfig und schmalbrüstig (ihre Brust ist nur um ein Viertel breiter als der Kopf); sie sitzt auf einem Stuhle und blickt etwas seitwärts nach oben vor sich hin. Der Gesichtsausdruck ist mild, ruhig, die Züge regelmäßig, Nase und Stirne hoch, überhaupt das Gesicht im ganzen etwas länglich. Das Antlitz



Mariazell, Gnadenaltar.

ist nicht unschön, aber auch nicht hervorragend schön. Sie hält in der linken Hand mit unwahrer, unnatürlicher Fingerstellung eine ziemlich große Birne, die sie gleichsam teilnahmslos (da ihr Blick ganz anderswohin sich verliert) dem Kinde hinreicht, während das kleinköpfige Kindlein (sein Kopf hat nur ein Siebentel der Körperlänge) die große Birne betrachtet und mit seiner rechten Hand einen Apfel hält. Das, was man gewöhnlich aus dem Bilde herauslesen will, daß das Kindlein den Apfel der Mutter gleichsam zum Tauschhandel für die größere Birne biete, ist zwar recht lieb gesagt, geht aber aus der Darstellung selbst nicht hervor. Es macht vielmehr den Eindruck, daß das Kindlein den etwa früher erhaltenen Apfel festhält, während es sich eben anschickt, nun auch noch die Birne an sich zu nehmen. Der Gesichtsausdruck von Mutter und Kind ist etwas tot (im Gegensatze zu der viel lebendigeren Altöttinger Statue); Mutter und Kind sind offenbar „nicht bei der Sache"; die Hand, mit der die Mutter das auf dem oberen Teile des Schenkels ruhende Kind hält, ist hölzern, die Knie und Unterschenkel sind untereinander ungleich, die unteren Partien des Körpers erscheinen verkümmert.

Das Bild ist in Farben gefaßt, doch sind diese Farben schon sehr schadhaft und haben kaum mehr einen praktischen Wert. Sonst ist die Statue noch sehr gut erhalten, ein Umstand, der bei dem Alter von 900 Jahren jedenfalls auffällt.



Mariazell, Hochaltar mit silberner Erdkugel.

So ist also das Mariazeller Bild so recht ein Leuchtturm der Demut und ein Zeichen dafür, daß Gott der Herr nicht die Maßstäbe der menschlichen Kunst anwendet. Denn die schönsten Kunstwerke, auf die sich die Künstler oft ganze Berge einbilden, sind vor Gottes Aug' ebensolche Pfuschwerke wie etwa die kleinen Männlein, die sich des Kindes spielende Hand aus Lehm und Teig zusammenknetet.

Aber wie ist dies möglich, da doch der Menschengeist seine Schönheitsbegriffe doch wieder nur von Gott selber hat? — Des Rätsels Lösung ist sehr einfach: So wie es im Weltenraume Punkte gibt, die so weit von unserem Sonnensysteme abstehen, daß von dort aus unser Erdkügelein und unsere Sonne (die bekanntlich zirka eine Million mal größer ist als die Erde) vollkommen gleich erscheinen, nämlich beide einfach unsichtbar, so ist Gottes Vollkommenheit soweit über Irdisches hinaus, daß das Lehmmännlein des Kindes und der (nach Künstlerbegriffen millionenmal schönere) marmorne Moses des Michel Angelo vollkommen gleichwertig sind: sie sind nämlich beide „nichts".

Und Gott wählt dann ein Pfuschwerk zum Gnadenbilde, nicht etwa weil das Pfuschwerk schöner ist als das sogenannte Kunstwerk, sondern weil eben das Kunstwerk auch nicht schöner ist als das Pfuschwerk: es bleibt sich für Gott gleich, was er nimmt.

Solches betrachtend, ist es uns, als ob eine Ahnung der Größe des Ewigen uns leise streifte.

Diese große Fundamentallehre von der absoluten Nichtigkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, die aus einer ganzen Reihe von Gnadenbildern und Gnadenorten herausklingt, ist genau dieselbe, die aus allen Fugen und Spalten des Evangeliums Jesu Christi hervorblickt. So lang der Mensch diese wichtige Fundamentallehre nicht begreift oder begreifen will, hat er die Wege zu Gott noch nicht gefunden. Nun wohlan: die Wege zu den Wallfahrtsorten führenden, der schauen und denken kann, zu Gott!

Nun sehen wir uns in der Gnadenkapelle noch ein wenig um. Wir lesen die Inschrift, die links von uns, gleich neben dem Gnadenaltare in Stein gegraben ist. Der Inhalt dieser Schrift stimmt ja überaus gut zu unserer eigenen, andachtsvollen Herzensgesinnung:

„Unter diesem Steine," so lautet sie, „liegt der kleine Teil eines großen Fürsten, das Herz des N. N. Lebend gelobte er eine Reise nach Zell, doch Gott rief ihn in den Himmel. Damit es nun nicht scheine, als ob er den Weg gänzlich verfehlt hätte, wollte er ihn, freilich nicht lebend, sondern entseelt, vollenden. Hier ruht er nun nach vollbrachtem Lebenslaufe mit dem ganzen Herzen." Viele Fürsten haben dieses Haus mit Geschenken bereichert, doch keiner mit einem kostbareren, als er (mit seinem Herzen).

Wir verrichten unsere innigste Begrüßungsandacht vor diesem so viel geliebten Gnadenbilde, und während wir dann

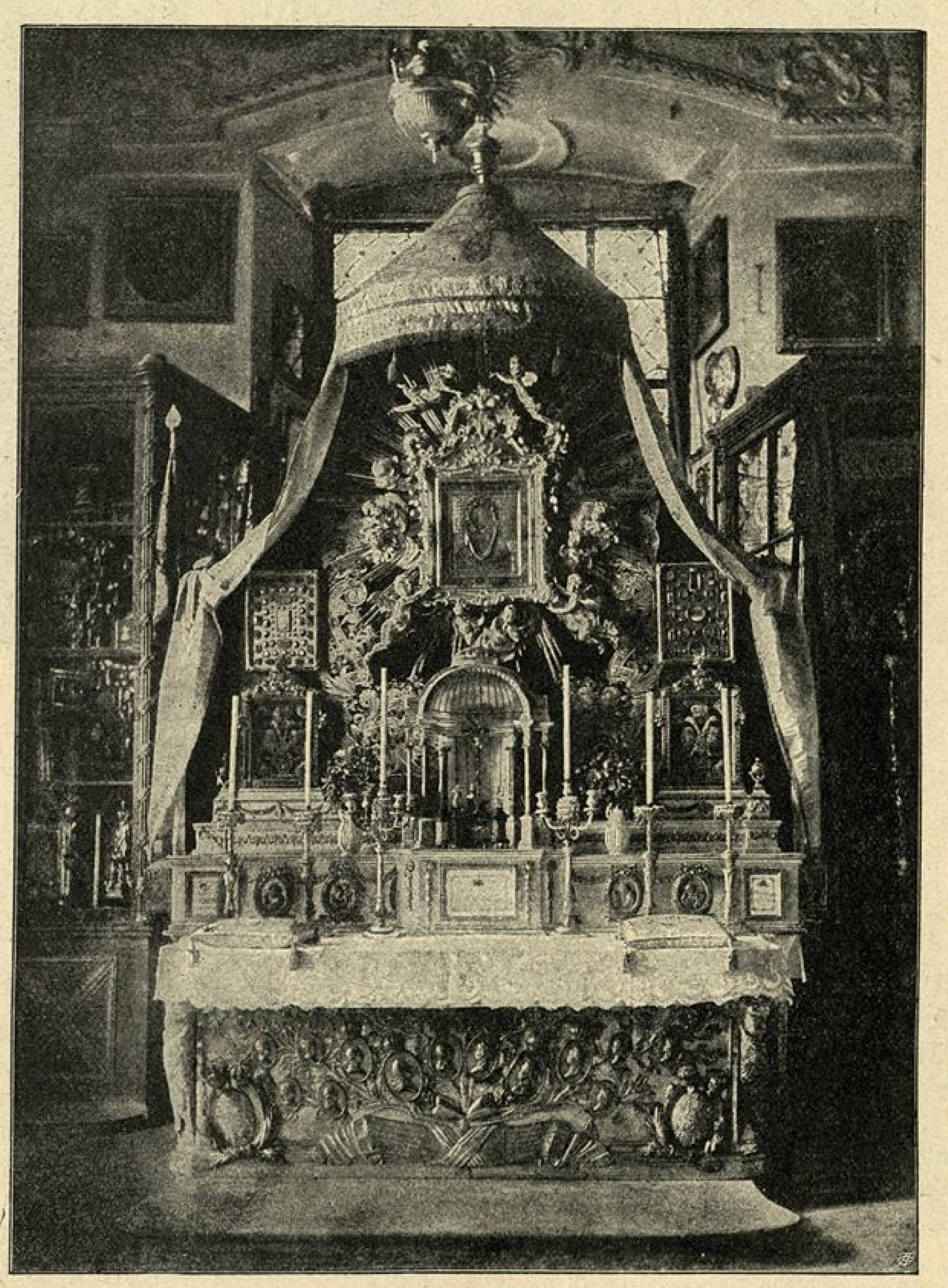
aufstehen, um weiteren Rundgang zu machen, klingt es noch immer in unserer Seele mächtig nach:

Dich möge loben jeder Mund!
Du sei'st gepriesen alle Stund'!
Dich will ich ehren allezeit!
Dir sing' ich bis in Ewigkeit:
Ave, Ave, Ave Maria!

Der rückwärtige Teil der Kirche und die Mariensäule.

Wir besehen uns nun noch jenen Teil des Gotteshauses, der hinter der Gnadenkapelle liegt, und finden hier zu unserem Erstaunen gleichsam eine neue Kirche, die, wenn wir das breite Querschiff (die Kreuzesbalken im Grundrisse der Kirche) mit einrechnen, sich der vorderen Kirche vollkommen ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Dieser rückwärtige Teil ist etwas weniger geschmückt als der vordere, macht aber trotzdem einen sehr guten Eindruck. Ganz besonders ist es die Gruppe über dem Hochaltare, die unseren Blick unwillkürlich auf sich zieht. Da erhebt sich über einer mächtigen silbernen Erdkugel, die etwa zwei Meter im Durchmesser hat, und über die sich eine Schlange windet, ein gewaltiges silbernes Kreuz. Diese Gruppe soll offenbar den Triumph des Kreuzes über die Schlange, und die glückliche Besitznahme der Erde durch den Erlöser versinnbilden.



Mariazell, Schatzkammeraltar in Form eines Zeltes, mi dem von König Ludwig gebrachtem Bilde.

Dieser rückwärtige Teil der Kirche ist von einer großangelegten Kuppel überwölbt. Gerade unter dieser Kuppel steht eine schlanke, mehrere Meter hohe Säule, und auf der Säule ein Bild der unbefleckt empfangenen Gottesgebärerin.

Wir erwähnen diese „Frauensäule" eigens, weil sie der Gegenstand der besonderen Verehrung fast aller hieherkommenden Wallfahrtsscharen ist. Einstmals, als die Kirche noch kleiner war, befand sich diese Säule, genau an demselben Orte stehend, schon außerhalb der Kirche. Um diese Säule stellen sich die Pilger betend auf. Die Jungfrauen aber, die an der Prozession teilnehmen, werfen sich hier platt auf den Boden und in dieser demütigen Lage verharren sie so lange, bis gewisse Andachtsübungen von der ganzen Schar verrichtet sind. Diese eigenartige Bußübung, die übrigens sehr oft zu schauen ist, macht einen erschütternden Eindruck, und mancher, der mit spöttischen Lippen herbeigekommen, ging feuchten Auges wieder von dannen. Unmassen von einfachen Weihegeschenken aus Wachs bedecken oft den Sockel der Frauensäule, flammende Lichter, von der Hand der Wallfahrer hier entzündet, geben ihr stilles Zeugnis, daß auch die Herzen der Menschen noch in Liebe zur himmlischen Mutter hell auflodern und brennen.

Feierliche Andachtsübungen in Mariazell.

Wallfahrer waren's, die vorüberschritten,
Barfuß und bloßen Hauptes, lange Stäbe
In ihren Händen und in kleinen Bündeln
Den Notbedarf der Reis' auf ihrem Rücken.
Manch bleiches Haupt war still gesenkt,
Manch frommer Blick vertrauensvoll gehoben,
Und manche Träne fiel ins off'ne Buch.
Sie zogen in den Wald „Maria hilf",
Und dann noch einmal durch die Föhrenwipfel
Wie leiser Widerhall: „Maria hilf"!
(Österr. kath. Sonntagsblatt.)

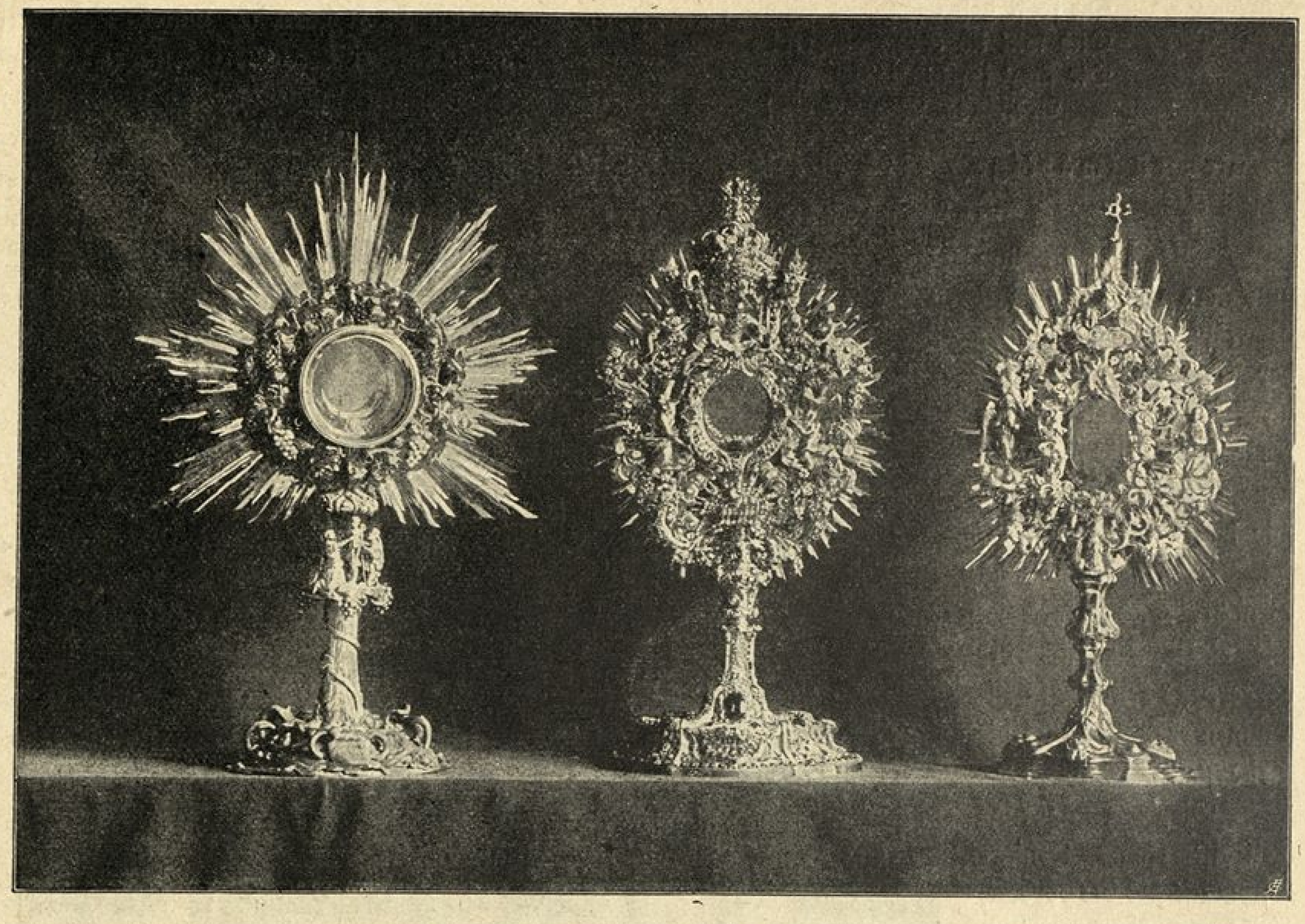
Ja, von weit her kamen sie, wer weiß vielleicht vom Böhmerlande, oder aus Ungarn, oder aus Kroatien. Abgemüdet von harter, beschwerlicher Reise, begrüßen sie nun in froher Dankbarkeit den ersehnten Ort der Gnade.

Aber sie wollen der Mutter des Heiles größtmögliche Ehre erweisen; so feierlich als es eben möglich ist, wollen sie Einzug halten in die Wallfahrtskirche. Nicht genügt ihnen da der eigene Priester, der die Wallfahrt mitgemacht, nein, die Hüter des Heiligtums selber werden berufen, um die Fremdlinge einzuführen zum Throne der Gebenedeiten.

Alles rüstet sich unterdessen, so gut und rasch es geht. Die Kleider von langer Wanderung entstellt, werden geputzt, die Vorbeter geben ihre Weisungen, alles stellt sich in Ordnung auf. Da kommen schon die Mariazeller Priester entgegen. Das Kreuz an der Spitze, zieht die fremde Pilgerschar ein und neben dem Kreuze wallen die Fahnen, die Abzeichen der Freude.

Musikanten sind mitgekommen aus der Heimat, und ihre feierlichsten Märsche blasen sie beim Einzuge. Hinter ihnen aber tragen die Jungfrauen ein Muttergottesbild auf leichter Tragbahre. Weiß gekleidet sind diese jungen Scharen, im aufgelösten Haar liegt eine Krone aus Wachs oder ein blütenreiches Kränzlein. Froher Stolz glänzt aus ihren Augen, daß sie in solcher Weise Dienerinnen Mariens sein dürfen.

Und hinter ihnen die stattliche Schar der Wallfahrer, Männer und Frauen, Greise und Jünglinge. Sie alle sind beseelt von dem einen großen Gedanken, hier zu beten, hier öffentlich dem Herrn Ehre zu erweisen. Vergessen haben sie ihr Handwerk, ihren Stand, ihre sonstige Menschenfurcht, vielleicht ihren Leichtsinn; in den Tagen dieser Bußfahrt fühlen sie sich wie andere Menschen mit anderen Pflichten; ihr Tagwerk ist jetzt Gebet und Lobpreis des ewigen Gottes, des Vaters im Himmel; ohne Menschenfurcht singen sie auf allen Straßen, auf allen Wegen ihre Lieder, murmeln ihre Gebete. Mit Freude tragen sie ihre oft großen und auffallenden Wallfahrtsabzeichen auf der Brust.



Mariazell, Monstranzen aus der Schatzkammer.

Und heute gar, beim Einzuge in Mariazell: jeder tut sein Bestes. Die Herzen übervoll von Rührung. Wie klingt und singt und jubelt ihr begeistertes Lied:

„Wir grüßen Dich viel tausendmal,
Mariazell, Du Gnadensaal,
O schönste Muttergottes!"

Vom hohen Turme antwortet ihren Liedern eine Stimme vom Himmel: der eherne Sang der Glocken.

So ziehen sie durch das hohe Portal, so kommen sie vor das verehrte Gnadenbild. Dort aber sinken sie in ihre Knie, tief gebeugt beten sie den Herrn des Himmels an, übervoll von Freude bringen sie dem Gnadenbilde Mariens ihren Gruß.

Viele gehen alsbald an strengere Bußübung, und auf den Knieen um das Heiligtum rutschend, verrichten sie ihr Rosenkranzgebet. Andere wieder haben ihre langen Stöcke auf die Schulter gelegt und die Arme weit ausbreitend, die Enden des Stockes umfassend, gehen oder rutschen sie, gleichsam Abbilder des gekreuzigten Welterlösers, um den Altar.

Was wollen diese Leute mit solcherlei Bußen? Was sie wollen? Sie wollen dem tiefinnersten Bedürfnisse, das in der Menschenbrust wohnt, dem Bedürfnisse nach Buße und Verdemütigung Genüge leisten! Sie wollen den Herrn versöhnen, den Herrn, den sie, wie das Gewissen ihnen sagt, ach, nur allzuoft beleidigt haben. Sie wollen sich den Frieden des Herzens erringen. Sie wollen heimkehrend nach verrichteter Wallfahrt mit erleichterter Seele singen und sagen:

Durch Reu' und Buß' hab' ich versöhnt
Den Herren, dem mein Herze fröhnt,
Der meine Reu' mit Segen krönt,
Den Herren, dem mein Lied ertönt:
Der Gnade Heil ist dem Büßer beschieden,
Er geht einst ein in der Seligen Frieden,
Vor Höll' und Tod ist ihm nicht bang,
D'rum preis' ich Gott mein Leben lang!
Alleluja, Alleluja in Ewigkeit!

(R. Wagner, Pilgerchor.)

Das ist das große Ziel, die große Absicht der heiligen Wallfahrten: Bußfahrten! Sühnfahrten!

Um dieses wichtige Ziel um so sicherer zu erreichen, nahen sie hier am heiligen Orte in Demut und Zerknirschung dem heiligen Sakramente der Buße. So haben sie sich's vorgenommen, als sie die Wallfahrt antraten, so führen sie auch den heiligen Vorsatz aus, und sie würden es nur als halbes Werk betrachten, wenn sie, ohne die heiligen Sakramente empfangen zu haben, heimkehrten.

Leichter, offenherziger, furchtloser als daheim eröffnen sie hier am fremden Orte dem völlig unbekannten Priester ihr Gewissen. Und fällt es dem einen oder dem anderen dennoch

schwer, bei dem hehren Gnadenbilde auf den Knieen liegend holt er sich Kraft zum beseligenden, umfassenden Geständnisse; überdies reißt ihn das hundertfache Beispiel der anderen unwiderstehlich mit sich fort, und wenn er endlich nach heiligem Geständnis den Beichtstuhl verläßt, da klingt es ihm wie Engelsang in den Ohren: „Vergeben, vergessen ist deine schwere Schuld, zerrissen die Klageschrift deiner Vergehungen, versöhnt bist du mit Gott und dem Himmel!“ O, wie strömt dann, wieder vor dem Gnadenbilde, inbrünstiges Dankgebet von den Lippen: „Mutter, Mutter, tausend Dank, daß du mir die Kraft gegeben! Tausend Dank, daß du mich verlornen Sohn wieder hingeführt hast zu meinem Herrn und Schöpfer!“

Horch, da tönt des Glöckleins helle Stimme vom Altare: „Auf, ihr Pilger, tretet heran zum Tische des Herrn! Zum königlichen Mahle Christi! Zum Empfange der heiligsten Speise! Zum gnadenreichen Genusse des heiligsten Leibes des Herrn!“

Und sie kommen! Von allen Seiten und Winkeln der großen Kirche eilen sie herbei, die einen in tiefstem Ernst und in bescheidenster, demütigster Haltung, die anderen entflammt von Liebe und Andacht, das Auge wie verzückt zum Tabernakel erhoben:

„Ecce Agnus Dei! Siehe das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt!“

Und sie empfangen denjenigen, der sie geliebt, erlöst, der sie jetzt getröstet, und der sie einst richten wird in Gnade und Erbarmung.

Und mit seiner Kraft ausgerüstet wandern sie heim, froh beglückt mit neuem Mut, zufrieden mit ihrem Schicksal, ergeben in den Willen des Allerhöchsten.

Das sind des heiligsten Herrn heilsame Brunnen, die in Zell und an allen anderen Stätten der Gnade so reichlich, nie versiegend, ihre Wasser spenden zum Heile derer, die da durstend kommen, um zu trinken.

Heilige Mutter, Dank! — daß Du uns solche Quellen eröffnet!



Mariazell, Wertvolle Kelche und Ziborien aus der Schatzkammer.
Man beachte die sonderbare Gestaltung des Kelches links unten.

Die Schatzkammer.

Im rückwärtigen Teile der Kirche, und zwar auf der Evangelienseite, führt eine steinerne Treppe zur Schatzkammer empor, die sich im ersten Stocke befindet und den Raum eines mäßig großen Zimmers einnimmt. Die Wände ringsumher sind mit Glaskästen bedeckt, vorne steht ein Altar, auf dem beinahe täglich eine heilige Messe gelesen wird. Betreffs der Geschichte dieser Schatzkammer entnehmen wir dem Buche: „Geschichte und Beschreibung der Gnadenkirche Mariazell und Führer durch die Schatzkammer von P. Gerhard Rodler, Schatzmeister der Kirche Mariazell“ folgendes und führen es wörtlich an:

„Nachdem König Ludwig über seine Feinde glänzend gesiegt hatte, kam er hieher, um der Muttergottes zu danken, ließ hier sein teures Marienbild, seine und seiner Gemahlin Brautkleider, seine Waffen (!) und unter anderen Kostbarkeiten einen Kelch aus reinem Golde als Opfer zurück.

In der von ihm erbauten Kirche hatten die über den Sakristeien befindlichen Räumlichkeiten die Bestimmung, als Aufbewahrungsort für die Schätze der Kirche zu dienen. Das erste Mal wird im Jahre 1359 ein Custos (Hüter) genannt. Als Begründer einer eigenen Schatzkammer wird in der Chronik 1621 Erzherzog Maximilian Ernst angeführt.

Die erste Ablieferung des Kirchenschatzes mußte 1526 zum Türkenkriege erfolgen; da soll auch der goldene Kelch König Ludwigs zum Opfer gefallen sein. Unter Kaiser Leopold I. wurde der Schatzkammer 1703 ebenfalls zum Türkenkriege ein großer Teil entnommen, wofür die Kirche Obligationen, auf 26.781 fl. lautend, erhielt. In den Jahren 1793 und 1794 (Franzosenkriege) wurden Kostbarkeiten im Schätzwerte von 142.363 fl. gegen Obligationen teils eingeschmolzen, teils veräußert.[1]) 1802 stieg diese Summe auf

[1]) Nach einer Aufschreibung waren darunter im Jahre 1793 Muttergotteskleider im Schätzungswerte von 5190 fl.; auch der silberne Altaraufsatz und das schöne Antipendium von Maria Theresia wurden eingeschmolzen und nur die sechs Amethystsäulen kamen zurück.

217.682 fl. Die erhaltenen Obligationen aber sanken nach dem Staatskrach 1811 auf ein Fünftel ihres ursprünglichen Wertes herab. Nach dem großen Brande (1827) mußten 1829 eine Menge von Perlen, Steinen und anderen Pretiosen versteigert werden. Der Erlös war ein geringer, 21.000 fl. K.-M., aber die Kirche war in großer Not und bedurfte des Geldes sehr, um Kirche und Türme decken zu können und neue Glocken anzuschaffen.

Die silbernen Votivgegenstände, Goldringe und dergleichen werden von Zeit zu Zeit zur Herstellung und zum Vergolden von Kelchen, Rauchfässern und zu den Auslagen für das Übertragen und Montieren alter Meßkleider usw. verwendet."

So die Worte P. Rodlers.



Mariazell, Königsgewande in der Schatzkammer.
Angeblich die Brautmäntel König Ludwigs von Ungarn und seiner Gemahlin.

Daran schließen sich in dem erwähnten Buche ausführliche Beschreibungen aller einzelnen Gegenstände in der Schatzkammer.

Wir halten uns da zunächst nur bei dem sogenannten Schatzkammeraltar auf. Dieser Altar ist als Träger jenes merkwürdigen Marienbildes gedacht und durchgeführt, das König Ludwig nach jenem wichtigen Traume, von dem wir später erzählen werden, des Morgens auf seinem Bette liegen fand.

Da sich dieses in einem Lagerzelte zutrug, wurde der Altar in Form eines Zeltes aufgestellt. Er hat manche Veränderungen erlitten; insbesonders wurde das Antipendium, das die Köpfe verschiedener Personen aus dem kaiserlichen Geschlechte zeigt, schon einmal zum Einschmelzen abgeliefert und später wieder durch ein neues ersetzt.

Doch damit wir von dem wichtigsten Gegenstande dieses Altares sprechen, von dem Marienbilde. Darüber schreibt Petschnigg in den Mitteilungen der Zentralkommission folgendes: „Dieses Bild, 49 cm hoch und 41 cm breit, dürfte das Mittelstück eines Hausaltares gewesen sein, welchen König Ludwig auch in den Krieg mitführte. Es ist in Tempera auf Vergoldergrund gemalt und erinnert in der Behandlung an die italienische Schule des Giotto. Der Kopf der Maria[1]) sowie der des Christuskindes sind mit großer Empfindung in einfacher Weise mehr flach behandelt und die Hände haben jene langen, vorn zugespitzten Finger, wie es die altitalienischen Maler im Gebrauch hatten; auch das Zusammenlaufen der Augen im Winkel und das Markieren der Augenbrauen in feinen Konturen sind ein charakteristisches Zeichen jener Zeit. Die Gewandstücke sind gemustert, und zwar der Mantel der Maria mit feinen Goldornamenten auf blauem Grunde, das gelbe Unterkleid hat ein zartes Webdessin. Das Unterkleid des Christuskindes schmückt ein ganz eigentümliches Muster, welches an die Panzerhemden erinnert. Dieses Bild wurde, wie es scheint, später mit Metall und Email bekleidet; so wie es die Chronisten erzählen, soll Maximilian Ernest, Erzherzog von Österreich, das Bildnis auszuschmücken angefangen haben."

Soviel vom Schatzkammeraltar und seinem Bilde. Außer diesem enthält die Schatzkammer noch ein vielgenanntes Doppelstück:

Die Brautkleider König Ludwigs und seiner Gemahlin, zugleich die angeblichen Waffen des genannten Königs.

Und nun noch kurz eine allgemeine Übersicht über die einzelnen Kästen:

Kasten I. Elfenbeinschnitzereien. 27 Katalogsnummern.

Kasten II. Kelche, Hausaltäre, Reliquiarien. 26 Nummern.

Kasten III. Monstranzen, Ziborien, Kronen, wertvolle Juwelen. 110 Nummern.

Kasten IV. Gedenkmünzen, Uhren, silberne Stehkreuze, Reliquienhälter. 25 Nummern.

Kasten V. Reliquienschrein. 15 Nummern.

Kasten VI. Reliquienschrein. 15 Nummern.

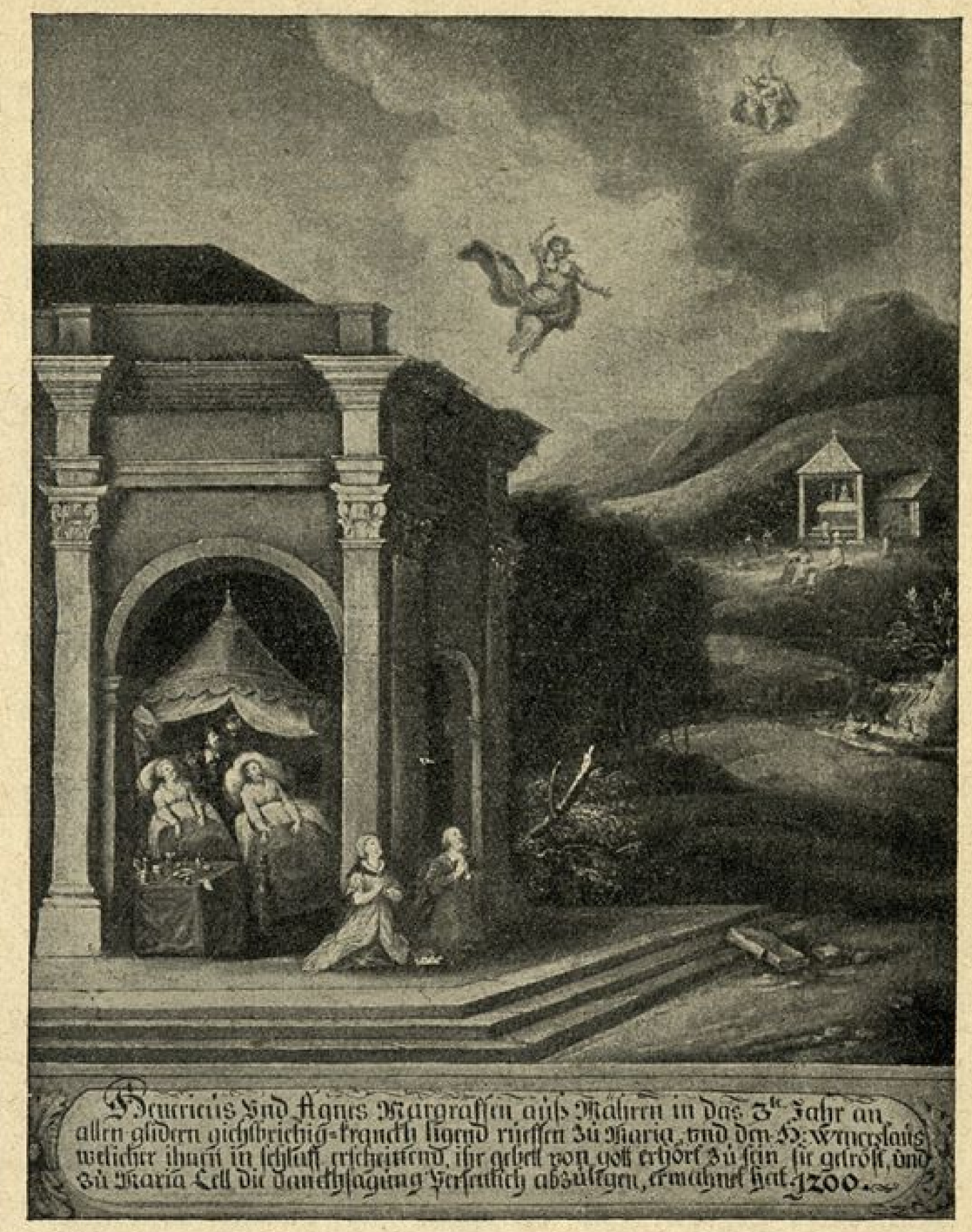
Kasten VII. Perlenschnüre, Perlmutter-Arbeiten, silberne Kronen. 34 Nummern.

---

[1]) Wir erlauben uns hier zu bemerken, daß wir Katholiken gewöhnt sind, die Mutter unseres Erlösers etwas respektvoller zu titulieren, als es hier geschieht: „Der Kopf der Maria." In dieser wegwerfenden Weise mag etwa der Lehrer von dem Kinde oder die Gnädige von ihrem Dienstmädchen sprechen.



1. Ein Benediktinermönch bringt das Bild in diese Gegend (links unten) und erbaut mit Hilfe der Landleute die erste hölzerne Kapelle (rechts).



2. Markgraf Heinrich von Mähren und seine Gattin erhalten im Traume den Befehl, zu dem Bilde zu pilgern (links) und legen, da sie sich des Morgens gesundet finden, sofort knieend das Gelöbnis der Wallfahrt ab.

Bilder aus der Geschichte von Mariazell. Die folgenden neun Bilder sind nach jenen Originalien aus dem siebzehnten (?) Jahrhunderte angefertigt, die heute auf den Seitengalerien der Kirche zu Mariazell zu sehen sind. Die Bilder wurden vor etwa zehn Jahren von P. Zaoral, einem Benediktinerpater aus St. Lambrecht, restauriert und von Photograph J. Kuß in Mariazell eigens für dieses Buch aufgenommen. Die beiden letzten der hier gebrachten Bilder sind nicht der Geschichte Mariazells entnommen, sondern stellen wunderbare Ereignisse an Privatpersonen vor. Von derartigen Bildern, die alle von demselben Maler stammen dürften, gibt es in Mariazell noch ziemlich viele. Besonders sei darauf hingewiesen, daß diese Bilder (nach der damals beliebten Methode) fast durchgehends zwei verschiedene Handlungen darstellen, die beide in ein und dasselbe Bild zusammengezogen erscheinen.

Kasten VIII. Perlenschnüre, silberne Halsketten, Ohrgehänge und Pokale. 31 Nummern.

Kasten IX. Taufmünzen, Orden, Pektorale, Korall- und Kristallgegenstände. 61 Nummern.

Paramente der Schatzkammer.

Liebfrauenkeider und Meßkleider, gespendet von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses.

Kasten I. 12 Nummern.

Kasten II. 12 Nummern.

Meßkleider, gespendet von kirchlichen Würdenträgern und adeligen Persönlichkeiten.

Kasten X. 10 Nummern.

Kasten XI. 4 Nummern.

Liebfrauenkleider von verschiedenen Spendern.

Kasten III. 20 Nummern.

Kasten IV. 5 Nummern.

Kasten V. 9 Nummern.

Kasten VI. 6 Nummern.

Kasten IX. 6 Nummern.

Wen immer es gelüstet, genaueres über diese „Schätze" zu erfahren, der trachte, sich ein Büchlein darüber zu verschaffen.

Andere Sehenswürdigkeiten um Mariazell.

Hier wollen wir uns kurz fassen.

1. Das Bründl. Dieses besuchen wohl die meisten Pilger. Es ist etwa fünf Minuten weit von der Gnadenkirche entfernt, der Weg dahin führt auch zum Aufstieg zum Kalvarienberg. Aufmerksamen und bibelfesten Besuchern des Bründls wird auffallen, daß die Gemälde, mit welchen die Kapelle beim Bründl verziert sind, sämtlich auf irgend welche heilsame Wasser, von denen die Heilige Schrift erzählt, Beziehung haben.

2. Der Ursprung. Beim Gasthause Nabegger, auf dem Wege gegen Rasing, findet sich eine Aufschrift „Aufgang zum Ursprung". Eine Stiege führt da zu einem gespaltenen Felsen. Das soll der Sage nach jener Ort sein, wo der erste, hier angekommene Priester seine Marienstatue hinstellte.

3. Die Sigmunds-Kapelle (fälschlich auch Ursprung genannt) liegt gegen Gußwerk hin auf einer Hügelspitze, wurde im 15. Jahrhundert erbaut und mit einer starken Mauer umgeben, hatte offenbar den Zweck, die damals sehr viel benützte Wallfahrtsstraße über Gußwerk zu beherrschen und die Pilger zu schützen. Wird von vielen Wallfahrern besucht.

Geschichtliches.

Entstehung des Gnadenortes Mariazell.

Es war im Jahre 1157, als der damalige Abt des Klosters Sankt Lambrecht den Entschluß faßte, nordwärts in das Aflenzertal eine kleine Gesellschaft von fünf Priestern auszusenden, damit sie dort das Evangelium Jesu Christi verkündeten. Dies schien dem Abte um so mehr nötig zu sein, weil das Stift dortselbst großen Grundbesitz hatte und die dortigen Leute also eigentlich im Dienste des Klosters standen. Außerdem waren noch gar manche von den Bewohnern dieser Gegenden in der Nacht des Heidentums versunken.

Die fünf abgeordneten Priester begaben sich also tatsächlich nach Aflenz und suchten zunächst ihren neuen Wirkungskreis kennen zu lernen; und da stellte sich denn heraus, daß das Gebiet ein sehr ausgedehntes war. Und so beschlossen sie, zur leichteren Bewältigung der seelsorglichen Arbeit sich zu trennen und sich einzeln an verschiedenen Orten des Gebietes niederzulassen.

Bald war man einig und verteilte nun die Arbeitsgebiete. Jener Priester nun, dem das heutige Mariazell und dessen Umgebung zufiel, war ein äußerst frommer, gottliebender Mann und erbat sich vor seinem Aufbruche die Erlaubnis, ein holzgeschnitztes Marienbild (das heutige Gnadenbild) mit sich nehmen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm ohneweiters gegeben und er begab sich alsbald an den Ort seiner zukünftigen Wirksamkeit.

Da er nun, geführt von einem der dort ansässigen Leute, in die Gegend des heutigen Gnadenortes gekommen war, verirrte sich sein Führer und er selber mit ihm bei einbrechender Nacht so sehr, daß sie sich nach einiger Zeit des Irregehens vor einem senkrechten Felsen befanden und keinen Rat mehr wußten. Da kniete der Priester zu innigem Gebete nieder und rief um himmlischen Rat und Hilfe. Und siehe da, ein wundersames Licht drang aus dem Felsen, dieser selber spaltete sich vor seinen Augen und gab ihm freien Durchlaß. Die Stelle, wo sich dieses zugetragen haben soll, wird noch heute gezeigt; sie befindet sich im rückwärtigen Teil eines Gasthauses an der Straße gegen Rasing.

Hocherfreut über dieses Zeichen himmlischer Gunst beschloß der Priester alsbald, gerade hier, an diesem Ort der Gnade und des Wunders zu verbleiben, und sah sich nach einem zum Zellenbau geeigneten Plätzchen um. Eine in der Nähe ansteigende Hügelterrasse (eben der Ort, wo die Kirche heute steht) schien ihm zur Niederlassung besonders geeignet, und so ging er rasch daran, mit Hilfe der willigen Talbewohner eine Doppelhütte zu bauen, nämlich einen Gebetsraum und einen Wohnraum. In dem ersteren, also der Holzkapelle, stellte er nun sein Marienbild auf und empfahl sich selber, alle Ansiedler und überhaupt seine ganze Pflanzung dem Schutze der allerseligsten Jungfrau.

Die Zelle Mariens war also errichtet, sie sollte fürderhin stehen, wachsen und groß werden, und der Segen Gottes sollte auf ihr in reichstem Maße ruhen.

Die liebliche Niederlassung zog die Herzen der Bergbewohner mächtig an, sie kamen gern und oft herbei, gewöhnten sich, in aller ihrer Not zur allerseligsten Jungfrau vertrauensvoll aufzublicken und wurden vielfach erhört. Der Ruf dieser neuen „Marien-Zell" drang langsam, aber stetig weiter, eroberte sich ein Tal nach dem andern, zog von immer weiteren Entfernungen neugierige fromme Pilger herbei, sandte seine Gnadenstrahlen immer lichter, immer deutlicher in die Herzen — — das war der Beginn des großen Mariazell.

Was wir soeben erzählt haben, trug sich im Jahre 1157 zu. Wie rasch der neue Wallfahrtsort aufblühte, beweist unter anderem der Umstand, daß schon 60 Jahre später, also im Jahre 1217, auf dem heutigen Annaberge nur aus Rücksicht für die Wallfahrer eine Priesterexpositur errichtet wurde.

Die wunderbare Genesung des Markgrafen Heinrich von Mähren. — Erbauung einer steinernen Kapelle (1220).

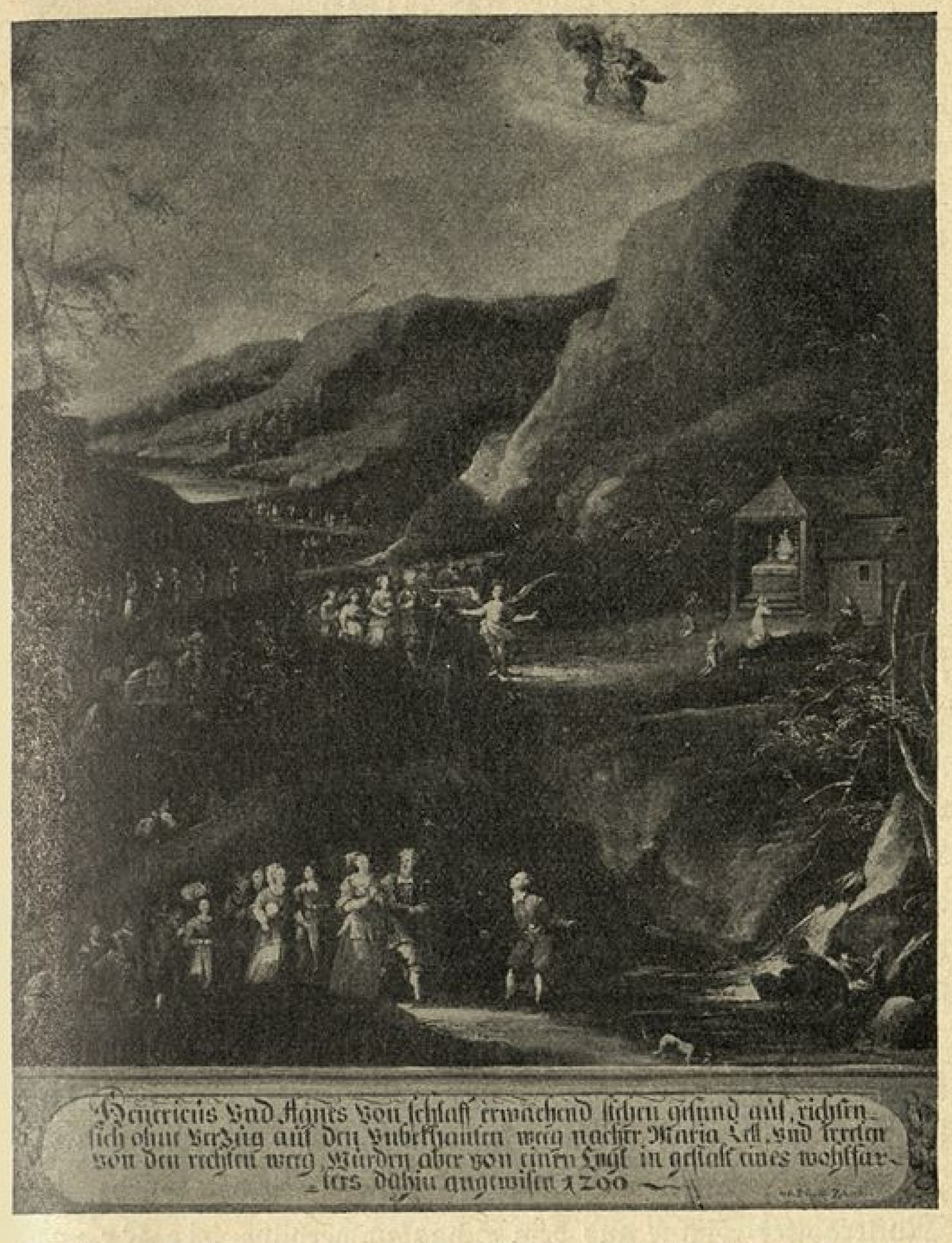
Jedem halbwegs aufmerksamen Besucher des hehren Gotteshauses in Mariazell fallen gewiß die zwei gewaltigen Statuen auf, die links und rechts vom Hauptportale wie treue Hüter des Heiligtums ununterbrochene Wache zu halten scheinen. Die eine dieser Figuren stellt einen Markgrafen vor, die andere einen König. Diese beiden Standbilder erinnern an zwei wichtige Geschehnisse in der Geschichte des Gnadenortes. Wir beschäftigen uns jetzt zunächst mit der rechtsstehenden Figur des Markgrafen Heinrich von Mähren.

Schwere Krankheit fesselte diesen slawischen Fürsten an das Schmerzenslager; vergebens hatten die Ärzte alle ihre Künste angewendet. Um das Unglück vollzumachen, erkrankte schließlich auch seine Gemahlin und siechte in unheilbarem Leiden dahin. In diesem großen Jammer hob sich der Blick der beiden Kranken inniger als zuvor zu Himmelshöhe; sie riefen zu Gott um Hilfe; und insbesondere verehrten sie fromm den heiligen Landespatron ihrer Markgrafschaft, den heiligen Wenzeslaus.

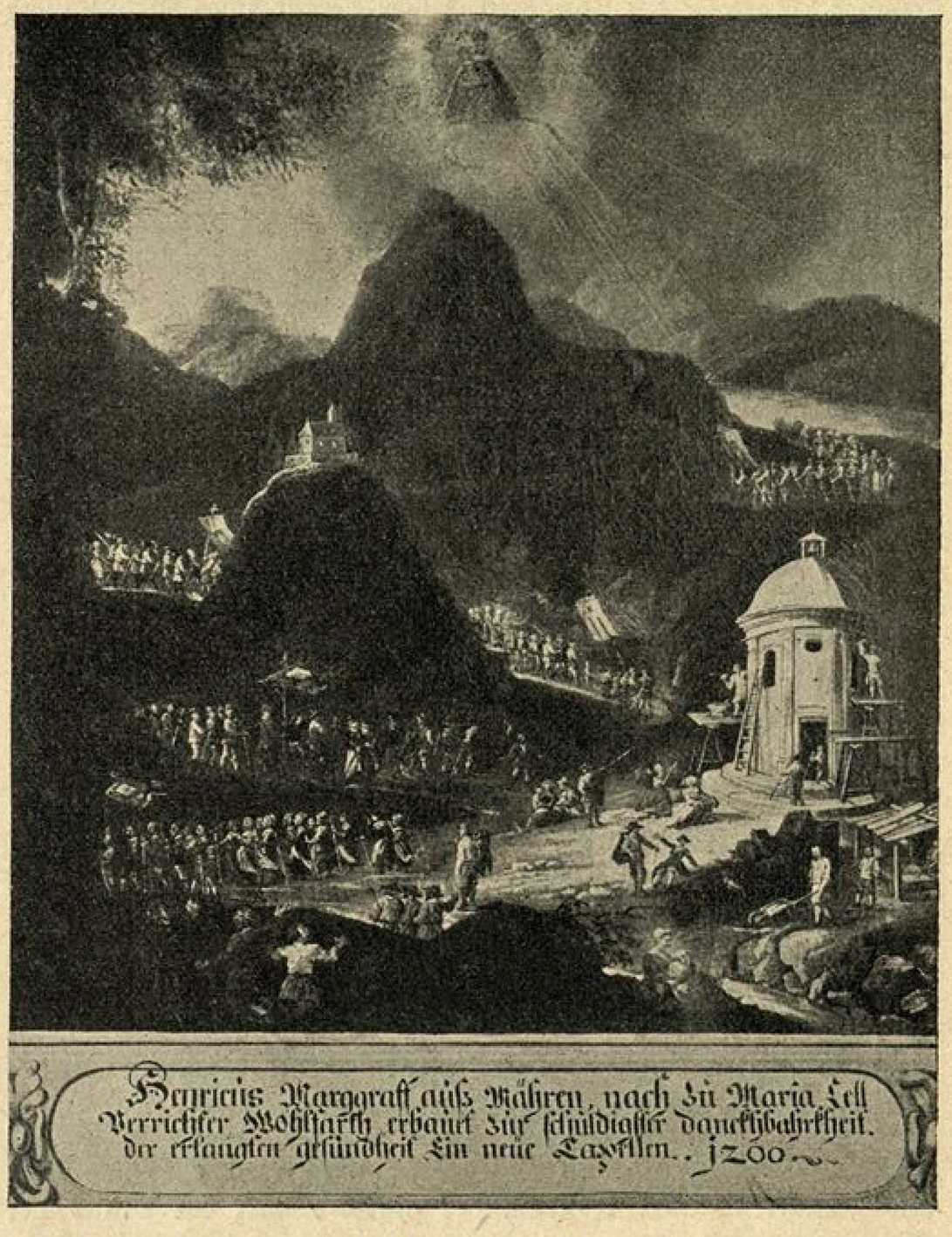
Da trug es sich zu, daß der kranke Fürst eines Nachts ein eigenartiges Traumbild hatte: vor ihm stand ein Mann von majestätischem Ansehen, von Glorienschein umleuchtet. Der verkündete ihm, daß sein warmes Beten Erhörung gefunden habe, aber er müsse zum Dank ein Marienbild aufsuchen, das in einem Tale Obersteiermarks in einer bescheidenen Zelle zur öffentlichen Verehrung aufgestellt sei.

Der Markgraf erwachte und fühlte sich zu seiner größten Freude und Überraschung vollkommen gesund. Aber welch neuerlicher Jubel: auch seine Gemahlin, die genau denselben Traum gehabt, war von jeglichem Leide befreit. Da machten sich denn die beiden Gatten voll innigster Dankbarkeit auf die Reise, um jenes unbekannte Bild aufzusuchen und dort ihren heißen Dank abzustatten.

Doch die Reise war lang, die Wege schlecht, und so traf es sich, daß während eines Ungewitters die beiden Gatten von ihrem Gefolge getrennt wurden und nun einsam und bekümmert in fremder Wildnis umherirrten. Aber Gott schickte ihnen einen Engel, der ihnen den richtigen Weg anwies, und so fanden sie denn nach mancherlei Beschwerde das gesuchte Bild. O, wie sie da mit Inbrunst ihre kräftigen Dankgebete dem Herrn und seiner gebenedeiten Mutter darbrachten.



3. Markgraf Heinrich und seine Gattin kommen, von einem Engel geführt, an die Stätte der Gnade, wo sie das Bild verehren.



4. Der fromme Markgraf erlegt so viel Geld, daß davon die noch jetzt bestehende Gnadenkapelle errichtet werden kann (rechts). Seit dieser Zeit erfreut sich die Stätte eines noch größeren Andranges von Wallfahrtsscharen, zu deren Schutze auf dem nahen Hügel Sigmundsberg erbaut wird (links).

Dem Markgrafen kam die armselige Bretterhütte, die das Gnadenbild einschloß, denn doch zu unwürdig vor. Und so ließ er eine bedeutende Geldsumme zurück mit dem Wunsche, daß davon alsbald eine stattliche Kapelle aus Stein errichtet werden möge.

Mit Freude wurde dieser Befehl ausgeführt und gar bald stand eine schmucke Kapelle da, die bis heute noch zu sehen ist: die eigentliche Gnadenkapelle in der Kirche.

Ludwig I., König von Ungarn, macht eine Dankwallfahrt. — Die große Gnadenkirche wird erbaut (1363).

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten begann sich der Ruf der heiligen Gnadenstätte in den steirischen Bergen in alle Lande zu verbreiten. In ganz Österreich und Böhmen, ja bis nach Kroatien und Ungarn hallte das Lob dieser mächtigen Helferin der Christenheit.

Und da geschah es, daß König Ludwig I. von Ungarn von den mächtigen, wilden Türkenhorden, die vom Osten her über seine Lande hereinbrachen, gar arg bedrängt wurde. Wie geringfügig waren seine eigenen Streitkräfte gegen diese überwiegende, riesige feindliche Übermacht! Traurig und verzagt saß er eines Abends auf seiner Lagerstätte. Was sollte er beginnen? Alle seine Kriegsräte hatten ihn eindringlich gewarnt, sich ja in keinen Kampf mit dem weit überlegenen Türkenheere einzulassen.

Und da er so sann, überkam ihn eine weiche, zarte Rührung; und er mußte des hehren Gnadenbildes in Mariazell gedenken, und unwillkürlich faltete er seine Hände und empfahl sich und sein Land in inbrünstigem Gebete dem Schutze Mariens. Nachdem er eine Weile allso fortgebetet, senkte sich der Schlummer über seine müden Augen und ein wundersames Bild aus einer andern Welt drängte sich mit Macht vor seinen Geist. Er sah im Traume die lichtumflossene Gestalt Mariens. Mildiglich blickte sie zu ihm hernieder, versprach ihm Sieg und befahl ihm, sich mutig in eine Schlacht einzulassen; auch gab sie ihm ein untrügliches Zeichen; er werde, so sprach sie, erwachend ein Marienbild auf seiner Brust liegend vorfinden.

Das Traumbild schwand, der König erwachte. — O, Wunder! Auf seiner Brust lag ein eingerahmtes Marienbild, das er schon früher in seinem Besitze gehabt. Aber wer hatte es hiehergelegt? — Mit Inbrunst küßte er das Bild und erzählte alsbald seinen merkwürdigen Traum. Da erfaßte ungeheure Freude das ganze, früher verzagende Heer.

„Auf zur Schlacht!“ riefen Tausende begeistert aus und alsbald erklangen die langgezogenen Klänge der Kriegstrompeten. Todesmutig warfen sich die Christen über die gewaltigen Scharen der Feinde und nach hitzigem Kampfe schlugen sie das türkische Riesenheer in schmähliche Flucht. Der unglaubliche Sieg war errungen, die Freude unermeßlich groß.

Aber der fromme König gedachte seiner Schutzfrau und beschloß, alsbald eine Dankespilgerfahrt zum Heiligtum am Erlaffee. Das Bild, das er auf seiner Brust gefunden, brachte er als frommes Opfer dar; es ist noch heute in der Schatz-

kammer Mariazells zu schauen. Aber er tat noch mehr: Eine silberne Krone für Unsere Liebe Frau ließ er fertigen, sein Schwert, seine Sporen, seine und seiner Frau kostbare Gewande ließ er am Gnadenort zurück. Aber auch damit nicht zufrieden, ließ er auf seine Kosten eine prachtvolle, geräumige Kirche errichten, damit alle es wüßten und sähen, daß Maria eine gnadenreiche, mächtige Helferin und Schutzfrau sei. (Von dieser Kirche sind heute noch das Mittelschiff und der schöne gotische Turm erhalten.)

Mariazell während der beiden Türkenbelagerungen Wiens (1529 und 1683).

Daß diese Kirche unversehrt noch steht,
Das ist wahrhaftig ein Mirakel Gottes! —
Und unser liebes, teures Mariazell
Hat durch den Riesenbrand ein Diadem
Sich eingeflochten in die Wunderkrone,
Die es am Haupte weithin leuchtend trägt; —
Von diesem Brand wird noch nach tausend Jahren
Mit Ehrfurcht und Verwunderung gesprochen;
Denn es umstrahlt dies Haus der Glorienschein
Der wunderbaren Rettung aus Gefahr.

Diese auffallende Rettung bei gewaltiger Feuersbrunst ereignete sich in dem Jahre der ersten Türkenbelagerung Wiens, da nämlich die weithin streifenden türkischen Horden auch den Gnadenort Mariazell aufsuchten und ihn gänzlich einäscherten und zerstörten; aber trotzdem der ganze Markt ein Raub der Flammen wurde, trotzdem die Türken alle Anstrengungen machten, auch das Gotteshaus, und gerade dieses anzuzünden, gelang ihnen dieses ruchlose Vorhaben nicht; sie mußten unverrichteter Dinge abziehen und Kirche und Gnadenbild blieben vollständig unbeschädigt.

Da sich im 16. und 17. Jahrhunderte die Wallfahrten nach Mariazell immer mehrten, ward das Bedürfnis einer sehr geräumigen Kirche immer größer, und so ließ denn Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1644 den Grundstein zur heutigen großartigen Kirche legen.

Vollendet wurde aber dieser gewaltige Bau erst im Jahre 1699. Der Hochaltar wurde erst fünf Jahre nach der Einweihung der neuen Kirche, im Jahre 1704 fertiggestellt.

Um diese Zeit geschah es auch, daß Mariazell außer dem schon erwähnten Annaberge noch zwei andere Vorstationen erhielt: es wurde nämlich im Jahre 1644 auf dem „Saurüssel" eine Kapelle erbaut und dem hl. Josef geweiht: es war der Anfang des heutigen Josefs-Berges. Der Bau ist dem Stifte Lilienfeld zu verdanken. Acht Jahre nachher (1652) wurde auf dem „Berg bei der hohlen Tanne" vom Grafen Joachim Slavata eine Kapelle zu Ehren seines Namenspatrons, der zugleich Vater der allerseligsten Jungfrau war, errichtet, aber erst 1685 eingeweiht: der heutige Joachims-Berg.

Als im Jahre 1683 die Türken abermals vor Wien zogen, waren die Mariazeller Bürger schon gewitzigt, und brachten das kostbare Gnadenbild rechtzeitig in sicheren Gewahrsam, indem sie es nach dem weit entlegenen Sankt Lambrecht schafften. Dort war es vor räuberischen Händen gefeit. Nach der gänzlichen Niederlage und der schmählichen Flucht des Türkenheeres brachte man das Bild in feierlichster Prozession wieder nach Mariazell, wo es bis zum heutigen Tage verblieb.

Traurige Zeiten.

Die Regierungszeit Kaiser Josefs II. (1780—1790) war wohl für Mariazell, ebenso wie für gar viele Gnadenorte Österreichs, eine wahrhaft „traurige" Zeit.

Anfangs schien es nicht so gefährlich, ja im Jahre 1782 bestätigte Josef II. noch alle Privilegien Mariazells.

Aber schon in demselben Jahre 1782 kam der erste vernichtende Schlag: es wurde alles feierliche Gepränge an den Wallfahrtsorten, sowie das „haufenweise Zusammengehen" und der feierliche Empfang der Prozessionen untersagt.

1785 wurden alle vorhandenen Wertsachen in Mariazell von den Meßgewändern angefangen bis zur Turmspitze hinauf amtlich geschätzt. Die Schätzung ergab eine Gesamtsumme von 358.000 Gulden. Da erhielt der staatliche Schätzmeister ein scharfes Dekret von der Hofkanzlei, welches den seit 600 Jahren angesammelten Schatz als „unbegreiflich geringfügig" fand, und den Mangel an Bargeld rügte. Der Kommissär verteidigte sich: es nehme ihn selber Wunder, daß er nicht mehr gefunden habe. Dann schob er die Schuld auf die Vorgänger des Kaisers: Leopold I. und Karl VI. hätten schon das beste weggenommen.

1785 verordnete Josef II. für Mariazell die Wegnahme eines Drittels aller silbernen und goldenen Opfertafeln; die „gemalten" aber müßten sämtlich entfernt werden, das sei „unnützer Zierat". — Bei gesperrter Kirche wurde der Muttergottes-Statue und dem Schatzkammerbilde die Krone, die Perlen und die Münzen abgenommen.

In solcher Not wandten sich die armen Mariazeller mittels einer Gesandtschaft nach Wien, man möge ihnen nun, da sie durch das Verbot der Wallfahrten brotlos geworden seien, einen andern Erwerb verschaffen. Da ward ihnen der Bescheid zuteil, sie mögen sich mit Wollspinnen (!) befassen. Später wies man sie mit ihrer Bitte nach Graz zu den sogenannten Ständen. Diese hielten es für das beste, allen Mariazellern die Häuser abzukaufen und ein großes Militärspital in Mariazell zu errichten. Aber da die Bürger Mariazells auch die Ablösung ihrer großen Vorräte an Wallfahrtswaren verlangten, kam der Plan nicht zur Ausführung.

Dann kam der Befehl, die Gnadenkapelle abzureißen und die Statue auf den Hochaltar zu versetzen. Dieser Befehl wurde auf dringendes Bitten der Gemeinde doch zurückgezogen; jedoch mußte die Statue ihrer wertvollen gestickten Oberkleider beraubt werden.

1788 wurden alle Frühämter und Figurallitaneien verboten. Anfangs September desselben Jahres kam der Befehl, alle Hängeleuchter in der Kirche wegzunehmen, auch sollten alle Kreuze an den Straßen und Wegen entfernt, alle Kapellchen abgetragen werden. Fürsterzbischof Kardinal Migazzi von Wien hielt trotzdem ohne Rücksicht auf diese kaiserlichen Verbote die Fronleichnamsprozession in Mariazell. Das trug dem Verwalter und dem Dechant einen derben Verweis ein; aber von Strafe sah man ab; wahrscheinlich fürchtete man sich doch vor dem Kardinal.

1789 im Juli kam abermals ein Dekret, daß alle mit einer Fahne oder einem Kreuze ankommenden Prozessionen



5. König Ludwig von Ungarn erfleht sich knieend vor seinem Muttergottesbilde den Sieg über die Türken, und findet des anderen Morgens nach einem ermunternden Traume dieses Bild auf seiner Brust liegen. Es ist das heutige Schatzkammerbild in Mariazell.



6. König Ludwig läßt sich hierauf in eine Schlacht mit den Türken ein, wobei das Bild der allerseligsten Jungfrau vorangetragen wird. Die Türken werden gänzlich besiegt. König Ludwig macht mit seinem ganzen Heere eine Dankwallfahrt nach Mariazell.

aufnotiert, die Kreuze und Fahnen weggenommen und deren Träger überdies mit fünfzig Stockstreichen bestraft werden sollten.

Aber trotz dieser sehr strengen Verordnung kamen in diesem Jahre doch noch mehr als 100.000 Pilger nach Zell.

Im Anschlusse an diese übersichtliche Darbietung der Anordnungen Kaiser Josefs II. finde hier eine kleine Geschichte Platz, die wir wörtlich dem Buche: „Donin, Die Marianische Austria" entnommen haben: Es war gerade zur Zeit der Klosteraufhebung im Kaiserstaate, da erschien eines schönen Abends ganz unerwartet Kaiser Josef II. selbst in Mariazell. Früh morgens begab er sich in die Kirche, ließ den Superior des Stiftes herbeirufen, der so wie der Bürgermeister des Marktes (Buchbinder Milde) alsogleich herbeieilte, dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen. Der Superior war ein gerader Mann, welcher ohne Umstände so sprach, wie er dachte. Josef wollte nun die Gnadenkapelle in Augenschein nehmen. Er ging in derselben herum und schlug mit seinem spanischen Rohr bald nach oben, bald nach unten an die Wände der Kapelle. Dieses sonderbare Benehmen erzeugte großen Mißmut im Herzen des Superiors, welchen er, nur sich selbst bekämpfend, zurückhielt. Nachdem der Kaiser die Kapelle umkreist und abgeklopft hatte, sprach er zum Superior gewendet: „Diese Wände sind ja von Stein." Fast unwillig entgegnete der Superior: „Ja, es hat aber auch noch niemand gesagt, dass sie aus Pappendeckel seien."

Der Kaiser war durch diese schneidige Gegenrede nicht übermäßig erbaut, zog das Aktenstück des Antrages zur Aufhebung des Stiftes und der Kapelle aus der Brusttasche und sprach zum Superior: „Da lesen Sie, man hat mich hintergangen und mir die Kapelle als aus Holz gebaut und feuergefährlich beschrieben." Der Kaiser fing nun an, etwas freundlicher zu werden. Der Superior führte ihn in der Kirche herum und hierauf zur Schatzkammer. Eine Statue (kleine Figur) mit einem Beile in der Hand fiel dem Kaiser besonders auf. Er fragte den Superior auf diese Figur hindeutend: „Was soll denn der da hier?" Ruhig erwiderte der Superior: „Der soll jedem die Hand abhauen, der hier etwas wegnimmt." Der Kaiser, im ersten Moment betroffen, sprach aber gleich darauf: „Ich werde nichts nehmen." Mariazell wurde nicht aufgehoben. Dieser Vorgang ist in Mariazell und in Obersteier ziemlich bekannt. Der letzte Zeuge hiefür in zweiter Linie starb, 87 Jahre alt, 1868, es war der Stiftspriester von Admont P. Aemilian Milde, Sohn jenes Bürgermeisters Milde, der dabei Augen- und Ohrenzeuge gewesen.

Die letzten Zeiten.

Der Nachfolger Josefs II., sein Bruder Leopold II., schien gute Lust zu haben, im Sinne seines Vorgängers weiterzuregieren. Denn vergeblich war alles Bitten, daß Mariazell als Wallfahrtsort wieder anerkannt werde. Doch

das Lebensziel dieses Kaisers war bald erreicht: nach kaum zweijähriger Regierung starb er.

Ihm folgte sein Sohn Franz in der Regierung. Auch er ging in der ersten Zeit die Wege seiner unmittelbaren Vorgänger. Ja, er verbot sogar (12. November 1792) die Abhaltung des Sonn- und Feiertagsgottesdienstes in der Gnadenkapelle. Doch bald wurde diese Anordnung zurückgenommen.

1793 ließ er alle Kleider der Gnadenstatue nach Wien kommen und verkaufen.

1794 wurden alle Silberstatuen, die meisten Schätze der Schatzkammer und der Silberaltar nach Wien abgeliefert.

Mariazell war nun gründlich ausgeplündert.

Endlich, im Jahre 1796, im vierten Jahre der Regierung Kaiser Franz I., kam sozusagen die erste glückverheißende Schwalbe, die für Mariazell einen neuen Frühling verkündete: Mit Erlaubnis des Kaisers kam eine 3000 Menschen starke Prozession aus Wien in der Gnadenkirche zu Mariazell an. — Welch ein Jubel in Mariazell!

Und im Jahre darauf, 1797, am 15. Mai wurde die Gnadenstatue wieder bekleidet, wie es vorher Brauch gewesen war. Ein edler Wohltäter hatte Kleider und Kronen aus eigenem besorgt. Da hallten wohl die Felswände der Mariazeller Berge vom lauten Freudengeläute der Glocken, da ward in festlichstem Umzuge das Gnadenbild um die Kirche getragen, umjubelt von den lang unterdrückten Kindern Mariens, da erstrahlten die Straßen Mariazells des Abends vom tausendfachen Lichtscheine glänzendster Illumination. Und als ob man gleichsam für das lange Fasten Genugtuung leisten wollte, drängten sich in diesem Jahre des Jubels nicht weniger als 131.000 Kommunikanten um die Speisegitter der Mariazeller Gnadenkirche.

Die Franzosenkriege.

Auch die Franzosenkriege 1805 und 1807 brachten dem Markte ungemein viel Schaden, da die Soldaten den Ort rein ausplünderten und die hehre Gnadenkirche als Lagerplatz benützten, und dortselbst auch ihre Gefangenen unterbrachten. Freilich war das Gnadenbild rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden; man hatte es forttransportiert, einmal sogar bis nach Temesvar in Ungarn.

Den Kriegsjahren folgte eine schreckliche Hungersnot, die gerade in der Mariazeller Gegend sehr gewaltig gewesen zu sein scheint. Damals trug es sich zu, daß einer ein Gärtchen von hundert Quadratmetern Flächeninhalt um einen Laib Brot verkaufte.

Das schrecklichste Los aber ereilte Mariazell im Jahre 1827, als ein wütender Brand fast den ganzen Ort vernichtete, so daß nur der sechste Teil der Häuser verschont blieb. Auch die Gnadenkirche ward zum Teile ein Raub des entfesselten Elementes; die beiden Türme und der Dachstuhl wurden zerstört. Innerhalb dreier Jahre aber ward alles wieder hergestellt. Seit dieser Zeit ist Mariazell als Gnaden- und Wallfahrtsort unaufhörlich in hoher Blüte verblieben.

Gebetserhörungen.

Der bekehrte Rudolf.

Als ich im Jahre 1873 heiratete, ach, was für ein Christ war ich da! Mit welchem Glaubenseifer! Ich war schon seit vier Jahren von der roten Pest befangen, also Sozialdemokrat durch und durch, mein Glaube war bereits erloschen, selten kam ich in eine Kirche, zum Beichten überhaupt nicht. Als meine junge Gattin mich von dieser Seite kennen lernte, begann sie, sich heimlich aber ernst an Unsere Liebe Frau um Hilfe zu wenden, damit sie ihr ihren Rudolf bekehre, aber ihre Gebetsgeduld wurde auf eine lange Probe gestellt. Sieben volle Jahre verstrichen ohne Änderung.

Da trug es sich zu, daß ich, der Unverbesserliche, einmal geschäftshalber eine Reise unternehmen mußte, die mich über Mariazell führte. Sonderbar, je näher es dem Gnadenorte zuging, von um so mächtigeren Gefühlen wurde ich ergriffen; es packte mich etwas wie die Sehnsucht nach einem verlornen Glück. Die langjährigen Bittgebete meiner frommen Frau hatten mir eine große Gnadenstunde vom Himmel erfleht.

Und da ich nun an jene Stelle kam, wo die Straße eine scharfe Ecke bildet und steil nach aufwärts geht (beim sogenannten Wienerkreuz), da brachte der plötzliche Anblick des Gnadenortes mit seinen drei Türmen einen derartigen Eindruck in meinem Herzen hervor, daß keine Feder es zu schildern vermag. Furchtbare Reue über die so sündhaft und in Gottvergessenheit verlebten Jahre schnürte mein Innerstes zusammen. Meine Augen füllten sich mit Tränen.

Aufwärts eilend, dem Gottesacker entgegen, besah ich mir die vielen bunten Grabkreuze, dann lenkte ich meine Schritte dem erhabenen Gotteshause zu. Langsamen Schrittes betrat ich die Kirche, sah nach links, sah nach rechts und war endlich vor dem Gnadenaltar angekommen. Demütig, zerknirscht kniete ich nieder, und ich, der ich nur wegen eines Geschäftes hiehergekommen war, besann mich hier auf mein größtes und bestes Geschäft: meine Seele zu retten. Am nächsten Morgen legte ich eine reumütige offenherzige Beicht ab. Von dieser Stunde an war ich von der roten Pest geheilt, mit leichtem Herzem und ruhigem Gewissen ging ich von dannen und gelobte, von nun an ein treuer Diener Christi zu sein und zu bleiben.

(In demselben Briefe erzählt der Bekehrte dann noch einen Heilungsfall seines vom Knochenfraße angegriffenen Armes und fügt endlich hinzu:)

Es steht Ihnen frei, wenn es Ihnen beliebt, meinen Namen abgekürzt oder vollständig zu nennen. Sollte ein Leser an meiner Angabe zweifeln, so könnte ich alles vor Gott und der Welt beeiden.

Pichling, Post Ebelsberg, O.-Öst., 11. Mai 1899.

Rudolf Reisinger.

Zufall oder Gnade?.

Anfang der Sechzigerjahre wurde ich von einem hartnäckigen Augenleiden, dem grauen Star heimgesucht, konsultierte sämtliche Ärzte in der Umgebung und fuhr auch nach Wien, ohne Heilung zu finden, bis ich endlich durch einen einfachen Mann ein Mittel erhielt, welches mir die ersehnte Hilfe bringen sollte.

Nun ist aber bei dieser sonst ganz unauffälligen Sache das merkwürdig, daß ich gerade damals mit meiner Gattin das Gelöbnis abgelegt hatte, ich wollte im Falle meiner Genesung von jetzt ab so oft nach Mariazell pilgern, als überhaupt von uns aus eine Prozession an jenen Gnadenort abginge.

Meine inständige Bitte hat Erhörung gefunden und ich erhielt mein vollständiges Augenlicht wieder. Seither pilgerte



7. Die Türken verheeren die Mariazeller Gegend, der ganze Ort geht in Flammen auf, die Kirche selbst bleibt trotz vieler auf sie geworfener Feuerpfeile unversehrt. Links oben ein Türke, der solche Pfeile auf die Kirche schießt.



8. Ein Soldat wird bei der Belagerung einer Stadt schwer verwundet (rechts unten), und gelobt eine Wallfahrt nach Mariazell, worauf er sich sofort gesund fühlt.

ich schon sechzehnmale mit meiner Gattin, und will, wenn der liebe Gott noch weiter die Gesundheit schenkt, noch öfters diesen wundertätigen Gnadenort besuchen und meinen Dank abstatten.

Groß-Harras, 5. Mai 1899.

Johann Schnitzer.

Heilung eines Schleimpolypen.

Aloisia Jagerhofer aus Sebersdorf, Post Hartberg, Steiermark teilt uns mit: Es war im Jahre 1875, da ich in der linken Nasenseite ein Leiden bekam, das die Ärzte einen Schleimpolypen nannten. Nachdem ich von mehreren Ärzten vergeblich behandelt worden war, rieten sie mir, ins Spital nach Graz zu gehen. Ich gehorchte, und wurde dort am 5. Juni 1875 zum erstenmale unter großen Schmerzen und mit vielem Blutverluste operiert. Doch ging ich freudig nach Hause; hoffte ich ja, geheilt zu sein. Aber diese Hoffnung erwies sich als Trugbild; das Übel kehrte wieder und im Februar 1876 wurde ich zum zweitenmale in ebendemselben Spitale operiert. Kaum war ein Jahr vergangen, zeigte sich das schreckliche Übel aufs neue in der Nase. Was tun? Wieder nach Graz? Wieder operieren? — Hilft ja ohnehin nichts! Geh' ich lieber nach Mariazell.

Gesagt, getan; ich ging zu Fuß an den großen Gnadenort, um dort die Hilfe der Muttergottes anzurufen.

Während ich mich dem Gnadenaltare näherte, spürte ich noch ganz deutlich die Krankheit in meiner Nase. Aber noch kniete ich keine Viertelstunde im Gebete vor dem heiligen Bilde Mariens, als ich mich vollkommen erleichtert und frei fühlte. Ich war vollständig geheit, und nie mehr bis heute, da ich dieses schreibe (1899), kehrte das Leiden zurück. Ich war damals, bei meiner Heilung 14 Jahre alt. Und so empfehle ich jedem gut denkenden Menschen, auf die Fürbitte Mariens fest zu vertrauen.

Geheiltes Kopfgeschwür.

Karl Ober in Auersbach, Post Feldbach, Steiermark, schreibt wie folgt:

Ich hatte schon seit den Tagen meiner Kindheit ein chronisches Geschwür am Kopfe. Es verschlimmerte sich mit der Zeit immer mehr, so daß mein Kopf, als ich etwa 27 Jahre zählte, durch das große Geschwür ganz entstellt zu sein schien. Die Behandlung von fünf verschiedenen Ärzten, sowie ein mehrwöchentlicher Aufenthalt im Spitale hatte sich als vergeblich erwiesen. Bei Nase und Ohr rann beständig Eiter heraus, die Doktoren hielten die Krankheit für Carus (?) (vielleicht Caries) und erklärten sie für unheilbar. Auch wurde mir rechtsseitig ein Teil der Gehörorgane herausgeschnitten, so daß ich vollkommen taub wurde. Hinter dem Ohre wurde das Kopfbein durchbohrt.

In solch jammervollem Zustande suchte ich den endlich himmlische Hilfe. Ich versprach eine Wallfahrt nach Mariazell, und kaum hatte ich sie versprochen, so machte ich mich auch schon auf den Weg. Auf dem Wege zum Gnadenorte war die Eiterung noch immer so wie früher. Als ich mich aber nach dem Besuche der Gnadenkirche zum Heilbrunn (heiligen Brunnen) begab und mein Ohr wusch, hörte die Eiterung auf, und ich bin von Stund an bis heute vollkommen gesund. Freilich blieb das rechte Ohr taub.

Ich habe versprochen, jährlich zwei heilige Messen lesen zu lassen, und werde dies auch bis zu meinem Lebensende getreulich halten. Heute (1899) stehe ich im 51. Lebensjahre.

Dies ist eine wahre Begebenheit.

Dem letzten Kinde das Leben erbetet.

Eine bekannte Frau, die in Winzendorf als Sommerpartei wohnte, erzählt uns mündlich folgendes:

Ich bin Mutter von sieben Kindern, aber nur das erste und das letzte lebt. Das erste, ein Sohn ist bereits 23 Jahre alt, das letzte, ebenfalls ein Knabe, zählt jetzt viereinhalb Jahre. Bevor dieses letzte Kind zur Welt kam nahm ich mir vor, eine Wallfahrt nach Mariazell zu machen, um dort das Leben dieses Kindes zu erbitten, da es für eine Mutter gewiß traurig ist, ihre Schmerzenskinder eines nach dem andern schon in den ersten Monaten ihres Lebens zu verlieren.

Sowohl mein Mann als meine Bekannten hielten jedoch eine Wallfahrt nach Mariazell für ausgeschlossen, da ich mich jeden Tag öfters erbrechen mußte und überhaupt sehr elend war. Aber ich wollte es wenigstens versuchen; und siehe da, ich konnte die mehrtägige Wallfahrt anstandslos vollenden, und mußte mich während dieser ganzen Zeit auch nicht ein einzigesmal erbrechen. Noch merkwürdiger aber scheint es mir zu sein, daß sofort nach meiner Heimkehr die früheren Üblichkeiten sich wieder einstellten.

Der Knabe aber, der dann das Licht der Welt erblickte, ist heute viereinhalb Jahre alt und kerngesund. Sein Leben ist eine Gnade der allerseligsten Jungfrau.

Von siebenjähriger Gicht geheilt.

Meine Mutter lag sieben Jahre im Bett, und zwar an der Gicht. Sie mußte gelegt und gehoben werden. Alle Ärzte, die sie nach und nach behandelten, hatten sie bereits aufgegeben, und auf eine Besserung nicht mehr gerechnet. Da hat sich meine Mutter zu einer Wallfahrt nach Mariazell verlobt, was natürlich für sie, die Schwerkranke, sehr umständlich und mühselig war.

Ein Fuhrwerksbesitzer tat das Werk der Barmherzigkeit (Gott vergelte es ihm!) und führte meine Mutter am Wagen gegen Mariazell. Und wie der Wagen gegen Seeberg kam, konnte die Mutter schon aussteigen und das Bergl selber hinaufgehen. Und in Mariazell selber konnte sie auf ihren Knieen über die Stiege in die Kirche hinaufrutschen. Da kann man denn doch, glaube ich, wirklich sagen, daß dies ein aufgelegtes Mirakel Unserer Lieben Frau gewesen sei.

Bald darauf ist meine Mutter zur Danksagung auf den Luschariberg in Kärnten gepilgert und konnte glücklich auf den sehr hohen Berg hinauf. (Anmerkung: Der Luschariberg erfordert für einen gesunden Menschen mindestens zwei Stunden strenge Steigung.)

Crahausen, Untersteier.

Anton Hödl, Wagnermeister.

Geheilte Fraisen.

Josef Plank aus Summerau bei Freistadt, Ober-Österreich, schreibt uns einen Brief folgenden Inhalts:

Meiner Eltern zweitgeborener Sohn Leopold (geboren 1851) war ein in jeder Beziehung früh entwickeltes Kind. Mit neun Monaten begann er zu gehen und auch schon etwas zu sprechen. Im Jahre 1853 ließ ein Dienstbube den damals zweijährigen Leopold zur Erde niederfallen, so daß das Kind mit dem Kopf an den Fußboden stieß. Die Folge davon war der Ausbruch der Fraisen, und zwar in so schrecklicher Weise, daß die Eltern ununterbrochen durch sechs Wochen hindurch keine Nacht ausgekleidet im Bette ausruhen konnten. Das Schlagwerk der Uhr mußte ausgehängt werden, denn bei jedem Schlag trat ein Anfall der Fraisen auf. Wenn jemand hustete, fiel das Kind in die Fraisen, wenn jemand nieste, wenn die Tür zugemacht wurde, wieder! Die Eltern waren verzweifelt und flehten den Himmel um Hilfe an.

Aber hören Sie weiter: Eines Tages fand der Vater im Hofraume einen Gnadenpfennig (Medaille) mit dem Bilde Mariazells. Auf die Frage, wie und von wem dieser Gnadenpfennig hingekommen wäre, müssen wir die Antwort unser Leben lang schuldigbleiben. Diese Medaille war den bangen Eltern dasselbe, was der Stern den heiligen drei Königen gewesen. Sie kamen durch diesen unaufgeklärten Fund auf den Gedanken, eine Bittwallfahrt nach Mariazell zu unternehmen.

Aber wer sollte die Wallfahrt unternehmen? Die Mutter? Unmöglich! — Der Vater? Auch ihm war es sehr hart, aber dennoch trieb ihn das Vertrauen, sich im Mai 1853 der Prozession, die von Neumarkt (bei Freistadt) nach Mariazell ging, anzuschließen. Das Scheiden dieses guten Mannes von einem in solchem Elende zurückgelassenen Weibe, die Trennung von einem so schwerkranken Kinde war wohl eine bittere Sache. Werde ich, so dachte der Vater und sprach es auch aus, bei meiner Rückkehr das Kind noch lebend antreffen? Oder wird es bereits tot und am Friedhofe begraben sein? Werde ich es wohl jemals wiedersehen?

Hören sie weiter: Donnerstag, Christi-Himmelfahrt, ging die Prozession von Neumarkt weg. Samstag abends kamen die Pilger in Mariazell an, nächsten Donnerstag kamen sie wieder heim. Des Vaters Andacht, sein inniges Bitten, seinen Bußweg zu beschreiben, ist wohl überflüssig.

Und wie war nun das Wiederfinden? Die Mutter kam dem von der Wallfahrt heimkehrenden Vater mit dem Kinde auf dem Arme froh entgegen. Und ehe noch irgend ein Wort anderweitiger Begrüßung gesagt werden konnte, rief ihm die Mutter freudig zu, daß das Kind seit Samstag abends keinen Anfall der Fraisen mehr gehabt habe. Der Knabe aber hatte, während die Mutter dies in aller Eile berichtete, ein Schnittchen Brot in seiner Hand und hielt es lächelnd dem Vater entgegen.

Also die Zeit des Einzuges in Mariazell war die Zeit des letzten Krankheitsanfalles gewesen. Kann man da nicht deutlich sehen, daß Maria das Heil der Kranken, und daß Mariazell ein großer, wahrer Ort der Gnade und der Barmherzigkeit ist?

Von Tobsucht geheilt.

Da es nichts Natürlicheres gibt, als einer Dankespflicht nachzukommen und der Wahrheit Zeugnis zu geben, nichts Erhebenderes, als aller Welt verkünden zu können, welche Macht und Kraft die Fürbitte unserer lieben Mutter Gottes am Wallfahrtsorte Mariazell für alle jene hat, die zu ihr ihre Zuflucht nehmen, so beeile ich mich, zu berichten, von welch einer schrecklichen Krankheit unsere Tochter Marie dortselbst befreit und gerettet wurde.

Die Tatsache ist folgende:

Das Kind wurde, da es im dritten Lebensjahre stand, am Nikolausabende, von drei, mit häßlichen Larven vermummten Männern aus dem Schlafe geweckt. Es erschrak heftig, fing zu zittern an und betete stotternd das Vaterunser. Als Folgen dieses Schreckens zeigten sich andauernde Tobsuchtsanfälle und Krämpfe. Durch sechs Jahre haben wir überall herumgedoktert in Jägerndorf, Troppau, Neustadt und Wien, auf den Kliniken und an anderen Orten. Wohl ließ die Krankheit etwas nach, aber sie kehrte immer wieder. Ja, auch mit dem Pagliano-Sirup aus Florenz, der schon viele Krämpfe geheilt haben soll, versuchten wir es, aber schließlich war alles umsonst nnd vergebens. Die Krankheit hatte die Übermacht.

Da nahm meine Frau Zuflucht zur Mutter Gottes. Eine Bekannte von uns aus Hollenstein, die eben nach Mariazell ging, wollte diese Reise für das Heil unseres Kindes darbringen und dort am Altare in dieser Meinung ein Opfer niederlegen. Tausendfacher Dank für diese rettende

Tat! Denn von dieser Zeit an ist das Übel gänzlich verschwunden. Das Kind ist jetzt (1899) zwölf Jahre alt. Alle Zeugen leben noch. Wir sind bereit, unsere Aussagen jederzeit zu beeiden.

Josef Steiner,
Schlossermeister in Hennersdorf, Öst.-Schlesien,
als Vater.
Maria Steiner,
als Mutter des geheilten Kindes.
Maria Steiner,
als das geheilte Kind.

Augenlicht und Seelenlicht!

Ottokar Janeczek in Heiligenkreuz bei Baden in Niederöstereich sendet uns folgenden Bericht:

Ich, war (so erzählte mir ein ziemlich nahestehender Mann) von einer recht argen Augenkrankheit befallen, auf deren Beseitigung die Ärzte nach vielen vergeblichen Kuren endlich verzichten mußten. So sehr verschlechterte sich dadurch auch die Sehkraft, daß ich schließlich Brillen Nr. 2 tragen mußte, um nur halbwegs etwas um mich herum unterscheiden zu können. Da die Verschlimmerung mit Riesenschritten voranschritt, da alle Salben und sonstigen Gebrauchsmittel sich machtlos erwiesen, so sann und sann ich, wie ich dem bedrohlichem Übel Einhalt gebieten könnte.

Da kam eines Tages ein treuer Verwandter zu mir, bedauerte meinen elenden Zustand gar sehr, und empfahl mir schließlich dringend, es mit einer Bittwallfahrt nach Mariazell zu versuchen. Ich jedoch, ein gar lauer Christ, antwortete auf solche wohlmeinende Anregung in gar wegwerfender Weise: „Laß mich mit diesem Plunder!“ Aber die lange Not hieß mich endlich, doch auch dieses Mittel zu erproben. So ließ ich mich zunächst herbei zu beichten und die heilige Kommunion zu empfangen, dann aber machte ich mich auf die Wallfahrt nach Zell. In Begleitung meines gottesfürchtigen Weibes machte ich, so recht oder schlecht als es eben ging, in acht Tagen die Reise zum Gnadenorte.

Ich betete dann wirklich andächtig um meine Genesung, verspürte aber, solange ich in Mariazell weilte, keinerlei Besserung. Aber während meiner Heimreise bemerkte ich zu meiner freudigen Überraschung, daß das Übel langsam aber sehr bemerklich abnahm. Und als ich endlich wieder daheim, in Ungarn war, war das entsetzliche Augenleiden verschwunden, und die übergroße Kurzsichtigkeit in eine meinem Alter entsprechende Weitsichtigkeit gewandelt.

Darob war ich von Dankbarkeit ergriffen, empfing noch einmal die Sakramente und machte mich alsbald zu einer zweiten Wallfahrt, diesmal einer Dankeswallfahrt nach Mariazell auf. Als ich nun dortselbst die Worte eines Predigers hörte:

„Gelobt, geliebt, gebenedeit
Sei Maria allezeit!“



9. Ein Kind stürzt von dem hohen senkrechten Felsen eines Schlosses in die Tiefe, die Angehörigen rufen zur Muttergottes von Mariazell und heben dann das Kind unten unversehrt und völlig schadlos auf.

wurde ich so mächtig ergriffen, daß ich die Worte des Priesters mit lauter Stimme nachsagte, und dadurch beinahe eine Störung in der Kirche hervorrief. Dann schluchzte ich wie ein Kind — seit 45 Jahren wiederum!

Von nun an machte ich dann alljährlich eine Wallfahrt zur wundervollen Muttergottes zu Mariazell!

Von Fallsucht geheilt.

Peter Zwetti in Wieden, bei Sankt Peter im Sulmtale, Steiermark, berichtet uns Anno 1899:

Im Jahre 1890 im April habe ich mir durch arge Verkühlung ein Übel zugezogen, das sich späterhin in Fallsucht (Epilepsie) äußerte. Zwei- bis dreimal in der Woche, ja manchmal Tag für Tag stürzte ich ohnmächtig zusammen. Bei drei Ärzten suchte ich Hilfe, aber fand auch nicht die geringste Erleichterung.

Da verlobte ich mich auf Anraten der Geistlichkeit nach Mariazell und unternahm noch in demselben Jahre die Pilgerfahrt. Am Tage unmittelbar vor dem Aufbruche hatte ich noch einen Anfall, so daß ich mich kaum getraute zu gehen. Doch im heiligen Vertrauen auf Mariens Macht und Güte ging ich doch; und Gott sei Dank, mein Vertrauen wurde nicht zu schanden. Weder auf dem Wege nach Mariazell, noch späterhin bis zur heutigen Stunde hat sich das Übel wieder eingestellt; ich bin von diesem so schrecklichen Leiden vollkommen befreit. Dies bestätige ich durch meine eigenhändige Unterschrift und bin in der Lage, für die Wahrheit meines Berichtes viele Zeugen namhaft zu machen.

Die Wallfahrt versprochen — aber nicht gehalten.

Im Eisenburger Komitat, in Bucsu, lebte vor nicht gar langer Zeit ein Gutsbesitzer namens Sz... L... Er hatte zwei Töchter von 12 und 14 Jahren. Am Anfange der Siebzigerjahre erkrankten plötzlich beide Mädchen derart, daß der Tod nicht unwahrscheinlich war. Die Eltern nahmen in ihrer großen Not Zuflucht zur Gnadenmutter in Mariazell und verlobten sich, im Falle der Gesundung der beiden Kinder, zu einer Wallfahrt nach dem großen steirischen Gnadenorte. Die Bitten fanden Erhörung und zur größten Freude der Eltern genasen die beiden Kinder vollständig.

Aber schnell vergaßen die Eltern ihr Gelöbnis und unterließen die so feierlich gelobte Wallfahrt. Und was geschah? Gerade nach Jahresfrist wurde das eine Mädchen wieder krank und starb auch. Bevor sie aber starb, rief sie durch drei Tage und drei Nächte hindurch zu wiederholtenmalen immer wieder dieselben Worte: Arkozatt ilyen atya s ilyen anya!“ Das heißt: „Verflucht solch ein Vater und eine Mutter!“ Wohl ein fürchterliches, fast entsetzliches Ereignis, aber zugleich ernstliche Mahnung, gemachte Versprechen treulich zu erfüllen!

Sechs Jahre andauernde Blindheit plötzlich geheilt.

Ich Jakob Ebner, Bauer in Breitenau bei Mixnitz in Steiermark, war vor 25 Jahren durch volle sechs Jahre vollständig blind, und zwar so, daß es für mich keinen Tag gab; für mich gab es nur endlose, undurchdringliche Nacht. Mein Vater brachte mich nach Graz in das Spital; die Ärzte erklärten das Übel für unheilbar und wollten mir das Auge herausschneiden und die Augenlider irgendwie zur Zuheilung bringen; ich ließ dies aber nicht geschehen und bat, wieder nach Hause gebracht zu werden.

Wir verlobten uns also nach Mariazell. Und da wir nun vor dem Gnadenaltare knieten und andächtig beteten, trat eine ältere Frauensperson heran, betrachtete mich mitleidig und fragte, was ich hätte. Dann meinte sie noch, wenn es vielleicht der Star wäre oder die Skrofeln, so könnte sie etwa helfen. Auf dies hin gingen wir alle drei vor die Kirchentüre hinaus, wo sie meine Augen untersuchte. Da schüttelte sie das Haupt und sagte: „Nein, es ist weder dieses noch jenes. Hier kann nur Unsere Liebe Frau helfen.“ Und sie schickte uns zum heiligen Brunnen und riet mir, dort mein Auge dreimal mit dem Wasser zu befeuchten.

Wir folgten ihrem Rat. Die erste Waschung half nichts. Wir gingen dann noch ein zweitesmal zum heiligen Brunnen, und beim Weggehen begannen meine Augen schrecklich zu brennen und zu fließen, so daß ich ganz verzagt wurde, und nimmer hingehen wollte. Aber der Vater ließ nicht nach und führte mich zum drittenmale hin. Und wie ich dabei zum drittenmale meine Augen benetzte, erhielt ich plötzlich mein Augenlicht wieder: ich konnte meinen Vater neben mir wahrnehmen.

Da schleuderte ich voller Freunde das Tuch, daß ich um die Augen gehabt hatte, weg.

Zitternd vor Freude befahl mir mein Vater, sofort eine Kerze zu kaufen und der Muttergottes zu opfern. Ei, wie ich da sprang! Nach vollen sechs Jahren zum erstenmale wieder allein gehen, zum erstenmale wieder das liebe Tageslicht erschauen! Jauchzend und wie närrisch vor Freude kaufte ich beim nächsten Wachskrämer die Kerze.

Dann suchten wir unsere gute Ratgeberin, die ältere Person, von der ich erzählt. Aber es gelang uns nicht, sie wieder zu finden. Hundert Gulden hätte mein Vater mit Freude hergegeben, wenn er diese Frau wiedergefunden hätte.

Seit dieser Zeit sehe ich vollkommen gut und habe nie mehr ein Augenleiden gehabt. Ein Votivbild von uns hängt noch beim heiligen Brunnen.

Statistisches.

Nächstes Jubiläum:

1949 250jähriges Jubiläum der Vollendung der jetzigen Kirche.

1957 800jähriges Jubiläum der Entstehung.

Ständige Wallfahrtspriester: Acht PP. Benediktiner aus dem Stifte St. Lambrecht.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 1200.

Kommunikanten: 1907 (Jubiläum) 160.000, 1908 (Krönungsjahr) 137.000, 1909 130.000, 1910 112.000, 1911 137.000 1912 147.000.

Besucher jährlich: 300.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 350.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Einwohner des Marktes Mariazell: 1500; der gesamten Pfarre 5100.

Devotionalienhändler: 55.

Lebzelter: 5.

Wachszieher: 5.

Gebetbücherhändler: 5.

Gastwirte: 40.

Kaffeeschänker: 6.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist in der letzten Zeit steigend.

Im Notfalle können in Mariazell 8000 Pilger beherbergt werden.

Gottesdienstordnung in Mariazell.

Die hl. Messen beginnen in der Gnadenkirche um 5 Uhr. Um 6 Uhr ist jeden Tag beim Gnadenaltare eine hl. Segenmesse. Die letzte hl. Messe (Segenmesse oder Segenamt) ist um 9 Uhr immer beim Gnadenaltare.

An Sonn- und Festtagen ist um 8¼ Uhr das Hochamt, darauf die Predigt, nach dieser die sogenannte Rosenkranzmesse. Während der Wallfahrtszeit ist die gesungene Litanei an Wochentagen abends um ½7 Uhr, an Sonn- und Festtagen um ½6 Uhr.

Beichtgelegenheit und hl. Kommunion.

In der Gnadenkirche ist Gelegenheit zum Beichten: morgens von 5 Uhr an, abends von 6 bis 7 Uhr, wenn notwendig, früher, aber nie länger als bis 8 Uhr. — Beichte gehört wird in folgenden Sprachen: Deutsch, ungarisch, böhmisch, slowakisch, slowenisch, italienisch.

Die hl. Kommunion wird am Hochaltare (nicht am Gnadenaltare) von 5 Uhr morgens an jede halbe Stunde ausgeteilt.

Weihe von Andachtsgegenständen.

Rosenkränze, Kränze, Medaillen, Bilder 2c. werden jede halbe Stunde am großen Tische beim Eingange in die Sakristei geweiht.

Zufahrten zum Gnadenorte.

In dem großen Dreiecke, das die drei Landeshauptstädte Wien, Linz und Graz bilden, liegt unser Mariazell so ziemlich in der Mitte, und zwar in einer Seehöhe von 862 m. Es ist von Wien 90 km, von Linz 95, von Graz 80 km entfernt.

Wenn ein bekanntes Sprichwort sagt: „Alle Wege führen nach Rom“, so können wir dies zwar von Mariazell nicht ganz wörtlich behaupten, aber jedenfalls bleibt wahr: „Viele Wege führen nach Mariazell“ und wir können kühn hinzusetzen, was wir übrigens schon zuvor erwähnt: „Viele schöne Wege führen nach Mariazell.“

Von diesen vielen Wegen ist ein einziger ein Eisenbahnweg, alle anderen sind vielstündige Fußwege, resp. Lohnwagenfahrten.

Erster Weg nach Mariazell: Eisenbahn St. Pölten-Mariazell.

Diese Bahn führt von Norden her gegen Mariazell; gebaut hat sie das Land Niederösterreich. Man hat ihr einen sehr schwulstigen Namen gegeben: „Österreichisch-steirische Alpenbahn“. Dieser Name steht aber nur in den Fahrplänen gedruckt, sonst sagt niemand so; sondern immer nur „Mariazeller Bahn“. Sie führt übrigens noch eine Station über Mariazell hinaus, nämlich bis Gußwerk; aber dieser wurmförmige Fortsatz hat wenig Bedeutung; der weitaus überwiegende Hauptverkehr geht nur bis Mariazell.

Diese Eisenbahn bringt uns in vier Stunden von St. Pölten nach Mariazell und bietet, ziemlich deutlich geschieden, vier verschiedene Natureindrücke: die erste Stunde geht es von St. Pölten aus durch Kartoffeläcker und Krautfelder. Die zweite Stunde, von Rabenstein bis Laubenbachmühle, führt durch niedriges, zum Teil schon recht hübsches Bergland. Die dritte Stunde vergeht zum größten Teil mit Überwindung einer gewaltigen, dreimal verschlungenen, 19 km langen Serpentine, mittels welcher sich der Zug 300 m hoch nach Puchenstuben hinaufschraubt. Die vierte und letzte Stunde bietet großartige Naturschönheiten und erschließt eine hochromantische Bergwelt, deren Glanzpunkte die Tiefblicke in den Ötschergraben und die wilden Zinken hinter Wienerbruck sind.

Diese Eisenbahn wird begreiflicherweise von den Wienern und von allen andern von Norden her kommenden Pilgern fleißig benützt.

Reisedauer von Wien über St. Pölten nach Mariazell zirka sechs Stunden. Fahrpreis K 6·80, Schnellzug K 8·50.

Für besonders eilige Mariazellerpilger ist es möglich, die Reise von Wien nach Mariazell und wieder retour in einem einzigen Tage zu vollenden. Man kann sich dann in Mariazell zirka 4½ Stunden aufhalten. Doch können wir diese Hetzjagd nicht empfehlen, da man dadurch am Gnadenorte nicht übernachten und also auch die heiligen Sakramente nicht empfangen kann. Übrigens raten wir allen, die die Mariazeller Gegend nicht kennen, und die halbwegs gut zu Fuß sind, nur eine Tour per Bahn zu machen und zur Rückfahrt (oder Hinfahrt) einen der folgenden hochinteressanten Fußwege zu benützen. Niemand wird es bereuen, diese herrlichen Strecken kennen gelernt zu haben.

Zweiter Weg nach Mariazell: Über Annaberg und Josefsberg.

Wir haben diesen uralten, eigentlichen Wallfahrtsweg, der ungefähr dieselbe Strecke wie die Eisenbahn läuft, obwohl er wesentlich andere Bilder bietet, schon früher genau und ausführlich beschrieben.

Dritter Weg nach Mariazell: Über Kernhof.

Von St. Pölten führt außer der Mariazeller Bahn noch eine zweite, ältere Bahn südwärts in die Berge hinein, und zwar bis zur Endstation Kernhof. Wien—St. Pölten—Kernhof, 3 St., K 4·20. Von Kernhof führt dann eine Straße durch die Walster in etwa 5—6 St. nach Mariazell.

Dieser Weg war durch etwa zehn Jahre hindurch, bevor nämlich die Mariazeller Bahn gebaut wurde, eine sehr stark besuchte Strecke, weil er tatsächlich die kürzeste und schnellste Verbindung zwischen Wien und dem Gnadenorte vermittelte. Auch erforderte er nur 6 St. Fußmarsch, während alle übrigen Eisenbahnstationen von Mariazell weiter ablagen.

Seit der Eröffnung der Mariazeller Bahn hat jedoch die Strecke über Kernhof viel von ihrer Bedeutung verloren, zumal da die Fußtour durch die Walster, wenn auch schön, so doch allen anderen Zufahrten nach Mariazell an Reiz und Anmut nachsteht.

Vierter Weg nach Mariazell: Über Gaming.

Alle drei bisher genannten Wege hatten die Stadt Sankt Pölten zum Ausgangspunkte. Nun fahren wir an der Westbahnstrecke ein Stück weiter, bis zur Stadt Pöchlarn, und suchen von dort gegen das fast genau südwärts liegende Mariazell vorzudringen.

Da können wir nun den Fluß Erlaf zu unserem Führer nehmen. Ihm folgend werden wir endlich zum Erlafsee kommen und von dort ist's nur eine Stunde nach Mariazell. Bis Kienberg-Gaming machen wir es rasch und fahren mit der Bahn. Dort aussteigend folgen wir dem Laufe der Erlaf, die uns durch den wilden pittoresken Ötschergraben, durch die vorderen und hinteren Stierwaschmäuer, vorbei am Trefflingfall in etwa 9—11 Stunden an den See bringt.

Eisenbahnfahrt Wien—Kienberg-Gaming (mit Schnellzug bis Pöchlarn) 4 St., K 6.—, mit Personenzug 5 St. K 4·90.

Fünfter Weg nach Mariazell: Über Lunz.

Dieser Weg zweigt vom vorigen bei Gaming ab. Man muß nämlich von Gaming entweder zu Fuß (2¼ St.) oder per Bahn bis Lunz vordringen und beginnt dort die siebenstündige Fußpartie ostwärts gegen Mariazell, die uns beim lieblichen Lunzersee, dann durch die Schluchten des Ybbstales auf die Höhe von Neuhaus und dort weiter beim Marien-Wasserfall vorüber nach Mariazell bringt.

Sechster Weg nach Mariazell: Über Schwarzau i. G.

Die bisher genannten Wege zweigen sämtlich von der Westbahn ab und führen demgemäß von Norden her gegen den Wallfahrtsort. Die jetzt noch zu nennenden Routen nehmen ihren Ausgangspunkt von irgend einer Südbahnstation.

Der Weg über Schwarzau her kommt von Osten. Nach Schwarzau aber kann man (von Wien aus) hauptsächlich auf drei Wegen kommen:

1. Mit der Bahn bis Gutenstein (wo der Wallfahrtsort Mariahilferberg ist) und von dort in 3 Wegstunden nach Schwarzau. Wien—Gutenstein 3 St., K 2·40—2·90.

2. Mit der Bahn (Schneebergbahn) bis Puchberg am Schneeberg und von dort über den Faden (etwas anstrengend) in 2½—3 St. nach Schwarzau. Wien—Puchberg 3½—4 St., K 2·80.

3. Mit der Bahn bis Payerbach und von dort durch das wildromantische Höllental in etwa 4 St. nach Schwarzau. Diese letztere Partie ist ganz besonders zu empfehlen. Wien—Payerbach Schnellzug 1½ St. K 4·50, Personenzug 2½ St. K 3·50.



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Wasserfall beim toten Weib.
In einer wildromantischen Felsenschlucht auf dem Wege von Mürzzuschlag (Neuberg) nach Mariazell.

Von Schwarzau nach Mariazell führt der Weg westwärts, und zwar südlich von den beiden Bergmassiven Gippel und Göller in etwa 7—8 St. Der letzte Teil geht durch das Halltal.

Siebenter Weg nach Mariazell: Über Mürzsteg.

Für den Pilger, der von Wien kommt, ist dieser Weg um so interessanter, weil er zunächst über den vielgerühmten Semmeringpaß führt (Wallfahrtsort Maria-Schutz am Semmering). Dann von Mürzzuschlag per Lokalbahn nach Neuberg, von dort in etwa 7 St. durch großartige Gebirgsgegend und vorbei an dem Wasserfalle zum toten Weib nach Mariazell. Wien—Neuberg 3½—5 St., K 5·40 (Schnellzug K 6·90).

Achter Weg nach Mariazell: Über Au-Seewiesen.

Dieser Weg kommt von Süden her, ist also für die Grazer Pilger von besonderem Interesse. Per Eisenbahn nach Kapfen-

berg, von dort Lokalbahn nach Au-Seewiesen. Graz—Au-Seewiesen 3½—4 St. K 3·50. Von dort in 7—7½ St. nördlich, am Fuße des Hochschwab vorbei, nach Mariazell.

Post- und Omnibusfahrten.

Von Mariazell verkehren nach allen Richtungen hin zahlreiche Post- und Omnibuswagen. Außerdem sind Separat-Fahrgelegenheiten per Landauer oder Gesellschaftswagen jederzeit leicht zu bekommen. Durchschnittspreise der Omnibusfahrten: Mariazell—Kernhof K 3.—, Mariazell—Neuberg K 5.—, Mariazell—Lunz K 5.—, Mariazell—Au-Seewiesen K 5.—, Mariazell—Höll—Weichselboden K 4·50.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Mariazell—Sonntagberg—Mariataferl. Diese drei Wallfahrtsorte werden von vielen Personen und auch von Prozessionen unter einem besucht.

Hievon ist der schwierigste Teil der Weg von Mariazell nach Sonntagberg, der sich in einem einzigen Tage nicht bewältigen läßt. Man geht am besten am ersten Tage bis Gaming, etwa 8 St., am zweiten Tage von Gaming über St. Leonhard am Walde, oder auch über Ybbsitz in etwa 8 St. auf den Sonntagberg. Eine andere Route von Mariazell nach Sonntagberg über Neubruck (im ganzen nur dreistündige Gehzeit, aber etwas umständlich) siehe beim Wallfahrtsorte Sonntagberg, wo sie genauer beschrieben ist.

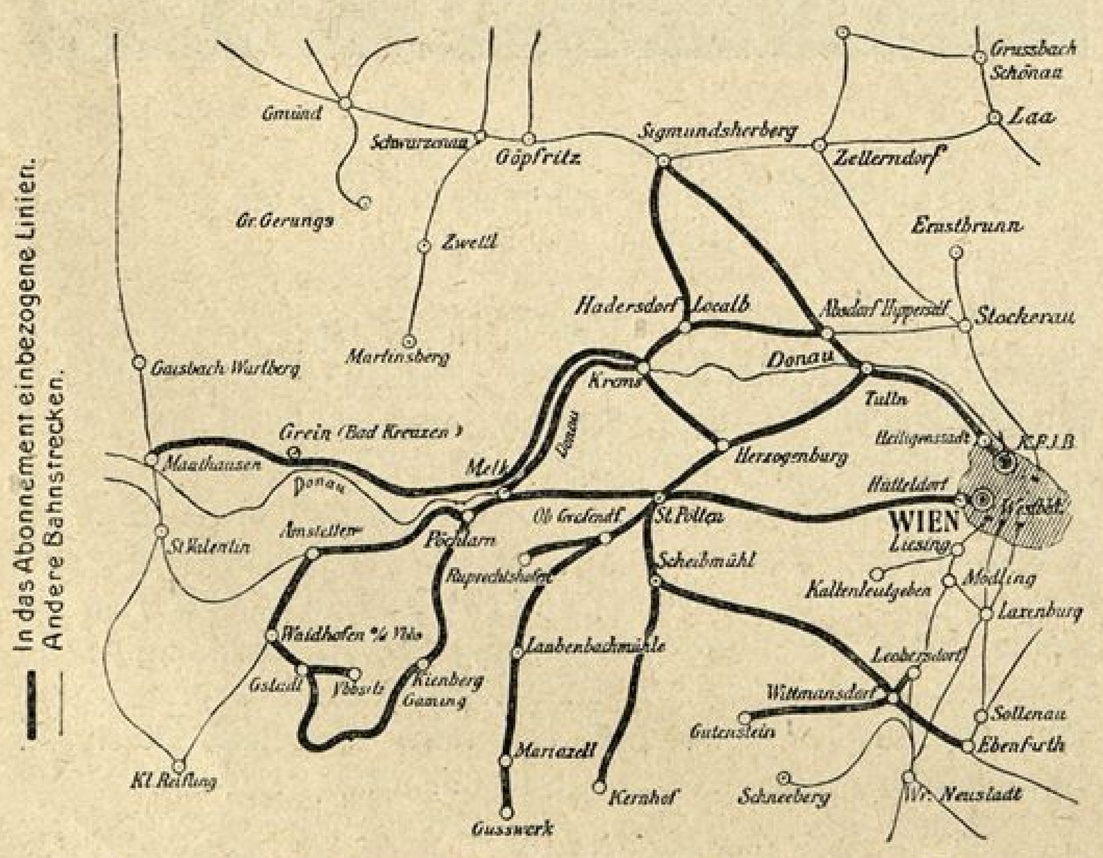
Von Sonntagberg nach Mariataferl benützt man dann die Hauptstrecke der Westbahn (bis Krumnußbaum) 1¼ St., K 1·60.

Mariazell—Mariataferl. Fußtour von Mariazell nach Gaming, 8 St., von dort Eisenbahn nach Pöchlarn 1½ St., K 1·30. — Oder schöner (anstatt nach Gaming) Fußtour nach Lunz 7 St. Von Lunz Eisenbahnfahrt über Gaming nach Pöchlarn 3 St., K 2·40.

Mariazell—Gutenstein. Fußtour über Schwarzau im Gebirge, 11—12 St. Gehzeit.

Billige Reise zu allen niederösterreichischen Wallfahrtsorten.

Jenen Wienern, die etwa einen kurzen Ferienurlaub dazu benutzen möchten, um einmal die niederösterreichischen Wallfahrtsorte kennen zu lernen, empfehlen wir sehr ein 15tägiges Abonnements für das Wiener Ausflugsgebiet zu kaufen. Dies kostet K 26.—. Man kann damit durch 15 Tage hindurch alle auf folgendem Kärtchen stark bezeichneten Linien, so oft man will, befahren, und darf ohneweiters auch Schnellzüge benützen.



Man kann also um K 26.— folgende Wallfahrtsorte besuchen: 1. Mariazell, 2. Mariataferl, 3. Sonntagberg, 4. Langegg (in der Wachau), 5. Drei-Eichen (Sigmundsherberg), 6. Gutenstein, 7. Mariabrunn.

Das Gute dabei ist, daß man jedesmal, so oft man will, wieder nach Wien heimfahren kann, wodurch man selbstverständlich die Auslagen für Nachtquartier erspart.

Dasselbe Abonnement, aber für 30 Tage giltig, würde K 40.— kosten. Man bekommt die Karten bei den Kassen am Westbahnhof und Franz Josefs-Bahnhof in Wien. Will man sich die Karte per Post besorgen, so schreibe man darum an das Stadtbureau der k. k. österr. Staatsbahnen, Wien, I., Ring. Man verlange: 15 (oder 30) tägiges Abonnement für das Wiener Ausflugsgebiet, III. Kl. und gebe genau den Tag des beabsichtigten Reiseantrittes an. Die Zusendung erfolgt dann per Nachnahme.

Literatur.

a) Ältere Werke.

Fischer, Historiae . . . Viennae 1604, 8°.

Weiß Thom., Diva virgo Cellensis, Viennae, 1637, 12°, 344 S. m. Bildern.

Weiß Thom., Benedicta virgo . . . Graecii, 1645, 8°, 416 S. m. Kupfertafeln.

Pikelius, Historj . . . . Aus dem Lat. Graz, 1646, 8°. 20 Kupfer.

Lambecius, P. Diarium sacri itineris . . . Viennae, 1666, 4°, 270 S.

Pettschacher Ghrd., . . . Fernere Beschreibung der wunderbarlichen Geschichten . . . von 1645—1666. Klagenfurt, 1668, 8°, 276 S.

Jager Christ., Benedicta Virgo . . . continuatio gratiarum 1666—1678, Graecii, 1678, 12°, 229 S.

Werlein Kil., Neueröffneter Gnadenschatz von 1700—1709, Steyr, 1717, 8°, 445 S.

Werlein Kil., Annoch offenstehender Gnadenschatz . . . 1710—1719, Steyr, 1720, 8°, 447 S.

Werlein Kil., Unaufhörlicher Gnadenschatz . . . 1719—1729, Steyr, 1737, 8°, 484 S.

Salve Regina, zellerisches . . . Guttaten von 1730—1739, Maria-Cell, 1744, 16°, 423 S.

Wallfahrts-Reyß. Crembs, 1747, 8°, 362 S.

Gnadenschatz . . . des 1748er Jahr. Steyr, 1749, 8°, 117 S.

Sternegger Berth. Sechstes Jahrhundert . . . Steyr, 1758, 8°, 445 S.

Gnadenschatz, Cellerisch-Marianischer, 1757 und 1758, Steyr, 1769, 4°.

Sternegger, Saeculum sextum. Styriae. 1772, 8°, 328 S.

Der Schatz zu Mariazell. Von einem verstorbenen Schatzmeister. Wien, 1786, 8°, 21 S.

Fußreise nach Mariazell, Sonntagberg und Maria-Taferl. Wien, 1804, 8°, 51 S.

Pichler Karoline. Mahl. Taschenbuch von Sartori. 1. Jahrg. 1812, S. 81—96.

Kollmann J. Meine Reise . . . D. Aufm. 1815, Nr. 110 bis 115, 118 bis 221.

Sterz, Marian. Grundriß einer Geschichte. Wien, 1819, 8°, 223 S.

Hofmann Joh., Der Pilger. Wien, 1821, 8°, 122 S.

Primisser Alois, Mariazell, Reisenachrichten, Hormayers Archiv 1822, S. 574—575.

Schilderung des großen Brandes. Wien, 1827, 8°, 48 S.

Beschreibung des verhängnisvollen Brandes, Bruck a. M., 1827, 8°, 31 S.

Widerhofer, Dankrede . . . für Beyträge. Wien 1828, 8°, 23 S.

Polsterer, Das Halltal. Neues Archiv für Geschichte, 1830, S. 1—3.

Macher, Historisch-topographische Darstellung, Wien, 1830, 8°, 119 S.
Macher, Der Pilger nach Mariazell. 2. Aufl., Wien, 1835.
Macher, Erinnerung. 12 Ansichten. Grätz, 1838, 12°.
Puff R., Der Wanderer. 18 Tafeln. Gratz, 1840, 60 S.
Faltus, Ausflüge. Wien, 1842, 8°, 51 S. Bilder.
Prozession, Die, im Jahre 1692. Austria-Kal. 1847, S. 89, 90.
Schutzbrief für Mariazell von 1429. Austria-Kal. 1849, S. 65, 66.
Macher, Der Fremdenführer, 3. Aufl., Wien, 1856, 12°, 153 S. Holzschnitte.
Autograph, Ein, Kaiser Karls VI. D. Aufm. 1856, S. 566, 567.
Scheiger, Ein interessanter Fund. Mitt. d. C. C. 1856, S. 109—111.
Neueste Geschichten und Beschreibungen. Traßler, Brünn, 1821. I. 63.
Austria-Kal. 1845, S. 50 u. 160.
Kaltenbäck, Mariensagen, 24.
Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 41.
Jubiläumsfestblüten. Wien, Gratz, 1857, 8°, 226 S. Ansichten.
Hellbach, Der Pilger und Tourist ... Wien 1857, 12°.
Andenken an die Jubelfeier ... Wallfahrtlieder. Gratz, 1857, 16°, 133 S.
Ursprung und geschichtliche Darstellung. Mariazell O. J., 8°, 31 S,
Lind Karl, Die St. Sigmunds-Kapelle. Mitt. d. C. C. VI. 1859, S. 282—283.
Jubiläumsbüchel zum 500jährigen Jubiläum der Schatzkammer, Mariazell. 1864, 8°, 15 S.
Tunner Jos., Album. Graz, 1865, Folio. 9 Bilder, 3 S.
Petschnig Hans, Die Wallfahrtskirche. Mitt. der C. C. XIV, 1869, 67—91.
Schatzkammer-Muttergottesbild. Mitt. d. C. C. XIV. 1869, LIV—LV.
Jungh Jacq., Eine Mariazellerfahrt. Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines. VII. 1871, S. 322—329.
Ursprung und Geschichte Mariazells. 1872, 8°, 36 S.
Zechner Norbert, Franzoseneinfälle. Steirischer Volkskalender 1879, S. 53—64.
Ilg Alb., Zur Baugeschichte. Kirchenschema 1881, 140—143.
Zöhrer Ferd., Der Tourist 1882, Nr. 9, S. 4—6.
Keiter E., Ein Spaziergang, „Wiener Allg. Ztg." 1884, Nr. 1556.
Goldhann Fz., „Ö. Tour.-Ztg.", IV, 1884, S. 126—188.
Nowohradsky, Etwas für Stadt und Land, Prag O. J., 8°, 18 S.
Adler Josef, Der Begleiter, Gebetbuch. Wien, O. J. M., 8°, 320 S.

b) Neuere Werke.

Fruhwirth C., Der Tourist, 1884, S. 173—175.
Scheibe Theod., Die Amazone, Roman, „Gr. Morgenpost" 1881, Nr. 75—139, Beil.
Rögl, Mariazell. Braumüller, Wien, 1908, 8°, 148 S.
Rudniki, Die berühmtesten Wallfahrtsorte, Paderborn, 1891, S. 128.
Rodler, P. Gerhard, Geschichte und Beschreibung. Selbstverlag, Mariazell, 1910.
„Mariazeller Glöcklein", Zeitschrift, Red. Mauß, Wien, I., Erscheint seit 1907, Preis 1·50 K per Jahr.
Regensburger Marien-Kalender 1875, XI.
Ave Maria, Linz, Jahrg. XIV, 193.
Donin, Mar. Austria, 177.
Krönes, Geist. Wallf. 125.
Ott, Marianum, 130.
Hassenberger, Mariazell und sein Gebiet. Wien, Hassenberger, 1905, 125 S.
„St. Norbertus-Bl." 1901, 135.
Stadt Gottes, Steyl, 1909, 28. u. 128 (Wonisch).
Monatshefte z. E. U. L. Fr. Freilassing 1908, 92.
Mitt. d. Zentr. Kom. I, 109. — XIII, CVII (Silbernes Antip.). — IV, 282 u. 1883, XLV (beides über Sigmunds-Kapelle). — XIX, 84. — 1885, XIX (Michaels-Kapelle). — 1888, 128 (Sigmunds-Kapelle). — 1893, 75. — 1896, 171.
Förster, Touristenführer, 226 f. 249 f. 258, 271, 291.
Leo-Gesellschaft D. f. W. d. kath. Kirche, II, 19, 164, 187, 232.

Kurze Erwägung.

O, wer du immer auf dem gefahrvollen Weltmeere dieser Erde unter fürchterlichem Sturm und Ungewitter hin- und hergeworfen wirst, wende deine Augen nicht ab von diesem Gestirne, dem Meeressterne Maria, wenn du willst, daß du nicht zugrunde geheſt; wenn Versuchungen dich locken, wenn Trübsal und Schmermut dich niederbeugen, schau auf diesen Stern, ruf' Maria an.

Wenn Hoffart, Stolz, Verleumdung sich deiner bemächtigen wollen, siehe diesen Stern und rufe: Maria! Wenn Zorn, Geiz oder Wollust dich zu überwältigen drohen, sieh' hin auf Maria; wenn die Last deiner Sünden dich drückt, und du, die Gerichte Gottes fürchtend, zu verzweifeln beginnst, denke an Maria. In jeder Gefahr, in jedem Unglücke, in jeder Trübsal siehe auf Maria und rufe sie an. Wenn du ihr folgest, wirst du nicht irren, wenn du sie bittest, wirst du nicht verzagen, wenn sie durch ihre Fürbitte sich deiner annimmt, so hast du nichts zu fürchten, du kömmst sicher an das Gestade. (St. Bernhard.)

Gebet.

(Nach dem heiligen Alfonsus.)

Maria, meine Hoffnung, mein süßer Trost hienieden,
Du meines Lebens Frieden, du Liebe meiner Brust!
Gedenk' ich dein, Maria, entweheſt du dem Munde,
Zerrinnt mein Herz zur Stunde vor himmlisch süßer Lust.

O hochgeliebte Herrin, von deinem Schutz umgeben,
Verfließe sanft mein Leben, bis mir das Auge bricht!
Dies hoff' ich, o Maria, und so ich es erwerbe,
Daß ich, dich liebend sterbe, erwirb ich Gottes Licht.

Amen.



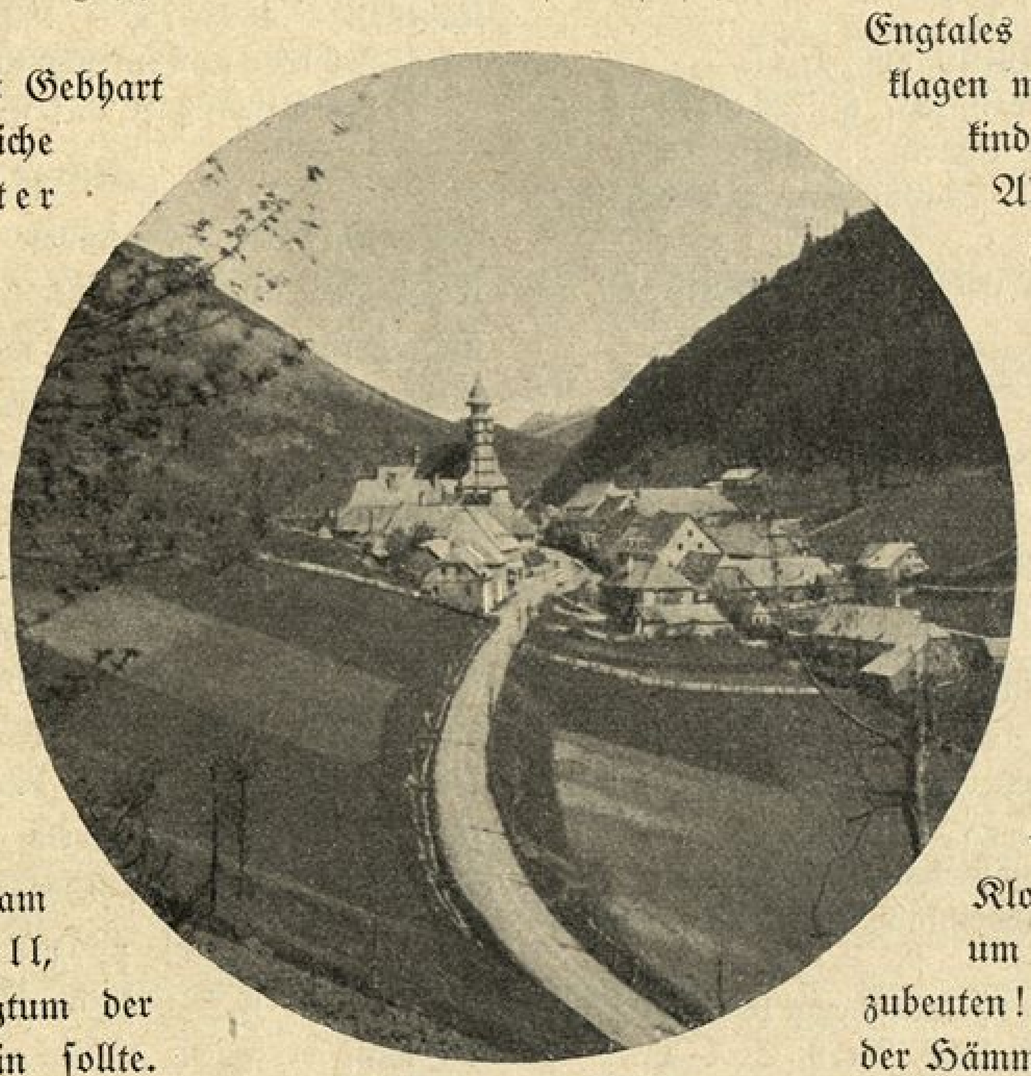
Annaberg.

Niederösterreich.

Vorbemerkung. Da die drei Orte Annaberg, Joachimsberg und Josefsberg als selbständige Wallfahrsorte kaum in Betracht kommen, so scheint es passend, einige kleine Notizen über sie im Anhange an Mariazell zu bringen, da sie alle drei organisch mit Mariazell zusammenhängen und aufs engste mit diesem großen Wallfahrtsorte verbunden sind.

Dieser ziemlich steile und wilde Bergsattel, der früher „Tannberg“ hieß, wurde erst damals genannt und bekannt, als sich der Ruhm des neuerstandenen Wallfahrtsortes Mariazell weithin auszubreiten begann. Für die Pilger nämlich, die von Norden her das neue Heiligtum der Gottesbraut aufsuchen wollten, war der Weg über den heutigen Annaberg und den heutigen Josefsberg schon von der Natur aus vorgezeichnet.

1217 beschloß nun der Abt Gebhart von Lilienfeld, auf die unwirtliche Höhe des Tannberges einen Priester und mehrere Laienbrüder zu senden, damit auf diese Art den Wallfahrern ein Ruhe- und Rastpunkt bereitet wäre, wo Geist und Leib wieder Erquickung finden könnten. In sinniger Weise weihte man die kleine Kapelle, die da zunächst gebaut wurde, zu Ehren der heiligen Anna ein, indem man schon durch die Wahl dieser heiligen Patronin andeuten wollte, daß dieses neue Heiligtum gleichsam ein Vorwerk für Mariazell, eine Vorbereitung auf das Heiligtum der allerseligsten Jungfrau selber sein sollte.



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Annaberg,
Wallfahrtsstation für Mariazell.

1327 sah man sich genötigt die Kapelle zu erweitern; in diesem Jahre wurde auch bestimmt, daß dieser den Wallfahrern so wichtige und bedeutungsvolle Ort fürderhin nicht mehr Tannberg sondern immer nur Annaberg zu heißen habe.

1380 wurde nach einigen vorausgegangenen Streitigkeiten mit dem Pfarrer von Dürrnitz (Türnitz) endlich festgestellt, daß die auf dem Annaberge weilenden Mönche des Klosters Lilienfeld auch berechtigt wären, die Seelsorge alldort zu versehen. Von dieser Zeit an übten die Äbte von Lilienfeld das volle Patronatsrecht über Annaberg aus. Mögen immerhin den armen Brüdern auf dem unwirtlichen Tannberge durch die Milde der Wallfahrer manche Gaben zugeflossen sein, so waren sie darob nicht zu beneiden. Denn wahrlich, jeder, den der Wink seines Oberen dahin versetzte, mußte die Vorteile der Wallfahrt mit teuren Opfern, mit tausend Entbehrungen erkaufen, und mit den nachteiligsten Einflüssen eines überaus rauhen Klimas erkämpfen.

1440—1444 wurde die Kirche in ihrer heutigen Form, jedoch ohne Turm erbaut. Vier Jahre dauerte der Bau. So demütig und klein anfänglich die erste Anna-Kapelle ins Tal hinabgeschaut, so stolz herrschte jetzt der stattliche Bau des neuen Gotteshauses auf der Bergeshöhe, grüßte schon weithin den herankommenden Waller und lockte ihn mächtig zu sich empor.

1513 und **1514** wurde vom päpstlichen Stuhle die Erlaubnis erteilt, daß man auf dem Annaberge kleine Annabildchen, aus edlem oder unedlem Metall angefertigt, verteilen und verkaufen dürfe. Auch erhielt damals der Ruf dieser Gnadenstätte durch zwei Bücher noch größere Verbreitung; das eine dieser Büchlein führte den sonderbaren Titel „Perlinmutter“, das zweite die Aufschrift: „Neu grünender Ehrenkranz“.

1580—1590 machten sich auch in Sankt Anna die Einflüsse der religiösen Neuerer und Umstürzler geltend, so daß sich der damalige Pfarrer dieses doch so verschlagenen Engtales Annaberg beim Abt Laurenz beklagen mußte: „wie er von seinen Pfarrkindern gedrängt werde, ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten zu reichen; wie sie die Feier der Festtage hintansetzten und dadurch den Wallfährtern zum Anstoß und zum Ärgernis würden“.

1700. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kam in Annaberg jener unglückselige Eisenbau auf, der so viele Kosten, noch mehr Sorgen, am allermeisten aber Verdruß und Mißerfolg verursachte. Mit welchem Eifer ging Kloster und Gemeinde an die Arbeit, um den neuentdeckten Erzberg auszubeuten! Wie markig klang aus den Tiefen der Hämmer und Hacken wuchtiger Schlag! Und unter der Last des Bergsegens knarrte der vierrädrige Hund! — Und heute? Einsam steht der Erzberg, verlassen und verödet. Nur das Rascheln der furchtsamen Eidechse ist zu vernehmen. Und vor dem verschütteten Bergwergseingange liegt noch des bräunlichen Erzes letzter Haufe, den die Hoffnung verlassen! — Zwei Jahrhunderte haben eine dichte Moosdecke darüber geworfen, und ein Baum hat seine Wurzel darein geschlagen und sich zum Wächter hingestellt, damit niemand mehr den unglückseligen Versuch erneuern möchte.

1707 wurde eine Seitenkapelle erbaut und der Dreikönigsaltar aufgestellt. Um dieselbe Zeit brachte eine Kaiserin bei ihrer Pilgerfahrt die Hirnschale der heiligen Anna mit, die sie sich vom Fürsten Neuberg erbeten, und die bis auf den heutigen Tag von den Pilgern hochverehrt wird, obwohl sie ohne allen Zweifel unecht ist.

1743 ging man daran, den Turm auszubauen. Er war von Holz, aber künstlich gefügt und von der Spitze angefangen bis an das ihn tragende Gemäuer in den Silberschimmer verzinnten Blechs gekleidet. Ursprünglich war er höher als heute; aber die wilden Winde, die diesen Berg-

sattel durchtoben, waren neidisch auf solche Höhe und bliesen so lange, bis der neue Turm schon recht schadhaft war; um künftighin gegen derartige Windschäden etwas mehr gesichert zu sein, baute man ihn zum zweitenmale ein wenig kürzer, aber fester auf. — Diese Zeit, die Mitte des 18. Jahrhunderts, war für Annaberg die Zeit des höchsten Flors. Bald folgte eine Zeit des Stillestehens und späterhin die Zeit des raschen Verfalles.

1772 kam die Verordnung Josefs II., kraft welcher alle außerordentlichen Andachten aufzuhören, alle „überflüssigen" Kirchenzieraten zu verschwinden hätten, alle Wallfahrten abgestellt, alle Bruderschaften aufgelöst werden mußten. Die Folgen dieser Bestimmungen machten sich in Annaberg recht bald fühlbar: die Quelle des Einkommens für die Geistlichkeit am Annaberge versiegte, und es erwies sich bald, was früher ein weitschauender Abt behauptet hatte, daß ohne die Zuflüsse aus der Wallfahrt in Annaberg kaum ein einziger Geistlicher sein Auskommen finden könnte.

1789 kam ein noch viel ärgerer Schlag: das Stift Lilienfeld wurde aufgehoben. Jetzt ging es reißend bergab. Wie in Lilienfeld, so wurde auch in Annaberg alles, was irgendwelchen Wert repräsentierte, sämtliche Vorräte, Einrichtungen, die Bibliothek, Münz- und Büstensammlung, Paramente, Kirchengefäße und dergleichen an den Meistbietenden verschachert.

Doch schon ein Jahr darauf wurde jenes Aufhebungsdekret für Lilienfeld wieder rückgängig gemacht — aber die Folge davon war für Annaberg eine recht traurige: denn manches, was die grimmige Aufhebungskommission bislang noch in der Annaberger Kirche belassen hatte, wanderte jetzt in die von allem entblößte Mutterkirche nach Lilienfeld. Auf diese Art verlor die Annaberger Kirche noch einen vollständigen Pontifikal-Ornat, ein großes, vergoldetes Waschbecken, einen schönen mit Rubinen besetzten Kelch usw.

1805 kamen noch zu guterletzt Soldatenscharen daher und plünderten Haus und Kirche gründlich aus.

Fragt man gegenwärtig nach Kunstschätzen in der Annaberger Kirche, so wird kaum irgend etwas anderes zu entdecken sein, als ein Bild des göttlichen Heilandes, das über der Sakristeitüre hängt und einen nicht gemeinen Pinsel verrät.

Über die Person der heiligen Anna.

Da unser Annaberg jedenfalls die älteste Annakapelle in Österreich besitzt, und da ferner in diesem Werke noch etliche Wallfahrtsorte, die der heiligen Anna geweiht sind, besprochen werden (Tannaberg, Zuckmantel, Straßengel, Sudejov, Altwasser), so dürfte es angezeigt sein, hier einmal festzustellen, was wir eigentlich von den heiligen Eltern Mariens wissen.

Nach alter Überlieferung war Joachim aus dem königlichen Geschlechte Davids. Anna aber aus dem priesterlichen Stamme Aaron; man hat sich schon längst daran gewöhnt, die Eltern Mariens unter diesen beiden Namen zu verehren. Das Elternpaar soll in Sephoris, zwei Stunden nördlich von Nazareth gewohnt, oder doch sich eine Zeitlang dort aufgehalten haben; späterhin wohnten sie auch eine geraume Zeit in Jerusalem. Sie sollen sich durch große Wohltätigkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet haben und erflehten sich, ähnlich wie einst Anna, die Mutter Samuels (von der man, wie einige annehmen, überhaupt den Namen für die Mutter Mariens hergenommen hat) nach langer Unfruchtbarkeit ein Kind, das sie Maria nannten.

Es gibt berühmte Annabilder, von sehr großen Künstlern gemalt, in denen sich so ziemlich die ganze, der Legende entnommene Lebensgeschichte abspielt; solche Bilder sind zum Beispiele:

Von Dürer: Sankt Anna wird von Joachim an der goldenen Pforte umarmt.

Von Juanes: Der Engel verkündet ihr die Geburt einer Tochter.

Von Rubens, Callot und anderen: Sie unterrichtet Maria.

Von Fantetti: Sie stirbt.

Von Giordano: Sie wird von Maria im Himmel empfangen.

Merkwürdig bleibt auch, daß Sankt Anna in allen kirchlichen Bildern mit einem grünen Mantel dargestellt wird: davon rührt dann her, daß man sie in der Bretagne um eine gute Heuernte anruft.

Ferner ist auffallend, daß Sankt Anna oft in Gegenden verehrt wird, die reich an Erzgruben, besonders aber an Silbergruben sind. Noch auffallender ist aber dann bei unserem Annaberg der Umstand, daß man hier zuerst Sankt Anna verehrte, und sich in der Folge ein Erzberg mit Eisen und dann noch einer mit Silber fand.

Statistisches (von Annaberg).

Nächste Jubiläumsjahre:
1917: 700j. J. der Entstehung.
1944: 500j. J. der Vollendung der Kirche.
Ständige Priester: Zwei P. P. Zisterzienser von Lilienfeld als Pfarrer und Kooperator.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30—40.
Kommunikanten jährlich: 600.
Besucher jährlich: 2000 (N. B. Diese Zahl scheint uns viel zu niedrig angesetzt zu sein.)
Geschlossene Prozessionen jährlich: 70.
Hauptfest: Fest der heiligen Anna.
Ständige Devotionalienhändler: 2.
Gasthäuser: 4.
Der Besuch des Wallfahrtsortes nimmt ab, weil viele Mariazeller-Pilger mit der Bahn fahren und Annaberg abseits liegen lassen.
Nationalität der Wallfahrer: 60% Slaven, 20% Deutsche, 20% Magyaren.

Literatur.

„Der Gebirgsfreund", XIX., 137.
Elsner im „Waldviertler Bote", 1907 Nr. 34.
Altmann, Türnitz (im Anhange), Verlag Gemeinde Türnitz 1905. 4°.
Altmann in „Blätt. des Ver. f. Landesk." XXXV., 544 (1901).
Altmann, zur Gesch. Ebenda 564.
Löw, (Glasmalereien) „Monatsbl. d. Alt. Ver." 1896, 37.
Eckard (pseud. Kardt), A. in N.-Ö., Wien 1895, 8°.

(Silbergruben), Haller in „Bl. d. Ver. f. Landesk." Bd. 25 und 26 (1892 und 1893). Auch Sepr.-Abdr. (Lesk und Schwiedernoch), Wien.

Topographie v. N.-Ö. II. 94.
Kirchl. Top. VI., 419 und 495.
Becker, der Ötscher II. 174.
„Mitt. d. Zentr.-Kom." 1890, 220.
Förster, Touristenführer, 290.
Niederöst. (Landesverband) Lechner, Wien 231.
Leo-Gsschft. d. s. W. d. K. VII. 142, 200, 390.

Josefsberg. (Niederösterreich.)

Geschichtliches.

1644. Lebte da in Lilienfeld ein trefflicher Abt, Cornelius mit Namen. — Ein menschenfreundliches Herz schlug in seiner Brust, und da er oft genug die frommen Wallfahrer in Lilienfeld sah und wahrscheinlich selber einmal solch ein Waller gewesen, so erbarmte er sich dieser armen Leute, die so schwere Bußfahrt zu unternehmen hatten und denen in dieser felsigen, schluchtenreichen Wildnis gar so wenig Unterkunft und wirtliches Dach geboten war.

Besonders die Strecke von Annaberg nach Mariazell! Zwei Stunden von Annaberg legt sich den Pilgern wieder ein breiter Rücken in den Weg, den sie unbedingt überwinden müssen. Dieser Bergrücken, der den hübschen Namen Saurüssel trug, war an Höhe und Unwegsamkeit dem Annaberger Sattel ziemlich ebenbürtig.

Dies alles überlegend schickte jener Abt im Jahre 1644 den geschickten Bruder und Werkmeister Christoforus auf jene Höhe und befahl ihm, dort den Bau einer Kapelle unter seine Leitung zu nehmen. Und so geschah es auch; und noch in demselben Jahre ward die Kapelle eingeweiht und weil sie eben auf dem Wege nach Mariazell lag, nach dem Bräutigam Mariens: Josefskapelle genannt; sofort ging der neue Name auch auf den ganzen Berg über, so daß dieser bis heute nicht anders als Josefsberg genannt wird.

Um die Kapelle siedelten sich Leute an, und von Zeit zu Zeit kamen die Priester von Annaberg, um in Josefsberg Religionsunterricht zu erteilen. Auch wurde eine Herberge für die Wallfahrer errichtet. Aber dem frommen Pfarrer Amadeus von Annaberg schien es, als ob dieser spärliche Religionsunterricht für die Leute zu wenig sei. Er wollte sonn- und festtäglichen Gottesdienst einführen; schön schrieb er an seinen Abt: „Die Liebe heischt den Unterricht dieser in der öden Wildnis mit den unvernünftigen Tieren aufwachsenden, in der Nacht der Unwissenheit und in den Finsternissen des Aberglaubens versunkenen Seelen. Die Gefahr, in die Irrtümer des Luthertums, das sich unvermerkt in die Ötscher-Gegend eingeschlichen hat, zu fallen, macht ihn zu einer dringenden Notwendigkeit; unser Beruf als Seelsorger, die Würde unseres Amtes und die Achtung für unseren eigenen Ruf legen es uns zur Pflicht auf, das Heil der uns anvertrauten Seelen zu bewahren." Solch reiner, edler Absicht konnte der Abt keinen abschlägigen Bescheid geben: der sonntägliche Gottesdienst auf Josefsberg wurde eingeführt.

1757. In diesem Jahre wurde in Josefsberg eine Lokalie-Pfarre errichtet. Die näheren Umstände dieser Errichtung sind interessant. Kaiserin Maria Theresia war auf einer Rückfahrt von Mariazell begriffen. Es war August; aber es traf sich, daß es auf diesen Höhen ein Schneegestöber gab. Zufällig gingen auf der Straße zwei Leute. „Wohin des Weges?" „Ein Taufgang nach Annaberg." „Wie viele Stunden habt ihr zu gehen?" „Von unserer Hütte fünf Stunden." — Diese Erfahrung machte auf die Kaiserin einen tiefen Eindruck. Sofort bei ihrer Ankunft in Lilienfeld sprach sie mit dem Abte, und die Folge dieser Besprechung war, daß in Josefsberg alsbald eine eigene Pfarre errichtet wurde. Nun hatten die armen Keuschenbewohner nimmermehr gar so weit zur Pfarrkirche. Von 1786 angefangen war in Josefsberg ein eigener Friedhof, so daß nun auch die Toten nimmermehr den weiten Weg nach Annaberg zu machen hatten.

1821 war das Jahr, da eine eigene Schule auf Josefsbergs Höhen eingerichtet wurde, nachdem früherer Zeit verschiedene wenig geeignete Leute den kleinen Kindern das gröbste vom A-B-C beizubringen hatten.

Das Kirchlein auf dem Josefsberg ist nicht auf große Menschenmengen berechnet, darum ist es auch ganz schlicht und klein und hat einen einfachen Altar, die Flucht nach Ägypten darstellend. Später wurde die Kirche ausgemalt, bekam einen eigenen Tabernakel, reicheres Kirchengeräte und dergleichen mehr.



Josefsberg mit dem Ötscher. Phot. Weingartshofer, Mödling.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1944, 300j. J. der Entstehung.
1957, 200j. J. der Pfarre,

Ständige Priester: 1 Zisterzienser von Lilienfeld als Pfarrer.

Josefsberg ist noch ausschließlicher als der Annaberg Durchzugsstation für Mariazell und kein selbständiger Wallfahrtsort.

Literatur.

Becker, Der Ötscher II., 190.
Topographie v. N.-Ö. IV., 526.
Kirchl. Top. VI., 464.
Schweikhardt, VI., 13.
Geschichtl. Beil. Diöz. St. Pölten II., 460.
Niederösterreich, Lechner Wien (Landesverband), 236.
Förster, Touristenführer, 291.
Leo-Gsschft. d. soz. W. d. kath. K., Wien VII., 220, 392.

Joachimsberg.

Geschichtliches.

Als Dritter im Bunde zu den zwei vorbereitenden Heiligtümern Mariazells: nämlich Annaberg und Josefsberg, gehört der Joachimsberg. Joachim, nach der Legende der Gemahl Annas, der glückliche Vater Mariens!

Sein Heiligtum liegt zwischen dem Josefsberge etwa auf halbem Wege, und zwar auch auf einem Hügel, der aber den beiden erstgenannten an Höhe weit nachsteht; auch ist die Steigung auf diesen Hügel hinauf nicht jäh und steil, sondern sanft und wenig merkbar. Früher einmal hieß dieser Hügel: Berg an der hohlen Tanne.

1652. Dem Grafen Joachim Slavata ließ der schöne Gedanke, daß man auf zwei Bergen vor Mariazell zwei mit diesem Heiligtum so verwandte Kapellen errichtet hatte (Annaberg und Josefsberg) keine Ruhe mehr. Und er, der den Taufnamen Joachim trug, glaubte es der Ehre seines Namenspatrons schuldig zu sein, auch ihm den gebührenden Platz in diesen sinnvollen Heiligtümern zu verschaffen. Und siehe da, schon sechs Jahre nach der Errichtung der Kapelle am Josefsberge trat der Graf mit seinem Entschlusse an den



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Joachimsberg. Zwischen Wienerbruck und Annaberg.

Kaiser heran; der Kaiser aber bestimmte für die neue Kapelle „den Berg an der hohlen Tanne".

Zwar verzögerte sich das Unternehmen einige Jahrzehnte, aber 1685 stand denn doch die Kapelle vollendet da, hatte einen schönen Marmoraltar, zudem eine Kanzel und obendrein eine ganz hübsche Stiftung an Geld.

Die Aufsicht über das neue Heiligtum führte zunächst ein benachbarter Bauer, später, im Jahre 1749, wurde ein eigenes Häuschen für einen Meßner erbaut.

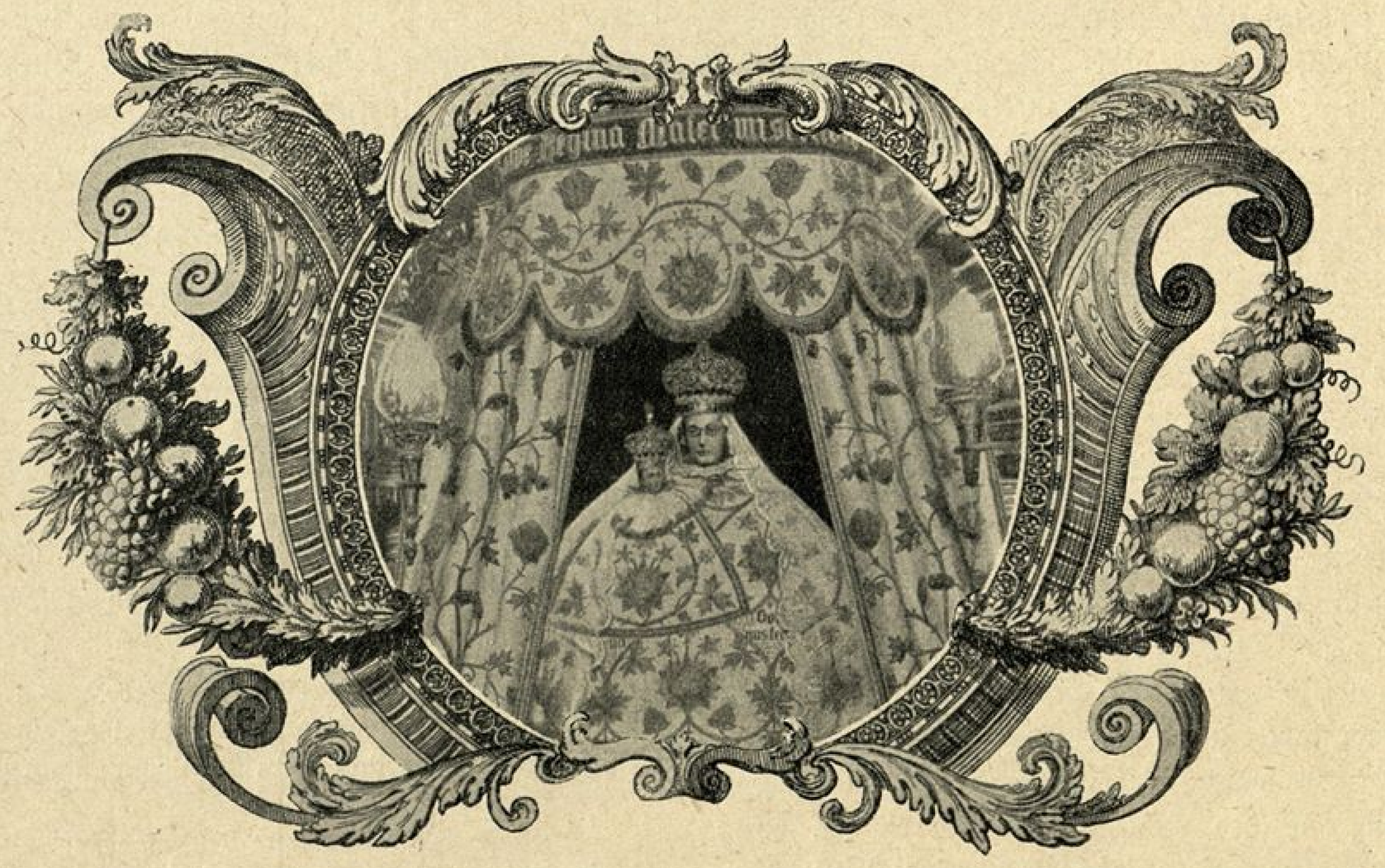
Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre: 1935, 250j. J. der Entstehung.

Ständige Priester: keiner. Nach Annaberg eingepfarrt. An jedem Quatembermittwoch heilige Messe, also jährlich 4 heilige Messen.

Literatur.

Topographie v. N.-Ö. IV., 523.
Kirchl. Top. VI., 462.
Schweikhardt VI., 37.





Kapelle des Verrates und des Gebetes am Ölberge.



Haus des Pilatus (Kirche) mit heiliger Stiege.



Kirche der Kreuzigung.

Ein Meer von frommen Pilgern! — Und es dringt
Ein lautes Fleh'n zum Himmel und ein Rufen
Und „Kyri'eleison" es ohn' Ende klingt
Im lauten Beten an der Kirche Stufen; —
Der Polen Völker sind's, die also singen,
Die Dem am Kreuz den Zoll der Ehrfurcht bringen.

Kalwarya.

Westgalizien. 95.000—100.000 Kommunikanten.

Vorbemerkung.

Bis vor Jahresfrist, da wir soeben darangingen, das vorliegende Buch über die Wallfahrtsorte Österreichs zu schreiben, hatten wir den Namen Kalwarya nie in unserem Leben vernommen.

Als wir nun begannen, einleitende Erhebungen über die verschiedenen bestehenden Gnadenorte zu pflegen, trafen wir mit einem galizischen Priester zusammen, aus dessen Munde wir zum erstenmale den obigen Namen hörten; mit etwas ungläubigem Lächeln horchten wir auf seine begeisterten Lobsprüche und auf die Schilderungen, die er uns von dem kolossalen Wallfahrtsleben in Kalwarya gab.

Späterhin kauften wir uns sämtliche „Illustrierte Führer auf den k. k. österr. Staatsbahnen" zusammen und blätterten alle diese Hefte durch, um zu erfahren, was diese ziemlich unparteiischen Berichte von den verschiedenen Wallfahrtsorten zu sagen wüßten. Und da fanden wir denn, daß bei den allermeisten Wallfahrtsorten überhaupt nur die Bemerkung verzeichnet war: „Wallfahrtsort" oder „bedeutender Wallfahrtsort" und dergleichen. Und es war schon eine Seltenheit, wenn einer dieser Gnadenorte eine eingehendere Schilderung fand, wenn ihm zehn oder zwanzig Druckzeilen gewidmet wurden.

Aber siehe da! Im Hefte 28 dieses „Illustrierten Führers", Seite 88—90, entdeckten wir — wir trauten unseren Augen nicht — eine ganz ungewöhnlich lange, ausführliche Schilderung des fraglichen Wallfahrsortes Kalwarya. Die erste Hälfte dieses Berichtes betraf die Kirche selber, die zweite Hälfte (Seite 90) die mit dem Orte innigst zusammenhängende Geschichte.

Wir glauben unseren deutschen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die erste Hälfte dieser doch gewiß glaubwürdigen, ohne Voreingenommenheit im Geschäftsstile niedergeschriebenen Notizen wörtlich mitteilen.

Der Bericht lautet wie folgt:

Die Stadt Kalwarya Zebrzydowska liegt 1 km von der Bahnstation auf der rechten Seite der Bahn (Einspänner 40 h), Gasthof „Josefart" mit Restauration, mäßige Preise, Zimmer 2 K, am Bahnhofe auch eine gute Restauration.

Kalwarya ist ein berühmter Wallfahrtsort, der jährlich gegen 200.000 Pilger[1]) nicht nur aus den näheren und entfernteren Gegenden Galiziens, sondern auch aus dem Königreiche Polen, Ungarn, ferner aus Schlesien und Mähren, insbesondere in der Charwoche und am 8. September[2]) heranzieht. Auf der Anhöhe Żarek (406 m Meereshöhe) liegt, von Fichtenwäldern malerisch umgeben und meilenweit sichtbar die Kirche mit dem Bernhardinerkloster, welche der Krakauer Wojwode Nikolaus Zebrzydowski in den Jahren 1603 bis 1609 aufführen ließ. Auf der Strecke zwischen dem Berge Żarek und dem Skawinkaflusse ziehen sich hübsche Alleen mit 26 den Kreuzweg vorstellenden Kapellen hin.

Nähert man sich der Kirche, so sieht man eine steinerne Balustrade mit 10 Säulen, die durch ein eisernes Gitter verbunden erscheinen. Auf den Säulen sind steinerne Figuren. Durch drei große Tore gelangt man auf den Friedhof[3]) der sich vor der Kirche befindet; zu beiden Seiten stehen Beichtstühle. Die imposant in die Höhe ragende Kirchenfront ist gegen Osten gekehrt. Oberhalb des Kirchentores ist ein Wappen der Fürsten Czartoryski angebracht, in deren Eigentum Kalwarya überging. Hoch oberhalb des Haupteinganges in die Kirche befindet sich ein eigener Balkon mit einem Altare, über welchem eine Riesenstatue[4]) der die Welt segnenden Muttergottes angebracht ist. Bei größeren Wallfahrtszügen wird die Messe an dieser Stelle vor der Kirche zelebriert, weil diese, obwohl sehr geräumig, nicht die imposante Schar der Gläubigen aufnehmen kann.

Eine große Treppe führt in die Kirche, welche links drei Kapellen und überdies sechzehn Altäre besitzt. Der

---

[1]) Richtig 300.000—400.000 Pilger.

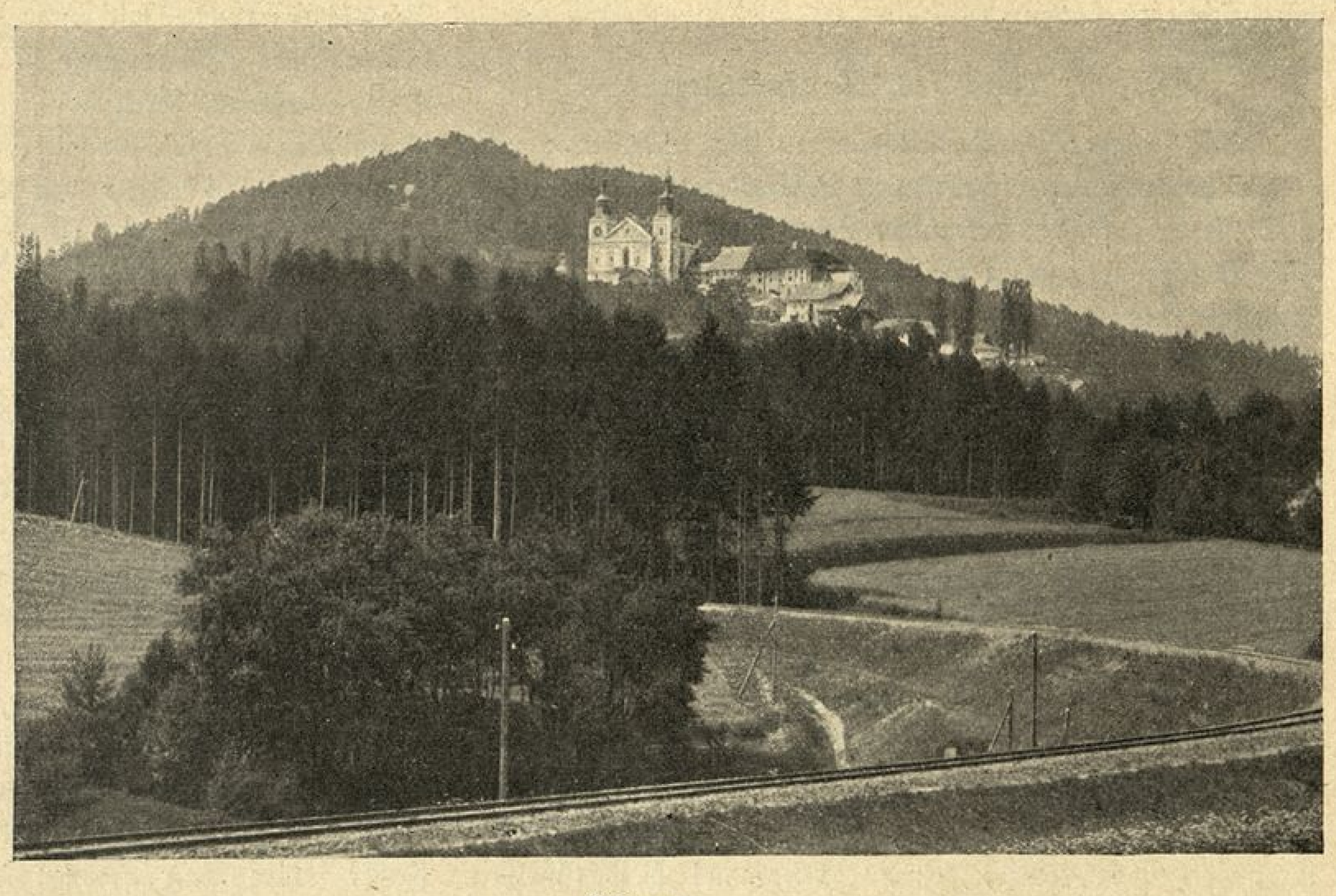
[2]) Der 8. September ist verhältnismäßig schwach besucht; der stärkste Konkurs findet am 13. August statt.

[3]) Derzeit schon aufgelassen.

[4]) Diese Statue hat nur Lebensgröße und ist nicht größer als die übrigen Figuren der Kirchenfront.

Hauptaltar ist ganz mit Skulpturen aus dem XVII. Jahrhundert bedeckt. An diesem Altare befindet sich das silberne Standbild der Muttergottes, welches in Loretto ausgeführt und vom Papste Sixtus V. geweiht worden ist.

In der Nähe des Hauptaltares sind zwei große Bilder; eines, den König Ladislaus IV. darstellend, wie er der Kalwaryschen Muttergottes den Dank für den großen Sieg über die Türken bei Chocim abstattet; das andere stellt den der Messe in der Kalwaryakirche beiwohnenden Kaiser Franz I. vor. Rechts vom Presbyterium der Altar des heiligen Josef, diesem gegenüber der Eingang in die Kapelle der wundertätigen Muttergottes, gemalt von dem Krakauer Maler A. Grammatyka. In der Krypta der Kirche befinden sich Gräber der Adelsgeschlechter: Zebrzydowski, Czartoryski und des Kajetan Sapieha. Weiters gelangt man durch einen engen Gang in die Kapelle des heiligen Antonius von Padua, mit einem hübschen Heiligenbild von Lekszycki. Auf dem Altare der heiligen Magdalena befindet sich ein schönes Bild von Josef Maja, Professor in Rom. Hinter dem Altare des heiligen Franziskus ist eine Tür, die zu den Klostergängen und zur Sakristei führt. In den Gängen sieht man zehn große geschichtliche Familienporträts der Zebrzydowski und Czartoryski. In der Sakristei ist die Klosterschatzkammer. Von den Parterregängen gelangt man zu den sogenannten Stationen.[1]) Es sind das lange, die Kirche umkreisende Korridore, in denen sich die Kreuzwegstationen und zahlreiche Beichtstühle befinden. Von den Kapellen des Kreuzweges verdient besondere Beachtung „die Kapelle des Gekreuzigten“[2]) mit vier schönen Szenen aus dem Martyrium Christi darstellenden, Bildern von Lekszycki. Der Kreuzweg hat zwei Abteilungen: die „Wege Jesu Christi“ mit 27 Stationen und die „Wege der Muttergottes“ mit 22 Stationen. Außer den Kapellen gibt es noch sieben Kirchen.



Kalwarya.

So die Beschreibung des „Illustrierten Führers“.

Wir gestehen, daß uns diese Notizen nicht



Kalwarya.

[1]) Falsch. Unter Stationen versteht man nicht die Korridore, sondern die Leidenskapellen im Freien.

[2]) Richtiger: „Kirche der Kreuzigung“.

wenig in Erstaunen versetzten und unsere Neugierde mächtig anregten.

Wir gingen also, um mit eigenen Augen zu schauen, was unsere Gewährsmänner uns so vielverheißend geschildert und beschrieben hatten.

Örtliche Lage des Wallfahrtsortes.

Mit größter Dankbarkeit erinnern wir uns des ehrenwerten, hochgebildeten Schriftstellers P. Czeslaw Bogdalski, der in Stellvertretung des erkrankten P. Guardians uns echt polnische Gastfreundschaft in weitestem Maße zukommen ließ und alle Aufklärungen bereitwilligst gab.

Aber stille lächeln mußten wir, als wir ihn mit freudigem Stolze und mit unwiderleglicher Sicherheit die paradiesischen landschaftlichen Reize seiner geliebten Kalwarya rühmen hörten. Welch' eine Liebe für seine heimatlichen Hügel sprach doch aus diesen warmen Lobsprüchen!

Gewiß, die Gegend um Kalwarya ist anmutig und lieblich und jedenfalls das schönste Plätzchen, das dem Eisenbahnfahrer auf der ganzen, langen, ziemlich öden Nordbahnstrecke von Wien bis Krakau unter die Augen kommt.

Aber wir waren damals, als wir Kalwarya besuchten, soeben aus Tirol gekommen, und noch umgaukelten uns in erster Frische die zauberischen Landschaftsbilder eines Georgenberg, eines San Romedio, eines Kaltenbrunn! Ei, was wollten da die bescheidenen galizischen Berge Kalwaryas?

Doch wohlan, wir wollen schildern, was wir geschaut: Von Norden her (von Krakau) bewegte sich unser Eisenbahnzug durch Hügelgelände gegen den Wallfahrtsort. Nachdem wir den letzten Waldesrücken, der die Aussicht auf die Gnadenkirche hemmte, glücklich umfahren hatten, lagen die Reize Kalwaryas ausgebreitet vor uns. Und was sah denn unser Auge?

Vor uns im Süden zwei bewaldete Bergeskuppen von mäßiger Höhe, die eine links, die andere rechts: die höchsten Berge, die wir seit der Abfahrt von Wien gesehen. Der linke, Lanzkorona genannt, weist 550 Meter Meereshöhe auf, der rechte, an dessen Abhang die Hauptkirche mit dem Kloster hingebaut ist, deren 527. Da nun Station Kalwarya 290 Meter über dem Meere liegt, so sind diese beiden Berge relativ 260 und 237 Meter hoch, also immerhin nicht ganz unansehnlich.

Die beiden Berge trennt ein Tal, in dem ein Bächlein gegen Norden hin der Weichsel zufließt. Man hat diesem Bächlein, das einmal Skawinka hieß, nun den biblischen Namen Cedron gegeben; und wir haben diesen Namen auch so auf unserer Generalstabskarte vorgefunden. Es ist aber der biblische Cedron ein Bach, der die Stadt Jerusalem im Halbkreise einschließt, ein Bach, an dessen Ufern der heilige Ölgarten liegt, wo der Erlöser in Todesangst sein Blut vergoß. Überaus sinnreich wurde also hier in Kalwarya, wo ringsum die zahlreichen Kirchen und Kapellen an die Leiden des sterbenden Gottesmenschen erinnern, der still fließenden Wasserader jener berühmte Ehrenname zugesprochen.

Hiemit haben wir so ziemlich die Gegend beschrieben. Nebenbei sei noch erwähnt, daß man von den Gipfeln der beiden Berge, auf deren einem sich die Ruine eines hochberühmten Schlosses, auf dem anderen eine zum Kapellenkranze gehörige Einsiedelei vorfindet, einen weiten Ausblick in das südliche Gebirgsland genießt, daß man hier die Beskidenkette mit ihrer ansehnlichen Bergfürstin, der Babia Gura (Frauenberg) 1725 Meter, sowie die Hohe Tatra erschaut, deren hohe zackige Spitzen wie eine Riesensäge sich vom Horizonte abheben, und die in der Lomnitzer Spitze sich 2634 Meter weit zum Himmel empordehnt.

Der Ort Kalwarya.

Mit ungefähr denselben Kenntnissen, die sich bisher der geschätzte Leser aus unserem Berichte erworben, kamen wir in später Nachmittagsstunde in der Station „Kalwarya" an. Bemerkt sei, daß die Eisenbahnstrecke Bielitz—Wadowice—Kalwarya noch eine andere Haltestelle „Kalwarya-Zebrzydowska" hat, die nördlich von der Hauptkirche gelegen, und von wo aus der Zugang um etwa fünf Minuten kürzer ist, als von der ostwärts gelegenen Hauptstation Kalwarya.

Da lag er also vor uns, der geheimnisvolle Ort. Sofort fiel uns die große Ähnlichkeit zwischen der Lage der Hauptkirche von Kalwarya und der Lage von Maria Trost in Brünnl bei Gratzen (Südböhmen) auf. Beide liegen auf halber Höhe einer schönen bewaldeten, sanft ansteigenden Bergeshöhe.

Unsere Erwartungen betreffs eines regen Wallfahrtslebens waren ziemlich hochgespannte. Darum verwunderten wir uns einigermaßen, daß wir, schon auf dem Hauptplatze des Städtchens Kalwarya angekommen, nicht einen einzigen Devotionalien-Verkaufsladen angetroffen hatten. Auch schienen uns die wenigen auf dem Hauptplatze vorfindlichen Gasthäuser kaum für Massenbeherbergung von Pilgern eingerichtet zu sein.

Wir wanderten also unterdessen die Bergstraße, die den Ort mit dem Heiligtume verbindet, weiter empor. Auch hier kein Anzeichen eines Wallfahrtsortes. Niedrige weißgetünchte Häuser, so gebaut, daß sie auf den Titel „Haus" überhaupt noch stolz sein können, da man sie von rechtswegen schon zu den Hütten rechnen muß; ab und zu ein einstöckiges Haus von größerem Umfange.

Zwanzig Minuten hatte, seit dem Verlassen des Eisenbahnzuges, unser Wandern gedauert, als wir endlich die ersehnte Kirche auf einige hundert Schritt Nähe vor uns sahen. Da war zunächst ein großer Platz, auf zwei Seiten von Bäumen umgeben, auf der dritten Seite vier einstöckige Häuser aufweisend, die offenbar Unterkunftshäuser für Pilger waren, vor uns das breite eiserne Gitter mit den drei Eingangstoren und den zehn großen Statuen — aber nirgends eine Bude, nirgends Verkäufer, und was das auffallendste war: nirgends irgendwelche Personen, die etwa darauf schließen ließen, daß sie hier als Pilger weilten.

Wir standen vor einem Rätsel. Dieser Ort mußte trotz des enttäuschenden Eindruckes seine Geheimnisse haben, sonst hätte doch der „Illustrierte Führer" seiner Beschreibung nicht volle zwei Seiten gewidmet. Also geduldig des Rätsels Lösung abwarten!

Des Rätsels Lösung.

Wir wollen jetzt nicht, wie wir eigentlich sollten, Heiligtum und Gnadenbild beschreiben und unseren Rundgang bei den Kapellen beginnen, denn wir glauben, der geneigte Leser wird „des Rätsels Lösung" bald erfahren wollen. Also wohlan, wir teilen mit, was uns im Verlaufe unseres Besuches der würdige Vorsteher der Kirche diesbezügliches zu sagen wußte.

„Wie stark ist denn Ihr Wallfahrtsort? Wie viele Kommunikanten haben Sie jährlich?" so etwa begannen wir unsere Gespräche.

„Kommunikanten? — Jährlich gegen hunderttausend."

„Ach, so viele? Dann ist Kalwarya der zweitstärkste Wallfahrtsort Österreichs. Und wie viele Messen fremder Priester per Jahr?"

„Gegen elfhundert."

„Und geschlossene Prozessionen?"

„Prozessionen? Ach so, wir sagen da anders, wir sagen Kompagnien. Also im ganzen Jahre etwa 300 bis 400.«

„Und Besucher?"

„O, da sind viele!" Und er dachte etwas nach. Dann fuhr er fort: „Das dürften wohl 300.000 bis 400.000 sein!"

„Das, was Sie mir da mitteilen, ist großartig! Aber — wie kommt es, daß man zum Beispiele heute nicht einen einzigen Pilger sieht? Wie kommt es, daß man keine Verkaufsbuden offen trifft?"

„Heute? — Heute? — Ja heute ist freilich niemand da; heute ist keine Ablaßzeit."

„Ah, da kommen die Pilger nur an ganz bestimmten Tagen, an sogenannten Konkurstagen?"

„So ist's."

„Und sonst zeigt sich das ganze Jahr über niemand?"

„Nein, da ist alles leer. Das ist hier ganz etwas anderes, als zum Beispiele in Czenstochowa; dort sind täglich zwei- bis dreitausend Pilger anwesend, das ganze Jahr hindurch; da geht das Kommen und Wegfahren ohne Unterbrechung fort. Hier in Kalwarya haben wir nur unsere großen Ablaßzeiten, aber die sind dann kolossal besucht."

„Wollten Sie nicht die Güte haben, mir diese Ablaßzeiten näher zu benennen?"

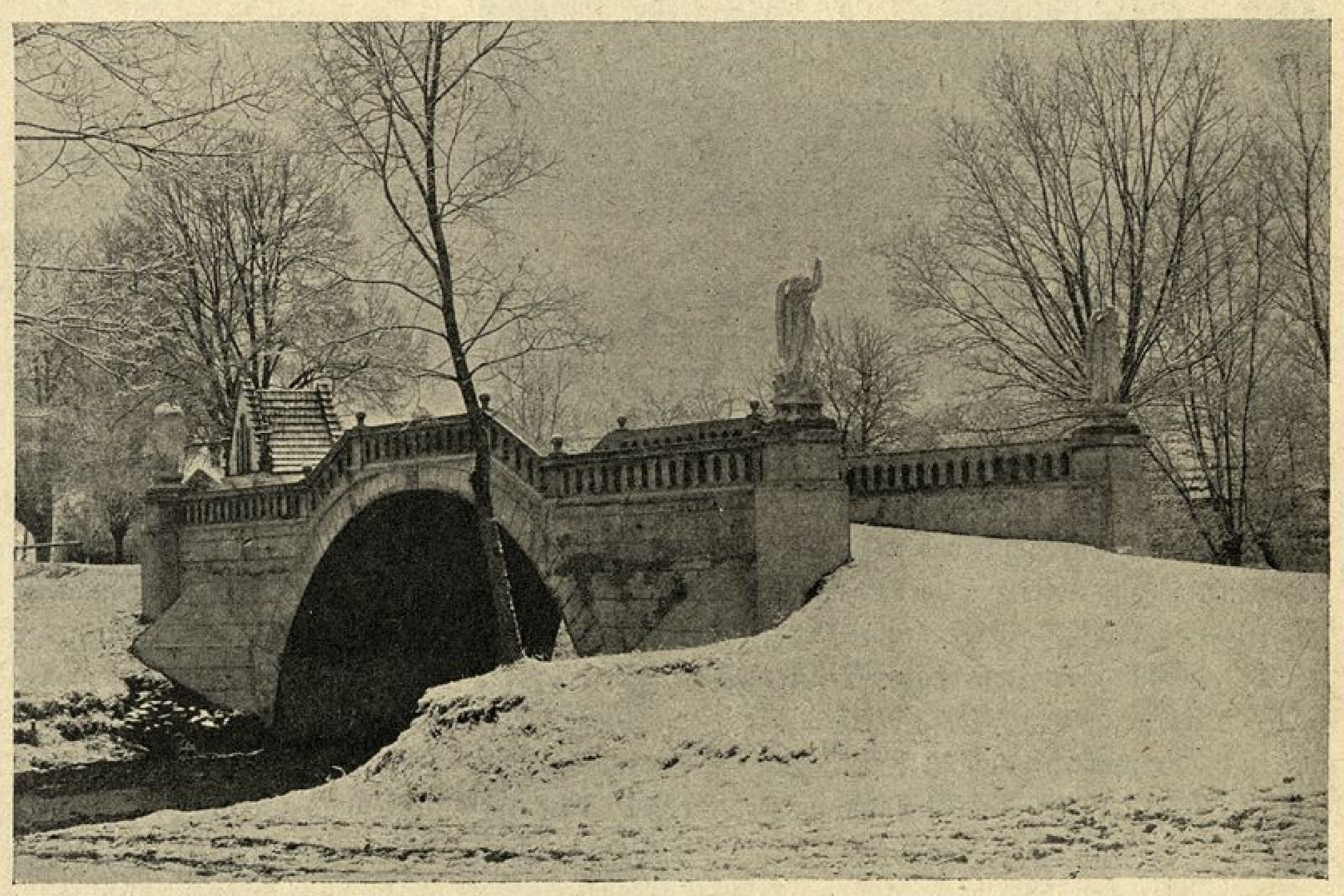
„Mit größtem Vergnügen. Unser erster Konkurstag im Jahre (d. h. der Zeit nach der erste) ist der Neujahrstag. Da veranstalten wir hier eine Prozession, wobei wir fünf Altäre von fünf verschiedenen Kapellen besuchen. Und bei jeder Station wird das Evangelium feierlich verlesen. Doch wird an diesem Tage bei den Kapellen keine heilige Messe zelebriert, weil es zu kalt ist. Auch finden sich da wegen der großen Kälte nur wenige Leute ein. Wir schätzen sie auf 6000 bis 8000.[1])

„Ferner sind bedeutende Konkurstage die Tage der Charwoche, an denen die Leute aus großen Entfernungen zusammenströmen, um hier bei den schönen Leidenskirchen ihre Andacht zu entflammen. Wir veranstalten da zunächst am Gründonnerstag eine Prozession, die um 2 Uhr nachmittags bei der Hauptkirche beginnt, dann in langem Zuge sämtliche Kirchen und Kapellen besucht und endlich gegen 11 Uhr nachts ihr Ende findet."

„Und wie viele Teilnehmer dürften da zugegen sein?"

„Man kann sie auf durchschnittlich 40.000 angeben. Aber ich bemerke, daß wir uns bei schlechtem Wetter mehr beeilen, mehrere Predigten auslassen und bedeutend früher fertig werden."

„Ah, werden auch Predigten gehalten?"



Kalwarya, die Engelsbrücke über den Bach Cedron, im Hintergrunde Kapellen.

„Jawohl, und zwar viele; am Gründonnerstag und Charfreitag zusammen an bestimmten Plätzen unserer Wanderung deren 29."

„Ja, das ist ja dann eine wahre Mission. O, wie freue ich mich, solches zu vernehmen. Aber erlauben Sie noch die Zwischenfrage: Sie predigen nur polnisch?"

„Die allermeisten Predigten sind wohl polnisch, aber wir haben auch einige wenige hannakische. In früheren Jahren gab es auch deutsche Predigten; aber wir sind davon abgekommen; es ist zu wenig Beteiligung."

---

[1]) Im Vergleiche zu diesem bescheidenen Ausspruche klingt es fast drollig, was uns an einem kleinen Wallfahrtsorte ein ansässiger Ortsbewohner mit naivem Stolze erzählte: „Hochwürden, am Maria Heimsuchungstage hätten Sie da sein sollen! Da hätten Sie etwas gesehen! Da waren vielleicht 3000 oder 4000 Menschen auf einmal da! Lauter Fremde! So was, glaub' ich, gibt's in ganz Österreich nicht!" —

„Nun, und am Charfreitage?“

„Am Charfreitage veranstalten wir wieder eine Prozession, mit der wir schon um 5 Uhr früh beginnen, und die erst gegen 1 Uhr nachmittags ihr Ende findet. Auch an diesem Tage haben wir regelmäßig 30.000 bis 40.000 Pilger hier versammelt.



Kalwarya, Pilger.

Ein weiterer starker Konkurstag ist das Fronleichnamsfest. An diesem Tage veranstalten wir eine theophorische Prozession (Prozession mit dem hochwürdigsten Gute), die ihre acht Stunden dauert. Um 8 Uhr morgens ist Beginn. Unsere erste Station machen wir bei der Grabkirche Mariens, unsere zweite beim Haus des Kaiphas, die dritte beim Hause des Pilatus, die vierte bei der Kreuzigungskirche. Überall wird dann heilige Messe gelesen, und zwar die letzte Messe um 3 Uhr nachmittags; wir haben dazu eine besondere, päpstliche Bewilligung von Rom. Nach dieser letzten Messe ziehen wir in die Hauptkirche, wo die Feierlichkeit mit einem „Tedeum“ ihren Abschluß findet. Es ist dann immer schon 4 Uhr.“

„Und Teilnehmer?“

„Nicht übermäßig viel: gewöhnlich 20.000 bis 30.000.“

„Und eine solche Riesenzahl nennen Sie „nicht viel“. Ja, was heißt denn dann bei Euer Hochwürden „viel“?

„Das werde ich Ihnen sofort sagen. Unser Hauptfest ist nämlich der 15. August und die vorhergehende Woche; bei uns eine große Ablaßwoche. Der allerwichtigste Tag aber in dieser Woche ist der 13. August, der Tag, an dem wir hier das Begräbnis Mariens feiern. Zu dieser Begräbnisfeier Mariens finden sich von Jahr zu Jahr zirka 120 bis 140 Kompagnien (geschlossene Prozessionen) ein, und jede Kompagnie hat 300 bis 1000, ja bis 2000 Teilnehmer. So finden sich hier an diesem Tage alljährlich 100.000 bis 120.000 Wallfahrer zusammen. Auch diesen Tag begehen wir, wie alle unsere Hochfeste, mittels feierlichster Prozession. Dieser Leichenzug Mariens setzt sich um 3 Uhr nachmittags in Bewegung und endet um 11 Uhr nachts. Alle die hunderttausend Pilger tragen dabei Kerzen und der helle Widerschein am Firmamente ist so grell, daß man ihn bis Krakau und viel weiter noch bemerkt, und daß es den Anschein hat, als ob die ganze Gegend in Flammen stünde. Den Mittelpunkt der Prozession bildet der „Sarg Mariens“, den nach einem uralten, im Jahre 1627 erworbenen Rechte nur junge Leute von der Stadt Teschen tragen dürfen.

Zwei Tage hernach, am 15. August, findet der sogenannte Triumphzug Mariens statt. Dieser setzt sich von der Heiligen-Grabkirche Mariens aus in Bewegung und zwar um 9 Uhr vormittags. Anstatt des Sarges wird dann eine schöne Marienstatue getragen und zwar wieder von 12 bis 24 Jünglingen aus Teschen, während ebensoviele Mädchen ein Ehrengeleite bilden. Um 3 oder 4 Uhr nachmittags ist Ende, und zwar mit großer Predigt und Tedeum. Übrigens werden sowohl am 13. August, als auch am 15. täglich sieben Predigten gehalten, davon je eine hannakische. Die Beteiligung am 15. August ist aber etwa nur mehr ein Drittel von jener am 13. August. Wir haben dann nämlich nur mehr 30.000 bis 40.000 Pilger hier.“

„Aber sagen Sie mir, Hochwürden, wo schlafen denn die Leute?“

„In der ganzen Stadt, in allen Häusern zerstreut; in der Ablaßzeit ist jedes Haus Unterkunftshaus. Ein großer Teil auch verbringt die Nacht wachend im Freien unter den Kastanienbäumen, in den Alleen.“

„Bei so großem Andrange aber leitet die Bahn wohl Separatzüge ein.“

„Freilich! In der Ablaßwoche haben wir täglich dreißig bis vierzig Separatzüge; am letzten Tage aber, am Tage des allgemeinen Aufbruches, verkehrt nach allen drei Bahnrichtungen hin jede halbe Stunde ein Train. Doch solch' ein Andrang ist eben nur einmal im Jahre. Übrigens, um noch weitere Konkurstage zu erwähnen, gelten hier bei uns überhaupt alle Marienfeste, also zum Beispiele Mariä Heimsuchung, Geburt, Namen, Rosenkranzfest, dann auch der Portiunculatag als Festtage und wir können sagen, daß wir an diesen Tagen regelmäßig 6000 bis 8000 Pilger hier versammelt sehen.“

„Ja aber, wenn diese Pilger alle zu den heiligen Sakramenten gehen —“

„Alle gehen nicht, nur ein Teil von ihnen.“

„Wie viele also beichten zum Beispiele in der Ablaßwoche vor Mariä Himmelfahrt?“

„Jährlich 50.000 bis 60.000; übrigens kommen Sie, Hochwürden, überzeugen Sie sich selbst aus den Büchern.“

Und der gute Pater führte uns in die Sakristei und schlug uns die Bücher auf. Zuerst das Kommunikantenbuch, und zwar die große Woche aus dem Jahre 1910. Dort waren genau die kleinen Partikeln verzeichnet, die Tag für Tag konsekriert wurden. Am 13. August wurde nach diesen Ausweisen zehn bis zwölfmal konsekriert. Wir zählten alle Kommunikanten der Woche zusammen, und siehe da: es ergab sich die Zahl 61.000. Wir bemerken dazu, daß das heurige Jahr in keinerlei Weise als besonderes Festjahr gilt; es ist ein ganz gewöhnliches Durchschnittsjahr.

Darnach ließ uns der liebenswürdige Gastgeber in die früheren Jahres-Statistiken Einblick nehmen, und zwar vom Jahre 1901 angefangen. Wir fanden da im Jubiläumsjahre 1902 eine Anzahl von gegen 150.000 Kommunikanten, sonst

immer eine Zahl von 95.000 bis 99.000. Als Minimum einmal 89.000, als Maximum (im Jahre 1904) die gewaltige Anzahl von 118.000 Kommunikanten (im ganzen Jahre).

Ferner wurden uns die Verzeichnisse der heuer angekommenen Kompagnien vorgelegt; bei jeder fanden wir genau Datum, Heimatsort und Anzahl der Pilger angegeben. Auch hier konnten wir uns überzeugen, daß die früheren Angaben des hochwürdigen Herrn auf Wahrheit beruhten.

„Ja aber, hochwürdiger Herr," so wendeten wir ein, „sind Sie denn imstande, diese Riesensummen von Beichten abzunehmen? Wie viele Patres sind Sie denn hier?" „Wir sind unser zehn Bernhardiner."

„Sie sind ja doch Franziskaner."

„Ja in Österreich und sonst überall nennt man uns Franziskaner; hierorts nennen uns die Leute, und auch wir nennen und schreiben uns so: Bernhardiner."

„Gut; aber zehn Priester genügen doch in der großen Ablaßwoche nicht."

„Freilich nicht! Wir haben in der Ablaßwoche immer 120 bis 130 priesterliche Gäste und Helfer, die aber nicht alle auf einmal da sind, sondern sich gleichsam ablösen. Am großen Täge aber, am 13. August, sind gewöhnlich 80 bis 90 Priester im Beichtstuhle tätig; da geht dann schon etwas vom Fleck."

„Und sind diese Priester Gäste des Klosters?"

„Freilich! Wir haben eben für diese Zeiten in unseren Klostergebäuden achtzig Gastbetten bereit; sie sind dann immer komplett gefüllt."

„Und noch eines: An diesen Festtagen kommen doch auch Bilderkrämer her?

„Selbstverständlich!"

„Wie viele denn?"

„In der großen Ablaßwoche jedesmal 300 bis 400."

„Und diese verschwinden dann alle wieder?"

„Alle. Aber in der Sakristei sind jederzeit auf Rechnung der Kirche Devotionalien und Wallfahrtsandenken zu haben."

„Hochwürden, wenn sich dies alles, was Sie mir da sagen, tatsächlich so verhält, so gibt es hier in Ihrer Ablaßwoche ein Schauspiel, das überhaupt in Österreich seinesgleichen nicht hat. Ja, noch mehr! An diesem Tage ist Kalwarya noch über das weltberühmte Lourdes. Wir haben das Wallfahrtsleben von Lourdes genau studiert, aber selbst in den stärksten Besuchstagen, wenn die Nationalwallfahrt dortselbst weilt, haben wir immer nur von 60.000, in einzelnen Fällen von 80.000 Pilgern vernommen. Hier hören wir, daß alljährlich an diesem einen Tage 100.000 bis 120.000 zusammenströmen!"

„Zweifeln Sie nicht an diesen Angaben. Fragen Sie, wen sie wollen! Kommen Sie selber, überzeugen Sie sich mit eigenen Augen und sie werden sehen, daß die angegebenen Zahlen auf Wahrheit beruhen. Übrigens gilt im ganzen Polenland unser Kalwarya Zebrzydowska als der zweitgrößte Wallfahrtsort. Der weitaus erste bleibt freilich Czenstochowa, aber dann kommt an zweiter Stelle Kalwarya Zebrzydowska, an dritter Stelle wäre dann Ostrabrama, an vierter Stelle steht wieder ein galizischer Wallfahrtsort: Lezaysk, nördlich zwischen den Städten Rzeszow und Jaroslaw gelegen."

* * *

Auf solche Art war uns nun das große Rätsel gelöst. Wir können es uns nicht versagen, im Anschlusse an diese Ausführungen ein kleines Vorkommnis zu erwähnen, das uns der hochwürdige Herr damals berichtete. Als der General-Definitor des Franziskanerordens, P. Eusebius Fermendzin, vor wenigen Jahren zufällig am großen Ablaßtage in Kalwarya gegenwärtig war, wurde er von dem seltenen Schauspiele so hingerissen, daß er mit dem weinenden Volke selber Tränen der Rührung vergoß und dann, das Kloster betretend, begeistert ausrief: „Wahrlich, bisher hatte ich keine Idee, was wir an Kalwarya besitzen. Heute erst habe ich erfahren, was dieser Gnadenort bedeutet, heute erst weiß ich, was eine Ablaßzeit ist!"

Die Hauptkirche.

Die Kirche, vor der sich ein abgefriedeter Hof befindet (der früher Friedhof war), zeigt auf den ersten Blick, daß sie der Hochrenaissancezeit oder einer etwas späteren Zeit entstammen müsse. Sie hat eine breite, mit dreieckigem Giebel abgeschlossene Front und zwei viereckige Türme, deren Helme schöner sein könnten. Die Fassade ist nach dem Geschmacke jener Zeit (erbaut im Jahre 1702) mit Heiligenfiguren in Nischen ausgeschmückt.

Gerade über der Eingangspforte ist ein hölzerner Balkon. Man führte uns auch dort hinauf; der Weg geht über das Musikchor. Auf diesem engen Balkon befindet sich ein Altar, auf welchem an fünf Tagen vor dem Feste Mariä Himmelfahrt die heilige Messe gelesen wird. Darüber eine ganz mit Gold bekleidete Marien-Statue, die aber nicht, wie



Kalwarya, Hauptkirche, rechts Klostergebäude.

der „Illustrierte Führer“ sagt, „eine Riesenstatue“ ist, sondern die eben auch so groß ist, wie die übrigen Statuen an der Front. Die Statue zeigt die Mutter Gottes segenspendend; sie ist vom künstlerischen Standpunkte aus eine herzlich schlechte Arbeit. — Eine „Riesenstatue“ von vier bis fünf Meter Höhe würde sich dort wahrlich prächtig ausnehmen; noch besser nach französischer Manier auf der Spitze des Dachgiebels.

Bei unserem Eintritte in das Innere gewahren wir eine recht große, hohe Halle, die wir — ohne Seitenkapellen — für 3500 Personen Fassungsraum schätzen würden; mit Hinzurechnung der drei Seitenkapellen auf etwas über 4000.

Weder Kirche noch Hochaltar kommen uns besonders geschmackvoll vor. Die Seitenwände sind grau gefärbelt, die Decke ausgemalt. Das Presbyterium ist reicher dekoriert und zeigt etwas grelle Deckenmalerei von mäßiger Schönheit. Die Kirche zeichnet sich mehr durch Licht und Höhe und Größe, als durch hervorragende Eleganz aus. Auffallend ist der sehr hohe Chorbogen vor dem Presbyterium.

Das Gotteshaus besitzt drei an der Südseite (Evangelienseite) angebaute Seitenkapellen, wovon die eine die Gnadenkapelle ist. Von dem dort befindlichen Gnadenbilde, sowie auch von der Silberstatue auf dem Hochaltare der Hauptkirche, behalten wir uns vor, später noch interessante Einzelheiten anzugeben.

Geschichte und Beschreibung der verschiedenen Kirchen und Kapellen.

Vorbemerkung.

Wir halten es in dem vorliegenden Falle, da wir nicht weniger als 47 Kirchen und Kapellen vor uns haben, für vorteilhaft, Geschichte und Beschreibung derart miteinander zu verflechten, daß wir den Gang der äußerst anregenden Entstehungsgeschichte schildern, an passenden Stellen jedoch absetzen und eine kurze Beschreibung der schönsten Kapellen einschieben.

Die Erbauungsgeschichte dieser Kalwarya, die den meisten unserer deutschen Leser vollkommen neu sein dürfte, ist in ihrer Gesamtheit spannend wie ein Roman und bietet überdies wunderliebliche Einzelheiten. Ein Wojwoden-Geschlecht[1]), ausgezeichnet nicht minder durch tiefste Frömmigkeit, als durch großen Reichtum tritt in den Vordergrund. Von Gott zu diesem Werke fast handgreiflich auserkoren, wetteifern Großvater, Vater und Sohn an Hochherzigkeit und edlem Eifer, und lassen nicht nach, bis das herrliche Werk vollendet dasteht. Und kaum ist es fertig, erlischt das hochedle Adelsgeschlecht im Mannsstamme, als ob seine Arbeit auf Erden getan wäre. Sterbend noch gibt der letzte dieser drei seinen letzten Willen kund, wie das letzte seiner Werke, die angebaute Gnadenkapelle in geradezu fürstlicher Weise aus seinem Nachlasse ausgestattet werden solle, aber der Erben weltlicher Sinn entzieht die fromme Stiftung ihrer heiligen Bestimmung.

[1]) Wojwode kann sowohl Titel als Amtsbezeichnung sein. Als Titulatur entspricht es unserem deutschen „Herzog“, als Amtsbezeichnung unserem „Statthalter“.

Als Grundlage unserer Ausführungen dient uns das in fließender, stellenweise hinreißend schöner Sprache geschriebene Werk von P. Cesław Bogdalski: „Swięta Kalwarya Zebrzydowska“.

I. Teil der Geschichte.

Der Wojwode Mikolai Zebrzydowski und seine Werke.

(1595—1620).

Erbauung der ersten Kapelle.

Im Jahre 1588 war der Berg Lanzkorona (der linksseitige jener beiden, die wir bei unserer Zufahrt zum Wallfahrtsorte beschrieben haben) samt seinem festen Schlosse in die Hände des Wojwoden Mikolai Zebrzydowski gekommen.

Da traf es sich sieben Jahre nachher (also im Jahre 1595), daß in der Charwoche, und zwar gerade am Gründonnerstage der Schloßherr mit seiner Gemahlin in einem der oberen Gemächer beim Fenster stand und westwärts blickte. Scharf hoben sich vom Horizonte, den die flammenden Lichter der untergegangenen Sonne durchleuchteten, die schwarzen Waldhänge des Berges Žarek (des heutigen Klosterberges) ab. Und soeben sprachen die beiden Beschauer von den verschiedenen unheimlichen Gerüchten und Redereien, die über diese vorgebliche Stätte unruhiger Geister im Volke herumgetragen wurden.

„Gut wär's,“ sprach da die Wojwodin, „man errichtete dort auf jener Höhe ein Kreuz.“

„Wohl, wohl! Aber warum nur ein Kreuz? Besser eine Kapelle.“

Das Gespräch ward durch den schnarrenden Ton der Klapper unterbrochen: es war das Zeichen zum Angelus. Fromm kniete die Wojwodin zum Gebete nieder und mit ihr zugleich der edle Gemahl. Da schrie sie mit einem Male in Erregung auf:

„Schau doch! Dort!“ Und sie deutete auf den Gipfel des Berges Žarek; dort standen wundersam klar drei hellleuchtende Kreuze. Sie schauten sie beide, aber nur für einen Augenblick; dann war die merkwürdige Erscheinung verschwunden.

Nicht lange darauf ließ der fromme Wojwode an Ort und Stelle tatsächlich eine Kapelle aus Holz errichten. Aber — der Kreuze gedenkend, die er geschaut — sann er immer wieder, was er wohl für diesen Ort noch weiteres tun könnte.

Erbauung der Kreuzigungskirche.

Ein Jahr verrann. Da trat vor den Wojwoden einer seiner Leute, Herr Hieronymus Strzala, und bat: „Herr, in schwerer Krankheit habe ich gelobt, im Falle der Genesung eine Wallfahrt in's Heilige Land zu machen. Genesen bin ich, nun drängt mein Gelöbnis. Herr, gebt mir Urlaub und Bewilligung zur weiten Pilgerfahrt.“

Und der Wojwode gab beides und obendrein noch Geld und Empfehlungsbriefe. Aber zugleich blitzte ihm ein Gedanke durch's Gehirn: „Bringe er mir dafür vom heiligen Lande ein genaues Modell jener Kirche oder Kapelle, die heute an dem Orte steht, wo einst unser Erlöser am Kreuze gehangen und wo er dann im

Grabe lag. Und von allen andern Orten in Jerusalem, die halbwegs Wichtigkeit in der Leidensgeschichte des Welterlösers haben, bringe er mir genaue Maße ihrer Entfernungen und ihrer Lage zu einander."

Herr Hieronymus Strzala ging frohen Herzens, und kam nach langer Fahrt, erst im nächsten Frühlinge, wieder und brachte seinem Wojwoden, was dieser befohlen: zwei große Modelle, eines von der Kreuzigungskirche, ein zweites vom heiligen Grabe und dazu alle Angaben über Entfernung und Lage der wichtigsten Leidensstätten des Welterlösers.

Da jubelte der fromme Wojwode und sprach zu seiner Gattin: „Freue dich, denn wir werden ein Werk ausführen, wie es ganz Polen noch nicht gesehen hat."

Doch ging die Sache nicht so rasch. Der Wojwode ward nämlich zum Großmarschall des Polenkönigs ernannt und mußte nun sehr oft bei Hofe verweilen. Und so ruhte denn vorläufig sein Projekt.

Da kam das Jubiläumsjahr 1600 und mit manchem anderen edlen Polen gelobte Mikolai Zebrzydowski, in diesem Jahre die Gräber der heiligen Apostel in Rom zu besuchen. Aber unerwartete Schwierigkeiten türmten sich auf: das fromme Gelöbnis war nicht zu erfüllen. Da suchte er durch bischöfliche Vermittlung um Abänderung des unmöglichen Gelöbnisses in ein anderes gleichwertiges: er wolle noch im Jubiläumsjahre, soweit dies ginge, auf dem Gipfel des Berges Žarek eine Kirche der Kreuzigung erbauen, genau nach Maß und Vorbild jener in Jerusalem.

Die Umänderung des Gelöbnisses wurde bewilligt, der Bau alsbald begonnen.

Von dem Bau erfuhr auch der damalige Papst Klemens VIII. Er war darüber dermaßen erfreut, daß er dem Nuntius auftrug, diese neue Kreuzigungskirche auf dem Berge Žarek möge von irgend einer höchstgestellten kirchlichen Persönlichkeit, in seines, des Heiligen Vaters Namen eingeweiht werden und der Akt der Weihe solche Geltung haben, als hätte der Papst selber ihn vorgenommen.

Der 4. Oktober 1601 war der große Tag dieser Weihe. Die begeisterten Worte, die dabei der Festprediger, der Jesuitenpater Sawizki, fand, klingen fast wie die Seherworte eines erleuchteten Propheten:

„Hier an diesem Orte, wo im düsteren Dunkel der Eichen Unholde ihr tolles Spiel getrieben, da strömt nun plötzlich durch die herrliche Tat des Wojwoden volles Sonnenlicht vom klaren Himmel hernieder auf das einst so finstere Dickicht; erschreckt entflieht das wilde Getier vor dem Lichte und vor dem Einzuge des mächtigen Königs, der heute hieherkommt. Heute sind wir zum erstenmale hier zum Gebete versammelt. Wer weiß? Ob nicht einst diese Lagerstätte der Raubtiere zu einem Gnadenorte sich gestaltet, zu dem aus entlegenster Ferne die Scharen frommer Pilger heranwallen werden. Wer weiß? Ob nicht dieser finstere Wald sich zum Lichtherde wandelt, der seine strahlenden Flammen weithin über den Erdball sendet, und durch sein Leuchten ungezählte Tausende von Volksscharen heranziehen wird. Wer weiß? Ob dieser Wald nicht einst widerhallen wird von begeisterten Preisgesängen betender Völker, derselbe Wald, in dem bisher nur das Geheul der Wölfe erschallte, und das nur im leeren Echo des eigenen Gebrülls die einzige Antwort fand."

* * *

Beschreibung der Kreuzigungskirche (S. 56).

Die Kreuzigungskirche in Kalwarya ist ein im Rechteck gebauter, etwa dreihundert Personen fassender Raum, der von außen alle Merkmale eines Renaissancegebäudes trägt und dessen einfaches Dach mit einem sehr netten Dachreiter geziert ist. An der Langseite des Rechteckes befinden sich drei Eingangstüren, im Innern aber, diesen drei Türen entsprechend, an der gegenüberliegenden Wand drei Altäre.



Kalwarya, eine der fünf gleich gebauten Marienkapellen.

Dieser gewölbte Innenraum ist durch zwei massive quadratische Pfeiler gestützt.

Was die Übereinstimmung der Formen mit der Kreuzigungskapelle in Jerusalem betrifft, so war dies bezüglich des Äußern von vornherein unmöglich durchzuführen, da die Kapelle in Jerusalem ganz und gar in Felsen hineingebaut ist, und oben von der großen heiligen Grabkirche überwölbt wird. Das Innere stimmte früher vollkommen, wurde aber später, da man eine Erweiterung der Kirche für unumgänglich notwendig hielt, nicht mehr beachtet, so daß heute von einer wirklichen Ähnlichkeit kaum mehr gesprochen werden kann.

Von den wunderschönen Altarbildern in dieser Kirche wird noch später die Sprache sein.

Der Bau des Bernhardinerklosters.

Lange Zeit noch betete der fromme Stifter an jenem Tage in der neuen Kirche. Dann trat er hinaus. Sein Auge schweifte forschend über die ganze Umgebung.

„Herr", sprach da zu ihm einer seiner Befreundeten, „mir will es scheinen, als ob dort, wo die Kreuzigungskirche Jesu Christi steht, auch sein Heiliges Grab nicht fehlen dürfe. Und überdies hätten wir dazu schon das Modell."

Ihm erwiderte sinnend der Wojwode: „Wenn es Gottes Wille wäre, das Heilige Grab hier zu sehen, so müßte man wohl früher an einen Klosterbau denken. Denn



Kalwarya, das Haus Mariens (Kirche).
Ein sehr anmutiges Bauwerk mit Kleeblatt-Grundriß.

man braucht vor allem Priester als Hüter solcher Heiligtümer."

Schon im nächsten Jahre war die flüchtige Idee nicht bloß zur beschlossenen Sache herangereift, sondern es war auch die ganze neue Fundation schon gesichert und überdies auch schon in Angriff genommen.

Der harte Felsengrund und das abschüssige Terrain stellte an die Technik und an die Freigebigkeit des Erbauers hohe Anforderungen. Auch gab es zweierlei Ansichten über die Größe des neuen Klostergebäudes. Die Bernhardiner drängten auf einen großen, geräumigen Bau, der Stifter aber verblieb, nicht aus Geiz, sondern mehr aus Eigensinn auf seiner einmal vorgefaßten Meinung: „ein kleines Klösterchen für 10 oder höchstens 12 alte gebrechliche Bernhardiner; sonst nichts." Auch scheint der Wojwode sich allzuviel in das Technische des Baues eingemengt zu haben, so daß ihm der erste Architekt durchging und der Bauherr lange Zeit keinen verläßlichen Mann fand.

Da schickte Gott auf merkwürdige Weise Hilfe. War da ein belgischer Goldarbeiter aus Antwerpen, Paul mit Namen, ein leichtsinniger, junger Mensch, aber fabelhaft genial veranlagt. Sein Vater war Architekt gewesen, und so hatte der junge Bursche manches gesehen und aufgegriffen, was er dann später gut verwerten konnte. Durch eine freimütige äußerst treffende Kritik, die er am beginnenden Bau übte, entdeckte man seine technische Gewandtheit. Und sollte man es glauben: dieser junge Fant, der überdies durch seine Trunksucht nahe an den Rand des Verderbens gekommen war, wurde in der Folge der Erfinner und Erbauer sämtlicher Kirchen und Kapellen, die sich durch geradezu staunenswerten Formenreichtum und höchste Eleganz des Baustiles auszeichnen. Zugleich wurde ihm selber diese neue, ernste Beschäftigung ein Rettungsanker: er fand Glauben und Gottvertrauen und Mäßigkeit wieder.

Die Patronin der neuen Klosterkirche.

Mit dem Bau des Klosters ging Hand in Hand der Bau einer neuen Kirche, die allerdings, wie das ursprüngliche Kloster, in ziemlich kleinem Maßstabe gebaut wurde. Dem frommen Wojwoden aber lag nicht wenig die Frage am Herzen: Wem soll die Kirche geweiht werden?

Und da erzählt man sich folgende hübsche Geschichte. Der Wojwode hatte drei Patrone für seine Kirche im Auge: Die Muttergottes, ferner den hl. Michael, dessen Bruderschaft er einverleibt war, und endlich den hl. Franziskus, den er den Bernhardinern zuliebe haben wollte. Er konnte sich nicht entscheiden. Und so wichtig schien ihm diese Frage, daß er ihretwegen die große Wallfahrt nach Czenstochau gelobte, ja sogar noch zwei Bernhardiner und zwei Jesuiten auf seine eigenen Kosten mit sich nahm. Und da er nun vor dem Gnadenbilde in Czenstochau inbrünstig betete, ward es ihm plötzlich klar: die Kirche soll eine Portiunkulakirche sein, also wie diese geweiht der Königin der Engel. Mit einem Schlage waren dadurch alle seine Wünsche erfüllt: die neue Kirche war eine Marienkirche, sie war eine Michaelskirche, da ja Michael ein Engel ist, und sie war eine Franziskuskirche, da Portiunkula des hl. Franziskus erstes und höchstes Heiligtum gewesen.

Bei der Kirchweihe gab es unliebsames Malheur. Man hatte mit den Bauurkunden zugleich eine Menge von eigens zu diesem Zwecke geopferten Gold- und Silbermünzen eingemauert. Noch am selben Abend rissen Diebe das Mauerwerk auf und trugen, was wertvoll war, davon.

Die Vermessung der übrigen Leidensstationen des Herrn.

Einstmals stand der Wojwode unweit der Kreuzigungskirche, wo jetzt auch seit kurzem das heilige Grab, genau nach dem überbrachten Modell erbaut worden war und ließ seinen Blick mit wonnevoller Freude über die prächtige Umgebung

schweifen. Dann erhob er seine Stimme und sprach zu seinem Freunde Buzki und dem jetzt schon unentbehrlichen Belgier Paul:

„Mich dünkt, der liebe Gott habe uns hier nicht bloß Platz für die Kreuzigungskirche gegeben, sondern, wenn mich nicht alles täuscht, wäre hier wunderschöne Gelegenheit, auch die übrigen Leidensstationen des Herrn zu errichten."

Und alsbald begannen die drei die probeweise Vermessung der Entfernungen und der geographischen Lage. Zuerst die Entfernung von der Kreuzigungskirche zum neuen Cedronbache, zur Skawinka: sie stimmte aufs genaueste. Dieser Skawinkabach, seine Richtung, sein Lauf, konnten gar nicht passender sein. Dazu gab es im Osten und Westen die zwei Hauptberge: den Kalvarienberg, auf dem man eben stand und jenseits des neuen Cedron den ansteigenden Oelberg. Die Erhebung im Süden deckte sich mit dem Berge Sion, eine andere Hügelspitze konnte trefflich an den Moriah erinnern. Wo in Jerusalem bedeutende Senkungen des Bodens waren, fand man solche auch in Kalwarya. Bald hatte man genau vermessen, wo des Annas, des Kaiphas, des Pilatus Haus hinzukommen hätte, bald war der Ölgarten und der ganze Leidensweg Christi festgelegt. Und so herrlich klappte alles, daß sich zum Schlusse nur bei zwei oder drei Stationen eine etwas größere Entfernung ergab, als sie tatsächlich in Jerusalem zutrifft.

Die Freude des Wojwoden über solche Entdeckung war groß.

Aber noch zögerte der eifrige Mann, zur Ausführung zu schreiten: er wollte das große Werk nur beginnen, wenn ihm der Himmel einen erkennbaren Wink und auf diese Art die Zusicherung des endlichen Gelingens geben wollte.

Der Wink vom Himmel.

Kurz darauf meldete sich im Schlosse Lanzkorona ein gänzlich unerwarteter Gast: ein Franziskanerpater, ein Kommissär des Heiligen Landes, der von Rom aus zum Wojwoden gesandt worden war und ihm eine überaus ehrende Ernennung mitzuteilen und ihm das betreffende Diplom zu überreichen hatte: Mikolai Zebrzydowski war nämlich vom Heiligen Stuhle zum Prokurator und Ökonom der heiligen Orte in Jerusalem ernannt worden.

Das war denn doch der Finger Gottes!

Mit großer Freude bestätigte der im Heiligen Lande sehr ortskundige Kommissär, daß sich hierorts tatsächlich in sehr geeigneter Weise die Leidensstätten des Heilandes genau stimmend in ihrer gegenseitigen Lage und Entfernung anbringen ließen.

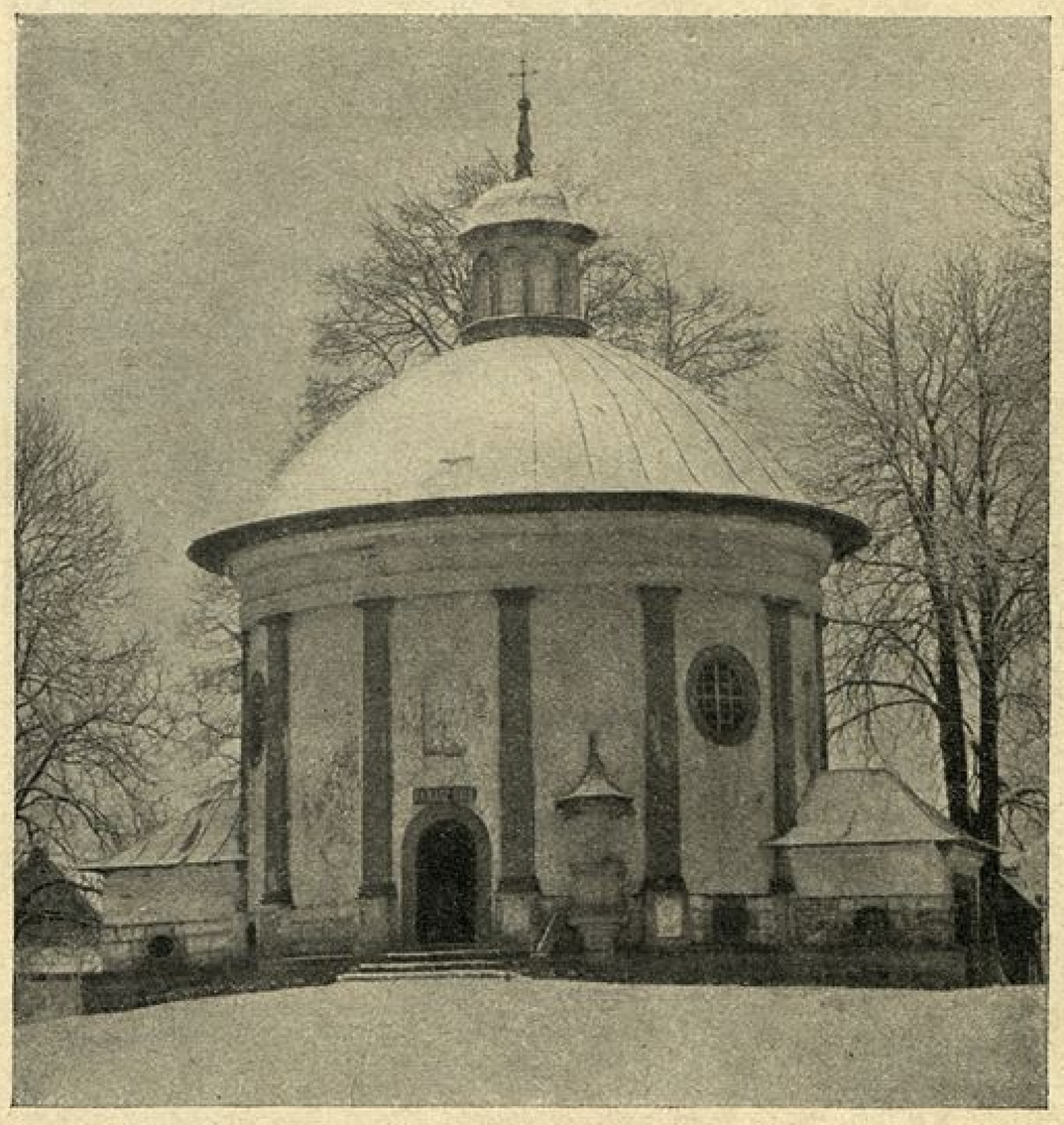
Nur zweifelte er ernstlich, ob solch ein Riesenwerk nicht weit über die Kräfte eines, wenn auch reichbegüterten Mannes ginge.

Der erste Ablaßtag.

In huldreichster Weise hatte der Heilige Vater für die neue Kirche der Kreuzigung einen vollkommenen Ablaß für einen bestimmten Tag des Jahres verliehen. Dieser Tag war das Fest der Kreuzerhöhung. Massenweise kamen an diesem Tage Pilger zusammen. Tausende von Slowaken, Tausende von Schlesiern und ungezählte von Polen. Schon an diesem ersten Ablaßtage zählte man 6000 Kommunikanten.

Die Begeisterung war unendlich groß. Und doch war damals noch nicht viel zu sehen. Noch standen nicht die herrlich schönen Kapellen. Nur breite Waldstraßen hatte man ausgerodet: die Leidenswege des Herrn. Und wo immer eine Station dieser Wege entstehen sollte, da stand unterdessen ein rohgezimmertes, rotgestrichenes Kreuz. Aber um die einfachen Kreuze lag das begeisterte Volk auf den Knien und rief: „Gott sei Dank! Nun können wir sterben, da wir solche Gnaden erlebt und geschaut!"

An diesem Tage war es auch, daß sich das Volk für die neue Stätte selber einen Namen erdachte, der dann trotz



Kalwarya, Haus des Kaiphas (Kirche), darunter befindet sich das Gefängnis Christi, ein Kellerraum mit einer Säule in der Mitte.

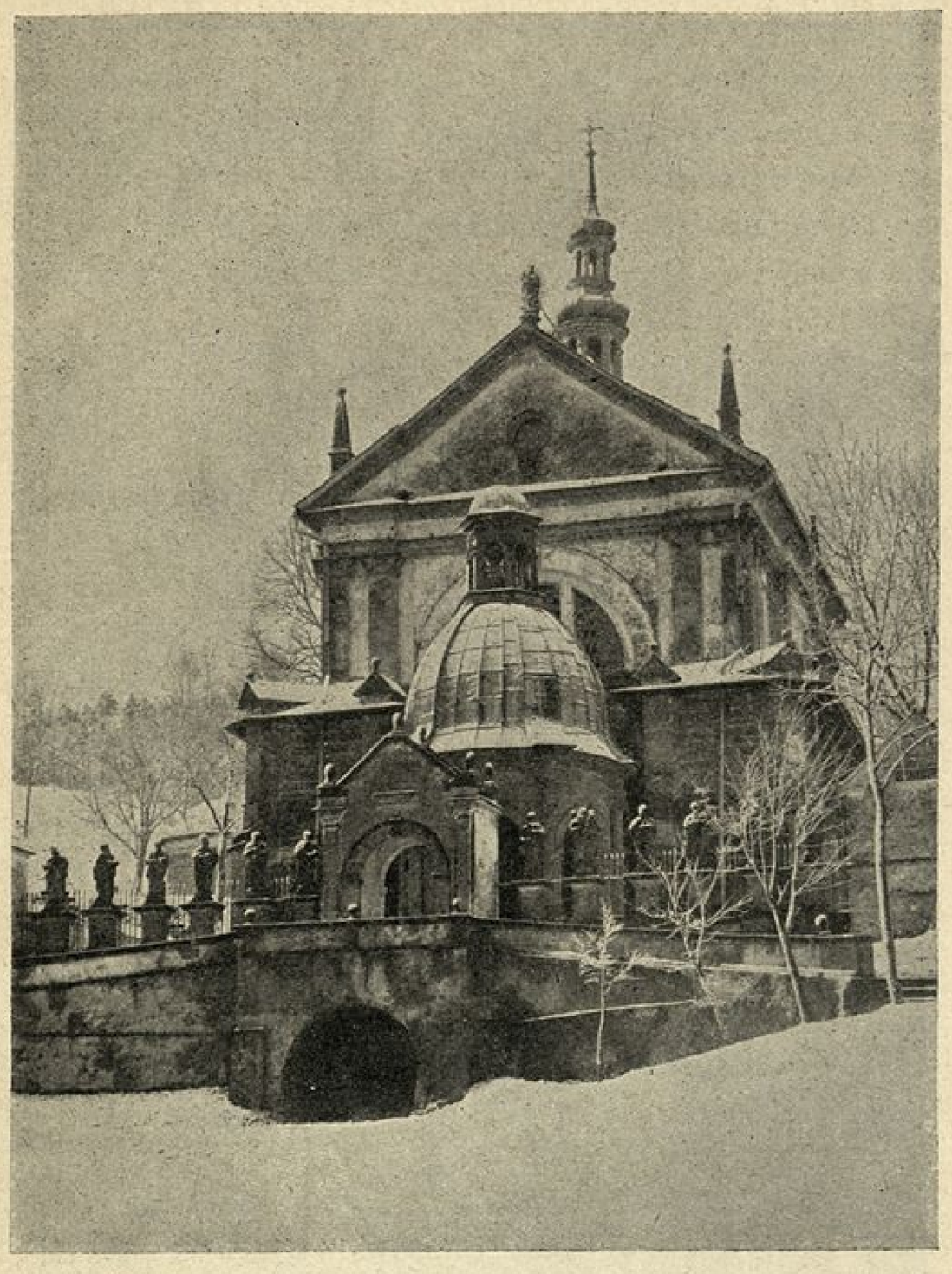
mannigfacher Versuche nimmer zu ändern, nimmer wegzubringen war: die heilige Stätte hieß von nun an wie sie bis heute noch heißt: „Kalwarya."

Einweihung von Kirche und Kloster (1609.) Verschiedene weitere Bauten. Tod des Gründers.

Drei Jahre und länger stockte das große Werk. Denn politische Gründe hatten den Wojwoden bewogen, sich gegen den damaligen König zu erheben und einen Aufstand anzuzetteln. Aber er war der schwächere, sein Schloß wurde belagert, er selber gefangen, verbannt und mußte es endlich als sehr günstige Wendung betrachten, daß er im Jahre 1608 die Verzeihung seines Königs erhielt. Er durfte nun auf sein Schloß zurückkehren.

Und alsogleich machte er sich daran, das einst begonnene Werk weiterzuführen. Kirche und Kloster wurden ausgebaut, unterdessen auch die neuen Kapellen: Gethsemani, Verrat, Annas, Kaiphas und Herodes errichtet.

Am 4. Oktober war das Fest der Kirchenweihe. Weinend lag da der Wojwode vor dem Hochaltar und dankte dann mit lauter, zitternder Stimme dem Herrn, daß es ihm gelungen sei, das Werk so weit zu vollenden.



Kalwarya, Grabkirche Mariens.
Das schönste Juwel im Kapellenkranze Kalwaryas.

Im Jahre 1611 wurden die Fundamente zu dem „Grabe Mariens“ gelegt und dann in weiterer Folge bis zum Jahre 1617 noch eine ganze Reihe von anderen Kapellen aufgebaut, und zwar in der Weise, daß beiläufig jedes Jahr zwei neue zu den schon bestehenden hinzukamen.

Der tatkräftige Erbauer all dieser Gotteshäuser starb endlich im Juni 1620. Welches Ansehen er hatte, dafür spricht vielleicht am deutlichsten der Umstand, daß man nicht weniger als 26 Briefe kennt, die die damaligen Päpste an ihn persönlich gerichtet hatten.

II. Teil der Geschichte.

Der Wojwode Johann Zebrzydowski und seine Werke.

(1620—1642.)

Erbauung der Grabkirche Mariens.

Des alten Wojwoden würdiger Nachfolger und ebenbürtiger Sohn hieß Johann Zebrzydowski. Eines seiner ersten Werke war die Neu-Erbauung der Marien-Grabkirche.

Wohl hatte schon sein Vater an dieser Stelle eine Kirche errichtet, aber bedeutend kleiner und derartig gebaut, daß sie von jeher das Mißfallen des Sohnes erregt hatte. Aber aus Pietät wollte der Sohn dem Vater nicht widersprechen, sah sich aber sofort nach dem Tode desselben durch die Baufälligkeit des früheren Werkes veranlaßt, die Kirche nach seinem Geschmacke zu erbauen. Es war eine herrliche Tat, denn bis heute hat jeder Besucher Kalwaryas den Eindruck bekommen, daß die Grabkirche Mariens die Perle aller Baulichkeiten dieses Wallfahrtsortes sei.

Wir müssen der Beschreibung dieses Schatzkästleins einige Zeilen widmen.

Schon der äußere Anblick ist vornehm und stattlich. Der Anblick, den uns die Photographie bietet, stimmt nicht mehr ganz und gar. Denn durch die gründliche Renovierung im Jahre 1910 (die 120.000 Kronen kostete) wurde die Vorderterrasse, auf der die Statuen der Apostel stehen, halbkreisförmig nach vorne gebogen und in die große Felsennische unterhalb ein Bild unserer lieben Frau von Lourdes gesetzt. Hinter der Terrasse eine kuppeltragende Eintrittshalle und dahinter die Front der eigentlichen Kirche, überragt von einem Turme. Das ganze Bild gewinnt durch die schöne Lage; auf ansteigendem Terrain, ringsum von Wald umschlossen, ist diese Kirche ein stilles, friedvolles Heiligtum.

Und erst das merkwürdige Innere. Mit Recht sagt Bogdalski in seinem Buche: „Keine Beschreibung ist imstande, das zu schildern, was man da im Innern dieser Kirche schaut: das muß man einfach mit eigenen Augen gesehen haben.“

Die Kirche, in den Farben schwarz und gold reichlichst geziert, an der Decke mit sanften Gemälden verschönert, soll eine Doppelidee zum Ausdrucke bringen: Sie soll Trauer- und Triumphkirche zugleich sein. Darum besteht diese Kirche eigentlich aus zwei übereinanderliegenden Kirchen, von denen die obere allerdings nur durch breite ringsum laufende Balustraden angedeutet ist. Die Unterkirche ist die eigentliche Grabkirche, die Trauerkirche. Wo sonst der Hochaltar steht, steht dort die Tumba mit der Statue der toten Gottesmutter; diese Tumba aber ist von einem Kapellchen umschlossen: nur durch die vergitterten Fenster sieht man auf Mariens Katafalk hinein. Doch steht dort ein wirklicher Altar mit Meßlizenz, allerdings sehr beengt. Von dem Hauptraum der Kirche steigt man zu diesem Grabe Mariens auf acht, die ganze Kirchenbreite füllenden Stufen empor.

Links und rechts vom Grabe führt eine marmorne Treppe zur Oberkirche in den ersten Stock. Genau über dem Grabe Mariens ist oben der Triumphaltar der Muttergottes: eine wahrhaft herrliche, überlebensgroße, ganz in Gold funkelnde Statue Mariens thront dort über diesem Altar; wir gestehen, daß wir immer und immer wieder zu dieser goldschimmernden Statue aufblicken mußten; sie hat uns ungemein gefallen. Noch weitere zwei Altäre sind dort droben zu finden.

Nirgends sonst kam uns eine so verschwenderische Fülle von Reichtum, von Zierat, von feinster Ausarbeitung aller

Einzelheiten zum Bewußtsein, als gerade hier in dieser Kirche. Liebe und heiligste, opferfreudige Verehrung für die tote und nun verklärte Gottesbraut rufen da aus jedem Steine, aus jedem Stücke. Wir gedenken nur mit allergrößtem Wohlgefallen dieser so eindrucksvollen, ernsten und doch zugleich unsäglich lieblichen Kirche.

Die Kirche faßt etwa 800 Personen, steht unter Obhut eines eigenen Priesters, der seine Wohnung nebenan hat und ist das Endziel der großen Prozession: „Mariä Begräbnis", während der Oberaltar der Ausgangspunkt der folgenden Prozession: „Mariä Triumphzug", bildet.

Weitere Kapellenbauten. Die Kirche des III. Falles Christi.

Bald folgte die schon früher erwähnte Erweiterung der Kreuzigungskapelle sowie der Neubau mehrerer dort befindlicher Kapellen. Ferner wurden die Kreuzwegstationen: Cyrenäus, Veronika, die weinenden Frauen errichtet. Dann auch die Kirche des III. Falles Christi unter dem Kreuze. Auch sie verdient eine kurze Betrachtung um so mehr deshalb, weil sie in der Tat durch etliche dort vorgekommene Gebetserhörungen zu einer Gnadenkirche geworden ist, wie auch die dort gelassenen silbernen Herzen, Krücken 2c. darlegen.

Die Kirche, von außen derzeit restaurationsbedürftig bietet im Innern ein ganz überraschendes Bild. Über dem Hochaltare, mit der Hand leicht zu erreichen, gleichsam wie auf einer riesigen Tumba liegend, ein gewaltig großes steinernes Bild des Heilandes, wie er unter seinem Kreuze liegt. Darüber ein in grellem Rot leuchtender Rokokobaldachin und über all diesem eine hohe, lichte, sehr schön ausgemalte Kuppel mit stark hervortretender himmelblauer Grundierung. So sehr wir sonst gegen die Zusammenstellung von blau und rot sind, so wird kaum jemand dieser Kirche das Lob der Zierlichkeit versagen können.

In dieser Kirche ruhen die sterblichen Überreste eines heiligmäßigen, 108 Jahre alten dortigen Kaplans, der 59 Jahre seines Lebens bei der Kreuzigungskirche wohnte. Er verbrachte in dieser Kirche des dritten Falles manche Nacht im Gebete, war ein bekannter, hochgeehrter Exorzist und starb im Jahre 1872.

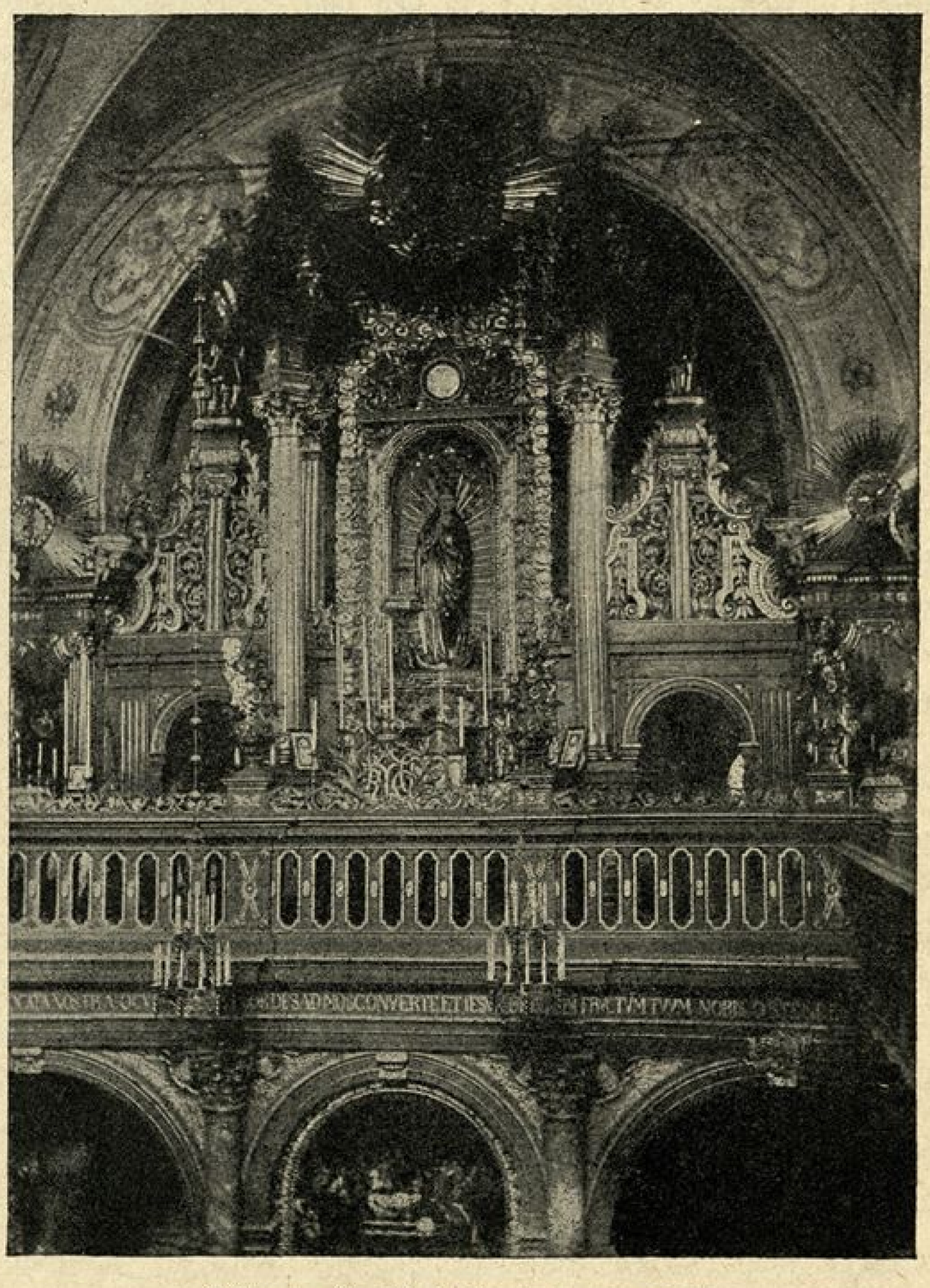
Die Marienstationen. Die heilige Stiege.

Dem Wojwoden Johann Zebrzydowski kam eine neue Idee. So wie sein Vater die Leidenswege Christi durch Kapellenbauten darstellen und verewigen wollte, so wünschte nun er die „Wege Mariens" zur Darstellung zu bringen. Es sollten 7 Stationen der Schmerzen Mariens da sein, 7 Stationen des Begräbnisses Mariens, 7 Stationen des Triumphes Mariens. Da viele von den hiezu nötigen Kapellen sich mit Stationen aus den Leidenswegen Christi deckten, so blieben neu zu errichten nur ihrer neun. Diese sind absichtlich zum Unterschiede von den bisherigen untereinander gleichförmig ausgestattet.

Ferner errichtete er vor dem Hause des Pilatus die „heilige Stiege", die hier nicht, wie an anderen Wallfahrtsorten, ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, sondern wie es der Wahrheit mehr entspricht, nur eine Vorhalle zum Hause des Pilatus ist. Übrigens gehört dieses Haus des Pilatus mit seinen fünf netten Türmchen und der breiten Terrasse, sowie der sich vorlagernden abwärts führenden heiligen Stiege zu den hervorragend schönen Schaustücken dieses so abwechslungsreichen und vieles darbietenden Wallfahrtsortes. Leider konnten wir in das Innere der Kirche nicht eindringen, sie befand sich im Zustande tiefgreifender Renovierung. (Abbildung siehe Seite 56.)

(Anmerkung. Hier sei bemerkt, daß uns in Kalwarya gerade der Umstand so angenehm berührte, daß man ganz sichtlich für die Instandhaltung der Heiligtümer besorgt ist. Wenn in einem einzigen Jahre zwei so große Arbeiten, wie die Restaurierung der Grabkirche Mariens und der Pilatuskirche, unternommen werden, so ist das gewiß eine achtungswerte Leistung und man verzeiht dann leicht, wenn man ab und zu Kapellen trifft, die schon etwas defekt aussehen; sie werden dann gewiß sehr bald an die Reihe der Neustaffierung kommen. Und wer das alles zahlt? Pilgergaben, die eigens zu diesem Zwecke aufgeopfert werden.)

Wir schließen den Bericht über die Bautätigkeit dieses zweiten Wojwoden mit einem schönen Ausspruch, den er seinen besorgten Freunden gegenüber einmal tat: „Wenn ich



Kalwarya, Grabkirche Mariens, oberer Teil.

Die lateinische Inschrift über den drei Bogen heißt zu deutsch: „Wohlan, unsere Fürsprecherin, wende doch deine barmherzigen Augen uns zu, und zeig uns Jesum, deinen gebenedeiten Sohn".

je ein Jahr vorübergehen ließe, ohne für Kalwarya etwas zu bauen, so würde mir das vorkommen, als ob ich Tausende von Talern eingebüßt hätte."

Der wackere Mann starb im Jahre 1642.

III. Teil der Geschichte.

Der Wojwode Michael Zebrzydowski und seine Werke.

(1642—1667).

Bau des neuen Klosters.

Eine Arbeit, die wir nur mit flüchtigen Worten berühren, die aber dem edlen Wojwoden ungeheure Summen kostete, war die Herstellung des bis dahin viel zu kleinen Klosters in seiner gegenwärtigen Größe und Ausdehnung. Diese Leistung ist um so erstaunlicher, als die Vermögensverhältnisse dieses jüngsten aus dem Gründergeschlechte nicht mehr in so hohem Grade glänzende waren, wie die des Vaters und Großvaters.

Die Bilder in der Kreuzigungskirche.

Als wir selber bei unserem Besuche Kalwaryas die Kreuzigungskirche betraten und dort die vier herrlich schönen Altarbilder erschauten, vermeinten wir Kunstleistungen aus den allerjüngsten Jahren vor uns zu haben, so frisch und kräftig waren die Farbentöne, so neu und eindrucksvoll sahen diese Gemälde aus. Und nun vernehmen wir, daß diese Gemälde schon gut 250 Jahre alt seien! Lob dem Künstler, der solches zustande gebracht. Es war ein Pole, und zwar ein Bernardiner, namens Franz Lekszycki, der im Auftrage des letzten Wojwoden diese prachtvollen Stücke schuf. Was die dargestellten Materien betrifft, so sind die Bilder Illustrationen zur 11. bis 14. Leidensstation des heiligen Kreuzweges Christi, stellen also dar die Annagelung ans Kreuz, den Tod Christi am Kreuze, die Herabnahme des heiligen Leichnams und endlich die Vorbereitung zur Grablegung des Erlösers. Das Beste unter diesen vier dürfte die Kreuzannagelung sein. Für diese Bilder, die das Entzücken der Sachverständigen hervorrufen, wurden schon einmal per Stück 10.000 Taler geboten. Aber sie sind selbstverständlich nicht abzugeben.

Das silberne Lorettobild des alten Wojwoden.

Nun erübrigt uns noch, von einer letzten großen Arbeit des jüngsten Zebrzydowski zu sprechen: von der Erbauung einer eigenen Kapelle für das Gnadenbild. Dies aber zwingt uns, stillstehend weit in die Geschichte zurückzugreifen, um die merkwürdige und sehr lehrreiche Vorgeschichte dieses Baues kennen zu lernen.

Wir müssen da zunächst in das Jahr 1590 zurück, also in eine Zeit, da der alte Zebrzydowski noch nicht im entferntesten an die Errichtung der Leidenskapellen dachte. Da traf es sich, daß ein guter Freund von ihm, ein Bischof, vereint mit dem damaligen Könige eine Romreise unternahm. Kurz vor dem Abschiede brachte der Wojwode noch ein Anliegen vor: der Bischof möge ihm von Loretto, vom heiligen Hause, eine in Silber gearbeitete, genaue Nachbildung jener Statue anfertigen lassen, die alldort zur Verehrung ausgestellt ist.

Der Bischof sagte mit Freuden zu, sah sich aber, an Ort und Stelle angekommen, in eine unerwartete Lage versetzt: man hatte nämlich in Loretto soeben die bis dahin verehrte Statue durch eine neue, ganz anders gestaltete ersetzt. Welche sollte er nun zum Modell für das versprochene Silberbild nehmen: die alte vielverehrte oder die neue? Der Bischof ließ sich bei der Lösung dieser Schwierigkeit schließlich von seinem natürlichen künstlerischen Geschmacke leiten und wählte demnach ohne andere Rücksicht diejenige, die ihm besser gefiel: und das war ganz entschieden die ältere.

Nach diesem Bilde aber erscheint die allerseligste Jungfrau als Engelskönigin. Zwei Seraphinen halten eine Krone über ihrem schönen Haupte, der Glanz von Lichtstrahlen umleuchtet ihren verklärten Leib und aus den umgebenden Wolken schauen liebliche Engelsköpfchen verehrend auf ihre große, heilige Königin. Nach diesem alten Lorettobilde ließ nun der Bischof von bewährter Künstlerhand eine möglichst getreue Kopie herstellen. Man sollte sie ihm nach Rom nachschicken. Die Arbeit, die einige Wochen später in Rom eintraf, war über alles Erwarten gut ausgefallen: ein wahres Kunstwerk!

Der Bischof hatte sie deswegen nach Rom bringen lassen, um dem Wojwoden noch eine besondere Freude zu bereiten; seine neue Statue sollte nämlich vom Heiligen Vater selber geweiht sein. Mit großer Willfährigkeit vollzog der damalige Papst Sixtus V. den heiligen Weiheakt und verlieh sogar für die fromme Verehrung des Bildes etliche kleine Ablässe. Niemand war über einen solchen Besitz glücklicher, als unser frommer Wojwode.

Wohin immer er ging, ließ er das Bild mit sich führen, zuerst nach Lublin, dann von Lublin nach Krakau, endlich von Krakau nach Lanzkorona. Und als dann die großen Werke von Kalwarya begannen, als die neue Hauptkirche der Vollendung entgegenging, da räumte der edle Wojwode diesem kostbaren Bilde den allerbesten Platz, den Ehrenplatz ein und stellte es über dem Hochaltare zur Verehrung aus, wo es bis heute noch zu sehen ist. Und vor diesem Bilde knieend jubelte der Wojwode am Tage der Kirchweihe sein lautes Tedeum. — — —

Und es geschah, daß die Gebenedeite unter den Weibern, die Wunderkönigin, die Gnadenfrau, einen huldvollen Blick auf die Schöpfungen ihres treuen, opferwilligen Kindes sandte und beschloß, diese Kirche in Kalwarya zu ihrer Gnadenkirche zu erheben. Und sie ging aus, um sich ein passend Gnadenbild zu erkiesen. — Und sie kam zur silbernen Statue und — ging vorüber. Aber vor einem großen Landgehöfte hielt sie an und mildreich auf ein einfaches Bild hindeutend sprach sie zu ihren Engeln: dies sei fürderhin mein Gnadenbild auf Kalwaryas Höhen. — — —

Das gibt zu denken.

In jenem Silberbilde vereinigte sich fast alles, was überhaupt die Erde bieten kann, um ein Muttergottesbild kostbar und ehrenwert zu gestalten. Dieses Bild hatte ein erhabenes, wunder-

reichstes Modell — es war von einem sehr frommen, treuen Marienverehrer angeschafft, der nur die Ehre Gottes suchte — ein Bischof selber war der Vermittler und Überbringer — der Segen des Heiligen Vaters ruhte auf diesem Bilde — Ablässe waren verliehen worden — es war von berufenster Künstlerhand gefertigt — es war von Silber, also aus dem edlen Metalle — es wurde gleichsam als Krone eines Kirchenbaues betrachtet — und sozusagen der Huld der Himmelskönigin angeboten und ihr vor die Füße hingestellt, daß sie es wirklich nicht übersehen konnte — und dennoch: „Meine Wege sind nicht eure Wege, meine Gedanken sind nicht eure Gedanken..." Noch steht es an jenem Ehrenplatze, der ihm einst von gutmeinender Seite zugeteilt war, aber es muß sich gefallen lassen, daß neben ihm in einer Seitenkapelle ein schlichtes Bild die Herzen und Augen der Pilger wie ein Magnet an sich zieht, und warme Strahlen himmlischer Mutterliebe von diesem Bilde herniederleuchten auf die leidenden Herzen, während das silberne Standbild nichts weiter ist, als eine schöne, aber gleichsam kalte, leblose Zierde des Gotteshauses.

Gar leicht und oft vergessen die Schüler Christi der Grundsätze ihres großen göttlichen Meisters; sie, die Mutter des Meisters hat noch nie darauf vergessen. Das zeigt im klarsten Lichte die Gesamtgeschichte aller ihrer Gnadenbilder.

Ursprungsgeschichte des Gnadenbildes.

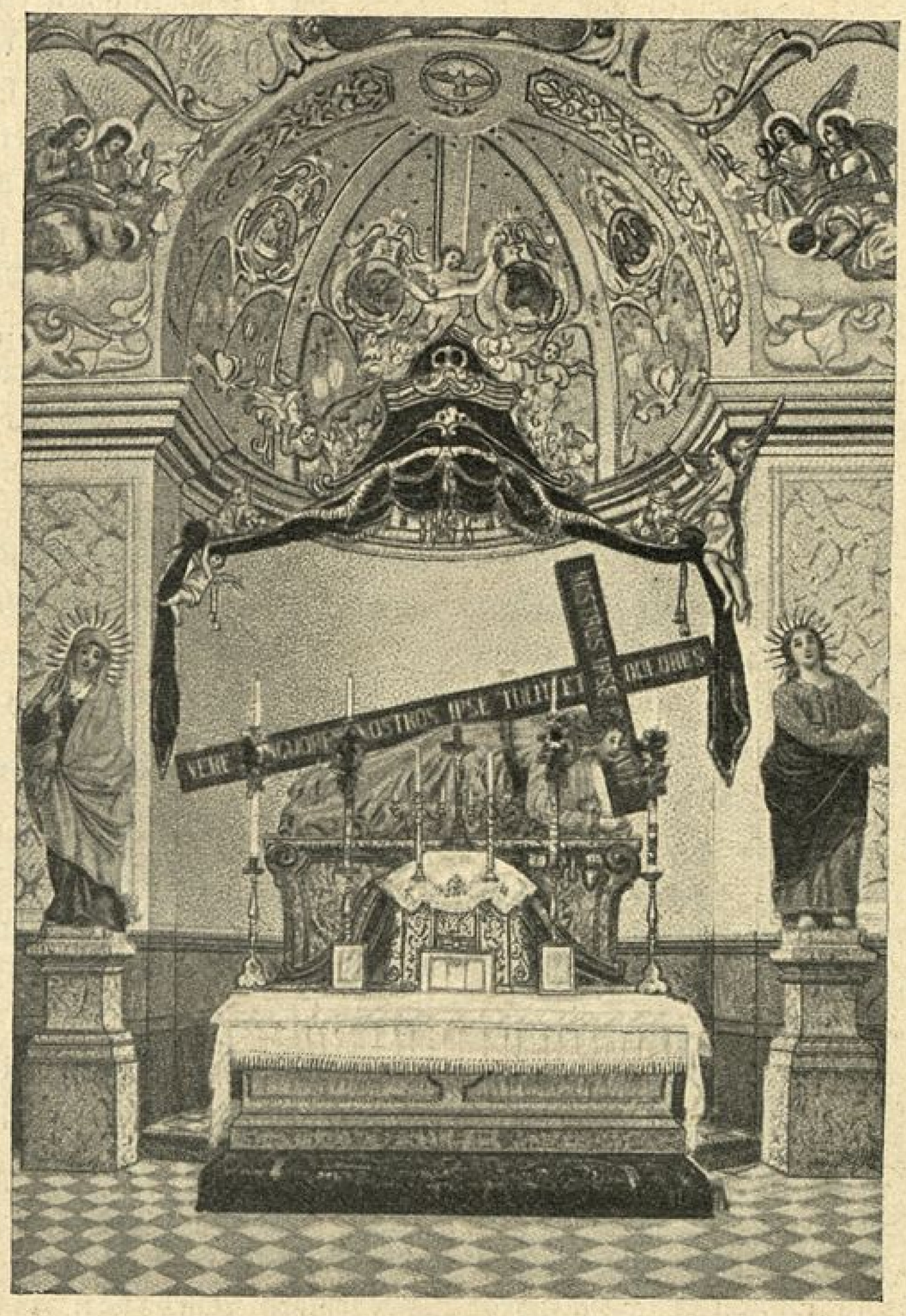
Nicht weit von Kalwarya, etwa in der Entfernung einer Meile, lebte stillfriedlich die fromme und edle Landmannsfamilie Paszkowski. Nach alter polnischer Sitte versammelten sich alle Hausbewohner täglich zweimal zum gemeinschaftlichen Gebete, das in dem genannten Hause immer vor einem altehrwürdigen, wenn auch einfachen Marienbilde verrichtet wurde.

Da geschah es am Feste der Kreuzauffindung, 3. Mai 1641, daß man das Angesicht der Muttergottes mit blutigen Tränen verweint sah. Rasch wurde der Pfarrer und der Kaplan herbeigerufen, um diesen sonderbaren Vorfall zu prüfen. Die beiden kamen, überzeugten sich, daß hier ein unerklärliches Ereignis vorliege und rieten dem Besitzer dringend an, das Bild zur öffentlichen Verehrung in die Pfarrkirche bringen zu lassen. Dem Manne fiel es schwer, sich von seinem ehrwürdigen Familienerbgute zu trennen, aber endlich ließ er sich, auch von anderen Besuchern dazu gedrängt, herbei, zu tun, wie man ihm geraten.

Am nächstfolgenden Tage begann ein großer Zulauf des Volkes zu seinem Hause, so sehr, daß an diesem Tage von einer Übertragung in die Kirche keine Rede sein konnte. Daher beschloß er eine heilige List anzuwenden und wollte das Bild am kommenden Morgen, einem Sonntage, in aller Frühe mit eigenen Händen zur Pfarrkirche bringen.

Und so tat er denn auch. Niemand bemerkte seinen zeitlichen Aufbruch. Raschen Schrittes ging er gegen die Kirche. Da fühlte er sich plötzlich am Arme gezogen und obwohl niemand in seiner Nähe war, erwies sich dieses rätselhafte Ziehen so stark, daß er dadurch gewaltsam von dem ihm sehr gut bekannten Wege zur Pfarrkirche weggezogen wurde. Er mußte, ob er wollte oder nicht, querfeldein gegen den Wald gehen, und dann immer fort auf ungebahnten Wegen, wo er noch nie in seinem Leben gewesen. Es wurde ihm ganz unheimlich zu Mute, und er wußte nicht, wie ihm geschah, bis er endlich, da seine Kräfte schon nachzulassen begannen, aus dem dichten Walde tretend, knapp vor der Klosterkirche auf Kalwarya stand.

So legte er denn sein Bild in der Kirche nieder und erzählte dann den neugierig horchenden Vätern im Kloster, was Sonderbares sich heute morgens ereignet habe.



Kalwarya, Altar in der Kirche des dritten Falles Christi.

Die kirchliche Untersuchung.

In kürzester Frist wurde der Diözesanbischof zu Krakau von den Vorfällen in Kenntnis gesetzt und ihm die Anfrage vorgelegt, was mit dem Bilde zu geschehen habe. Der Bischof hielt es für das beste, die Angelegenheit von einer Kommission überprüfen zu lassen und bestimmte zu diesem Zwecke eine Reihe von Theologen, Ärzten und Sachverständigen.

Die Mitglieder der Kommission waren schließlich über die Vorfälle geteilter Ansicht; die einen hielten alles für wunderbar, die andern zweifelten. Unter solchen Umständen traf der Bischof die weise Verfügung: Das Bild dürfe nicht an dem ihm vorläufig eingeräumten Platze (nämlich auf einem der Seitenaltäre) verbleiben, sondern sei zu verpacken, mit bischöflichem Siegel zu verschließen und in einem Sakristeikasten unter Schloß und Riegel verborgen zu halten, bis es etwa dem Herrn gefalle, durch deutliche Zeichen irgend eine Willensäußerung kundzugeben.

So ward denn zum großen Leidwesen des Volkes das Bild entfernt und in der Sakristei eingesperrt. Aber das

begeisterte Volk trug dennoch Kerzen und Blumen zusammen, legte sie vor die Sakristeitüre „zu Ehren der versteckten und eingesperrten Muttergottes“ und nahm in allen seinen Nöten vertrauensvolle Zuflucht zu Maria. Und die allerseligste Jungfrau ihrerseits antwortete durch mancherlei auffallende Gebetserhörungen.

Bald darauf starb der Bischof, und ein anderer nahm dessen Stelle ein. Da wurde denn wieder die Frage dieses Bildes aufgerollt, und auf dringendes Bitten eine nochmalige gründliche Untersuchung angestellt, wobei die Zeugen eidlich vernommen wurden. Das Endergebnis war, daß der Bischof gestattete, das Bild auszupacken und es in einer Nebensakristei auf einem sehr kleinen Altare auszusetzen. Wohl war der Platz dort sehr beengt, aber im Grunde genommen war es ein öffentlich zugänglicher Raum, und auf diese Art schien die Frage in günstigem Sinne beantwortet und entschieden zu sein.

Zwölf Jahre lang blieb das Bild in seinem engen Verließ und wurde vom Volke hochverehrt und mit einer Unzahl von Votivgeschenken überhäuft. Endlich im Jahre 1658 wurde es vom Bischofe selbst feierlichst in die Kirche übertragen, wo es auf einem Seitenaltare seinen Platz fand.

Beschreibung des Gnadenbildes.

Das Bild ist etwa 80 Zentimeter hoch, auf Leinwand gemalt, wurde aber später auf Holz aufgezogen. Von einem quadratisch gemusterten Hintergrunde hebt sich das Bild der Muttergottes ab, die in sitzender Stellung aber doch nur als Brustbild dargestellt erscheint. Sie hält mit der Rechten eng an sich gepreßt das Jesukindlein, welches sich wie hilfesuchend an den Kopf der Mutter schmiegt, und in dessen gut gemaltem Antlitze sich unverkennbar schmerzliche Züge wahrnehmen lassen; es macht den Eindruck, als ob das Kindlein krank wäre und dem Mütterlein nun sein Leid in's Ohr flüstern wollte.[1]) Vollständig entsprechend zeigen die feinen Züge Mariens allergrößte, liebende Besorgnis und mütterlichen Kummer; beruhigend und tröstend lehnt sie ihr Haupt an ihr leidendes Kindlein. Im übrigen zeigt das Antlitz der Mutter Gottes große Zartheit, ist nach unten zu gespitzt, hat halbkreisrunde Augenbrauen und einen sehr kleinen zierlichen Mund. Wir würden ohne langes Besinnen die ganze Darstellung als sehr gelungen bezeichnen, wenn der Maler in dem offensichtlichen Bestreben, die Mutter Jesu recht zart zu geben, nicht ein wenig zu weit gegangen wäre. Die gemalte Gewandung ist derzeit mit reichem Stoffkleide überdeckt; die auf dem Stoffkleide sichtbaren Blumenmuster sind aus Perlen und Juwelen angefertigt. Diese Dekoration ist etwas geschmacklos und stört den Gesamteindruck des Bildes nicht unbeträchtlich.

Die neue Gnadenkapelle.

Kaum hatte das Bild die uneingeschränkte kirchliche Gutheißung als Gnadenbild bekommen, als der hochherzige Wojwode daranging, diesem großen Schatze einen würdigeren, besser entsprechenden Platz zu bereiten. Es wurde also die gegenwärtig noch bestehende Gnadenkapelle erbaut und zwar außerhalb der damaligen Kirche, gleichlaufend mit dem Presbyterium, und mit letzterem mittels einer eigens in die Kirchenwand gebrochenen Türe in Verbindung gesetzt. Die Form der Kapelle ist die eines Ovales oder genauer gesprochen eines in die Länge gezogenen Achteckes. Sie ist gegenwärtig sehr kunstreich ausgemalt, so daß sich der Altar, der als Hauptfarbe die schwarze zeigt, von dieser bunten Farbenpracht herrlich abhebt.

Diese Gnadenkapelle herzustellen und einzurichten war die letzte Arbeit des letzten der Wojwoden. Es ist geradezu rührend, wie er in seinem langen Testamente aufs ausführlichste kundtut, was in dieser Kapelle noch alles zu geschehen hätte. Umsonst waren seine vielen, eindringlichen Worte. Nicht alle Menschen haben eben solch hochedle, freigebige Herzen wie die drei Wojwoden: Mikolai, Johann und Michael Zebrzydowski. Immer noch beten die Pilger für diese drei, und immer noch fließen Segensworte über diese von Gottesliebe entflammten Gründer und Stifter von Kalwarya.

Dort unter dem Pflaster der Gnadenkapelle ruhen auch die irdischen Überreste des letzten Wojwoden; er hat sich dieses Plätzchen ausdrücklich gewünscht und hat es wahrhaftig auch verdient; sein Auferstehen wird ein seliges werden.

IV. Teil der Geschichte.

Vom Tode des letzten Wojwoden bis heute.

Ausbau der Kirche.

Unter den Nachfolgern der Wojwoden erwähnen wir besonders die Fürstin Magdalena Czartoryski, die, sobald sie nur Kalwarya kennen lernte, diesen Ort von ganzem Herzen zu lieben begann.

Sie ist's gewesen, die der bis dahin viel kleineren Hauptkirche die heutige Gestalt gab. Auf ihre Veranlassung wurde der rückwärtige Teil des Schiffes zugebaut, sowie auch die Fassade der Kirche in der Form hergestellt, wie sie heute noch zu sehen ist. Sie war es auch, die die zweiseitigen Ambiten mit den Beichtstühlen vor der Kirche herstellen ließ. Die Vollendung aller ihrer Pläne sollte sie auf Erden nimmer schauen.

Erst acht Jahre nach ihrem Tode konnte die Kirche als fertiggestellt erklärt werden und die kirchliche Einweihung erhalten (1702).

So waren denn seit der ersten Gründung des Klosters gerade hundert Jahre vorübergegangen. Kalwarya war nun vollendet und konnte von nun an durch den Reichtum seiner Kirchen und Kapellen mit jedwedem Wallfahrtsorte der Erde wetteifern.

Böse Zeiten.

Das goldene Zeitalter für Kalwarya unter den drei Wojwoden wich dem silbernen unter den Fürsten Czartoryski und ward dann von einem ehernen abgelöst — ehern insoferne, als die Klostervorstehung einer Stirne aus

---

[1]) Vielleicht sollte es eine Darstellung der „Mariahilf“-Legende sein.

Erz bedurfte, um sich gegen die Übergriffe und Bosheiten seiner Besitzer zu wehren. Wir übergehen diese an Prozessen, Streitereien und Bitterkeiten so reichen Zeiten.

Dann — nach dem ehernen rückte das eiserne Zeitalter heran — die harte, bedrohliche Zeit der Aufklärung. Bitter mußte es insbesondere das polnische Volk empfinden, das bis dahin ein freies Königreich, nun, unter fremde Machthaber geteilt, unter deren Willkür seufzte. Bitter mußte es für Kalwarya sein, zu wissen, daß das Wallfahren verpönt sei, zu wissen, daß jeden Augenblick das Dekret der Aufhebung von der Wiener Hofkanzlei herabkommen konnte. Es kam nicht. — Wir fragen uns verwundert, warum Josef II. Kalwarya schonte. Vielleicht wagte er es nicht recht, in diesen noch ziemlich neu hinzugekommenen Reichsteilen allzu scharfe Maßregeln anzuwenden. Vielleicht nahm er an, daß die gewaltsame Unterdrückung oder gar Zerstörung Kalwaryas zu Aufständen, ja sogar zu Blutbädern führen könnte.

Und darum haben wir auch, obgleich sonst die Wallfahrten überall auffallend zurückgingen, in der Geschichte Kalwaryas nichts dergleichen gefunden. Kalwarya blieb, was es zuvor gewesen: der verehrte, reichbesuchte Wallfahrtsort der Polen und Slowaken.

Die Krönung des Gnadenbildes.

(1887.)

Wenn irgend ein Bild durch lange oder sehr lange Zeit als Gnadenbild bekannt und berühmt war, wird es in feierlicher Weise, im Namen des Heiligen Vaters, gekrönt. Diese Krönung wird für den größten und feierlichsten Akt des Dankes gehalten den die Erde leisten kann.

Der Gedanke an die feierliche Krönung des Gnadenbildes tauchte schon im 18. Jahrhunderte zu wiederholtenmalen auf. Aber die Zeiten waren ungünstig und besonders die letzten Jahrzehnte des genannten Säkulums und die ersten Jahrzehnte des darauffolgenden waren solchen Ideen absolut nicht zuträglich.

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der langgehegte Wunsch zur Tat. Im Jahre 1887 sollte die Krönung stattfinden. Kaum wurde die Kunde hievon ruchbar, so trat eines von den älteren Dienstmädchen des Klosters in Kalwarya zum Pater Guardian und brachte 30 Gulden, das ist den gesamten Jahreslohn, bittend, es möge dieses Geld als Beitrag für die goldenen Kronen verwendet werden. Da schob der Guardian das Geld von sich: „Ferne sei es von mir, daß ich diese Summe von dir, der Armen, annehme.“ Da stand die Geberin einen Augenblick wie betäubt vor Schreck, dann fiel sie auf ihre Knie nieder und mit hellen Tränen in den Augen streckte sie bittend die Arme gegen den Priester aus: „Pater, vergällt mir nicht diese Herzensfreude! Im Namen der Gottesgebärerin bitte ich Euch: Nehmet hin mein Geld!“ Da nahm er es, mit innigster Rührung in seinem Herzen ein heißes kurzes Gebet zum Himmel richtend, daß er solche Opferwilligkeit mit tausendfachem Segen belohnen möge.

Das war wohl eine liebliche Einleitung zum kommenden Ehrentage Mariens.

Wir übergehen die Schilderung dieser großartigen Feier und begnügen uns, nur eine einzige Szene daraus hervorzuheben. Als am Vortage dieses Festes nach einer Riesenprozession endlich gegen 11 Uhr nachts die ganze ungezählte Menge im Tale „Josaphat“ beim „Grabe Mariens“ versammelt stand, da war es, als ob das ganze weite Tal nur ein uferloses Meer von Licht wäre. Droben am nächtlichen Himmel funkelte das Heer der Sterne, drunten wogte ein Strom von Licht. Es standen damals 200 bis 250 Tausend Menschen um das Grab Mariens und alle ihre Stimmen erhoben sich mächtig anschwellend zu einem Tedeum, wie es auf Erden selten zu vernehmen ist.



Kalwarya, das Gnadenbild.

Wir fügen noch hinzu, daß im Jahre 1902, als das 300jährige Entstehungsjubiläum gefeiert wurde, diese Besucherzahl noch übertroffen wurde: es sollen nämlich damals 300.000 Menschen zu gleicher Zeit in Kalwarya gewesen sein. Die Zahl der Kommunikanten betrug in diesem Jahre 161.000.

Hiemit schließen wir den geschichtlichen Teil dieses gewaltigen Wallfahrtsortes.

Verzeichnis aller Kirchen und Kapellen,

und zwar in jener Reihenfolge, wie sie gewöhnlich von den Pilgern besucht werden. (Die gesperrt gedruckten sind Kirchen, die übrigen bloß Kapellen.)

I. Die Leidenswege unseres Herrn Jesus Christus.

1. Hauptkirche. 2. Hl. Rafael (als Patron der Pilger.) 3. Abendmahlsaal. 4. Jesu Abschied von den Aposteln. 5. Grab Mariä. 6. Gethsemani. 7. Verrat. (4—8 befinden sich jenseits des Cedron.) 8. Cedronbrücke mit Kapelle. 9. Stadttor. 10. Haus des Annas. 11. Haus des Kaiphas. 12. Keller (Gefängnis). 13. Rathaus des Pilatus. 14. Heilige Stiege. 15. Haus des Herodes.



Kalwarya, Herz Mariä-Kapelle.
Der Grundriß hat Herzform (links der Einschnitt!), das Dach die Gestalt eines zusammengepreßten Herzens.

Nun folgen die Kreuzwegstationen: 16. (II.) Auflegung des Kreuzes. 17. (III.) Erster Fall. 18. (IV.) Herz Mariä. 19. (V.) Simon von Cyrene. 20. (VI.) Hl. Veronika. 21. (VII.) Zweiter Fall. 22. (VIII.) Die weinenden Frauen. 23. (IX.) Dritter Fall. 24. (X.) Entkleidung. 25. (XI., XII.) Kreuzigung. 26. (XIII.) Salbung. 27. (XIV.) Grab Christi.

II. Die Stationen der Mutter Gottes.

(Wir erwähnen nur jene, die unter den Leidenswegen Christi noch nicht genannt wurden.)

28. Schmerzhafte Mutter. 29. Dasselbe, andere Kapelle. 30. Haus der Mutter Gottes. 31. Himmelfahrt. 32. Apostelversammlung. 33. Stadttor (Stelle, an der jeder Pilger seine Kerze anzündet). 34. Judenkapelle (erinnert an die Legende, daß einem, über Mariens Leichnam spottenden Juden beide Hände abfielen). 35. Grabkirche Mariens. 36. Begegnung Christi mit Maria im Himmel. 37. Triumphierende Engel. 38. Gruß der Patriarchen. 39. Maria besteigt den himmlischen Thron. 40. Krönung Mariens. 41. Marienlob im Himmel.

III. Andere Kapellen.

42. Christi Himmelfahrt. 43. Zweite Cedronbrücke (Engelsbrücke.) 44. Johannes v. Nep. 45. Teich Bethesda. 46. Kreuz-Auffindung. 47. Kapelle der fünf polnischen Brüder mit Einsiedelei der hl. Maria Magdalena.

Gebetserhörung.

Meine Bekehrung.

Das war ein Sieg, ein Triumph, den ich vor einigen Jahren erlebte! Und ich schreibe ihn nur der süßesten Jungfrau Maria zu.

Es war nämlich wohl — ich kann mir es nicht anders denken — früher eine Strafe Gottes über mich gekommen, weil ich das dritte Gebot freventlich vernachlässigte. Da kam dann eine Zeit über mich, in der man alles Schlechte an mir gesehen hat, je mehr ich arbeitete, desto unglücklicher fühlte ich mich. Und schließlich traf mich noch das Unheil, meine Arbeit gänzlich zu verlieren! Da war ich dann ganz trostlos und auch von meinen früheren Kameraden verlassen. Und ich dachte schon: alles ist verloren; aber nein! ich wurde gerettet! Und durch welches Mittel? Anlaß hiezu war ein Marienlied.

Es zog nämlich eine mährische Prozession vorbei, gegen Kalwarya in Galizien, und die sangen jenes Lied, das mir so ins Herz schnitt. Es kam ein unendliches Weh über mich; ich war noch nie in Kalwarya gewesen, aber gehört hatte ich mancherlei davon. Zur Erklärung diene, daß ich damals gerade von Bielitz gegen Ustron reiste.

Als die Wallfahrer schon vorbei waren, packte es mich mit Gewalt: ich wollte nach Kalwarya, um dort mein Leid auszuweinen. Entschlossen kehrte ich um und ging den Pilgern nach.

Ich kam allein nach Kalwarya. Ich hörte, ich sah alles. Es war gerade Ostern, also riesig viele Leute dort. Ich lauschte den Predigten, ich weinte. Und ich machte mir bittere Vorwürfe, warum ich nicht früher gekommen wäre, da ich noch mehr Geld hatte, nicht aber wie jetzt, nur mehr ein paar Kreuzer. Aber immer war es mir, als ob ich eine lieblich tröstende Stimme hörte: weine nicht! Klage alles Maria!

Und so tat ich auch; ich fiel auf die Knie vor dem Gnadenbilde und bereute herzlich meine Sünden; dann stand ich auf und fühlte mich wie neugeboren: Ich hatte das erlangt, was ich so lange schon vermißt hatte: die Zufriedenheit.

Dann ging ich zur heiligen Beichte und zur heiligen Kommunion. Und nachdem die Andacht beendet war, machte ich mich erleichtert auf den Rückweg und fröhlich singend zog ich zu meinem Hause, zu meiner Familie zurück.

Und als ich die Türklinke meiner Wohnung soeben angefaßt hatte, kam ein Mann herbei und meldete mir, ich sollte nach den Feiertagen wieder in die Arbeit kommen. Und ich bin noch heute an diesem Posten. Und es geht mir wirklich gut, denn von dieser Zeit an erkenne ich immer klarer und besser, daß nur eines uns glücklich macht: der heilige Glaube an die Religion Jesu Christi!

Ustron, 1899.

Franz Kottucz, Eisendreher.

Statistisches.

Die wichtigsten statistischen Daten sind schon in einem früheren Kapitel enthalten. Wir ergänzen hier nur das dort noch fehlende.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914 300jähr. Jubiläum der ersten schlesischen Pilgerfahrt unter der Leitung des Adam Venzeslav Herzog von Teschen.
1937 50jähr. Jubiläum der Krönung.
1941 300jähr. Jubiläum des Gnadenbildes.
1952 350jähr. Jubiläum der Entstehung.
1961 350jähr. Jubiläum der Marien-Grabkirche.

Ständige Priester: 10 Franziskaner der galizischen Provinz, 21 Laienbrüder.

Einwohner der Stadt Kalwarya: 2000: als Merkwürdigkeit sei hier erwähnt, daß die Stadt Kalwarya keine eigene Pfarrkirche hat, sondern in das Dorf Zebrzydowice eingepfarrt ist.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist im Steigen begriffen.

Jenen hochwürdigen Herren, die Kalwarya zu besuchen und dort zu zelebrieren gedenken, diene zur Kenntnis, daß infolge einer streng befolgten Anordnung des Bischofes von Krakau das betreffende Zelebret nur dann Giltigkeit für Kalwarya hat, wenn es vom Krakauer Ordinariat vidiert ist. Kann am einfachsten früher per Post, in lateinischer Sprache besorgt werden. Rekommandieren! Markiertes Antwortkuvert beilegen!

Literatur.

P. Cesław Bogdalski: Swięta Kalwarya Zebrzydowska—Krakow, nakl. klastoru. 1910.

Illustrierter Führer auf den österreichischen Staatsbahnen, Heft 28, Seite 88—90.

Mitteilungen der Zentral-Kommission, 1992, 27.

St. Norbertus-Blatt, 1896, 18 (und viele Fortsetzungen).

Zufahrten zum Gnadenorte.

Die galizische Kleinstadt Kalwarya liegt, nach Luftlinien gerechnet, 30 Kilometer südwestlich von Krakau, 45 Kilometer östlich von Bielitz-Biala, und etwa 65 Kilometer nord-nordwestlich von den höchsten Spitzen der Tatra, auch Zentralkarpathen genannt.

Mehrere Bahnstrecken führen nach Kalwarya. Zunächst eine vom Süden her, aus dem Herzen der Hohen Tatra, vom bekannten Luft- und Höhenkurorte Zakopane her. Diese Strecke ist jedoch für uns fast ohne jegliche Bedeutung.

Wir fassen daher nur jene Linien ins Auge, die, von der Nordbahn-Hauptstrecke Wien—Krakau abzweigend, uns mehr oder minder rasch zum Gnadenorte bringen können.

Hier kommen nun fünf Aussteigstationen der Nordbahnstrecke in Betracht.

1. Abzweigstation Hullein. Von Hullein führt die Flügelbahn über Holleschau, Friedland, Teschen nach Bielitz, von dort eine weitere Flügelbahn über Wadowice nach Kalwarya. Die Gesamtfahrzeit von Hullein bis Kalwarya beträgt zirka 12 Stunden und ist, weil keine Schnellzüge verkehren, durchaus nicht zu empfehlen. Doch haben wir sie hier angeführt, weil gerade an dieser Strecke die beiden hervorragenden Gnadenorte Hostein und Friedek liegen. Es werden also Wallfahrer, die außer Kalwarya diese beiden interessanten Wallfahrtsorte zu besuchen wünschen, sich doch mit der genannten Strecke zu befreunden haben. Wien—Kalwarya K 13·70.

2. Abzweigstation Dzieditz. Von der Nordbahnstation Dzieditz führt zunächst eine Flügelbahn in einer halben Stunde nach Bielitz, von dort eine weitere Flügelbahn (und zwar die schon bei Punkt 1 genannte) in 4 St. nach Kalwarya. Wien—Kalwarya K 14.— (Perszg.).

3. Abzweigstation Oswiecim. Von dort führt eine Flügelbahn in genau östlicher Richtung nach Skawina. 1½ St. In Skawina umsteigen, dann in einem von Krakau kommenden Zug in einer weiteren halben Stunde nach Kalwarya. Hier sei bemerkt, daß wir bei unserem eigenen Besuche in Kalwarya gerade diese Verbindung als die schnellste und billigste erwählten. Wir fuhren ab Wien 7·40 früh, waren 1·37 nachmittags in Oswiecim, 3·31 in Skawina, dort eine Stunde Wartezeit, endlich 5·16 in Kalwarya. Also Gesamtreisezeit von Wien nach Kalwarya 9½ St. Der Fahrpreis für alle diese Strecken beträgt unter der Voraussetzung, daß man auf der Hauptstrecke der Nordbahn Schnellzug benützt, von Wien bis Kalwarya K 17·—

4. Abzweigstation Trzebinie. Die Nordbahnstation Trzebinie kommt wohl nur für jene in Betracht, die den Wallfahrtsort Alwernia besuchen und dann über Wadowice nach Kalwarya weiterzufahren gedenken. Da jedoch auf dieser Strecke nur zwei Züge täglich verkehren, da diese Züge ferner auffallend langsam fahren und außerdem der Wallfahrtsort Alwernia für uns Deutsche kaum einen solchen Aufwand an Zeit verdient, so kommt diese vierte Abzweigstation weniger in Betracht.

5. Abzweigstation Krakau. Diese Fahrstrecke macht eigentlich einen Umweg, da man von Krakau im spitzen Winkel wieder südwärts zu fahren hat, ist auch etwas teurer als die Fahrt über die Abzweigstation Oswiecim, da man bis Krakau Schnellzugspreise zu zahlen und überdies alles zusammen mehr Bahnkilometer zurückzulegen hat. Doch ist die Reisezeit eine mit Strecke 3 vollkommen gleiche, da die von Oswiecim kommenden Reisenden eben auf unseren Krakauer Zug warten müssen; außerdem bringt diese letzte Linie 5 den Vorteil, daß man, bei sonst gleicher Reisedauer, sich eine Zeitlang in der interessanten Stadt Krakau aufhalten kann.

Kurze Erwägung.

Selig der Pilger, der nach langer Wanderung in Kalwarya die schönen Leidensstationen in großer Andacht und mit Herzensverständnis besucht. Er wird dort Aufmunterung, Trost und Beruhigung finden. — Seliger noch jener Mensch, der die vielen Leidensstationen des wirklichen Lebens mit Geduld durchwandert, sie betend dem Heilande empfiehlt und so aus seinen Leidenswegen die süßesten Verdienstfrüchte zu ziehen weiß.

Wie in Kalwarya, so geht's auch im irdischen Leben beim Gange durch die Stationen. Bald hinauf, bald hinab, bald weiter, bald kürzer, bald größere Stationen, bald kleinere, bald Waldesdunkel, bald wieder freies Feld, bald annehmliches Schönwetter, bald wieder Sturm und Regen. Aber zum Schlusse kommt ja doch nach all diesen verschiedenen Stationen die Grabkapelle und ganz zum Schlusse die Himmelfahrts- und Triumphkapelle: in Kalwarya wie im wirklichen Leben!

Drum noch einmal: Selig, wer die Leidensstationen im Geiste Christi zu durchwandeln versteht!

Gebet.

O Herr, der du uns, dem armen, gefallenen Menschengeschlechte einen Erlöser herniedergesendet, der nur durch Leiden und Kreuze die Pfade des Heiles für alle durchmaß, sende uns Licht und Erkenntnis von deinen heiligen Höhen, damit wir immer deutlicher inne werden, daß nur die Leidenswege allein die Wege zur Glorie seien, — und daß wir endlich begreifen, daß du, uns strafend und mit Schmerzen heimsuchend nur unser bestes, unser einziges, ewiges Glück beabsichtigest. Verleihe uns dann die Gnade, daß wir solches erkennend, dem Leiden mutig entgegentreten, das Kreuz mit Geduld auf die Schultern nehmen, die dornigen Pfade mit heiliger Ergebung wandern, bis wir an der Endstation, vom Leiden rastend, dich in deiner Glorie erschauen und dadurch ewige Seligkeit genießen dürfen. Amen. —

Selig, wer beim Gang durchs Pilgerleben,
Treu gefolget seines Heilands Spur,
Wer des Lebens mannigfache Leiden,
Trug wie er, ergeben, ja mit Freuden!
Dem muß, dienstbar, selber die Natur
Aus den Dornen süße Rosen weben.
Muß ihm geben Sieg nach wack'rem Streit,
Nach dem Tode ew'ge Seligkeit! (M. H.)



Příbram, Gesamtansicht. Phot. Forst, Příbram.

Příbram, deiner Berge grüne Hülle,
Deckt der Silberadern lichtes Erz;
Doch, dir strömt auch Gold in reichster Fülle:
Dort am Heil'gen Berg Marias Herz! (M. H.)

Der Heilige Berg bei Příbram.

Böhmen. 70.000—80.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Es gilt heute dem größten tschechischen Heiligtum, der Perle des Böhmerlandes, einer der stärksten und schönsten Gnadenquellen der gesegneten österreichischen Lande!

Wohlan, wir finden diese Marienburg in den östlichen Ausläufern des waldreichen Brdy-Gebirges, etwas über 50 Kilometer südwestlich von Prag, in der Nähe der berühmten Stadt Příbram.

Ob man sich von Nord oder Süd dieser alten Silberstadt nähert, so sieht man jedenfalls schon von weitem östlich von der Stadt auf einem schöngeformten Hügel das burgähnliche, mit vielen Türmchen gezierte Heiligtum Mariens, den Heiligen Berg.

Von der Eisenbahnstation aus, die eine Meereshöhe von 488 m aufweist, kann man auf zweierlei Weise das um 92 m höher gelegene Heiligtum (Heiligerberg hat 580 m Seehöhe) erreichen: entweder auf guter Straße durch die ansehnliche Stadt Příbram oder aber über die lange steinerne Stiege, deren Eingangstor freilich auch nicht knapp am Bahnhofe, sondern mitten in der Stadt, vom Bahnhofe etwa zehn Minuten entfernt, zu finden ist.

Die Wallfahrtsstiege.

Weiß nicht, ob wir uns nicht etwa verzählt haben, als wir — es war schon vor etlichen Jahren — zum erstenmale diese schöne Marienkirche besuchten. Jedenfalls ist die Zahl 333 (so viele Stufen zählten wir nämlich) leicht zu merken und obendrein schön: denn wenn 3 eine heilige Zahl, so ist 333 eine dreimal heilige Zahl.

Durch ein schmales Gäßchen kommt man unten in der Stadt zum Eingange dieser Wallfahrtsstiege. Ein einfacher Rundbogen, darüber die Statue der Muttergottes im dreieckigen Giebel, — das ist die Pforte der Stiege, die von hier an in fast gerader Richtung zum Berge emporführt. Man hat sie im siebzehnten Jahrhunderte zum Schutze der Pilger erbaut; sie ist zu diesem Zwecke ihrer ganzen Länge nach eingedeckt, aber recht finster, holperig und ohne jeglichen Schmuck.

Übrigens denkt man, soviel wir gehört haben, daran, sie zu restaurieren. Möge man bei dieser Renovierung recht viel Licht hineinbringen, in dieser Beziehung fehlt es nämlich am allermeisten.

Dort, wo diese „Heiligenberger Stiege" in den Kreuzgang der Kirche einmündet, findet man, aber noch außerhalb der Baulichkeiten, eine mit Tuffsteinen ausgelegte Grotte „zur heiligen Magdalena".

Die Aussicht vom Heiligen Berge.

Bevor wir uns den Kreuzgang, die „Ambiten" und die Kirche beschauen, müssen wir noch in der Umgebung der Kirche auf dem Bergesgipfel ein wenig Umschau halten.

Da blicken wir denn hinüber auf den silberreichen Březové Hory = Birkenberg, der nach allen Seiten hin durchwühlt ist: Blei und Silber sucht man in seinen Tiefen.

Er ist, schon seiner Lage nach, das Gegenstück zum Heiligenberge. Auch in mancher anderen Beziehung lassen sich beide Berge irgendwie vergleichen: berühmt sind sie beide, sogar hochberühmt, auf dem einen, dem Heiligenberge, eilt man über eine dunkle Stiege nach oben, auf dem andern durch noch dunklere Schächte nach unten, in die Erdenschlünde; auf dem einen sucht man himmlische Gnaden, in dem anderen irdische Reichtümer.

Unvergeßlich ist uns da etwas, was wir vor etlichen Jahren, bei unserem ersten Besuche des Heiligen Berges erlebten. Da besahen wir uns auch das Silberwerk von Příbram. Auf schwankendem, schmutzigem Förderkasten ließen wir uns in gewaltige Tiefen befördern: 800 Meter fuhren wir in das Innere des Berges hinunter.

Und da wir ausstiegen und unsere Tour durch die Schächte begannen, meinte der Führer:

„Sehen Sie doch, Hochwürden, wie fromm unsere Bergleute sind!" Und er zeigte uns in einer Nische — achthundert Meter unter dem Erdboden — das schön

geschmückte Bild der Muttergottes vom Heiligen Berge. So ist Maria die verehrte, geliebte Schutzfrau dieser ganzen Gegend, und soweit auch das Auge von des Heiligen Berges stattlicher Höhe ausblickt, soweit und noch weiter geht der Einfluß dieses hehren Heiligtums, soweit herrscht unsere liebe Frau vom Heiligen Berge als geliebte Fürstin ihrer irdischen Kinder, als Königin über die dankbaren Herzen derer, die ihr treu sind.

Der marianische Brunnen.

Nicht weit vom Haupteingange zur Kirche, gegen Süden hin, liegt der heilige Brunnen, dessen Wasser seit Jahrhunderten von den zum Heiligen Berge wallenden Pilgern als heilsam betrachtet und mit Vertrauen gebraucht wird. Man hat den Brunnen mit einem achteckigen Turmstumpf überdeckt, und diesem Stumpf einen dicken zwiebelartigen, mit Schindel gedeckten Helm gegeben, so daß der ganze Bau an einen wohlbeleibten Zwerg erinnert.[1])

Nun war seit Jahren schon der Wasserreichtum des Brunnens vermindert, vielleicht wegen der Bergwerksgrabungen, die in nächster Nähe unternommen wurden. Deshalb dachte man daran, durch Tiefbohrung dem Brunnen wieder neue Zuflüsse zu verschaffen. Man hatte bereits 78 m tief in den harten Fels gebohrt, ohne irgendwelchen Erfolg zu sehen, und schon hatte man sich entschlossen, die Bohrung als nutzlos aufzugeben, als am letzten Versuchstage, einem Samstage, das ersehnte Wasser erschien. Seitdem rieselt die Quelle wieder munter aus der Erde und liefert täglich 100 Hektoliter Wasser.

Das Portal.

Wohl hat der Heilige Berg außer dem Hauptportale an der Ostseite noch ein zweites gegen Norden hin, das Breznitzer Portal, doch wird dies nur einmal im Jahre geöffnet, wenn nämlich die Prozession von Breznitz einzieht; sonst bleibt es immer geschlossen.

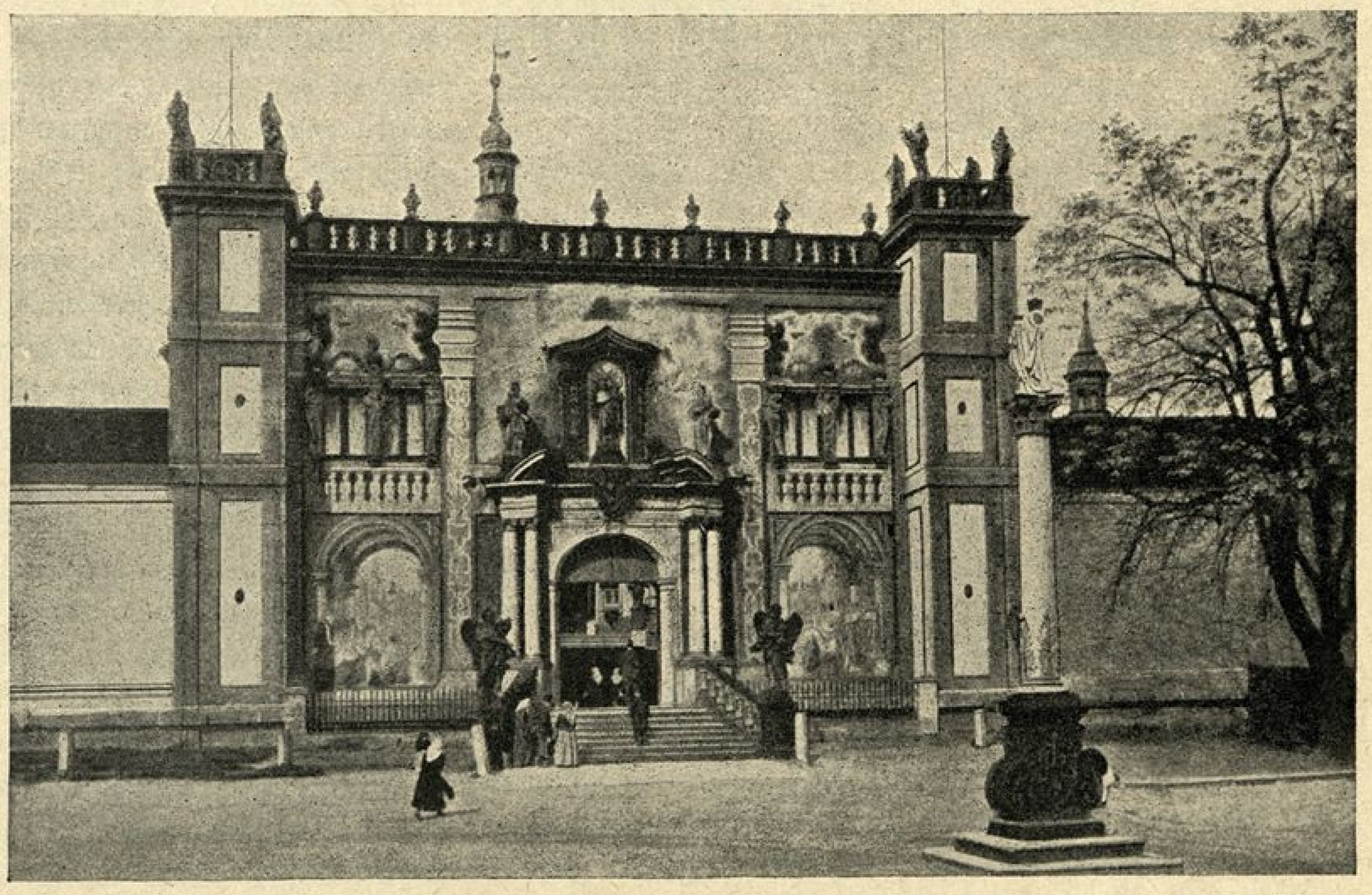
Unvergleichlich großartiger als das eben genannte Breznitzer Tor ist das Haupttor, oder wie man kurz sagt „Das Portal", eines der herrlichsten Schaustücke des Heiligen Berges. Es erinnert in Bauart und Ausschmückung an das berühmte Portal zu Albendorf in Preußisch-Schlesien.

[1]) Ähnlich der Königsbrunnen in Altwasser.

Du schönes Portal, von einziger Pracht!
Dem Meister Lob, der dich erdacht!
Maria Lob, die ihn entzückt,
Daß ihm sein Werk so gut geglückt!

Die gesamte Ausstattung gemahnt ein wenig an die bekannten Triumphbogen der altrömischen Zeit; allerdings muß man sich zu den Triumphbogen links und rechts je einen viereckigen flachgedeckten Turm dazudenken, der nach oben hin mit säulengeschmückter Galerie endigt.

Was zwischen diesen beiden Türmen ist, hat im Grunde genommen sechs Felder: unten drei und darüber wieder drei. Von den unteren drei ist das mittlere das eigentliche Tor, zu dem man auf etlichen sehr breiten Stufen emporsteigt, links und rechts von diesem Tore sind in den beiden Seitenteilen Gemälde von Pilgern, wie sie zum Heiligen Berge wandeln.



Das Portal auf dem Heiligen Berge; vorne rechts die Marienfäule. Phot. Forst, Příbram.

Von den oberen drei Feldern enthält das mittlere eine goldene Statue der allerseligsten Jungfrau nebst einigen Nebenfiguren, während in den beiden Seitenfeldern Fenster sind, von wo aus in früheren Zeiten die ankommenden Wallfahrer mit Pauken und Trompeten begrüßt wurden. Das ganze Portal ist prächtig in Farben gefaßt und wirkt dadurch sehr lebhaft auf das Auge des Beschauers.

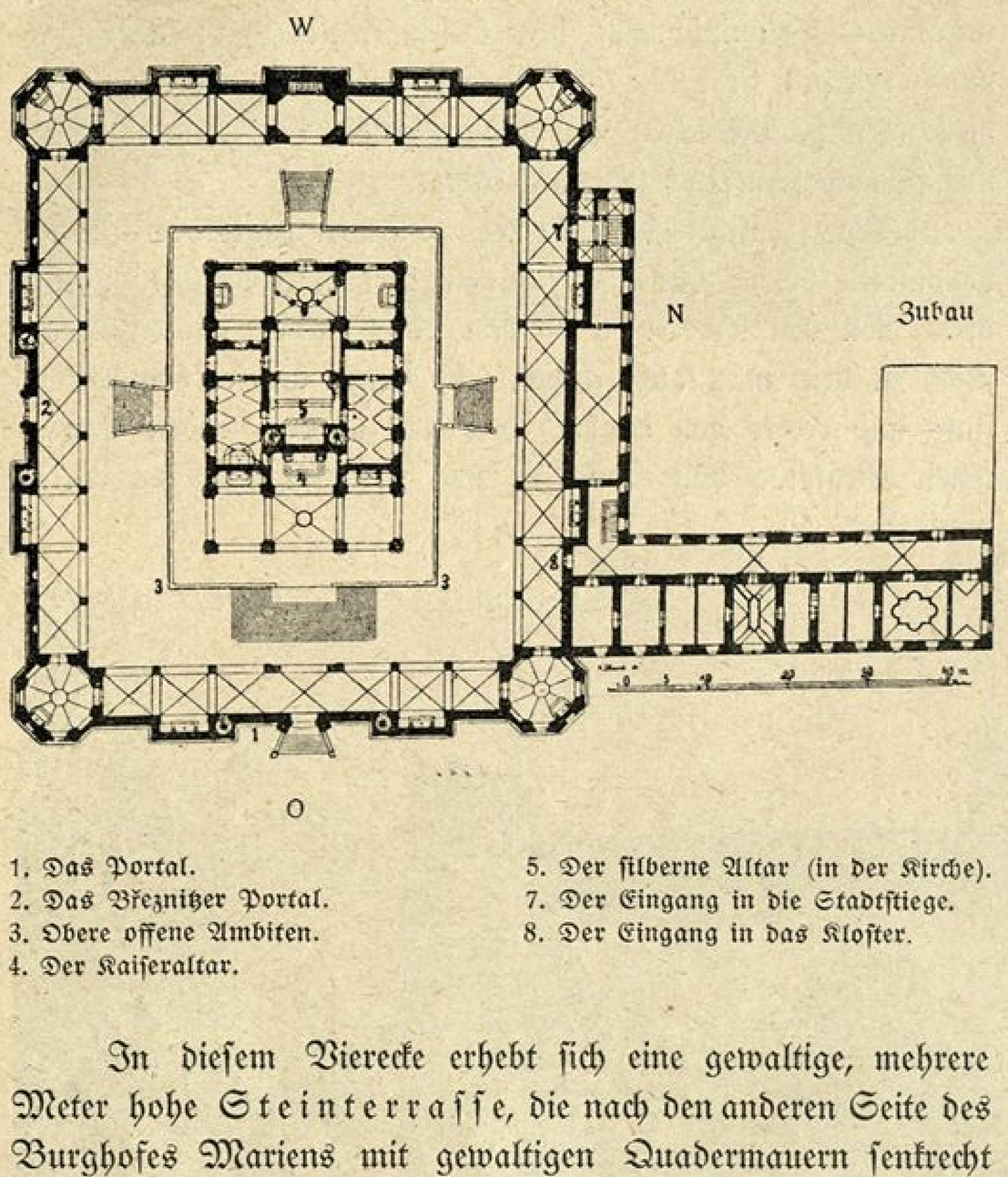
Der innere Hof.

Wir schreiten durch das soeben geschilderte Portal, und stehen alsbald an einem Punkte, zu dem kein einziger Wallfahrtsort in ganz Österreich ein ebenbürtiges Seitenstück zu liefern imstande ist. Wir wollen versuchen, dem Leser durch beschreibende Worte das, was wir geschaut, ein wenig zu erklären.

Wir stehen also unter dem hohen Bogen des Portals: wir blicken nach links, wir blicken nach rechts und gewahren

nach beiden Seiten hin prachtvoll gezierte, verschwenderisch geschmückte Bogengänge, „Ambiten“, die, wie uns ein weiterer Blick belehrt, im Vierecke die ganze Kirche umschließen.

Grundriß des Heiligtums am Heiligen Berge.



1. Das Portal.
2. Das Březnitzer Portal.
3. Obere offene Ambiten.
4. Der Kaiseraltar.
5. Der silberne Altar (in der Kirche).
7. Der Eingang in die Stadtstiege.
8. Der Eingang in das Kloster.

In diesem Vierecke erhebt sich eine gewaltige, mehrere Meter hohe Steinterrasse, die nach den anderen Seite des Burghofes Mariens mit gewaltigen Quadermauern senkrecht abfällt, zu der aber von unserem Standpunkte eine breite, schöne Stiege emporführt.

Dort auf dieser Terrasse, die ihrer ganzen Ausdehnung nach von einem steinernen, mit Statuen reich verzierten Geländer umfriedet ist, erhebt sich der eigentliche Marientempel, die Gnadenstätte Unserer Lieben Frau vom Heiligen Berge.

Aber diese Kirche bietet sich dem Beschauer so ganz und gar verschieden von dem, was wir sonst zu schauen gewohnt sind.

Wir sehen nämlich, noch immer auf unserem ersten Platze bewundernd und gefesselt stehend, nicht etwa ein Kirchenportal vor uns, wir sehen nicht eine kunstreiche Apsis (rückwärtiger Abschluß einer Kirche), sondern wir sehen vor uns oben auf der Terrasse drei nebeneinander stehende überwölbte, aber nach vorne hin ganz offene Altäre, die mit allerbestem Geschmacke geziert und wahre Prunkstücke in ihrer Art sind.

Entzückt hängt unser Blick an dieser Herrlichkeit. Und nur schwer vermögen wir es, uns loszureißen, um uns doch halbwegs zu orientieren und uns noch ein Weilchen, bevor wir emporsteigen, umzusehen, was es noch zu schauen gäbe.

Und wir gewahren bei diesem forschenden Blicke, daß die Ambiten, von denen wir soeben gesprochen, mit reizenden Türmchen geziert sind, mit Türmchen, von denen jeder einzelne seine besondere Gestalt und Form aufweist. Wir gewahren über der Kirche selber die Spitze eines schönen, schlanken Turmes, in dessen Laterne früher jede Nacht, jetzt aber nur an Samstagen ein Licht angezündet wird, dessen Leuchten weithin zu sehen ist, und das im Volksmunde den schönen Namen: „der Heiligenberger Stern“ führt.

Der Anblick, den wir soeben beschrieben, ist in seiner Gesamtheit genommen das schönste, was der Heilige Berg bietet, eine wahre Ehrenzier, eine Ruhmeskrone für diesen herrlichen Gnadenort.

Es geziemt und lohnt sich reichlich der Mühe, dasjenige, was wir bisher gleichsam trunken vor Bewunderung mit einem großen Blicke angestaunt, nun ins einzelne gehend einer näheren Betrachtung zu würdigen.

Die Ambiten (Kreuzgangshallen).

Die Ambiten vom Heiligen Berge nehmen zwar nicht an Größe, auch vielleicht nicht in der Eleganz ihrer Bauart, aber jedenfalls betreffs der Ausschmückung unbestritten unter allen ähnlichen Bauwerken der österreichischen Wallfahrtsorte den ersten Rang ein. In den Wölbungen der Hallen sind, umrahmt von reichlicher Stukkverzierung, eine Reihe von Gemälden angebracht, die uns an besonders auffallende Gebetserhörungen erinnern, während an den halbkreisförmigen Rückwänden sehr schöne Bilder aus der Geschichte des Heiligen Berges zu sehen sind. Diese historischen Bilder sind es, die in allererster Linie das Auge des aufmerksamen Beschauers auf sich zu lenken wissen.

Außerdem enthalten die Ambiten eine ganze Reihe kapellenartiger Nischen, die mit Altären ausgestattet sind.

Der Kaiseraltar und seine beiden Nachbarn.

Jeder Besucher des Heiligen Berges wird dem mittleren von den drei erwähnten großen offenen Altären, die an der Rückseite der Kirche gegen das Portal hin angebracht sind, ohne Zweifel seine uneingeschränkte Bewunderung schenken.

Dieser Altar, Kaiseraltar genannt, besticht förmlich das beschauende Auge durch seine berückende Farbenpracht sowie durch die Fülle und Gediegenheit seines architektonischen Schmuckes.

Doch gilt dieses Lob eigentlich dem Gesamtbilde, nämlich der ganzen Umgebung des Altares, der ganzen Kapelle; denn der Altar selber ist verhältnismäßig einfach. Er trägt als Bild eine Darstellung von Mariä Heimsuchung, die in sehr lebhaften, lichten Farben geboten wird, und trägt in seinem runden Giebel den Gruß des Engels „Ave Maria“ und den Gegengruß Mariens an ihre Base Elisabeth: „Magnificat anima mea Dominum“, „Hochpreiset meine Seele den Herrn“.

Ober dem Altare ist als Hintergrund ein großes halbrundes Bild, auf dem eine Reihe fürstlicher Personen vor dem in der Luft schwebenden Marienbilde verehrend zu sehen sind, darunter auch als vorderster Kaiser Leopold I.

Unmittelbar vor dem Altar befindet sich eine durch ein Eisengitter umfriedete Gruft, in der mehrere Jesuitenpatres sowie etliche Wohltäter des Heiligen Berges begraben liegen.

Links und rechts vom Kaiseraltar finden sich zwei ähnlich ausgestattete, jedoch merklich kleinere Altäre, von denen der

eine dem heiligen Ehepare Joachim und Anna, der andere dem heiligen Josef geweiht ist.

Eingang in die Kirche.

Wir stehen jetzt im Geiste noch immer vor dem Kaiseraltare, also schon auf der oberen Terrasse. Nun möchten wir in das Innere der Kirche gelangen. Fünf Eingänge stehen uns da zur Verfügung.

Wir können nämlich unmittelbar in der Kaiserkapelle selber und zwar sowohl durch einen zur Linken als durch einen zur Rechten befindlichen Gang in die Kirche, oder eigentlich in die Sakristei gelangen.

Wenn wir dies nicht wollen, können wir auf der steinernen oberen Terrasse „auf den oberen Ambiten", die mehrere Meter breit sind, um die ganze Kirche herumgehen, von wo aus wir immer in die unter uns liegenden „unteren Ambiten" ausblicken können.

Bei diesem Rundgange werden wir außer den soeben erwähnten zwei Eingängen an der Nordseite, noch je einen Eingang an der Ost-, Süd- und Westseite antreffen, also zusammen fünf.

Wir gehen zum Haupttore, das dem großen „Portale" gerade gegenüberliegt. Hier waren, wie uns gesagt wurde, früher einmal ebensolche drei offene Kapellen wie beim Kaiseraltare, so daß die Kirche damals nach vorne wie nach rückwärts mit je drei offenen Kapellen abschloß.

Später hat man diese drei offenen Kapellen vermauert und den dadurch gewonnenen Raum in den Kirchenraum mit einbezogen, so daß dadurch das Gotteshaus größer wurde.

Die Kirche.

Wie wir heute die Kirche sehen, war sie nicht immer. Früher einmal bildete nur der jetzige mittlere Teil das ganze Heiligenberger Gotteshaus. Seit dieser Zeit aber hat man es nach drei Seiten hin ausgedehnt: nach rechts und links, wo parallele Kapellen zugebaut wurden, und nach rückwärts, wo man die soeben erwähnten drei offenen Kapellen der Kirche einverleibte. Dadurch hat man es zuwege gebracht, daß die jetzige Kirche in ihrer Gänze ziemlich geräumig geworden ist: sie dürfte fast 2000 Personen fassen.

Man hat sie in den letzten Jahrzehnten geradezu großartig hergerichtet, und weder Mühe noch Geld gespart, um sie zu einem wahren Schatzkästlein umzugestalten.

Die herrlichsten Stücke dieser Kirche sind der reichgeschmückte Chorbogen mit der großen Inschrift:

Sancta Maria, ora pro nobis
Heilige Maria, bitt' für uns!

ferner die Kanzel, das große Kruzifix an der Epistelseite, ein wahres Meisterwerk, und endlich die prächtigen, fast überladenen Stukkaturen an den Gewölben dieses Gotteshauses.

Hell und licht, hoch und wahrhaftig zur Andacht stimmend, ist diese Mittelkapelle, und wo man auch hinsieht, überall wird das Auge durch die elegante Pracht und Schönheit, die allerorts herrscht, vollbefriedigt. — Aber — „der Wahrheit eine Gasse". Alle Menschenkunst konnte bei dieser weitgehenden Restaurierung dennoch nicht die tiefsitzenden Fehler, die eben in der ganzen Anlage der Kirche zu suchen sind, entfernen — und man mag Lob über Lob auf die innere Ausstattung häufen, man mag geblendeten Auges die herrliche Dekoration bewundern, so bleibt diese Kirche nichts anderes, als ein aus vielen Kapellen zusammengestückeltes Flickwerk, oder wie man sagt: ein Winkelwerk. Alle Pracht des Schmuckes kann über diese Wahrheit nicht hinwegtäuschen.

Wir wissen wohl, wie dieses Winkelwerk eben durch die nach und nach stattgefundene Einbeziehung von Seitenkapellen entstand, aber wenn wir es auch einsehen, so ist dies noch immer kein Grund, das, was uns einmal nicht gefallen kann, zu loben.

Und aller Eifer der unermüdlichen Redemptoristen-Patres, der verdienstlichen Hüter dieses marianischen Heiligtums, wird diesem großen Mißstande in keinerlei Weise abhelfen können, es sei denn, daß einmal die ganze Kirche zusammengerissen und nach neuen Plänen frisch aufgebaut werde.[1])

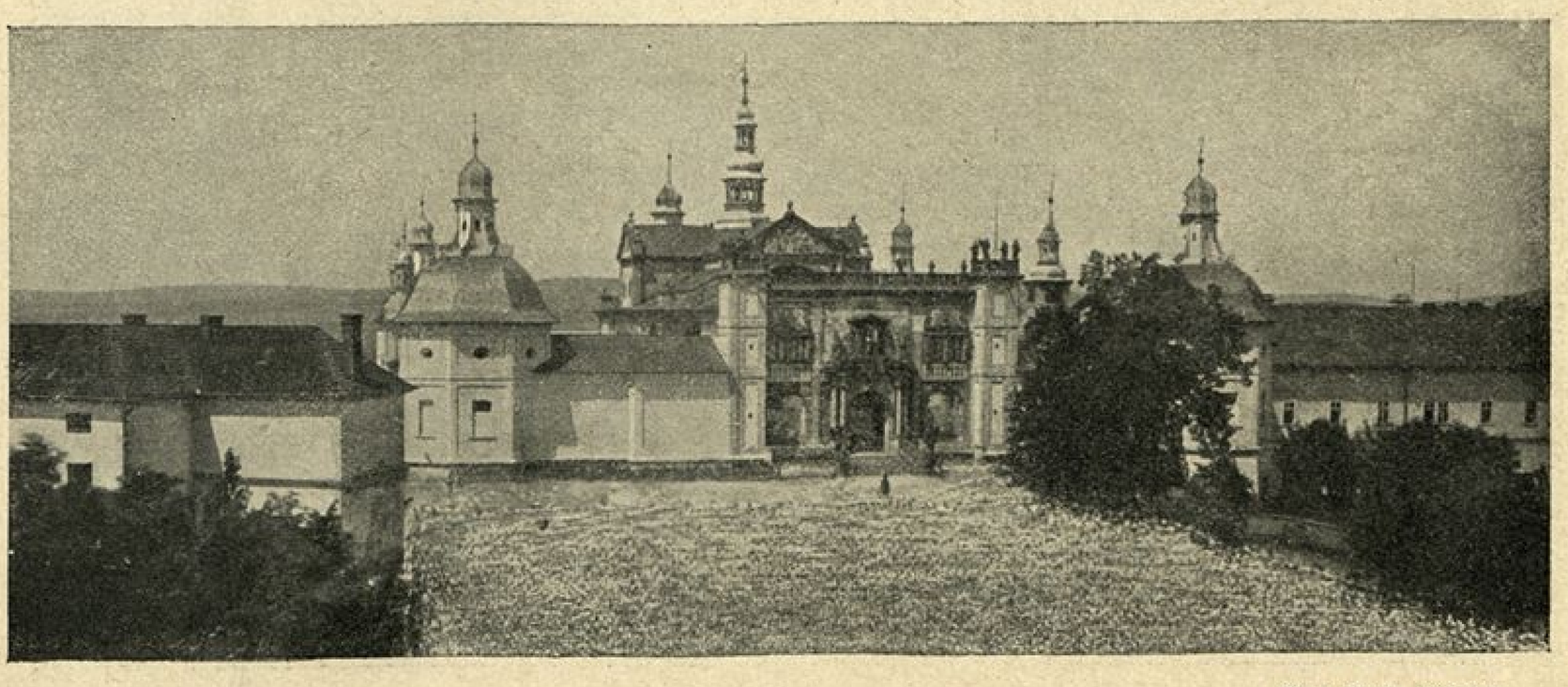
Der silberne Altar.

Der eigentliche Thron des eucharistischen Gottes, zugleich der Gnadenthron des verehrten Marienbildes ist der Hochaltar, oder, wie er meistens wegen des Materiales, aus dem er gefertigt ist, genannt wird: „der silberne Altar".

Er wurde nach und nach im siebzehnten Jahrhunderte von verschiedenen hochherzigen Wohltätern hergestellt. Aus reinem Silber ist der eigentliche Gnadenthron des

---

[1]) Anmerkung der Wallfahrtsvorstehung: Das Hauptschiff ist die alte, ursprüngliche Kapelle und die will man durchaus beibehalten. Übrigens sind die jetzigen Hüter der Kirche keine Besitzer derselben, sondern ad nutum amovibiles, und höhererseits wird kaum die Erlaubnis dazu erteilt. Der innigste Wunsch wäre wohl da!



Příbram, Heiligberg. Phot. Forst, Příbram.

Bildes über dem Tabernakel, aus Silber die beiden Leuchterstufen, die anbetenden Engelsfiguren, die sechs großen Leuchter. Aus Silber auch ein sehr künstlerisches Mittelantipendium, dem erst im Jahre 1890 zwei entsprechende Seitenantipendien zugesellt wurden.

Der ganze Altarbau ist ausgesprochen Barock, nicht groß, aber zierlich.

Mit allem bisher vom silbernen Altare erwähnten sind wir vollauf zufrieden.

Aber die silberne hohe, vielfach durchbrochene Hinterwand, an der zwei Prager Goldschmiede arbeiteten, und die im Jahre 1772, knapp vor der Vertreibung der Jesuiten, vollendet und aufgestellt wurde, kann sich unseres, allerdings nicht maßgebenden Beifalles, durchaus nicht erfreuen. Nach unserem Empfinden ist sie in Form und Aufbau (besonders der unschöne Mittelteil) vollkommen mißglückt und unpassend. Sie stört auffallend die vollendete Einheit, die sich in dem zierlichen unteren Teile des Altaraufbaues zeigt.

Das hoch oben über dem ganzen Altare an der Rückwand angebrachte Wappen ist nicht imstande, den minderen Eindruck des Ganzen zu verwischen, geschweige denn zu heben.

Das Gnadenbild.

Das Gnadenbild, das nur tagsüber auf dem schon erwähnten silbernen Throne ausgesetzt bleibt, über Nacht aber in einer gut verschlossenen Seitennische verwahrt wird, ist eine aus Holz geschnitzte, etwa 50 cm hohe Statue der allerseligsten Jungfrau Maria, und bringt sie stehend, mit dem göttlichen Kinde auf dem linken Arme, zur Darstellung. Die Statue hat als Kunstwerk wohl geringeren Wert. Das Antlitz des Jesukindleins ist sehr rundlich und erweckt den Anschein, als ob das Kindlein mit offenen Augen schlafe.

Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die allzugroße Krone, die man dem Kinde bei der feierlichen Krönung aufs Haupt gesetzt hat. Das Gesicht der allerseligsten Jungfrau, gebräunt wie alle Teile der Statue, zeigt volle Wangen, eine hohe Stirne, beiderseits sichtbares nach rückwärts hin zusammengefaßtes Haar. Der Gesichtsausdruck zeigt slawischen Typus und sehr regelmäßige Züge, ist aber im ganzen mehr gemütlich als schön; von den beiden großen Augen ist das linke etwas niedriger als das rechte. Das ziemlich schön geschnitzte Rokoko-Postament muß wohl als ein zur Statue gehöriger Teil betrachtet werden. Beide Häupter (Kind und Mutter) tragen Kronen.

Wir freuen uns herzlich, auch betreffs des Přibramer Gnadenbildes feststellen zu können: „Nicht das Große, nicht das Schöne, nicht das Wertvolle, nicht das Kunstreiche wählt unsere Liebe Frau zu gnadenreichsten Werkzeugen ihrer Hulden, sondern das Schlichte, Einfältige, Geringe!“

Die Kleinodien der Muttergottes vom Heiligen Berg.

Der „kostbarste“ Schmuck ist der sogenannte „Panzer“. Dieser Panzer ist aus gediegenem Golde kunstreich gearbeitet, wird beim Gebrauche an ein aus Goldstoff verfertigtes Kleidchen angelegt und bedeckt dann die ganze Statue vom Halse bis zu den Füßen. Eine große Menge kostbarer Edelsteine und Perlen ziert diesen prächtigen goldenen Mantel. Unter anderen Juwelen sieht man am Panzer auch ein goldenes Herz, in dessen Mitte ein von 33 Diamanten umgebener Smaragd, den wieder eine Goldader durchzieht, eingesetzt ist. Übrigens wird der Panzer nur einmal im Jahre, am Jahrestage der feierlichen Krönung verwendet und der Gnadenstatue angelegt. Sonst wird dieser Schatz in einer besonderen Truhe wohlverschlossen aufbewahrt.

Außer diesen Kleinodien gab es früher noch eine große Zahl gar wertvoller Weihegeschenke; sie sind nicht mehr da! Wohin sind sie gekommen? Achten wir genau auf die Antwort:

1. Die ältesten dieser Weihegeschenke fielen 1648 den Schweden in die Hände.

2. Später verwendete man solche, aufs neue einlaufende Geschenke zur Anschaffung des Krönungsschmuckes.



Ambiten auf dem Heiligen Berge. Rechts Stufen zum Kaiseraltar. Phot. Forst, Přibram.



Der Heilige Berg bei Přibram, die Terrasse. Vorne die drei offenen Altäre. Phot. Forst, Přibram.

3. Noch später zur Deckung der Kosten des silbernen Altares.

4. Alles übrige verfiel im französischen Kriege dem Münzamte.

Damals, im französischen Kriege fehlte nur ein Haar, daß auch Panzer, Kronen und silberner Altar dem Münzamte verfallen wären. Nur ein sehr rührendes Gesuch des damaligen Propstes rettete diese Stücke vor dem ihnen drohenden Schicksale.

Es wäre hoch an der Zeit, kräftige Lehren aus solchen Kapiteln zu ziehen. Mahnend, warnend, fast drohend klingt auch heute noch die eindringliche Mahnung unseres Meisters: „Sammelt euch nicht Schätze!“ Es steht nirgends geschrieben, daß die Wallfahrtsorte von dieser Mahnung ausgeschlossen seien.

Aus der Geschichte des Gnadenortes [1]).

Wie der Berg zu seinem Namen kam.

Wann diese schöne Erhebung eigentlich den Namen „Heiliger Berg“ erhalten habe, ist ganz unbestimmt. Doch ist es eine ausgemachte Tatsache, daß um etwa 1250 herum auf diesem Berge bereits eine Kapelle stand, und daß er damals schon allenthalben seinen Ehrennamen trug.

Doch ist die Entstehung des Namens vielleicht schon viel früher anzusetzen. Es gibt Sagen, die von verschiedenen Lichterscheinungen auf diesem Berge erzählen, ferner, daß man dortselbst Knaben mit brennenden Kerzen geschaut hätte und dergleichen.

Alte Chronisten teilen darüber auch folgende, allerdings legendenhafte Erzählung mit. Eine hochbetagte Matrone, die einst von der Fremde in die Stadt Přibram zugereist war und dort durch lange Zeit ein musterhaftes, erbauliches Leben geführt hatte, lag im Sterben. Da bat sie denn die Umstehenden, sie möchten ihren Leichnam zur Sühne für die vielen Sünden, die sie begangen hätte, nicht in geweihter Erde begraben, sondern an jener Stelle, wohin ihn ein Paar Ochsen, die man vor den Leichenwagen zu spannen hätte, aus eigenem Antriebe hinziehen würden. Man willfahrte dem bescheidenen Wunsche der Sterbenden, spannte, als die Stunde der Bestattung herangekommen war, ein Paar Ochsen vor den Leichenwagen und ließ sie ruhig gewähren. Die Ochsen aber zogen den Wagen ohne jegliche Leitung oder Führung auf die Bergesspitze nächst Přibram

[1]) Mit Benützung der Bücher: P. Blatták, „Der heilige Berg“ und H. Rudniki, „Die berühmtesten Wallfahrtsorte“.

und blieben endlich dort stehen. Hier nun wurde der Leichnam zur Erde bestattet. Da aber die Matrone heiligmäßig gelebt hatte, und da sich auf dieser Bergesspitze von nun an manches zutrug, was das Volk nicht recht zu fassen vermochte, so daß es wunderbar und ungewöhnlich erschien, so begann man diese Anhöhe einen Heiligen Berg zu nennen, ein Name, der in der Folgezeit diesem Orte auch verblieb.

Die erste Marien-Kapelle.

Wie nun an diesen Ort die erste Kapelle kam, erzählt uns eine andere Überlieferung beiläufig folgendermaßen: Ein Ritter, Malowetz mit Namen, sah sich auf einer Reise, die er in Begleitung einer kleinen Schar von Leuten machte, plötzlich von einer Übermacht von Raubgesellen verfolgt. Sein Gesinde floh erschreckt von dannen. Der Herr sah das kritische seiner Lage ein und an menschlicher Hilfe verzweifelnd, sprang er vom Roß, stürzte auf die Knie und machte ein schnelles Gelöbnis: er wolle, wenn er glücklich dieser Gefahr entrinne, dort am nahen Heiligen Berg eine Kapelle bauen. Sein Gelöbnis ward gnädig angenommen, denn die Verfolger, die haufenweise herankamen und so nahe an ihm vorbeistreiften, daß sie ihn fast mit den Händen fassen konnten, sahen ihn trotzdem nicht, und es war gerade so, als ob ihn eine gütige Macht gänzlich unsichtbar gemacht hätte.

Tief erschüttert durch diese so große Gnade löste der Gerettete alsbald sein Gelöbnis ein und baute die versprochene Kapelle.

Eine andere Sage, die beiläufig um dieselbe Zeit spielt, weiß zu berichten, daß die Přibramer Bürger einst, da ihre Stadt noch volkreicher war, sich zur Hinrichtung der Verbrecher einen geeigneten Platz ersahen, und sich dazu gerade den Heiligen Berg auserkoren hatten. Aber sonderbarerweise fanden sie alles Baumateriale, das sie zu diesem Zwecke auf den Gipfel hinaufgeschleppt hatten, über Nacht vertragen, und zwar auf eine andere etwas entfernte Anhöhe.

Da sich dieser geheimnisvolle nächtliche Vorgang noch zu mehrerenmalen wiederholte, stand man von dem gefaßten Vorhaben ab und ließ den „Heiligen Berg" wie er früher war.

Schon damals, als Ritter Malowetz seine Kapelle erbaut hatte, begann der Zuzug der Leute zu dieser Stätte des Gebetes. Aber eine Bedeutung als Wallfahrtsort erlangte dieser Bergesgipfel eigentlich erst hundert Jahre später, nachdem nämlich das gegenwärtig noch verehrte Bild in die erwähnte Kapelle gebracht worden war.

Ursprung des Gnadenbildes.

Im 14. Jahrhunderte hatte den erzbischöflichen Stuhl zu Prag ein sehr frommer, ja im Rufe der Heiligkeit stehender Mann, namens Ernst von Pardubitz, inne. Dieser Erzbischof ist eine vollkommen historische, durchaus nicht sagenhafte Person; er starb im Jahre 1364, ja es existiert bis heute noch ein von ihm verfaßtes Werk.

Dieser war es nun, der das heutige Gnadenbild anfertigen ließ, oder wie man vielfach annimmt, es mit eigener Hand aus Birnbaumholz schnitzte. Wie er dazu kam, diese Statue zu schnitzen, das erzählt er in einer Urkunde, die er kurz vor seinem Tode, gleichsam als sein geistliches Testament, niederschrieb. Es heißt darin unter anderem:

„Alle, die die gegenwärtige Schrift lesen oder von ihr hören werden, mögen wissen, daß ich, Arnestus (Ernst), der heiligen Prager Kirche erster Erzbischof, unter den Sündern der größte, — nicht während der Nacht, sondern am Tage, nicht allein und im Verborgenen, nicht schlaftrunken oder geistesabwesend, sondern wachend folgendes Wunder erlebt habe . . ." Und nun berichtet er beiläufig folgendes: Einst, da er noch Student war, wohnte er mitten unter seinen Genossen in der Kirche zu Glatz der Vesper bei; wie zufällig richtete er seinen Blick auf das Marienbild ober dem Altare, und sah ganz deutlich, wie die allerseligste Jungfrau ihr Haupt unwillig von ihm abwendete. Vor Schreck kam er fast von Sinnen, sah dann noch einmal hin, und konnte nur den rückwärtigen Teil des Kopfes wahrnehmen: die allerseligste Jungfrau hatte sich also ganz und gar von ihm abgewendet. Da erschauderte er vor sich selber und begann traurig und tiefbetrübt immer wieder zu bitten: „Liebe, himmlische Mutter, o wende doch dein Angesicht wieder zu mir!" Wirklich begann nach einer Weile die Statue über dem Altare ihren Kopf wieder langsam zu ihm zu wenden, so daß sie wieder genau so war wie früher; jedoch blieb ein deutlich erkennbarer Zug der Unzufriedenheit in ihrem Antlitze zurück. — Diese gnadenreiche Mahnung zu einem frommeren Leben wagte der Student damals niemand zu offenbaren; er schämte sich nämlich, auf solche Weise eingestehen zu müssen, daß sein junges Leben ernstliche Makel an sich trage.

Erst auf seinem Sterbebette machte er das auffallende Ereignis kund und schloß den Bericht mit folgenden Worten: „Ich will, daß Vorstehendes in der Kirche zu Prag und in allen übrigen Gotteshäusern und in den Versammlungen der Ordensgeistlichen und der Weltpriester dem Klerus und dem Volke verkündigt werde, damit alle deutlich erkennen, daß die heilige Maria eine Erbarmerin aller jener Sünder ist, die sich ihrer Milde aufrichtigen Herzens empfehlen. . . Geschrieben von mir, Arnestus, der heiligen Prager Kirche unwürdigem Erzbischof, mittels meiner sündigen Hände."

Während aber der Student, wie wir soeben vernommen, den beschämenden Vorgang tief in seines Herzens Schrein verwahrt hatte, und niemand davon etwas sagte, hatte das Vorkommnis auf sein eigenes Seelenleben einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht. Mit geheimnisvoller Kraft zog ihn die Wunderstatue an und er fand nicht eher Ruhe, als bis er sich eine getreue Kopie davon anfertigen ließ oder vielmehr mit eigenen Händen schnitzte. Wann diese Kopie angefertigt wurde, wie alt und wo damals der ehemalige Student war, ist unbekannt. Aber das eine ist sicher, daß der nachmalige Erzbischof diese Kopie in hohen Ehren hielt und sie immer so viel als möglich bei sich hatte.

So stand das Bild zuerst in dem erzbischöflichen Hause zu Prag, wurde aber dann nach Přibram gebracht, weil dort ein Schloß als Eigentum den Prager Erzbischöfen zu-



Mariazell (Steiermark), das Innere der Gnadenkirche. Phot. J. Kuß, Mariazell.

(Seite 32.)



Phot. J. Kuß, Mariazell.

Gnadenbild von Mariazell.

(Seite 38.)



Hofphot. A. Adolph, Passau.

Gnadenbild von Altötting.

(Seite 11.)

Beide Bilder 1/3 der wirklichen Größe. Das Altöttinger Bild nach einer Aufnahme vor der Renovierung (anno 1912).

gehörte. Noch heute zeigte man in diesem ehemaligen Schlosse (k. k. Bergakademie) eine Nische, in der das Gnadenbild eine zeitlang seinen Platz gefunden hatte.

Nach dem Tode das frommen Gottesmannes wurde das Bild wegen der hereinbrechenden hussitischen Stürme von dem Schlosse weggetragen und fand in der Pfarrkirche ein Plätzchen. Aber auch dort war seines Bleibens nicht für immer, denn die Hussitengefahr gestaltete sich immer drohender und es fanden sich auch in der Stadt Přibram selber Anhänger dieser neuen Sekte; und so mußte das Bild, das damals schon als Gnadenbild verehrt wurde, in die Johanneskirche wandern. Diese Kirche aber wurde mit der Zeit baufällig, endlich kam ein großer Brand dazu und so mußten sich die Přibramer Bürger einen anderen Ort für das Bild erwählen. Da erfüllte sich das Wort der Schrift: „Maria aber machte sich in jenen Tagen auf und ging eilends auf das Gebirge“ (Lukas 1, 39.), — man beschloß nämlich, die Statue auf den Heiligen Berg zu bringen.

Ereignisse bis zum Jahre 1632.

Seit der Übertragung des Bildes auf den Heiligen Berg begann sich diese Stätte mehr und mehr zu einem Wallfahrtsorte zu entwickeln. Außer den zahlreichen Bergleuten kamen besonders auch die Mütter mit ihren kleinen Kindern herbei, um sich dort unter den Schutz Mariens zu stellen. Auch das verdient der Erwähnung, daß oft ganze Scharen von Kindern zum Berge hinaufzogen, sich dort die Statue von dem kleinen Altare der immer offenen Kapelle herunternahmen, selbe mit Blumen reich bekränzten, sie in Prozession auf dem Berge herumtrugen und einander zum Küssen reichten. Auch Einsiedler hielten sich zeitweise daselbst auf und übernahmen freiwillig die Obsorge der heiligen Kapelle.



Přibram, Gnadenstatue.

Als im Jahre 1618 der Dreißigjährige Krieg begann, der gerade in Böhmen seinen Anfang nahm, hatte ein Bürger von Přibram, Klobouenik mit Namen, ein Traumgesicht, in welchem ihn ein Bote Gottes mahnte, das heilige Bild in Sicherheit zu bringen. Er tat es, holte das Bild aus der Kapelle herunter und hielt es zwei Jahre lang in seinem Wohnhause verborgen. Als dann das Jahr 1620 den glänzenden Sieg der Katholiken über die Protestanten (am Weißen Berge) brachte, und die Macht der Irrlehre gebrochen war, trug es der treue Hüter wieder auf seinen ehemaligen Platz zurück.

Dasselbe Jahr 1620 ist für den Heiligen Berg auch insoferne ein wichtiges und bedeutsames, als damals die erste geschlossene Prozession zur heiligen Kapelle emporgeführt wurde.

Im Jahre 1631 brach das kaiserliche Heer in Přibram ein und benützte unter anderem die Marien-Kapelle auf dem Berge droben als Pferdestall. Außerdem nahmen die Soldaten alles, was aus Holz war, aus der Kapelle weg und schürten damit ein großes Feuer an. Merkwürdigerweise fiel es aber keinem von ihnen ein, die hölzerne Statue auch nur anzurühren.

Das erste große Wunder.
(1632.)

Hundert Jahre der stillen Verehrung gingen für den neuen, noch wenig bekannten Wallfahrtsort dahin. Da gefiel es der ewigen Weisheit, diesen Berg durch ein auffallendes Wunderzeichen weithin bekanntzumachen. Es war dies die Heilung des blinden Bettlers Johannes Prohaska.

Dieser Mann war aus Nimburg gebürtig und hielt sich späterhin viele Jahre in der Landeshauptstadt Prag auf. Da er ungefähr 47 Jahre alt geworden, erblindete er gänzlich, ward vollkommen erwerbsunfähig und fristete von da ab sein Leben durch Bettelei. An der Karlsbrücke zu Prag war sein gewöhnlicher Standplatz.

Dreizehn Jahre der Blindheit waren dahingegangen. Prohaska war ein Greis von sechzig Jahren geworden. Das rechte Auge fehlte ihm gänzlich; auf dem linken war er vollkommen blind. Ein armseliges Leben!

Da sah er einst im Traume einen heiligen Mann, der ihm wundersame Weisung erteilte: „Geh' hin auf den Heiligen Berg, bewache dort das Heiligtum der Muttergottes und du wirst dein Augenlicht wieder erhalten!“

„Träume sind Schäume!“ — so sprach verachtend und ungläubig Elisabeth, das Eheweib des Bettelmannes. Aber der strahlend schöne heilige Mann, den er im Traume geschaut, ging dem armen Blinden nimmer aus dem Sinne und nur der eine Wunsch beseelte ihn: auf den Heiligen Berg zu kommen und dort zu bleiben.

Aber wer sollte ihn führen? In seiner Not und Verlassenheit gedachte er eines noch gar zarten, erst acht Jahre alten Knaben aus seiner Verwandtschaft. Den beredete er, daß er ihm Führer und Leiter sei. Und der Knabe tat's. So kam Prohaska nach Přibram, wo er sich zunächst auf Anraten der Leute an jenen uns schon bekannten Paul Klobouenik wandte. Wirklich ward ihm durch dessen Vermittlung die Möglichkeit geboten, nicht nur ständig auf dem Heiligen Berge zu bleiben, sondern auch die eben frei gewordene Einsiedelei dortselbst zu beziehen. Mit großem Eifer und unterstützt von dem Knaben machte sich der neue Ein-

siedler daran, die vernachlässigte Kapelle soweit in Ordnung zu bringen, als er dies eben vermochte.

Er war noch nicht lange da, als sein Traum in Erfüllung ging. Es war am 14. Juni des Jahres 1632, als er die Nacht durchwachte, um sich und sein Anliegen der Gnade Gottes inbrünstig zu empfehlen. Zugleich legte er das bindende Gelöbnis ab, er wolle im Erhörungsfalle nimmermehr von dieser Stätte weichen, sondern hier verbleiben bis zum Tode. — Den andachtsvollen Beter überkam darnach ein tiefer Schlaf, und als er erwachte — hatte sich ein merkwürdiges Wunder an ihm zugetragen: sein linkes Auge hatte seine Sehkraft wieder erlangt.

Das war ein Tag der Freude, wie er ihn bisher noch nicht erlebt hatte — das war zugleich ein bedeutungsvoller Tag für den aufstrebenden Wallfahrtsort, denn der Ruf dieses Wunders verbreitete sich im ganzen Königreiche Böhmen.



Phot. Forst, Příbram.
Marienbrunnen auf dem Heiligen Berg.

Sieben Jahre durfte dieser lebendige Zeuge der Allmacht Gottes und der Gnade Mariens noch hier auf Erden weilen. Dann ward er abgerufen, um im Jenseits für ewig denjenigen zu schauen, der ihn hienieden schon so sehr begnadet hatte. Seine sterblichen Überreste wurden in der Kapelle zur Erde bestattet.

Der Marien-Brunnen.

Demselben hochbegnadeten Manne verdankt der Heilige Berg auch die Entstehung des Marien-Brunnens. Wenigstens schreibt man die Auffindung dieser Quelle dem inständigen Bittgebete dieses Bettlers zu. In der ersten Zeit war er nämlich gezwungen, alles Wasser, was er benötigte, unten in der Stadt zu holen und es den langen Weg hinaufzutragen, eine Arbeit, die dem schon bejahrten Manne sicherlich nicht leicht wurde.

Da wandte er sich denn in kindlich vertrauendem Gebete an seine große Wohltäterin im Himmel, sie möge ihm helfen, ihm und vielen andern auch noch, und möge hier am Berge eine Quelle eröffnen. Hoffnungsfroh machte er sich dann auf die Suche. Und siehe da, was er begehrte, ward ihm gegeben; ganz nahe vom Heiligtume entfernt, fand sich das erwünschte Wässerlein. Es ward ein Gnadenbrunnen; bis heute noch plätschern seine Wasser und bis heute noch trinken die Waller voll Vertrauen und Ehrfurcht aus ihm. Und die Heiligenberger Annalen haben eine Reihe von Heilungen aufgezeichnet, die durch den Gebrauch dieses Wassers zustande kamen.

Merkwürdige Erscheinungen am Gnadenbilde.

Mit dem Eintreffen Prohaskas, den ja die waltende Vorsehung Gottes selber gerufen, schien eine Zeit besonderer Wundertaten zu beginnen, die vom Heiligen Berge, wie von einem Zentralpunkte, ausgingen und allerwärts Segen verbreiteten. So war die neuentdeckte Marienquelle in Wirklichkeit nur ein Symbol und Vorbild einer viel besseren Gnadenquelle, die gleichzeitig dort am Berge ihren Ursprung nahm. Und wenn man sinnend Zeit und Ort dieser Gnaden überdenkt, so scheint es keine gewaltsame, unpassende Verknüpfung von Tatsachen zu sein, wenn man sagt: Als über Böhmens Gefilde die ärgste und längste Kriegszeit hereinbrach, die dieses Land überhaupt je durchzumachen hatte (nämlich der Dreißigjährige Krieg), da ließ die Trösterin der Betrübten im Herzen Böhmens (Příbram liegt ja fast genau in der Mitte des Königreiches) den hellen Morgenstern ihrer Gnade aufleuchten: sie schenkte den größten, berühmtesten Wunderort, den Böhmens Lande je geschaut!

Doch wir wollen Tatsachen erzählen. Jener Prohaska behauptete zu wiederholtenmalen, daß das Gnadenbild sonderbarerweise gar oft seine Züge verändere. Im Verlaufe der Zeiten ward dieses merkwürdige Vorkommnis von vielen anderen Leuten gleichfalls gesehen und bezeugt.

Nektins totkrankes Kind.

Mit dieser Veränderung der Züge hängt noch folgende Tatsache zusammen. Als der königliche Rat Nektin von Prag in seiner Verzweiflung über die Schmerzen seiner totkranken Tochter fortreiste, um ihren entsetzlichen Jammer nicht mehr ansehen zu müssen, kam er auch nach Příbram. In die Gaststube, in der er weilte, trat da geschmückt und freudestrahlend soeben die Tochter des Wirtes herein. Lebhaft begann sie ihrem Vater zu erzählen, daß sie gerade das hohe Glück genossen habe, mit eigenen Augen am Heiligen Berge droben die Änderungen im Antlitze der Gnadenstatue gesehen zu haben.

Nektin horchte auf. Die ihm völlig neue Sache interessierte ihn lebhaft; er gedachte seines sterbendes Kindes; er gedachte der Güte Gottes, die ihn, wer weiß vielleicht absichtlich gerade hierher geleitet hatte.

„Ich muß hinauf! Ich muß das sehen!“ Das war sein rascher Entschluß. Und er ritt empor zur gerühmten Höhe des Berges. Droben bezeugten ihm mehrere mit freudiger Stimme das Wunder des heutigen Tages. Da trat er erschüttert in das Heiligtum. Vor dem schlichten Bilde knieend, empfahl er in stürmischem Gebete der mächtigen Himmelshelferin seine totkranke, liebe Grete. Die Worte entströmten der Herzenstiefe und stiegen hinauf bis zum Throne der Gebenedeiten und fanden gnädige Gewähr.

Wie heißt es doch im Evangelium: Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und

sagten, daß sein Sohn lebe. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, da Jesus zu ihm gesagt hatte: dein Sohn lebt! (Joh. 4, 51. 52.) — Diese herrliche Evangeliumszene fand hier beim Heiligen Berge ihren lieblichen Widerhall. Am nächsten Tage trafen nämlich Eilboten seiner Frau ein, die ihm sagen ließen, daß um diese und jene Stunde sein Töchterlein plötzlich gesundet wäre. Und siehe da, es war die Stunde, da er beim Heiligtum Mariens betend vor dem Gnadenbilde kniete!

Der glückliche Vater, den diese Kunde erst ereilte, da er die Gnadenstätte bereits wieder verlassen hatte, kehrte alsogleich zurück und dankte in glühenden Worten und köstlichen Taten: er ließ die bisher noch gar einfache Kapelle mit allergrößter Freigebigkeit schmücken und zieren und war bis zu seinem Tode ein treuer Verehrer und Vorkämpfer jenes Heiligen Berges, der ihm und seinem Kinde wahrhaftig zum Berge der Gnade geworden war.



Historisches Wandgemälde in den Ambiten am Heiligen Berge. Phot. Forst, Přibram.

Maria, die Retterin der Seele.

Rat Nektin hatte einen Freund; es war ein hoher Adeliger und einer der angesehensten Männer im Königreiche. Allein schon seit zwölf Jahren war dieser vornehme Herr nicht mehr zu den heiligen Sakramenten gegangen, und vor der Beichte hatte er eine förmliche Scheu. Um das Seelenheil des einzigen Freundes ängstlich besorgt, ließ Herr Beneda von Nektin nicht nach mit Bitten und Ermahnungen, bis jener ihm versprach, in seiner Begleitung den Heiligen Berg zu besteigen. Kaum betraten sie die heilige Kapelle, da erfaßte es den großen Sünder plötzlich mit übernatürlicher Gewalt; denn er bemerkte zu seinem nicht geringen Erstaunen und Erschrecken, daß das heilige Bild sein Angesicht veränderte. Tiefe Reue beschlich ihn, und es schmerzte ihn unsagbar, bislang ein so eitles und gottloses Leben geführt zu haben. Es zog ihn mit Allgewalt zum Beichtstuhle, um seine Sünden zu bekennen. Bis zu seinem Tode kam er dann seinen religiösen Pflichten mit größter Gewissenhaftigkeit und seltener Pünktlichkeit nach. Daß die Gottesmutter wirklich ihr Antlitz verwandelt habe, beteuerte er feierlichst bis zu seinem letzten Atemzuge.

Derartige Veränderungen im Angesichte des Gnadenbildes finden wir in vielen Beschreibungen des Heiligen Berges erwähnt. Selbst in neuester Zeit wollen nicht wenige diese Wahrnehmung gemacht haben, Gebildete wie Ungebildete.

Doch wurden unseres Wissens diese sonderbaren Vorgänge vonseite der Kirchenbehörde nicht untersucht und geprüft.

Das heilige Bild vergraben.
(1639.)

Mehr als zwanzig Jahre hatte der unglückselige, verhängnisvolle Krieg schon angedauert, und in immer neue Schrecken jagten jene nordischen Wölfe die Schweden, die arme verhetzte Landbevölkerung. So war es auch im Jahre 1639, als der schwedische Kriegsobere Banner tief ins Böhmerland eindrang. Damals wohnte in der schlichten Einsiedlerzelle nebst der Kapelle ein gewisser Johann Havranek aus Kuttenberg. Dem ging die Gefahr, die dem Gnadenbilde vonseiten der rohen Kriegshorden drohte, so sehr zu Herzen, daß er sich entschloß, es um jeden Preis zu retten. Er packte die Statue möglichst sorgsam in eine Kiste ein, und vergrub diese Kiste an einem abgelegenen Orte. Was sonst an Kostbarkeiten vorhanden war, übergab er verläßlichen Leuten und flüchtete schließlich selbst nach Nepomuk. Erst nachdem ihn die Muttergottes im Traume versichert hatte, daß jetzt dem Gnadenbilde keine Gefahr mehr drohe, kehrte er wieder auf den Heiligen Berg zurück, grub sein verehrtes Kleinod aus und stellte es wieder in der Marien-Kapelle auf.

Die P. P. Jesuiten übernehmen die Wallfahrtsseelsorge.
(1647).

Wohl hatte der Heilige Berg nun schon eine große Berühmtheit erlangt und das Vertrauen des Volkes zur

Wunderstatue nahm von Jahr zu Jahr zu. Aber die Marienkapelle war denn doch nur eine bescheidene, einsame Waldstätte. Kein Priester harrte dort der ankommenden Pilger um sie im heiligen Bußsakramente mit Gott zu versöhnen und dann den Versöhnten das Brot der Engel als heiligstes Siegel der neuerlangten Gotteshuld zu reichen. Keine Glocke rief vom Turme zu Messe und Predigt, zu Segen und lieblicher Andacht.

Immer stärker, immer gebieterischer ward der Ruf: „Gebt uns Priester!“ Und der Herr hörte den Notschrei des Volkes. Nach längeren vorausgegangenen Verhandlungen zogen nämlich am Bartholomäustage des Jahres 1647 die ersten Jesuitenpatres zur Bergeshöhe empor, um dort eine neue Ordensniederlassung zu begründen.

Schon im allernächsten Jahre (1648) mußten sie dem Gnadenbilde wichtige Dienste leisten, indem sie es vor der verehren und zu bewachen. Fünf Monate lang, vom 26. Juli bis zum Dezember, barg sich das Gnadenbild in diesen Wäldern.

Fügen wir hier, der Geschichte weit vorgreifend, die Erwähnung einer viel späteren — und gebe Gott: der letzten — Flucht des Gnadenbildes an.

Es war dies im österreichisch-preußischen Kriege im Jahre 1866. Da nämlich der Feind bis Prag vorgedrungen war und bereits auch in der Umgebung von Přibram sichtbar wurde, trugen zwei Redemptoristen das wundertätige Bild nach Smolotel bei Makowa. Doch am zweiten Tage schon, da die Nachricht eintraf, der Waffenstillstand sei geschlossen und für den Heiligen Berg sei nichts zu befürchten, kehrte man mit der Gnadenstatue zurück.



Historisches Wandgemälde in den Ambiten am Heiligen Berge Kaiser Leopold I. betet vor dem Gnadenbilde. Phot. Forst, Přibram.

Starker Aufschwung des Wallfahrtsortes unter den P. P. Jesuiten.

Es tut einem förmlich wohl, die herrlichen Berichte über die umfassende und reichgesegnete Wirksamkeit der Patres Jesuiten zu lesen.

Die Zahl der Kommunikanten schnellte zu einer ansehnlichen Höhe empor. Als die neuen Priester ankamen, zählten sie im ersten Jahre 275 Kommunionen; dreizehn Jahre später waren es schon mehr als 16.000, und nach weiteren 20 Jahren 94.000.

In ziemlich rascher Aufeinanderfolge erschienen jetzt Hefte und Bücher über den Heiligen Berg. Der Gottesdienst wurde feierlichst abgehalten, Chorknaben wurden angestellt, die gewisse rührend schöne Marienhymnen abzusingen hatten; diese Einführung hat sich vorzüglich bewährt, so daß das Institut der Chorknaben noch heute besteht.

Bald wurde der Bau der Kirche oder eigentlich die Erweiterung der Kapelle in Angriff genommen. Das Jahr 1658 brachte die neue Wallfahrtsstiege, die den Pilgern bei Regen und Sturm erwünschten Schutz gewährte.

Immer zahlreicher kamen die Prozessionen, immer weiter verbreitete sich der Ruf dieses Heiligtums im ganzen Böhmerlande; und in verhältnismäßig kurzer Zeit hatte der Heilige Berg unter der zielbewußten und systematischen Leitung des hochverdienten Jesuitenordens den Ruhm erlangt, der erste aller tschechischen Wallfahrtsorte zu sein.

abermals drohenden Schwedengefahr erretteten. Damals nahm P. Bernhard Herrmann am 23. Juli einen Teil des Heiligenberger Schatzes und flüchtete damit nach Prag, wo er aber leider nach der Einnahme der Kleinseite dennoch in die Hände der Schweden fiel. Ein anderer Priester nun, P. Johann Institoris, gleichfalls aus der Gesellschaft Jesu, rettete die noch übrigen wertvolleren Gegenstände, darunter auch die Gnadenstatue, am 26. Juli nach Přibram in das Haus des Ritters Sigismund Měsíček.

Als jedoch später auch in Přibram keine Sicherheit für das Gnadenbild war, trug derselbe Priester das Muttergottesbild nebst den anderen Weihgegenständen auf seinen eigenen Schultern in die zwischen den Ortschaften Obecnic und St. Benigna gelegenen dichten Wälder. Eine große Menschenmenge aus Přibram und der Umgebung begleitete den treuen Hüter des Gnadenbildes in die Wildnis, um da die Mutter Gottes zu

Die feierliche Krönung.
(1732).

Der Eifer der P. P. Jesuiten war es, der diesem damals schon hochverehrten Bilde die Ehrung einer feierlichen, vom vatikanischen Kapitel bewilligten Krönung verschaffte. Zwei Kronen mit vielen Edelsteinen und Perlen besetzt kamen von der Hauptstadt des christlichen Reiches, von Rom nach Prag, dazu bestimmt, fortan als ehrende Zier die beiden Häupter des Heiligenberger Gnadenbildes (das Haupt des Jesukindes und das Haupt seiner gebenedeiten Mutter) zu schmücken. Bischofshand sollte diese höchste aller irdischen Ehren dem berühmten Bilde angedeihen lassen.

Ein einziger, allzuflüchtiger Tag schien für solche Freudenfeste allzu kurz sein. Darum sollte der Glanz der hehren Feierlichkeit durch volle acht Tage Příbrams Bewohner und die zahlreich herbeigeeilten Gäste erfreuen. Am 22. Juli 1732 erfolgte die heilige Handlung.

Die Bürgerschaft der altberühmten Silberstadt tat alles Mögliche, um das seltene Fest mit Prunk zu begehen, und es war einer der Glanzpunkte des Festes, als am Nachmittage unter großartigem Zulaufe des Volkes das Weihegeschenk der Stadt herbeigebracht wurde: eine Wachskerze, die nicht weniger als 140 Pfund wog. Sechzehntausend Kommunikanten waren in der Festoktave beim Tische des Herrn zu zählen.

Noch bis heute klingt der Jubel dieses Hochfestes nach, wenn sich nämlich am Jahrestage dieser Krönung aus nah und fern zahlreiche Pilger zum Heiligen Berge drängen. Man zählt da dreißig- bis fünfzigtausend Wallfahrer. Da wird dann das hochverehrte Bild nach Absingung des Amtes von etwa 40 Priestern, die sämtlich in Meßgewänder gekleidet sind, abwechselnd in den Ambiten herumgetragen, während Glockenklang und Orgelton erschallen und der brausende Chor der Menschenstimmen der heiligen Gottesgebärerin fröhliche Huldigung darbringt.



Historisches Wandgemälde in den Ambiten am Heiligen Berge: Die Jesuiten übernehmen die Obsorge für das Heiligtum. Phot. Forst, Příbram.

Die Jesuiten verlassen den Heiligen Berg.
(1773.)

Wie anders war der frohe Tag, da einst des hl. Ignatius Söhne (man nennt sie die Gesellschaft Jesu oder kürzer Jesuiten) arbeitsfroh zum erstenmale am Heiligen Berge standen, und wie anders jener, da sie nach 126 Jahren eifervollen Wirkens, mit dem Pilgerstabe in der Hand ins Weite zogen, verjagt, verbannt, vertrieben von geliebter Stätte, für die sie so viel getan.

Als sie im Jahre 1747 den hundertsten Jahrestag ihres Einzuges festlich begingen, da ahnten sie wohl das Unheil nicht, das über ihrer Zukunft schwebte. Noch trugen sie sich mit großen Plänen. Durch ihre Bemühung erhielt das Heiligtum den wertgeschätzten silbernen Hochaltar, und wenn man sie weiter am Heiligen Berge belassen hätte, so sollte — sie hatten es vor — in Kürze das Heiligtum ganz neu und prächtig hergestellt den Ruhm Mariens mit neuem Glanze verkünden.

Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Im Trauerjahre 1773 ward von Rom aus der segensreich wirkende Orden als aufgehoben erklärt.

Der Dechant von Příbram, Unger mit Namen, sollte vorläufig das Erbe der scheidenden neun Patres übernehmen, er sollte fürder der Verwalter des Heiligen Berges sein. Mit Wehmut beschreibt er in der Chronik diesen Tag des Jammers und der Trauer. Er selber, der neue Hüter, kniete vor dem Superior hin, sich seinen Segen zu erbitten zum Werke, zu dem er sich selber zu schwach fühlte. Beim Abschiede der Jesuiten trauerten alle, denen die Heiligenberger Muttergottes lieb und teuer war.

Arm an zeitlichen Gütern waren die Patres vor mehr als hundert Jahren auf den Heiligberg gekommen, arm an zeitlichen Gütern zogen sie jetzt bis auf einige wenige wieder hinaus in die weite Welt, das Brevier unter dem Arm, Gott im Herzen. Die wenigen, welche zurückblieben, wurden dem Dechanten von Příbram unterstellt und versahen nach wie vor den Dienst im Heiligtum. Die Wut der Feinde der Kirche hatte den Jesuitenorden, diese Säule der Kirche, nach gewaltigem Ringen und Kämpfen endlich unterdrückt, doch Gott sei Dank, nur für kurze Zeit. Denn schon nach wenigen Jahrzehnten wurde der zum Tode verurteilte Orden von derselben Stimme, die ihn einst zur Vernichtung bestimmt

hatte — von des Papstes Stimme — zu neuem Leben aus dem Grabe hervorgerufen. Und mit verjüngter Kraft steht er heute da — dem Glaubenshorte zur Wehr — der Kirche zur Ehr' — den Gläubigen zur Lehr'. —

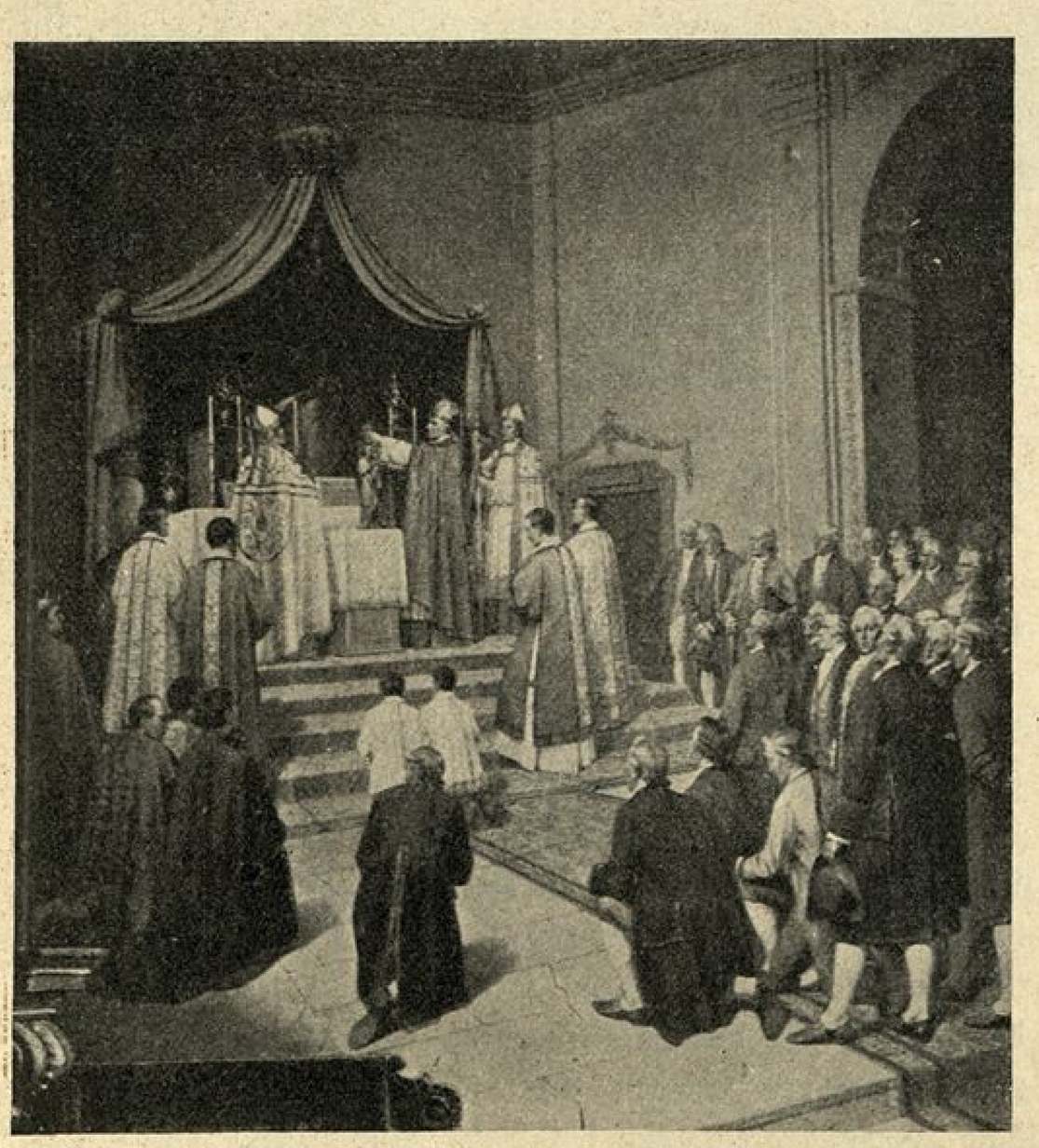
„Heil den wackeren Söhnen des großen Ordensstifters Ignatius!"

Infel und Hirtenstab.

Dechant Unger war bloß vorläufiger Verwalter des Heiligtums und schon nach wenigen Monaten ward endgiltiger Wandel geschaffen. Am 17. November 1773 zog ein Theatiner Ordenspriester, seiner weltlichen Geburt nach ein Graf, als Propst zur Höhe des Heiligen Berges. Nach einigen Jahren wurden ihm vier Weltpriester als Helfer und Kooperatoren beigestellt. Und wieder nach einigen Jahren (1796) wurde das Heiligtum Mariens zur ständigen Propstei ernannt, und zwar mit der Befugnis, daß der jeweilige Propst die bischöflichen Insignien, also Infel und Hirtenstab, gebrauchen dürfe.

Achtundachtzig Jahre war die den Heiligenberger Pröpsten von Gottes Vorsehung beigemessene Zeit. Über ihre Wirksamkeit ist nicht viel aufgeschrieben worden. Wir müssen aber bedenken, daß eben diese Zeit mit dem Tiefstande des ganzen Wallfahrtswesens in Österreich zusammenhängt.

Ein Geschichtsschreiber des Heiligen Berges sagt wörtlich über diese Zeit: „Mit gutem Gewissen kann man von den Pröpsten sagen, daß sie sich um den Heiligen Berg kümmerten und ihr möglichstes taten, um ihn im guten Stande zu erhalten. Allein den Heiligen Berg so zu heben und ihn auf jener Höhe zu erhalten, wie es unter ihren Vorgängern, den P. P. Jesuiten, der Fall war, stand nicht in ihren Kräften." Auf dieses Urteil weisend, sagen wir den Denkenden die Worte der Schrift: Wer Ohren hat zu hören, der höre! (Markus 4, 23.)



Phot. Forst, Příbram.

Die feierliche Krönung des Gnadenbildes am Heiligen Berge.
(Nach einem Gemälde in den Ambiten.)

Die P. P. Redemptoristen.
(Seit 1861.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing langsam die schwerdrückende Nebelwolke des josefinischen Geistes zu weichen an und man begann wieder verlangender nach der Sonne Gottes zu schauen. Und so regte sich auch für den Heiligen Berg das vielseitige Begehren, tüchtige, leistungsfähige Kräfte für diesen so wichtigen Posten heranzuziehen. Und so erging an den aufstrebenden Redemptoristenorden der einladende Ruf: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!" Und die Gerufenen gingen mit Freude.

Überaus viel haben die Söhne des hl. Alfonsus im Laufe der Jahrzehnte droben am Berge geleistet. Das größte, was sie getan, entzieht sich menschlichen Blicken und menschlicher Schätzung: die unermüdliche Gnadenvermittlung an Hunderttausende von trostbedürftigen Pilgern. Aber auch nach außenhin haben sie wacker gearbeitet und allen ihren Werken durch die gänzliche Renovierung des Heiligtums, durch die sich so vieles zum Besseren veränderte, die Krone aufgesetzt. Diese äußerliche Umgestaltung ward gleichzeitig die Veranlassung zur Erwerbung eines neuen Privilegiums: die Kirche am Heiligen Berge wurde nämlich bei dieser Gelegenheit von Rom aus zur Basilica minor ernannt (1905.) Es ist dies ein Ehrentitel für die Kirche, so daß sie durch ihn gleichsam aus den übrigen Kirchen hervorgehoben und besonders ausgezeichnet wird. Deutsch übersetzt heißt das Wort Basilika eigentlich: Königskirche.

Wir schließen diesen geschichtlichen Teil des berühmten böhmischen Gnadenortes mit dem herzlichen Wunsche, daß die segensreiche Tätigkeit der jetzigen, verdienstvollen Verwalter des Heiligtums noch dauern möge:

„ad multus annos!"
(„auf viele Jahre!")

Gebetserhörungen.

Die außerordentlichen Gnadenerweisungen, deren sich jährlich mehrere ereignen, werden, wenn sie wichtig sind, in die „Chronik des Heiligen Berges" aufgenommen und in böhmischen Zeitschriften veröffentlicht. Wir erzählen hier, dem Wallfahrtsbüchlein von Blakák folgend, einige der wichtigsten.

Die Lebensbeichte.

Im Jahre 1883, am 7. Juni, befand sich unter den Pilgern ein Greis, der seit seiner frühesten Jugend immerfort in der Beichte Sünden verschwiegen und also sein Leben lang noch keine giltige Beichte abgelegt hatte. Da er nun im Vereine mit anderen Wallfahrern am Heiligen Berge vor dem Gnadenbilde eifrig betete, glaubte er eine sehr deutlich wahrnehmbare Stimme zu vernehmen, die ihm zurief: „Gehe hin und beichte!" Doch die Mahnung erwies sich zu schwach; der in Sünden ergraute Mensch

wagte es nicht, seine Bürde wegzulegen, sondern ging ohne Sakramentsempfang wieder heim. Aber die rufende Gnade ließ ihm fortab keine Ruhe. Immer wieder gedachte er des dringenden Rufes: „Gehe hin und beichte!“ Doch daheim in seinem Pfarrorte getraute er sich nimmer. So schob er es denn ein volles Jahr auf, bis er endlich gerade nach Jahresfrist wieder auf der Höhe des Gnadenberges stand. Hier offenbarte er sich denn endlich mit Aufrichtigkeit dem Priester und kehrte dann heim, des Dankes und der Herzensfreude voll.

Merkwürdige Befreiung vom Veitstanze.

Der Bericht über die nun folgende Heilung wurde amtlich untersucht. Die Akten tragen nebst der Unterschrift des Pfarrers Moritz Haissak noch jene von sechs Zeugen und werden auf dem Heiligen Berge aufbewahrt.

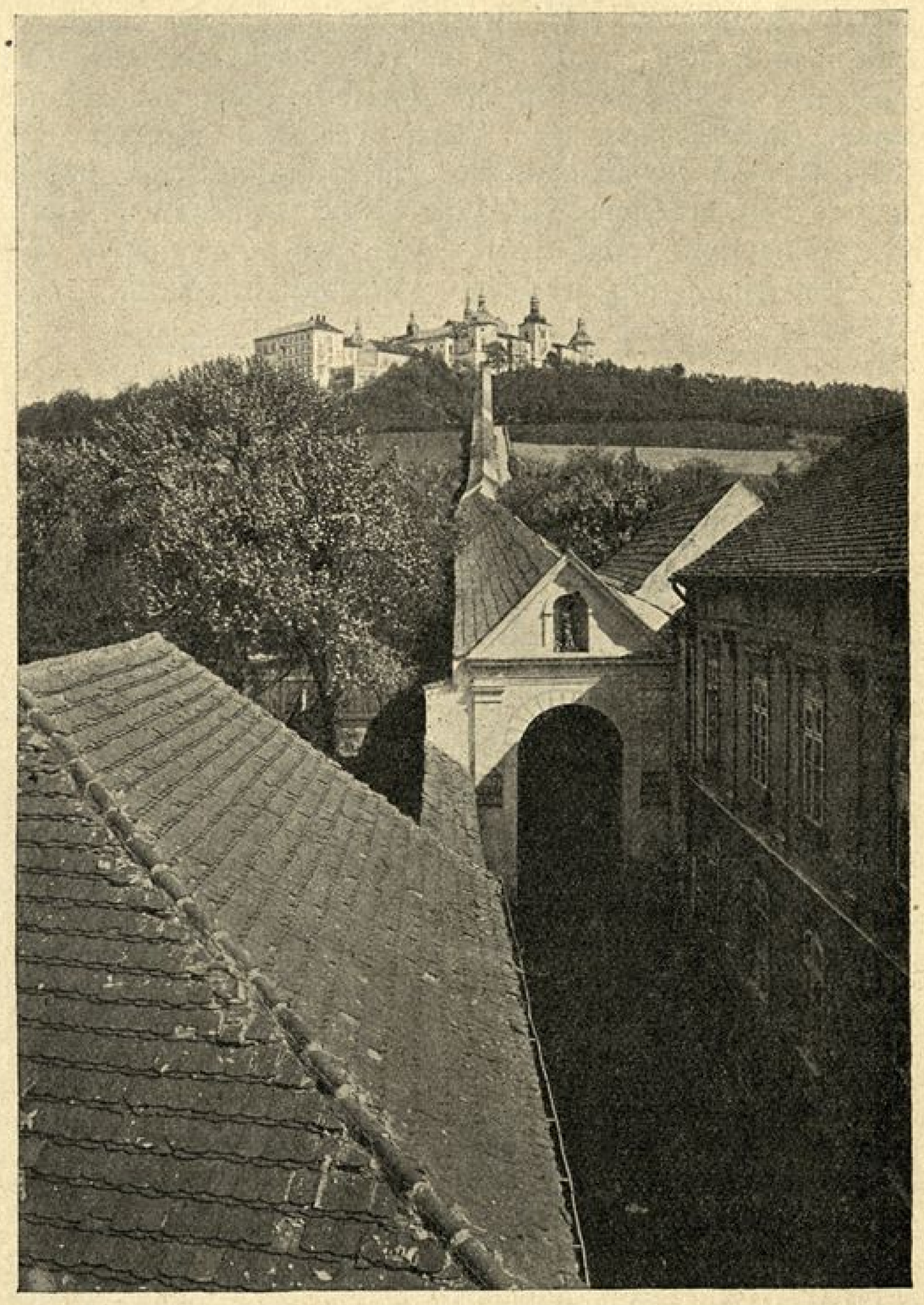
Karoline Wolf aus Fürstenhut bekam im Alter von elf Jahren den Veitstanz in so schwerer Form, daß sie dadurch auch die Sprache verlor. Ein Arzt aus Winterberg, der die Kranke dreimal besuchte, wußte sich mit der Krankheit nicht zu helfen. Da das Übel schon mehrere Wochen angedauert hatte, machten die betrübten Eltern in ihrer großen Not ein Gelöbnis, daß fortan alljährlich jemand aus der Familie auf den Heiligen Berg pilgern werde, wenn Gott der Herr die Krankheit des Kindes beheben wollte. Gleich nach der Ablegung dieses Gelöbnisses machten sich die Eltern des Kindes auf, um ihre Bitte durch eine Wallfahrt zu unterstützen. Die allerseligste Jungfrau erhörte das Gebet dieser Leute, denn siehe da, zur selben Zeit, als Vater und Mutter betend an der Gnadenstätte weilten, fand die ferne Tochter ihre Sprache wieder. Und als die beiden Waller am Samstage nach den Pfingstfeiertagen daheim wieder ankamen, empfing sie zu ihrer allergrößten Freude das geheilte Kind mit dem Gruße: „Grüß euch Gott, Mutter und Vater!“ Nachdem die sonderbare und so rasche Heilung durch ein volles Jahr standgehalten und kein Rückfall mehr vorgekommen war, ging die Mutter abermals auf den Heiligen Berg, um in Gegenwart der oberwähnten Zeugen diese Gnadenerweisung zu Protokoll zu geben.

Heilung eines blinden Kindes.

Am 2. Juni 1876 schickte der hochwürdige Herr Johann Rajmann, Pfarrer in Nazabudiz, folgende Bestätigung „sub fide sacerdotali“ („unter priesterlicher Treu“) auf den Heiligen Berg: Als meine Mutter, Anna Hellebrand, welche jetzt 76 Jahre alt ist, im Alter von fünf Vierteljahren einmal in der Wiege weinte, versetzte ihr der Vater Franz Hellebrand, Grundbesitzer in Hudlitz, im leidenschaftlichen Zorn einen derartigen Schlag ins Gesicht über die Augen, daß sie erblindete und fünf Vierteljahre blind war. Da sie von einem Arzte zum andern erfolglos getragen wurde, rieten die Taufpaten der betrübten Mutter, mit dem Kinde auf den Heiligen Berg zu fahren. Sie tat es und ließ eine heilige Messe für die Heilung des Kindes lesen. Ein Priester berührte hernach die Augen der Kleinen mit dem Kleide des Gnadenbildes. Als man darauf das Kind mit sich in die hiesigen (Heiligenberger) Krämerbuden auf den Armen mitnahm, merkte man, wie die kleine Anna ihre Händchen nach den Wachsopfern ausstreckte, die dort zum Verkaufe ausgelegt waren, daß sie also sehe! Und in der Tat: von dieser Zeit an hatte meine Mutter die Augen ganz gesund. (Heiligenberger Jahrbücher.)

Geheilte Epilepsie.

Im Jahre 1887 kam Johann Zacek aus Pecirad auf den Heiligen Berg, um hier nicht bloß vor dem Gnadenbilde seinen Dank auszusprechen, sondern auch, um den dortigen Priestern die Heilung einer Fallsucht mitzuteilen, von der seine Tochter nunmehr durch zwei Jahre völlig und restlos befreit war.



Příbram, die gedeckte Wallfahrtsstiege.

Dieses arme Kind hatte im Alter von zehn Jahren die ersten Anfälle dieser tückischen Krankheit gehabt und wurde fortan durch sechs Jahre von dem Übel heimgesucht, derart, daß sie durchschnittlich alle drei Wochen den Anfall bekam und niederstürzte. Die heimischen Ärzte waren ratlos und empfahlen eine Überführung der Patientin in das Prager allgemeine Spital. Dies geschah denn auch, aber die Kranke wurde nach einiger Zeit als unheilbar zurückgeschickt. Späterhin versagten ihr die Ärzte des Heimatsortes überhaupt jedwede Behandlung. Da rieten fromme Leute dem hartbedrängten Vater, er möge doch Zuflucht zu Unserer Lieben Frau am Heiligen Berge nehmen. Das tat er denn wirklich, pilgerte hin und ließ dort auf die gute Meinung um Genesung seines gequälten Kindes eine heilige Messe lesen.

Merkwürdig! Von diesem Tage an war jede Spur der Fallsucht verschwunden!

Mit Eid beglaubigt.

Der nächste Fall brachte Gnade und Glück in eine Lehrerfamilie. Man sieht es dem Berichte auch sofort an, daß die begnadete Familie den gebildeteren Ständen angehört, die sich zu helfen wissen, ihre Dankespflicht nachdrücklich abzustatten. Denn der Vater begnügte sich für diesen Fall nicht mit einer protokollarischen Aufschreibung, sondern

wollte zur Ehre Gottes das, was er erlebt, durch feierlichen Eidschwur bekräftigen.

Wenzel Viehman, so hieß der betreffende Herr, war Unterlehrer an der k. k. Übungsschule zu Prag. Sein drei Monate altes Kindlein wurde von den Fraisen befallen und kam durch andauernde Fraisenzustände in vierzehn Tagen so weit, daß es schon ganz blau und starr wurde, und wie tot aussah. In dieser höchsten Not sprachen Vater und Mutter vereint ein Gelöbnis aus: Wenn das Kind gesundete, so wollten sie es zur Gnadenstätte am Heiligen Berge tragen, und es dort gleichsam der Muttergottes dankend vorführen. Die Bitte ward sofort erhört. Das Kind lebte sichtlich auf und war binnen kürzester Frist vollkommen hergestellt.

Ein stammelndes Kind.

Nicht weit von Přibram entfernt wohnte in Dominikal Passek ein Nagelschmied namens Johann Kleindienst, der am 6. Juni 1884 folgenden Fall zu Protokoll gab:

Er hatte ein Söhnlein namens Johann, das schon beinahe vier Jahre zählte und dennoch mit Ausnahme einiger weniger Worte, die es aussprach, keinerlei Sprachvermögen zeigte. Da versprach der betrübte Vater, er wolle zu Ehren der allerseligsten Jungfrau auf den Heiligen Berg pilgern und dort sein Anliegen vorbringen, daß seinem armen stummen Kinde doch die Zunge gelöst werde. Im Falle der gnädigen Erhörung verpflichtete er sich, den Fall von der Geistlichkeit am Heiligen Berge aufschreiben zu lassen. Im Juni 1882 war es, als der Mann sein Versprechen insoweit einlöste, daß er die Pilgerfahrt auf den Heiligen Berg unternahm. Kaum heimgekehrt, sollte er zu seiner größten Freude die Erfüllung seines Gebetes schauen: denn von diesem Tage an begann das Kind normal zu sprechen.

Von Krücken befreit.

Ein recht lieblicher, auffallender Vorfall, der allerdings schon etwas weiter zurückliegt, ist der nun folgende, der von Pfarrer Franek zu Bratonitz im Jahre 1871 am Heiligen Berge zu Protokoll gegeben wurde.

Durch unvorsichtige Handhabung verbrühte sich Katharina Kosak aus Kysic den rechten Fuß derart, daß sie infolge dieser Verletzung fortab nur mehr mittels einer Krücke gehen konnte. Da dieser erbarmungswürdige Zustand schon zwei Jahre angedauert hatte, ohne daß es den Anschein hatte, als ob eine Besserung zu erwarten stehe, nahm sie wie so viele andere Leidende, ihre Zuflucht zur großen Wundertäterin am Heiligen Berge und bat inständigst um ihre Hilfe. Und als sie nun dortselbst verweilte, geschah das Unglaubliche: ihre gekrümmten Glieder streckten sich und sie fühlte sich zur selben Stunde gesund. Da nahm sie freudigen Herzens ihre Krücke, legte sie als Weihegabe an den Stufen des Gnadenaltares nieder und kehrte selig und froh in ihre Heimat zurück.

Ein prophetischer Traum.

In der Nähe von Klattau war es, in dem Orte Vostretic, daß ein zwölfjähriges Mädchen namens Barbara Majer schwer darniederlag. Sie litt an Typhus und mehreren Folgeerscheinungen und kam zusehends dem Grabe näher. Sie erkannte niemand mehr; ein Vierteljahr hatte die Krankheit im ganzen schon angedauert; in der letzten Zeit lag sie eine Woche hindurch ganz besinnunglos da. Die Doktoren waren ratlos und redeten sich dahin aus, daß das Übel nunmehr schon zu alt und darum einer Hilfe nicht mehr zugänglich sei.

Die Kranke wurde mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. An diesem für sie so wichtigen Tage hatte sie einen sonderbaren Traum. Es kam ihr vor, daß ihr Vater eine Wallfahrt auf den Heiligen Berg unternommen hätte. Und da sie ihn daheim erwartete, konnte sie plötzlich wieder im Zimmer auf- und abgehen, und den Heimkehrenden auf diese Art froh begrüßen. Den hoffnungsfrohen Traum erzählte sie ihren Angehörigen. Begreiflicherweise griffen die schwer heimgesuchten Eltern mit Eifer nach dieser eigenartig gebotenen Gotteshilfe und gar bald war der Vater auf dem Wege zum Heiligen Berge. Dort betete er mit Inbrunst um Hilfe und Genesung. Und da er heimwärts zog und die Schwelle seines Hauses überschritt, sah er seine Tochter über das Zimmer schreiten. Der Traum war erfüllt!

Doch war die Kranke nicht vollkommen heil und gesund, es war nur eine Besserung gewesen, aber in wenigen Wochen war sie gänzlich hergestellt.

Im Jahre 1886 gab der beglückte Vater bei der Dankwallfahrt auf den Heiligen Berg diesen Vorfall zu Protokoll und legte für die Wahrheit seiner Aussage gleichzeitig einen Eidschwur ab.

Das rettende Bildchen.

Am 9. November 1878 fiel bei dem bosnischen Feldzuge Ferdinand Paldera von der Brücke, die zum Dampfschiffe führte, in die Save; es war Nacht und darum bemerkte niemand den Unfall. Der Unglückliche rief nun die seligste Jungfrau Maria vom Heiligen Berge an, deren Bildchen er im Portemonnaie hatte. Und siehe, auf unerklärliche Weise wurde in demselben Augenblicke auf dem Schiffe die Anzeige gemacht, daß jemand unter der Brücke mit dem Tode ringe. Der Verunglückte wurde alsbald herausgezogen und da doch alles, was er bei sich gehabt hatte, auch die Banknoten in seiner Brieftasche ganz durchnäßt waren, blieb nur das Bildchen der Gnadenmutter vom Heiligen Berge ganz allein trocken, gleichsam zum Zeichen, daß die seligste Jungfrau selbst den Armen vom Tode errettet hatte. Der also Gerettete kam auch auf den Heiligen Berg, um der Muttergottes für die Rettung zu danken, und berichtete und bestätigte die ihm von der allerseligsten Jungfrau erwiesene Wohltat in Gegenwart seiner Frau und Tochter. Er war ein Telegraphenbeamter aus Prag. Als diese Begebenheit in dem Büchlein „Heiliger Berg“ gedruckt erschien, wurde der Betreffende von der Redaktion eines freisinnigen Blattes gefragt, ob dies, was von ihm im Berichte erzählt wird, wahr sei? Da öffnete er seine Brieftasche und zeigte denen, die gekommen waren, ihn zu fragen, jenes Bildchen und sprach: „Hier ist das Bildchen der Heiligenberger Muttergottes, die mich vom Tode errettete!“

Außer diesen Heilungen, die sämtlich dem oberwähnten Büchlein entnommen sind, liegt uns noch ein anderer handschriftlich an uns selbst gerichteter Brief vor. Wir lassen den Brief ziemlich wortgetreu folgen.

Von der Skrofulosis geheilt.

Als sechsjähriger Knabe erkrankte ich an Skrofulose oder Halsdrüsen-Entzündung. Meine Mutter, eine Witwe, versuchte alle Mittel, aber es erwies sich alles als vergebens angewendet. Die Beulen, vom rechten Ohr bis zum linken reichend, waren nur eine einzige Kette von Geschwüren. Meine Mutter war in Verzweiflung, denn schon hatte das Übel lange Jahre angehalten und ich sollte schon im nächsten

Jahre nach Wien kommen, um eine Profession zu lernen. Da rückte das Pfingstfest 1859 heran, da unsere Gemeinde, wie alle Jahre eine Wallfahrt auf den Heiligen Berg bei Přibram unternahm. Da verlobte sich denn meine Mutter dorthin und beteiligte sich samt mir an dieser Bußfahrt.

Es waren etwa 280 Personen im ganzen. Ich war der Jüngste dabei.

Nun erbat ich mir vom Vorbeter die Erlaubnis, daß nur ich allein die Fahne tour- und retourtragen dürfte, was mir auch wirklich gewährt wurde.

Nach zwei strengen Tagen kamen wir in Přibram an, am ersten Tage wurde am Heiligen Berge Andacht gehalten. Meine Mutter und ich empfingen hier die heiligen Sakramente und machten das Gelöbnis, im Falle ich gesunden und meine Lehrzeit glücklich überstehen würde, so wollten wir zur schuldigen Danksagung abermals hierher wallfahren.

Ob nun Maria, das Heil der Kranken, mich erhört habe, das möge man aus folgendem Berichte entnehmen:

Unsere Prozession trat den Rückweg an. Und da wir nun eine halbe Tagreise hinter uns hatten, blieb ich neben meiner Fahne stehen und wartete, bis meine Mutter, die immer neben dem Vorbeter ging, zu mir gekommen war. Dann zog ich das schwarze Tuch, das meine Geschwüre verdeckte, vom Halse herunter, übergab es ihr und sagte dabei: „Mutter, nehmen Sie das Tuch, ich benötige es nicht mehr, Unsere Liebe Frau, die Gottesmutter hat mich geheilt!“

Die freudige Kunde ging von Mund zu Mund und machte ungeheures Aufsehen, da alle mich und meinen Zustand gar wohl kannten. Und als wir am nächsten Tage in unserem Heimatsorte im Böhmerwalde unseren Einzug hielten, waren alle meine Geschwüre eingetrocknet und ich geheilt. Lob und Dank sei der Mutter Jesu, dem Heil der Kranken!

Ebelsberg bei Linz, am 30. April 1899.

Rudolf Reisinger, Drechslermeister.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1920, 300 jähriges Jubiläum der ersten Prozession.
1923, 250 jähriges Jubiläum der Kirchenweihe.
1932, 200 jähriges Jubiläum der Krönung.
1950, 700 jähriges Jubiläum des „Heiligen Berges“.
1961, 100 jähriges Jubiläum des Einzuges der P. P. Redemptoristen.

Ständige Priester: 9 Redemptoristen, im Sommer noch Aushilfe.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: über 300.

Kommunikanten jährlich: 70.000 bis 80.000.

Besucher jährlich: 150.000 bis 200.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 250 bis 300.

Kommunikanten früherer Jahre:

1751—150.000 Kommunikanten.
1774—135.000 „
1790—106.000 „
1800—159.000 „
1820—142.000 „
1850 — 72.000 „

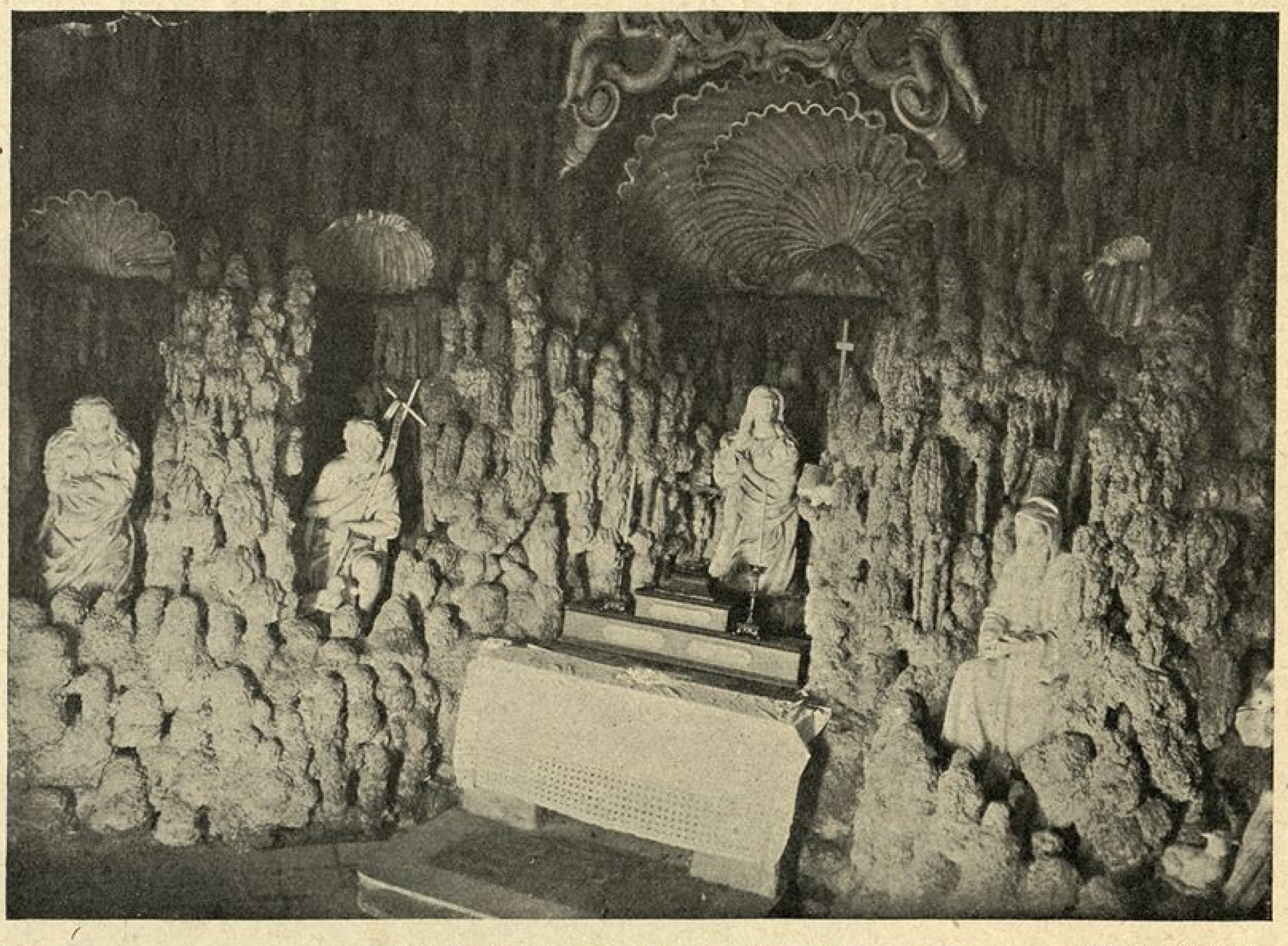
Hauptfest: Krönungsfest (dritter Sonntag nach Pfingsten). Ferner der große Freitag (Freitag nach Christi Himmelfahrt).

Einwohner von Přibram: 15.000. Auf den Heiligen Berg führt von Přibram eine Häuserzeile hinauf.

Stabile Devotionalienhändler: oben gegen 100, in der Stadt etwa 50.

Gasthäuser: oben 5. Die meisten Wallfahrer übernachten in der Stadt.

Der Besuch des Wallfahrtsortes in den letzten Jahren ziemlich gleichbleibend.



Přibram, Magdalenengrotte am Heiligen Berge. Phot. Forst, Přibram.

Nationalität der Wallfahrer: fast durchwegs tschechisch. Doch kommen sie von weither: Böhmen, Mähren, Niederösterreich (besonders Wien), Bayern.

Zufahrten.

Prag—Přibram: Schnellzug 2 St., K 4.20; Personenzug 3 St., K 3.20. Wien (Franz Josefs-Bahnhof)—Přibram, über Protiwin (umsteigen), Schnellzug 7 St., K 15.30; Personenzug über 11 St. K 11.60.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Heiliger Berg—Sankt Benigna (16 Kilometer nordwestlich vom Heiligen Berge). Am besten zu Fuß, immer auf der Straße, wobei man durch jene dichten, herrlichen Wälder kommt, in welchen im Jahre 1648 das Gnadenbild vom Heiligen Berg aus Furcht vor den Schweden längere Zeit verborgen war.

Heiliger Berg—Makowa (12 Kilometer südöstlich vom Heiligen Berge). Eisenbahnfahrt bis Milin, eine Station, 30 Heller, dann zweistündige Fußtour ostwärts.

Heiliger Berg—Skocitz. Eisenbahnfahrt bis Protiwin, 2 St., K 2.80, von dort 2¼ St. westwärts zu Fuß.

Heiliger Berg—Klokoty bei Tabor. Eisenbahnfahrt nach Pisek (umsteigen), dann nach Tabor, zusammen 4 St., K 4.60.

Heiliger Berg—Mariaschein. Einfachste Verbindung über Prag—Aussig. Schnellzug 5½ St., K 9.80. Personenzug 7 bis 8 St., K 7.60.

Heiliger Berg—Filippsdorf. Über Prag. Schnellzug 6½ St., K 12.50, Personenzug 10 bis 11 St., K 9.50.

Heiliger Berg—Grulich. Über Prag. Schnellzug 7½ St., K 13.40, Personenzug 10½ St., K 10.20.

Literatur.

Balbin, Diva montis s. miracula — Pragae 1655, 4°. (Hiezu zwei Fortsetzungen.)

Heiliger Berg, Prag 1668, 8.

Aurora primae diei — Pragae 1747, 4°.

Synopsis hist. Sacromontonae von unb. Priester S. J.

Diarium Sancti m., 6 Foliobände, verfaßt von Patres Jesuiten.

Popp, Historia Divae Virg. Pragae 1758, 4°.

Schaller, Topogr. VIII, 125.

Sommer, Böhmen XVI, 215.

Kaltenbäck, Mariensagen, 56.

Austria-Kal. 1845, 205.

Krönes, Geistige Wallfahrt, Wien 1872, S. 125.

P. Blakák. Der Heilige Berg, Přibram, Selbstverlag 1905, 12°, 148.

Wlasak, C. SS. R. Der Heilige Berg 1882.

Rulik, Hist. Besch. 1832 (fortgesetzt v. P. Palleta.)

Jedina: „Der Wallfahrtsort H. . .“ 1842.

Reg. Mar.-Kal. 1887, I.

Leo-Gschft. d. f. W. d. kath. K. Wien. X, 52, 482.

Kurze Erwägung.

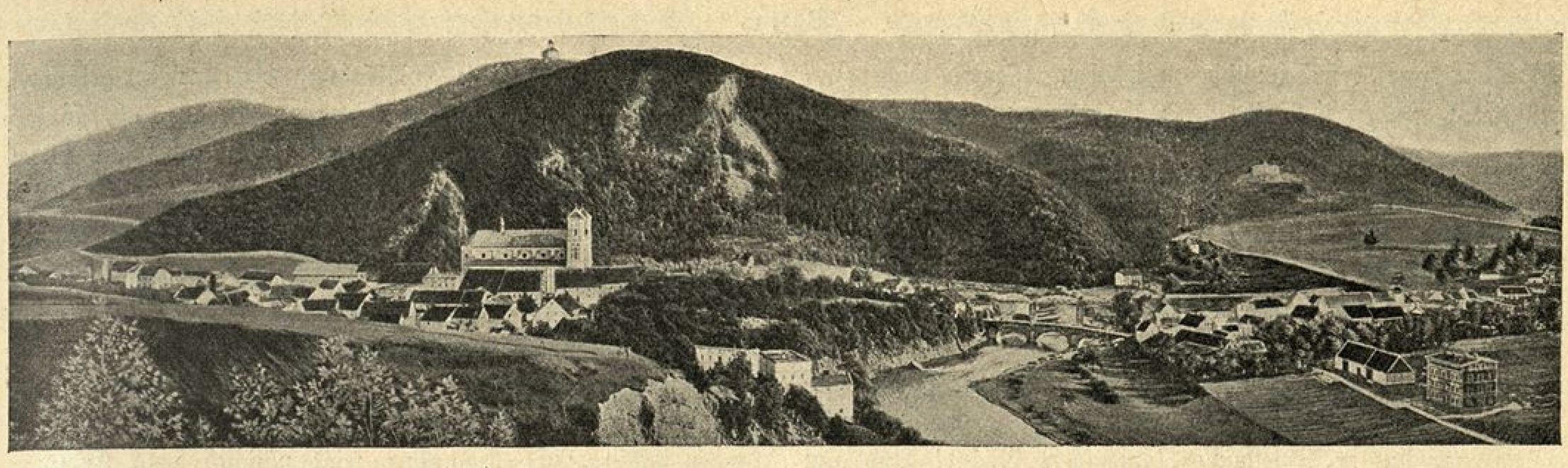
Betrachte du den Heiligen Berg als das reiche Silberbergwerk unserer lieben Frau. Dort arbeitet man mit Gebet, mit Gesang, mit Buße, mit Selbstverleugnung. Dort liegt himmlisches Silber der Gnade — hinreichend für die ganze Welt. Auch für dich liegt genug aufgespeichert: geh' und hole es dir. Bedenke, wie viele Menschen seit drei Jahrhunderten dort sich schon heiliges Gnadensilber erbetet, erarbeitet haben. Erwäge, daß das Maß der gehobenen Gnaden ihrem Eifer, ihren flammenden Gebeten, ihrem Vertrauen entsprach. Überlege, wie unendlich wichtiger dieses himmlische Silber der Gnade und Huld Gottes gegenüber jenem schlechten Silber der Erde sei, und sorge nach solchen Schätzen.

Gebet.

O Gott, der du in unendlicher Güte uns am Heiligen Berge einen unerschöflichen Brunnen der Gnade und ein unermeßliches Bergwerk himmlischen Silbers eröffnet hast, verleih' uns, daß wir, von Maria, der himmlischen Mutter unterstützt, in diesem kurzen Erdenleben mit allem Eifer daran arbeiten, dir zu dienen und uns selber nie versagende Verdienste für die Ewigkeit zu sammeln. Amen.

Und frag' ich, Mutter, wie das kam,
Daß mir's im Herzen jubelnd klang,
Und mich zu lautem Preise zwang,
So oft ich Kunde wundersam,
Von deinem Heil'gen Berg vernahm?
Weiß ich nur eins:
Ich fühl's, daß dort du Mutter bist,
Die müde Herzen, leidverhärmt,
Mit Mutterlieb' erquickt, erwärmt;
Daß dort die Gnadenquelle fließt, —
D'rum, Heil'ger Berg, sei mir gegrüßt! (M. H.)





O schönes Wartha, wundervoll gezieret
Mit deiner Rosenkranzkapellen Pracht,
Ein Lorbeerzweig dem Meister wohl gebühret,
Der solch erhab'nen Schmuck für dich erdacht.

Du kennst den hohen Meister, den ich meine,
Der durch sein Leid dir solche Ehr' geschenkt:
Vergiß es nie: An jedem deiner Steine
Ein blut'ger Tropfen deines Heilands hängt.

Wartha.

Preußisch-Schlesien. 80.000 Kommunikanten.

Einleitung.

Komm, Wartha! Edelstein, der du prangest im Lichte der Schönheit und im besseren Lichte der Gnade! Komm, laß dich von tausend Lesern im Geiste beschauen, damit du ihre Herzen dir gewinnest, und daß du die also gewonnenen Herzen huldigend niederlegen könnest zu Füßen deiner Fürstin und Königin Maria!

Wartha, uraltes Heiligtum, dem nicht mehr allzuferne die Ruhmeskrone eines tausendjährigen Bestandes winkt! Wartha, das du zahllose Generationen von Menschen überdauernd, Millionen und Millionen von Pilgern die Wege zu deinem Heiligtume ziehen sahst!

Uralter Riese, der gerade in jüngster Zeit mit neu entfachter Jugendkraft zu ungeahnter Stärke heranwächst, der jenem Samson gleich die alten Kräfte wiedererwachen sieht, Kräfte der Gnade und Gottesliebe!

Hei, wie wir dich grüßen, du schöne Stadt! Schön von jeder Seite, mag der Pilger kommen von West, von Ost, von Nord, von Süd — aber am schönsten in deinem Herzen, wo wir die Pulsschläge der Liebe vernehmen, der Liebe einer Mutter, einer Mutter vom Himmel!

Wartha, du funkelnde Krone der Gottesbraut, die du zu dem alten Geschmeide deiner 14 Kreuzwegstationen dich soeben wundersam schmückest mit dem neuen Strahlendiademe deiner 15 Rosenkranzkapellen, die gleich erlesenen Juwelen blitzen und leuchten, und aller Herzen und Augen auf sich ziehen, so daß Tausende bewundernd kommen und staunend stehen vor solcher Pracht!

Wartha, du Ort der Zukunft, dem wir herrliches Wachstum prophezeien, und wenn unsere Prophezeiung sich erfüllen sollte, von ganzer Seele gratulieren!

Wartha, du, welches mit Adlerflügeln allen deinen Genossen voraneilest und in kraftvollem Fluge einen nach dem andern hinter dir zurückläßt, und dessen drangvollem Aufschwunge in kürzester Frist auch das berühmte Mariazell nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermögen wird! Ja, höre es, Wartha! Wir sympathisieren mit allem, was innere Kraft, Gesundheit und prächtige Entwicklung zeigt — so sympathisieren wir denn auch mit dir, du herrlicher Ort!

Glückauf zu deinem Fluge nach oben!

Örtliche Lage.

Wenn man das österreichische Herzogtum Schlesien seiner ganzen Länge nach bis an seine nordwestlichste Spitze durchwandert, und dann in derselben Richtung noch drei Wegstunden weitergeht, so trifft man jenen Ort, den wir heute suchen: den alten Gnadenort Wartha.

Das Städtchen liegt am Neißefluße, der seine Ursprungswasser von den Höhen nahe bei dem Muttergottesberge zu Grulich herbeiführt, und dann bei Glatz vorbeieilend sich in Bälde darauf zwischen dem Eulengebirge und dem Reichensteinergebirge hindurchzwängen muß. Und gerade dort im Engpasse, wo sich das Wasserband wie eine riesenhafte Silberschlange zwischen den ineinandergeschobenen Bergeskuppen seine Wege sucht, gerade dort, im romantischesten Punkte weit und breit hat sich das Städtchen Wartha gelagert, dessen doppeltürmige Kirche sich wegen ihrer etwas erhöhten Lage überaus stattlich repräsentiert.

Die Ansichtskartenmacher und Photographen haben in Wartha leichtes Spiel: Wo immer sie ihre dünnbeinigen Apparate in die Erde senken, überall bietet ihnen die Stadt ein hinreichend schönes Bild. Ja gerade dort, wo noch vor einem Jahrzehnte die einzige etwas öde Ansicht zu tadeln war, nämlich jene gegen Nord und Nordost, gerade diese ist jetzt der Ruhm der kleinen Stadt geworden: denn auf dieser kahlen Bergeserhebung schlingt sich nunmehr der einzig schöne Kranz der Rosenkranzkapellen, die untereinander durch eine lange Allee verbunden sind, und auf die man in ganz Wartha bei jung und alt mit vollstem Rechte stolz ist. Wir werden davon noch sprechen.

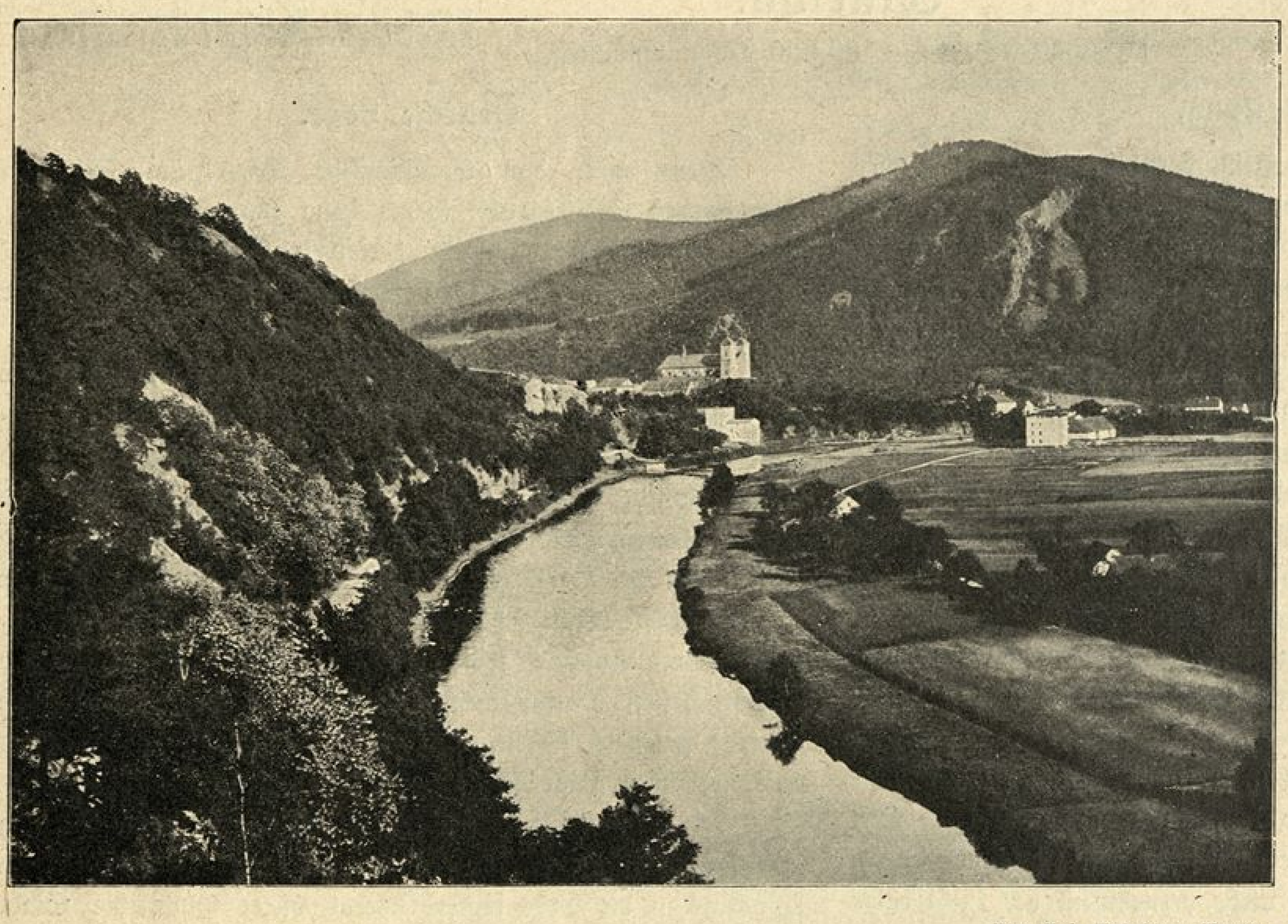
Kommt man mit der Eisenbahn von Glatz her gefahren, so steigt man nicht erst in Station Wartha, sondern in der Personenhaltestelle „Wartha Stadt" aus und hat rechterhand den 583 m hohen Warthaberg, der auch durch die deutlichen Spuren einer gewaltigen Bergabrutschung interessant ist, linkerhand den niedrigeren Fuchsberg, den letzten Ausläufer des südwärts streichenden Eulengebirges. Wartha selber weist eine Meereshöhe von zirka 300 m auf.

Wir gewahren sofort beim Durchschreiten der netten reinlichen Stadt, daß wir uns in einem ganz bedeutenden

Wallfahrtsorte befinden: die zahlreichen offenen, reich ausgestatteten Buden sind ein sprechendes Zeugnis hiefür.

Die Kirche.

Die gewaltig große Kirche zeigt sich auf den ersten Blick als ein echtes, gelungenes Kind der Renaissancezeit. Wie oft sahen wir auf unseren Bereisungen der Wallfahrtsorte diese breiten, linierten und gesimsten Fronten mit ihren viereckigen Feldern und Fenstern, mit ihren Nischen und Heiligenstatuen und ganz oben zwischen dem hochragenden Türmepaar den unvermeidlichen dreieckigen Giebel! Und um die Renaissanceformen noch kräftiger zu markieren, haben die Türme von Wartha keinen Helm, sondern sind mit flach gespitzten Pyramiden abgeschlossen.



Wartha, rechts Warthaberg.

Phot. Rob. Welzel jun., Wartha.

Auch die Seitenansicht der Kirche bietet nichts Außergewöhnliches. Ein Dachreiter ziert das Ende des hohen Kirchendaches.

Das Innere der Kirche macht insoferne einen erhebenden Eindruck, da ja fast alle sehr großen und dabei hohen Kirchen im Herzen des Beschauers das Gefühl einer unwillkürlichen Ehrfurcht erwecken. Man kann den Fassungsraum der Gnadenkirche wohl als für 5000 Personen hinreichend bezeichnen, überdies haben auf den breiten, der ganzen Kirchenlänge nach sich hinziehenden Emporen noch etwa deren 1500 Platz, so daß die Gnadenkirche über eine sehr beträchtliche Größe verfügt.

Trotz alledem konnte das freudige Gefühl vollkommener Befriedigung betreffs der Schönheit des Gotteshauses in uns nicht aufkommen. Wir wurden uns erst nach einiger Überlegung über die Ursachen dieser Unzufriedenheit klar: Es sticht nämlich der Hochaltar, der vorwiegend eine derzeit schon ein wenig verblaßte Goldfärbung zeigt, von der gelblichen Grundfärbelung der gesamten Kirche zu wenig ab, so daß das Auge keinen festen Zentralpunkt oder Ruhepunkt findet, sondern sich gleichsam im etwas eintönigen Farbenmeere suchend und umherschweifend verirrt.

Der Hochaltar hat übrigens seine ganz eigenartigen Reize. Er besitzt zum mindesten die eine gute Eigenschaft, daß er von den sonst üblichen und sehr gewöhnlichen Formen abweicht und eine seltene Gestaltung bietet, wie wir eine ähnliche nur in der schönen Kirche Brünnl bei Gratzen gefunden haben. Der Hochaltar zeigt nämlich vom Eingange der Kirche aus gesehen, ganz entschieden die Gestalt einer großen Monstranze, deren Fuß in unserem Falle der eigentliche, untere Altar ist.

Nähertretend sehen wir freilich, daß das Ganze nicht zusammenhängt, sondern daß der untere Altar merklich weit nach vorne gerückt ist, so daß der obere große Teil der goldenen Monstranzenform für sich allein an der Rückwand der Kirche festgefügt erscheint. Dieser rückwärtige Aufbau des Altares zeigt ein großes, länglich hohes Altarbild, das uns die Heimsuchung Mariens vor Augen führt, während von beiden Seiten zwei sehr große Engelsgestalten das Bild sozusagen in den Lüften festhalten. Ganz zu oberst findet sich über dem Altarbilde ein silberner, etwas flacher, aber schöner Baldachin. Mit der Färbelung der breiten Gewölbegurten über dem Altare können wir uns vom Standpunkte der Schönheit nicht zufriedengeben. Da wird der Hochaltar gleichsam an einem von der Decke herabhängenden Gängelbande geführt.

Das Gnadenbild, das inmitten eines goldenen Strahlenkranzes auf dem unteren Teile des Hauptaltares zu sehen ist, ist ein 40 cm hohes Holzbild, das die sogenannte „thronende Muttergottes" darstellt. Die allerseligste Jungfrau Maria sitzt nämlich auf einem Stuhle und hat das Jesukindlein vor sich auf dem Schoße. Das Bild ist immer mit Stoffkleidern umhüllt.

Der ganze vordere Teil der Kirche, man kann sagen beinahe ein Dritteil, ist durch ein absperrbares Gitter von dem Hauptschiffe getrennt. Der rückwärtige Teil der Kirche, dessen kühne Bauart jedenfalls zu loben ist, hat neben den vielen Seitenaltären in den beiden Seitenschiffen wenig Bemerkenswertes. Eines freilich erregte unsere Aufmerksamkeit:

die kecke Gestalt des Musikchores. Die stützenden Pfeiler verbreiten sich nämlich oben, und zwar in der Richtung nach vorne hin in Form von Palmbäumen, so daß ein großer, den Sängern und Musikern zugehöriger Raum gleichsam in der Luft hängt und nur durch die vorgestreckten palmenartigen dünnen Wölbungen seinen Halt hat. Wir sind zwar überzeugt, daß das Ganze durch entsprechende Eisenkonstruktion vollkommen verläßlichen Halt besitzt, aber wir gestehen, daß unserem persönlichen Empfinden die Sache fast unheimlich und bedrohlich scheinen wollte.

Die Orgel verdankt die Gnadenkirche dem Wohlwollen Friedrichs des Großen. Das Material allein kostete 18.000 Taler. Dafür stellte der Meister, Franz Eberhard aus Breslau, aber auch ein Werk her, das an Größe in Schlesien nur von der Orgel zu Grüssau übertroffen wird. Eine besondere Zierde ist das künstlerisch hervorragende Orgelgehäuse, das in der Nähe durch seinen graziösen Rokokoschmuck in allem Ornamentalen und die reizenden Chöre musizierender Engelchen entzückt. Der Schöpfer dieser Zierde ist der Bildschnitzer Heinrich Hartmann aus Wartha. Im Jahre 1759 stand das Ganze fertig da, wie eine angebrachte Jahreszahl bezeugt.

Der Stationsweg auf den Warthaberg.

Südlich von der Stadt Wartha erhebt sich der dichtbewaldete Warthaberg, auf dem schon vor undenklichen Zeiten die vierzehn Leidensstationen des Herrn in entsprechenden Bildstöcken dargestellt waren. Diese vierzehn Leidensstationen beginnen gleich unten am Fuße und ziehen sich längs eines sehr schönen, gleichmäßig ansteigenden schattigen Waldweges zur Höhe empor. Kurz bevor der Waldweg eine scharfe Ecke gegen Norden macht, beiläufig in der Mitte des Weges, findet sich in einer kleinen Waldeslichtung der Marienbrunnen, von zierlicher Kapelle umschlossen; dahinter ein Kreuz, das in solcher Umgebung einen sehr erbaulichen Eindruck macht.

Auf der Höhe des Berges selber, den man von Wartha aus in dreiviertel Stunden leicht ersteigt, findet sich neben einem kleinen Häuschen die „Wartha-Kapelle", ein alter, etwas unregelmäßiger Bau mit Kuppeltürmchen. Das Innere der Kapelle, die romanische Formen aufweist, birgt einen Altar, auf dem ober dem Tabernakelaufbau ein etwa 1 m hohes Marienbild in Rahmen und sehr großem Strahlenkranze zu sehen ist. Dieses Bild wird von vielen wie ein Gnadenbild verehrt. Die Mutter des Herrn, in langen, frei bis zu den Füßen wallenden Mantel gehüllt, trägt auf der einen Hand ihr Kindlein, während sie mit der anderen ein Zepter festhält. Ihre Füße stehen auf der großem Mondessichel. Die Wartha-Kapelle wird von den Pilgern ziemlich fleißig besucht. So waren im Jahre 1912 mehr als 31.000 Besucher oben. Auch werden dortselbst jährlich 50—60 heilige Messen zelebriert.

Die fünfzehn Rosenkranzkapellen.

Wir kommen nun zur Beschreibung des Prunkstückes von Wartha, jenes großartig angelegten natürlichen Rosenkranzes, bei dem die seit 1903 angelegte dreiviertel Stunden lange Allee gleichsam die Rosenkranzkette bildet, in die hinein an entsprechenden Stellen die fünfzehn Kapellen eingefügt sind, oder, da ihrer derzeit erst sieben fertig sind, in Zukunft eingefügt werden sollen.



Wartha. Phot. Rob. Welzel jun., Wartha.

Wir wissen nicht, in wessen Kopfe die Idee zu dieser Arbeit entsprungen ist, wir wissen nicht, wer das Geld für die kostspieligen Baustücke hergegeben[1]) hat, aber das ist sicher, daß die ganze Anlage als ein überaus gelungener Glückswurf für den Wallfahrtsort Wartha bezeichnet werden muß.

Im Jahre 1903 hat man mit dem Baue begonnen. Offenbar schwebte den Bauherren der westgalizische Wallfahrtsort Kalwarya als Vorbild vor Augen, denn dort wie hier schauen wir in verhältnismäßig großem Umkreise eine Reihe von stattlichen Kapellen, deren Bauart möglichst verschieden ist.

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung: Die Anregung ging aus von Gutsbesitzer Förster aus dem benachbarten Baumgarten, der auch die erste Spende, 30.000 Mark, zur Anlegung des Rosenkranzberges gab. Die übrigen Kapellen wurden gebaut aus den freiwilligen Spenden der Wallfahrer und anderer Wohltäter. P. Superior Franz baute die ersten fünf Kapellen, sein Nachfolger P. Schweter zwei weitere. Die Statuen in sämtlichen Rosenkranzkapellen stammen vom Breslauer Bildhauer Johannes Baumeister.

Von Albendorf und dem Mariahilfberge bei Zuckmantel unterscheidet sich die Anlage zu Wartha durch die Größe und herrliche Ausstattung der einzelnen Kapellen sowie



Wartha, Inneres der Kirche.

besonders durch den Umstand, daß in Albendorf und Zuckmantel eine weitaus größere Zahl von Kapellen, respektive Darstellungen auf einen beiweitem kleineren Raum zusammengedrängt erscheinen. Ohne Zweifel sind die Anlagen von Wartha ungleich vornehmer.

Freilich gibt es auch wieder Dinge, mit denen wir nicht ganz einverstanden sein können; so will es uns zum Beispiel absolut nicht einleuchten, daß man die so schönen und eigenartigen Kapellen ringsherum mit dichten Bäumen umpflanzt hat; wohl stört dieses noch junge Grün derzeit den Anblick noch nicht; aber in zehn Jahren ist alles verwachsen und so gerade die markantesten Kapellen verhüllt und versteckt. Viel willkommener würde es uns scheinen, wenn man dafür die beiden Baumzeilen der langen Rundallee durch eine dritte Baumzeile ergänzen und verbreitern könnte.

Nun zur Beschreibung der einzelnen Kapellen. Wir wären wirklich in großer Verlegenheit, wenn wir sagen müßten, welche dieser sieben fertigen Kapellen die schönste sei. Jedenfalls ist die erste, die nach außen hin zu den kleineren gehört, im Innern ein wahrhaft andachterweckendes weihevolles Stück: **die Verkündigung Mariens** in neuen trefflich ausgeführten lebensgroßen, sehr schön gemalten Statuen! Diese denkwürdige biblische Szene spielt sich hier in Wartha gleichsam auf einer Bühne ab (so ähnlich auch bei der Mehrzahl der übrigen Kapellen), die speziell bei der ersten Kapelle mit geschmackvoll arrangierten Teppichdarstellungen verbrämt ist. Das Innere der Kapelle ist von oben bis unten mit sehr eleganter Ornamentenmalerei verziert. Dies ist auch bei allen übrigen Kapellen der Fall, wobei oft sehr dichte, uns Österreichern etwas fremde, aber überaus effektvolle Dessins erscheinen; auch ist treffliche Marmor-Imitation sowie die dekorative Verwendung der Rohziegel reichlichst zu sehen.

Alle Figuren aller Kapellen sind bezüglich der Ausstattung auf der Höhe der modernen Holzschneidekunst und sind wahrhaft erbaulich. Dies bemerken wir in ganz besonderem Gegensatze zu den Albendorfer Stationen, deren Bilder zum größeren Teile einer älteren Kunstperiode entstammen. Mag also auch Albendorf durch die stattliche Zahl seiner 84 Kapellen immerhin mehr bieten als unser Wartha, so sind diese Rosenkranzkapellen von Wartha jede in ihrer Art ein Kabinettstück, ein sehenswertes Objekt, was man eben von Albendorf nur in minderem Grade behaupten kann.

Die bisher fertigen Kapellen sind in der Reihenfolge auferbaut worden, daß immer jede zweite vorläufig übersprungen wurde. Man sieht an diesen derzeit noch leeren Stellen einfache Holzpflöcke, an denen ein Bild mit der entsprechenden Darstellung befestigt ist.

Demnach ist die zweite fertige Kapelle das dritte Rosenkranzgeheimnis, **die Geburt Christi.** Hier fällt die Meisterschaft der Darstellung aus dem Grunde weniger auf, weil wir gewohnt sind, ähnliche, oft sehr gute Krippenfiguren zur Weihnachtszeit in unseren Kirchen zu sehen.

Nach dem Holzpflocke für die vierte Kapelle begegnet uns die Darstellung des fünften Geheimnisses: **die Auffindung Jesu im Tempel.** Hier hat die Baukunst ihre Triumphe gefeiert. Die majestätische, in orientalischem Stile aufgeführte, kirchenähnliche Kapelle mit ihren zwei hohen, abgekuppelten Türmen soll offenbar ein Versuch sein, die Pracht des Tempels zu Jerusalem dem Beschauer wenigstens in schwachem Nachbilde vor Augen zu führen. Der berückenden Pracht des Äußern entspricht vollkommen die geradezu blendend reiche Ausschmückung des Innern. Morgenländischer Märchenzauber scheint da über die hohen Säulen, über die kühnen Bogen ausgegossen zu sein, und unsere Phantasie füllt sich mit der Ahnung dessen, was jener gewaltige Tempelbau zu Jerusalem war. In diesem hocheleganten Raume sehen wir nun in drei Gruppen jenes so liebliche Ereignis sich abspielen, in der Mitte unseren jugendlichen Weltenheiland

im Kreise der Lehrer, rechts davon eine meisterhafte Figurengruppe von zwei Schriftgelehrten, links die suchende Mutter Maria mit ihrem Gemahle, dem heiligen Josef.

Die nächste fertige Kapelle bringt uns ein Bild der **Geißelung Christi.** Man hat es vorzüglich verstanden, uns hier Überraschungen zu bereiten. Denn wie sehr sticht dieses heilige Gemach von dem ab, was wir bisher geschaut. Die blendende Farbenfülle ist verschwunden; ein einfacher gelblicher Ton schmückt die Wände dieses achteckigen Gelasses, nur etwas Stukkatur wagt es, die Nachahmung einer Richt- und Strafstätte ein wenig zu verschönern. Ovale Laternenfenster senden Licht von oben, denn Licht von unten war dem leidenden Herrn in diesen so schweren Stunden seines Leidens entzogen. Und auch die Figuren tragen nicht den freudigen Schmuck der Farbentöne, sondern zeigen sich — man ist überrascht davon — in vollkommenem Weiß. Wie leicht beschwingt sich der Geist an solchen Andachtsstätten zu glutvollem Geistesverkehre mit Gott und wie viel wird tatsächlich — wir haben dies mit eigenen Augen gesehen — auf dieser einst so verlassenen, öden Hügelerhebung gebetet, wie fromm knien ganze Gruppen oder einzelne Personen in den Kapellen, wie erbaulich verrichten sie auf den Knien liegend laut ihre gemeinschaftlichen Gebete, die ihnen der Führer aus dem Gebetbuche vorliest. Ja, wir haben uns in Wartha wie überhaupt in Schlesien an der Andacht des Volkes hoch erbaut.

Die nächste Kapelle, **die Kreuztragung des Herrn,** bietet nebst dem Mittelstücke wieder zwei Seitenszenen, links die Händewaschung des feigen Statthalters, rechts die rührend schöne Gruppe der schmerzhaften Mutter Maria und zweier mit ihr weinenden und klagenden Frauen.

Ein Prachtstück von außen und innen bietet sich uns die nächste Kapelle, die der **Auferstehung des Herrn** dar. Man hält den etwas wuchtigen kurzen Turm von ferne unbedingt für einen gotischen; aber bei näherem Zusehen entpuppt sich die Bauart als ein willkürliches Gemisch allerlei Stilgattungen, das sich übrigens zu einem wohlgelungenen Gesamtbilde zusammenfügt. Im Innern dieser Kapelle treten die Rohziegel an den Pfeilern, Gewölben und Gurten vielleicht in höherem Maße hervor, als dies in anderen Kapellen der Fall ist. Auch hier ist die Dreiteilung eingehalten: in der Mitte der auferstehende Heiland mit zwei Engeln, linkerhand Soldaten, rechterhand die Frauen, die zur Salbung kommen.

Als letzte Kapelle erblicken wir eine **Armenseelenkapelle;** man hat sich bei der Durchführung wohl daran gehalten, daß viele Christen bei der Abbetung des Rosenkranzes zum Schlusse noch zehn Ave Maria für die Armen Seelen hinzuzufügen pflegen. Wir nennen diese Kapelle „sehr eindrucksvoll". Ein romanischer Altar in reicher Umrahmung, die nur Silber und Schwarz aufweist, trägt als Altarblatt eine Reliefgruppe, die uns im unteren Teile das Fegefeuer, im oberen, und zwar in überaus zarten Farben, den Heiland als Weltenrichter und neben ihm seine fürbittende Mutter Maria zeigt. Droben an dem Kuppelgewölbe blendet eine brillante Darstellung der apokalyptischen Stadt Gottes das gefesselte Auge. Die Armenseelenkapelle zu Wartha nimmt unter allen derartigen Totenkapellen, Armenseelenaltären ꝛc. soweit sie uns bekannt sind, den ersten Rang ein. Es sind ernste Gefühle, die solche Darstellungen in der betrachtenden Menschenseele zu lösen imstande sind.[1])

Und nun Gruß euch und Glückwunsch, ihr wackeren Erbauer solch herrlicher Dinge! Möget ihr und alle jene, die euch bei solcher Unternehmung geholfen und unterstützt haben, Segen und Lohn erhalten! Möget ihr euren Teil bekommen an den Gebeten, die seit Jahren an dieser Stelle so reichlich und andächtig verrichtet werden, und die ohne diese Kapellen gewiß unterblieben wären! Gott segne das heilige Unternehmen, daß es gedeihe, so daß die Pilger, die nach

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung. Am 31. März dieses Jahres (1913) wurde mit dem Baue einer neuen Kapelle begonnen, in der die Herabkunft des heiligen Geistes (das dritte Geheimnis des glorreichen Rosenkranzes) dargestellt wird.



Phot. Rob. Welzel jun., Wartha

Wartha, Fünfte Rosenkranzkapelle.

Wartha ziehen, in Bälde den Glanz und die Pracht aller sechzehn Rosenkranzkapellen bewundern und Nutzen daraus ziehen könnten für sich und die Ihrigen!

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Vorbemerkung. Die neunhundertjährige Geschichte Warthas ist so reich an verschiedenen merkwürdigen Vorkommnissen, daß wir selbe zur besseren Übersicht nach den einzelnen Jahrhunderten getrennt den Lesern zur Darstellung bringen.

Im 11. Jahrhunderte.

Der Ort Wartha soll vom Polenherzog Boleslav Chrobri im Jahre 1006 als eine Art Festung gegründet worden sein, die durch mehrere Jahrhunderte den Namen Bardo, d. i. Wache, führte. Die Umgebung des heutigen Wartha läßt erkennen, daß die Anlage einer Schutzburg gerade an diesem Orte sehr praktisch war.

Im 12. Jahrhunderte.

Etwa hundert Jahre später dürfte Wartha sein heutiges Gnadenbild erhalten haben. Übrigens läßt sich der Zeitpunkt nicht genau angeben. Wahrscheinlich ist, daß der heilige Otto, der Apostel Pommerns, bei seiner Durchreise durch Wartha im Jahre 1124 dort schon das Gnadenbild antraf.

Die **Ursprungs-Legende** berichtet nun folgendes: Ein junger Mann, der zur damals böhmischen Besatzung der Festung Bardo gehörte, verrichtete eines Tages außerhalb der Burg auf der Spitze eines nahen Hügels ein Gebet. Da trat ihm eine Frau entgegen (die er als die allerseligste Jungfrau Maria erkannte), überreichte ihm ein Bild, nämlich das heutige Gnadenbild und sprach: „Nimm hin, deine Mutter!“ Oder wie andere sagen: „Sohn! Deine Mutter! Dies Bild wird wundertätig werden, wenn man es in Ehren halten wird!“

Dies soll sich ihm Jahre 1100 zugetragen haben. Voll Freude erzählte der Jüngling den Vorfall und stellte das Bild auf einer hölzernen Säule gerade an jener Stelle auf, wo es ihm übergeben worden war; heute steht die Kirche dort. Die Neugierde zog bald gar viele Menschen herbei, und Maria zögerte nicht, die Aussage ihres Schützlings durch eine Menge auffallender Begebenheiten, von denen eine rasch der anderen folgte, eindringlich zu bestätigen.

Da lebte nun auch ein böhmischer Edelmann, dessen Bein gebrochen war und nicht zuheilen wollte. Der hörte von den sonderlichen Vorfällen, faßte ein Zutrauen zur allerseligsten Jungfrau Maria, und versprach den Bau einer Kapelle über dem neuen Bilde, wenn ihm Maria die Heilung seines kranken Fußes gewähren wollte. Maria erwies sich dem Manne gnädig, der Fuß heilte unerwartet rasch, die versprochene Kapelle wurde alsbald errichtet. Bei dem immer wachsenden Zuzuge von Leuten sah man bald ein, daß die Kapelle viel zu klein wäre. Man schritt an den Bau einer massiven steinernen Kirche: es war die erste Kirche in Wartha.

Im 13. Jahrhunderte.

Mutter in tiefsten Schmerzen erscheinend,
Zeigst du Dich offen auf Warthabergs Höh',
Wo Du den Menschen, klagend und weinend,
Kündest ein großes kommendes Weh.

Und Dein Künden ward jenen zum Heile,
Denn mit dem Bilde, dem kostbaren Gut,
Flohen zur Festung alle in Eile,
Retteten sich vor feindlicher Wut.

1203 übernahmen die Johanniter-Ritter den Wallfahrtsort Wartha; hielten sich jedoch nicht lange; denn schon 1210 ging die Kirche an die damals sehr eifrigen Augustiner über.

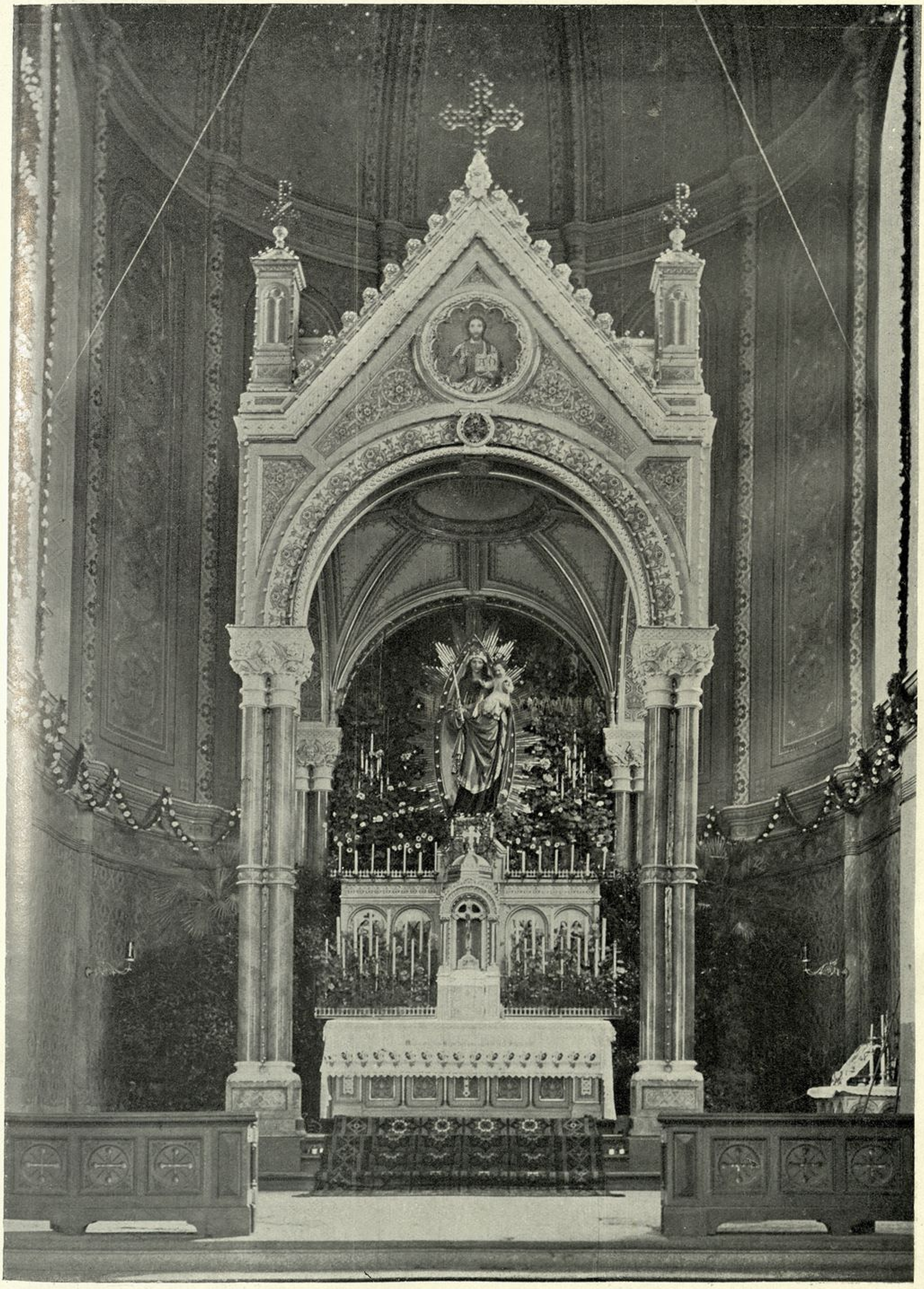
Es geht die Sage, daß in der Zeit unmittelbar vor den Tartaren-Einfällen ein Weinen und Wehklagen auf dem hohen Warthaberge vernommen worden sei. Die Leute liefen denn voll Schreck und Erstaunen auf den Berg, um zu sehen, was es gäbe; und sie fanden nun dort die allerseligste Himmelskönigin sitzend und weinend, und vernahmen mit Entsetzen ihre Prophezeiung über ein bald bevorstehendes Unglück. Die hohe Frau verschwand dann gegen den Himmel, soll aber zum Zeichen der Echtheit dieser Erscheinung und Vorhersagung ihre Fußspuren auf dem Gestein eingedrückt zurückgelassen haben. Noch im 17. Jahrhundert sollen diese Fußspuren gesehen worden sein.

Die Bewohner von Wartha ließen sich durch diese übernatürliche Erscheinung bewegen, ihr Hab und Gut in möglichste Sicherheit zu bringen. Auch das Gnadenbild wurde aus der Kirche weggenommen und in die feste Burg Wartha übertragen.

Bald zeigte es sich, wie weise sie daran getan hatten. Denn im Jahre 1241 rückten die **Tartaren** in ungeheurem Zuge gegen Schlesien, erfochten bei Liegnitz einen großen Sieg über die Christen und ergossen sich nun, ohne Widerstand zu finden, über das südliche Schlesien. Freilich wurden sie am Passe bei Glatz von der Böhmen wackeren Scharen am weiteren Vordringen gehindert, dafür blieben sie dann lange Zeit in der Gegend von Wartha liegen; aber die feste Burg widerstand allen ihren Angriffen und die Tartaren mußten schließlich unverrichteter Dinge abziehen. Manche schreiben diesen Schutz der allerseligsten Jungfrau Maria zu, deren Bild in den Mauern der Burg verwahrt und gläubig verehrt wurde.

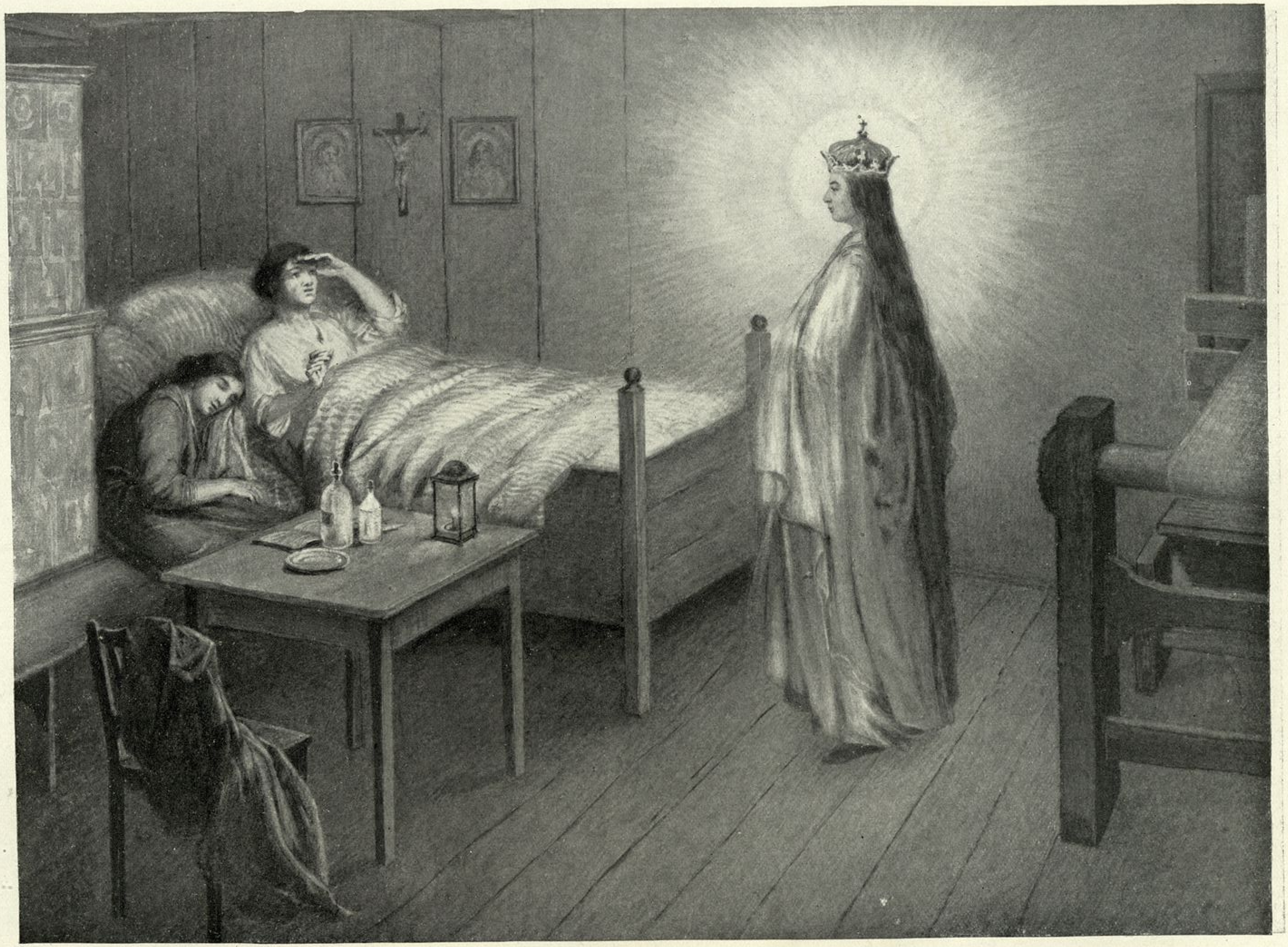
Als die wilden mongolischen Horden das Land wieder verlassen hatten, bekam das Gnadenbild alsbald wieder eine neue, würdige Heimstätte, indem nämlich Deutsche, Böhmen und Polen zusammenhalfen, um an Stelle der verwüsteten Gnadenkirche eine neue aufzubauen.

Noch ein wichtiges Ereignis des 13. Jahrhunderts verdient besondere Erwähnung: um das Jahr 1250 übernahmen nämlich die Zisterzienser die Wallfahrtsseelsorge an Stelle der Augustiner. Die Zisterzienser blieben nun durch mehr als 500 Jahre die treuen, opferwilligen Hüter der heiligen Stätte.



Filippsdorf (Böhmen), Hochaltar in der Wallfahrtskirche.

(Seite 121.)



Karl Heidrich, Wien, fecit.

Filippsdorf, Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria.

Eigentümer: A. Hoppe, Wien.

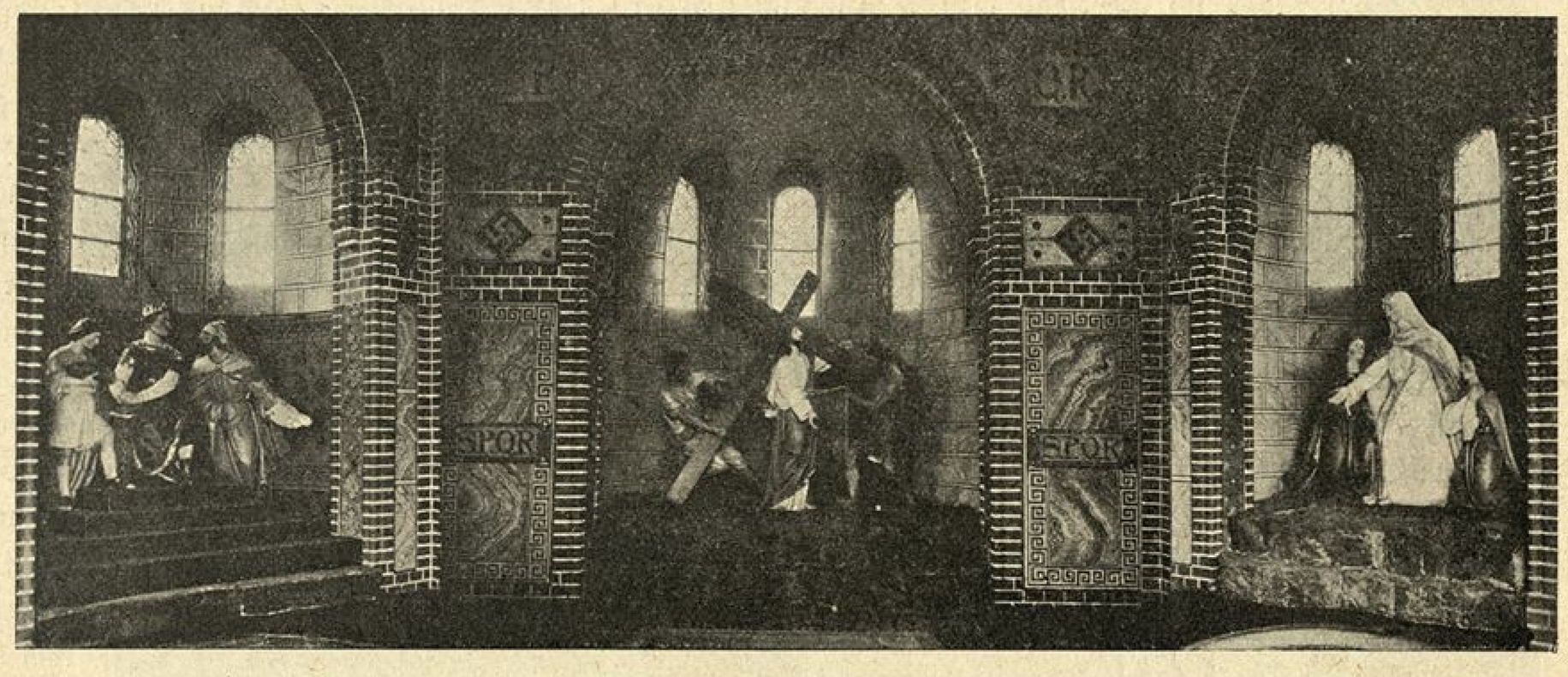
(Seite 125.)

Um diese Zeit war es auch, daß die bis dahin vorwiegend slawische Bevölkerung sich verzog und dafür die Deutschen massenhaft in die südschlesischen Gebiete als Ansiedler einzogen. Seit dieser Zeit kann Schlesien als deutsches Land gelten.

Im 14. Jahrhunderte.

Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts brachte gar manche schwere Heimsuchung über den Wallfahrtsort. 1310 gab es eine schreckliche Überschwemmung; 1315, 1316 und 1325 herrschte sowohl in Schlesien als auch in Böhmen große Hungersnot; 1333 kam neuerdings schaudererregende Wassergefahr; 1349 und 1350 schwang der schwarze Tod, die Pest, sein fürchterliches Zepter.

Aber gerade dieses vielfache Leid entflammte die Andacht um so mehr und trieb die argbedrängten Menschen zur großen Helferin Maria hin. Schon damals scheint Wartha ein recht bedeutender Wallfahrtsort gewesen zu sein. Man schließt dies aus einer Urkunde des Bischofs von Breslau, der die Einwohner von Wartha in „Schankwirte und andere Bewohner" einteilte. Es müssen also wohl eine erhebliche Menge von Schankwirten in Wartha gewesen sein. Warum aber so viele Schankwirte? Doch nur, weil die Wallfahrer zahlreich waren.



Wartha, Inneres der 9. Rosenkranzkapelle. Phot. Rob. Welzel jun., Wartha.

Im 15. Jahrhunderte.

Schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatte sich herausgestellt, daß die bisherige Kirche am Warthaberge viel zu klein geworden sei. Darum wurde nun, und zwar noch vor dem Jahre 1411, eine zweite größere Kirche, und zwar ziemlich knapp neben der ersten hingebaut. Diese zweite Kirche war besonders für die immer zahlreicher kommenden deutschen Wallfahrer bestimmt, erhielt auch den Namen deutsche Kirche, zum Unterschiede von der neben ihr stehenden älteren böhmischen Kirche; übrigens wurde wenige Jahre später auch die böhmische Kirche ganz neu hergestellt.

Die beiden neuen Schwesterkirchen sollten sich nicht lange ihres jungen Daseins freuen.

1428 rückten nämlich die fanatischen Hussitenscharen gegen Wartha heran: das war, wie jeder wußte, gleichbedeutend mit Tod, Vernichtung und Zerstörung. Wohin mit dem gefeierten Gnadenbilde? — Man ersann sich eine merkwürdige List: es sollte in der Kirche selber bleiben, und zwar an einem so verborgenen Orte, daß die Plünderer es wohl schwerlich entdecken würden. Und wirklich fanden sie es nicht.

Aber da sie fortzogen, steckten sie die Kirche in Brand. Nun wurde den Zisterziensern bang; in der brennenden Kirche wußten sie das kostbare Gnadenbild. Da wagte einer von den Mönchen sein Leben; er hieß Jakobus, und trug den ehrenden Beinamen der Beständige. Dieser stürzte sich, keine Gefahr achtend, in die von Rauch und Feuer erfüllte Kirche, eilte zum Gnadenbilde, riß es aus dem Versteck, und suchte nun wieder den Ausgang zu gewinnen. Aber über seinem Haupte stürzte krachend das Gebälke hernieder und begrub Priester und Bild in einem furchtbaren Feuergrabe. Vergebens harrte man draußen gespannt auf die Rückkehr des heroischen Priesters: er kehrte nimmermehr zurück.

Aber siehe da: als die Bewohner Warthas am nächsten Tage den noch rauchenden glühenden Schutt mit eisernen Hacken auseinanderrissen, um etwa die Gebeine des Märtyrers zu finden, da entdeckten sie das Marienbild unversehrt, und **unversehrt auch die Hand des Priesters,** die es festhielt. Alles übrige vom Leichname war verkohlt. Man kann sich die Freude vorstellen, die solch ein Wunder mitten im allergrößten Leid in den Herzen bewirkte. Treulich und sorgsam bewahrte man die wunderbar erhaltene Hand und wies ihr einen wahrhaft sinnigen und überaus passenden Aufbewahrungsort an: man höhlte den Teil der Gnaden-Statue, der gleichsam den Thronsitz Mariens bildete, aus, und legte die Hand zum immerwährenden Andenken hinein.

Solange die Hussitenzüge noch andauerten (und die Hussiten zogen noch viermal durch das verwüstete Wartha), hielt man nun das Gnadenbild an einem sicheren Orte verborgen. Dann erst wurden die Kirchen wieder aufgebaut. Eine Urkunde, die verbietet, daß in Wartha mehr als zwanzig Krambuden aufgestellt würden, verrät uns, daß trotz all dieser Unglücksfälle unser Gnadenort immer wieder erneuerte Anziehungskraft auf zahlreiche Pilger übte.

Das 15. Jahrhundert hatte noch einen unglücklichen Abschluß; im Jahre 1493 brannte die böhmische Kirche ab: sie wurde durch gesammelte Almosen wieder hergestellt.

Im 16. Jahrhunderte.

Diese für die Kirche Gottes so traurige Zeit brachte auch für Wartha eine neuerliche schwere Heimsuchung. Denn am 2. Februar (Mariä Reinigung) 1525 brannten

beide Kirchen abermals nieder. Die Ursache des Brandes blieb unbekannt. Das Bild konnte gerettet werden. Es gibt Geschichtsschreiber, die jenes früher beschriebene Wunder von der unverbrannten Priesterhand erst in diesem Jahre ansetzen.

Aber ein fürchterlicheres Feuer, nicht ein wirkliches, sondern ein geistiges, loderte gleichzeitig auf: die lutherische Revolution, der Protestantismus. Merkwürdig: kein Ort in jener ganzen Gegend blieb von der Irrlehre unberührt, nur Wartha erhielt sich stets und vollkommen rein und frei davon. Wer vermöchte es da den frommen Schriftstellern verargen, daß sie diesen Umstand einem besonderen Schutze der Gnadenmutter zuzuschreiben gesonnen waren?

Aber die Lutheraner hatten es gerade auf die Gnadenbilder der allerseligsten Jungfrau abgesehen und hatten sich entschlossen, auch das Bild zu Wartha zu vernichten. Dies erfuhr rechtzeitig der damalige Zisterzienserabt und flüchtete das Bild in die Stiftskirche der Zisterzienser nach Kamenz. Dort blieb es nun lange Jahre.

Während das Bild abwesend war, trug sich in Wartha wieder ein Unglück zu: die böhmische Kirche stürzte ein; dies geschah im Jahre 1580.

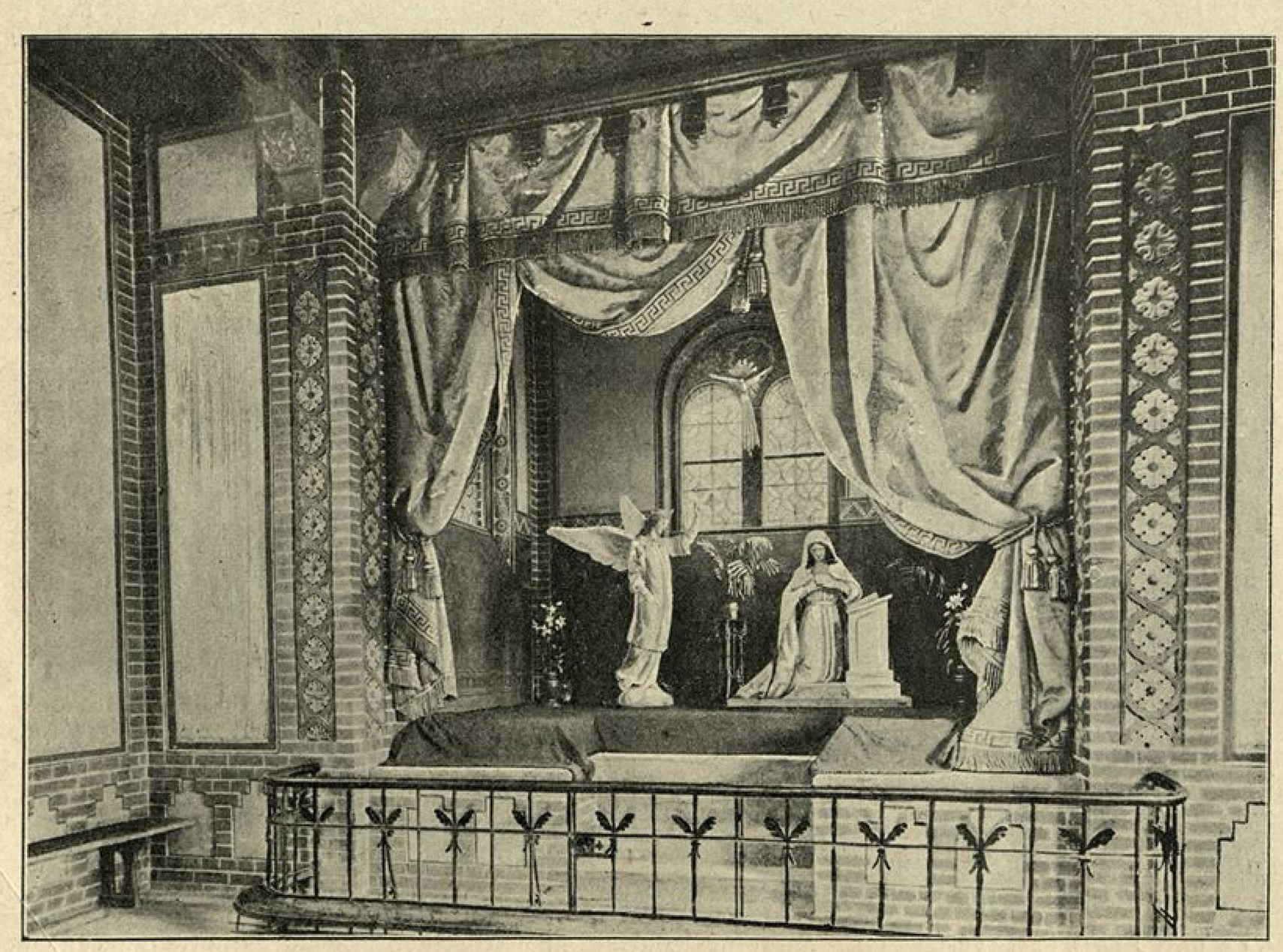
Neun Jahre hernach gab es abermaliges, furchtbares Unglück, das aber durch seine Begleitumstände zu einem überaus rührenden, poesievollem Ereignisse sich umgestalten sollte. Es gab nämlich im Jahre 1589 einen gewaltigen Bergsturz. Von den Höhen des Warthaberges riß sich ein Teil der Felsen los und verstopfte durch die Unmasse des Gesteins die vorüberfließende Neiße. Rasch stiegen die Wasserfluten: Das ganze Dorf schien dem Untergange geweiht zu sein.

Da stimmte einer einen sonderbaren Hilferuf an: „Kinder! Kinder! Kommt! Helft! Betet! Rettet!“ Die großartig schöne Idee ergriff im Nu alle Herzen. Aus allen Häusern trieben die Eltern ihre unschuldigen Kinder hinaus, den sich heranwälzenden Fluten entgegen! **„Kinder! Betet!** Schreiet! Rufet!“ Und sie schrien und weinten im Chor: „Hilf! Vater! — Himmlische Mutter, hilf!“ Und die betende Kinderschar ward zum rettenden Damme. Denn also geschah es: obwohl der brausende Strom die Fläche des Dorfes schon nicht wenig überstiegen und sie nach den Gesetzen der Natur unfehlbar hätte überschwemmen müssen, hielt er inne am lebendigen Damme der Unschuld und wagte es nicht, jenes Gebiet, daß die betenden Kleinen bewachten, zu überfluten. Und so lange dauerte dieses Wunder an, bis man dem furchtbaren Wasserelemente einen anderen Abfluß verschaffen konnte.

Im 17. Jahrhunderte.

Nachdem das Gnadenbild durch 29 Jahre hindurch von Wartha entfernt gewesen war, wurde es endlich im Jahre 1606 wieder im feierlichen Zuge zurückgebracht. Das war wohl eine freudige Festfeier für den Gnadenort; die Wallfahrten nahmen rasch wieder zu.

Im Jahre 1619 erhielt Wartha einen neuen Anziehungspunkt für die Pilger. Wie wir gehört haben, war die allerseligste Jungfrau Maria einst auf der Spitze des Warthaberges als Unglücks-Warnerin erschienen, und hatte dortselbst im Felsen ihre Fußstapfen zurückgelassen. Diese waren im Anfange des 17. Jahrhunderts kaum mehr sichtbar: die hunderttausend Küsse und Berührungen, sowie auch das absichtliche Abbröseln kleiner Steinteilchen hatten zur Folge, daß die Umrisse fast ganz verwischt waren. Nun wurde im Jahre 1619 gerade an jener Stelle eine Kirche erbaut, der Altar kam auf jenem erwähnten Steine zu stehen. Das Kirchlein war fast ganz auf eigene Kosten des damaligen Fürstbischofes von Breslau aufgebaut worden.



Wartha, Erste Rosenkranzkapelle. Phot. Rob Welzel jun., Wartha.

Wir fügen hier ein großes Gnadenwunder ein, daß sich in dieser neuen Kapelle zutrug, und das uns der bekannte Geschichtsschreiber von Wartha, nämlich der Jesuit Balbin berichtet: er hat alle Einzelheiten von jener Frau selber erfahren, die eben dieses Erlebnis hatte.

Sie war die Gattin eines Generals und war fanatisch lutherisch; ein unbändiger Haß gegen alles Katholische erfüllte ihr Herz. Sie fand nicht Worte genug, um über die Verehrung der Gnadenbilder die Lauge ihres

Spottes auszugießen. Als sie nun auch von dem Gnadenbilde zu Wartha vernahm, sprach sie spottend und höhnend: „Sofort bei der nächsten Prozession gehe ich mit nach Wartha; denn ich muß doch auch die große Ehre gehabt haben, Maria zu Wartha gesehen zu haben.“ Sie kam wirklich nach Wartha. Die Gegend gefiel ihr; sie bestieg also den Warthaberg und wollte von dort aus die schöne Aussicht in die Gegend genießen. Sie betrat die Kapelle, aber mit absichtlich geschlossenen Augen; sie wollte absolut nichts sehen. Aber eine innere Gewalt zwang sie, die Augen zu öffnen; sie sah auf den Altar; da war es ihr, als ob die Augen des Standbildes der hl. Anna und auch die Mariens bohrend auf sie gerichtet wären. Sie geriet in Verwirrung, in unbeschreibliche Aufregung, endlich brach sie zusammen; ohnmächtig sank sie auf das Pflaster der Kirche. Dann kam sie zu sich. „Mein Gott“, so rief sie mit lauter Stimme, „ich habe Unrecht getan! Und ich gelobe: Nicht eher will ich Wartha verlassen, bis ich katholisch geworden bin!“ Und sie blieb längere Zeit am Gnadenorte, ließ sich durch einen der dortigen Kapläne unterrichten, und kehrte als fromme, eifrige Katholikin heim. — Es war ein schönes Gnadenwunder unserer Lieben Frau von Wartha!

Doch wir nehmen den Faden der Geschichte wieder auf. Der schreckliche Dreißigjährige Krieg war für Wartha nicht so unheilvoll wie für andere Gegenden; ja man kann sagen, daß gerade in diesen Jahrzehnten die Bevölkerung jener Gegend nach und nach zum katholischen Glauben heimkehrte.

In den Jahren 1640 bis 1643 war das Gnadenbild wieder irgendwo versteckt, und zwar aus Furcht vor den Schweden.

Im 18. Jahrhunderte.

Das beginnende neue Jahrhundert brachte im Jahre 1704 einen der schönsten Tage für Wartha mit sich: der Riesenbau der heute noch bestehenden Kirche konnte nämlich damals nach siebzehnjähriger Bauzeit eingeweiht werden. Man hatte jetzt endlich mit den schon erwähnten Doppelkirchen „deutsche und böhmische Kirche“ aufgeräumt und an ihrer Stelle den gewaltigen Tempel, der heute noch zu schauen ist, errichtet.

Nun begann eine **Glanzzeit** für den Wallfahrtsort. Offenkundige, gut beglaubigte, durch Eide bestätigte Wunderzeichen trugen sich, man kann wohl sagen, in Massen zu. Man zählte derer jedes Jahr zwischen 50 und 100. Kostbarste Weihegeschenke waren die sichtbaren Zeugen herzinniger Dankgefühle. Die Besucherzahl steigerte sich auf jährlich 200.000, die der Kommunikanten schwankte zwischen 60.000 und 80.000. 75 meist große Prozessionen kamen alljährlich nach Wartha.



Wartha, Armenseelenkapelle. Phot. Rob. Welzel jun., Wartha.

Auch die Art und Weise, wie man U. L. Fr. von Wartha zu verehren pflegte, ist recht sinnreich und schön. Schon die Kinder im allerzartesten Alter wurden ihr geweiht und unter ihren Schutz gestellt. War eine männliche Person zum Sterben krank, so schickte man gewöhnlich sieben Knaben zur Gnadenmutter, daß sie dem Todkranken Gnaden erfleheten. Eine schwer erkrankte weibliche Person bestellte zu diesem Bittgange gewöhnlich sieben Mägdelein. Barfuß ging man den steilen Warthaberg hinan. Auf den Empfang der heiligen Sakramente legte man das größte Gewicht.

Doch gab es in dieser Zeit des Aufstrebens mehrere besonders hervorzuhebende Vorfälle.

Im Jahre 1711 brannte nämlich das „Unglücks-Wartha“ (diesen Titel verdient diese so schwer und oft von Unheil heimgesuchte Stätte sicherlich) wieder zum so und so vielten Male ab. Die Kirche kam dabei noch verhältnismäßig gut weg: sie verlor nur den Dachstuhl und alles Holzwerk der Türme; sonst blieb sie erhalten. Seit jener Zeit sind die Türme kleiner, als sie ehedem waren.

1727 wurden auf dem Wege zum Warthaberge hinauf die verschiedenen Kapellen errichtet, also neue Zierden für den wunderreichen Ort.

Doch brachten gleichzeitig die Reibereien zwischen Preußen und Österreich eine Verminderung der Wallfahrer mit sich: viele von den Österreichern, bisher eifrige Besucher des Wallfahrtsortes, blieben von dieser Zeit an weg.

Im 19. Jahrhunderte.

1807 wurde Wartha von den Franzosen im Sturme genommen und durch 24 Stunden hindurch **ausgeplündert.** Auch die Kirche ward ihrer Reichtümer beraubt, und das meiste, das bisher die Schatzkammer geborgen hatte, verschleppt. Was an Kostbarkeiten noch rechtzeitig gerettet worden war, wurde 1809 von der königlichen Regierung mit Beschlag belegt und zur Deckung der Kriegskosten verwendet.

Ja noch mehr: im Jahre 1810 kam eine königliche Verordnung, wodurch alle Stifte und Klöster gänzlich aufgehoben wurden und ihr Vermögen dem Staate zuzufallen hatte. So fiel Kamenz, das Zisterzienserkloster, so fiel auch Wartha! Seit dieser Zeit besorgten anstatt der vertriebenen Zisterzienser nunmehr Weltpriester die Wallfahrtsseelsorge.

1890—1892 wurde die Kirche von Pfarrer Dr. Birnbach unter großen Kosten restauriert und eine Kapelle über dem sogenannten Marienbrunnen auf dem Warthaberge erbaut.

Im 20. Jahrhunderte.

Das erste Jahr des neuen Jahrhunderts brachte große Veränderungen. An Stelle der bisherigen Weltpriester traten Redemptoristenpatres als Besorger der Wallfahrtsstätte in den Dienst. Erster Rektor war der als Schriftsteller und Prediger bekannte P. Diessel († 1907). Seit ihrer derzeit noch kurzen Wirksamkeit hat sich der Besuch Warthas ungemein gehoben.

Ein Werk, das ganz dazu angetan erscheint, dem Gnadenorte neue Anziehungskraft zu verleihen und ihn in den Augen der Pilger noch wertvoller erscheinen zu lassen, sind die neuen Rosenkranzkapellen, an einem Berge an der Nordseite des Berges errichtet. Sie sind ein Werk der P. P. Redemptoristen; die erste davon wurde im Jahre **1903** hergestellt. Möge das großangelegte Unternehmen recht bald seine Vollendung finden.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1919 300jähriges Jubiläum der Kirche auf dem Warthaberge.

1939 350jähriges Jubiläum des Kinder-Wunders.

1950 Doppeljubiläum. 850jähriges Jubiläum der Entstehung und 50jähriges Jubiläum der Patres Redemptoristen.

1954 250jähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration.

1956 950jähriges Jubiläum der Ortsentstehung.

Ständige Priester: 1 Weltpriester als Pfarrer für die 1700 Seelen zählende Pfarre und 6 P. P. Redemptoristen.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 1200 in der Gnadenkirche, 50 bis 60 in der Warthakapelle.

Kommunikanten: 1909 65.000, 1910 80.000, 1911 92.000, 1912 92.000 (davon etwa 10—20.000 Andachtskommunikanten der Pfarrkinder.)

Besucher jährlich 130.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: Zirka 50.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Ständige Devotionalienhändler: 14.

Gasthäuser: 13.

Kaffeeschenken: 10.

Unterkunft im Orte für etwa 5000 Wallfahrer.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stark steigend.

Nationalität der Wallfahrer: 84 Prozent Deutsche, 10 Prozent Tschechen, 6 Prozent Polen.

Zufahrten.

Wien—Wartha. Schnellzug (von Wien Nordbahnhof oder Staatsbahnhof) über Brünn bis Glatz. 6¾ bis 7½ St., zirka K 14.—. Von dort zwei Wegstunden oder Anschluß abwarten. Personenzug bis Wartha über 13 St., zirka K 11.40.

Brünn—Wartha. Schnellzug bis Glatz 4¼ St. zirka K 8.—. Personenzug bis Wartha über 8 St. zirka K 6.50.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Wartha—Albendorf. 4½ Gehstunden. Eisenbahn Wartha—Glatz (umsteigen), Mittelsteine; ¾ St. Mk. —.80.

Wartha—Grulich. Über Wichstadtl Lichtenau (umsteigen) — Grulich Stadt. 2¼ St. Mk. 2.—.

Wartha—Mariahilfberg bei Zuckmantel. Eisenbahn Wartha—Kamenz (umsteigen) Neisse (umsteigen) Ziegenhals. (umsteigen) Niklasdorf (umsteigen) Zuckmantel. Ungefähr 2 St. K 2.—.

Wartha—Krautenwalde. Über Glatz (umsteigen auf Flügelbahn) Landeck 2 St., zirka K 1.50. Von dort 1 St. zu Fuß.

Hier sei besonders hervorgehoben, daß die drei ziemlich nahe bei einander gelegenen Wallfahrtsorte Wartha, Albendorf und Grulich von den Pilgern gerne in einer Tour besucht werden. Wir können die kleine Rundreise auch für sehr entfernte Pilger (etwa für Wiener) recht nachdrücklich empfehlen. Der Besuch der drei Wallfahrtsorte läßt sich von Wien aus in drei Tagen sehr leicht vollenden. Die Kosten der Fahrt, und zwar III. Klasse Schnellzug, belaufen sich tour und retour auf zirka 30 Kronen. Diese drei genannten Wallfahrtsorte bieten des Schönen soviel, daß sicherlich jeder, der sie besucht hat, sich mit großem Vergnügen daran zurückerinnern wird.

Literatur.

Balbin, Diva W. orig. et miracula. Pragae 1655 (auch deutsch).

Pohorely, Neueste Beschr. 1875, bei Hatscher, Albendorf, 88 S.

P. Schweter, C. SS. R. U. L. Fr. v. Wartha. Verl. d. Redempt. Wartha 1904, 8°. 20 S.

Ave Maria, Linz, Jahrg. II., 37.

Kaltenbäck, Marienſagen, 36.

Reg.-Mar.-Kal. 1889, VIII.

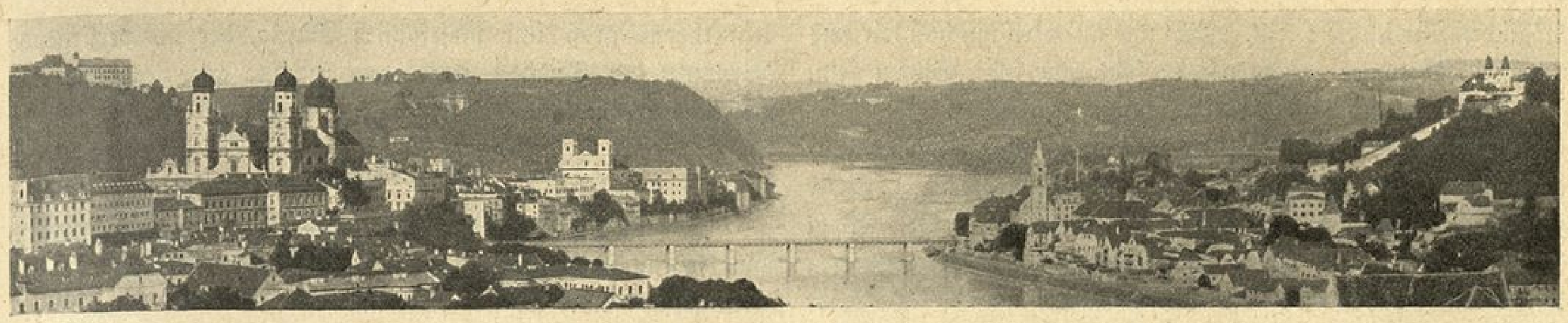
Ott, Marianum, 2318.

Kurze Erwägung.

Bedenke, wie dieser Ort Wartha, den sich Maria, die Gottesgebärerin zu ihrem Gnadenthrone erwählte, fast unaufhörlich von schweren Unglücksfällen und Heimsuchungen betroffen wurde. Und dennoch blieb er unentwegt ein Muttergottesort, ein Lieblingsort des Herrn, ein Ort der Auserwählung, ein Ort der Gnade. Erkenne hieraus wie in einem tröstenden Spiegelbilde: Wenn Gott Dich noch so sehr, ja vielleicht mehr als andere mit mancherlei schweren Leiden belastet, so ist dies noch kein Zeichen, daß er Dich verlassen, vergessen, verstoßen habe. Wer weiß, vielleicht bist Du trotz alledem eine bevorzugte Gnadenstätte des ewigen Herrn.

Gebet.

O Herr, in dessen Augen die Sünde als Krankheit, das Leiden als Heilmittel, die ewige Seligkeit als vollkommene Genesung gilt, wir, die an Sünden Erkrankten, bitten inständigst um das hohe Gut der Genesung und unterwerfen uns deshalb willig und unbedingt jedwedem Heilmittel, das immer Du anzuwenden für gut findest. Schenke uns durch die Fürbitte Marias Mut und Standhaftigkeit in der kurzen, schnell vergehenden Zeit der Prüfung und Heilung, und lehre uns jedwedes Leid in Deinem Namen mit Demut und Ergebung tragen. Amen.



Hofphot. A. Adolph, Paſſau.

Paſſau, Geſamtanſicht.

Das Jeſukindlein war verfallen
Dem blut'gen Tod durch Schergenhand,
Da fing es plötzlich an zu lallen,
In Todesnot die S p r a ch' es fand: „Maria hilf!"
Des Kindes Ruf von jener Stunde
Ertönt als Echo fort und fort,
Denn horch! Es klingt vom Erdenrunde
M i l l i o n e n f a c h dasſelbe Wort: „Maria hilf!"

Der Mariahilfberg bei Paſſau.

Bayern. 60.000 bis 70.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage des Wallfahrtsortes.

Paſſau! Wer kennt ſie nicht, die altehrwürdige Biſchofsſtadt, die hochberühmte, vielgeprieſene! Oder, wenn einer ſie noch nicht geſehen, wer hat nicht wenigſtens von ihr gehört und vernommen, und zwar nur Gutes und Ehrendes vernommen? Wer kennt nicht ihre Heiligen, den hl. V a l e n t i n, der dort gelebt, und S e v e r i n, den heiligen Apoſtel der Donauländer, der dort in der Innſtadt gewirkt, den hl. A l t m a n n, den gefeierten Oberhirten dieſer ſchönen Stadt!

Ja, ſchön iſt ſie, wunderſchön!

Und es iſt, als ob zu ihr voller Verwunderung die Flüſſe und Ströme zuſammenliefen und ſich zu ihren Füßen huldigend hinſchmiegten, die grüne D o n a u vom Weſten her, der blaue I n n vom Süden, die dunkle I l z von den nördlichen Strichen des Böhmerwaldes.

Dorthin alſo, nach Paſſau, zu dieſer Perle unter den Städten am Donauſtrome, zu dieſem „d e u t ſ c h e n V e n e d i g", wie man es genannt hat, eilen wir heute im Geiſte.

Aber nicht die romantiſche Lage dieſer alten Stadt iſt es, die uns für diesesmal mächtig anzieht, nicht etwa die alte trotzige Feſte Oberhaus ob Paſſau, nicht auch die Pracht des gewaltigen Domes, nicht der Nonnberg, von wo aus der Zuſammenfluß der drei Waſſeradern ſo lieblich betrachtet werden kann, nein, nein, etwas anderes ſuchen wir:

Es wohnt ein ſ c h ö n e s J u n g f r ä u l e i n
Bekleid't mit Samt und Seiden
Ob Paſſau in ein Kirchlein klein
Auf einer grünen Heiden;
Dort auf dem K a p u z i n e r b e r g
In Gnaden ſie verbleibet,
Mit Zeichen und mit Wunderwerk
Sie ſich die Zeit vertreibet.

(P. Prokop O. Cap. 17. Jahrhundert.)

Dieſem Jungfräulein gilt heute unſer Beſuch, ihr, ihr allein wollen wir heute unſere ergebenſte Aufwartung machen, ſie aufſuchen in ihrem ſo ſchön geſchmückten Paſſauer Heim.

Und wir fragen, wo das Jungfräulein, das holde, wohne. Da zeigt man uns hinauf auf einen mäßigen Berg, der etwa 74 Meter über dem Spiegel der Donau ſich erhebt, und vom Berge winkt ein freundliches Doppelpaar ganz eigenartig durchbrochener Türme, die von weitem ſo ausſehen, als trügen ſie ſtatt der gewöhnlichen „Laternen" ſchöne Kronen auf ihren Häuptern. Dort unter den Türmen, ſo ſagt man uns, weilt, wirkt und waltet das ſchöne Jungfräulein, das wir ſuchen.

Alſo empor zu den Türmen, hinauf zum Mariahilfberg, hinan zum Heiligtum der Mutter des Herrn!

Die große Wallfahrtsſtiege.

Man zeigt uns auch den Weg hinauf: wir ſollen nur da rechts gehen auf der ſchönen, gewundenen, ſchattigen S t r a ß e. Schon wollen wir dieſem Befehle Folge leiſten, da fällt uns weit links ein eigentümliches Mauerwerk in die Augen, das von der ebenen Erde bis hinauf zur Höhe der Kirche ununterbrochen in ſchnurgerader, ſchief anſteigender Richtung emporführt.

Was iſts mit dieſem Mauerwerke? Iſt es der Unterbau einer elektriſchen Bahn? Oder iſt es eine Drahtſeilbahn? Oder ſonſt etwas? Wir müſſen dies unbedingt ſehen. Es iſt eine Wallfahrtsſtiege, die direkt zum Heiligtume emporführt.

Ein vollkommen g e d e c k t e s, ſ e h r g u t e r h a l t e n e s S t i e g e n h a u s, das, in zwei große Hälften geteilt, den unmittelbaren Anſtieg zu Mariahilf vermittelt. In den Niſchen ſtehen hölzerne Kreuze, wie ſie die Pilger auf den Schultern über dieſe Stiege tragen. Ab und zu ſehen wir zwiſchen andern Fußgängern auch ſolche, die auf ihren Knien die ganze rieſig lange Stufenleiter emporſteigen: eine wahre, große Buße. An den Wänden entlang die vierzehn K r e u z w e g ſ t a t i o n e n.

Uns reizt dieſe eigenartige, ſo ſchöne Wallfahrtsſtiege. Wir beginnen die Stufen abzuzählen (wir wollen ja den Leſern doch berichten, was es an den Wallfahrtsorten zu ſehen gibt.) Bis wir hinankommen, haben wir bis auf 324 gezählt. Der freundliche Kapuzinerpater, der uns dann alle

möglichen Auskünfte erteilt, macht uns aufmerksam, daß wir uns verzählt haben, es sollen, wie er sagt, nur 321 Stufen sein.

Wir wollen ihm gerne glauben.

Diese Wallfahrtsstiege erinnert uns sofort an eine andere, die wir im schönen Böhmerlande erschaut, die von der Silberstadt Přibram emporführt zum Heiligen Berge. Wohl ist diese Stiege mit ihren 333 Stufen um ein Stückchen länger als die von Passau, aber jedenfalls ist die Passauer Stiege unvergleichlich schöner und besser erhalten.

Der Klosterhof.

Endlich hat das lange Steigen sein Ende erreicht. Wir stehen am Ziele und betreten den stillfriedlichen Klosterhof.

Wie stimmungsvoll ist doch hier alles, wie so recht zur Andacht einladend. Ein großer, etwa viereckiger Hof. Eine Reihe von Akazienbäumen spenden ihre Schatten. Man hat den weiten Hof mit Steinen gepflastert. Aber Gottes Gräslein haben in den engen Ritzen der Pflastersteine hinlänglich Raum zum Keimen, zum Leben, zum Wachsen gefunden.

Gleich linkerhand beim Eintritte das Kirchenportal und über demselben eine sinnige Darstellung: da neigt sich Unsere liebe Frau, gekrönt mit einer Königskrone, liebreich einladend und schützend hernieder zu einem Kinde, das mit Pilgergewanden angetan, soeben zu ihren Füßen ermüdet und ermattet niedergesunken zu sein scheint und nun hilfesuchend Arme und Blicke zur großen Helferin emporhebt: „Maria hilf!“

Dort an den Seitenwänden des traulichen Hofes schauen wir eine Reihe lieblicher Kapellen; ehemals, so sagt man uns, stand dort Bude an Bude; man hat die Krämer weggeschickt und der Rosenkranzkönigin dafür Platz gemacht. Und so erblicken wir denn 15 sehr würdige, ganz eigenartige Darstellungen der fünfzehn Rosenkranzgeheimnisse; eigenartig darum, weil dabei abweichend von der gewöhnlichen Darstellungsweise der ganze Inhalt des Geheimnisses meist nur durch eine einzige oder doch nur ganz wenige Figuren zum Ausdrucke gelangt. Die Figuren sind in Lebensgröße und sehr frisch und gut erhalten. Vor den Kapellen rankt sich huldigend buschiger wilder Wein.

Wir wenden uns nach links. An einer traulichen, kapellenartigen Kuppel vorbei, aus der uns die allerseligste Jungfrau, spielend mit Jesus und Johannes, entgegengrüßt, kommen wir zum kleinen Friedhofe der hier wirkenden Wallfahrtspriester, der Kapuziner. Ein wohlgepflegtes Gärtlein scheint es zu sein; ist ja doch in der Tat jedes eifrige Ordenshaus, jedes Klösterlein ein frisches Blumengärtlein für den ewigen Gott. Und im Friedhofsgärtlein ein Kreuz und am Kreuz der tote Heiland, ganz und gar vergoldet, als wollte er denen, die da drunten um ihn geschart dem Auferstehungstage entgegenharren, die Beteuerung geben, daß er bereit sei, all ihre Werke der Seelsorge, all ihre apostolischen Missionswerke einst mit göttlicher, ewiger Glorie zu vergolden und hundertfach zu vergelten.

Tiefernst wandern wir weiter; da treffen wir ein Brünnlein; ein Gnadenbrünnlein, und über dem Brünnlein thront groß und majestätisch Maria, der nie versiegende Brunnen der Gnade. Auf ihrem Haupte aber trägt sie eine herrliche Krone.

Die Kirche.

Doch wir haben uns nun, so meinen wir, genugsam umgesehen am äußeren Vorhofe. Zeit ist's, die Schwelle des Heiligtums selber zu überschreiten.

Der erste Gedanke, der sich uns da aufdrängt, ist ein etwas überraschender: „Klein und eng ist's da!“ Wir hätten bedeutend Größeres erwartet. Zwölf- bis vierzehnhundert Personen, mehr werden da wohl nicht Platz haben.

Aber die stille, andächtige Traulichkeit, die in dieser kleinen Kirche herrscht, versöhnt uns bald mit dem Mangel an Größe. Wir blicken gegen den Hochaltar: Dort schimmert uns von oben ziemlich auffallend ein großes, goldenes Kreuz entgegen. Auch wurden wir auf einen Umstand aufmerksam gemacht: Von den fünfzehn Rosenkranzgeheimnissen, die hier in Bildern dargestellt die Seitenwände der Kirche schmücken, sind nur ihrer vierzehn vorhanden, das letzte hat man absichtlich ausgelassen, weil es im Gnadenbilde selber, über dem hoch oben eine mächtige Krone schwebt, zum Ausdrucke kommen soll: „Der Dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönet hat.“

Übrigens ist uns von dieser netten, lieben Kirche nicht mehr viel in Erinnerung geblieben, nur das eine wissen wir, daß wir bei Durchwanderung der Seitenkapellen und Seitengänge die große Menge der Beichtstühle bewunderten, die wir da trafen. Und sie sind auch notwendig bei einer so großen Anzahl von jährlichen Kommunikanten.

Der Hochaltar.

Mit vielen zarten Blümelein
Ist sie gar fein umstecket,
Mit Nelken und mit Röselein
Wird ihr Altar bedecket.

(P. Procopius.)

Der Hochaltar, auf dem das Bild der Gnade thront, zeigt zwei stark in die Augen springende Hauptteile: den unteren, überaus zierlichen und bis in die kleinsten Einzelheiten sorgfältig ausgearbeiteten und den oberen, mehr massiven, von dem herab das oben erwähnte Goldkreuz schimmert. Zwischen diese beiden Teile drängt sich ein sehr breites, fast zu breites Gesimse. Doch ist der Gesamteindruck des Altares ein recht guter.

Als Mittelpunkt dieses Altaraufbaues zeigt sich das ziemlich große, in einfachen Rahmen gespannte Gnadenbild, 130 cm hoch, 90 cm breit. Darüber schwebt das Sinnbild des heiligen Geistes: Die flügelausbreitende Taube.

Das Gnadenbild.[1])

Mit überaus sanftem, aber ganz ausgesprochen traurigem Antlitze blickt die Gottesmutter aus diesem Bilde auf den Pilger hernieder. Sie sitzt und neigt ihr Haupt wie liebkosend zum zarten Kindlein nieder, während sie gleichzeitig

[1]) Eine Abbildung siehe später beim Wallfahrtsorte Filippsdorf.

ihre beiden Hände schützend, sorgend und betreuend um den nackten Leib des Jesukindleins legt. Das Gottessöhnlein selber zeigt sich in gar eigenartiger Stellung; sein linkes Füßchen auf das linke Knie der Mutter gestemmt, hat es das andere hoch erhoben, als wollt' es an der Mutter emporklettern, wobei es die eine Hand tastend und gleichsam hilfesuchend an das Kinn der Mutter legt, während die andere, nicht sichtbare, offenbar den Hals der Mutter von der andern Seite umschlingt. Die Augen des Gotteskindes richten sich mit einem Ausdrucke des größten Vertrauens auf das Antlitz der Mutter.

Die Kleidung der allerseligsten Jungfrau Maria besteht in einem blauen Gewande, das an der Brust rechteckig ausgeschnitten ist und an die Tracht erinnert, die in der Entstehungszeit dieses Bildes vielfach üblich war.

Den Ausschnitt des Kleides, bis hoch zum Halse hinauf, verhüllt ein dichtes, rein weißes, von schwarzen Bändchen eingefaßtes Schleiergewebe. Ein weiter Mantel fällt in weichem Faltenwurf von den Schultern der allerseligsten Jungfrau, legt sich leicht und lose um ihre Arme und erscheint zusammengefaltet auf dem Schoße der Gebenedeiten. Ziemlich glatt anliegend und geteilt umrahmt das Haar die hohe liebliche Stirne, während es in reicher Fülle über Hals und Schultern niederwallt. Ein feiner, durchsichtiger Schleier, so recht das charakteristische Merkmal der Mariahilfbilder, bedeckt das Haupt von Mutter und Kind bis tief über die Stirne herab, so daß noch seitlich das Ohr und ein Teil des Haares unter diese anmutige Schleierhülle zu liegen kommt.



Mariahilfsberg bei Passau. Hofphot. A. Adolph, Passau.

Das Passauer Mariahilfbild trägt zum Unterschiede von vielen anderen Mariahilfbildern keine Krone und macht dadurch auf den ersten Anblick hin den Eindruck, als sei es eine von den vielfach bekannten Mariahilfbildern stark abweichende Darstellung. Der Unterschied verschwindet aber zum größten Teile, sobald wir uns nur Kronen hinzudenken, die Kind und Mutter am Haupte zu tragen hätten. Dann haben wir sofort das übliche Mariahilfbild, allerdings mit dem Unterschiede, daß gerade das Passauer Mariahilfbild eine gut gemalte, sehr fein ausgeführte Darstellung ist, was man von vielen anderen Mariahilfbildern nicht immer behaupten kann.

Die schöne Legende von „Mariahilf."

Betrachten wir aufmerksam irgend ein beliebiges, heute gebräuchliches Mariahilfbild! Was will uns eigentlich dieses Bild sagen, welchen Gedanken soll es vorstellen? Man wird kaum mehr das Richtige erraten; denn unsere Mariahilfbilder, besonders die kleinen Gebetbuchbildchen und die gebräuchlichen Zimmerbilder, haben die Grundidee des Mariahilfbildes völlig verwischt und außeracht gelassen.

Diese modernen Mariahilfbilder zeigen meist einen milden, freundlichen, fast fröhlichen Zug im Antlitze des Jesukindleins und seiner Mutter. In Wirklichkeit aber ist das Mariahilfbild ein Bild des Schmerzes und der ängstlichen Mutterssorge.

Außerdem legt man sich das Wort Mariahilf gewöhnlich so aus, daß man denkt, dieses Wort sei von Menschen gesprochen und es lautete umschrieben: Heilige Muttergottes, hilf uns, den armen Menschenkindern! Das ist aber nicht die Grundidee. Sondern der Hilferuf geht vom göttlichen Kinde aus, von Jesus, der, wenn er richtig dargestellt wird, hilfesuchend an seiner Mutter gleichsam emporklettert. Auch dieses Emporklettern prägt sich in vielen gebräuchlichen Mariahilfbildern kaum mehr deutlich aus, sondern ist vielmehr in eine nichtssagende Paradestellung des göttlichen Jesuknaben übergegangen.

Die ersten Darstellungen der Mariahilfbilder wollten uns die Illustration zu einer schönen Legende bieten. Als nämlich, so lautet die sagenhafte Erzählung, König Herodes dem göttlichen Kinde nach dem Leben strebte, da habe sich in jener Nacht, da der Engel Gottes den hl. Josef warnte, das göttliche Kindlein plötzlich erhoben, sei an seiner Mutter Hals emporgestiegen und habe ängstlich ausgerufen: Mutter hilf!

Wir betonen, daß diese Erzählung keinerlei historische Beglaubigung habe. Aber das andere ist ebenso wahr, daß die Maler des Mariahilfbildes bei der Entwerfung des Gemäldes an eben diese Legende dachten, und das in Farben darstellen wollten, was diese Legende in Worten aussprach.

So bleibt die fromme Sage jedenfalls untrennbar mit dem Mariahilfbilde verbunden. Daß die Himmlischen sich ihrerseits um menschliche Kritik und Beglaubigung blutwenig kümmern,



Hofphot. A. Adolph. Passau.
Passau, Wallfahrtskirche Mariahilf. Links das Dechantsstöckl.

sehen wir (wie aus manchen anderen Fällen) auch hier wieder, daß nämlich an die Darstellung einer vielleicht völlig aus der Luft gegriffenen Legende eine derartige Gnadenfülle gehängt wurde, daß man in diesem Falle ohne Übertreibung von einem Meere der Gnaden sprechen darf. Eine Reihe von ganz bedeutenden Wallfahrtsorten besitzt als Gnadenbild Kopien dieses Mariahilfbildes; wir nennen hier außer Passau noch das Mariahilfbild in Wien, in Brezje, in Zuckmantel, in Maria-Schmolln, Maria-Plain, Guttaring und vielen anderen Wallfahrtsstätten.

Aber ganz abgesehen von der natürlichen Anmut und dem holden Zauber, der uns in dieser Legende so eigenartig anspricht, haben wir in diesen Mariahilfbildern eine überaus erwünschte und herzerhebende Anregung zu heiligen Wallfahrten, da uns in diesem Bilde das Jesukindlein selbst als erstes hilfesuchendes Pilgerlein erscheint, das in seiner Angst und Not sich ans Herz Mariä schmiegt und zur Mutter schreit, damit diese Mutter ihm helfe.

Maria hilf! Wie sollte'st Du's nicht können,
Auf deren Schutz Gott selber einst gebaut,
Die alle, alle eine „Mutter" nennen,
Auf die die ganze Christenheit vertraut!

Der Abstieg vom Heiligen Berge.

Adieu, mein lieber Berg, mein Gnadenberg! Hast mir mein Herz so lieblich gestimmt, daß es mir ist, als töne es einer Harfe gleich in sanften Lobgesängen, in nimmermüden, immer wiederklingenden „Ave, Ave!" Dich auch grüß' ich zum Abschied, trautester Klosterhof! Nimmer werde ich Dein vergessen, immer werde ich mir freundlich erinnernd sagen: am Mariahilfberg bei Passau habe ich Wunderschönes geschaut! Adieu, Du hehres Heiligtum!

Langsamen Schrittes, immer wieder umschauend verlassen wir den Klosterhof bei jenem Tore, das zur prächtigen Auffahrtsstraße hinführt. Einige Schritte ober uns hat man eine lohnende „Aussicht" errichtet. Bänke stehen dort unter schattigen Bäumen. Wir gehen hinauf, wir blicken zu Tale. Wir erkennen neidlos, daß hier ein prachtvoller Anblick sich unserem Auge darbietet; aber unser Herz ist zu voll von andern Bildern.

Was soll uns Passau in diesem Augenblicke, da uns ein Blick in himmlische Paradiese vergönnt war? Was soll uns des Donaustromes schimmernder Glanz, da wir des Gnadenstromes himmlische Flut betrachten? Was sollen die Berge dort drüben, die schönen, wenn wir soeben vermeinten, die ewigen Hügel des Jenseits zu schauen!

Bald verlassen wir die Aussichtswarte und steigen sinnend hinab. Viele Leute kommen uns entgegen: sie ziehen zur Mutter der Gnade.

Da beginnt ein liebliches Klingen und Tönen: von der Mariahilfkirche schallt des Glöckleins freundlicher Abschiedsgruß. Wir horchen auf und lassen den ehernen Klang gar willig in die tiefsten Tiefen unseres Herzens hinein ertönen, und eine Stimme antwortet aus unserem Herzen: Dank Mutter, daß Du uns heute gegrüßet, auch wir grüßen Dich in aller Andachtsglut und wollen Dein süßes Grüßen weitertragen und es vieltausend Lesern kundmachen, daß Du alle liebst und segnest, die Dich auf diesem Berge andächtig heimsuchen.

Und mit dem süßen Getön der Glocke umspielen uns die sinnigen Worte des alten Klosterdichters, dem gleich uns der Zauberklang vom Turme das Herz umstrickte:

Sie hat ein kleines Glöckelein,
Gar wunderschön es klinget,
Gleich wie im Wald das Vögelein
In aller Früh es singet.
Sobald es hört ein gutes Herz,
Vor Freude es aufspringet,
Das Volk es locket himmelwärts,
Wenn's in die Luft sich schwinget.

Wir kommen hinab, wo die Stadt beginnt. Und da steht denn endlich der erste, der allererste Devotionalienladen, wo man sich Bildchen kaufen kann, und Rosenkränze, und Wallfahrtsbüchlein und sonstige Angedenken. Wir tun dies auch, denn wir wollen Erinnerungen an diesen schönen Ort mit uns nehmen.

Nun über die Donaubrücke hinüber in die Stadt, dann zum Bahnhof. Noch ein Blick hinauf zum schönen Berge: „Adieu, lebwohl, mein trauter, heiliger Berg!"

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Vorgeschichte:

Das Innsbrucker Mariahilfbild.

Das berühmte Passauer Mariahilfbild hat insoferne eine Vorgeschichte, als es nur eine Kopie eines schon früher vorhandenen Mariahilfbildes ist, das bis zum heutigen Tage noch in Innsbruck besteht, und unter dem Namen Innsbrucker Mariahilfbild bekannt ist. Man nennt auch dieses Innsbrucker Mariahilfbild öfters ein Gnadenbild. Doch scheint es mehr ein nach menschlichen Begriffen „berühmtes" Bild zu sein (wegen Maler und Besitzer), während die Fülle der Gnade sich ganz sichtlich der Passauer Kopie zuwendet, respektive von ihr ausgeht.

Das Original ist von Lukas Kranach gemalt, einem Manne, der als Maler einen ziemlich bekannten und geschätzten Namen hat. Der erste Standplatz dieses Bildes war das jetzt ganz protestantische Dresden, und zwar zunächst die dortige Kirche zum heiligen Kreuze. Als im Jahre 1520 in dieser Stadt die neue Lehre (Protestantismus) überhandnahm, wurde das Marienbild aus der Kirche entfernt und in die Dresdner Gemäldegalerie übertragen.

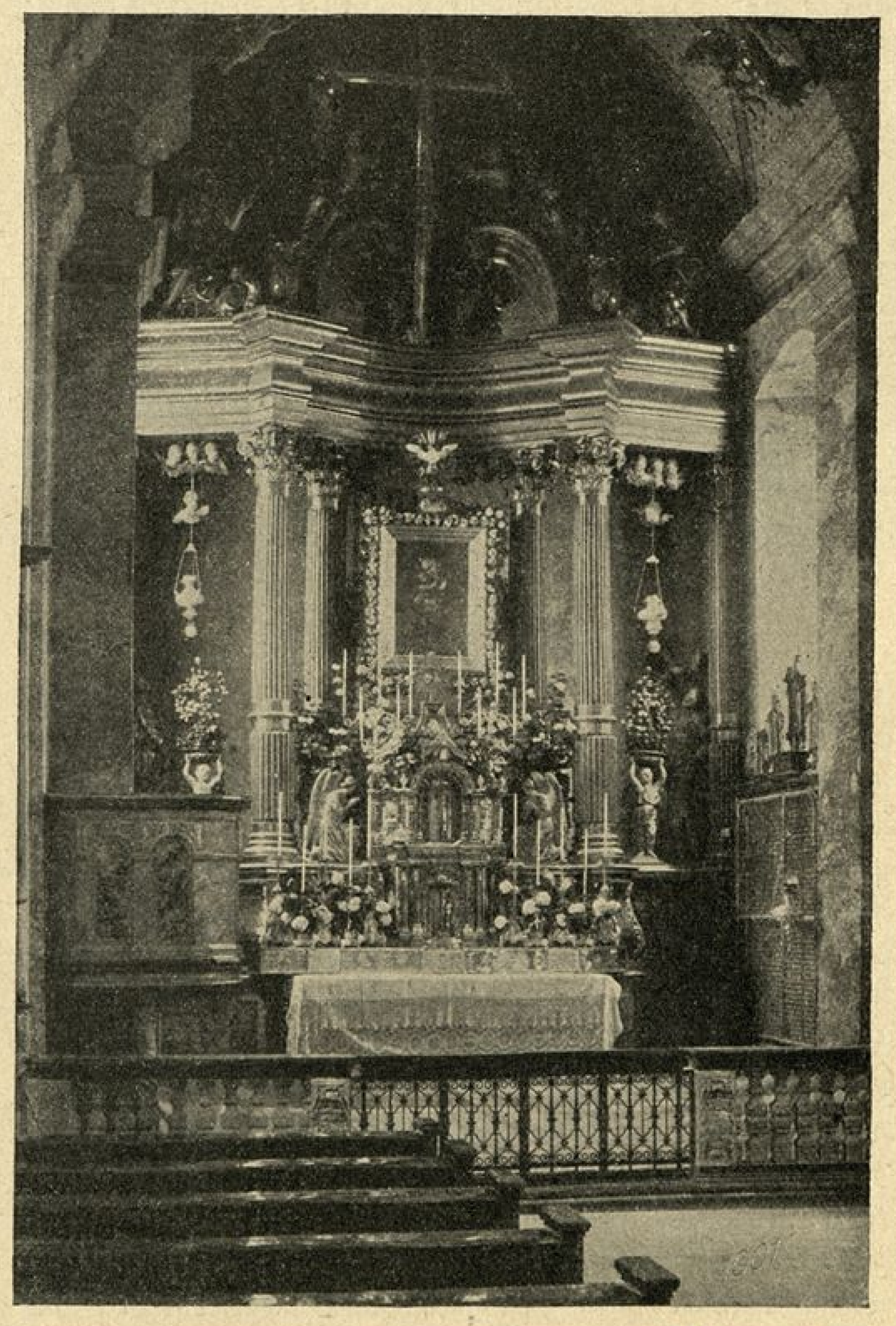
Einundneunzig Jahre verbrachte nun dieses religiöse Bild in jener gemischten Gesellschaft von allerlei Darstellungen, wie sie eben Gemäldegalerien gewöhnlich zu bieten haben. Es galt damals als ein numeriertes Stück, gemalt von Kranach — als sonst weiter nichts! Es fehlt jegliche Spur, daß in dieser langen Zeit dieses Bild sich in irgend einer Weise als Gnadenbild geltend gemacht hätte.

Das Bild war, wie die ganze Galerie, Eigentum des Kurfürsten von Dresden. Im Jahre 1611, also wenige Jahre vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, kam der Passauer Fürstbischof, der Leopold hieß und ein Erzherzog von Österreich war, nach Dresden, um den damaligen Kurfürsten, seinen Verwandten zu besuchen. Selbstverständlich mußte er auch die Bildergalerie besichtigen. In zuvorkommender Weise bot ihm sein Verwandter an, er möge sich aus der Sammlung irgend ein beliebiges Bild auswählen und es sich zum Andenken mitnehmen. Der Bischof wählte sich das Marienbild von Kranach. Späterhin sagte er, daß ihn eine innere Stimme dazu gedrängt hätte und es wäre ihm gewesen, als verlange das liebe Bild aus der sonst so öden, weltlichen Umgebung hinaus.

Der Fürstbischof verehrte das Bild recht sehr, führte es sogar mit sich auf Reisen herum und verrichtete gerne seine Andacht davor. Nach dem Tode Leopolds verschenkten es seine Verwandten an die Innsbrucker Stadtpfarrkirche Sankt Jakob, wo es zur öffentlichen Verehrung ausgestellt wurde und sich eines regen Zulaufes von Seite des Volkes erfreute. Auch soll es damals gar manche merkwürdige Gebetserhörung gegeben haben, die man durch Andachten vor diesem „Innsbrucker Mariahilfbilde" sich erfleht hatte.

Doch sei hier ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Bild erst im Jahre 1650 nach Innsbruck kam, also zu einer Zeit, da der leuchtende Wunderglanz der Passauer Kopie schon weithin strahlte, und da die Passauer Gnadenkirche schon jahrzehntelang (seit 1627) bestand. Aus diesem Umstande erklärt sich auch (sicherlich zum großen Teile) die Tatsache, daß in Innsbruck alsbald das neue Mariahilfbild vom Volke verehrt wurde; es schimmerte sozusagen im zauberischen Abglanze jenes hochberühmten Passauer Wunderbildes; das Innsbrucker verehrte man, weil das Passauer seine Lichtstrahlen darüber warf.

Es sei uns hier gestattet, auf eine Merkwürdigkeit hinzuweisen, die aber eigentlich in der Geschichte der Wallfahrtsbilder keine Merkwürdigkeit, sondern altübliche Grundregel und felsenfester Fundamentalsatz ist. Wir begegnen nämlich in diesem Falle einem ähnlichen Vorkommnisse wie in Kalwarya, allerdings nicht gar so auffallend. Denn auch hier haben wir ein Marienbild, das von einem berühmten Meister, Lukas Kranach gemalt, von einem Kurfürsten gespendet, von einem Erzherzog hoch verehrt wird, und dennoch kann sich dieses Bild, obwohl durch menschliches Wollen fast gewaltsam zum Gnadenbilde bestimmt, als solches nicht lange halten (wir hätten zum Beispiel in diesem unseren Buche heute gar keine Ursache, jenes Innsbrucker Mariahilfbild auch nur zu erwähnen, wenn es nicht als Urbild des Passauer Gnadenbildes in Betracht käme). Dagegen hat es dem Herrn



Hofphot. A. Adolph, Passau.

Passau, Hochaltar mit Gnadenbild.
Der vornehmste und erste Mariahilf-Altar der Erde.

gefallen, eine Kopie dieses Bildes (Kopien werden in Künstlerkreisen ganz wesentlich tiefer eingeschätzt, als die Originale) zu einem ruhmvollen Gnadenbilde zu machen, dessen mächtiger Wunderglanz Jahrhunderte zu überdauern imstande war.

Entstehung des Passauer Mariahilfbildes.

Als der genannte Fürstbischof sein neues Marienbild nach Passau brachte, konnte es begreiflicherweise dem damaligen Bistumsverweser (also Stellvertreter des Bischofs), der doch von amtswegen viel mit dem Bischofe zu verkehren hatte, nicht verborgen bleiben. Bistumsverweser war damals Freiherr von Schwendi, ein sehr frommer Mann. Diesem gefiel das neue Bild seines Herrn über die Maßen und er hätte es herzlich gern in seinen Besitz bekommen. Aber dem Fürstbischofe war es selber gar lieb und teuer; er gab es nicht her. Da erwirkte sich Schwendi die Erlaubnis, sich von dem Bilde eine Kopie anfertigen zu lassen. Dies wurde gerne gestattet und alsbald ein Passauer Maler, namens Pius, beauftragt, die Arbeit durchzuführen.

Domdechant Schwendi gab den Auftrag und das Geld, Pius seine Kunst und seine Farben, doch den Segen und die Gnade — an die wohl niemand dachte! — gab Gott der Herr — Warum? Weil es ihm, dem Allerhöchsten, so gefiel. So ward denn damals in aller Stille und unbeachtet eines der berühmtesten Gnadenbilder der Erde angefertigt.

Das Bild wurde abgeliefert. Mit Freude übernahm es der Besteller, mit Stolz wohl zeigte er es dem Erzbischof, mit inniger Andacht verehrte er es in seiner Wohnung. Seine Diener sagten nach seinem Tode aus, daß sie ihn damals des öfteren mit Tränen in den Augen vor dem Bilde knieen geseh'n. — Es war die Zeit, da das gesegnete Samenkörnlein unbeachtet und vergessen von der Welt im dunklen Schoße der Erde lag — bis die Sonne Gottes es lockte, hervorzutreten an die lichte Welt und zum früchteschweren Baum zu werden.

Lichterscheinungen.
(1622).

Schon etliche Jahre hindurch war das zu so hoher Glorie bestimmte Bild im ruhigen Privatbesitze des gottergebenen Priesters gewesen. Da gefiel es dem Herrn, es an jene Stelle zu befehlen, wohin es fürder bleiben sollte Jahrhundert für Jahrhundert.

Es war des Abends, als Domdechant Schwendi in seinem Garten, draußen vor dem Kapuzinertore, sinnend auf und nieder wandelte. Da hob er, wie von ungefähr den Blick zum dunklen, ganz bewaldeten „Schulerberge". — Unwillkürlich hemmte er den Schritt und schrak zusammen; was war das da droben? Woher die Lichter zwischen den Bäumen, als ginge eine Wallfahrerschar durch den Forst, als bewegte sich dort ein langer Zug von fackelschwingenden Menschen? Er starrte hinauf, unwissend, was das sei, und wandte den Blick nicht ab, bevor der fremdartige Schimmer wieder verschwunden war.

„Es werde Licht!" Mit diesem berühmten Worte ward vom Allmächtigen der Anfang der Schöpfung gemacht. „Es werde Licht!" das war auch der erste Schritt der Gnade, die dort auf Bergeshöh' ihren Himmelsthron zu errichten gedachte.

Der begnadete Priester, dem diese eigentümliche Offenbarung zuteil geworden war, schwieg zunächst. Aber nicht lange hernach, und die Lichter, die er das erstemal gesehen, flammten abermals auf und begannen ihr nächtliches Wandern um die Bergesspitze. Da fiel es dem sinnenden Beobachter auf, daß Samstag wäre; und nicht mehr empfand er wie zum ersten Male Furcht und Schrecken, sondern ein Gefühl innerlicher Freude. Von nun an schweifte sein Blick oft und oft zur Höh' empor, und zu wiederholtenmalen noch sah er dieselbe Erscheinung.

Ja, wie sich späterhin herausstellte, hatten auch andere Personen dieselbe Gnade, das zu sehen, was Schwendis Auge sah. Insbesondere war es ein Mädchen, das nachmals den Schleier Christi nahm, die nebst den wallenden Lichtern auch wundersame Musik vernahm, Musik, wie die Erde sie nimmer kennt.

Und einmal geschah es, daß des Nachts eine leuchtende Barke am Strome abwärts fuhr, und auf der Barke des Himmels Königin, umstrahlt von herrlichem Lichte, umgeben von glanzvoller, herrlicher Jungfrauen Schar, — bis unterhalb der Brücke alles verschwand und verging.

Das Bild auf dem Berge.
(1622.)

Gott will irgend etwas von mir und ich weiß nicht, was es sei! das war der Gedanke, der nunmehr Schwendi nimmer verließ. Und so ging er denn endlich zu einem vertrauten Priester, bei dem er sonst zu beichten pflegte, und sagte ihm kindlich offen alles, was er bisher erlebt. Was sollte er nun tun?

Da horchte schweigend der Priester des Herrn. Dann hob er sein Haupt und sprach etwa folgendes: „Getrost mein Freund, und Heil über Sie, da der Herr Sie zum Werkzeug der Gnade ersieht. Da droben am Berge will Gott ein Heiligtum schauen, und der es errichten soll, ist der, der die Lichter gesehen: Sie selber, Herr Domdechant! — Und mir ist's, als ob ich Ihnen raten sollte: Ihr schönes Marienbild, das Ihre Liebe und Verehrung gefunden, das tragen Sie empor zur neuen Kapelle, vielleicht soll es dort zum Bilde der Gnade werden — für Sie und Millionen anderer!"

So etwa sprach der erleuchtete Greis — und dankerfüllt ob solch willkommenen Rates erhob sich Schwendi, fest entschlossen, alsogleich zur frohen Tat zu schreiten. — Einige Wochen nur strichen dahin, dann stand die Holzkapelle fertig: die erste Mariahilf-Kapelle der Erde! Bald war auch ein bequemer gangbarer Weg zur Höhe hergestellt und es begann, was seit dieser Zeit nimmer aufgehört hat: die ununterbrochene Menschenprozession zum Bilde Mariahilf!

Bau der jetzigen Gnadenkirche.
(1624—1627.)

Wahrhaftig nicht lange dauerte es, bis die schlichte Kapelle durch stattlichen Steinbau ersetzt werden mußte; zu groß, zu zahlreich waren die Gnaden Mariens — zu groß, zu dankbar die Schar der beglückten Menschen.

Wie freute sich des Domdechants Herz, da er das Samenkorn, das Gottes Hand durch ihn gestreut, so unglaublich rasch und üppig gedeihen sah. Was aber seinen Eifer noch mehr entfachte, war eine neuerliche, ganz außerordentliche Gnade, mit der ihn der Himmel beschenkte: er sah in herrlicher Erscheinung die Gesegnete unter den Frauen in blitzendem Lichte der Herrlichkeit, wie sie auf ihren Armen den Schatz aller Schätze, den holden Gottesknaben, den Menschenheiland trug.

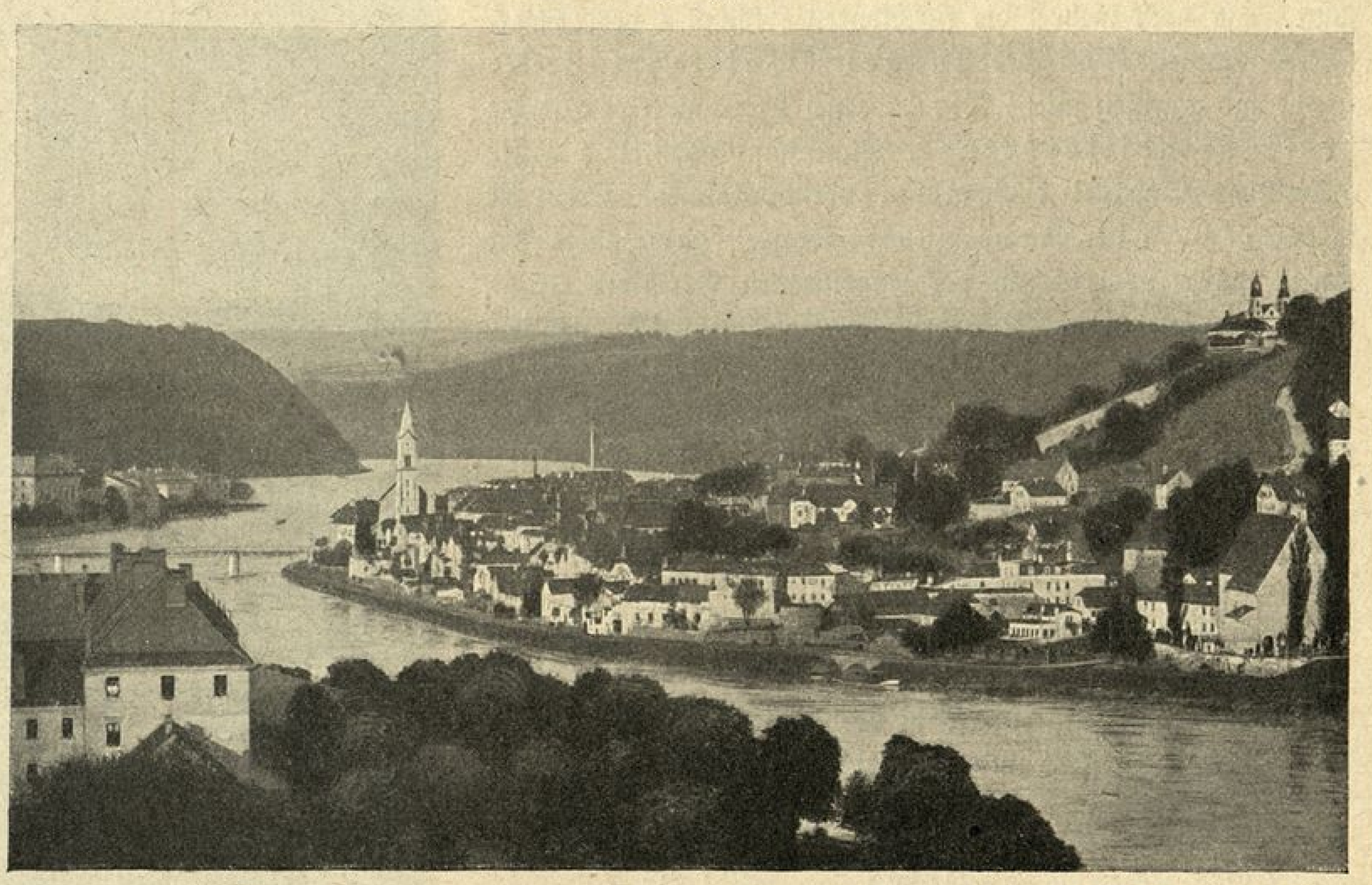
Das Menschenherz, das solches schaut, wird warm, begeistert und zu allem Guten fähig. So ging's auch hier: Domdechant Schwendi ward von unermüdlichem Eifer verzehrt; kaum zwei Jahre war das erste Kapellchen fertig, so ward der Grundstein zu neuem, würdigen Bau in die Erde gesenkt. Drei Jahre hernach (1627) war fröhliche, freudige Kirchweih! — In Österreichs Landen tobte und wütete Krieg und Mord und Brand und Plünderung, und da droben am Berge — welch Friedensbild! — stand die Menschenschar so selig, so hoffnungsfroh, und aus aller Munde tönte, in aller Augen leuchtete das hehre Trosteswort, das Bittgebet: „Maria! — hilf!"

Schwendis Heimgang.

Gesegnet der Mensch, der es versteht, im kurzen Erdenwallen des Ewigen Ehre zu fördern — wie jener fromme Passauer Priester es so treu getan! Doppelt selig er, wenn sich zur wackeren Tat des Herzens Kindeseinfalt, der stillen Demut Bescheidenheit gesellt! Und solchen Kindessinn liest man mit Rührung aus der Urkunde Schwendis, durch die er die große Stiftung seines Lebens besiegelte; folgendes ist nämlich dort geschrieben:

„In Anbetracht, daß dem Menschen nach dem Tode nichts nachfolgt, als was er Gutes im Leben vorausschickt, so haben wir zum Nutzen und Frommen unserer armen Seele mit der Gnade des Heiligen Geistes diesen Ort nach freiem Entschluß und Gelöbnis zu Ehren der seligsten Jungfrau Maria, der Menschheit Helferin, und ingleichen zu Ehren des seraphischen Vaters Franziskus aufgerichtet und allda nach dem Maße unseres bescheidenen, zeitlichen Vermögens ein Kirchlein erbaut und ausgestattet."

Der fromme Stifter ward am Ende seiner irdischen Pilgerschaft am Fuße des Berges im Kloster der Kapuziner zu Grabe getragen, und zwar wie er ausdrücklich wollte, angetan mit dem schlichten Habite dieser armen Ordensleute und mitten unter ihnen, ohne Monument, ohne Grabstein. Und dennoch hat wohl selten ein Mensch ein so hehres Denkmal ob seinem Grabe wie er: denn siehe, über ihm hebt sich der Mariahilferberg, von dem er sagen kann: durch die Barmherzigkeit des ewigen Gottes habe ich diese Gnadenstatt der Menschheit gegeben! Gewiß, Maria wird diesem ihrem Sohne eine gütige, treue Mutter sein.



Innstadt Passau mit Mariahilferberg. Zusammenfluß von Donau und Inn. Hofphot. A. Adolph, Passau.

Andere Baulichkeiten.

In rascher Folge entstanden kurz nach der Fertigstellung der Kirche einige Baulichkeiten, die sich im großen und ganzen bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

1628, also ein Jahr nach der Kirchweihe, standen bereits die Wohngebäude für die Patres Kapuziner, denen die Seelsorge auf dem Berge anvertraut worden war, fertig da. Gleichzeitig war der Hof mit einer Mauer umfaßt worden; die beiden Eingangstore gelangten gleichfalls zur Vollendung. Auch die lange, gedeckte Stiege wurde noch in demselben Jahre errichtet, ebenso eine zweite vom Kapuzinerkloster herauf, die in der ersten Zeit gleichfalls gedeckt war, jetzt aber offen daliegt.

Bald darauf entstand auch das „Dechantstöckl", so genannt, weil es Dechant Schwendi als Eigentum für sich und seine Nachfolger im Amte eines Domdechants bestimmte.

1634 entstand das Mesnerhaus. 1630 war die Wasserleitung hergestellt worden, bei welcher Gelegen-

heit die beiden hübschen, oben erwähnten Brunnen, der Marienbrunnen in der Grotte und der Sankt Annabrunnen, errichtet wurden.

So kann man sagen, daß innerhalb 15 Jahren an Stelle einer waldigen Höhe alles das entstanden war, was bis heute noch die Andacht des Pilgers erfreut und belebt. Es war gewiß eine rasche Arbeit.

Großer Brand.
(1662.)

Ein entsetzliches Unglück brach im Jahre 1662 über die schöne Stadt Passau herein: eine Feuersbrunst, der ein großer Teil der Stadt zum Opfer fiel. Vom Sankt Johannes-Spitale, wo die ersten Flammen aufschlugen, verbreitete sich das verheerende Element mit unglaublicher Raschheit über die Stadt, ergriff die Innbrücke, fiel über die Innstadt her und machte alles zu einer großen schrecklichen Brandstätte. Ja noch mehr: die furchtbaren Flammen des Feuermeeres züngelten an der langen Wallfahrtsstiege empor und ergriffen zuletzt Kirche und Gnadengebäude des Mariahilferberges. Man kann sagen, daß nichts außer der Sakristei dort droben verschont blieb. Nur die kahlen Mauern der Kirche blieben stehen; das Innere der Kirche wurde vom Schutt des eingestürzten Gewölbes erfüllt. Doch war sowohl das Allerheiligste Sakrament als auch das Gnadenbild von den P. P. Kapuzinern rechtzeitig gerettet worden; eine Stunde weit flüchtete man damit in den Wald hinein gegen Schärding.

Als der Brand gelöscht war, brachte man es zurück und stellte es in der Sakristei auf, wo unterdessen Notgottesdienst abgehalten wurde.

Doch war trotz des herben Unglückes der Schaden insoferne kein dauernder, da durch die Freigebigkeit der Geistlichkeit und der Bürgerschaft in verhältnismäßig kurzer Zeit alles wieder hergestellt und bestens eingerichtet war.

Türkennot.
(1683.)

Nicht als ob Passau durch die Plünderung der Türken zu leiden gehabt hätte. Aber in anderer Weise waren diese traurigen Zeiten auch für die Bischofsstadt am Inn bedeutungsvoll. Als nämlich im Jahre 1683 die wilden Horden gegen die Hauptstadt Wien heranrückten, hielt es der damalige Kaiser Leopold I. für das ersprießlichste, die gefahrvolle Verteidigung dieses hochwichtigen Punktes erprobten Kräften zu überlassen, für seine eigene Person aber das Heil in der Flucht zu suchen. Und so eilte er denn mit seinem ganzen Hofstaate gegen Passau, um dortselbst während der kritischen Zeit zu verbleiben.

Dort wurden nun erschütternde Bitt- und Bußübungen gemacht, und zwar hauptsächlich durch vierzehn eigens hiezu bestimmte Tage. Der Bischof ließ von der Kanzel alle Christen einladen, während dieser vierzehn Tage sich den heiligen Sakramenten zu nähern; das hochwürdigste Gut wurde oft öffentlich ausgesetzt und andächtig besucht und angebetet, Bittprozessionen veranstaltet. Der 14. Juli war ein allgemeiner, strenger Fasttag, an dem alle vom Kaiser angefangen bis zum Bettler den ganzen Tag bis zum Abend gänzlich nüchtern blieben.

Tatsächlich gelang es den vereinigten christlichen Streitkräften, die bedrohte Hauptstadt zu erretten. Zum Danke für das erhörte Gebet wurden späterhin mehrere türkische Waffen und Kriegsgegenstände auf den Mariahilfberg gebracht, wo sie als Weihegeschenke aufbewahrt werden und bis heute noch in der Kapelle des linken Seitenaltares zu sehen sind.

Das schwere Bußkreuz.

Ein Vorfall, der allerdings vollkommen privater Natur ist und mit der Geschichte des Wallfahrtsortes nichts zu tun



Hofphot. A. Adolph, Passau.
Passau, Rosenkranzkapelle.
14. Der Dich, o Jungfrau, in den Himmel aufgenommen hat.

hat, möge hier wegen seiner Eigenart gebührende Erwähnung finden.

Es war im Jahre 1726, als ein gewisser Nikolaus Pischoff aus Würzburg, der unschuldigerweise in den Kerker gekommen war und schon dreiviertel Jahre darin schmachtete, ein großes Gelöbnis machte: er wolle mit einem großen Kreuze beladen bis nach Rom gehen, und von Rom zurück auf den Mariahilfberg. Gott nahm das Gelöbnis an: der Gefangene fand unerwarteterweise Gelegenheit zu entkommen, benützte sie und flüchtete; noch während der Flucht zeigte ihm Gott seine übernatürliche Hilfe, da er, verfolgt und gedrängt, auf wunderbare Weise durch einen tiefen Fluß kam, dessen Überschreitung

fast unmöglich schien. Nachdem er sich solcherart außer Gefahr befand, gedachte er treu seines Versprechens, zimmerte sich ein Kreuz und trug es wacker nach Rom und von dort wieder zurück bis nach Passau auf den Mariahilferberg. Als er dortselbst ankam, war der 21. November (Fest Mariä Opferung) 1726.

Reiche Opfergaben.

Die Großen und Reichen dieser Welt wetteiferten gar sehr, allerlei irdisches Goldgeräte und andere sogenannte Wertsachen auf dem Berge Mariens zusammenzutragen. Wenn wir sie hier erwähnen, geschieht dies



Hofphot. A. Adolph, Passau.

Passau, Rosenkranzkapelle.
15. Der Dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönet hat.

einzig und allein aus dem Grunde, um den Lesern klar und deutlich zu zeigen:

Soviel opfert man, um sich der Hilfe Mariens (Mariahilf!) zu versichern, soviel also ist diese Hilfe Mariens, nach menschlichen Maßen ausgedrückt, zum mindesten wert!

Es sammelten sich aber im Laufe der Jahrzehnte nebst vielen anderen Kostbarkeiten am Mariahilferberge an:

Drei große Kronen aus Silber, mit guten Steinen geziert; die eine davon wurde (wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Spender) die kaiserliche, die zweite die königliche genannt,

25 ganz silberne Brustbilder von verschiedenen Heiligen (Statuetten),

3 schön verzierte Monstranzen,

6 silberne Ziborien,

4 Meßkelche aus purem Golde, dazu noch 60 Meßkelche aus Silber,

1 Ampel aus Gold, 28 Ampeln aus Silber,

16 silberne, mit Gold verzierte Kruzifixe,

24 silberne Altarleuchter,

6 silberne Engel,

1 silbernes Altarantipendium.

Viele goldene und silberne Ringe, Gold und Silberstücke (darunter auch zehn- und zwölffache Dukaten).

Dazu eine Unzahl von wertvollen Paramenten und sonstigem Kirchengeräte.

Dieser Schatz mehrte sich so sehr, daß im Jahre 1729, also etwa hundert Jahre nach der Entstehung des Wallfahrtsortes, die kleinen silbernen Votivgaben, die man einschmolz, den Silberwert von 15.000 Gulden zeigten; aus diesem Silber ward der neue Altar und Tabernakel angefertigt.

Wir freuen uns, daß schon kurzsichtige, auf Erden lebende Menschen die „Maria — Hilf" so hoch einschätzen. In Wirklichkeit ist sie wohl noch viel mehr wert; —

Mutterlieb und Muttersegen
Läßt mit Gold sich nimmer wägen!

Des Kirchenschatzes kläglicher Untergang.

Die irdischen Gold- und Silbervorräte, die freigebige Hände im Heiligtume am Mariahilferberge aufgehäuft hatten, sollten nicht übermäßig lang an Ort und Stelle verweilen.

Als man nämlich nach dem Jahre 1792, dem Jahre der französischen Revolution, alles Ernstes einen Einfall der Franzosen nach Deutschland fürchten mußte, beschlossen die Kirchenvorsteher, ihre Gold- und Silbersachen und alles, was sonst einigen Wert zu haben schien, in feste Kisten verpackt zur Flucht bereitzustellen; tatsächlich wurde es kurz darauf donau-abwärts weggeführt.

Aber die Passauer hatten sich die große Mühe des Flüchtens umsonst angetan. Denn wohl kam der Schatz wieder wohlbehalten zurück, aber kein Jahrzehnt mehr und er war endgiltig verloren.

Im Jahre 1801 legte nämlich der französische General Moreau die ungeheure Kriegskontribution von ungefähr 400.000 Gulden auf die Stadt Passau, welche Summe binnen 30 Tagen erlegt werden mußte.

Deswegen nahm die Statthalterschaft in einem öffentlichen Aufrufe alles entbehrliche Kirchensilber als ein seinerzeit wieder rückzuerstattendes verzinsliches Darlehen (es wurde natürlich niemals weder verzinst noch zurückgegeben!) in Anspruch.

Damals fanden sich nun im Kirchenschatze der Wallfahrtskirche allein über 44.000 Gulden an Silberwert.

Das noch übrige des Schatzes wurde zur Zeit der Säkularisation 1805 vollends widerrechtlich fortgenommen.

So waren die reichen Passauer Kirchenschätze trotz aller menschlichen Vorsicht und Klugheit unwiderruflich und für immer verloren.

Traurige Zeiten.

Was über die österreichischen Lande während der Zeit Josefs II. hereinbrach, das kam über Bayern zwei Jahrzehnte später: Konfiskation kirchlicher Güter, Klosteraufhebung und wie sonst alle diese friedlichen Künste heißen mögen. So traf im Jahre 1803 auch das stille Kapuzinerkloster unter dem Mariahilferberg das harte Los der Aufhebung. Droben am Berge aber wurden unterdessen zwei Weltpriester angestellt; es liegt auf der Hand, daß diese nicht imstande waren, das auch nur annähernd zu leisten, was bisher die eifrigen Konventpatres gearbeitet hatten.

Im Jahre 1812 wurde die Wallfahrtskirche des Ehrenschmuckes jener Votivtafeln gänzlich beraubt, die an den Wänden der langen Wallfahrtsstiege aufgehängt waren. Aus welchem Grunde wohl? — Da muß man die alten Staatsweisen von Anno dazumal fragen! Vielleicht haben sie unschuldige Votivbilder mit Dynamitbomben verwechselt! — Demgegenüber kann man wohl behaupten: Leute, die Votivbilder in die Kirche tragen, sind allermeist durchaus keine staatsgefährlichen, revolutionären Elemente, im Gegenteile: dies sind meistens die verläßlichsten, ruhigsten Stützen eines geordneten Staates.

Nach der Beraubung drohte Vernichtung!

Der so sehr gefürchtete Franzosenkaiser Napoleon I. rückte von der österreichischen Seite gegen Bayern heran und hatte gerade im Mariahilferberge einen ihm wichtigen Punkt erkannt, auf dem er mächtige Schanzen aufwerfen wollte. Alles, was diesen kriegerischen Schanzarbeiten hindernd im Wege stand, mußte fallen. So war bereits das Mesnerhaus zusammengerissen worden, und der Kaiser hatte schon den Plan gefaßt, auch alle übrigen Gebäude samt der Kirche niederreißen zu lassen. — Und dennoch geschah dies nicht: die Kirche blieb stehen. Niemand kann den eigentlichen Grund angeben, warum der sonst so eigensinnige und gewalttätige Kaiser von seinem Plane abkam. Aber man wird es frommen Gemütern nicht verargen, wenn sie in dieser unerwarteten Abänderung des bedrohlichen Planes den wunderbaren göttlichen Schutz erblicken; der Allmächtige ist der Lenker der Menschenherzen; er wollte das Heiligtum seiner menschlichen Mutter behüten und es vor dem Untergange bewahren: darum blieb es unbehelligt stehen!

Neues Leben.

Wenn man das Gesundwerden nach tödlicher Krankheit für Glück und Gnade hält, und wenn man über die Rückkehr der verlorenen Lebenskräfte — möge sie noch so langsam vonstatten gehen — sich innig freut —, so haben auch die meisten Wallfahrtsorte sich des neunzehnten Jahrhunderts mit herzlicher Freude zu erinnern: es war das langsame Genesen nach großer, tiefgreifender Krisis.

Auch am Mariahilferberge zu Passau war es so.

In den Dreißiger-Jahren schon faßte der damalige Bischof den Entschluß, beim Heiligtum wieder eine größere Anzahl Priester anzustellen und an ihre Spitze einen eigenen Wallfahrtsdirektor zu ernennen. Dies geschah denn auch.

Nach weiteren fünfzehn Jahren (im Jahre 1846) gab es großzügige Renovierungen, so daß das Gotteshaus den ganzen Sommer hindurch abgesperrt war. Zugleich wurde durch die Vermehrung der Wallfahrtspriester auf die staatliche Zahl von 15 bis 20 in ausgiebiger Weise dafür gesorgt, daß die Gläubigen mit Leichtigkeit Gelegenheit finden konnten, ihren geistigen Bedürfnissen nachzukommen.

Im Jahre 1862 erhielt der Wallfahrtsort ein Zierstück, das wir schon früher geziemend hervorgehoben: die aus Stein gebaute Wallfahrtsstiege in der Gestalt, wie sie bis heute noch besteht. (Ehemals war sie bedeutend schlichter und einfacher.)

Endlich muß das Jahr 1887 als ein für den Wallfahrtsort wichtiges, erfreuliches und segensreiches bezeichnet werden: damals wurden nämlich die P. P. Kapuziner berufen, künftighin die Wallfahrtsseelsorge in der Bergkirche zu versehen. Mögen sie noch lange Jahre hindurch allen frommen Pilgern gütige Tröster und Gnadenvermittler bei Gott sein!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1922: 300 jähriges Jubiläum der Entstehung.
1940: 50 jähriges Jubiläum des Einzuges der Kapuziner.
1946: 100 jähriges Jubiläum der feierlichen Wiedereröffnung.

Ständige Priester: 7 Kapuzinerpatres, 6 Laienbrüder, bayrische Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 250.

Kommunikanten jährlich: 60.000 bis 70.000.

Kommunikantenanzahl in früheren Zeiten:

im Jahre	1627	10.500	Komm.
„ „	1640	16.600	„
„ „	1650	30.000	„
„ „	1680	55.000	„
„ „	1700	84.500	„
„ „	1738 (höchste erreichte Zahl)	125.000	Komm.

Besucher jährlich: mindestens 200.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 15 bis 16.

Hauptfest: St. Petrus und Paulus.

In nächster Nähe um die Kirche befinden sich weiters keine Ansiedlungen.

Meereshöhe: 350 Meter.

Ständige Devotionalienhändler: um die Kirche herum keine; in der Stadt mehrere.

Gasthäuser: oben bei der Kirche keines.

Die Frequenz des Wallfahrtsortes ist steigend.

Gebetserhörungen aus den vergangenen Jahrhunderten existieren fünf Bände. In der neuesten Zeit wurden derlei Vorkommnisse nicht gesammelt.

Zufahrten.

Der Mariahilfberg liegt nur eine Viertelstunde außerhalb der österreichischen Reichsgrenze, und zwar am rechten Ufer des Inn, gehört also nach seiner hydrographischen Lage eigentlich ganz zweifellos zum österreichischen Länderkomplexe.

Wien—Passau, Schnellzug 5½ St., K 13.90; Personenzug 10 St., K 10.50.

Linz—Passau. Schnellzug 2¾ St. K 5.10; Personenzug 4½ St. K 3.90.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Passau—Altötting. Passau über Simbach nach Neuötting 3½—4½ St., zirka K 4.20.

Passau—Pöstlingberg (wie Passau—Linz).

Passau—Maria Schmolln. Über Ried-Braunau bis Mattighofen oder Munderfing über 4 St. K 3.50.

Passau—Puchheim. Über Schärding 2¾ St., K 3.20. Endstation Attnang—Puchheim.

Passau—Maria Plain (Salzburg). Zuerst bis Attnang—Puchheim (Fahrzeit und Preis soeben genannt), dazu noch die Strecke Attnang—Salzburg 2¾ St. K 2.50 (Schnellzug K 3.30).

Literatur.

Gründlicher Bericht 1745, Passau (mit 5 Bändchen Gebetserhörungen.)

Siegler, Mariahilf b. P., Coppenrath, Passau 1893, 2. Aufl., 16°, 932 S.

Ave Maria, Linz, XIV., 9.

Ott, Marianum, 1392.

Reg.-Mar.-Kal. 1887, X.

Kurze Erwägung.

Das Mariahilfbild hat sich mit seiner rührenden, lieben Darstellung die Herzen des gesamten katholischen Erdkreises bezwungen und mit den Banden unverlöschlicher Liebe an sich gekettet. Und warum? Weil jeder Mensch nur zu oft in die Lage kommt, mit dem Herzen, mit dem Munde zu rufen: „Maria hilf!" Weil die Not, die Hilfsbedürftigkeit eine so allgemeine, so große ist. „Maria hilf!" so ruft der Kranke auf seinem Schmerzenslager, dem die menschliche Kunst der Ärzte nicht zu helfen vermag. „Maria hilf!" ruft der Arme, der Bedrängte, der Verfolgte. „Maria hilf!" schreit das Herz, dem die dräuende Macht der Versuchung naht, die gleißende Falle der Sünde winkt. „Maria hilf!" ruft die Christenheit, wenn sie sieht, wie die Feinde des Glaubens, der Sitte mächtig und immer mächtiger ihre Häupter erheben. „Maria hilf!" ruft in gleicher Weise der Heilige Vater in Rom, wie der letzte, neubekehrte Südseeinsulaner. „Maria hilf!" ruft Bischof und Priester, ruft Greis und Jüngling, Kind und Vater. „Maria hilf!" klingt es millionenfach im Leben und glühend, stürmend in der schweren Stunde des Sterbens:

Maria hilf in jeder Not! — im Leben Hilf' — und Hilf' im Tod laß deine Kinder sehen!

Gebet.

O Herr, der du selbst in deiner Kindheit dich an das Herz deiner Mutter geflüchtet hast, verleihe uns die Gnade,



Hofphot. A. Adolph, Passau.

Passau, Wallfahrtsstiege zum Mariahilfberge.

daß wir selber, so oft wir deinem Beispiele folgend zum Mutterherzen Mariä unsere Zuflucht nehmen, dort mütterliche Liebe und Gnade, und bei dir selber auf das Bittgebet einer solchen Mutter Huld und Erbarmen finden mögen. Amen.

Maria hilf, wenn in des Lebens Nöten,
Zu dir sich flehend uns're Hand erhebt;
Maria hilf, erhör' das heiße Beten,
Wenn angstvoll dir das Herz entgegenbebt.
Maria hilf, o lohne das Vertrauen,
Das hilfesuchend Mutter, zu dir flieht,
Laß deine Kinder mild dein Auge schauen,
Das mitleidvoll auf uns herniedersieht.
Maria hilf, ja hilf, du Wunderbare,
Du Gnadenbronnen der Barmherzigkeit,
Und jubelnd nennt dich, Mutter, bis zur Bahre
„Maria hilf" der Kinder Dankbarkeit.

(M. H.)



Brezje von Süden.
Im Hintergrunde links: Hochstuhl (2236 m), daneben Begunjšica (2063 m), ganz rechts Dobrca (1634 m).

Es lächelt Maria; mit zarter Hand
Löst ein Juwel sie vom Liliengewand
Und wirft es, denkend der Erdenbrüder,
Mit stillem Segen zur Erde nieder.
Auf Brezje fällt's; und sein Gefunkel
Durchblitzt weithin das Erdendunkel;
Manch leidendes Herz, getroffen vom Schein,
Das dünkt sich nun plötzlich selig zu sein.
Und alles strömet zum blitzenden Hort, —
Es ward über Nacht ein Gnadenort.

Brezje.[1])

Oberkrain. 50.000 bis 60.000 Kommunikanten.

Vorbemerkung.

„Was Lourdes für Frankreich ist, das ist Brezje für das Land der Slowenen!" so hat uns in frohem Stolze ein slovenischer Priester versichert.

Wir möchten dieses kühne Wort nicht bedingungslos unterschreiben. Denn Brezje kann mit Lourdes nicht verglichen werden. Ja, sogar neben Mariazell hingestellt, wird es jedenfalls den Kürzeren ziehen.

Aber was wahr ist, bleibt wahr: Unter allen slowenischen Wallfahrtsorten nimmt Brezje die erste Stelle ein. Ferner ist wahr, daß Brezje in den letzten Jahrzehnten durch ganz auffallende Gebetserhörungen hochbegnadet wurde. Wahr ist, daß sich unter den Votivtafeln in Brezje auch solche befinden, die von Wien dorthin gesandt wurden, daß also der Ruhm dieses Wallfahrtsortes weit über die engen Landesgrenzen Krains hinausgeht.

Wir sind also sicherlich soeben im Begriffe, ein sehr ehrwürdiges, hochberühmtes Marienheiligtum im Geiste zu besuchen.

Örtliche Lage des Gnadenortes.

Brezje (zu deutsch: Birkendorf) zählt etwa 600 Einwohner und liegt im nördlichsten Teile von Krain, im breiten Tale der Save, jedoch auf einem Hochplateau, das sich über das eigentliche Savetal fast genau um 100 m erhebt; die Meereshöhe von Brezje beträgt nämlich 485 m, während die südlich gelegene Savebrücke etwa 385 m Seehöhe aufweist.

Die Gnadenkirche ist von der Bahnstation Ottotsche in etwa 40 Minuten zu erreichen. Ottotsche ist eine Personen-Haltestelle der Eisenbahn Tarvis—Laibach und ist von Tarvis 61, von Laibach 42 Kilometer entfernt.

Hat man in Ottotsche den Zug verlassen, so geht man zunächst einige Minuten bis zur hölzernen Savebrücke, für deren Überschreitung man Brückenmaut zu zahlen hat, kommt dann nach weiteren zehn Minuten zu einer zweiten Brücke und kann dann entweder auf der Straße den Umweg machen, oder dafür direkt, aber stellenweise steil zum Teil über Stufen die 100 m Steigung überwinden. Hat man die Höhe erreicht, so sieht man in der Entfernung von etwa 8 bis 10 Minuten zum ersten Male die Gnadenkirche, die man bisher von keinem Punkte der Eisenbahn oder des Fußweges erschauen konnte.

Als weitere Eisenbahnstation käme vielleicht noch Radmannsdorf in Betracht. Gehzeit 1¼ St. Dieser Weg ist länger und ungünstiger, als jener von Ottotsche.

Für Freunde der Touristik wäre außer der Eisenbahn vielleicht noch die Straße über den Loiblpaß (1366 m) zu erwähnen, die direkt von Norden (Klagenfurt und dem Rosental) nach Süden führt, und sich zwischen herrlichen Bergriesen Hochstuhl (2263 m) und Heinis Turm (2095 m), hindurchzwängt.

Das Äußere der Gnadenkirche.

Die Kirche ist groß (sie faßt etwa 2500 Personen), aber nicht großartig. Sie ist schön, aber gerade keine Sehenswürdigkeit. Sie ist, von außen betrachtet, ein ziemlich ebenmäßiger, gefälliger, etwas hochstrebender romanischer Bau, dessen Vorderfront, obwohl im Grunde genommen ganz flach, dennoch mit vielem Geschicke verziert ist, so daß das Gesamtbild der Front ein sehr harmonisches genannt werden kann: in der Mitte eine mächtige Rosette, links und rechts kleine Zierobelisken, oben ein flacher, dreieckiger Giebel, darüber ein Kreuz.

Der hohe Hauptturm steht an der Evangelienseite beim Presbyterium, während sich an der Epistelseite der Zubau der eigentlichen Gnadenkapelle vorfindet, der mit einer etwas hohen, mit Laternen geschmückten Kuppel abschließt, die außen schwarz gedeckt ist und Goldverzierung trägt.

Der gute Eindruck, den die Kirche von außen macht, und der durch den erwähnten Kapellenzubau ein ganz eigenartiges, nicht leicht zu vergessendes Gepräge bekommt, gewinnt noch besonders dadurch, daß man auf dem großen Platze vor der Kirche schöne Parkanlagen hergestellt hat.

Das Portal, das uns in das Innere der Gnadenkirche bringen soll, verdient gerechtfertigter Weise unsere Aufmerksamkeit. Es ist aus grauem Marmor gehauen, viereckig, mit flachem, dreieckigem Giebel, und zeigt unter diesem Giebel eine schöne Darstellung des Mariahilfbildes in weißem Kalkstein. Die Türflügel sind aus Holz geschnitzt, die Schnitzereien selber, die uns nicht ganz verständlich sind,

[1]) Sprich: Bresieh. — Übrigens findet man auch die Schreibart: Bresiach.

scheinen alttestamentliche Vorbilder der Muttergottes darstellen zu wollen.

Das Innere der Kirche.

Der Baustil ist hauptsächlich romanisch, doch nicht ganz rein durchgeführt. Die Kirche ist hoch und licht und sehr reinlich gehalten.

Sie ist dem hl. Märtyrer Vitus geweiht; daher zeigt das Altarblatt das Bild dieses jugendlichen Blutzeugen Jesu Christi. Diese Darstellung dürfte vom Standpunkte der Kunst als eine mäßige Leistung beurteilt werden, dafür aber besitzt die Kirche in dem weißmarmornen Altaraufsatze (unter dem Bilde) ein einzig schönes Stück, das unser Interesse in noch erhöhtem Maße erregt, wenn wir erfahren, daß es das selbständige Werk eines sonst ganz schlichten Radmannsdorfer Bildhauers ist. Und das schönste im Schönen ist wieder die prächtig gelungene Kuppel dieses Aufsatzes, auf der zu oberst das Bild des heiligsten Herzens Jesu thront.

In die Augen fällt auch die Orgel, die in dieser Kirche sonderbarerweise nahe dem Presbyterium an der Evangelienseite aufgebaut ist. Wenn nun auch der ganze, etwas in die Baulinie vorspringende Bau den Totaleindruck der Kirche sicherlich ein wenig stört, so ist andererseits die äußere Ausstattung der Orgel mit herrlichen gemalten Reliefschnitzereien so reich und so ansprechend, daß man dadurch wieder mit dem vorhin angedeuteten Widerspruche, der in ihrer ganzen Anlage zu finden ist, versöhnt wird.

Der Blick zum rückwärtigen Teile der Kirche enttäuscht etwas. Wir sind ja gewöhnt, dort irgend einen imponierenden Orgelaufbau als Abschluß zu finden, während in der Kirche zu Brezje anstatt dessen eine gewisse Leere sich breit macht. Doch soll dortselbst, wie uns mitgeteilt wird, demnächst eine Orgel mit 47 Registern aufgestellt werden.

Die Gnadenkapelle.

Dem so wundertätigen Gnadenbilde zu Brezje hat man eine eigene Stätte in einem Zubau geschaffen, der, wie wir schon vorhin erwähnten, von einer schwarzgoldenen Kuppel bedeckt ist. In diesem Zubau steht nun unter der Kuppel, und zwar den Raum des Zubaues so ausfüllend, daß man zur Not längs den Wänden herumgehen kann, die eigentliche Gnadenkapelle, ein in seiner architektonischen Struktur höchst einfaches Bauwerk. Es hat unter einem flachen dreieckigen Giebel eine fast genau quadratische Vorderfront, aus der ein Rundbogen ausgebrochen ist, der nun unmittelbar zum nahen Gnadenaltare hinführt.

Der Gnadenaltar, ein wegen der beschränkten Raumverhältnisse niedrig gehaltener Säulenaltar, zeigt ober dem Tabernakel das Gnadenbild, ein Mariahilfbild, so ziemlich nach dem Muster in Passau, jedoch mit dem Unterschiede, daß rings um die Figur Mariens bedeutend mehr Hintergrund vorhanden ist, was zur Folge hat, daß die Figur Mariens verhältnismäßig etwas kleiner erscheint, als man dies sonst bei den Mariahilfbildern gewohnt ist. Das ganze Bild hat eine Höhe von 1 m. Der Maler wußte offenbar von der den Mariahilfbildern zugrunde liegenden Idee (vgl. das beim Wallfahrtsorte Passau Gesagte) nichts und brachte anstatt der besorgten und schmerzerfüllten Mutter — eine ihr Kindlein kosende und herzende zur Darstellung. Doch ist der Gesamteindruck ein lieblicher und anmutiger. Die beiden Kronen sind merklich zu klein.[1])

Die Kapelle sowohl, als auch die Wände des umschließenden Kuppelbaues sind mit Votivbildern reichlichst überdeckt.



Brezje in Krain. — Rechts Gnadenkapelle. — Links Franziskanerkloster.
Im Hintergrunde Sanntaler Alpen, Križka gora mit Storžič (2134 m.)

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Vorgeschichte.

Schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts stand an der Stelle des jetzigen herrlichen Gotteshauses von Brezje ein kleines, ärmliches Kirchlein zu Ehren des hl. Veit.

Diese Kirche hatte zwei Seitenkapellen, die eine dem hl. Antonius dem Einsiedler, die andere der Muttergottes unter dem Titel: „Maria hilf" gewidmet. Von dieser letzteren Kapelle ist es bekannt, daß sie der Pfarrer von Möschnach, Urban Ažbe, im Jahre 1800 erbaute.

Gar gern versammelten sich die Bewohner der Umgebung an dieser Stätte zum Gebete, und oft wurde daselbst auch während der Woche die heilige Messe gelesen. — Schon damals nahm das gläubige Volk in verschiedenen Anliegen mit großem Vertrauen Zuflucht zur „Maria hilf".

[1]) Eine Zusammenstellung mehrerer Abbildungen berühmter Mariahilfbilder findet sich mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum erst später, und zwar im Texte des Wallfahrtsortes Filippsdorf.

Das liebliche Altarbild der Marienkapelle wurde von Leopold Layer im Jahre 1814 gemalt. Es ist historische Tatsache, daß dieser Maler wegen Banknotenfälschung



Brezje: Hochaltar.

zu langjähriger Kerkerhaft verurteilt worden war. In seiner Gefängniszelle nahm er Zuflucht zu Maria und bat sie um Rettung. Mit Ketten an den Händen fing er an, ein Marienbild für die neue Kapelle in Brezje zu malen. Sein Vertrauen auf die Gottesmutter wurde nicht zuschanden; kaum war die Arbeit vollendet, so wurde ihm bekanntgegeben, daß er begnadigt und aus dem Kerker entlassen sei.

Die Entstehung der Wallfahrt. — Die erste Heilung.

(22. September 1863.)

Mit Lust gehen wir daran, den Spuren des Übernatürlichen, das sich bei dem Ursprunge dieser schönen Wallfahrt so handgreiflich geltend machte, staunend und bewundernd zu folgen. Wir fragen den Zweifler, den Nörgler, den Kritikaster, warum denn durch 49 Jahre hindurch, da Bild und Kapelle ebenso stand als später, von Wallfahrt und Gnaden nichts zu vernehmen war, und warum denn dann im Jahre 1863 urplötzlich die Menschenherzen wie bezaubert dem alten, bislang so unbeachteten Orte zuströmten?

Wir wissen es genau zu sagen, wie es war. Die mächtige Frau im Himmel oben wollte, daß hier in Brezje ein besonderer Ort ihrer Gnaden erstünde. Und sie winkte hold vom Himmel her; und wie immer winkte sie einem schwachen armseligen Werkzeuge, einem 18jährigen armen und dazu kranken Mädchen aus der Nachbargemeinde. Dieser Wink der Himmelskönigin, so unscheinbar und dennoch so mächtig stark, war ein Traum. Zweimal hintereinander träumte ihr, der erwählten Gnadenbotin Gottes (Maria Tavcar aus Begunje), daß sie elend wie immer auf ihren Krücken in die Kapelle „Maria Hilf" nach Brezje gehumpelt und daß sie dann — welch' eine Wonne — heil und gesund ohne Krücken heimgekehrt wäre.

So der zweimalige selige Traum. Ein mächtiges Gefühl der Hoffnung ergriff da begreiflicherweise das Herz der armen verkrüppelten Epileptikerin, die nun schon zwölf Wochen ans Bett gefesselt und deren Knie gebogen, steif und tot war.

So entstieg sie denn ihrem Lager: mühselig wie sie war, aber getragen von Hoffnung hinkte und stolperte sie zur Muttergotteskapelle. Dort war gerade heilige Messe. Inbrünstig drang ihr Flehen zum Himmel, daß ihr herrlicher Traum sich erfülle. Und siehe da, während ihres Betens fühlte sie Erleichterung in ihrem Knie, konnte sich erheben, frei stehen, gehen, sie war geheilt. Der Traum war erfüllt.

Was sollte sie, das arme Dorfkind, der Himmelskönigin für solche Huld denn geben? Ihr Herz und ihre Krücken;[1]) die ließ sie da, und dann eilte sie heim, froh, gesund und glücklich, wie die erste Schwalbe, die den Frühling kündet.

Einfach und schlicht erscheint dieses Vorkommnis, aber man drehe und deute es, wie man wolle — Tatsache bleibt, daß mit diesem Tage — 22. September 1863 — Brezje zum Wallfahrtsorte ward.

„Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!" Diese Einladung lag still, aber deutlich im ersten Wunder zu Brezje.

Die zweite Heilung.

(2. Oktober 1863.)

Verhältnismäßig rasch fügte die hohe Frau des Himmels zur ersten Wundertat eine zweite und dritte, damit jedem ehrlich denkenden Menschen ihr Eingreifen und ihr Wille zweifellos und sicher wäre. Wir bemerken zu unserem Erstaunen, daß auch in Fieberbründl in Steiermark drei Heilungen die einleitenden Posaunenstöße einer beginnenden Gnadenzeit waren.

Da lebte in selbem Dorfe eine Genossin der Geheilten, Maria Janc, seit acht Jahren durch die Gicht verstümmelt und verkrüppelt, so daß an ihrem rechten Fuße die Ferse nach vorne, die Zehen nach rückwärts standen. Auch sie wußte aus eigener langjähriger Erfahrung nur zu gut, was es heiße, auf Krücken durchs elende, schmerzvolle Leben zu schreiten.

Und da vernahm sie die sonderliche Mär', daß ihre Freundin, die Tavcar, in der Mariahilfkapelle zu Brezje Heilung gefunden habe, plötzliche Heilung, vollständige Heilung! Wie ein Sonnenstrahl der Hoffnung fiel solche Kunde in das Zimmer des Krüppels. „Und wenn es die Tavcar erlangt hat, warum nicht auch ich?" Und sie verlegte sich aufs Bitten und Flehen. Und schon 10 Tage nach der ersten Heilung, am 2. Oktober 1863, wollte sie des Himmels Gnade

[1]) Zu diesem ersten Krückenpaare sind in 50 Jahren zirka 250 weitere hinzugekommen. Wie sagt doch die Heilige Schrift: „Blinde sehen, Lahme gehen . . . . .!"

ernstlich versuchen. Sie hatte sich am Abend vorher zu ihrer Tante nach Brezje bringen lassen. Die Stunden der Nacht schlichen ihr wie Ewigkeiten dahin. Noch war es stockdunkel, als sie ihr Lager verließ und sich, mühselig wie sie war, in der Finsternis zur Kapelle begab. Sie hatte sich vom Mesner den Schlüssel verschafft und konnte also hinein. Mutterseelenallein kniete sie in dunkler Nacht vor dem Gnadenbilde. Dann schleppte sie sich, so gut es ging, dreimal um den Altar herum. Und als sie wieder vor dem Bilde kniete, da war es ihr, als ob ihr krankes Bein mit sanftem Öle bestrichen würde. Langsam versuchte sie nun, ihr Knie zu dehnen; es gelang; sie war geheilt.

Mit Lust und Seligkeit weilte sie nun an der Stätte der Gnaden, bis sie den ersten Kirchengängern, die mit dem Morgengrauen hereinkamen, die frohe Kunde mitteilen konnte. Die Begeisterung der rasch herbeiströmenden Menschenmenge war groß und unbeschreiblich; denn die, die acht Jahre gebeugt war, stand nun wie die Kerze, — die verkrüppelt gewesen, war heil und gesund!

Und auf die jubelnde Menge sah freudig das Mutterauge Mariens vom lieblichen Bilde hernieder.

Die dritte Heilung.

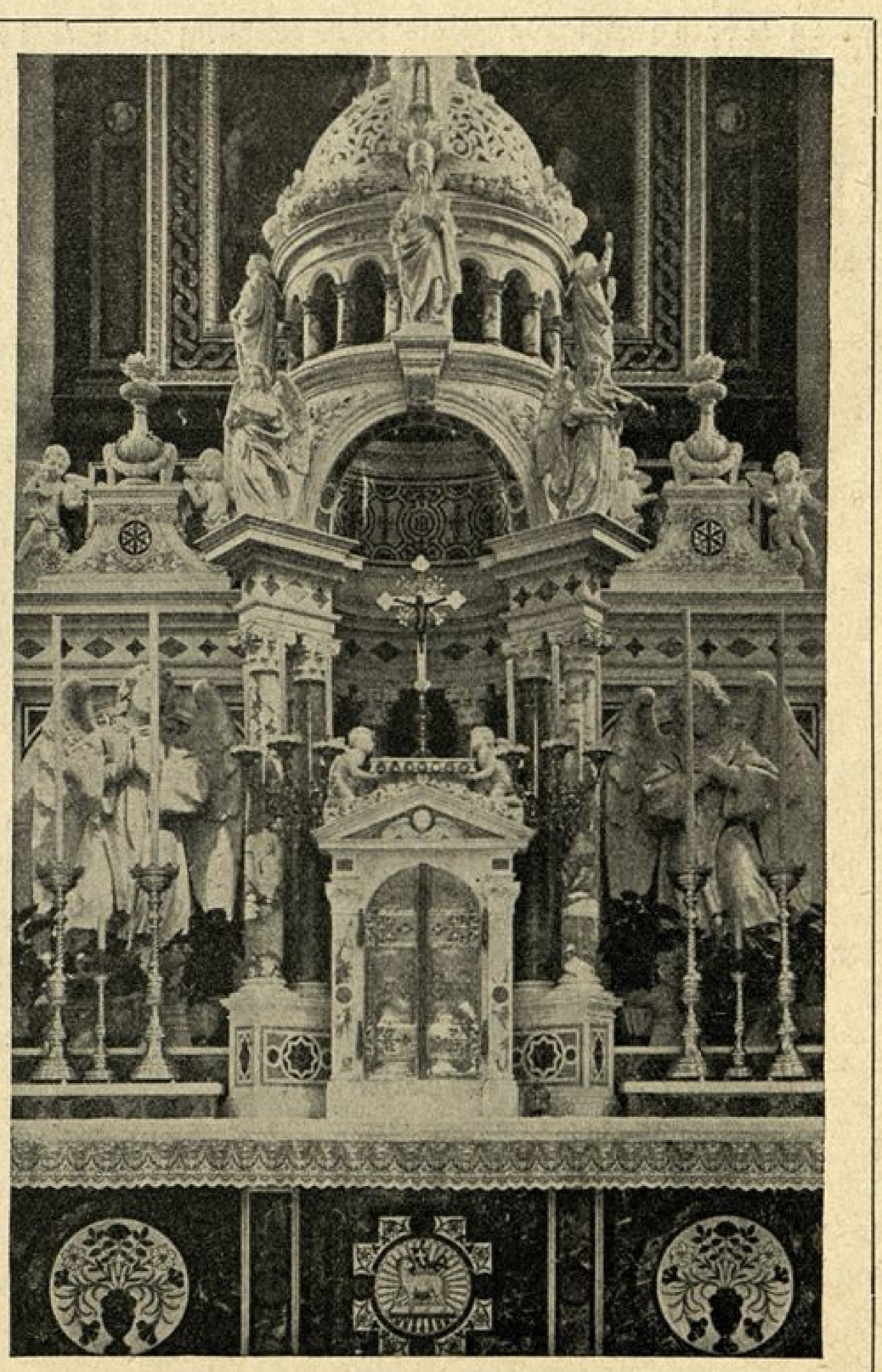
(5. November 1863.)

Maria Mulej, aus Smokuč, Pfarre Bresnitz, war 21 Jahre alt, als sie an heftigem Reißen im Kopfe und an epileptischen Anfällen zu leiden begann. Sie konnte nur sehr wenig, zeitweise auch gar nichts essen. Einmal war sie eine ganze Woche hindurch nicht imstande, das geringste zu sich zu nehmen oder auch nur ein Wort zu sprechen. Dieser Zustand dauerte sieben Jahre, und verschlimmerte sich schließlich derartig, daß der rechte Arm völlig gelähmt wurde. Die Finger krümmten sich einwärts und waren bewegungslos. Auch die Hand bog sich nach innen gegen den Arm zu. Nur mit der Linken konnte sie noch etwas Weniges arbeiten. Jedoch im Laufe eines weiteren Jahres wurde auch diese Hand unbrauchbar, da drei Finger derselben erstarrten und sich ebenfalls einwärts krümmten. So stand sie nun ganz hilflos da. Nach sieben Jahren des Leidens hörte sie von den wunderbaren Heilungen zu Brezje. Das bewog sie dorthin zu gehen. Am 5. November 1863 kniete sie vor dem Gnadenbilde. Bescheiden bat sie die Muttergottes Maria, ihr nur soviel zu helfen, daß sie selber essen und sich ankleiden könnte. Während der ersten heiligen Messe, bei der sie andachtsvoll zugegen war, verspürte sie keinerlei Besserung. Doch es kamen ja noch mehrere andere heilige Messen nach. Und da bei der zweiten soeben die heilige Opferung stattfand, begann es sich in ihrem kranken Arme zitternd zu regen, während schmerzliche Risse ihren Leib durchzuckten. Und da der Moment der Wandlung herangekommmen war, da Jesus, der eucharistische Gott, gnadenvoll niederstieg in die Versammlung seiner getreuen Jünger, da streckten sich die seit Jahren verkrümmten Finger; aber gleichzeitig raste ein Schmerz durch ihre Glieder, daß sie der Ohnmacht nahestand. Kurz hernach kam neue Überraschung: mit einem Krachen im Arm löste sich nun auch das gelähmte Handgelenk und gleich darauf das Gelenk des Ellenbogens. Und als die dritte heilige Messe ihrem Ende zuging, und der Priester soeben zum letzten Evangelium schritt, da hob die Kranke, wie alle andern um sie herum, zum erstenmale seit sieben Jahren ihre Hand bis zur Stirne empor und bezeichnete selig, überselig von Wonne und Glück, Stirn und Mund und Brust mit dem Zeichen der Erlösung: „Im Namen des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes!“ — Vollkommen gesund und hergestellt, ohne Spur ihrer siebenjährigen Krankheit, verließ die Glückliche das für sie so gnadenreiche Gotteshaus.

Die Entwicklung der Wallfahrt.

Die Nachricht von den wunderbaren, Schlag auf Schlag sich folgenden Ereignissen zu Brezje ward zum endlosen Jubel für die ganze Gemeinde, zum Tagesgespräch für die Umgebung, zur aufregenden Kunde für das ganze Land. Ja, es währte nicht allzulange, bis man den Namen Brezje auch jenseits der Landesgrenzen mit Staunen und Verwunderung aussprach.

Bald wurde ein ständiger Gottesdienst eingerichtet. Allerdings war dieser im Anfange nur ein Excurrendo-Gottesdienst vonseite der Pfarrgeistlichkeit zu Möschnach, wohin unser Brezje eingepfarrt war. Es läßt sich leicht denken, welch eine Anstrengung die Besorgung der Wallfahrtsscharen dem ohnedies hinlänglich beschäftigtem Pfarrklerus verursachte. Deshalb wurden bald auch andere Priester aus der Nach-



Brezje: Hochaltartabernakelbau. Ein herrliches Kunstwerk aus Marmor, zu Radmannsdorf verfertigt.

barschaft zur Hilfeleistung herbeigezogen. Trotzdem genügte die Anzahl der Beichtväter häufig nicht. Immer mehr machte sich die Notwendigkeit bemerkbar, die Wallfahrtskirche einer besonderen Obsorge zu übergeben. Da infolge des Priestermangels der Fürstbischof zu diesem Zwecke keine Kräfte zur Verfügung stellen konnte, äußerte er den Wunsch, es möchten die P. P. Franziskaner die Seelsorge in Brezje übernehmen. Der Verwirklichung dieser Idee standen aber große Hindernisse im Wege. Vor allem war es notwendig, für die Erbauung und Erhaltung des Klosters einen Stiftungsfonds zu gründen, da die milden Gaben der Pilger für die Erbauung der neuen Kirche verwendet wurden. Die Franziskanerprovinz bekundete zwar ihr Bestreben, die Wallfahrt aufrechtzuerhalten dadurch, daß sie für längere oder kürzere Zeit Patres nach Brezje zur Aushilfe schickte; an die Erbauung eines Klosters war jedoch vorderhand nicht zu denken. Unerwartet kam aber Hilfe. Eine Wohltäterin in Laibach, Franziska Ovijazh vermachte groß mütig im Testamente eine genügende Summe für den Klosterbau. Auf diese Weise konnte im Jahre 1897 der Grundstein gelegt werden.

Die neue Kirche.

Gleich in den ersten Jahren, als Pilger nach Brezje zu strömen begannen, machte sich die Notwendigkeit einer neuen Kirche bemerkbar. Das kleine Kirchlein genügte den neuen Verhältnissen nicht mehr. Doch woher die Mittel für die Erbauung eines würdigen Gotteshauses nehmen? Die frommen Pilger legten zwar freudigen Herzens ihre Gaben Maria zu Füßen, doch dauerte es trotzdem lange, bis eine genügende Summe beisammen war.

Im Jahre 1889 machte sich endlich der Herr Pfarrer Fr. Kummer entschlossen an die Arbeit, vertrauend auf die Hilfe Mariä und die Freigebigkeit ihrer Verehrer. — Das Projekt für den neuen Bau machte der berühmte Baukünstler Robert Mikovicz aus Graz.

Es war für Brezje ein bedeutungsvoller Tag, als am 9. Oktober 1889 der Fürstbischof (der spätere Kardinal) Dr. Jakob Missia den Grundstein zur neuen Kirche feierlichst weihte.

Der glücklich begonnene Bau wurde in den nächsten Jahren eifrig fortgesetzt. Aber: „Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden," — ebenso konnte diese Kirche, die im ganzen sowohl als in einzelnen Teilen ein Kunstwerk werden sollte, nicht in kurzer Zeit fertiggestellt werden. Doch konnte mit Gottes Hilfe am Rosenkranzfeste des Jahres 1900 die Konsekration des schönen Gotteshauses in sehr erhebender und großartiger Weise vorgenommen werden.

Gebetserhörungen.

Wir wollen die Reihe dieser erfreulichen Tatsachen mit dem Abdrucke eines an uns selbst gerichteten Privatbriefes beginnen, und zwar darum, weil dieses Ereignis weiter zurückdatiert, als die übrigen, die wir im folgendem zu erzählen haben.

Duck dich!

Am 24. Juni 1866 in der Schlacht bei Custozza war das erste Bataillon des siebenten kärntnerischen Infanterieregimentes, bei welchem ich diente, gleich in der Früh beordert worden, den Marktflecken Sommacampagna zu besetzen. Nachdem wir fast den ganzen Tag dort zugebracht hatten, kam der Befehl, die Ortschaft zu verlassen und den Berg Montecroceo zu erstürmen, den bisher der Feind innegehabt hatte. Nun war aber dieser Berg von der Ortschaft Sommacampagna, wo wir uns eben befanden, durch ein Tal getrennt, weshalb die Aufgabe, die uns zuteil geworden war, als eine nicht bloß schwierige, sondern auch überaus gefährliche bezeichnet werden mußte. Doch gelang es uns mit Gottes Hilfe trotzdem. Während dieses Stürmens nun ereignete sich folgendes: Ich war, immerfort möglichst im Gebüsche kriechend, bereits auf der Anhöhe angekommen; der Feind hatte sich schon zurückgezogen, doch feuerte er während des Retirierens noch immerfort. Wie ich nun so auf der Anhöhe stehe und den Fliehenden nachschieße, kommt es mir plötzlich vor, als ob jemand zu mir sagte: „Duck dich!" Unwillkürlich folge ich dieser Stimme, und bücke mich zur Erde nieder, höre aber in demselben Momente das Zischen einer Kugel, die unmittelbar über meinem Leibe vorübersauste; es ist fast zweifellos, daß ich ohne jenen Warnungsruf tot oder wenigstens verwundet vom Schlachtfelde getragen worden wäre.

Nachdem ich nach beendetem Feldzuge beurlaubt worden und in die Heimat zurückgekehrt war, wurden natürlich alle Erlebnisse bis ins kleinste erzählt; als ich nun auch dieses Vorfalles Erwähnung tat, stellte sich heraus, daß gerade an jenem Tage und zur selben Stunde meine Mutter und meine Frau am Gnadenorte Mariahilf in Brezje, Pfarre Möschnach in Oberkrain, vor dem Altare der Muttergottes für mich gebetet hatten.

15. Mai 1899.

Alexino Lap, Vevce, Post Saloch.

„Werd' schon selber geh'n!"

Im Dorfe Schmarza, in der Nähe von Stein, wurde im Jahre 1872 ein achtjähriges Mädchen, Katharina Jereb, augenkrank, so daß sie zunächst auf dem einen der beiden Augen, nach vierzehn Monaten aber auch auf dem zweiten völlig erblindete. Zur traurigen Blindheit gesellten sich schreckhafte Epilepsie und furchtbare Krampfanfälle, so daß der kleine arme Körper ganz zusammenschrumpfte, und das gequälte Kind nur mühselig auf allen Vieren herumrutschen konnte. Vergebens versuchten an der kleinen Patientin die Ärzte von Stein und Prevoje ihre Kunst; ja, der weithin bekannte Neumarkter Arzt Dr. Pirc hatte in drastischen Worten seiner Meinung unverhohlen Ausdruck gegeben: „Ich bin kein Gott, daß ich die Kleine heilen könnte! Und ich kümmere mich nicht mehr um sie!"

Drei Jahre hatte das Übel gewährt, die Kranke war unterdessen elf Jahre geworden, das Jahr 1875 war herangekommen. Da hatte die Mutter einmal einen sonderbaren Traum; sie wäre, so träumte ihr, in Brezje gewesen, und hätte dort gar inbrünstig für ihr armselig Töchterlein gebetet; und während sie so träumte, seufzte sie laut. Das hörte ihr Mann und fragte sie, warum sie seufze; und sie erzählte ihm ihren Traum. Da beschlossen denn die beiden, nach Brezje zu wallen und ihre Kleine mitzunehmen. Der Maria-Himmelfahrtstag ward zur Pilgerfahrt bestimmt.

Sobald dieser Vorsatz ruchbar geworden war, nahmen sich noch etliche andere vor, die Pilgerreise mitzumachen, so daß im Ganzen 16 Personen zusammenkamen. Sonderbarerweise sprach das kranke Kind am Vorabende zu seinen Eltern: „Heute kann ich noch nicht gehen, aber morgen!"

Der kleine Trupp kam in der geheiligten Gnadenstätte an. Man setzte unterdessen die Patientin in die Antonius-

kapelle und wollte warten, bis gegen Abend der Andrang der Pilger aufgehört habe. Dann endlich konnte die Kleine zum Gnadenaltare. Mühsam schleppte sie sich auf allen Vieren um den Altar herum und stieß, da sie gerade hinter demselben sich befand, einen heftigen Schrei aus, so daß alle erschraken; aber es war nichts: sie kroch weiter. Dann war sie wieder vor dem Altare angelangt; und siehe da: hier vor dem Altare erhob sie ihre Hände, die bisher immer am Boden getastet hatten, frei in die Höhe und kniete auf.

Dann begab sie sich auf die zweite Rundtour, diesmal nur mehr auf den Knieen, nicht mehr auf den Handballen rutschend. Und noch ein drittesmal ebenso. — Nun hatte sie ihre drei Rundtouren vollendet und kniete also vor dem Altare. Da fragte eine Frau: „Sollen wir dich vielleicht hinaustragen?“ Da schaute die Gefragte zur Höhe, und erwiderte bestimmt: „Werd' schon selber geh'n!“ und erhob sich von den Knien — und ging.

Das war ein Abend voll des Jubels, eine Rückkehr voll der Seligkeit, ein Empfang voll des Entzückens. Männer und Burschen weinten laut vor Freude. Der Arzt von Stein ließ die vollständig Hergestellte zu sich kommen und erklärte die Tatsache ohne Umschweife als ein Wunder Gottes.

Vor dem Gnadenaltare zu Boden gestürzt.

Georg Bergant, ein 20jähriger Bursche aus St. Thomas in der Pfarre Selzach, bekam in Knittelfeld, wo er als Gärtner diente, im Jahre 1873 einen heftigen Schüttelfrost, so daß er alsbald in ein Spital überführt werden mußte, wo nun eine sieben Monate lange, schwere Zeit des Leidens für ihn begann. Die Krankheit, anfangs unbestimmt, konzentrierte sich schließlich auf den rechten Fuß, so daß dieser vollkommen steif und verkrüppelt wurde. Vergeblich bemühten sich die kundigen Ärzte des Spitals, dem Kranken zu helfen. Das traurige Ende des Klageliedes war, daß man dem jungen Burschen harte Eisenschienen für sein krankes Bein gab und Krücken dazu, auf daß er heimwärts wandere in gänzlicher Hoffnungslosigkeit.

Da wandte sich Auge und Herz des betrübten Jünglings nach Brezje zum Heiligtum der großen Menschenhelferin und Mutter Maria.

Am 19. Oktober des Jahres 1876 stand er vor dem Gnadenbild „Mariahilf“ zu Brezje. Mit Krücken und Schienen bekleidet, flehte er gar innig zur heiligen mächtigen Mutter des Herrn. Da hatte er plötzlich die Empfindung, als ob ein Rauschen und Sausen durch seine Füße ginge, und unfähig, sich aufrecht zu erhalten, stürzte er vor dem Gnadenaltare zu Boden hin. Man eilte herbei, man hob ihn auf, man fragte, man rief. Ihm aber war's, als ob nunmehr sein Beingelenkig wäre und gar nimmermehr steif. Und er ging aus der Kirche hinaus und schnallte sich die Eisenschiene vom Fuße; er brauchte sie sein Lebenlang nimmer aufzuschnallen. Auch die Krücken, die er unterdessen während des Abschnallens weggestellt hatte, nahm er nie mehr unter die Achsel, sondern trug sie nur mehr ein einzigesmal, aber diesmal frei in den Händen — zum Gnadenaltare, wo er sie wie Siegestrophäen dem Gnadenbilde der mächtigen Jungfrau zu Füßen legte. Selig, von Dankbarkeit erfüllt, kehrte er heim. Wohl war ihm zum Andenken eine gewisse Steifheit im Knie zurückgeblieben, aber wer würde sich über den kleinen Überrest beklagen, wenn ihm so viel, so großes Leiden abgenommen wurde!

Von der Epilepsie glücklich geheilt.

Johann Humar aus Senice bei Kanale in Görz hatte unter vielfachen epileptischen Anfällen zu leiden, die ihn bei der geringsten Aufregung zu Boden warfen. Nachdem er alles, was Menschenkunst für solche Fälle weiß und rät, vergeblich versucht und angewendet hatte, entschloß er sich endlich, bei der Gnadenpforte Mariens in Brezje als Bettler und Bittsteller zu pochen. Am Tage Maria Geburt 1884 machte er seine Bittwallfahrt zum großen Gnadenorte. Seit diesem Tage zeigte sich kein Anfall mehr. Er hat dann nach längerer Zeit seinen Heilungsfall in einem Schriftstücke in Brezje niedergelegt.

An der Pforte des Todes zum Leben zurückgerufen.

Im Jahre 1892 lag in Markt Tüffer Johanna Kocbek im Sterben. Eine durch Wochen hindurch währende innere Entzündung hatte sie an den Rand des Grabes gebracht. Sie hatte das Bewußtsein verloren, der kalte Todesschweiß stand in dicken Perlen auf ihrer Stirne, und der Kaplan von



Brezje, Votivbild der am 15. August 1907 geheilten Maria Finžgar aus Brezje.

Tüffer, den man in Eile herbeigerufen hatte, spendete ihr das heilige Sakrament der letzten Ölung. Dann, als er die heilige Handlung vollendet hatte, fügte er aus innerlichem Antriebe noch ein Gebet zu unserer Lieben Frau von Brezje hinzu, und ermahnte die Anwesenden gleichfalls, sich zu einem letzten Gebetsversuche an Maria zu wenden. Und siehe da: in diesem Augenblicke trat eine Erleichterung ein, die Kranke erholte sich mit unglaublicher Raschheit, und sie, die dem Tode ins Auge geblickt hatte, stand noch an demselben Tage vollständig gesund vom Bette auf.

Vor dem Gnadenbilde die Schuhe wieder angezogen.

Wir verdanken die noch folgenden Fälle einer schriftlichen Mitteilung des H. H. Pater Damis aus Brezje, der bezeugt, daß er die genannten Personen persönlich kenne, und die Vorfälle gewissenhaft untersucht habe.

Maria Finžgar, vulgo Tonckova aus Brezje war schon drei Jahre leidend und suchte Rat und Hilfe bei den Ärzten: Dr. Voves in Radmannsdorf, Dr. Globocnik in Krain, Dr. Klinik in Veldes, Dr. Prossinagg in Laibach. Schließlich suchte sie auch Dr. Slajmer im Landesspital in Laibach auf, wo sie zwölf Tage verweilte. Fünf Ärzte untersuchten sie, aber zuletzt wurde sie als hoffnungslos krank aus dem Spital entlassen. Mit der Patientin ging es nun immer schlechter. Seit dem Frühlinge des Jahres 1907 mußte sie schon Krücken gebrauchen; späterhin war sie genötigt, beständig das Bett zu hüten. Die Füße waren angeschwollen, eine Hand erstarrte ihr und im Unterleibe spürte sie furchtbare Schmerzen.

Längere Zeit nahm sie keine andere Nahrung zu sich als saure Milch, einmal blieb sie sogar dreizehn Tage ohne jegliche Speise. Dreimal war sie mit den heiligen Sterbesakramenten versehen worden.

Als die Bedauernswerte einsah, daß ihr jede menschliche Hilfe versagt sei, nahm sie mit desto größerem Vertrauen Zuflucht zur seligsten Jungfrau in Brezje. Mit unerschütterter Zuversicht bereitete sie sich auf das Fest Maria Himmelfahrt 1907 vor. Treu zur Seite stand ihr der Bruder. Jeden Morgen durch neun Tage hindurch beteten sie den ganzen Rosenkranz und die lauretanische Litanei. Am Festtage selbst aber führte man sie auf einem Wagen zur Kirche, wo für sie um halb fünf Uhr morgens eine heilige Messe gelesen werden sollte.

Ihr Vater und ihre zwei Brüder standen als Helfer ihr zur Seite. Sie aber starrte auf ihre Krücken gelehnt und von den Händen der Helfer gehalten auf den Altar, bis sie endlich — beim Offertorium — in eine derartige Schwäche verfiel, daß man sie notgedrungen auf den Boden hinlegen mußte.

„Sie stirbt!" Dies und nichts anderes dachten da die meisten derer, die solches sahen. Die Kranke blieb nun etliche Minuten in tiefer Ohnmacht liegen.

Da tönte vom Altare her silberhell das Glöcklein; es war das Zeichen zur eben beginnenden heiligen Wandlung. Da schlug sie die Augen auf und blickte zum Altare; und sie blickte noch immer hin, während der Priester den heiligsten Leib des Herrn zur Anbetung emporhob. — Da er aber, nochmals hinkniend, den goldenen Kelch mit dem heiligsten Blut des Erlösers hochhob, — da war für die Kranke der Augenblick der Gnade da: sie raffte sich mit plötzlichem Rucke auf, kniete ohne Beihilfe auf das Steinpflaster hin und dann — nach einem kleinen Weilchen solcher Kraftprobe griff sie alsbald zu ihren Schuhen, die sie sich in lieblicher Erwartung ihrer kommenden Genesung mitgebracht hatte, und zog sie mitten unter den Pilgern kauernd noch während der heiligen Messe an. Eine ungewöhnliche, aber sinnige und herrliche Verehrung des Herrn!

Endlich, als das heilige, für sie so segensreiche heilige Meßopfer seinem Ende zugegangen war, begann sie ihren dreimaligen Rundgang um den Altar, den sie auf den Knien rutschend ohne Schwierigkeit vollendete. Gleich darauf stand sie auf, und ein wenig von ihrem Bruder gestützt, trat sie in die Sakristei, wo sie in den Beichtstuhl hinkniend ihr Sündenbekenntnis ablegte; in kurzer Zeit darauf empfing sie beim Altare den eucharistischen Gott, der ihr heute bei seiner Wandlung schon so wunderbar gnädig gewesen. — Wir glauben: das war wohl eine andachtsvolle Dankkommunion!

Verschwundene Nervenkrämpfe.

Am 19. August 1907, genas hier die neunjährige Natalie Strajner aus Sankt Ruprecht in Unterkrain von lang andauernden, schweren Nervenkrämpfen. Das Kind war am 28. Oktober 1898 geboren. Die ärztlich beglaubigten Nervenkrämpfe äußerten sich in sehr verschiedenartiger Weise, so daß das Kind völlig krank erschien. Wenn starke Anfälle kamen, bot sie einen fürchterlichen Anblick, so daß sogar Männer vor ihr davonliefen. Die in Anspruch genommene ärztliche Hilfe linderte wohl das Leiden etwas, doch war von einer Genesung keine Rede. Übrigens verlangte unsere Kranke immer sehnsüchtiger nach Brezje. Man erfüllte denn ihren Wunsch, so daß sie in Begleitung ihrer Mutter am Sonntag nach dem Maria Himmelfahrtsfeste in Brezje ankam. Noch auf der Reise wurde sie einmal vom Anfalle heimgesucht. Am nächsten Morgen wurde auf die gute Meinung, ihre Genesung zu erbitten, eine heilige Messe gelesen. Das Kind selbst wohnte der heiligen Handlung bei, und erlitt hier noch einmal, und zwar zum letztenmale den bösen Anfall. Nach wenigen Wochen konnte die Mutter mit der Freudennachricht zurückkehren, daß das Kind geheilt sei. Die glückliche Änderung des Zustandes hielt stand, so daß der Ortspfarrer noch am 30. November 1911, also nach mehr als vier Jahren die Versicherung geben konnte: „Das Kind ist vollkommen gesund!"

Brezje, meine Hilfe!

Unter diesem Titel berichtet Martin Stular, Präfekt des fürstbischöflichen Institutes in Sankt Veit ob Laibach folgendes (nach dem slowenischen Originale ins Deutsche übertragen): Infolge einer gefahrvollen Halskrankheit mußte ich mich am Charfreitag 1909 einer großen Operation unterziehen. Obwohl die Prozedur eine volle Stunde dauerte, war es dem sonst sehr tüchtigen Arzte diesmal nur zum Teile gelungen, mir Hilfe zu bringen. Es blieb nämlich eine schrecklich eiternde Wunde am Halse zurück. Ich verzagte aber nicht und setzte mein Vertrauen auf die große Helferin der Christenheit, auf Maria. Nachdem die Wunde, die mich begreiflich sehr schwächte, bereits drei Monate hindurch sich als unheilbar gezeigt hatte, schloß sie sich am 9. Juli 1900, an jenem Tage, da ich in Brezje meine Wallfahrtsandachten ganz so verrichtet hatte, wie sie alle andern Pilger zu verrichten pflegen. Die Wunde blieb seit dieser Zeit völlig geschlossen.

Österreichische Wallfahrtsorte aus neuester Zeit.

Mit dem soeben behandelten Wallfahrsorte Brezje stoßen wir auf den ersten jener hochinteressanten Gnadenorte, die erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden und es dann rasch zu einer ziemlich großen Bedeutung brachten. Es sind dies folgende vier (mehrere minder bedeutende können hier nicht in Betracht kommen):

1. Brezje in Krain (entstanden im Jahre 1863),
2. Filippsdorf in Nordböhmen (1866),
3. Fieberbründl in Oststeiermark (1879),
4. Kirchdorf am Inn (1900).

Wir können da interessante Vergleichslinien ziehen. Der scheinbar bedeutendste Wallfahrtsort unter den vier genannten ist Brezje mit seinen 60.000 Kommunikanten; trotzdem möchten wir fast dem Wallfahrsorte Filippsdorf eine größere moralische Kraft zuschreiben, denn es will uns ein leichteres Stück Arbeit erscheinen, mitten im Herzen des frommen slowenischen Landes 60.000 Kommunikanten zusammenzubringen, als im etwas glaubensärmeren Nordböhmen deren 50.000, wie sie tatsächlich Filippsdorf aufweist.

Lehrreich ist auch die Tatsache, daß jene beiden Orte, deren Seelsorge in den Händen leistungsfähiger und arbeitsfroher Ordensleute liegt (Brezje in jener der P. P. Franziskaner, Filippsdorf in der der P. P. Redemptoristen) zu hoher Blüte gelangt sind, während Fieberbründl, das noch nicht einmal für Sonntag eine Meßlizenz besitzt, noch weniger aber sich einer geordneten Seelsorge erfreut, stark stecken geblieben ist, so daß es, obwohl es in der deutschen Landeshälfte von Steiermark ohne Zweifel zu den bedeutendsten Wallfahrtsorten gehört, dennoch kaum 3000 Kommunikanten aufweist (Sonn- und Feiertage gibt es nämlich dort keine Kommunikanten). Was den jüngsten dieser vier Wallfahrtsorte betrifft, Kirchdorf a. J., so liegt die Arbeit

gegenwärtig auf den Schultern des Ortspfarrers, dürfte ihm aber bald zuviel werden. Auch dieser Ort wird nur zur Blüte kommen, wenn man einen Orden dafür gewinnen wird.

Die Entstehung dieser vier Wallfahrtsorte gereicht uns insoferne zum großen Troste, weil wir daraus ersehen, daß die allerseligste Jungfrau Maria auch jetzt noch unseres Vaterlandes gedenkt und ihre mütterliche hocherwünschte Huld und Sorge nach wie vor allen jenen zuteil werden läßt, die darum zu bitten verstehen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1914 100jähr. Jubiläum der Aufstellung des Gnadenbildes.
1950 50jähr. Jubiläum der Konsekration der Kirche, zugleich 150jähr. Jubiläum der Erbauung der Mariahilfkapelle.
1963 100jähr. Jubiläum des ersten Wunders.

Ständige Priester: 6 P. P. Franziskaner der Krainer Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Einige Hundert.

Kommunikanten jährlich: 50.000 bis 60.000.

Besucher jährlich: über 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 10 bis 15.

Hauptfeste: Alle Marienfeste.

Einwohner des Ortes: ca. 600. Die Kirche ist nicht Pfarrkirche, jedoch unabhängig von Möschnach und untersteht direkt dem Ordinariate. Der Superior der Franziskaner ist Rektor der Kirche.

Ständige Devotionalienhändler: 4 bis 5 (häufig auch mehr.)

Gasthäuser: 8.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer ist vorwiegend slowenisch.

Zufahrt.

Laibach—Ottotsche 1¼ Stunden, K 1.50.

Tarvis—Ottotsche 2 Stunden, K 2.50.

Wien S. B.—Laibach Schnellzug 9 Stunden, K 22.40, Personenzug 14½ Stunden, K 17.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Brezje—Maria im Veldessee. 3 Gehstunden. Von Ottotsche bis Lees auch Eisenbahn ¼ Stunde, K —.30.

Brezje—Luschariberg. Bahnfahrt Ottotsche—Tarvis (oder Saifnitz) 2 Stunden, K 2·50.

Brezje—Sankt Jodoci. 4 Gehstunden. Auch Eisenbahn von Ottotsche bis Sankt Jodoci-Haltestelle. 2 Stationen, 17 Minuten, 40 Heller.

Brezje—Gallenberg. Bahnfahrt Ottotsche – Vizmarje 1 Stunde, K 1.30.

Brezje—Monte-Santo. Über Assling. 2¾ Stunden. K 4.20.

Literatur.

Schriftliche Mitteilungen des P. Damis. — Gruden, Bozja Pot, v Ljubliani 1898, 16°, 98 Seiten.

E. B. in Ill. Reise- und Bäderzeitung 1898, S. 649.

Schematismus a. prov. S. Franzisci, Ljubliana 1910, 29.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K., Laibach 1906, IV/1, 26.

Kurze Erwägung.

Wohl zu beachten ist der Umstand, daß mehrere der bedeutendsten Heilungen von Brezje sich zur Zeit der heiligen Messe zutrugen, einige genau bei der heiligen Wandlung. So ist Brezje auch ein eucharistischer Wallfahrtsort und erinnert in dieser Beziehung einigermaßen an das weltberühmte Lourdes. Gebe Gott, daß die Erkenntnis der heiligen Eucharistie, des wunderbaren unvergleichlichen Altarsakramentes, immer wachse und die Verehrung dieses höchsten Gutes immer inniger und zarter würde! — Wie wäre es, wenn man es in Brezje nach dem großen Muster von Lourdes mit Sakramentsprozessionen versuchen wollte?

Gebet.

Wir bitten dich, o Herr, daß wir, die wir im Geiste deine Gnadenorte durchwandern, ein offenes Ohr und ein verständiges Herz für die eindringlichen Lehren bewahren mögen, die du uns an diesen bevorzugten Orten deiner Huld erteilest. Laß uns nicht irregeführt werden durch die verlockenden Stimmen der Welt, laß nur deine Stimme in unseren Herzen tönen, nur deinen Willen die Richtschnur unserer Taten sein! Und du, allerseligste Jungfrau Maria,



Brezje, Gnadenaltar.

deren Wonne und Lust es ist, bei den Kleinen und Demütigen zu wandeln und ihnen Gnaden und Wohltaten zu erweisen, erbitte uns ein kindliches, schlichtes Herz, daß wir in Demut unserem Schöpfer dienen, und durch wahren Kindessinn das Wohlgefallen dessen erringen, der uns richten und für ewig beseligen soll, unser Herr Jesus Christus, dein göttlicher Sohn. Amen.

Willst du der Mutter Huld erringen,
Vergiß nicht, Demut mitzubringen:
An Opfern groß, mußt dennoch klein
Im Herzen gleich dem Kind du sein,
Dann holst du dir auf deinen Wegen,
Vom kleinsten Ort den größten Segen. (M. S.)



Neugersdorf, Sachsen.

Filippsdorf,
St. Josefskapelle, Gnadenkirche.

Was das kranke Mädchen einst vernommen,
Da Maria selbst zu ihr gekommen:
„Liebes Kind, von jetzt an heilt's!"
Hunderfach hat dies seit sechzig Jahren
Dort in Filippsdorf das Volk erfahren
„Krankes Kind, von jetzt an heilt's!"
Mög' auch mir die Seligste gewähren,
Wenn ich leide, ihre Stimm' zu hören:
„Liebes Kind, von jetzt an heilt's!"
Mutter, wenn nach all' den Erdenleiden
Sich mein ewig Schicksal soll entscheiden,
Sprich dann: „Kind, von jetzt an heilt's!"

Filippsdorf.

Böhmen. 40.000 bis 50.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Unser Filippsdorf, der Feuer- und Lebensherd innigster Glaubenstreue in unserer leider so glaubensarmen Zeit, der rettende Bergesgipfel in unheilvollen Fluten des Religionshasses, dieses Schutzhaus unserer treuen Himmelsmutter Maria, in welchem alle, die sich als ihre Kinder bekennen, Schirm und Schutz finden in den Stürmen dieses Lebens, dieser stille Hafen des friedvollen Herzensglückes — liegt im nördlichsten Winkel des Königreiches Böhmen, hart an der Reichsgrenze, so daß die Klostermauer der Redemptoristenpatres das Kaiserreich Österreich vom Königreiche Sachsen trennt. Die territoriale Reichsgrenze ist zugleich religiöse Grenze. Denn während die einheimische Bevölkerung von Filippsdorf durchwegs katholisch ist, wird das unmittelbar mit Filippsdorf verbundene sächsische Neu-Gersdorf zum größten Teile von Protestanten bevölkert, so daß unter mehreren tausend Ortsbewohnern nur einige hundert Katholiken zu finden sind.

Eine Wegstunde von der gewerbereichen Stadt Rumburg entfernt, gehört es der Pfarre nach zur Stadt Georgswalde, die mit unserem Gnadenorte unmittelbar zusammenhängt.

Die Umgebung von Filippsdorf, eine bekannt industriereiche Gegend, ist an Naturschönheiten minder ausgezeichnet; nur einige wenige Bergkuppen unterbrechen stellenweise die öde Eintönigkeit.

Doch was frägt ein Herz, das in sehnender Liebe der Mutter entgegeneilt, darnach, ob der Weg zu ihr durch Rosengärten oder Wüsteneien führe! Zu ihr, der heißgeliebten Mutter, will das Kind, sonst nichts. An ihrem Herzen will es ausweinen sein Leid, von ihrer milden Hand liebkost, getröstet, geheilt werden. Und hat es erlangt, was es gesucht, dort bei der erbarmungsvollen Mutter, dann will es zu ihren Füßen ausjubeln sein Glück, seine Freude, seinen heißesten Dank, und will von ihr gesegnet mit dem Versprechen scheiden, in Ewigkeit ihrer Liebe nicht mehr zu vergessen, in allen Lagen des Lebens ihr treues, dankbares Kind zu sein, bis zum Tode.

So eilen denn auch wir nun hin zum Ziele, zur Gnadenkirche unserer lieben Mutter in Filippsdorf und ihrer Geschichte.

Die Gnadenkirche.

Mitten im Orte Filippsdorf hebt auf einem ziemlich großen freien Platz der prächtige Bau seine zwei Spitztürme zur Himmelshöhe empor.

Schon das Äußere verrät uns den Stil: Romanisch nennt man diese Bauart. Vier Engelsfiguren halten an dem schönen Portale Wache, oben, hoch über der großen Rosette, fast schon am obersten Ende des dreieckigen Giebels steht in einer Nische die Statue der Hausmutter Maria, während links und rechts zwei sehr schlanke, gefällige Türme ihre großen Kreuze so hoch in die Lüfte strecken, daß man meinen könnte, sie wollten Ausschau halten nach den von ferne kommenden Pilgern und ihnen gleichzeitig Wegweiser zum Gnadenorte sein.

Dieser hochstrebende Bau gewinnt noch dadurch, daß er, wenn auch nicht direkt auf einem Hügel, so doch immerhin auf ziemlich ansteigendem Terrain liegt, so daß die Kirche dadurch auf sehr weite Strecken wahrzunehmen ist.

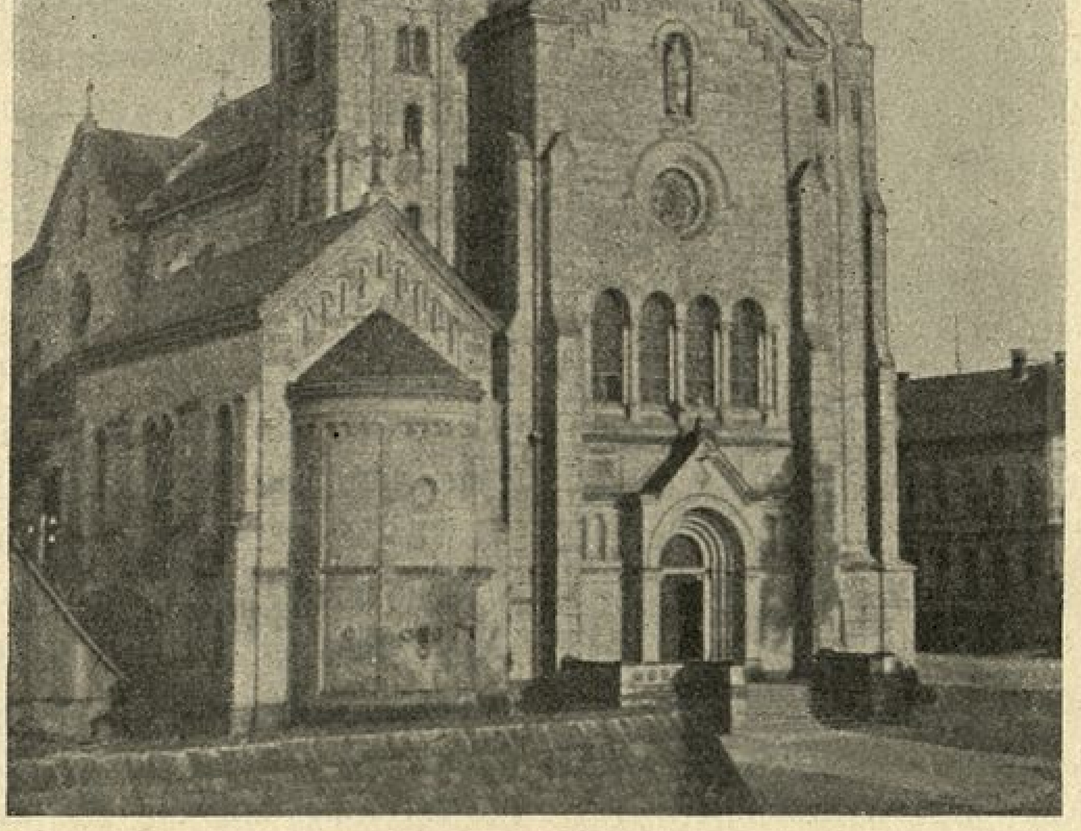
Wendet der Beschauer sein Angesicht direkt gegen den Haupteingang, so hat er zu seiner Linken einen Zubau, die Gnadenkapelle; dort stand einst das bescheidene Häuschen, in dem die so aufsehenerregende Muttergotteserscheinung stattfand.

So sehr uns diese geheiligte Stelle wert und teuer ist, so überaus wir die innerliche Ausstattung dieses hochgesegneten Ortes lobend anerkennen müssen, so können wir uns

mit der äußeren Anordnung dieses Zubaues gar nicht einverstanden erklären. Die Baumeister werden wohl ihre schwerwiegenden Gründe gehabt haben, gerade so und nicht anders zu bauen; aber der Schlußerfolg ist und bleibt: die Gnadenkapelle erscheint dem Äußern nach als ein minder passendes, das Gesamtbild störendes Anhängsel.

Das Innere der Kirche.

Mit innigster Freude erinnern wir uns des tiefen Eindruckes, den diese herrlichen Hallen auf uns gemacht, da wir das Glück hatten, sie zum erstenmale zu betreten. Es war damals noch zeitlich am Morgen; kaum daß die ersten Vorboten des kommenden Lichtes die schwärzesten Schatten der Nacht vertrieben hatten.



Filippsdorf, Gnadenkirche, links Gnadenkapelle.

Wir betraten die Kirche. Aus dem Halbdunkel schimmerten uns in lichterem Grau die Quadern der starken Pfeiler, und die halbrunden Großbögen, die Pfeiler mit Pfeiler verbanden, entgegen. Wir wußten sofort, daß wir in einer gut romanischen Kirche stünden. Und wenn nach unseren Erfahrungen unter allen kirchlichen Stilarten gerade die romanische Bauart das Eigentümliche hat, ein feierlich ernstes, fast möchten wir behaupten, ein etwas drückendes, demütigendes Gefühl zu erregen, so wurden diese Wirkungen durch das noch herrschende Dämmerlicht sowie durch einige andere Umstände noch erhöht und verstärkt.

Es war nämlich soeben heilige Messe. Vom Hochaltare her, wo ein Priester in schimmernden Gewanden die heilige Handlung verrichtete, flutete uns ein Lichtstrom entgegen, der alles bis auf die Decke des großen Säulen-Baldachins über dem Hochaltare glänzend beleuchtete.

Aber eben nur bis zum Baldachine empor. Über dem Baldachine aber starrte, in tiefes Dunkel gehüllt, die hohe Halbwölbung der Apsis schwarz hervor. Dieser Gegensatz: der hellschimmernde Hochaltar und darüber die tiefdunkle Finsternis machte einen ergreifenden Eindruck; und dazu klangen leise die Töne der Orgel und ein andächtiges Meßlied drang, von frommen Lippen gesungen, zum Throne des Schöpfers empor; dann beugten wir uns tief, als der eucharistische Gott uns seinen Segen spendete. Wir werden den erhebenden Eindruck, den diese Szene in unserem Gemüte zurückließ, nicht leicht vergessen.

Einige Stunden später, als die Dämmerung dem vollen Tageslichte gewichen war, hatten wir Gelegenheit, den preiswürdigen Bau in allen seinen Einzelheiten zu besichtigen und, sagen wir es unverhohlen: zu bewundern.

Da nahmen wir denn zunächst wahr, daß der Grundriß der Kirche denn doch von den ganz reinen, altromanischen Formen abweicht. Es entspricht nämlich nur das quadratische Presbyterium der quadratischen Vierung, während das Querschiff eigentlich zu kurz ist, links und rechts sind nämlich an die Vierung anstatt ganzer Quadrate nur halbe angebaut, die natürlich ebenso wie das Presbyterium zum Abschlusse die halbrunde Apsis zeigen. Auch sind im Hauptschiffe die Abstände der Pfeiler zu kurz; sie betragen nur etwa zwei Drittel von der Länge einer Vierungsseite. Wir erwähnen dies nicht etwa, um die Einrichtung des Bauwerkes irgendwie zu tadeln, denn es ist tatsächlich sehr schön, sondern nur, um den verständigen Leser über die wirkliche Bauform der Kirche aufzuklären.

Die sehr geringe malerische Ausschmückung der Decke mit einigen längs den Rippen und Gurten laufenden schmalen Ornamenten ist so unbedeutend, daß man sie kaum bemerkt und daß dadurch der so gute und stilgerechte Eindruck, den die Quadern machen, kaum gestört wird. Nur dem Presbyterium hat man einen blauen, mit Sternen besäten Abschluß gegeben.

Die größten Zierden dieser Wallfahrtskirche sind ohne Zweifel die Altäre. Der Hochaltar ist ein wahres Prachtstück der Altarbauerei. Wir bringen ihn im Bilde, man kann seine zierlichen Bestandteile an der Hand dieser Abbildung studieren. Besonders hervortretend präsentiert sich auf diesem Altare die Statue der allerseligsten Jungfrau (nicht das Gnadenbild, welches ja in der Gnadenkapelle verehrt wird!) Diese Statue, der man den Namen: „Hilfe der Christen“ gegeben hat, zeigt uns die Gottesgebärerin in mehr als Lebensgröße, aufrechtstehend, angetan mit kräftig blauen und roten Gewanden, wie sie, selber gekrönt und Zepter tragend, das ungekrönte, weißgekleidete Kindelein am linken Arme trägt. Liebreich blicken Kind und Mutter hernieder und zumal das Jesukindlein, das segnend seine Rechte erhebt, scheint voll unendlicher Liebe gegen die Menschen zu sein, und preßt zum Zeichen dafür die kleine Erdkugel mit seiner Linken an sein liebeglühendes Erlöserherz.

In derselben Stilart wie der Hochaltar sind auch die beiden Seitenaltäre des Querschiffes, die man dem heiligen Alfonsus von Liguori (dem Stifter des Redemptoristenordens) und dem hl. Clemens Maria Hofbauer (dem ersten deutschen Redemptoristen) geweiht hat.

Ergreifend schön ist auch das Bild der »mater dolorosa,« der schmerzhaften Mutter, das von einem andern der Seitenaltäre zu uns herüberblickt.

Aber das allerschönste bleibt es doch, wenn all diese kunstreiche Zier der Altäre in funkelnder elektrischer Beleuchtung erstrahlt; wenn all die Gesimse und Bogen, Rahmen, Säulen und Pfeiler des Hochaltares sowohl als auch der Nebenaltäre aufblitzen in farbenprächtigen elektrischen Sternen, so daß ein Meer von Licht auszuströmen scheint von dem wundersamen Bauwerk der Opferaltäre. Und das schönste am Schönen: Das Kreuz vor dem Tabernakel, das bei dieser Beleuchtung geradezu feenhaft schön im blendend weißen Zauberlichte das Auge des Beschauers fesselt. Wir standen gebannt ob solch berückender Schönheit und wissen heute noch den liebenswürdigen Patres herzlichen Dank, daß sie uns, dem fremden Pilger zuliebe, eigens den gesamten elektrischen Apparat spielen ließen, der doch sonst nur für Festtage bestimmt ist.

Und hätten wir all die Lichter zählen sollen, das wäre wohl eine lange Arbeit gewesen; wir schätzen sie jedenfalls auf viele Hunderte. Später bekamen wir genaueren Aufschluß: Es funkeln bei Vollbeleuchtung am Hochaltare 807 solcher Glühlichter, an den Seitenaltären obendrein deren 500. Und, setzen wir es gleich hinzu: Auch die Gnadenkapelle kann sich einer ähnlichen Illumination rühmen, denn auch der Gnadenaltar blendet den Beschauer mit 500 solcher Lichter.

Die Gnadenkapelle.

An jener denkwürdigen Stelle, wo einst die Himmelskönigin vor der kranken Kade stand, ihr Heilung verkündend, sieht man heute, in den Boden eingelassen, einen viereckigen weißen Marmorstein, geziert mit der denkwürdigen Inschrift: „Mein Kind, von jetzt an heilt's!“ Unmittelbar über diesem Steine hebt sich der hohe Bau eines Altares, so daß also der Priester, der alldort die heiligen Geheimnisse feiert, genau an jener Stelle steht, an der einst die liebreichste aller Frauen bei einem ihrer huldreichsten und erfolgreichsten Gnadenwerke stand.

Schon dieses Bewußtsein allein erfüllt des gläubigen Wallers Herz mit einem unbeschreiblichen Hochgefühle, das sich noch steigert, wenn man, wie wir es hatten, das Glück genießt, als Priester dort heilige Messe zu lesen.

Eine feierliche Befangenheit überkommt uns, wenn wir, aus den Schiffen der großen Kirche kommend, jenen schmalen Gang betreten, der uns über einige Stufen hinunter in den eigentlichen Raum der Gnade bringt. Alles ist dort blitzblank und glänzend; die glasierten braunen Steine an den Gangwänden funkeln in tadelloser Reinheit; was Menschenmacht vermag, all das wurde hier aufgewendet, um diesem hochheiligen Raume würdige Ausstattung zu geben.

So sei uns denn gegrüßt, heilige Kapelle! Sei mir gegrüßt, hohe, himmelanstrebende Wölbung, und Du zierlicher Altar, nimm meinen Gruß! Aber Du zumal bist es, schneeweiße Madonna, deren anmutig Bild mein sehnendes Herz wonnevoll sucht! Du bist's, derentwegen ich hiehergekommen, Du das hohe Ziel meiner Pilgerschaft! Lichte Engelsgestalten schweben über Dir, Dich krönend; — ja, sei gekrönt, denn welches Geschöpf verdient wie Du eine Krone der Ehre! Segnend erscheint über Dir das Bild des ewigen Vaters, segnend des Heiligen Geistes symbolische Taube. Deutlich sagt es uns der hohe Triumphbogen, der sich über Deiner Lichtgestalt wölbt, was Du seit einem halben Jahrhunderte hier in Filippsdorf geworden bist: „Salus Infirmorum“, „Heil der Kranken!“ Und von den Wänden der Apsis, die Deinen Gnadenaltar umschließt, grüßt Dich in lauterem Golde zwischen Engelsfiguren hundert und hundertemale dieselbe vielsagende Inschrift: „Ave Maria!“ Ja, so grüßen Dich die Engel; aber auch wir, Du Hochgebenedeite, auch wir Menschen haben solches Grüßen längst den Engelschören abgelauscht, und was das Gold der Wände ohne Unterlaß ruft, das rufen lebendige, liebende Menschenherzen Tag für Tag und Jahr für Jahr in dieser gnadenreichen Kapelle zu Filippsdorf: „Ave Maria!“

Mutter, liebe Mutter, die Du uns gnädig bist, und unter deren Schutz wir vertrauend flüchten, o blicke auf von dem Altare Deiner Gnade und schaue und betrachte, was für Prachtgemälde eine geübte Künstlerhand — vor Dir allerdings nur elendes Machwerk — in der Erde prächtigsten Farben, in des Goldes lichtestem Glanze hingezaubert, und lerne, lerne, o himmlische Mutter, aus diesem Bilde, was wir, Deine Erdenkinder, von Dir erwarten, was wir von Dir erhoffen, was wir von Dir erbitten. Sei uns das, was Du dort im Bilde bist, die Fürbitterin bei Deinem göttlichen Sohne. Er hält Zepter und Gerichtsbuch in der Hand, und hat sich bereits gesetzt, um zu richten, Du aber hast Dich vor ihn gekniet und mit gefalteten Händen, mit erhobenen Augen erflehest Du Gnade bei ihm — Gnade für wen? — Nimmer für Dich selber, da Du aller Gnade voll bist — sondern für uns Menschen, die der Gnade, ach, so sehr bedürfen. Und aus den tiefsten Tiefen unserer Herzen stoßen wir hier in der Gnadenkapelle zu Filippsdorf jenen Notschrei aus, der dort dem Bilde unterschrieben, für immer vor Deinem Auge bettelt und fleht:

„Bitte für uns, o heilige Gottesgebärerin!“

* * *

Wenn wir uns von der Aufwallung unseres Herzens hinreißen ließen, so daß unsere Schilderung in flammendes Beten überging, so seien denn jetzt in schlichten Worten einige Bemerkungen nachgetragen, die den Leser mit dieser Gnadenkapelle etwas vertrauter machen können. Sie ist ein länglicher, viereckiger und dabei sehr hoher Bau, der vorne mit einer halbrunden Apsis abschließt; dort eben steht der Altar. Die Kapelle hat einen Fassungsraum von etwa 400 Personen und ist mit auserlesenem Fleiße und mit gutem Geschmacke malerisch verziert. Alle Seitenwände zeigen

über den schon erwähnten braunglasierten Unterverkleidungen der Wände durchwegs eine sehr elegante, tapetenartige Ornamentmalerei in Grau und Gold.

Den oberen Teil des Bauwerkes, die Decke, füllen gelungene Engelsdarstellungen auf gesterntem Grunde. Fenster, die sämtlich ornamentierte Glasmalerei zeigen, sind zahlreich vorhanden, sie stehen sogar in zwei Reihen übereinander.

Das weiße Madonnenbild am Hochaltare, etwa 80 cm hoch, kann eigentlich im strengen Wortsinne nicht als Gnadenbild angesehen werden; es ist nur eine von Menschenhand versuchte Nachbildung und Darstellung jener himmlischen Erscheinung, die sich hier an dieser Stelle am 13. Jänner 1866 für wenige Minuten zeigte. Der faltenreiche Mantel verhüllt Hände und Füße vollständig; langes Haar wallt zu beiden Seiten des gekrönten Hauptes hernieder.

Doch genug! Unser Auge hat soeben Filippsdorf und sein Heiligtum gesehen und schon sehnt sich unser Herz, die hochinteressante Geschichte dieses neuerstandenen Gnadenortes lauschend zu vernehmen.

„Ave!"

O, wer hilft das Wort uns finden, das Dir, Hohe, Sündenreine,
Preis und Jubel soll verkünden, besser noch als Wort und Steine?
Horche, von den Wänden nieder tönet hier die hohe Lehre,
Wie die Mutter immer wieder gern das Lob vernimmt, das sie hehre:
Ave! Ave! Sei gegrüßet! — Sei gegrüßet! Ave! Ave!
Ave, — Mutter unsres Lebens! — Ave, — unsres Herzens Sonne!
Ave, — Hoffnung alles Strebens, unsre Liebe, unsre Wonne!
Also lasse, frommer Waller, feurig ihr dein Lob erschallen
Und sie neigt, die Zuflucht aller, mild sich Dir mit Wohlgefallen.

(M. H.)

Entstehungsgeschichte.

Einleitung.

Die allerseligste Jungfrau und Gottesgebärerin Maria hatte vom höchsten Herrn des Himmels und der Erde die Erlaubnis erhalten, — oder auch sich kraft der Machtfülle, die ihr dauernd zu Verfügung steht, entschlossen — einen neuen, reichen Ort der Gnade dem österreichischen Volke zu erschließen.

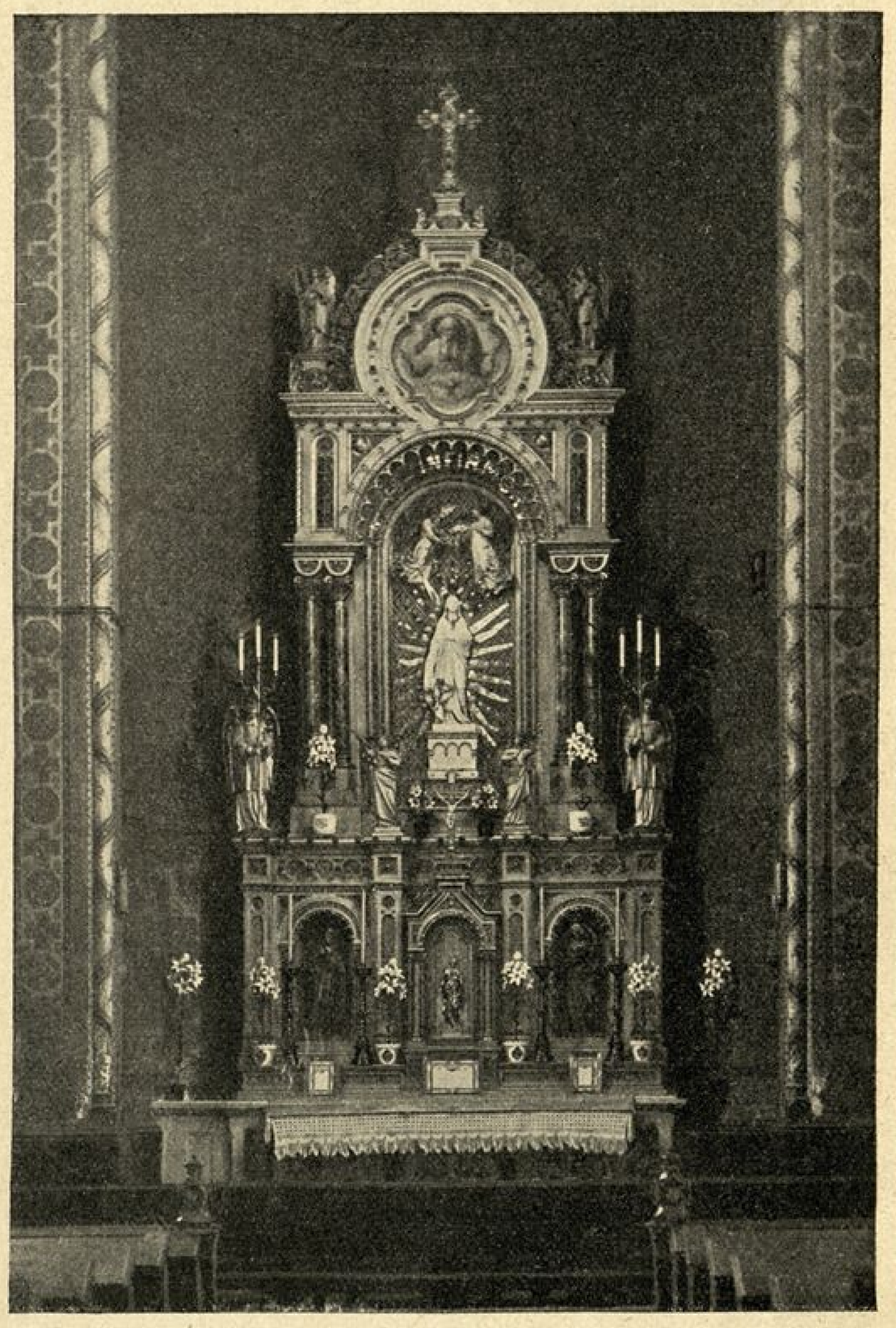
Sie wählte sich Filippsdorf. Dort suchte sie also ein passendes Plätzchen für den ersten Gnadenerweis; daß sie weder ein schönes, neugebautes Haus, noch eine reiche, vornehme hochgebildete Person zur Gnadenträgerin erwählte, erscheint jedem Kenner der Wege Gottes so ziemlich selbstverständlich.

In dem Häuschen Nr. 63 gab es eigentlich nur eine einzige Stube. In diesem dumpfen, niedrigen Gelasse polterten den ganzen Tag zwei Webstühle: ein Schwarm von kleinen Kindern tummelte und lärmte nach Herzenslust darin. Zu Mittag und gegen Abend kamen etliche Fabriksarbeiter zum Essen herein; in einem Winkel dieser Stube stand ein armseliges Bett und in dem Bette ein Menschenkind, das schon zehn Jahre krank darniederlag, dem Vater und Mutter gestorben waren und das der leibliche Bruder aus Erbarmen hier in sein Haus anfgenommen hatte. Dies alles sah die allerheiligste Königin des Himmels und es gefiel ihr, sich diesen Ort zur Stätte unermeßlicher Gnadenerweisung zu erwählen.

Bevor wir von diesen himmlischen Hulden berichten, müssen wir uns jene mühselige Person ansehen, die dort im Zimmerwinkel krank darniederliegt. Es ist die 29jährige Jungfrau Magdalena Kade.

Vorgeschichte der Jungfrau Magdalena Kade.

Sie hatte bisher die Sonne des Glückes nur spärlich zu sehen bekommen. Der 5. Juni des Jahres 1835 war ihr



Filippsdorf, Altar in der Gnadenkapelle.

Geburtstag; doch wartete ihrer keine goldene Wiege, auch nicht feinste Brüßler Spitzen: sie war armer Leute Kind; ein gewöhnlicher Weber war ihr Vater, ihr Geburtshaus eine mit Stroh gedeckte Hütte.

Dann kamen die Kinderjahre, vielleicht noch die glücklichsten ihres bisherigen Lebens; mit den Genossinnen ihrer Jugend besuchte sie die Dorfschule und lernte dort zur Zufriedenheit ihrer Lehrer und Eltern das Lesen, Schreiben und Rechnen. Als sie dann dreizehn Jahre zählte, traf sie der erste harte Schlag: ihr Vater starb dahin. Nun war sie Grundbesitzerin geworden, denn durch den Tod ihres Vaters fielen ihr drei kleine Äcker zu; das Haus ging auf ihren einzigen älteren Bruder über. Trotzdem durfte sie auch jetzt noch

im Hause bleiben, sie und ihre Mutter. Sie half dafür in der kleinen Wirtschaft und oft genug auch hinter dem großen Webstuhle.

So wurde sie gegen 19 Jahre alt. Da ging ihre Leidenszeit an. Sie erschrak nämlich einmal überaus



Filippsdorf, Wohnhaus der Magdalena Kade zur Zeit der Erscheinungen.

stark, und seit dieser Zeit schien sie zu beständiger Krankheit verurteilt zu sein. Häufig überfielen sie heftige Krämpfe, und zwar oft ganz unerwartet, und manchmal geschah es dann, daß sie nach solchen Anfällen stundenlang ohne Bewußtsein blieb. Dann bekam sie Lungen- und Rippenfellentzündung, später auch Gehirnhautentzündung. Sie war bei dieser Gelegenheit auch schon mit den heiligen Sterbesakramenten versehen worden.

Zu all den körperlichen Schmerzen gesellte sich noch ein schweres, hartes Kreuz: sie verlor nämlich im Jahre 1861, da sie 26 Jahre alt war, ihre Mutter, ihr doppelt teuer, da ihr das liebe verblichene Mütterlein stets gütigste Pflegerin und Trösterin gewesen war. Aber Magdalena war eine wackere Christin und wie sie als Kind stets bescheiden, fromm und tugendhaft war, so zeigte sie sich nun in den Tagen tiefsten Leides als ein Muster von christlicher Geduld und Ergebung in Gottes heiligsten Willen.

Dann kam das Jahr 1864. Magdalena scheint die Empfindung gehabt zu haben, daß sie ihrem Bruder und dessen Familie doch eigentlich nur im Wege stand. Nicht als ob der Bruder ihr etwas gesagt hätte; aber sie fühlte das selber heraus. Und so mietete sie sich im Oktober des genannten Jahres bei der Familie Kindermann ein. Nun war sie unter vollkommen fremden Leuten.

Und gleich darauf schickte ihr Gott der Herr jene große Krankheit, die dann nach vierzehn Monaten ein so glanzvolles, ruhmreiches Ende finden sollte. Sie mußte nämlich drei Monate hindurch im Bette liegen, und wurde wieder mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Dann ging es wieder besser, bald aber neuerdings wieder recht schlecht, so daß endlich ärztliche Hilfe, die sie bisher immer ängstlich vermieden hatte, wohl oder übel in Anspruch genommen werden mußte.

Der Arzt, Dr. Ulbrich, zürnte ob der Verzögerung einer ärztlichen Behandlung, der Folge einer, freilich kaum zu entschuldigenden Schamhaftigkeit der Kranken, deren ganzer Oberkörper an der linken Brustseite mit eiternden Blasen bedeckt war, die sich, eine Kruste bildend und schwärend, immer weiter verbreiteten.

Lauwarme Bäder, die man ihr verschrieb, brachten nur die Wirkung hervor, daß sie durch mehrere Tage in Bewußtlosigkeit dalag. Man meinte, das Übel sei eine Art von Krebs.

Im Sommer 1865 wurde auch noch ein anderer Arzt beigezogen (Dr. Grülich), aber seine Medikamente nahm die Kranke nicht gerne; sie waren ihr zu scharf und zu ätzend.

Nachdem sie sich im Sommer noch des öfteren hinausschleppen konnte, mußte sie endlich Anfang November dauernd im Bette bleiben. Der eine der Ärzte bezeichnete ihre Krankheit als Ekzem (Bläschenflechte), der andere äußerte sich dahin: es wäre ein unheilbares, fressendes Übel.

Unterdessen waren in der Familie Kindermann selber einige Personen krank geworden, so daß die bedauernswerte Magdalena Kade jetzt eine nur recht geringe Pflege hatte, und so bat sie denn ihren Bruder, er möchte sie doch wieder in sein Haus nehmen. Der tat es und führte sie am 15. Dezember 1865 auf einem Wägelchen in sein Haus, nicht ahnend, welchen Gnaden er damit die Wege bereiten half.

Nun kam für die schwer Leidende eine sehr schlechte Zeit. Wenn man sie aus dem Bette brachte, so verfiel sie jedesmal infolge der unerträglichen Schmerzen in tiefe Ohnmachten. Ihre Stimme war kaum mehr als ein schwacher Hauch. Am 21. Dezember kam der Kaplan Franz Storch, der später eine so wichtige Rolle spielen sollte, mit dem allerheiligsten Sakramente und reichte der Todeskandidatin die letzte Wegzehrung. Die Ärzte hatten die Leidende bereits aufgegeben: „Kurieren kann ich sie nicht; ich verschreibe ihr Salben nur zur Linderung," so lautete ein Ausspruch des Doktors aus den letzten Tagen der Krankheit.

Drei Wochen waren seit dem Empfange der Sterbesakramente dahingegangen und der 12. Jänner 1866 herangekommen. An diesem Tage sah eine später beeidete Zeugin nochmals „mit Schaudern" die furchtbaren Wunden am Leibe der Kranken. Es war dieser Tag der schmerzvollste ihres ganzen Lebens, und Magdalena seufzte, weinte und jammerte unter der schrecklichen Wucht der furchtbaren Qualen.

Um 12 Uhr nachts hob sie ihr Bruder aus dem Bette und verunreinigte sich dabei noch durch den nässenden Eiter, der aus den Wunden durch die umgebenden Kleider hindurch hervorquoll. — Bei der Todkranken wachte ihre Freundin Veronika Kindermann. Es wurde 2 Uhr morgens, Veronika trat an das Bett der Leidenden. Diese hauchte die Worte: „Veronika, besprenge mich mit Weihwasser." Die Wärterin tat's. „Und jetzt bitte, bete mir das Memorare des hl. Bernhard." Und Veronika betete es ihr laut vor. Dann erhob die Kranke abermals ihre Stimme und flüsterte: „Gott wird mir nicht mehr auflegen — als ich tragen kann; — und wo die Not am größten — dort ist Gottes Hilfe am nächsten!" — Die Kranke wußte nicht, daß sie mit diesen Worten prophezeite. — —

Dann sagte sie wieder: „Veronika, geh' jetzt schlafen." Und die Wärterin, müde wie sie war, gehorchte willig und legte sich auf die Ofenbank, die neben dem Bette stand; ihren Kopf legte sie dabei auf das Kissen des Krankenbettes.

Wieder schlich eine Stunde dahin. Um 3 Uhr kam einer von den Fabriksarbeitern herein, die oben am Dachboden schliefen; er mußte nämlich sehr zeitlich in die Fabrik und schaute auf die Uhr, wie viel es sei. Die Wärterin fuhr auf: „Was ist's?" Die Kranke, die ja vollkommen wach war, schon wegen ihrer beständigen Schmerzen, tastete mit der Hand nach ihr und lispelte: „Laß gut sein, es ist nur ein Arbeiter, der auf die Uhr schaut." Da ließ Veronika Kindermann ihren Kopf wieder niedersinken und schlummerte ein. Die Kranke aber wachte, wie zuvor.

Die Erscheinung der Muttergottes.

Es ging gegen 4 Uhr, der 13. Jänner 1866, ein Samstag, brach an. Die Todkranke lag bei vollkommener Besinnung, wie sie dies später eidlich bezeugte, auf ihrem Bette. Was sie dann sah, war kein Traum, es war Wirklichkeit. Ab und zu seufzte sie leise vor großem Schmerz, dann wieder sah sie beim Scheine des Nachtlichtchens auf das Bildnis der schmerzhaften Mutter hinauf, das neben ihrem Bette hing und dessen Anblick ihr gerade in dieser Nacht schon recht trostvoll gewesen war.

Die Stunde der Vorsehung war da, der Augenblick der Barmherzigkeit war gekommen, Maria, die Königin, stieg hernieder von himmlischer Höhe.

Denn sieh' da: plötzlich wird es licht in der bisher so kärglich beleuchteten Stube, und ein Glanz wie des lichtesten Tages Helle durchflutet das ganze Gemach und gerade vor dem Bette scheint dieses Leuchten am stärksten und flammendsten zu sein.

Die Kranke greift erschreckt und erstaunt nach der schlafenden Freundin, gibt ihr mit dem Ellbogen einen Stoß: „Steh' auf, schau doch! Wie licht es ist!" Die fährt auf aus ihrem Schlummer, blickt verstört um sich, aber nur das matte Flimmern des Öllämpchens sieht sie, sonst nichts, gar nichts.

Da fällt ihr Blick fragend auf die kranke Freundin. Aber um Gotteswillen, was hat diese arme Person? die zittert und bebt ja am ganzen Körper! Und wirklich: Die Kranke ist von einer ungeheuren seelischen Erregung erfaßt, so daß sie wie das Blatt der Zitterpappel im Winde zuckt und vibriert. Schnell entschlossen springt ihr die Freundin zu Hilfe und hält sie mit Gewalt im Bette fest, damit sie nicht durch ihres Körpers schüttelnde Bewegungen herausgeschleudert werde. „Ich sehe ja nichts," ruft sie der Hocherregten beschwichtigend zu. Aber das beruhigende Wort verhallt ungehört, denn die Kranke steht einem überirdischen, nie gesehenen Bilde gegenüber.

Was schaut ihr Auge? —

Das Leuchten an ihres Bettes Ende hat immer zugenommen und jetzt hebt sich aus der Mitte dieses paradiesischen Zauberglanzes eine erhabene Frauengestalt. Sie steht so greifbar nahe: dort wo das Bett zu Ende geht, bei den Füßen der Kranken, unmittelbar neben der niedrigen Lehne der Lagerstatt, hat sie sich hingestellt und steht einen Augenblick still. Aus ihrem hoheitsvollen Angesichte flutet himmlischen Lichtes flammender Glanz. Lilienweiße, entzückend schöne Gewande wallen vom Halse bis über die Füße hernieder und bedecken in ihren weiten, weichen Falten beide Hände, von denen die linke unter den Kleidern gegen die Brust erhoben, die andere einladend nach unten ausgestreckt erscheint. Über dem schön geformten Haupte, zu dessen Seiten sich langgelockten Haares wallender Schmuck unverhüllt den Blicken zeigt, funkelt im gelben Glanze des Goldes ein Kronendiadem, bereitet in den Werkstätten himmlischer Reiche.

Und in demselben Augenblicke, da die edle Frau sich zeigt, wird es licht im Geiste der Kranken und sie erkennt mit unzweifelhafter Sicherheit den hohen Besuch: „Es ist die Muttergottes!" — — —

Beängstigung, Verwirrung und Verlegenheit ergreift sie bei diesem Gedanken, bei diesem blendenden Anblick nie geschauter Pracht. Flüsternd und wie beschwörend wendet sie sich an ihre Freundin, die mit ihr, der Zitternden, noch immer gleichsam ringt: „So knie doch nieder, siehst du sie denn nicht! Dort steht sie!" Doch die Augen der Freundin sind gebunden, sie sieht nichts, sie gehorcht nicht, sie hält nur um so fester und kräftiger ihre arme Freundin fest, deren Zuckungen immer ärger zu werden drohen. „Ach, dieser Armen ist in der Fieberhitze ein trügerisches Bild zu Kopfe gestiegen!" Das und nichts anderes vermeint die sorgende Wärterin.

Unterdessen beginnt Magdalena zu weinen wie ein kleines Kind, und Veronika, ihre Freundin, weint unwillkürlich mit ihr. Aber der überweltliche Glanz, den Magdalena schaut,



Filippsdorf, Erscheinung der Muttergottes. „Kind, von jetzt an heilt's!"

wird immer stärker, wird fast zur Unerträglichkeit, und wie zur Abwehr gegen allzugroße Lichtfülle bedeckt sie nun mit beiden Händen ihr Gesicht: sie kann es nimmer ertragen.

Mitleidig starrt ihre Freundin sie an, faßt sie bei den Handgelenken und zieht ihr die Hände wieder vom Angesichte herab; und Magdalena läßt es geschehen, denn auf einmal hat sich alles verändert und nicht mehr scheint der flammende Glanz wehtuend und schreckhaft, sondern ungemein lieblich, anziehend und mild.

Unwillkürlich falten sich jetzt zu frommem Gebete die Hände der Kranken, und indem sie nun ihr Auge in trunkener Lust auf der wunderbaren Lichtgestalt ruhen läßt, stammeln ihre Lippen den herrlichen Lobgesang: „Hochpreiset meine Seele den Herrn, und mein Geist frohlocket in Gott meinem Heilande."

Kaum sind diese Worte des Magnifikat verklungen, so öffnet nun ihrerseits die Fürstin des Himmels ihren Mund und mit unsäglicher Wonne vernimmt die kranke Magdalena eine so süße, angenehme Himmelsstimme, wie ähnliches nie ihr menschliches Ohr auf Erden vernommen, und wie bezaubernde Musik klingt ihr die kurze Versicherung:

„Mein Kind, von jetzt an heilt's!"

So viel — und sonst kein Wort mehr. Und sobald diese trostvollen Worte verklungen, verschwindet im nächsten Augenblicke darauf das hehre Lichtgebilde der wundersamen Frau; der Sonnenglanz verfliegt, es wird düster und dunkel in der Stube, wie es zuvor gewesen und nichts mehr erinnert daran, daß soeben ein himmlischer Gast durch diesen armseligen Raum geschritten.

Magdalenas Seele bleibt aufs tiefste erschüttert, und sie kann nicht anders, sie muß das Preisgebet, das sie so glücklich begonnen, nun zu Ende beten, und mit vor Erregung zitternder Stimme jubelt sie also den Lobspruch weiter, der jetzt schon ein flammendes Dankgebet ist:

„Er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd! — denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter! — — —

Denn Großes hat an mir getan, der da mächtig ist, und dessen Name heilig! —

Barmherzig ist er von Geschlecht zu Geschlecht, denen die ihn fürchten! —

Er übet Macht mit seinem Arme, zerstreuet, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne!

Die Gewaltigen stürzt er vom Throne, die Niedrigen erhöht er! — — —

Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern — doch leer gehen aus die Reichen!

Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes, gedenkend seines Erbarmens.

Wie er einst zu unsern Vätern gesprochen, zu Abraham und seinen Kindern auf ewig! — —"

Wie trefflich, wie wunderschön passen diese begeisterten Worte für unsere Magdalena, da sie soeben allerhöchste Begnadigung des Himmels erfuhr!

Die Ereignisse unmittelbar nach der stattgehabten Erscheinung.

„Veronika, hast du nichts gesehen?" „Nein!" „So geh', und weck einmal den Bruder, er soll kommen!"

Die Angeredete eilte hinweg, um zu tun, wie ihr geheißen; schon nach wenigen Minuten traten die Geweckten ins Zimmer: es war Josef Kade und seine Frau Cäcilia. Mit einer Stimme, die vor freudiger Aufregung zitterte, rief ihnen die glückliche Magdalena entgegen: „Ich bin heil, ich bin frisch! — Sie hat mir's gesagt!"

Die aber standen verdutzt und schauten die Sprecherin fragend an, vermeinend, daß sie nur im Fiebertraume phantasiere. Von solcher Überzeugung geleitet, näherte sich ihr die Schwägerin nun vollends und begann sie liebreich zu trösten und zu beruhigen.

Magdalena schüttelte abwehrend das Haupt: „Laß das! Die Muttergottes hat es mir gesagt, daß ich heil bin!"

Unterdessen wunderte sich ihr Bruder, der etwas abseits stand, bei sich selber, woher denn die Kranke auf einmal eine so laute Stimme habe, sie, die seit Wochen nur zu flüstern und zu lispeln vermochte.

Da nun Magdalena wahrnahm, daß ihr die Umstehenden noch immer nicht recht glauben wollten, bewies sie es ihnen durch eine rasche Tat.

„Bringt einmal das Licht her," und sie brachten es. Da entblößte sie die kranke Seite, griff nach den großen Pflastern, riß sie mit einem jähen Ruck herunter, und gab sie der Veronika und sagte: „So, nimm sie und leg' sie ins Wasser!"

Es waren aber diese großen Pflaster damals noch mit dem abscheulichsten nassen Eiter ganz überdeckt, also ein sicheres Zeichen, daß die Krankheit bis vor wenigen Minuten vorhanden gewesen sein mußte. Die betreffenden Körperstellen jedoch, früher die allerwundesten, zeigten sich geheilt, frisch überhäutet und verursachten weder Schmerz noch auch den geringsten üblen Geruch. Nur eine einzige noch nässende Stelle auf der Brust war zu finden, etwa in der Größe eines Kreuzers, die jedoch in wenigen Tagen vollkommen vernarbte.

Nun war freilich das Staunen und Verwundern auf der Seite der Umstehenden. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten sie jetzt auf die herrliche Erzählung dessen, was sich soeben in der armen Stube zugetragen hatte. Dann beteten sie miteinander; — und es wird wohl ein andächtig Beten gewesen sein.

Endlich aber schickte sich Magdalena, die sich vollkommen wohl und hergestellt fühlte, an, selber das Bett zu verlassen. Ihr Bruder sprang herbei, er konnte es nicht glauben, daß sie selber das imstande wäre. Seine gütige Hilfeleistung war ganz überflüssig. Schon am nächsten Tage wollte die Genesene den Fußboden reiben und waschen, und nur das ausdrückliche Verbot ihres Bruders verhinderte sie an dieser schweren Arbeit. Vom 15. Jänner an aber ließ sie sich nimmermehr zurückhalten und verrichtete von diesem Tage an, wie alle anderen, jegliche schwere Arbeit.

Die bischöfliche Untersuchungskommission.

Es ist leicht begreiflich, daß der Heilungsfall der Jungfrau Kade ungeheures Aufsehen hervorrief. Daß es dabei Gekläff, Wutgeschrei und Spott vonseite der Wunderscheuen in Massen absetzte, ist ganz selbstverständlich. Wir fühlen uns hier jedoch nicht aufgelegt, uns mit derlei aus der Luft gegriffenen Anrempelungen abzumühen, denn Gespensterkämpfe sind nicht nach unserem Geschmacke.

Wir berichten vielmehr in aller Ruhe, auf welche Weise dieser hervorragende Fall ernstlich und gründlich untersucht wurde: dies geschah durch die vonseite des Bischofs angeordnete kanonische Untersuchungskommission, die am 7. März, also etwa zwei Monate nach der Heilung, ihre Amtshandlung begann.

Wir glauben hier gut zu tun, aus der trefflichen Einleitungs-Ansprache, die der H. H. Kanonikus Rehak am ersten Kommissionstage an die versammelte Pfarrgemeinde hielt, einige kurze Stellen hervorzuheben. Er sprach nämlich unter anderem:

„Eine Bitte richte ich an alle, die hier gegenwärtig sind, und an die ganze Gemeinde, die mir, seit ich sie kennen gelernt habe, immer wert und lieb war. Betet, Geliebte, daß der allmächtige und gnadenreiche Gott alles zu seiner Verherrlichung und Anbetung lenke, und daß er in uns das kindliche, ehrerbietige Vertrauen auf die fürbittende Macht der Königin des Himmels vermehre.

„Es ist notwendig, daß ich mit wenigen Worten den Zweck meiner Absendung bezeichne. Ich bin beauftragt, das, was sich hier ereignet hat, einfach, gewissenhaft und wahrheitsgetreu zu erheben. Ich bin also nur Bote und habe nichts zu entscheiden. Eben deshalb darf ich nicht im vorhinein ein Urteil haben. Ich soll forschen und alle Einwendungen berücksichtigen, damit die geistliche Behörde in den Stand gesetzt werde, soweit es menschliche Kraft mit der Gnade Gottes vermag, ein begründetes Gutachten abzugeben, und damit erst durch die bischöfliche Macht ein Ausspruch erfolgen könne. . . .

Um nun keinen Zweifel über meine Gesinnung zu lassen, so bekenne ich hier an diesem heiligen Orte: Gott ist der einzige, allmächtige, unumschränkte König und Herr der Welt. Er regiert alles, auch das unbedeutendste. Kein Haar fällt von dem Haupte ohne seinen Willen. Nichts in der ganzen Welt geschieht ohne seine Zulassung oder Anordnung. Sein Arm ist auch heute noch nicht verkürzt. Wie in den Zeiten der Apostel ist er auch heute noch allmächtig, und kann, wenn es seiner Weisheit gefällt, Seine wunderbare Macht unter den Menschen zeigen. . . .

Ich bekenne ferner: Die seligste Jungfrau, auf deren Fürbitte der Herr Sein erstes Wunder gewirkt hat, war und ist die Zuflucht der Christen, besonders der Bedrängten. Ich hoffe, daß Sie eine Mutter ist, nicht bloß jetzt, sondern — das sage ich aus meiner und gewiß Eurer Aller innersten Seele, — daß Sie uns Mutter sein wird in der Stunde unseres Absterbens.“ —

Es begann also die von der kirchlichen Behörde bevollmächtigte Kommission ihre Untersuchungen. Die betreffenden Sitzungen, die täglich acht bis zehn Stunden währten, und durch eine volle Woche ununterbrochen ihren Fortgang nahmen, wurden im Pfarrhause abgehalten. Dorthin wurden alle jene geladen, die betreffs der fraglichen Ereignisse irgendwelche sichere Auskünfte geben konnten, insbesondere auch jene Personen, die vorgaben, geheilt worden zu sein. Alle Zeugen wurden betreffs ihrer Aussagen beeidet.



Filippsdorf, Wallfahrtszüge in der ersten Zeit nach der Erscheinung der Muttergottes.

Hervorgehoben sei noch der Umstand, daß über bischöflichen Befehl die Geistlichkeit des Pfarrortes sich den Untersuchungen völlig fernzuhalten hatte, ein Befehl, den auch alle in der Umgebung wohnenden Priester strenge befolgten.

Die weltlichen Amtspersonen, die bei diesen Untersuchungen zugegen waren, erteilten der Unparteilichkeit und Strenge der hier geführten Verhandlungen ihr volles Lob und sagten es ganz offen heraus, daß sie noch niemals bei irgend einer Sitzung, Beratung und dergleichen eine derartige Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit gefunden hätten. Die Aufschreibungen dieser Kommission umfaßten die stattliche Anzahl von 46 Bogen.

Rohe Gewalttaten.

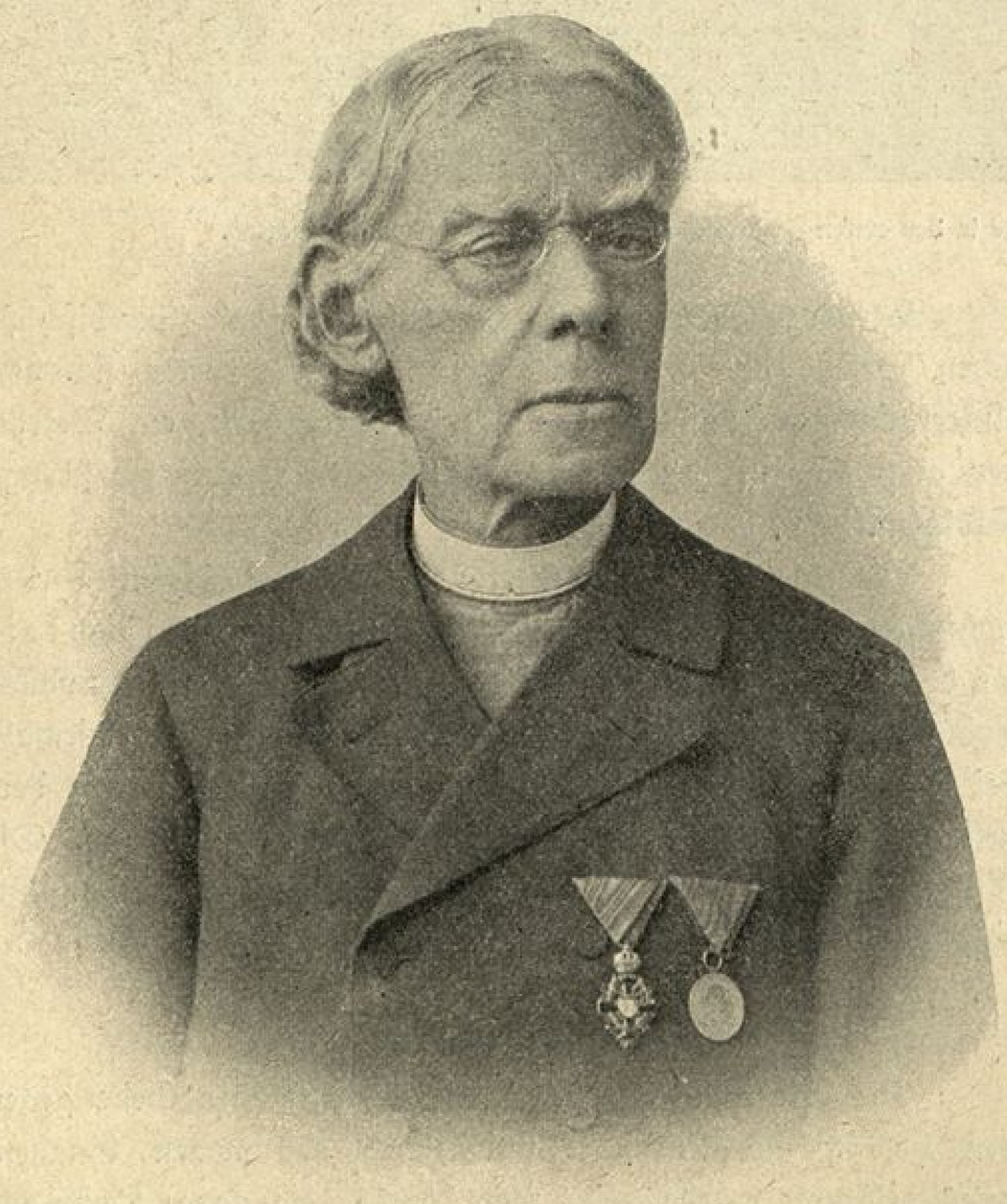
Die Art und Weise, wie von feindlicher Seite gegen den hellauf strahlenden Wunderglanz des neuen Gnadenortes gekämpft wurde, zeigt recht deutlich die ganze Ohnmacht und Wut dieser Leute. Nicht nur daß man in Zeitungen

allerlei giftsprühende und mit Lügen gespickte Artikel zu lesen bekam, sondern man nahm auch zu handgreiflicheren Mitteln Zuflucht: noch im Jahre 1866 wurde der Versuch gemacht, das Gnadenhäuschen in Brand zu stecken. Wie kurz muß doch der Verstand eines Menschen sein und wie unglaublich groß sein hoffärtiger Eigendünkel, wenn der vermeint, mit derlei Mitteln ein Gotteswerk erfolgreich angreifen zu können!

Ein anderesmal wurde ein schwerer Stein durch das Fenster geworfen, der der Jungfrau Kade vermeint war; noch ein zweites Mal wurde ein ähnlicher Angriff verübt. Ferner mußte man einen Burschen verhaften, der sich ganz auffällig tagelang in der Gegend des Gnadenhäuschens herumtrieb, und bei dem man schließlich ein großes, scharfgeschliffenes Fleischermesser fand. Diese Beunruhigungen wurden mit der Zeit so arg und lästig, daß endlich die Mitglieder mehrerer freiwilliger Feuerwehren (aus der ganzen Umgebung) einen Dauer-Wachdienst um die Wohnung der begnadeten Kade einrichteten; dieses Mittel half denn auch insoferne, daß von dieser Zeit an derartige Roheiten unterblieben.

Des Spötters Ende.

Viel von sich reden machte ein Vorfall, den allerdings die Freigeister als bloßen Zufall zu erklären trachteten: in einem Wirtshause, nahe bei Filippsdorf, aber schon auf sächsischem Boden, gefiel sich ein schon beinahe betrunkener Mensch in gröblichen Auslassungen und Lästerungen gegen den neuen Gnadenort, stand endlich auf und rief: „Diese verfl. . . . Hütte in Filippsdorf muß ich anzünden!“ Er ging hinaus. Die übrigen beachteten diese wilde Rede insoferne nicht, daß sie vermeinten: vom Schreien bis zum Ausführen und Vollbringen sei ein weiter Weg. Nach längerer Zeit verließ einer der Gäste die Stube, trat auf die Straße und fand dort vor einem Hause jenen Spötter unbeweglich liegen. Er war tot; ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein jähes Ende bereitet — vielleicht auch die böse Tat der frevlen Brandlegung auf diese Art verhindert.



Monsignore Franz Storch, Erbauer der Gnadenkirche, gestorben 1901.

Weitere Ereignisse. — Bau der Kirche.

Vom Tage der Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria angefangen wurde das Häuschen des Josef Kade der Mittelpunkt und das Ziel der Aufmerksamkeit für Tausende und Abertausende. Man hatte es bald zu einer Kapelle umgestaltet, die Tag und Nacht nimmer leer wurde. Man nannte es kurzweg „die Betstube“ oder auch „das Gnadenhäuschen“.

Es lag auf der Hand, daß man unter solchen Umständen an den Bau einer hinlänglich großen Kirche schreiten mußte. Von Seite der kirchlichen Behörde, die sich nach jener schon erwähnten gründlichen Untersuchung der Filippsdorfer Angelegenheit nicht mehr ablehnend verhielt, war keinerlei Schwierigkeit mehr vorhanden.

Die heiklichste Frage war die der Beschaffung des Geldes, sowie die Herstellung eines guten Bauplanes. Um die Geldbeschaffung nahm sich der damalige Kaplan von Georgswalde, Franz Storch, mit Feuereifer an, und ruhte und rastete nicht eher, bis das große Werk gelungen war. Zur Entwerfung eines Bauplanes trug sich im Jahre 1868 ein Architekt von Wien, der ungenannt bleiben wollte, an, und zwar versprach er alles ohne jegliche Belohnung leisten zu wollen. Der hierauf eingesendete Plan erwies sich als vollkommen zweckentsprechend: wir sehen diesen guten Plan heute schon ins Werk umgesetzt: die Filippsdorfer Kirche wurde nämlich in der Tat nach diesen kostenlos gelieferten Plänen erbaut.

Im Jahre 1870 wurde der Bau in Angriff genommen, nach 15 Jahren wurden das herrliche Bauwerk beendet.

Kurz vor der Vollendung der Kirche, im Jahre 1884, wurde der Grundstein zu einem Kloster für die P. P. Redemptoristen gelegt. Am 8. Oktober 1885 zogen die ersten Patres in das neue, noch recht leere Haus ein, drei Tage darauf wurde der Schlußstein des großen heiligen Werkes eingefügt: die neue Kirche wurde nämlich konsekriert und feierlichst „der Hilfe der Christen“ geweiht.

Tod der Magdalena Kade.

Die hochbegnadete Jungfrau Magdalena Kade blieb auch nach der für sie so ehrenvollen und freudenreichen Erscheinung der himmlischen Mutter Maria stets die einfache, bescheidene Person, die sie früher war. Weder Eitelkeit noch auch Gewinnsucht schien über ihr Herz irgend eine Macht zu haben. Im Gegenteile, sie gab eines ihrer Äckerchen hin, um den Kirchenbau zu fördern. Später, da ihr liebes Wohnhäuschen niedergerissen wurde, um der stattlichen Kapelle Platz zu machen, lebte sie in möglichster Eingezogenheit in einem Hause nahe bei der Kirche, das heute noch zu sehen ist.



„Heilige Maria, bitt' für uns!" Ein schönes Votivbild aus dem Gnadenorte Mariazell. Phot. J. Kuß, Mariazell.

Sie starb in einem Alter von 70 Jahren im Jahre 1905, am 10. Dezember.

Ihr Leichenbegängnis gestaltete sich trotz eisiger Kälte, Sturm und Schnee zu einem großartigen Triumphzuge. Mittwoch, den 13. Dezember wurde ihre Leiche in der Franziskuskapelle der Redemptoristen eingesegnet und in einem dort noch nie gesehenen Zuge von Leidtragenden aus nah und fern im neuen Georgswalder Friedhofe in einer eigenen Gruft bestattet. Die gesamte Gemeindevertretung, die Beamtenschaft, die Vereine des Wallfahrtsortes nahmen vollzählig teil. Der reichgeschmückte Sarg wurde von zwölf Jünglingen abwechselnd getragen; vor der Geistlichkeit und dem Sarge schritten zwölf Jungfrauen, deren erste, in lang herabwallende, weiße Kleider gehüllt, eine goldene Krone in den Haaren trug: diese Jungfrau sollte stellvertretendes Symbol der allerseligsten Mutter Maria sein, die ja gewiß diesem Leichenkondukte ihres Lieblings als himmlische Führerin voranging.

Magdalena Kades Andenken wird nicht sobald verlöschen, denn jeder, der Filippsdorf kennt und nennt — und das sind hunderte und hunderttausende —, kennt und nennt auch Magdalena Kade, die hochbegnadete Jungfrau.

Ihr irdisches Tagewerk ist vollbracht, sie wohnt nun für ewig bei ihrer Mutter Maria, und ihr Name bleibt auch auf Erden gesegnet und gepriesen für und für.

Gebetserhörungen in Filippsdorf.

Einleitende Vorbemerkung.

1. Wir kommen nun zum glorreichen Höhepunkte des Wallfahrtsortes Filippsdorf: Zur Betrachtung des wahrhaft blütenreichen Ehrenkranzes seiner wundervollen Gnadenerweise und Gebetserhörungen. In dieser Beziehung geht unser Filippsdorf allen anderen österreichischen Wallfahrtsorten ganz entschieden voraus: Mariazell, Altötting und die verschiedenen „Heiligen Berge" können sich in dieser Beziehung auch nicht von ferne mit Filippsdorf vergleichen.

Wir können diesem Wallfahrtsorte beruhigt den Ehrentitel geben: „Österreichisches Lourdes". Sehen wir die Filippsdorfer Gebetserhörungen auch nur flüchtig durch, so wird uns sofort auffallen, daß da Ereignisse vorgekommen sind, die sich ohneweiters den berühmtesten Lourdes-Heilungen an die Seite stellen dürfen.

Und noch ein anderer Unterschied besteht zwischen Lourdes und Filippsdorf: In Lourdes arbeitet seit zwei Jahrzehnten ein medizinisches Bureau an der Feststellung der Heilungsfälle, in Filippsdorf ist dies niemals der Fall gewesen, und nur die

wenigsten Fälle sind nachträglich durch schriftliche ärztliche Zeugnisse erhärtet worden. Wir sagen nun: Für unser rein persönliches Empfinden spielen die Zeugnisse der Ärzte keine gar so wichtige Rolle; denn die allermeisten von uns tragen soviel Selbstbewußtsein in sich, daß sie sich mit der Ansicht schmeicheln: „Ach was, so gescheit bin ich mir selber, zu entscheiden, ob irgend eine Heilung natürlichen Mitteln zuzuschreiben ist oder ob da andere Kräfte gewaltet haben." Wenn auch diese selbstgefällige Ansicht manchmal verfehlt sein wird, so ist und bleibt sie dennoch in der Menschenbrust festgewurzelt. — Was aber die große Bedeutung ärztlicher Zeugnisse für die Allgemeinheit betrifft, so erlauben wir uns denn doch, nach den Feststellungen und Erfahrungen der letzten Jahrzehnte dies ein klein wenig in Zweifel zu ziehen. Denn früher, als man von einem Ärztebureau in Lourdes noch nichts wußte, nahmen sich die großen Herren Schreier den Mund gar voll und verlangten ärztliche Beweise, dann wollten sie glauben. Nun sind tatsächlich die ärztlichen Beweise in Lourdes ungefähr für viertausend Heilungsfälle protokollarisch vorliegend. Wir fragen: Haben nun jene lauten Schreier ihr Versprechen gehalten? Glauben Sie jetzt? — Und wir müssen antworten: Nein! Wenigstens zum allergrößten Teile nicht! Es stellt sich also heraus, daß es den Herren nicht um wissenschaftliche Beweise, nicht um ärztliche Zeugnisse ging, sondern nur ums Leugnen und Krakeelen! So haben sie durch ihr eigenes Vorgehen der medizinischen Wissenschaft ein empfindliches Mißtrauensvotum gegeben.

Wir schließen also in aller Stille und Feinheit: Für uns selber haben die ärztlichen Zeugnisse eine nicht gar so schrecklich große Wichtigkeit, — für die anderen, wie man sieht — auch nicht. Wenn also die Filippsdorfer Heilungen nicht viele ärztliche Zeugnisse vorbringen können, so werden wir darüber nicht übermäßig grämlich sein, sondern uns die Vorfälle mit unserem eigenen Hausverstande beleuchten und uns dann unseren ehrlichen Teil davon denken.

2. Weiters wollen wir angeben, woher wir diese vielen Gebetserhörungen haben, nämlich aus welcher Quelle? Und da sagen wir denn: Filippsdorf hat in dieser Beziehung wirklich „sein Glück gemacht". Es hat einen treuen, gediegenen, ausdauernden Schriftsteller gefunden, nämlich den Georgswalder Kaplan Franz Storch. Dieser Mann hat im Laufe von zwanzig Jahren nicht weniger als neun Hefte herausgegeben, in denen mit wahrhaftigem Bienenfleiße viele der neuen Gebetserhörungen in Filippsdorf gesammelt und veröffentlicht erscheinen. Seit seinem Tode haben andere noch zweimal derartige Sammlungen veranstaltet und der Öffentlichkeit übergeben.

Wir glauben nun nicht zu viel zu behaupten, wenn wir sagen: Diesen Heften verdankt Filippsdorf einen namhaften Teil seiner Berühmtheit. Denn gewiß haben viele durch die Lesung dieser Berichte das Vertrauen auf die seligste Jungfrau zu Filippsdorf erhalten, haben dieses Vertrauen dann in andächtiges Bittgebet umgesetzt und der Schlußerfolg war dann: eine neue Gnade, die also ohne Vermittlung jener Hefte höchstwahrscheinlich niemals gegeben worden wäre.

„Aber, wie unwürdig!" sagt da mancher. „Auf diese Art wäre die Wirksamkeit Gottes (in unserem Falle die Wirksamkeit der allerseligsten Jungfrau) der zufälligen Mitwirkung irgend eines Menschen ausgeliefert?" — Ja, ganz gewiß ist dies so, und tausendfältige Erfahrung beweist diesen geradezu schrecklichen Satz. Das ist das tiefe rätselhafte Geheimnis des freien Willens des Menschen.

3. Noch eine dritte Gedankenreihe öffnet sich bei dieser Gelegenheit dem denkenden Geiste. Wir erfahren nämlich bei der Durchlesung der verschiedenen Gebetserhörungen von Filippsdorf, daß oft genug die Vermittler der Heilung ein Stück Leinwand oder Leibwäsche gewesen, die man früher auf jene Stelle gelegt hatte, wo bei ihrer Erscheinung die allerseligste Jungfrau stand. Andere wieder stellten Gefäße mit Wasser dorthin und tranken dann daraus; wieder andere rührten die kranken Teile ihres Körpers an dieser Stelle an 2c.

Wir wollen hier nicht die diesbezüglichen theologischen Abhandlungen über die sinnfälligen Zeichen bei Sakramenten und Sakramentalien auskramen, wollen auch nicht auf die tiefsinnige Lehre hinweisen, daß der Mensch, durch dessen Sünde Fluch über die leblose Natur kam, nun auch zur gerechten Vergeltung in vielen Fällen der Vermittlung eben dieser leblosen Natur bedarf, um sich von den Folgen der Sünde loszumachen, auch darauf haben wir es heute nicht abgesehen, ähnliche Fälle an anderen Gnadenorten nachzuweisen, sondern unser Blick richtet sich mit hoher innerer Befriedigung auf ganz anders geartete Wahrheiten.

Erstens wird derjenige, der überhaupt den Heilungen in Filippsdorf Glauben schenkt, sich der Tatsache nicht entziehen können, daß wirklich in einer namhaften Zahl von Genesungsfällen die Anwendung der soeben erwähnten Leinwand 2c. die Heilung zur Folge hatte, ja noch mehr, daß in etlichen Fällen durch traumhafte Erscheinungen oder direkt durch prophetische Träume die Anwendung dieser Mittel bedingt und verlangt wurde.

Zweitens dürfte feststehen, daß die Anwendung solcher Mittel dem Ungläubigen als töricht und läppisch erscheinen und ihn fast direkt zum Spotte herausfordern muß; daß ferner für den gläubigen Menschen die Zuflucht nahme zu solchen Heilmethoden unbestritten etwas Verdemütigendes und Erniedrigendes in sich hat. Es ist denn doch eine arge Zumutung an den sonst so hochfahrenden Menschengeist, daß er hier, verzichtend und vergessend auf die durch mühsames, vieltausendjähriges Studium erworbenen Kenntnisse und Erfahrungen, verzichtend und vergessend aller der geistreich scheinenden medizinischen Anwendungen zu einem Mittel greifen soll, dessen Gebrauch so gar nichts an sich hat, wozu irgend welche Geistesleistung vonnöten wäre, sondern das im Ernstfalle schon ein zweijähriges Kindlein anzuwenden imstande wäre.

Und gerade dieser Umstand gefällt uns persönlich so außerordentlich wohl, daß nämlich der Mensch bei dieser Gelegenheit eine empfindliche Lehre der Demut erhält und zur Selbsterniedrigung, zur Selbstentäußerung gezwungen wird. Und daß nur derjenige den Schlüssel zu den Gnadenschätzen gefunden hat, der wahre, selbstlose Demut zu üben bereit ist.

Wir freuen uns, daß auch hier wieder etwas vorgeht, auf das mit einer geringen Veränderung das hochberühmte Apostelwort angewendet werden kann und darf: „Was ihnen (den Ungläubigen) an Gott töricht scheint, ist weiser als die Menschen; und was ihnen an Gott schwach scheint, ist stärker als die Menschen." (I. Kor. 1, 25.)

Und was unsere Freude noch größer macht, ist die Erkenntnis, daß dadurch wieder nur ein neues herrliches Mosaik-Steinstückchen zu jenem lehrreichen Bilde geliefert wird, das die Wallfahrtsorte, in ihrer Gesamtheit betrachtet, dem Menschen bieten. Je mehr wir die Wallfahrtsorte, ihre Geschichte, ihre geheimen Dispositionspläne durchforschen und beschauen, desto klarer erkennen wir, daß sie eine vortreffliche, lebendige Illustration zu den Lehren unseres Meisters Jesu Christi in sich enthalten, daß dort der wahre Geist Christi webt und waltet, und herrscht und anordnet, und daß sich dieser Geist Christi an diesem Orte besonders darin gefällt, die hoffärtige, aufgeblasene Torheit der Menschen vor den Kopf zu stoßen: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen; und das Geringe vor der Welt, und das Verachtete und das, was nichts ist, hat Gott erwählt, um das, was etwas ist, zunichte zu machen; damit kein Mensch vor ihm sich rühme." (I. Kor. 1, 27. 28.)

Und darum jubeln wir ehrlich, so oft wir daran denken, daß wir bei der Unternehmung dieser Arbeit (der Verfassung dieses Buches) nichts anderes sein können, dürfen und wollen, als ein treues Sprachrohr Jesu Christi, unseres göttlichen, angebeteten Meisters.

* * *

Wenn wir nun endlich nach diesen einleitenden Gedanken daran gehen, eine Reihe von Heilungen zu erzählen, so machen wir darauf aufmerksam, daß wir sie alle den schon genannten elf Heften entnommen haben. Wir haben uns jene Fälle herausgesucht, die uns nicht gerade als die größten, sondern als die interessantesten erschienen, die durch merkwürdige Begleitumstände den Sinn des Lesers fesseln. Wir hoffen zuversichtlich, daß es uns auf diese Weise gelungen sei, trotz der ziemlich bedeutenden Anzahl der angeführten Fälle dennoch dem Aufkommen der Langeweile und der Abspannung bei dem Durchlesen dieser Berichte vorgebeugt zu haben. Die von uns angeführten Heilungen dürften etwa den zehnten Teil aller derer ausmachen, die sich in den genannten Jahresberichten überhaupt vorfinden.

Wir haben die ausgewählten Heilungsberichte vollkommen neu bearbeitet, jedoch so, daß wir nur die sprachliche Seite einer gründlichen Änderung unterzogen, während wir betreffs der erzählten Tatsachen uns selbstverständlich mit aller Treue an die Originale hielten.

* * *

„Heilige Jungfrau der Jungfrauen, bitte für uns!"

Der letzte Tag des blütenreichen Wonnemonds des Jahres 1866 sollte den Bewohnern von Filippsdorf und Georgswalde große Freude bringen; ward ja an diesem Tage, am 31. Mai, ein schwer krankes lediges Mädchen aus Georgswalde, namens **Theresia Diesner**, durch Mariens Kraft und Huld im „Gnadenhäuschen" zu Filippsdorf plötzlich geheilt.

Acht Jahre lang hatte die Bedauernswerte an gänzlicher Stimmlosigkeit gelitten; ihre Sprache war wie ein leises Lispeln oder Zischen. Der Ärzte Weisheit hatte ihr Dampfbäder verschrieben, und ihre eigene Sehnsucht nach Genesung hatte sie veranlaßt, einmal deren 24 hintereinander zu gebrauchen. Aber die Stimme kehrte nicht zurück.

Nach sieben Jahren des Leidens gesellten sich noch etliche andere Übel zum erstgenannten hinzu: Kurzatmigkeit, Entkräftung und Lungentuberkulose. Gevatter Tod wetzte schon gar vernehmlich seine dräuende Sense, und im Familienkreise hatte man sich bereits mit dem Gedanken abgefunden, der lieben Schwester gar bald das Grabgeleite geben zu müssen.

Da tauchte wie eine leuchtende Rakete am nächtlichen Himmel die unglaubliche Mär von der glorreichen Genesung der Magdalena Kade auf, und tiefste Erregung erfaßte die Gemüter. Aber das Gefühl der Unwürdigkeit ließ der frohen Hoffnung Wonnegedanken nicht zum Durchbruch kommen. Bis endlich der Monat Mariä, der liebliche Mai erschien, und mit dem Mai eine Fülle der Gnaden: der Reihe nach gingen Kranke nach Filippsdorf, der Reihe nach kehrten sie gesund zurück. Da gab's auch für unsere Kranke kein Halten mehr.

Am 31. Mai näherte sie sich demütig, aber vertrauend, unter größten körperlichen Schwierigkeiten dem heiligen, gnadenreichen Orte. Sie betrat die Stube, wo unterdessen schon an der Stelle des Bettes ein Altar errichtet war. Wundersame Erleichterung und selige Hoffnung waren die ersten Grüße, die ihr Mariens Mutterliebe entgegensandte. Bald tönte im engen Raume die lauretanische Litanei. Lispelnd bewegte auch die Kranke ihre Lippen, um das „bitte für uns" im Chore mit den andern zu sprechen.

„Heilige Maria, bitte für uns!"

„Heilige Gottesgebärerin, bitte für uns!" — —

Diese zwei ersten Rufe waren vorüber, da kam der Augenblick der Gnade: „Heilige Jungfrau der Jungfrauen" klang es von den Lippen des Vorbeters vom Altare und „bitte für uns!" klang es laut — der erste Ton seit langen bangen acht Jahren — von den Lippen der bisher so Stummen.



Filippsdorf, Maria, unsere Fürsprecherin bei Christus. Deckengemälde in der Gnadenkapelle

Was sollen wir hinzufügen? Daß man weinte, jubelte, daß man unaussprechlich glücklich war? Dies alles begreift sich wohl von selber.

Eine volle Stunde hindurch vertrat dann die soeben Geheilte die Stelle des Vorbeters und betete einer eben einlangenden Prozession zu deren unermeßlichen Freude und Erbauung Gebete über Gebete vor.

Und noch eines sei erwähnt; daß jener Arzt, der die Kranke während ihrer langen Leidenszeit behandelt hatte, späterhin zu wiederholtenmalen unumwunden öffentlich erklärte, daß menschliche Kunst umsonst versuchen würde, solch eine Heilung zuwegezubringen.

Schreikrämpfe.

Ein schauerliches Leiden, quälend für die arme Kranke selber, fast unerträglich für Eltern, Geschwister und Nachbarn

hatte die 21jährige **Helena Günther** aus Johnsdorf bei Gabel ergriffen: sie bekam Schreikrämpfe. Das ist ein krankhafter Zustand, der es mit sich bringt, daß der davon Behaftete in gellende Rufe ausbricht. Dieses Übel kann stärker oder schwächer auftreten; bei unserer Kranken hatte es einen sehr hohen Grad erreicht: es gab nämlich Zeiten, in denen sie jede halbe Stunde von solchen Anfällen heimgesucht wurde und dann in ein ohrenbetäubendes, durchdringendes Geschrei ausbrach.

Und dieser Zustand dauerte fünf Jahre und sieben Wochen!

Und die Bedauernswerte verlebte in solchem Übel den Mai ihres Lebens, das 21. bis 26. Lebensjahr!

Zu den Schreikrämpfen gesellte sich gastrische Intoleranz, das heißt Unfähigkeit, irgendwelche feste Speise zu genießen. Versuchte sie es dennoch, so rächte sich die Natur durch schreckhafte Anfälle von Veitstänzen!

Wohl ein erbärmliches Leben!

Da hörte die Schwergeprüfte von Filippsdorf und seinen Wundern. Mächtig griff ihr solche Kunde ins Herz. „Dorthin muß ich auch!" Das war von nun an ihre einzige, gewaltige Sehnsucht.

Am 25. Juli 1866 führte man sie auf ländlichem Gespann in das Wunderdorf. Aber gerade da sie absteigen sollte, ergriff sie der furchtbare, gewohnte Krampf und sie begann zu lärmen, daß das halbe Dorf erschreckt zusammenlief. Alles entsetzte sich — und niemand wollte solch einer Kranken Quartier geben. Wie einst Maria selber zu Bethlehem, also ward nun die junge Kranke in Filippsdorf von jeder Türe abgewiesen.

Schmerz erfaßte da ihre Seele und traurig sprach sie: „Gut denn, wenn ich schon nicht hier bleiben darf, so bitt' ich euch, führt mich wenigstens in das Gnadenhäuschen hinein, damit ich wenigstens die ehrwürdige Stelle ein einzigesmal sehen kann. Und dann fahren wir in Gottes Namen wieder heim, wenn man uns schon keine Herberge bietet."

Man erfüllte ihr den Wunsch und fuhr zur Gnadenstätte. Da, unmittelbar vor dem Hause, packte sie abermals die schier dämonische Krankheit, und weithin gellten ihre unheimlichen Schreie. Aus der Kapelle heraus liefen die Leute; die Andacht war gestört; aber die Kranke schrie noch immer; etliche eilten schnell davon, sie konnten es nicht mitanhören.

Endlich brachte man sie zum Altare, schob sie zur Erscheinungsstelle — in diesem Augenblicke trat Ruhe ein — Ruhe, jener zu vergleichen die damals eintrat, als Christus dem tobenden Meere Stille gebot. — Diese äußerliche Ruhe war von dem trostvollen innerlichen Bewußtsein der stattgefundenen Heilung begleitet.

Mit innigster Andacht vermochte sie nun zu beten. Die Kraft der Krankheit war sichtlich gebrochen. Mit Bereitwilligkeit nahm man sie jetzt als willkommenen Besuch auf, wo man sie vor einer Viertelstunde kurzerhand hinweggewiesen hatte. Zehn Tage blieb sie in Filippsdorf; es waren Tage der Dankesandacht. Dann kehrte sie als gesunde Person voll Herzensseligkeit in ihre Heimat zurück.

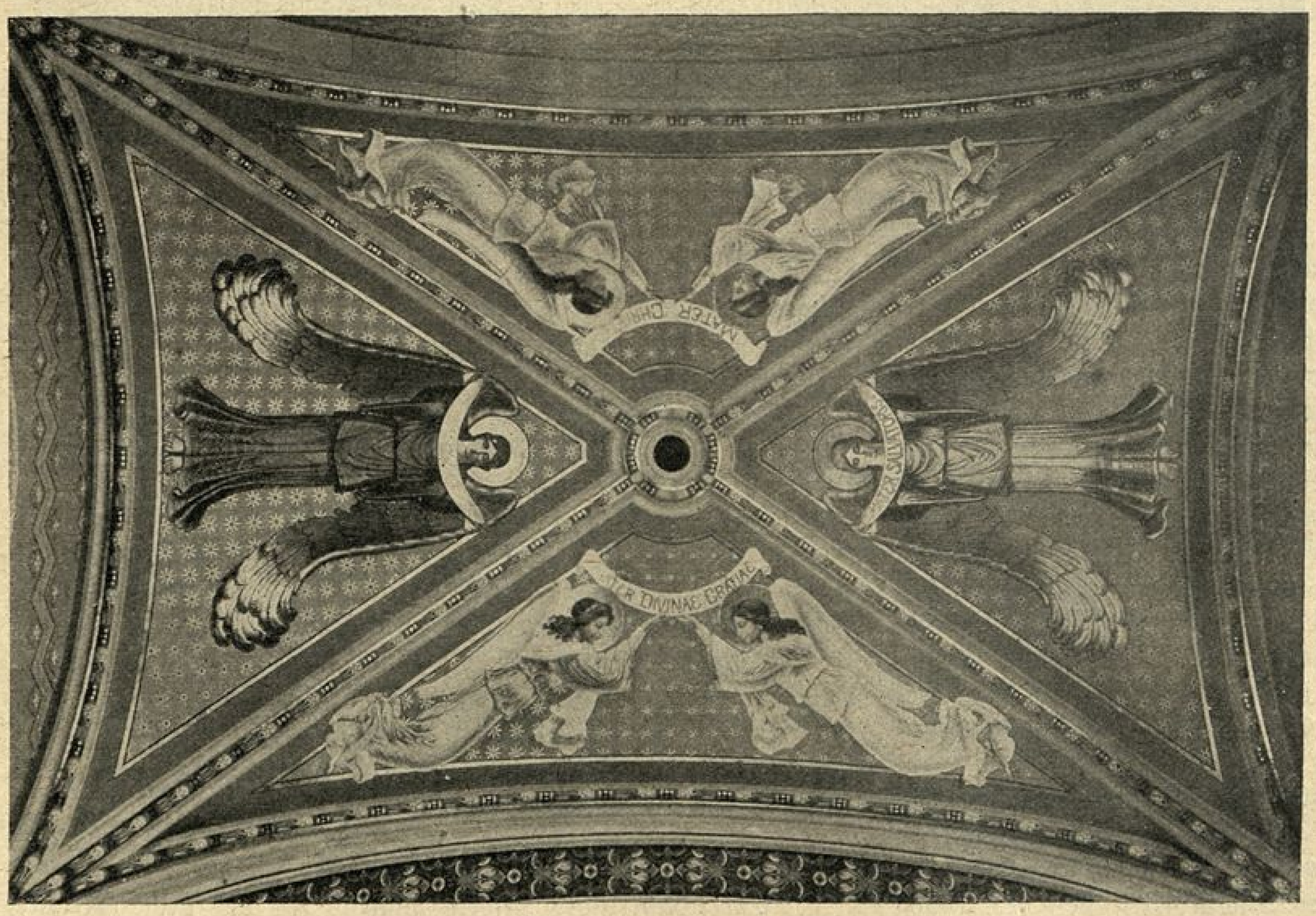
Dein Gebet ist erhört.

Die Leidensgeschichte eines armen Schuhmacherlehrlings! **Adolf Rudolf** war sein Name. Er wohnte in Filippsdorf selbst; seit anderthalb Jahren hatte ihn der Herr mit einem demütigenden Leiden heimgesucht, mit Epilepsie. Einer Heilung waren diese Zustände unzugänglich.

Da begann der arme Bursche im Vereine mit seiner Mutter Helene Rudolf eine neuntägige Andacht im Gnadenhäuschen. Der zweite Tag dieser Novene war der 18. August (1866), der Namenstag der Mutter, der Festtag der heiligen Helena, zu der diese Frau ein besonderes Vertrauen hatte. Als sich nun die beiden Bittsteller an diesem Tage abermals im Gnadenhäuschen einfanden, erlitt der Patient wieder einen Ohnmachtsanfall, bei dem jedoch die gewöhnlichen heftigen Zuckungen nicht erschienen.

Selbstverständlich erregte der Vorfall große Störung, bis plötzlich ein wunderbarer Zwischenfall eintrat: der Kranke kam zu sich und rief fröhlich: „Laßt uns jetzt drei Vaterunser beten zu Ehren der heiligsten Jungfrau und der heiligen Helena; die haben mir jetzt mein Kreuzlein abgenommen!" Tatsächlich war der junge Mensch von Stund' ab von seinen Anfällen und sonstigen Leiden gänzlich befreit.

Begreiflicherweise interessierte sich seine Mutter um eine genaue Beschreibung des Vorfalles und fragte ihn, warum er jene Worte in der Kapelle gesprochen hätte. Da gab er Aufschluß: „In dem Augenblicke, da ich ohnmächtig wurde, hörte ich eine innere Stimme, die mir zurief: Dein Gebet ist erhört! Und als ich wieder zu Sinnen kam, fühlte ich mich gänzlich befreit und wohl."



Filippsdorf, Deckengemälde in der Gnadenkapelle.

Die große Heilung der Magdalena Langhans.

Eine Märtyrin! Seit acht Jahren gänzlich zusammengekrümmt, die Knie an der Brust, die Fersen gegen den Schenkel, lag sie

auf ihrer Lagerstatt. Elf Jahre wußte sie, was es heißt Rückenmarksdarre zu haben. Schreckliche Kinnbackenkrämpfe verschlossen ihr oft durch eine ganze Woche und darüber den Mund, so daß ihr die Speisen durch eine Zahnlücke und ein Röhrchen eingeflößt werden mußten. Dazu eine enorme Skrophelbeule unter der linken Brust, die ihr oft unerträgliche Schmerzen bereitete. Bei der geringsten Erregung Bluterbrechungen oder schauerliche Krämpfe! — Und bei all dem die frömmste Ergebung, ein Edelsinn, der in dem Worte der großen Theresia auflebte: „Nur leiden, Herr, oder sterben!"

Solche Seelen sind die rechten Werkzeuge für die Führungen der Gnade.

Sie stand bittend an der Türe Mariens und wurde nicht gehört. Im August 1866 hatte sie sich nämlich nach Filippsdorf tragen lassen; aber ihre Leiden dauerten ungeschmälert fort.

Da begann mitten im Winter des Jahres 1866 das geheimnisvolle Walten göttlicher Erbarmung. Vor der Kranken stand im Traume eine holde Gestalt, von der sie wußte, daß es die große heilige Dulderin Sankt Lidwina sei. Und sie vernahm die Worte: „Geh' nach Filippsdorf!"

Sie erwachte. Es war wohl nur ein nichtssagender Traum! Sie war ja schon vergeblich in Filippsdorf gewesen.

Da kam die zweite Nacht. Und wieder stand die Heilige im Traume vor Magdalena und befahl ihr dasselbe. Und auch noch in einer dritten Nacht, in der die himmlische Sprecherin die Worte beifügte: Eine Gnade wirst du dort erhalten, wenn nicht für den Leib, so doch für deine Seele.

Der Wille Gottes hatte sich geoffenbart, da blieb dem Menschenkinde wohl nur eines: das Gehorchen.

Es war ein wilder Tag, der Tag nach dem Dreikönigsfeste 1867. Massenweise lag der Schnee auf den Straßen. Langsam nur bewegte sich der grobe Schlitten weiter. Auf ihm gebettet lag, das Bild einer Toten, im jammervollsten Zustande, von Decken förmlich überlastet, die schwer Erkrankte. Sie wußte nichts von der langen Fahrt, denn Mariens vorsorgliche Muttergüte hatte sie in lange, todesähnliche Ohnmacht versenkt. Spät abends kam sie an. In der ungeheizten Gnadenstube hielt sie es nicht lange aus, man brachte sie für die Nacht in die Wohnstube Magdalena Kades. Wieder lag sie nach kurzer Zwischenpause besinnungslos da.

Und da es ein Uhr nachts war, trug man sie wieder hinein ins Heiligtum. Draußen heulte und tobte der Schneesturm, drinnen flehte eine kleine Schar von Menschen um Heilung für das arme Wesen, das da in ihrer Mitte kauerte, ganz geborgen in Decken, so daß nur das totenbleiche, fahle Antlitz zu sehen war.

Um dreiviertelzwei Uhr kam sie zur Besinnung; es war ihr unsäglich weh: „Jetzt muß ich wohl sterben!"

Sie hatte sich getäuscht, denn — jetzt sollte sie leben! — es war der Augenblick der mächtigen Gnade!

„Betet laut!" so flüsterte sie. Man betete die lauretanische Litanei. Da bekam sie einen Krampfanfall, einen Bluthusten — der letzte Blutauswurf ihres Lebens.

Die Litanei ging dem Ende entgegen:

„Du Heil der Kranken, bitte für uns!" so beteten die Versammelten.

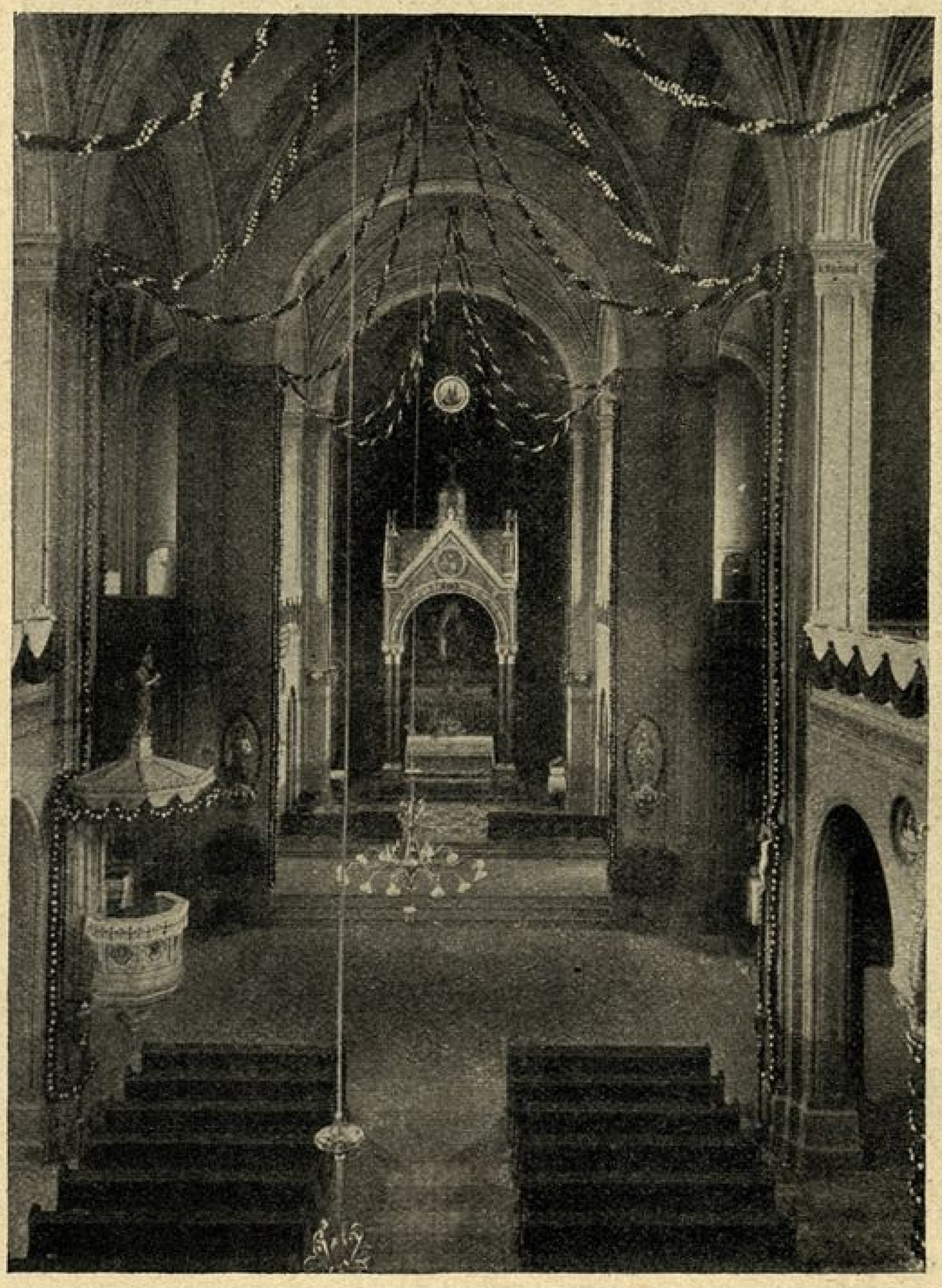
„Du Heil der Kranken, bitte für uns!" wiederholten sie absichtlich.

„Du Heil der Kranken, bitte für uns!" klang es zum drittenmale.

In diesem Augenblick streckten sich die gekrümmten Beine und erschienen unter der Bettdecke und ragten weit hervor. Es war der Augenblick der Heilung. Mit einem Aufschrei verkündete die Schwester der Kranken dieses Wunder.

Aber die Anwesenden beteten wie gebannt die Litanei zu Ende. Dann erhoben sie sich.

„Ich bin gesund, ich fühle keinen Schmerz mehr, laßt mich auf, ich will die heilige Erscheinungsstelle küssen."



Filippsdorf, Inneres der Kirche.

Und sie schob die Decken zurück und stand auf, — und ging hin, — und kniete nieder, — und beugte sich frei, — bis zum Boden, — und küßte herzinniglich die Stelle, wo vor einem Jahre Maria gestanden. — — —

Die strahlende Ehrenkrone von Filippsdorf hatte soeben einen neuen, herrlich funkelnden Edelstein erhalten, unter den schönen einen der schönsten und wertvollsten.

Noch in derselben Nacht aß die ehemals Kranke mit Appetit und erstarkte dann zusehends von Tag zu Tag. Es war die größte Freude ihres Lebens.

Noch eine Merkwürdigkeit: der Tag ihrer Heilung, der 8. Jänner, war der Schlußtag einer Novene, die sie am 31. Dezember begonnen hatte, um sich einen glücklichen Tod zu erbitten. — Die Wege des Herrn sind wunderbar!

„Man muß auch laufen weit zu den Doktors,
— lauf' ich lieber zur Muttergottes!"

Ein Heilungsfall, der weniger durch seine medizinische Bedeutung als durch die gesunde, ehrliche Logik der Kranken auffällt, ist folgender: **Maria N. aus Schoßwitz** in Sachsen war im Kloster Mariastern beschäftigt und litt seit sechs Jahren an eiternden und stets offenen Füßen, so daß sie nur mit Schmerzen auftreten und mühsam gehen konnte.

Voll Vertrauen machte sie sich im Herbste 1866 nach Filippsdorf auf und erbetete sich dort tatsächlich die Gnade, daß der eine Fuß in kürzester Zeit verheilte. Vielleicht, so



Phot. Fritz Gratl, Innsbruck.

Mariahilf-Bild zu Innsbruck, von Luk. Kranach. (S. 105.)

Ernster Gesichtsausdruck, sehr deutlich sichtbare Falten des Schleiers, schmale, aber nicht kleine Augen, ein wenig schief stehend, das Jesukindlein besonders stark und kräftig.



Hofphot. A. Adolph, Passau.

Mariahilf-Bild zu Passau. (S. 106.)

Das ernsteste aller Mariahilf-Bilder. In der Linienführung ziemlich genau mit dem Originale stimmend. Die Augen bei Kind und Mutter schmal und klein. Der Schleier glatt, weniger auffallend.

Berühmte Mariahilf-Bilder.

Mit Rücksicht auf den Illustrationsraum hier zum Abdrucke gebracht.

dachte sie, will die liebe Mutter Gottes, daß ich für jeden Fuß separat eine Wallfahrt mache und ging im nächsten Frühjahr (1867) wieder hin. Und siehe da, im Handumdrehen war nunmehr das Übel auch am zweiten Fuße völlig verschwunden. Da kam sie bald hernach wieder, diesmal zur Danksagung zur Gnadenstätte. Der hochwürdige Herr Storch, dem sie zum Beweise der Heilung die vernarbten Stellen am Knöchel zeigte, fragte sie, ob es ihr denn nicht zuviel geworden sei, so oft die lange Reise zu machen, da sie jetzt schon binnen kurzer Zeit das drittemal hier sei. Da gab sie in gebrochenem Deutsch die edelsinnige und kluge Antwort: „Man muß auch laufen weit zu den Doktors, — lauf' ich lieber zur Muttergottes!" — eine Antwort, aus der lebendigster Glaube und herrliches Gottvertrauen hervorleuchtet.

Von Auflösung der Speicheldrüsen plötzlich und gründlich geheilt.

Eine der ehrwürdigen grauen Schwestern, **Lokaloberin Mauritia Gärtner** in Bunzlau, ward von Gott durch schwere Heimsuchung geprüft. Durch eine Krankheit, die die Ärzte zuerst Speichelfluß, dann aber, nachdem das Übel überhandnahm, Auflösung der Speicheldrüsen benannten, ward sie gezwungen, immerfort, und zwar etwa von Minute zu Minute, auszuspucken, ein Leiden, das sie in ihren Berufspflichten vielfach hinderte, und das ihren Mitschwestern sowohl, als auch allen anderen Menschen, mit denen sie zu verkehren hatte, eine Art von Ekel einflößte.

Sieben Ärzte bemühten sich umsonst, dem Übel Einhalt zu tun. Einer von ihnen riet eine Badekur in Salzbrunn. Man versuchte es. — Aber der dortige Badearzt war über seine Patientin wenig erfreut; er begriff gar nicht, warum man selbe gerade hierher geschickt hatte, er könne nicht helfen. Kurz, das Leiden blieb, wie es zuvor gewesen.

Schwester Mauritia, die in solcher Art an menschlicher Hilfe verzweifeln mußte, wandte nunmehr Aug' und Herz vertrauensvoll nach himmlischen Rettern. Der Stern von Filippsdorf strahlte ihr so unsagbar mild und freundlich und einladend entgegen. Ein beruhigendes Vertrauen, daß ihr von dort etwa die erwünschte Hilfe winke, bemächtigte sich ihrer sonst so gequälten Seele. Schließlich konnte sie dem innerlichen Drang nicht widerstehen und legte ein heiliges Gelöbnis ab:

„Heilige Mutter des Herrn, Unsere Liebe Frau von Filippsdorf, hilf mir in meiner Krankheit, so will ich, wenn es meine Obern gestatten, dir meinen Dank persönlich an deinem Heiligtum zu Füßen legen!"



Mariahilf-Bild zu Wien.

Nach unten hin länger, als das Passauer Original. Die Trauer im Gesichtsausdrucke nur mehr wenig markiert. Das Antlitz von Kind und Mutter nicht schön, besonders Nase und Augenbrauen Mariens mißlungen. Das göttliche Kind ist schwächer als im Original. Weitere Unterschiede: Kronen auf den Häuptern und Zierketten an der Brust.



Phot. Pfarrer Franta, Ossiach.

Mariahilf-Bild zu Brezje. (S. 113.)

Dem Originale schon sehr unähnlich! Der Gesichtsausdruck des Kindes wie der eines schäckernden Knaben, jener der Mutter stillvergnügt und freundlich. Der Leib des Jesukindes etwas verzeichnet, schmalbrüstig, kurzbeinig. Die Hände Mariens merklich kleiner als im Original, fast wie verkrüppelt. Das Bild hat viel mehr Hintergrund, die Figuren erscheinen also kleiner. Die Kleider (besonders an der Brust) sind faltenreicher, nicht mehr straff anliegend, ebenso der sichtbare Teil des weißen Hemdes. Die Kronen offenbar zu klein. Im ganzen ist jedoch das Bild recht anheimelnd.

Berühmte Mariahilf-Bilder.

Das Versprechen war gemacht. — Aber was war das? Wer hatte der gelösten Speicheldrüse in diesem Augenblicke geboten, sich zu schließen, wessen mächtige Hand hatte ordnend eingegriffen in den Organismus der frommen Bittstellerin? — Von dieser Stunde an war das so lästige, demütigende Übel verschwunden, als ob es nie dagewesen wäre.

Fast betäubt von der so unvermuteten, so unerwartet raschen Hilfe konnte sich die Begnadete eine Zeitlang gar nicht recht fassen und wartete immer wieder, ob denn der Speichel wirklich ausbliebe. Das Übel kehrte nie mehr zurück.

Da flog denn ein Freudenbrieflein, das heißester Dank und glühendste Begeisterung diktierte, nach Neiße ins Mutterhaus, zur würdigen Generaloberin. In dem Briefe stand alles geschrieben, wie es war, und zugleich das Geständnis des heiligen Gelübdes und die demütige Bitte, der Erfüllung solch gesegneten Versprechens die erbetene Erlaubnis zu gewähren.

Ohne Verzug, ja mit tausend Freuden ward solche Bitte gewährt und, Seligkeit im Herzen, wallte die Begnadete dorthin, woher ihr Gnade und völlige, plötzliche Genesung von einem so hartnäckigen Leiden zuteil geworden war: nach Filippsdorf zur Königin der Wunder!

„Das ist dieselbe Frau, die ich im Traum geseh'n!"

Des nahenden Todes sichere Beute, lag **Dorothea Morawetz** aus Beichar bei Kolin auf dem Lager der Schmerzen, auf das eine schwere Unterleibskrankheit sie hingeworfen hatte. Kaum mehr fähig zu sprechen, von fortwährenden Blutverlusten geschwächt, von ihren Kindern schon aufrichtig beweint, von allen, die sie kannten, bereits aufgegeben, auch von der heiligen Kirche zur letzten Reise mit heiliger Wegzehr bereits versehen, lag sie, dem Tode immer näher rückend, hilflos da.

Da nahte eines der Hochfeste Mariens, das Himmelfahrtsfest des Jahres 1871. Volle zehn Wochen waren seit dem Beginn des Übels verstrichen.

In der Nacht vor dem Feste überfiel die Kranke ein leiser Schlummer; und vor ihr stand ein wundersam Traumgebilde: eine Frauengestalt voll der



Marienbild,

das oft als „Mariahilf-Bild" bezeichnet wird, aber kaum das Recht auf diesen Namen hat. Unterschiede vom Original-Mariahilf-Bilde sind besonders folgende: Völliges Verschwundensein des schmerzlichen Ausdruckes, aufrechte Haltung des Kopfes sowohl bei Kind als Mutter, die offenbar höhere Altersstufe des Kindes, daher auch anderes Größenverhältnis der Köpfe, und daher wohl auch die Hemdbekleidung des Kindes; ferner totale Abänderung des Schleiers betreffs Form und Stoff, völlig geänderter Schnitt des Kleides Mariens sowie dessen Verbrämungen, endlich der willkürlich beigegebene Heiligenschein über den Kronen. Man beachte übrigens die wesentliche Verschiedenheit der Kronen auf den Mariahilf-Bildern.

Herrlichkeit und Majestät, bekleidet mit weißem Mantel, mit einer Krone geziert, das mächtige Haar frei über die Schultern wallend. Mit sehnsuchtsvollem Verlangen, freudig überrascht und gleichsam grüßend, streckte die Kranke im Traume ihren Arm nach dem holden, bezaubernden Frauengebilde, das so knapp an ihrem Bette stand, aus. Aber irdischer Hand ist die Berührung des Himmlischen versagt — und als die Kranke schon glaubte, die Gestalt erreicht zu haben, wich diese zurück und entschwand — die Frau aber erwachte.

Sie begann bitterlich zu weinen. Denn sonderbar: sie vermeinte, daß diese Erscheinung, die sie gesehen, eine Botin des Todes sei; die Jenseitswelt wolle sie hinüberholen; der Gedanke an eine Genesung lag ihr gänzlich ferne.

Die Nacht verstrich, der Tag brach an; die Gnade Gottes, die ihr Werk begonnen, wollte es nunmehr vollenden. Denn siehe da, es öffnete sich die Tür und herein trat die leibliche Schwester der Kranken aus Kolin. Man sprach über dies und jenes. Endlich holte die Besucherin ein kleines Leinwandbildchen von Filippsdorf hervor, legte es der Kranken auf die Brust und mahnte sie freundlich, auf die Hilfe Mariens zu vertrauen. Die nahm das Bild und starrte es an — dann hauchte sie leise:

„Das ist dieselbe Frau, die ich im Traum geseh'n!"

Sie hatte bisher von Filippsdorf noch niemals Kunde erhalten.

Wir erraten leicht, was jetzt erfolgte. Heiliges Vertrauen bemächtigte sich der Schwererkrankten. Glühende Stoßgebete entglommen ihrem Herzen. Mit heiliger Eifersucht wachte sie über das Bildchen, damit es niemand mehr von ihrer Brust entferne. Und nach zweieinhalb Stunden fühlte sie plötzlich wesentliche Erleichterung, die Schmerzen hatten sich gänzlich verloren, und schon nach fünf Tagen ging sie zu ihrem Seelsorger, um dort die frohe Kunde ihrer vollkommenen Genesung zu verkünden.

Am nächsten Marientage, am 8. September, machte sie eine Dankwallfahrt nach Rosteř bei Kolin, wobei sie drei Wegstunden zu Fuß ohne Beschwerde zurücklegen konnte.

„O, die Himmelmutter ist brav!"

Ein kleines Mädchen aus Böhmens Hauptstadt, namens **Rosina Fiedler,** erkrankte an schwerem Unterleibsleiden und ward von entsetzlichen Schmerzen gefoltert. Die arme Kleine schrie oft stundenlang im Übermaß der Qual. Die Mittel der Ärzte versagten völlig, und niemand wußte sich mehr Rat. Das Kind mußte fortwährend herumgetragen werden oder in sitzender Stellung verharren; jede andere Lage vermehrte seine Pein. Ihr Schreien war herzzerreißend: „Mutter, Mutter, hilf mir!" Die Mutter weinte, aber zu helfen vermochte sie nicht.

Bis jene andere Mutter vom Himmel zur Hilfe kam!

Die kleine Patientin wohnte im Hause einer frommen Gräfin. Diese Dame hatte inniges Mitleid mit der kleinen Märtyrin, und als sie eben wieder einmal (es war am 22. Juli 1871) zum Krankenbesuche sich einfand, erinnerte sie sich, daß sie so glücklich sei, noch ein Stückchen Leinwand von Filippsdorf zu besitzen. Das brachte sie herbei und gab es der Wärterin, ihr befehlend, es dem Kinde auf die schmerzende Stelle zu legen.

Es war Abend; die Gräfin entfernte sich; die Wärterin tat, wie man ihr befohlen, und nahm das Kind dann wieder auf ihre Arme.

Und siehe da, nach einiger Zeit verklärten sich die Züge der Dulderin und ihren Lippen entfuhr das kindliche Jubelwort: „O, die Himmelmutter ist brav!"

Die Wärterin war ganz ergriffen vor heiligem Schreck; denn hier hatte wahrhaftig die Gnadenmutter wunderbar geholfen. Nun gab es keine Schmerzen mehr, das Kind war munter und fröhlich. Als jene gute Gräfin wieder kam, fand sie die Kleine frisch und wohlauf herumlaufend.

Die Gräfin selber berichtete später, nachdem sich die Heilung genugsam bewährt, den lieblichen Fall brieflich nach Filippsdorf, um durch die Veröffentlichung desselben zur größeren Ehre der mächtigen Wunderfrau ihr Scherflein beizutragen.

„Dem hilft nicht Gott und nicht der T.....!"

Im Jahre 1871 erkrankte das siebenjährige Söhnlein der Witwe **Katharina Vaska** in Sobieslau an einer heftigen Augenentzündung; der Knabe bekam Blattern an den Lidern (pemphigus). Die Lider selber waren so fest zusammengepreßt, daß sie sich auch bei Anwendung von Gewalt nicht auseinanderziehen ließen. Die besorgte Mutter hätte dies aber manchmal gerne getan, um sich zu überzeugen, ob denn überhaupt vom Auge selber noch etwas vorhanden sei.

Von den zwei Ärzten, die den Knaben durch längere Zeit vergeblich in Behandlung gehabt hatten, sagte der eine endlich verdrossen und unwirsch: „Diesem Buben hilft weder Gott noch der Teufel — wenn ich ihm nicht helfe, der ich studierter Arzt bin! Bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre

wird er überhaupt nichts sehen!" Als aber dann einmal eine Tante des Kindes dem Heilkünstler entgegnete: „Wissen Sie, Herr Doktor, wer dem Kind das Leiden geschickt hat, der wird es ihm auch wieder abnehmen" — war der Herr Doktor über dieses Wort so tief beleidigt, das er von da ab das Kind nicht mehr besuchte. Weil auch der zweite Doktor seine Besuche eingestellt hatte, blieb also das bedauernswerte Kind ohne jegliche menschliche Hilfe, nur mehr der Gnade und Huld des Himmels überlassen.

Seit längerer Zeit schon hatten sich die Angehörigen des kleinen Patienten vertrauensvoll an „das Heil der Kranken" zu Filippsdorf gewendet und beteten häufig die Litanei von Filippsdorf, während man die Augen des blinden Knaben mit Filippsdorfer Leinwand umwickelt hielt. Und siehe da, der Himmel antwortete diesem andächtigen Bittrufen durch gnädige Erhörung.

Es war am 10. April 1872, des Abends; soeben hatte die Tante im Verein mit dem Kinde zu Unserer Lieben Frau von Filippsdorf gebetet. Da verlangte der Blinde, die Tante möchte doch so gut sein, und ihm wieder jene wunderschöne Geschichte, die ihm allezeit ausnehmend gut gefiel, aus dem Buche vorlesen, nämlich den Heilungsbericht der Jungfrau Kade. Das sei gar so schön zum Zuhören, meinte das liebe Kind. Die Tante willfahrte dem Wunsche, nahm das Büchlein und begann vorzulesen. Plötzlich sprang der Knabe vom Stuhle auf, riß sich den Verband von den Augen herunter, schleuderte ihn auf den Boden und rief mit heller, frohlockender Stimme: „Ich brauch' ihn nicht mehr, ich sehe!" Und alsogleich begann er wie toll im Zimmer herumzuspringen, und jubelte laut: „Ich bin gesund! Ich bin gesund!"

Vor Staunen anfangs sprachlos, starrten Tante und Mutter auf den Kleinen, dann aber eilten sie hinzu: „Nimm den Verband! Du schadest dir nur!" Drauf der Knabe: „Ich brauche ihn nicht! Gebt mir den Hut! ich will hinaus!" Da faßten sie ihn mit Gewalt und schauten ihm in die Augen: Er aber blickte ihnen lustig entgegen mit gesunden offenen Augen, hell und licht wie die Sternlein am Himmel; und von all den häßlichen Blattern war keine Spur mehr zu sehen. — Da ging das Jubeln an und das Beten und das Weinen. —

Noch unlängst hatte der Arzt gesagt: „Wenn er überhaupt noch sehend werden sollte, so werde er immer einen Augenschirm tragen müssen; denn für grelles Licht könne das Auge niemals mehr dienen". — Aber was kümmerte die starke und mächtige Helferin im Himmel das grämliche, traurige Prophezeien des verzweifelten Doktors. Sie hatte sich ihren kleinen Patienten gründlich ausgeheilt. Und gleich nach jenem Abende schickte sie einen sonnigen, lichten Apriltag und dann noch einen: aber des Kindes frisch geheiltes Auge scheute nicht der Sonnenstrahlen blendende Kraft; im Gegenteile, mit Lust und Freude tummelte er sich den ganzen lieben Tag im Sonnenschein herum, ohne Schirm, ja ohne Hut, und als am hellen Mittag die Sonne ihr allerbestes tat, da schaute der kleine Muttergottes-Liebling mit den starken Augen, die ihm die himmlische Mutter verschafft, sogar in den feurig flammenden Ball am Himmel hinein. Und die das alles sahen — und viele kamen, um die Wundermär mit eigenen Augen bewiesen zu sehen —, die standen und legten die Hände zusammen, und während sich ihnen eine Träne der Rührung aus den Augen stahl, lispelten sie in dankbarer Andacht: „Gelobt und gepriesen sei Gott der Herr und unsere gütige himmlische Mutter Maria!"

„Tauche ein und bestreiche!"

Maria Wolletz, das vierjährige Töchterlein des Billettaufsehers Franz Wolletz zu Kolin, brach sich in der Fastenzeit des Jahres 1871 das Bein. Der Arzt, der herbeigerufen wurde, stellte eine falsche Diagnose und hielt das Übel für eine bloße Beingeschwulst. Da jedoch der Verlauf des Leidens etwas bedenklich wurde, wandte man sich an einen als geschickt gerühmten Wundarzt in Mähren, der alsogleich einen wirklichen Beinbruch konstatierte, jedoch gleichzeitig die Unheilbarkeit aussprach, da sich bereits das sogenannte Gliedwasser gebildet hatte.

Die Mutter des Kindes war tief betrübt und arg beängstigt und begann recht inständig in vielen Gebeten zu Gott um Hilfe für ihr krankes Kind zu rufen. Und siehe da, als sie eines Tages in der Kapuzinerkirche auf diese Meinung hin wieder eifrig gebetet hatte, kam sie wie zufällig mit einem der ehrwürdigen Konventsbrüder ins Gespräch, der ihr recht nachdrücklich die Abhaltung eine Novene zu Ehren Unserer Lieben Frau von Filippsdorf empfahl und ihr gleichzeitig ein Stückchen Filippsdorfer Leinwand schenkte.

Die Mutter folgte dem Rate, und das Kind fand sich schon am dritten Tage der Novene in einem merklich besseren Zustande.

Am fünften Tage aber hatte die Frau einen sonderbaren Traum: Die Muttergottes sei zu ihr gekommen und hätte ihr gesagt: „Tauche ein und bestreiche!" Sie wußte sich mit diesem Worte nichts anzufangen und fragte daher denselben Kapuzinerbruder, was er wohl von dem Traume halte. Der aber riet ihr, das kranke Bein ihres Töchterleins mit Wasser zu bestreichen, das eine Zeitlang auf der Erscheinungsstelle belassen worden war. Er hatte glücklicherweise noch solches Wasser und gab es der Frau recht gerne. Sie tat nach seiner Vorschrift und hatte die unsägliche Freude, zu sehen, wie während des Bestreichens mit diesem Wasser die Wunden und Geschwüre am Arme ihres Kindes dahinschwanden. Die Kleine war fortan vollkommen gesund.

Am 8. September 1872 kamen Mutter und Kind zur Danksagung an den Gnadenort und brachten ein Votivbild mit, auf dem der Traum der Mutter dargestellt war.

„Deine Mutter Mariahilf!"

Einer der schönsten und merkwürdigsten Vorfälle, die sich je an dieser Gnadenstätte zugetragen haben, war der, dessen Bericht uns jetzt obliegt. **Karoline Holfeld,** 31 Jahre alt, eine Witwe, die in Georgswalde wohnte, hatte schon früher am neunten Tage einer Novene zu Ehren Unserer Lieben Frau von Filippsdorf vollkommene Genesung von starken epileptischen Ohnmachtsanfällen erhalten.

Aber diese Gnade war nur gleichsam das Vorspiel zu einer größeren, schöneren.

Ein Magengeschwür und all das, was mit dieser schmerzlichen und abstoßenden Krankheit zusammenhängt, war seit längerer Zeit der Anteil dieser jungen Witwe geworden. Häufige Erbrechungen, enorme Blutverluste, beständige Schmerzen in der Magengegend, große allgemeine Schwäche und Entkräftung! Und die Kunst der Ärzte? — Sie reichte gerade so weit, daß der Mann der medizinischen Wissenschaft sich dahin äußerte: „Was wollt ihr? Sie hat ein chronisches Magengeschwür! Die kommt nicht davon; es ist ihr nicht zu helfen!"

Wir wollen uns es also gesagt sein lassen: die Ärzte waren es nicht, die jener Karoline Holfeld halfen!

Und doch ward ihr geholfen!

Sie hatte zum zweiten Male eine neuntägige Andacht zu Ehren Unserer Lieben Frau von Filippsdorf begonnen. Am Samstage nach dem Beginne der Novene sah die Frau im Traume ihren verstorbenen Mann. Heiter und wohlgemut stand er am Ende ihres Bettes. Und er ver-

kündete ihr mit froher Miene: „Morgen schlägt für Dich die Stunde! Mach' nur Deine Sachen gut!"

Verstört erwachte sie aus diesem schreckenden Traume: „Mein Mann war da und hat mir den nahenden Tod verkündet! Morgen muß ich sterben!" So nämlich legte sie sich selber das sonderbare Traumgesicht zurecht. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich ihrer Seele und steigerte noch die unheimliche Bläße ihres Angesichtes. Von dieser Stunde an nahm sie keine feste Speise mehr zu sich; sie hatte jeglichen Appetit verloren. Nur Wasser trank sie noch ab und zu, Wasser, das sie vorher auf die Erscheinungsstelle der Muttergottes hatte stellen lassen. Als der Nachmittag kam, gedachte sie sich für die Reise in die Ewigkeit fertig zu machen; sie ließ den Priester kommen und sich die heiligen Sakramente reichen; dann erwartete sie mit großem Bangen die nächste Nacht, die, wie sie meinte, die letzte ihres irdischen Lebens sein sollte.

Gegen neun Uhr abends überredete man sie noch einmal, eine Tasse warmen Tees zu nehmen, um sich ein wenig zu erwärmen. Sie trank den Tee, ward dann überaus matt, und schlummerte endlich ein.

Und als es beiläufig Mitternacht war, begann das gnadenreiche Walten himmlischer Kräfte. Ein paradiesisches Traumbild umgaukelte freundlich und mild den Geist der regungslos schlummernden Kranken. Da stand nicht weit von ihrer Lagerstatt Maria, die ruhmreiche Königin des Himmels. Unbeschreiblich herrliche Kleider, die mit dem frischgefallenen Schnee an Glanz und Schönheit wetteifern konnten, umgaben die königliche Gestalt, ein langer, weißer Schleier fiel in zierlichen Falten von ihrem schönen Haupte hernieder; die Fülle reicher Locken wallte unter dem Schleier hervor, zu beiden Seiten über die Schultern hinab. Überirdische Schönheit und herzgewinnende Freundlichkeit und Milde spiegelte sich in den lieblichen Zügen ihres Angesichtes.

So stand sie eine Weile. — Dann schwebte sie näher ans Bett der Kranken, neigte sich mit wohlwollendster Miene zu ihr hernieder und sprach mit himmlisch schöner Stimme die kurzen Worte: **„Deine Krankheit ist behoben!"**

O freudevolles Wort! Und dennoch, sollte man es für möglich halten: Die arme Kranke war an ihr schreckliches, andauerndes Leiden so sehr gewöhnt, daß sie bei sich selber dachte: „Ach, wie wäre denn dies möglich, daß ich jetzt auf einmal gesund sein könnte?" Und sie sah die holde Dame mit deutlich erkennbarem Mißtrauen an. Die erhabene Himmelsfürstin aber erkannte gar wohl den starken Zweifel in der Seele der Kranken und wollte ihn mildreich heilen; denn siehe da, sie nahm unter ihrem weißglänzenden Kleide, vorne aus den weiten Falten, ein Papier hervor, das ganz so zusammengefaltet und sogar versiegelt war wie ein Brief, den man zur Post gibt, und legte den Brief auf das Deckbett hin und sprach dabei die lieben Worte: **„Hier hast Du meine Versicherung!"** Da stutzte wohl die Kranke einen Augenblick und wußte nicht, was sie davon zu denken hätte; und sie getraute sich nicht, den merkwürdigen Brief anzufassen. Aber nach und nach bekam sie Mut, sah ein Weilchen genauer hin, dann streckte sie langsam ihre Hand darnach aus, nahm ihn in die Finger und betrachtete ihn aufmerksam. Und da sah sie denn, daß das, was ihr früher wie ein Siegel vorgekommen war, kein Siegel sei, sondern ein kleines rundes Mariahilfbildchen. — Nun hatte sie schon soviel Mut, den Brief auch umzudrehen, um ihn auf der andern Seite zu beschauen; und da fand sie einige Worte, die sie deutlich lesen konnte: **„Deine Mutter Mariahilf!"**

Der himmlische Brief hatte unterdessen ihr Interesse so sehr in Anspruch genommen, daß sie einige Augenblicke lang gar nicht mehr der glorwürdigen Frau, die neben ihr stand, gedachte. Plötzlich horchte sie auf: es war ihr gewesen, als hörte sie ein Geräusch wie das Knistern eines Seidenkleides, wenn eine vornehme Frau übers Zimmer schreitet; sie sah auf, da war die Muttergottes nicht mehr da.

Im nächsten Momente war die Kranke vollkommen wach. Das Traumbild war so natürlich, so lebensvoll gewesen, daß sie, kaum zum Bewußtsein ihres Erwachens gelangt, sofort nach dem himmlischen Briefe griff, der auf ihrer Decke liegen mußte: sie griff ins Leere, der Brief war verschwunden.

Aber gleichzeitig drängte sich ihr ein anderes, frohes Bewußtsein auf: Ich bin gesund, ich habe keine Schmerzen, ich fühle mich vollkommen wohl. Und sie rief mit halblauter Stimme den Namen ihrer Wärterin; die aber war auf dem Kanapee nahe beim Krankenbette eingeschlummert. Sie fuhr empor: „Was ist's?" Die Kranke drauf: „Ach, wie mir ist!" Die Wärterin: „Ist Dir so übel?" „Aber nein! Gesund bin ich!"

Da riß die Wärterin Augen und Mund auf. Die aber, die bisher krank war, begann ihren Bericht: „Hör' zu, was mir Wunderschönes geträumt hat." Und sie erzählte, was sie geschaut, was sie gehört. Und es horchte staunend und hingerissen vor Verwunderung die Wärterin.

Da sprach die Erzählerin munter: „Und jetzt muß ich versuchen, ob ich denn wirklich gesund bin." Und sie stieg allein und wohlgemut aus dem Bette. Wirklich, sie war vollkommen gesund! Das war eine Seligkeit, das war eine Freude; sie lachten und redeten und fragten und antworteten, bis endlich an der Türe jemand klopfte, die Nachbarin vom anstoßenden Kabinett: „Was habt ihr denn? Was ist denn geschehen?" Und nun gab es neuerliches Erzählen und neuerliche Freude und neuerlichen Jubel. Bis die ehemals Kranke des Erzählens müde sich anderer Dinge erinnerte: „Aber Leute, ich habe Hunger!" Über dieses sichere Anzeichen der Genesung erneuerte Freude. Und mitten in der Nacht bereitete man der Hungrigen eine wärmende, kräftige Suppe, die sie mit bestem Appetit zu sich nahm.

Und nun ging es ans Danken. Rosenkranz und lauretanische Litanei wurden in größter Andacht gebetet und diejenige, die vor einer Stunde noch hilflos und elend im Bette lag, kniete wacker an der Seite der beiden Freundinnen und betete aus ganzem Herzen ihr erstes Dankgebet.

Ans Schlafengehen dachte in dieser seligen Nacht keine mehr von den dreien; am allerwenigsten die Genesene. In süßen, traulichen Gesprächen verflossen die übrigen Stunden der Nacht. Dann wollte die glücklich Begnadete zur Kirche gehen, aber da fand sie Widerspruch: „Bist elf Wochen im Bette gelegen; bist die winterliche Temperatur nicht gewöhnt; da darfst Du heute nicht aus dem Zimmer; das hieße einfach: Gott versuchen!" Und sie folgte und blieb daheim. Aber schon am nächsten Tage machte sie von ihrer wiedererlangten Gesundheit ausgiebigen Gebrauch: Sie stellte sich an den Waschtrog und arbeitete flott und hurtig mit, wie eine, der niemals etwas fehlte. Und seit jener Nacht der Gesundung hat sich nicht die geringste Spur von Krankheit gezeigt: Die Muttergottes hat wieder ein vollkommenes Werk getan.

„Laß alles gut sein, und gehe Samstag zur heiligen Beichte!"

Franz Glaser, Militärurlauber und Weber in Jeramitz bei Reichenberg, 30 Jahre alt, beschreibt im 6. Heft

der Filippsdorfer Jahrbücher sehr ausführlich sein achtjähriges Leiden und dessen sonderbare Heilung. Wir selber bringen hier nur einen Auszug davon und kürzen insbesondere die Schilderung der verschiedenen Leidenszustände sehr erheblich ab.

Im Monate Oktober 1865 war es, da den damals 22jährigen Jüngling zum ersten Male die Krankheit überfiel: Hinter dem Webstuhle sitzend, mußte er plötzlich laut aufschreien und schrie eine Zeitlang fort, so daß ihn seine Eltern endlich zu Bette brachten. Nach zwei Tagen geschah dasselbe, doch schon ärger: Es war ihm, als ob sein ganzer Körper in Stücke gerissen würde. Anfangs Dezember begab er sich nach Reichenberg, um einen geschickten Arzt zu konsultieren. Der untersuchte ihn und sagte: „Ja, Sie sind krank, aber ich verstehe es noch nicht recht, was Ihnen fehlt."

Nun begann eine lange Leidenszeit für ihn, während welcher ihn diese fürchterlichen Krämpfe mit ihren unheimlichen Schreianfällen bald stärker, bald schwächer, bald länger, bald kürzer verfolgten. Im Jahre 1870 mußte er mehr als ein halbes Jahr ununterbrochen das Bett hüten. Oft mußten seine Eltern des Nachts aufstehen und den Ofen heizen, damit sie durch möglichst heiße Tücher seine Schmerzen ein wenig lindern könnten. Mit den heiligen Sterbesakramenten war er längst versehen worden, und mehr als einmal hatte seine Umgebung den Tag seines Todes schon vorausgesagt.

Rührend ist es, die Klagen des Kranken über die großen materiellen Auslagen zu hören. Bitter tat es ihm weh, daß ihn, den jungen Mann, die Eltern durch volle sechs Jahre aus ihren eigenen Mitteln erhalten mußten. Die 100 Gulden, die er sich kreuzerweise zusammengespart hatte, waren längst vermediziniert!

Da richtete er seine Hoffnung und sein Vertrauen auf den Himmel. Filippsdorf mit seinen Wundern lächelte ihm in seiner Leidensnacht wie ein milder Stern entgegen. Vertrauend ging er diesem Sternenlicht nach — einmal — zweimal — umsonst! Die beiden Pilgerfahrten von 1871 und 1872 waren erfolglos geblieben. Maria, die sonst so gute, milde, freigebige, schien sein demütiges Bittgebet nicht zu hören.

In den Monaten August und September 1873 hatte das Übel wieder mit gewaltigen Ausbrüchen eingesetzt. Da kam der 28. September. Die fromme Schwester des Kranken rüstete sich soeben zu erneuerter Pilgerfahrt zur heiligen Gnadenstätte Filippsdorf.

„Bruder, willst Du, daß ich Dir von Filippsdorf etwas mitbringe?"

„Ja, ja, bring' nur etwas!" und der Arme freute sich dann innig auf die Medikamente der Heiligen Mutter Maria. Und um den heiligen Medikamenten vorzuarbeiten, begann er seine neuntägige Andacht; aber er hatte nicht viel Glück damit, ja im Gegenteile, als die Schwester heimkehrte, ging's ihm so elend, daß er sich nun definitiv und entschieden auf sein Sterben vorbereitete.

Dann kam ein Samstag; es war der Samstag vor dem Rosenkranzfeste. Noch war die begonnene Novene nicht zu Ende. Und mitten in der Nacht, die so segensreich für den Armen werden sollte, packten ihn noch einmal der Krankheit wilde Kräfte mit schier dämonischer Wut. Es ließ ihm keine Ruhe mehr auf der Lagerstatt. Hinaus aus dem Bette! Und draußen ging nun ein Beten an, ein Rufen zu Gott, gleichsam ein Ringen mit den fürchterlichen Kräften der Krankheit. Und immer wieder gellten laute Rufe aus dem Munde des schwer Leidenden: „Sterben will ich! Sterben! Sterben! — —"

Bis fünf Uhr früh hielt er diese tobenden Anfälle aus, dann brach er jäh zusammen, bewußtlos hinstürzend auf den Boden des Gemaches. Voll Weh im Herzen nahmen die armen Eltern ihr krankes Kind und betteten es wieder auf die gewohnte Lagerstatt.

Da lag er nun wie leblos, wie von Sinnen. Und als eine Stunde vergangen war, es war etwa 6 Uhr morgens, da kehrte ihm das Bewußtsein langsam aufdämmernd zurück. Und das erste, was er vernahm, war eine süße, liebe Stimme in seinem Innern, die ihm deutlich zuflüsterte: **„Laß alles gut sein und gehe Samstag zu heiligen Beichte**, es wird alles wieder gut sein." — Und da er die Stimme vernommen, fühlte er sich plötzlich wie umgewandelt, wie neugeboren, ja volkommen gesund. — Ob das nicht die Stimme der Heiligen Mutter Maria war!



Filippsdorf, Altar der schmerzhaften Muttergottes.

Seit jener seligen Stunde — frühmorgens am Rosenkranzsonntage — war vorbei jeglicher Schmerz, das schwere Leid verflogen, die Mühsal für immer beendet. Und der Glückliche, den die Gebenedeite begnadet, war nun wie früher gesund und kräftig, keine noch so schwere Speise war ihm zu schlecht, und wie vor acht Jahren saß er froh am Webstuhle, froh, daß er nun wieder mit eigenen Händen sich seinen Unterhalt erwerben konnte. Und nicht lang hernach setzte er sich hin, nahm Papier und Feder und schrieb, seiner großen Retterin zur Ehr', alles nieder, was er erlebt, und wünschte dabei, daß es recht viele Menschen erfahren möchten, was Gottes Güte an ihm getan.

„Mutter, ich kann laufen!“

Am 16. März des Jahres 1873 wandten sich sehr betrübte Eltern brieflich an H. H. Storch, daß er dahin wirke, daß die damals noch lebende Magdalena Kade sich geistigerweise einer neuntägigen Andacht anschließen wolle, die sie, von obbezeichnetem Tage beginnend, für ihr krankes Söhnlein halten wollten.

Das Kind war auf einem Fuße gelähmt und hatte überdies schrecklichste Krämpfe durchzumachen, die ihm die Sprache raubten. Ärztliche Hilfe hatte versagt.

Während dieser Novene wurden die Eltern noch auf eine harte Probe gestellt. Schien es doch, daß all die fürchterlichen Zustände und Krampfanfälle sich nur verstärkt und verdoppelt hätten. Am neunten Tage der Andacht, also am 24. März, stellte sich wieder solch ein Zustand ein. Man begann aus einem Gebetbuche für den Kranken zu beten. Er aber deutete auf den Rosenkranz. Kaum waren einige Ave vorüber, so schwand der Krampf, sein Mund öffnete sich zum rechten Reden und mit allen andern betete er das Gebet, das er selber verlangt. Von dieser Stunde an kamen die Krämpfe niemals wieder. Aber noch war der Knabe gelähmt wie ehedem.

Da kam der nächste Tag, der Tag der Verkündigung Mariens, der 25. März. Alle erwachsenen Familienmitglieder naheten sich dem Tische des Herrn; man opferte die heilige Kommunion für den Kranken auf.

Da kam die Mutter heim, es war halb 9 Uhr. Welche Überraschung wartete ihrer! Kaum betrat sie das Zimmer, so warf der bisher Gelähmte seine Decken weg, sprang vom Bette, lief ihr entgegen und jubelte kindlich froh: „Mutter, ich kann laufen, jetzt bin ich gesund!“

Rasch war die Wundertat Mariens im Orte bekannt und man beeilte sich, auch den Herrn Doktor davon zu verständigen. Der kam und sah den munteren Knaben froh und lustig hüpfen und springen und sagte ernst und ergriffen die Worte: „Das hat Gott getan!“

Die gesamte Familie aber dankte dem Herrn für solche Gnade. Der 25. März wird stets als hoher Feiertag daselbst betrachtet; erinnert er ja doch an ein wunderbares Ereignis, das niemals aus dem Gedächtnisse entschwinden wird.

„Ferdinand, warte! Gott wird Dir schon helfen!“

In Nummer 82 der „Ratibor-Leobschützer Zeitung“ vom Jahre 1875 war folgende Notiz zu lesen:

In einer früheren Nummer unserer Zeitung gedachten wir einer Pilgerreise nach dem bekannten Filippsdorf, und versprachen seinerzeit einen kleinen Nachtrag darüber zu bringen. Jüngsthin hatten wir nun Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß der betreffende Herr, der in Begleitung seiner Ehefrau vor etlichen Wochen die Reise nach dem genannten Gnadenorte unternommen, sich nunmehr ganz wohl und munter befindet, während er früher nur vegetierte, hinsiechte und infolge langjähriger Kränklichkeit sich endlich veranlaßt sah, seine Stelle als Postbeamter zu quittieren und sich ganz — aufs Krankenlager zurückzuziehen. Einem Freunde, der ihm vor wenigen Tagen begegnete und ihn fragte, wie ihm die Reise bekommen sei und ob er sich jetzt kräftiger fühle, entgegnete er mit ungewohnter Heiterkeit, daß er ihm dies sofort ad oculos demonstrieren könne, wenn es ihm beliebte und er sich entschließen wolle, mit ihm zu raufen.

Diese Zeitungsnotiz beweist zur Genüge, daß die Heilung, von der wir nun berichten wollen, ziemliches Aufsehen erregt habe. Tatsächlich kannte sowohl die Geistlichkeit als auch ein Großteil der Bewohner diesen ehemals kranken Herrn, von dem man wußte, daß er schon viele Aerzte konsultiert hatte, aber von ihnen allen aufgegeben worden war.

Wir finden über diesen Fall im 7. Heft der Filippsdorfer Broschüren einen ausführlichen Bericht, den der Geheilte selbst verfaßt und dessen Wahrheit er jederzeit eidlich zu bekräftigen bereit wäre. Nach diesem Berichte bringen wir hier den Lesern einen verkürzten Auszug.

Ferdinand Morawetz, aus Nassiedl, im Leobschützer Kreise, Regierungsbezirk Oppeln in Preußisch-Schlesien, 52 Jahre alt, seit elf Jahren königlicher Postbeamter, kränkelte seit dem Jahre 1871 durch zwei Jahre, bis er endlich im Jahre 1873 bettlägerig wurde. Die Krankheit bestand in einem chronischen Leberleiden, verbunden mit Magen- und Verdauungsschwächen. Das Übel erreichte dann nach weiteren zwei Jahren den Höhepunkt, so daß er im Jahre 1875 so ziemlich von allen aufgegeben war.

Den Postdienst hatte er kündigen, sein Haus verkaufen müssen; der nahende Tod schien diesem menschlichen Skelette nur ein ersehnter Erlöser zu sein.

Im Februar des Jahres 1875 kam dem Kranken die Idee, sich nach Filippsdorf zu wenden, um dort bei der barmherzigen Mutter die Gesundheit zu erbitten. So ließ er sich denn Leinwand von dort kommen, die an der Erscheinungsstelle berührt war, und dazu einige Bildchen und begann mit innigster Herzensfreude und größtem Vertrauen, vereint mit seiner frommen Gattin eine neuntägige Andacht. Doch blieb auch dieses Beten vorläufig ohne jedweden Erfolg — der Herr wollte wohl die Geduld und Ergebung seines kranken Jüngers auf die Probe stellen. Tatsächlich bestand dieser die Prüfung und ergab sich in vollkommenster Ruhe in den heiligsten Willen des allweisen Gottes.

Vier Monate waren seit dieser Novene dahingegangen, die Krankheit war geblieben wie früher. Da kam der 14. Juli 1875. Es war des Morgens. Der Schwerkranke war in einen leichten Schlummer gesunken. Da zeigte sich ihm ein wunderliebes Traumbild. Er sah sich plötzlich in einer Stube, die er bisher niemals gesehen hatte; die Stube sah aus wie eine Kapelle. Es befand sich ein Altar daselbst und daneben viele Bilder, die die Gottesmutter darstellten. Und plötzlich erschien ihm eine lebendige Frau in der Stube, die er sofort als die allerheiligste Jungfrau erkannte, und sprach zu ihm die trostvollen Worte: **„Ferdinand warte, Gott wird Dir schon helfen!“** — Darauf verschwand die Frau und das Zimmer, und der Kranke erwachte von seinem Schlafe. Er war über den Traum hocherfreut und sah ihn als eine ihm wirklich von Gott zugeschickte Botschaft an, durch die ihm verkündet wurde, daß er endlich doch seine Gesundheit zurückerhalten werde, wenn dies auch nicht sofort eintreffen sollte, sondern erst nach einer gewissen geduldig hingebrachten Wartezeit. Aber noch eine andere Folge hatte der Traum: Der Leidende nahm sich vor, sobald es nur halbwegs möglich sein sollte, alsogleich eine Bittwallfahrt nach Filippsdorf zu unternehmen.

Wirklich begann sich sein leidensvoller Zustand langsam zu bessern, so daß er nach 2½ Monaten in Begleitung seiner Frau die große lange Reise nach Filippsdorf anzutreten wagte. Und welche Überraschung sollte ihm da nach langer, überaus mühseliger Fahrt zuteil werden: er fand in Filippsdorf in der vielbesuchten Betstube jenes Zimmer wieder, das er in den Morgenstunden des 14. Juli im Traume geschaut hatte! Da wurde denn begreiflicherweise seine Zuversicht, seine freudige Hoffnung nur um so größer.

Volle neun Tage blieb er nun am Gnadenorte, um dort eine vollständige, ungekürzte Novene zu halten. Es war keine plötzliche Besserung, die ihm dadurch zuteil ward, aber

ein merkliches, unaufhaltsames Vorwärtsschreiten der begonnenen Genesung. Er war wenigstens soweit, daß er täglich die Andachtsübungen in der Betkapelle mitmachen konnte. Endlich nach zehn Tagen brach er mit dankerfülltem Herzen auf und begann die Heimreise.

Wohl war er noch leidend, als er zurückkam, aber die Besserung nahm rasch zu. Seit seiner Heimkehr verspürte er keine bedeutenden Schmerzen mehr, konnte alle, auch schwer verdauliche Speisen zu sich nehmen, brauchte keinerlei Medikamente und ärzliche Hilfe mehr. In kürzester Zeit war er vollkommen gesund. Er sowohl als seine Frau schreiben diese Heilung nur der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria zu.

Der Traum der Klosterfrau.

In der tirolischen Landeshauptstadt Innsbruck trug es sich im Jahre 1876 zu, daß die beiden Kinderlein der Familie **Weller** schwer erkrankten. Das ältere von ihnen, ein Knabe namens **Alois,** der damals etwa im sechsten Lebensjahre stand, hatte durch volle vier Monate mancherlei zu leiden, da Bräune, Keuchhusten und Entzündung des Mundes ihn quälten. Wohl hatte sich der Doktor alle erdenkliche Mühe gegeben, das junge Leben zu retten, doch umsonst schien seine ärztliche Kunst, und seine Ohnmacht erkennend, erklärte er, daß hier wohl nichts mehr nütze.

Auch Klein-**Marianchen,** des kranken Bruders schwer erkranktes Schwesterlein, ein zartes Kind von zwei und einem halben Jahr, schien hoffnungslos verloren und lag an Frieseln schwer erkrankt darnieder; auch sie war gleich ihrem Brüderlein vom Arzte aufgegeben.

Die beiden kranken Kinder hatten eine fromme Tante, die, dem Herrn geweiht, als Ordensfrau im Kloster der Dominikanerinnen ihre Tage verlebte. In des Klosters stille Zelle war von dem schweren Leiden ihrer beiden kleinen Verwandten bisher keine Kunde gelangt. Wohl hatte sie Nachricht von der Erkrankung, aber keine Ahnung von dem Ernst der Lage.

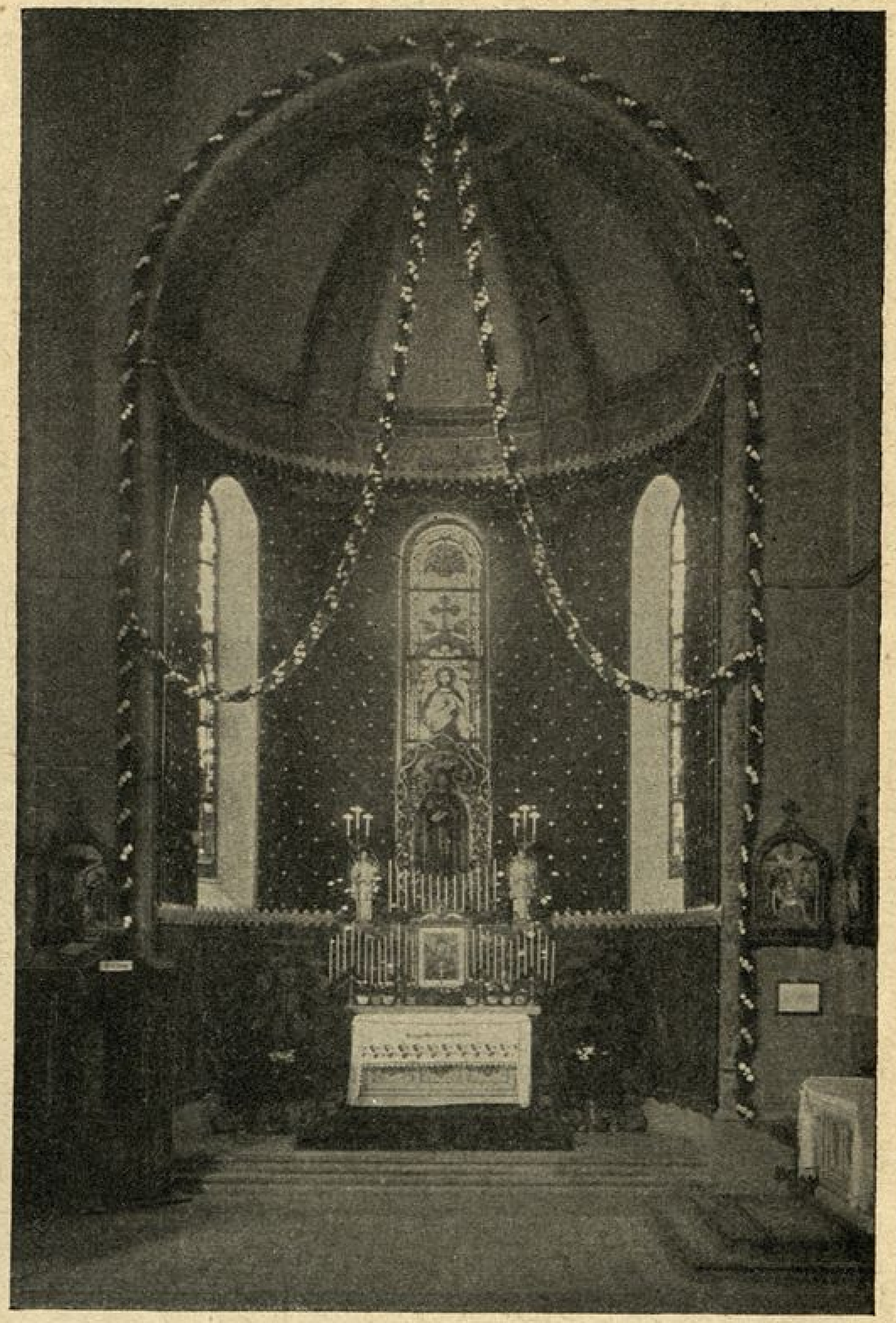
Da träumte ihr, der gottgeweihten Jungfrau, es wären zwei Kinder am Sterben und irgend jemand spräche zu ihr, der Klosterfrau: „Legen Sie den kranken Kindern ein Stückchen Leinwand auf, die man in Filippsdorf an der Stätte der Erscheinung angerührt hat.“ — Die Träumerin erwachte, legte jedoch dem unerklärlichen Traume gar keine Bedeutung bei. Da traf an demselben Tage ein schmerzvoller Brief ihrer besorgten Schwester ein, in dem sie traurig klagte, daß ihre beiden Kinder wohl Opfer des Todes wären. — Nun war der Traum erklärt.

Rasch sandte die Ordensfrau Filippsdorfer Leinen, das sie glücklicherweise im Besitze hatte, nach Innsbruck und schrieb dazu, was ihr geträumt. Schnell befolgte die Mutter den Rat und schnell trat auch der erwünschte Erfolg ein: die beiden Kleinen wurden von selbiger Stunde an besser; nun gab es keine Klage der kleinen Patienten mehr, kein Weinen, keine Ungeduld; und in kürzester Frist waren beide vollkommen gesund.

„Leg' dir das Bildchen auf, so wirst du gesund!“

Im Jahre 1874 war es, daß sich im preußischen Ermelande eine gnadenreiche Heilung an einem Dienstmädchen vollzog, die im bischöflichen Hause bedienstet war. **Katharina Thamm,** so hieß die Begnadete, war schon seit zwei Jahren ziemlich leidend gewesen, obwohl sie während dieser Zeit nicht immer bettlägerig war. Schließlich verschlimmerte sich das Übel durch Hinzutreten eines schmerzvollen Rückenmarkleidens derart, daß man die Patientin notgedrungen in ein Spital zu Barmherzigen Schwestern bringen mußte. Noch bevor sie dorthin gekommen war, hatte ihr eine fromme Person ein Bildchen von Filippsdorf geschenkt, das für die Kranke von großer Bedeutung werden sollte. Wohl verhielt sich das Mädchen etwas zurückhaltend betreffs der Hoffnungen, die sie auf die Gnadenhilfe Unserer Lieben Frau zu setzen wagte, aber dieser Zweifel entsprang nicht etwa einem mangelnden Glauben, sondern dem demütigen Gefühle der eigenen Unwürdigkeit.

So kam der 13. Oktober des Jahres 1874. Schwerleidend lag die Kranke in ihrem Bette. Es mochte gegen



Filippsdorf, Altar des hl. Clemens M. Hofbauer.

11 Uhr vormittags sein. Da begannen geheimnisvolle Mächte ihre Seelenkräfte zu beeinflussen und führten ihr wundersame Bilder vor das Geistesauge. Es war ihr nämlich zumute, als sei sie plötzlich in einem herrlichen Garten; — vor ihr stand eine Frauengestalt, von der sie wußte, daß es die hochgebenedeite Jungfrau Maria sei. Und die himmlische Gestalt begann mit größter Freundlichkeit zur Kranken zu sprechen: **„Leg' auf das Bild, das du bekommen hast, dann wirst du gesund!“**

Da trat soeben die Oberin des Krankenhauses ins Zimmer, und mit einem Schlage war das Traumbild verschwunden. Die Kranke, jetzt wieder bei vollem Bewußtsein, und sich des soeben erhaltenen Auftrages wohl erinnernd, wagte es trotzdem nicht davon zu sprechen: „Es ist ja nichts! Es hat nichts zu bedeuten!“ so sprach sie zu sich selber.

Die Oberin ging, und abermals zeigte sich das rätselhafte Bild; aber diesmal war es nicht mehr ein Blick gewinnender, ungetrübter Freundlichkeit im Antlitze der hohen Himmelsfrau, sondern vielmehr ein Zug des leisen Schmerzes und der Trauer. Der Anblick dieser Traurigkeit griff tief ins Herz der Kranken, denn sie vermeinte, durch ihren eigenen Ungehorsam Ursache dieser Traurigkeit geworden zu sein. Und alsogleich nahm sie sich vor, bei allernächster Gelegenheit um die Auflegung des Bildchens zu ersuchen.

Doch verging eine geraume Zeit, ehe wieder jemand ins Krankenzimmer trat. Endlich gegen 1 Uhr kam die Oberin abermals. Und sofort trug ihr die Kranke ihr Anliegen vor und bat, man möge ihr das Filippsdorfer Bildchen, das in ihrem Gebetbuche liege, herbeibringen und es ihr auf den kranken Körper legen. Gerne ward der Wunsch erfüllt, das Bild gebracht und aufgelegt. Die Folge war eine sonderbare: augenblicklich fühlte sich die Patientin überaus leicht und vermeinte, vollkommen gesund zu sein. — Sofort richtete sie sich im Bette auf, verlangte zu essen (was seit acht Tagen gänzlich unterblieben war, denn ihr Mund war wie verfaultes Fleisch gewesen) und nur, weil ihre Umgebung es nicht zulassen wollte, daß sie sogleich aufstünde, blieb sie noch einige Stunden im Bette liegen. Sie trat dann sehr bald wieder ihren früheren Dienstposten an.

Zum Danke für diese augenscheinliche Hilfe in schwerem Leiden benützte sie fortan jede freie Zeit, um für die Filippsdorfer Kirche eine schöne Altardecke zu sticken. Zwei und ein halbes Jahr widmete sie dieser äußerst mühevollen Prachtarbeit und freute sich endlich vom Herzen, der gütigen Gnadenmutter dieses Weihegeschenk als Zeichen kindlicher Dankbarkeit überbringen zu dürfen.

Das Licht verschwand — aber mit dem Lichte auch die Krankheit. Auf seiner Zunge, die bisher ganz vertrocknet und wie ausgebrannt gewesen war, wurde es feucht, die Fieberhitze hörte auf, völliges Wohlbefinden trat an ihre Stelle. Der Kranke konnte sich sofort leicht im Bette aufrichten, er fühlte selber seinen Puls, der ging wie normal, kurz, es war eine gänzliche, momentane Umgestaltung in seinem Organismus vorgegangen.

Das Interessante an diesem Vorkommnis ist noch der Umstand, daß der Kranke tatsächlich früher das genaue Datum der ersten Heilung zu Filippsdorf nicht wußte. Er hatte wohl von Filippsdorf manches vernommen, aber daß die Heilung am 12. Jänner vorgefallen sei, das war ihm unbekannt. Nachträglich stellte es sich heraus, daß diese seine innere Stimme mit den Tatsachen insoferne nicht stimmte, da ja das Datum der ersten Filippsdorfer Heilung der **13.**, nicht aber der **12.** Jänner gewesen. Doch ist es eine in der Kirche allgemein verbreitete Sitte, daß jedes Fest schon mit der Vesper (Abend) beginnt (denken wir hier an den Heiligen Abend und an die Auferstehungsfeier). Kirchlich also hatte damals um 6 Uhr abends bereits der 13. Jänner begonnen und die Priester hatten schon die Gebete von diesem Tage zu verrichten gehabt.

Zum Schlusse dieses Berichtes erwähnen wir, daß dieser am 12. Jänner noch an schwerem Nervenfieber darniederliegende Herr schon zwei Tage hernach, am 14. Jänner, die Reise nach Wien antrat, wobei er vier Tage und vier Nächte im Waggon zubrachte. Der Geheilte hat seit jener Zeit jedem gegenüber offen und freimütig der Wahrheit Zeugnis gegeben und hat bei jeder Gelegenheit den übernatürlichen Charakter dieser seiner Heilung verteidigt.

Heute ist der Jahrestag der ersten Heilung zu Filippsdorf.

Weit entfernt von der österreichischen Heimat lag im Winter des Jahres 1878 in Rumänien ein höherer Bahnbeamter schwer krank darnieder; er war an Typhus erkrankt.

Wir übergehen hier die lange und ausführliche Krankengeschichte und wenden uns alsogleich zur Erzählung der überaus interessanten Begleitumstände, unter denen seine plötzliche Heilung stattfand.

Es war am 12. Jänner des genannten Jahres, als der Patient gegen Abend abermals, wie schon öfters, sich im vertrauensvollen Gebete an die Himmelskönigin wandte, auf daß sie ihn nicht verlasse und seine Krankheit behebe. Fortwährend hustend erhob er sich dann mühselig ein wenig im Bette und begann mit dem verstreuten Kleingelde, das er auf seinem Nachtkästchen liegen hatte, gleichsam spielend einen Rosenkranz zusammenzulegen, je zehn Kupfermünzen hintereinander. Gleichzeitig begann er im Geiste den Rosenkranz wirklich zu beten.

Mit vieler Mühe und Anstrengung kam er hiemit zu Ende. Zum Abschlusse seines Gebetes rief er dann, so laut er konnte, dreimal die Worte: „Maria, Heil der Kranken, hilf mir!“

Es war damals 6 Uhr abends, also völlige Finsternis; auf dem Tische im Krankenzimmer brannte eine einzige gewöhnliche Kerze.

Kaum hatte der Kranke jene dritte Anrufung ausgestoßen, als es um ihn herum auf eine Zeitlang taghell wurde und mächtiges Licht die Stube durchflutete; gleichzeitig sagte ihm im Innern irgend eine Stimme ganz deutlich: „Heute ist der Jahrestag der ersten Heilung in Filippsdorf.“

„Die Muttergottes hat mir gesagt, ich werde jetzt immer wohl sein!“

In einer gräflichen Familie zu Prag litt im Jahre 1878 ein Knabe an schmerzlichem Ohrenflusse. Die besorgte Mutter ließ, da andere Mittel nichts gefruchtet hatten, Watte von Filippsdorf kommen, die auf der Erscheinungsstelle gelegen war, und bediente sich dieser Watte dazu, um ihrem Söhnlein damit über Nacht das Ohr zu verstopfen.

Als der Morgen kam und man den Patienten untersuchte, zeigte sich die Watte vollkommen trocken, ein Zeichen, daß der Ohrenfluß aufgehört hatte. Zugleich sagte das Kind freudig: „Mama, ich hatte in dieser Nacht keine Schmerzen mehr, weil mir die Muttergottes gesagt hat, daß ich jetzt immer wohl sein werde!“

Das Kind war und blieb vollkommen gesund und erlitt späterhin nie mehr einen Rückfall. Nachdem die Mutter längere Zeit hindurch ihren Liebling beobachtet und sich von der unwiderleglichen Wahrheit und Beständigkeit dieser merkwürdigen Genesung überzeugt hatte, berichtete sie den Vorfall nach Filippsdorf, damit er zur größeren Ehre Mariens der Öffentlichkeit übergeben werde.

„Christus ist erstanden! Alleluja!“

Wilhelm Seidel, ein 17jähriger Jüngling aus Friedland in Böhmen, bekam zu Anfang des Jahres 1876 in der Achselhöhle unter dem rechten Arme eine eiternde Beule von bedeutender Größe. Durch volle 15 Wochen war er infolge dieses Übels an das Bett gekettet. Da die Brust auf der einen Seite stark angeschwollen war, konnte er überhaupt nur auf der linken Seite liegen. Zwei Doktoren der Medizin behandelten ihn gemeinschaftlich, besuchten ihn mehr als vierzigmal, wendeten allerlei Gegenmittel an — doch schien

alles dies vergebliche Mühe zu sein. Der junge Patient litt große Schmerzen, aß nichts und trank nur darum ein wenig, um seine große Fieberglühhitze abzukühlen.

Am Charsamstag, um 10 Uhr vormittags, brachte ihm ein Priester die letzte Wegzehrung und gab ihm die letzte Ölung. Dabei versuchte er es, die verglimmende Hoffnung des Sterbekandidaten nochmals anzufachen, indem er ihn auf die mächtige Helferin in Filippsdorf verwies. Diese Worte des Priesters weckten im Herzen des Kranken lebhaften Widerhall und alsogleich machte er in seinem Innern das Gelöbnis, im Falle der Genesung zum Danke nach Filippsdorf zu pilgern.

Der Abend kam. In der Kirche sammelten sich die Gläubigen zur festlichen Auferstehungsprozession. Auf seinem Lager lag schwerkrank und schmerzgequält der junge Kranke daheim. Da griff ihm der Auferstehungsgedanke mächtig in die Seele, so daß er plötzlich, seine Schwäche überwindend, laut das Kirchenlied zu singen begann:

„Der Heiland ist erstanden,
Befreit von Todesbanden,
Der als ein wahres Osterlamm
Den Tod für uns zu leiden kam. Alleluja!"

Der Kranke wußte nicht, daß er seinen eigenen Siegesgesang angestimmt hatte. Denn siehe da, er sank in tiefen, gesunden Schlaf, aus dem er erst am nächsten Tage, am Ostersonntag-Morgen frisch und fröhlich erwachte. Verschwunden war jegliche Krankheit. Ein Wonnegefühl durchströmte den tagsvorher zum Tode kranken Leib, die Wunde war verheilt, der Eiterfluß versiegt, Hunger und Durst hatte sich eingestellt. Alsogleich verließ er sein Lager, lobte und pries den mächtigen Herrn und Maria, die gütige Mutter. Und im Verein mit ihm priesen und lobten den Herrn alle Nachbarn und alle Bekannten. Bald darauf machte er sich auf, um das zu erfüllen, was er in der Zeit arger Not gelobt: seinen tiefgefühlten Dank der hohen Gnadenmutter persönlich abzustatten an dem Throne ihres Erbarmens, — und dieser Thron, er nennt sich: Filippsdorf.

Der Traum der alten Protestantin.

Eine siebzigjährige Greisin, die ihr Leben lang dem Protestantismus angehört hatte, und damals in einem sächsischen Dorfe unweit der Stadt Zittau wohnte, lag an Gicht erkrankt 1½ Jahre zu Bette. Da war es ihr im Traume, als ob ihr irgend jemand den Rat erteilte, sie möge sich doch zur Muttergottes nach Filippsdorf wenden, dort würde ihr geholfen werden.

Sie tat dies wirklich, betete recht vertrauensvoll um die Gnadenvermittlung der Himmelskönigin, verwendete auch Wasser, das auf der Erscheinungsstelle zu Filippsdorf gestanden war, und wurde kurz nachher sonderbar rasch vollkommen gesund. Die Tochter der Begnadeten pilgerte anstatt ihrer Mutter an die Gnadenstätte, um dort ihre Danksagung zu verrichten und den Heilungsfall bekanntzugeben. Es war dies im Jahre 1881.

Ein Kirchenbau zum Danke für eine Heilung.

Gegen Ende des Jahres 1883 langte in Filippsdorf ein Brief der **Gräfin Zichy** aus einem Orte in der Nähe von Debreczin ein, der folgendes besagte: Da meine einzige Tochter durch Anrufung der Muttergottes von Filippsdorf aus schwerer Krankheit errettet wurde, so ließ mein Mann die katholische Kirche hier aufbauen, und wünscht für den neuen Altar eine Statue der Muttergottes von Filippsdorf, womöglich aus dauerhafter Masse, mit weißer Ölfarbe gestrichen, mit vergoldeter Krone und goldenem Saume des Gewandes, um auch hierorts die Verehrung Mariens als des Heiles der Kranken zu befördern.

Von Filippsdorf nach Debreczin ist wohl eine weite Strecke! — Wir freuen uns herzlich, daß der Arm Mariens nicht verkürzt ist, wenn es sich darum handelt, weitentfernte Menschen mit ihrer Gnade heimzusuchen, und daß überall, wo man ihre Vermittlung anruft, auch ihre Hilfe gegenwärtig ist.

Morgen um sieben Uhr erhalte ich mein Augenlicht wieder.

Im November des Jahres 1883 erkrankte ein kleines, zehnjähriges Bauernmädchen, **Ottilie Weizendorfer** aus Bruche, an Starrkrämpfen. Eine Folgeerscheinung dieses Übels war auch der Verlust des Augenlichtes, so daß die Patientin schon durch 14 Wochen des Sehvermögens gänzlich beraubt war. Die verschiedenen ärztlichen Mittel hatten den erwünschten Erfolg nicht gebracht und so wendeten sich Eltern und Kind recht fromm und innig an Unsere Liebe Frau, und verehrten sie insbesondere als Heil der Kranken von Filippsdorf.

Da sprach eines Abends ohne irgend einen besonderen Anlaß und ganz unvermittelt die Kleine: „Morgen um sieben Uhr erhalte ich mein Augenlicht wieder; die Muttergottes wird mir helfen!" Die Vorhersage ging zur allergrößten Freude der Eltern pünktlich in Erfüllung.



Filippsdorf, Statue des hl. Clemens M. Hofbauer.

Am 15. September 1884 unternahm das Kind mit mehreren Verwandten eine Dankwallfahrt zur Gnadenstätte.

Die Muttergottes selber gesehen!

In Pilnikau, unweit von Trautenau, lebte im Jahre 1885 die noch junge Gattin eines Schneidermeisters, namens **Johann Fetter.** Die Frau war im Jahre 1859 geboren, stand also damals im 26. Lebensjahre. Bis dahin allezeit frisch und gesund, verspürte sie plötzlich am Tage Mariä Lichtmeß des genannten Jahres ein Frösteln und ein bedeutendes Unwohlsein, so daß sie alsbald gezwungen war, sich zu Bette zu legen. Bald war eine Lungen- und Rippenfellentzündung, noch verschärft durch einen begleitenden Magenkatarrh, in vollster Entwicklung.

Rasch verfielen die Kräfte der Patientin und die einst so blühende Frau ward zum erbarmungswürdigen Bilde des Jammers und des Elends. Wohl bemühte sich menschliche Kunst mit aller Hingebung und Treue um sie und ihr gefährdetes Leben, wohl wurde sie vom gewissenhaften Arzte zeitweise zwei- und dreimal täglich besucht, wohl wurde auch ein fremder Arzt aus der Stadt Trautenau herbeigeholt und konsultiert — aber dem gewaltsam vordrängenden Übel Einhalt zu bieten stand diesmal nicht in der Gewalt der Mediziner.

Ja im Gegenteile, der behandelnde Arzt hatte bereits achselzuckend und mitleidig seine Meinung dahin abgegeben, daß in diesem Falle jegliche Hilfe auf die Erhaltung des jungen Lebens als geschwunden betrachtet werden müsse.

Die Kranke war eine gottergebene Person. Sie fügte sich in den Willen des Allerhöchsten und dachte bei sich selber: dem Willen Gottes muß man sich ergeben im Leben und im Sterben! Und mit schwacher Stimme bat sie ihre Angehörigen: „Rufet mir den Priester und bereitet alles vor, damit ich die heiligen Sterbesakramente empfangen könne." Da rangen wohl wie verzweifelnd ihre vier Kinder die Hände und weinten gar sehr und wollten die liebe Mutter mit Gewalt bei sich behalten. Aber die fromme Frau blieb stark in christlicher Gottergebenheit. Vielleicht gerade wegen dieser heroischen Unterwerfung in den Willen Gottes trat das Außerordentliche, das Unerhörte ein.

Während nämlich bereits alle menschliche Hoffnung geschwunden und auch der leiseste Schimmer von möglicher Wiedergenesung verblaßt war, und während die Sterbenskranke ruhig und gefaßt dalag, bereit, die Schwelle des Todes zu überschreiten — — — da stand vor ihr, sie wußte nicht woher, eine fremde Frau in herrlichem Glanze. Himmlische Majestät umleuchtete sie. Ruhig, bewegungslos, wortlos stand sie da; nicht eine einzige Silbe kam über ihre holdseligen Lippen. Aber ihre Augen waren auf die arme, hilflose Frau gerichtet und sprachen zu ihr in jener stummen, unhörbaren Sprache, die jegliches Herz dennoch so wohl versteht: in der Sprache der Liebe. Es war die Mutter der Barmherzigkeit, die jetzt soeben diesem armen Menschenkinde die Worte des Liedes zur Wahrheit machte:

„Wende, o wende voll heiliger Ruh'
Deine barmherzigen Augen uns zu!"

Das Herz der Kranken schwelgte in Jubel und Wonne ob des unbeschreiblich schönen Anblickes. Und in ihrem Innern ward es licht und unbezweifelt klar: Es ist Maria, die jetzo vor mir steht!

Und es ward der Kranken Zeit gegeben, ihre Wünsche und Anliegen vorzubringen. Nicht mit den Lippen, sondern mehr im Herzen stammelte sie ihr glühendes Gebet: O du gütige Mutter, siehe, was soll denn jetzt aus meinen vier Kindern werden, wenn ich nun von dieser Welt scheiden muß? O du liebe Muttergottes, sende du mir Hilfe und Trost von dem Sitze deiner Gnade, von Filippsdorf! Erbitte mir, du Mächtige, noch einmal von Gott das irdische Leben! Wohl bin ich jetzt elend und arm, aber ich gelobe dir, Heilige: wenn ich wieder gerettet werde, so will ich noch im heurigen Jahre zu deinem Gnadenthrone pilgern und dich mit aller Inbrunst und Dankbarkeit des Herzens loben und preisen."

Das Gebet war verklungen; die holdselige Erscheinung schwand — und der Tod, schon bereit sein Opfer zu holen, hielt ein im tödlichen Streiche, ließ sinken seine Todessense und verließ für diesmal unverrichteter Dinge die Schwelle des begnadeten Hauses.

Das Leben kehrte zurück; in raschem Fluge begann die Rekonvaleszenz, daß alle, die es sahen, die Ärzte mitinbegriffen, voll des Staunens waren.

Es war ein schönes Gnadenwerk der mächtigen Frau, ein Gnadenwerk für eine Menschenseele, deren kostbarster Diamant die seltene Tugend war: unbedingte Ergebung in den Willen des Herrn, und zwar Ergebung auch in der schwierigsten, opferreichsten Lebenslage.

Du aber, Leser, geh' hin, und tue desgleichen!

Von einem protestantischem Pastor als Wunder erklärt.

Der folgende Fall ist ganz vorzüglich beglaubigt. Nicht nur daß als schriftliches Dokument der ausführliche Bericht des Ehegatten der Geheilten vorliegt, sondern es ist dieser Fall auch von einem protestantischen Pastor als Wunder Gottes anerkannt worden. Übrigens hat auch der betreffende Ortsseelsorger in einem amtlichen Zeugnisse die Wahrheit dieser Tatsachen bescheinigt und gelegentlich der Visitation auch den Bischof (den apostolischen Vikar von Sachsen) darauf aufmerksam gemacht, der seinerseits erklärte, daß dieser Fall wohl verdiene in der Öffentlichkeit bekannt gemacht zu werden.

Der Vorfall datiert aus dem Jahre 1885.

Die Person, um die es sich handelt, ist die Ehegattin des Ignaz **Schönfelder,** Hausbesitzer und Webermeister in Königshain bei Ostritz in Sachsen.

Die Frau, etwas ängstlicher Natur, war kurz hintereinander zweimal einem großen Schrecken ausgesetzt gewesen; zum ersten Male ward ihr, als sie abwesend war, mitgeteilt, daß ihr Haus in Flammen stehe, dann ward sie von einem Hunde angefallen. Die Folge davon war eine Art von partiellem Nervenchok, der sich in einem ungemein heftigen und unabläßig andauernden Schütteln des rechten Armes offenbarte. Diese Zuckungen waren abstoßend und schreckenerregend anzusehen und hörten nur dann auf, wenn die Kranke des Nachts in tiefen Schlaf gefallen war; begannen aber sofort beim ersten Erwachen wieder, um mit ungeschwächter Kraft den ganzen Tag anzuhalten.

Zwei Ärzte bemühten sich viele Wochen lang, dem Übel Einhalt zu tun. Schließlich mußten sie eingestehen, daß ihre Kunst am Ende angelangt sei. Das schreckliche Herumschlagen des Armes dauerte nach wie vor ungemindert fort.

Also — Filippsdorf! — — —

Am 9. Oktober 1885 ging die Frau in Begleitung mehrerer Personen an den Gnadenort. Sie hatte schon früher häufig zu Unserer Lieben Frau ihre Zuflucht genommen und konnte von manchen erhörten Gebeten erzählen. Diesmal schien es anders werden zu wollen. Ihr krankhafter Zustand steigerte sich während der Reise derart, daß sich viele Leute vor ihr fürchteten. Vergeblich schien ihr Flehen gewesen zu sein. Ungeheilt trat sie den Rückweg wieder an.

Aber was geschah? Auf dem Heimwege, schon ganz nahe ihrem Heimatsorte, hörte plötzlich das Zucken des Armes auf, um nie mehr wieder zu erscheinen.

Das Gebet war erhört. —

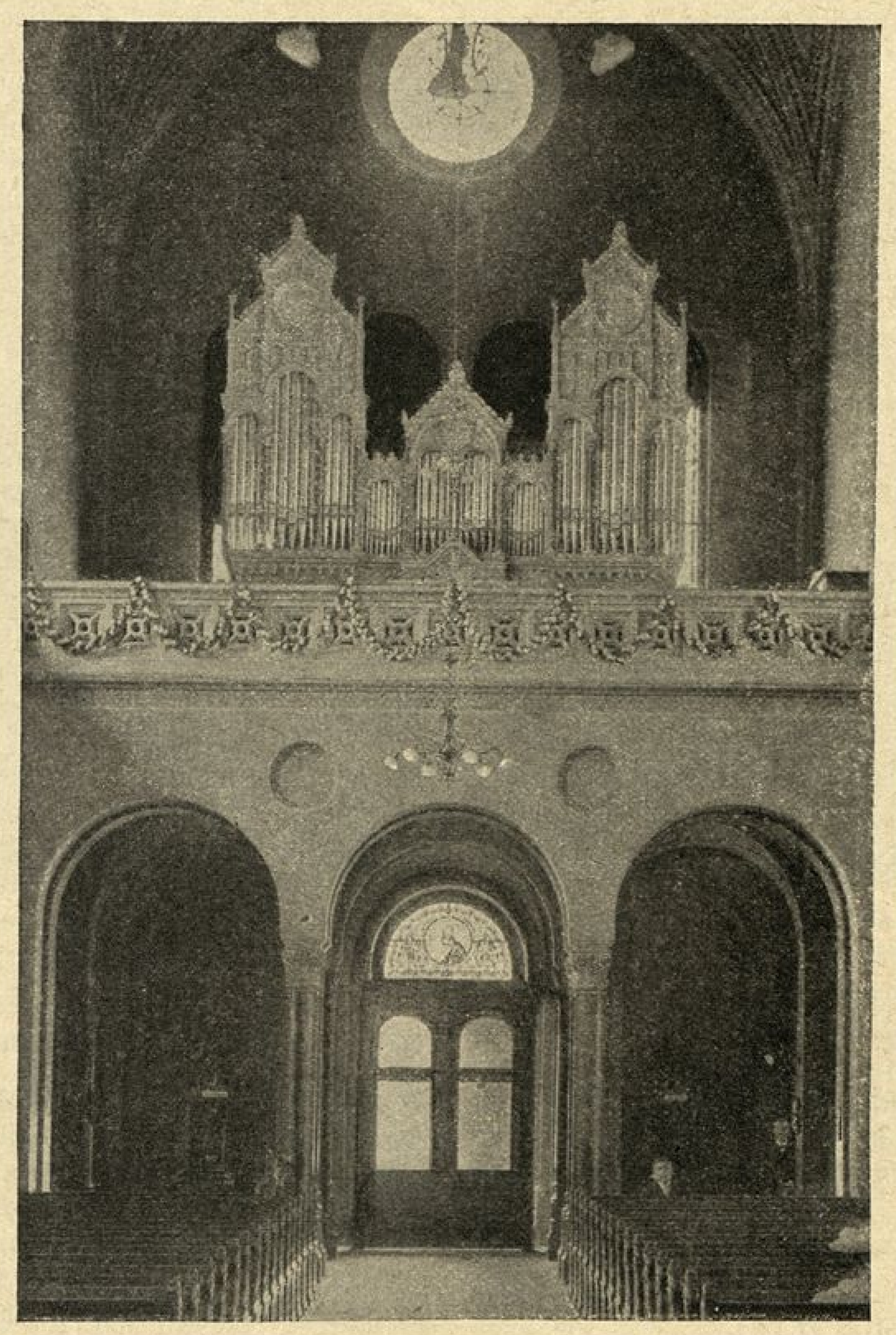
Ein Jahr darnach, nachdem jedermann sich genugsam von der Dauer der erhaltenen Genesung überzeugen konnte, setzte sich der wackere Ehemann nieder und schrieb — es war am Vorabende der ersten Erscheinung zu Filippsdorf, am 12. Jänner 1887 — den Hergang in einem guten, klaren Briefe nieder und sandte ihn zum Danke nach Filippsdorf, auf daß durch die Veröffentlichung dieses Schreibens die Ehre Gottes und seiner irdischen Mutter Maria gefördert werde.

„Mutter, ich spüre, das tut mir gut!"

Die hier Unterzeichneten bestätigen, daß der Knabe **Adalbert St.**, gebürtig zu Kaltenhof bei Trautenau in Böhmen, im Jahre 1886, da er noch in zartem Alter stand, von einem schweren Leiden befallen wurde. Es faulten ihm nämlich in jedes Bein drei Löcher, aus denen unaufhörlich Eiter herausfloß. Dadurch wurden die Beine so hochgradig schwach, daß sie ihn nicht mehr zu tragen vermochten. Späterhin krümmten sich die Füße ganz zusammen. Da gab es keinen Arzt in der Umgegend, den wir nicht zu Rate gezogen, kein Mittel, das wir nicht versucht hätten; aber es blieb alles umsonst und vergeblich.

In dieser großen Not und Bedrängnis wandten wir unsere Augen zu Gott. Aber auch unsere inbrünstigen Gebete schienen unerhört zu bleiben und die himmlische Hilfe zu versagen. Unterdessen hatten uns die Ärzte einen verzweifelten Vorschlag gemacht: Sie wollten unserem Kinde beide Beine amputieren. Gegen solche Gewalttat aber stemmten wir, die Eltern, uns aufs allerentschiedenste: „Wenn das Kind schon ein Krüppel bleiben soll, so sollen ihm wenigstens diese großen Schmerzen erspart bleiben und lieber soll es in Gottesnamen auf zwei Krücken durch dieses Jammertal humpeln, als daß wir es ohne Beine vor unseren Augen sehen sollten."

In dieser Not sandte der gütige Himmel seine Hilfe. Denn es brachte uns jemand Kunde von den Wundertaten Mariens, der Gottesbraut, in Filippsdorf. Das war Licht und Hoffnung in unserer dunklen Leidensnacht. Und am 13. September des Jahres 1886 machte sich die Mutter des Kranken auf die Reise, um dort im Gnadenorte der großen Helferin ihr Herz zu öffnen und ihre dringenden Bitten für ihr elendes Kind der Mutter der Barmherzigkeit zu Füßen zu legen.



Filippsdorf, Orgelchor.

Und sie tat's. Und zugleich legte sie Leinwandstücke, die sie eigens zu diesem Zwecke mit sich genommen, auf jene Stelle, die einst die Füße der Himmelserscheinung berührten. Dann eilte sie heim zu ihrem Kinde, das mit Bangen und Sehnen der Rückkehr der geliebten Mutter entgegenharrte. „Komm', liebes Kind, ich lege Dir die Leinwand auf, die ich Dir von Filippsdorf mitgebracht habe." Und hochklopfenden Herzens und Gebete stammelnd wickelte sie die verkrüppelten, eiternden Füße des Knaben in die rettende Leinwand. „Mutter," sagte der Knabe mit leuchtendem Auge, „ich spüre, das tut mir gut!" —

Und in drei Tagen hernach war er vollständig gesund und hat seit dieser Zeit an keiner Krankheit mehr gelitten.

Zum Danke für solche Huld hat er das größte und beste hingegeben was der Mensch besitzt: Sich selber! Er hat sich entschlossen, sich ganz dem Dienste des Allerhöchsten zu weihen und wenn es dem Herrn gefällt, das hohe Ziel eines Priesters und Missionärs zu erreichen. Und heute, da wir dies schreiben, ist er bereits auf dem Wege zu diesem Ziele: Er ist Zögling des Missionshauses zu Steyl in Holland.

Oberwald, 26. Februar 1888.

Sechs Unterschriften.

„Eher wird ein lahmes Kind gesund als Du!"

In anmutiger Einfalt erzählt eine ältliche Frau, **Anna K.** aus, Z. ihren sonderbaren Heilungsfall aus den letzten Neunzigerjahren. Sie war infolge eines sehr argen Fußübels schon sterbenskrank geworden. Nähere Aufschlüsse über die Krankheit dieses bösen Fußes haben wir nicht erhalten. Schon sechs Wochen lag die Patientin im Bette darnieder.

Da träumte ihr eines Tages, daß sie wieder gesund werden könnte, wenn sie ein Stückchen Leinwand aus Filippsdorf bekäme. Diesen Traum erzählte sie kurz darnach ihrer Freundin. Aber sie fand wenig Glauben bei ihr. Denn diese Freundin schüttelte gar ungläubig ihren Kopf und meinte: „Nein, nein, Du wirst wohl nimmer gesund. Eher wird ein lahmes Kind gesund als Du." Dann aber fügte sie hinzu: „Wenn Du aber wirklich auf Unsere Liebe Frau ein so großes Zutrauen hast, nun so geht ja, wie ich gehört habe, der N. N. in den nächsten Tagen nach Filippsdorf; laß Dir durch ihn eine Leinwand bringen."

Und wirklich ließ sich die Kranke die gewünschte Leinwand bringen und erhielt sie bald darauf und nahm sie mit vielen Freuden entgegen; und sogleich legte sie die Leinwand

auf ihren kranken Fuß; es war aber acht Uhr abends. Sofort hörten alle Schmerzen auf und ein tiefer, gesunder Schlaf umfing die Leidende: sie schlief bis halb vier Uhr früh, stand um sechs Uhr auf und ging in der nächsten Stunde freudestrahlend zu ihrem Arzte Doktor Adolf P.

Als der sie erblickte, schrak er zusammen und fragte zweifelnd, ob sie denn wirklich die Anna K. sei, und wie denn dies möglich wäre, daß ihr Fuß gesund sei? Die Kranke aber scheute sich, von der großen Gnade, die sie erhalten hatte, zu sprechen und erwiderte ausweichend: „Herr Doktor, sie haben mir ja doch eine Salbe gegeben; und die Salbe hat mir eben geholfen." „Aber nein! Gewiß nicht! Die Salbe konnte Ihnen gar nicht helfen; die habe ich nur verschrieben, um Sie zu trösten und um doch irgend etwas zu verschreiben; da hat eine andere Macht gewirkt!" Und gleich rief er seine Frau herbei und stellte ihr die Kranke vor und sagte laut zu ihr: „Geh', sag' einmal dieser Frau, was ich zu Dir selber gesagt habe, als ich unlängst von ihrer Krankenvisite heimkehrte." Die Frau Doktor aber erwiderte: „Mein Mann hat gesagt: Die K. hat am längsten gelebt, einen so bösen Fuß habe ich, obwohl ich Medizindoktor bin, mein Leben lang noch nicht gesehen." Dann nahm wieder der Doktor selber das Wort und drang in die Kranke mit neugierigen Fragen: „Ach, liebe Frau, so erzählen Sie mir doch offen, was Ihnen geholfen hat." Und da erzählte sie die ganze Geschichte, wie sich alles zugetragen. Er aber sagte: „Wahrhaftig, das ist ein großes Wunder. Verbreiten Sie es nur überall zur Ehre der Muttergottes."

„Betend legte ich die gelähmte Hand auf die Gnadenstätte."

Am 27. Oktober 1900 schrieb ein Herr aus Liegnitz an das Rektorat in Filippsdorf: „Preis, Dank und Lob der hochgebenedeiten Himmelskönigin Maria, dem Heile der Kranken, in alle Ewigkeit!

Schon über ein Jahr litt ich durch schwere Krankheit und Schlaganfall an einer Lähmung der linken Hand, was mir recht großen Kummer und Unbehagen bereitete. Ich unternahm am Rosenkranzfeste, dem 7. Oktober 1900, mit meiner Frau und Tochter und einigen Freunden eine Wallfahrt nach Filippsdorf in Böhmen und setzte mein Vertrauen einzig und allein auf die Hilfe der lieben Gottesmutter. Nach Empfang der heiligen Sakramente legte ich betend die gelähmte Hand auf die Gnadenstätte, wo Mariens heilige Füße gestanden und wurde den 10. Oktober, zwei Tage später, zu meiner innigsten Freude von der Lähmung vollständig befreit, was ich hiedurch nach Pflicht und Gewissen bekunde."

Ein ähnlicher Fall.

Ein preußischer Eisenbahnbeamter, der von häufigen Kopfschmerzen arg gequält wurde, kam hilfesuchend ins Heiligtum Mariens nach Filippsdorf. Demütig trat er zu jener denkwürdigen Stelle, an der Mariens Lichtgestalt ihre erste Gnadenheilung hier vollbracht hatte. Tief neigte er seinen glühenden Kopf zur Erde und berührte mit der Stirne den harten Stein. Sein Vertrauen ward belohnt: Denn siehe, als er sein Haupt erhob, war der Schmerz verschwunden. Seine Heilung hatte sich plötzlich und für die Dauer vollzogen.

Dieser Fall datiert aus dem Jahre 1903.

„Das können Sie einem anderen sagen, nicht aber mir!"

Am 21. Juni des Jahres 1906 erschien in Filippsdorf eine Frau, die ein Votivbild mitbrachte, um auf diese Art den freilich etwas verspäteten Dank für die vor 13 Jahren stattgefundene Heilung ihres Mannes abzustatten. Allerdings hat diese lange Zögerung andererseits ihre gute Seite, denn wenn dreizehn Jahre vergangen sind, ohne daß die Krankheit jemals wieder zurückkehrte, so liegt darin sicherlich ein vollgiltiger Beweis von dem Werte und der Dauerhaftigkeit der erfahrenen Gnadenhilfe.

Ein k. k. Finanzoberaufseher, dessen Name nur in nichtssagenden Anfangsbuchstaben angegeben wird, litt an einer Fistelbeule am Kopfe, die er sich im Jahre 1892 zugezogen hatte. Zwei Ärzte, darunter auch ein Bezirksarzt, hatten ihn in ihrer Behandlung. Der eine Arzt hatte 35 Einschnitte in die Wunde gemacht. Der Bezirksarzt erklärte die Krankheit schließlich für unheilbar.

Da also die Menschen nicht helfen konnten, versuchte es der Patient, durch fromme Bitten bei Gott Hilfe und Erlösung von diesem Leiden zu erhalten. Er wählte sich hiezu einen bevorzugten Tag, den Jahrestag der Erscheinung in Filippsdorf, den 13. Jänner 1893, und empfing an diesem Tage samt seiner Gattin an der Gnadenstätte die heiligen Sakramente.

Vier Tage darnach hörte die Wunde zu eitern auf, elf Tage hernach war er vollkommen geheilt.

Interessant ist das Urteil der Ärzte. Der Bezirksarzt, der vor vier Wochen die Unheilbarkeit ausgesprochen hatte und jetzt vernahm, daß der Kranke sich in Filippsdorf bei der Muttergottes die Heilung erbeten habe, sagte barsch: „Das können Sie einem anderen sagen, aber nicht mir!" Doch konnte er trotz seines Unwillens die Tatsache der vorliegenden Heilung nicht ableugnen. Auch der andere Arzt, der 35 Operationen an der Wunde vollzogen hatte, kam in Verlegenheit: „Ich bin Protestant," sagte er, „und glaube derlei nicht, aber," so setzte er hinzu, „wenn es nicht mehr aufbricht, dann ist es wirklich wunderbar!" Denn Sie haben da eine Krankheit gehabt, an der die Kunst der Ärzte gerne verzweifelt."

Nun die Wunde brach tatsächlich nie mehr auf und die beglückte Familie trug stets die Überzeugung mit sich, daß sie damals der Gegenstand eines besonderen Gnadenblickes der allerseligsten Jungfrau Maria gewesen sei.

Lebensbesserung einer ganzen Gemeinde.

Im Sommer des Jahres 1871 war aus einer Stadt in Südböhmen eine ziemlich ansehnliche Prozession Wallfahrer mit ihrem sehr eifrigen Herrn Kaplan nach Filippsdorf gekommen und hatte durch einige Tage verweilt und ich möchte sagen, fast im beständigen Gebete zugebracht, ohne auch nur die geringste geistige Ermüdung zu zeigen. Über den Erfolg dieser Wallfahrt schrieb der erwähnte geistliche Herr am 2. Oktober folgenden Bericht:

„Meine Wallfahrer grüßen E. H. herzlichst und küssen die Hand und bitten sehr, ihrer Anliegen an der Gnadenstätte stets eingedenk bleiben zu wollen. Der geistige Nutzen unserer Filippsdorfer Wallfahrt ist sehr groß, denn die Männer können seit jener Zeit ihre Frauen und die Frauen ihre Männer nicht genug loben und manche sagen es geradezu heraus, sie seien seit der Wallfahrt ganz anders geworden: friedsam, folgsam, verträglich und andächtig und dann fluchen sie nicht mehr. Freilich haben es mir meine Wallfahrer sowohl in der Marien- als in der St. Josefs-Kapelle zu Filippsdorf versprechen und mir dies heilige Versprechen einer ernstlichen Lebensbesserung nach unserer Rückkehr in unserer Pfarrkirche erneuern müssen. Alle Wallfahrer und viele andere mit ihnen freuen sich schon ungemein, künftiges Jahr wieder nach Filippsdorf wallfahren zu können."



Seid getrost, euer Gebet ist erhört! Phot. J. Kuß, Mariazell.

Dieser knappe, kurzgehaltene Bericht ist ein inhaltsreiches Lehrstück, ja fast sagen wir das große Wort: Dieser Bericht ist ein „Evangelium" für alle jene Priester, die da gemeinschaftliche Wallfahrten veranstalten und führen, und die dabei auch den naheliegenden Wunsch hegen, daß diese ihre Wallfahrt zu einer Segensfahrt und Heilfahrt werde für alle, die daran teilnehmen.

Und darum können wir diese vortreffliche Gelegenheit nicht unbenützt verstreichen lassen, sondern fügen hier dem kurzen Berichte das Vorgehen dieses geradezu musterhaften Wallfahrtsführers unsere eigenen, bescheidenen Gedanken über diesen uns so wichtig scheinenden Gegenstand an.

Daß ein priesterlicher Führer für jede Wallfahrtsschar erwünscht sei — wer vermöchte das zu leugnen? Ist es ja in manchen Diözesen sogar direkte Vorschrift, daß jede Wallfahrtsschar einen Priester als Führer und Leiter haben müsse.

Wir erlauben uns nun die Behauptung: Der Reichtum der Segensfrüchte, die eine Wallfahrt für die Teilnehmer mit sich bringen wird, hängt zum Teil, und zwar zu einem gewiß nicht zu unterschätzenden Teile von der Art und Weise ab, in welcher der priesterliche Wallfahrtsführer sich dieses heiligen Ehrenamtes annimmt und es für die großen Absichten Gottes auszunützen versucht.

Erwägen wir nun, was uns in jenem obigen Berichte der einzige folgende Satz alles zu sagen weiß: „Freilich haben mir meine Wallfahrer sowohl in der Marienkapelle als auch in der Josefskapelle zu Filippsdorf versprechen und mir dieses heilige Versprechen nach unserer Rückkehr in unserer Pfarrkirche erneuern müssen." Unsere uneingeschränkte Anerkennung einem so zielstrebenden apostolischen und dabei herrlichen Vorgehen!

Dieser Mann hat, wie das zwischen den Zeilen herauszulesen ist, bei der Unternehmung seiner großen Wallfahrt (von Südböhmen an die äußerste Nordspitze Böhmens) ein bestimmtes klares Ziel gehabt, das er erreichen wollte: Die Zwistigkeiten in den Familien zu beheben. Vielleicht war die ganze große Wallfahrt nur aus eben diesem Grunde veranstaltet worden! Schon das Vorhandensein eines solchen Zieles, einer festen großen Meinung, gibt der ganzen Sache ein feierlich-ernstes, heiliges Gepräge.

Sie kommen an den Wallfahrtsort: was tun die Leute dort? Ein fremder Priester (der Schreiber des Filippsdorfer Wallfahrtsbüchleins) gibt ihnen das Zeugnis: „Sie haben dort durch einige Tage verweilt und ich möchte sagen, fast in beständigem Gebete zugebracht...." Wessen Werk ist dieses beständige Beten gewesen? Gewiß zum großen Teile ein Werk des Wallfahrtspriesters, der seinen Leuten, wie sich aus dem ganzen Sachverhalte ergibt, die Wichtigkeit und Bedeutung der Wallfahrt nachdrücklich und ernstlich ans Herz gelegt haben dürfte.

Und zu welchen Mitteln greift ferner sein Eifer? Welche Experimente erdenkt sich sein eminent praktischer Sinn? — Er führt seine Leute in die Kapelle der heiligen Muttergottes und dann in die Kapelle des hl. Josef. Wie trefflich ersonnen! — Da

er die Männer ihren Frauen, die Frauen ihren Männern wieder gewinnen will, führt er sie alle in die Kapelle der heiligsten Ehegattin und dann des ehrwürdigsten Ehemannes.

Dort müssen sie ihm Lebensbesserung versprechen, dort müssen sie laut und gemeinschaftlich kundgeben: Von nun an Hausfrieden zu halten, gegenseitige Liebe und Nachsicht miteinander zu haben. Welch ergreifende, begeisternde Worte wird dieser Priester damals wohl gefunden haben, um solch ein gemeinschaftliches, feierliches Versprechen den Herzen, den Lippen abzuringen!

Und nicht genug damit. Sie kommen heim, nach langer vieltägiger Wallfahrt. Sie befinden sich in der gewohnten Pfarrkirche: Die Reize einer fremden Kirche und eines durch Wunder und Gnaden geheiligten Ortes wirken nicht mehr so unmittelbar auf die Gemüter; es kommen nun die Augenblicke, da die Wallfahrer das, was sie sich vorgenommen in heiliger Pilgerzeit, nun durch ernstes Werk ins alltägliche Leben umzusetzen haben. Da eifert sie der fromme Priester noch einmal an, hier in der heimischen Pfarrkirche ihre Gelöbnisse zu erneuern. Und sie tun es, sie tun es gewiß mit einem heiligen Stolze, während die übrigen, die daheimgeblieben waren und solche Vorsätze vernehmen, tief ergriffen werden und stille auf die lauten Versprechungen vor dem Tabernakel des Allerhöchsten lauschen. — Und alles das ist ein Werk jenes Priesters — und ausschließlich jenes Priesters: In seinem Kopfe ist diese Idee entstanden, seine Energie hat das Werk durchgeführt, nur was er selbst befohlen, angeordnet, gewünscht hat, das und nichts anderes ist geschehen.

Wir wundern uns nicht, daß der Himmel zu solchem Wirken seinen Segen gab und daß solch eine Unternehmung von einschneidenster Wirkung für die Lebensbesserung einer ganzen Gemeinde blieb.

Hier scheint auch der richtige Platz zu sein, ein würdiges Seitenstück zu der soeben erwähnten mustergiltigen Führerschaft eines Wallfahrtspriesters zu erwähnen: Wir wissen nämlich aus den bestimmtesten und übereinstimmendsten Nachrichten der betreffenden Wallfahrtsteilnehmer, daß ein Priester, der mit seinen Leuten eine fünftägige, größtenteils zu Fuß gemachte Wallfahrt nach Mariazell unternahm, in diesen fünf Tagen nicht weniger als elf Predigten hielt. Wir wissen aber auch, daß diese Wallfahrt noch jetzt nach vielen Jahren gerühmt und gelobt wird, und daß das Volk noch jetzt von dieser Wallfahrt als von der schönsten und ergreifendsten spricht, die es jemals mitgemacht hat.

Solche Wallfahrten und zumal solche Wallfahrtspriester — und verstummen wird und muß das erbärmliche Geschnatter wallfahrtsscheuer Individuen, deren Augen nur dazu erschaffen scheinen, um Mißbräuche zu sehen, und deren Zunge nur bei Lästerreden kräftig und geschmeidig ist.

Wir wollen nun mit diesen Ausführungen nicht etwa zum genauen Nachahmen der erwähnten Muster einladen und mahnen. Die äußere Form, in der sich der Seeleneifer kleiden wird, ist nicht das Wesentliche. Das Wesentliche scheint uns vielmehr zu sein, daß jeder Priester, der eine Wallfahrt zu führen unternimmt, den Anforderungen, die solch ein Amt an ihn, den Führer, stellt, in der Tat gewachsen sei, und daß er auch den guten Willen habe, den großen Endzweck jeder Wallfahrt: „Geheiliget werde Dein Name!“ mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ernstlich anzustreben.

Mangelt jedoch eines von diesen beiden: Leistungsfähigkeit oder guter Wille, so lohnte es sich vielleicht einer vorhergehenden ernstlichen Erwägung, ob es in diesem Falle nicht ersprießlicher wäre, das angetragene Ehrenamt eines Wallfahrtsführers in aller Entschiedenheit zurückzuweisen. Denn gerade bei solchen heiligen Unternehmungen hat der Grundsatz volle Berechtigung: Lieber gar nichts als halbe Arbeit!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1916 50jähriges Jubiläum der Entstehung.

1935 50jähriges Jubiläum der Kirchweihe und des Einzuges der P. P. Redemptoristen.

Ständige Priester: 7 Redemptoristenpatres der Wiener Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Gegen 200.

Kommunikanten jährlich: 40.000 bis 50.000 (mit Hinzurechnung der Ortsangehörigen: 68.000.)

Besucher jährlich: 70.000 bis 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 60 bis 65.

Hauptfest: 13. Jänner (Fest der Erscheinung Mariens.)

Einwohnerzahl der geschlossenen Ortschaft Filippsdorf: 2400.

Stabile Devotionalienhändler: 27.

Gasthäuser: In der nächsten Nähe der Kirche: 2 Hotels: „Klosterhotel“ und „Goldener Engel“, mäßige Preise, und mehrere Gasthäuser.

Kaffeeschänker: 1 großer, einige kleinere.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stark im Steigen begriffen.

Nationalität: durchwegs deutsch; ein gewisser Prozentsatz der Pilger sind auch Protestanten!

Exerzitien.

Alljährlich werden in Filippsdorf hl. Exerzitien gehalten, und zwar für Priester, Lehrer, Lehrerinnen, Studenten, Männer und Jünglinge, für Frauen und Jungfrauen, für Mitglieder des III. Ordens, für marianische Jungfrauenkongregationen. Die Exerzitienordnung wird jedes Jahr in den Zeitungen und religiösen Zeitschriften bekanntgegeben. Priester, Lehrer, Studenten, Männer und Jünglinge bekommen für die Zeit der Exerzitien Unterkunft und Verpflegung im Redemptoristen-Kollegium. Alle diesbezüglichen Anfragen sind an das Rektorat des Redemptoristen-Kollegiums zu richten.

Zufahrten.

Von Prag ist Filippsdorf nördlich gelegen, und zwar nach der Luftlinie fast genau 100 Kilometer entfernt. Prag (Franz Josefsbahnhof)—Filippsdorf Schnellzug 4½ St. K 8.80. Personenzug 7½ St. K 6.30.

Von Wien aus führt der kürzeste Weg nicht über Prag, sondern auf der Nordwestbahnstrecke über Znaim, Jungbunzlau, Böhmisch-Leipa. Man benützt dabei bis Jungbunzlau den Schnellzug, von dort aus bis Filippsdorf den Personenzug. Diese schnellste Fahrt dauert 11 St. und kostet K 19.80. Benützt man auch von Wien aus schon Personenzug, so dauert die Fahrt um 4½ St. länger (15 bis 16 St.) und kostet K 15.80.

Wir bemerken, daß die nächste Haltestelle für unseren Gnadenort den Namen Georgswalde—Filippsdorf trägt, was man nicht mit der Station Georgswalde—Ebersbach verwechseln darf. Von dieser letzteren hat man um 20 Minuten länger zu gehen, und zahlt obendrein, wenn man vom Süden, von Wien oder Prag herkommt, um 30 Heller mehr. Man verlange am besten beim Schalter eine Karte nach Filippsdorf. Die Endstation von Deutschland her ist: Neu-Gersdorf in Sachsen.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Filippsdorf—Mariaschein. Mariaschein liegt 60 Kilometer südwestlich von Filippsdorf. Einfachste Verbindung über Tannenberg (umsteigen) und Bodenbach (umsteigen). Bei günstigem Anschlusse gegen 4½ St. K 2.80.

Filippsdorf—Haindorf (45 Kilometer südöstlich von Filippsdorf), sehr umständliche Fahrt teils mittels österreichischen, teils mittels deutschen Bahnen; viermal umsteigen, Zittau, Hermsdorf, Friedland, Raspenau. Gesamtfahrzeit bei guten Anschlüssen über 3 St. zirka K 3.—.

Filippsdorf—Heiliger Berg bei Přibram. Nächste Verbindung über Prag (siehe oben). Gesamtfahrzeit Schnellzug 6¼ St., K 12.50, Personenzug 10 St., K 9.50.

Literatur.

Storch, Maria, Das Heil der Kranken, 11 Hefte, je zirka 100 S. 8°, Selbstverlag 1867—1887.

Polifka, Maria Filippsdf. Münster, 1897, 16°, 260 S.

Dilgskron, Maria, das Heil der Kranken, Filippsdf. 1910, 8° 70 S.

Ott, Marianum, 1476.

Reg.-Mar.-Kal. 1883, VI.

St. Angelablatt, XVI, 351 und XVIII, 58, 328.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien. XI, 42.

Kurze Erwägung.

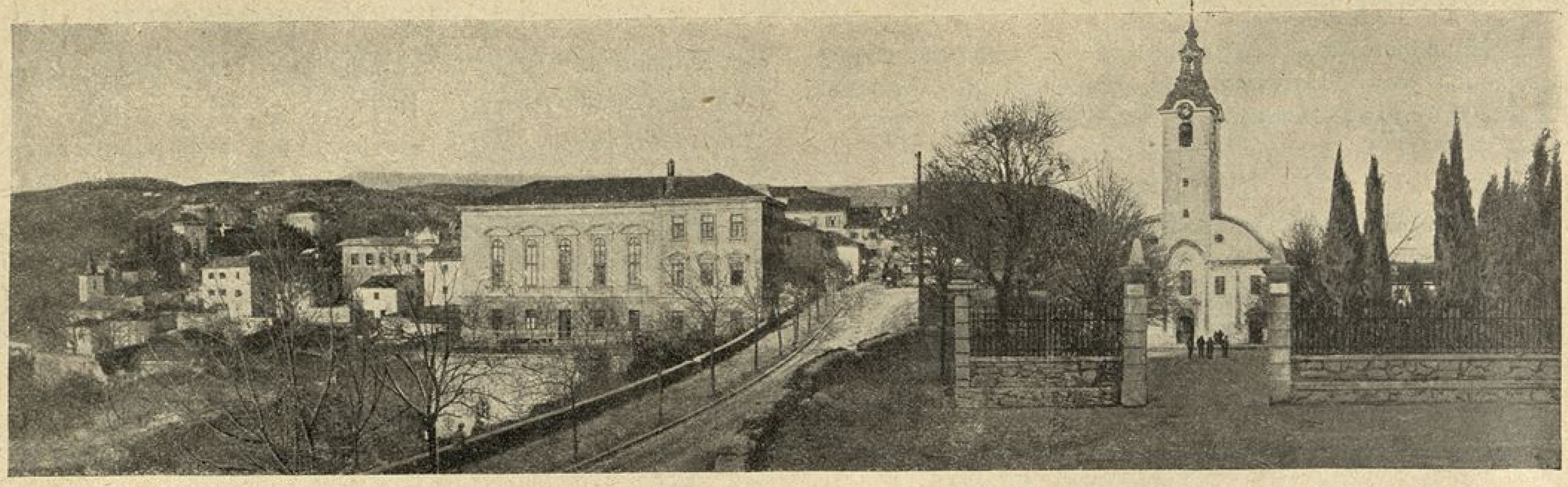
Durcheile im Geistesfluge all die Vorgänge an diesem großen Gnadenorte: Wie die Königin des Himmels ganz unerwartet, aus freiester Entschließung, ohne mit einem Worte darum gebeten worden zu sein, in eigener Person niederstieg, und zwar an einem Orte, den sie selber sich ausersehen, zu einer Person, die sie selber sich erkoren, zu einer Zeit, die ihr niemand vorschrieb als ihr eigener Wille. Erwäge, daß die Himmelskönigin im Grunde genommen außer dem strahlenden Lichte, das sie umfloß, keinerlei Schmuck an sich trug, und daß ein weites, schneeweißes Gewand ihre einzige Kleidung war, daß sie also sozusagen in demutvoller Erscheinung sich zeigte; daß sie selber als Demütige zu einer Demütigen kam, um diejenigen, die hoffärtig sind, die Demut zu lehren. Erwäge, daß die allerseligste Jungfrau sich außerordentlich sparsam in Zeit und Worten erwies: Sie blieb kaum länger als eine Minute und sprach nicht mehr als sechs Worte. Und doch hat bloß dieses minutenlange Verweilen der Himmelsfürstin zur Folge, daß nun schon durch ein halbes Jahrhundert der Zuzug frommer Waller zu jenem Orte hin stattfindet — und ihre knappen Worte haben bewirkt, daß nie endende Bitten, Gebete und Gesänge von unzähligen Scharen ertönen. Sie war auch sparsam in der Art, daß sie nur der Kranken allein, sonst aber auch niemand anderem erschien, nicht einmal der Wärterin, und doch hat sie es vermocht, daß dafür eine nicht endende Kette von Besuchern an ihrer Gnadenstätte persönlich erscheint, um gleichsam in ihrer Nähe weilen zu dürfen.

Gebet.

Heiliger, ewiger Gott, der Du uns in Filippsdorf einen milden Stern der Gnade aufgehen ließest, dessen lichter Schein uns führt, dessen Glanz uns tröstet, der unsere Finsternis erleuchtet, unseren Glauben stärkt, unsere Hoffnung belebt, unsere Liebe entflammt und unsere Herzen zu süßesten Gefühlen der Andacht stimmt, — wir bitten Dich, entzieh' uns niemals diesen holdesten der Sterne: Laß' ihn leuchten über uns, verscheuche jegliches Gewölk, das ihn umdunkeln könnte und führe uns durch diesen Stern zu Dir!

Und Du, heiliger himmlischer Stern, Maria unsere Mutter! Nimm unseren innigsten Dank, daß Du uns „Filippsdorf" gegeben hast! Dort waltet so sichtbar Deine Mutterhand, so tröstend Deine Mutterliebe, dort wohnt und schlägt in Liebe zu uns Dein hochbarmherziges Mutterherz! So sei gegrüßt in Filippsdorf und hilf, daß wir Dich einst fröhlich grüßen dürfen in Himmelsseligkeit. Amen.





Tersat.

Mutter, sieh zu Deinen Füßen
Breitet sich das Meer so blau,
Und der Berge schönste grüßen
Ringsum Deinen Thron, o Frau.
Aber mag das Meer auch leuchten,
Sei auch schön der Berge Kranz,
Nie an Schönheit sie erreichten,
Mutter, Deiner Wunder Glanz.

Tersat bei Fiume.

Kroatien. 40.000 bis 50.000 Kommunikanten.

Zufahrt und Aufstieg zur Gnadenkirche.

Es ist wohl eine lange Eisenbahnfahrt, die uns, auch wenn wir den Schnellzug benützen, von Wien gegen Tersat südwärts führt. 13 Stunden braucht der Eilzug, während der Personenzug deren 20 fährt. Fahrpreis Wien—Fiume Schnellzug K 30.—, Personenzug K 23.10. Die Fahrt geht über Graz, Laibach, St. Peter, dort Abzweigung von der Hauptstrecke der Südbahn nach Fiume.

Wenn wir die letzte Bahnstation vor Fiume, Mattuglio-Abbazia, erreicht haben, so eröffnet sich uns der Anblick des Adriatischen Meeres, und zwar jenes Teiles, den man den Golf von Quarnero nennt. Das ist ein herrlicher Anblick, viel schöner, als etwa der von Triest aus. Wir begreifen es, daß die geldstarken Leute in dieses irdische Paradies ziehen, und daß die naheliegenden Orte Abbazia und Lovrana so starken Zuspruch finden.

Wir sehen von unserem Waggon aus diese zwei beliebten Orte prächtig unten in der Tiefe am Meeresstrande zu Füßen des Monte maggiore hingebreitet.

Doch weder Abbazia noch Lovrana ist heute unser Ziel, wir streben nach besserer, reinerer Luft: nach dem Muttergottesberg bei Tersat.

Bald läuft unser Zug in die Eisenbahnhalle der schönen kroatischen Hafenstadt Fiume ein. Wir steigen aus und haben nun die Wahl, sofort die etwa 40 Min. in Anspruch nehmende Fußpartie zum Tersat zu beginnen, oder aber den größeren Teil der Strecke mittels elektrischer Straßenbahn zurückzulegen.

Jedenfalls geht unser Weg dort, wo das Geleise der Straßenbahn gelegt ist, bis wir nach etwa 25 Min. langer Fußtour eine Brücke erreichen, die über einen in das Adriatische Meer sich ergießenden Bach führt. Wir sind da noch immer fast unmittelbar am Meeresufer und auf vollkommen ebenem Terrain.

Gleich nach Überschreitung der Brücke sehen wir uns gegenüber einer Kapelle, die den Beginn der Stiege zur Gnadenkirche anzeigt. Eine lange, lange Stufenleiter öffnet sich vor uns. Diese Stiege, die übrigens unzähligemale von flach ansteigendem Erdreich unterbrochen ist, hat nicht wie die Stiegen in Přibram oder in Passau eine Überdachung, sondern liegt frei. Nur etwa viermal kommen wir zu Kapellen, bei denen die Stiege gedeckt ist.

Eine gewisse Neugier reizt uns sofort, die Stufen treulich zu zählen. Mit größter Aufmerksamkeit, die uns unwillkürlich an den sagenhaften, ganz ins Zählen verlorenen Berggeist Rübezahl gemahnt, machen wir uns ans Werk. Als wir endlich auf der letzten, obersten Stufe anlangen, sind wir glücklich bei der Zahl 425 angekommen. Also 425 Stufen! Wird's aber auch recht sein? Haben wir uns nicht verzählt?

Wir fragen dann später gelegentlich einen freundlichen Franziskanerbruder: „Wie viele Stufen sind im ganzen herauf?"

„412," lautet die prompte Antwort.

„Ist's möglich? Wir haben deren 425 gezählt!"

„Nein, es sind 412."

„Dann haben wir uns um einen ganzen Zehner und obendrein noch um etliche einzelne geirrt!" — —

Kurz darauf haben wir Gelegenheit, mit dem hochwürdigsten Herrn Provinzial der hier ansässigen Franziskanerpatres zu sprechen.

„Herr Provinzial, wie viele Stufen sind von unten bis herauf?"

„426."

„So? Wir haben 425 gezählt, und der Laienbruder hat gar nur 412 angegeben."

„Sie können mir glauben, es sind bestimmt 426. — Übrigens trösten Sie sich: Im Volke geht das Gerede: Auf den Tersat hinauf sind so viele Stufen, daß überhaupt kein Mensch sie richtig abzählen kann." —

Wir bemerken hier, daß also die lange Tersatstiege jene von Přibram um 93 Stufen und jene von Passau um 105 Stufen übertrifft: sie ist also die längste Wallfahrtsstiege, die wir kennen.

Die Kirche.

Oben angekommen, finden wir uns in einem ansehnlichen Dorfe, links herüber grüßt eine stattliche Burg oder Burgruine, die Festung Tersat, gleich daneben die Pfarrkirche von Tersat; denn unsere Gnadenkirche ist nur Klosterkirche, nicht Pfarrkirche.

Die paar hundert Schritte, die wir noch bis zum Eingange der Kirche zu gehen haben, zeigen zwischen ganzen Scharen von zerstreuten Felsblöcken große Baumanlagen. Wir sind also hier an einem Grenzgebiete, wo die Felsen des Karstes mit der üppigen Fruchtbarkeit des Südens im harten Kampfe zu liegen scheinen.

Ein mit Säulen flankiertes Tor bringt uns in einen umfriedeten Raum, dem eigentlichen Vorhof der Kirche. Die Kirche selbst zeigt hier in ihrer äußeren Vorderfront eine einfache und zugleich etwas ungewöhnliche Form. Sie schließt nämlich nach oben in einem breiten Bogen ab, aus dessen Mitte sich schlank der viereckige Turm zu ziemlicher Höhe erhebt. —

Rechts von der Kirche sieht man über die Mauern der Einfriedung hinweg die Dachgesimse eines Gebäudes und die neugierigen Spitzen hoher, dunkler Zypressenbäume: es ist dies Kloster und Klostergarten der ehrwürdigen Franziskanerbrüder.

Der Eintritt in das Innere des Gotteshauses bringt uns mehrfache Überraschung. Wir sehen uns in einem weiten Raume (die Kirche bietet wohl für 3000 Personen Platz), der sich durch gänzliche Regellosigkeit auszeichnet. Hier gibt es keine Einheit, hier schauen wir nur verschiedenerlei: es macht den Eindruck, als ob man hier ihrer drei oder vier kleinere Kirchen, jede nach ihrer Manier gebaut, aneinandergefügt und durch das Niederreißen der Seitenmauern zu einem einzigen Bauwerke vereinigt hätte. Tatsächlich entstand auch dieses Gotteshaus, wie wir später erfahren, durch immer neue Zubauten.

Die Kirche hat gegenwärtig eigentlich zwei Hauptschiffe, von denen das eine merklich breiter ist, als das andere. Der Teil unter dem Musikchor sticht mit seinen eng beisammenstehenden runden dünnen Säulen ganz auffallend von den Hauptschiffen ab, die auf breiten, wuchtigen viereckigen Pfeilern lagern. Das durch ein Gitter abgetrennte Sanctuarium (Gnadenkapelle) zeigt sich abermals als ein fast selbständiges Bauwerk.

Wie wir vernehmen, soll in kürzester Zeit (schon 1911) eine durchgreifende bauliche Veränderung vorgenommen werden. Das Mittelschiff soll gehoben, außerdem soll ein drittes Schiff dazugebaut werden; man hofft auf diese Weise dem Baue eine würdigere und schönere Form zu geben.

Eine besondere Merkwürdigkeit bilden in dieser Kirche die zahlreichen Votivbilder mit Darstellungen von Schiffen im stürmischen Meere. Diese Bilder, oft recht kunstreich gemalt, hängen hauptsächlich gleich zu beiden Seiten des Haupteinganges an den Wänden nebeneinander. Sie verraten uns, daß Unsere Liebe Frau von Tersat sich oft genug schon als rettender „Stern" des Meeres gezeigt habe.

Fürchterlich wüten um's Schifflein die Wogen,
Brausen mit wilder grausiger Macht,
Flehend hinauf zu des Himmels Bogen
Schallet „Maria!" es durch die Nacht.
Siehe, sie kommt! — Wo Wellen sich bäumen,
Hebt sich's strahlend in leuchtender Fern;
Und hernieder aus himmlischen Räumen
Winket Maria als tröstender Stern!



Tersat, Südseite.

Das Gnadenbild.

Das Gnadenbild, das sich meist mit einem Vorhange verdeckt, über dem Altare der Gnadenkapelle, des ältesten Teiles der Kirche, vorfindet, wurde von Papst Urban V. dieser Kirche geschenkt. Es soll, wie noch manch andere Marienbilder, vom hl. Lukas selbst gemalt sein.

Das ganze Bild ist nicht besonders groß (etwa 60 cm im Geviert) und bietet nebst einem Hauptbilde Mariens in der Mitte noch vier kleinere Seitenbilder. Das Hauptbild ähnelt sehr den bekannten Mariendarstellungen von der immerwährenden Hilfe, während von den vier Seitenbildern eines Mariä Verkündigung, ein zweites Christus am Kreuze darstellt; die übrigen zwei blieben uns unverständlich; es scheinen je drei Heilige dargestellt zu sein, und zwar mehrere davon in Ordenstracht (ein Umstand, der uns als sehr gewichtiges Zeichen erscheinen will, daß dieses Bild doch nicht vom hl. Lukas selber gemalt sei, sondern erst viel später, nämlich zur Zeit, da schon Ordensleute in solchen Trachten existierten).

Links und rechts vom Eingange in die Gnadenkapelle fallen dem Besucher zwei sehr große, dicke Wachskerzen auf.

Die eine davon, schon gegen vierhundert Jahre alt, hat eine nicht uninteressante Geschichte. Sie trägt das Datum »Ex voto 1527«. Damals belagerten die Türken die dalmatinische Festung Klis. Da trat denn, jenem biblischen Riesen Goliath gleich, ein gewaltiger Türke vor das Christenheer, und des Christengottes spottend, forderte er höhnend zum Zweikampfe heraus. Und sieh' es fand sich ein zweiter David, ein mutiges Christenherz, Michael Parisevic war es, der da kühn in die Schranken trat, während er in seinem Herzen das Gelöbnis machte, Unserer Lieben Frau auf dem Berge Tersat eine große Wachskerze zu opfern, wenn sie ihm Sieg verliehe.

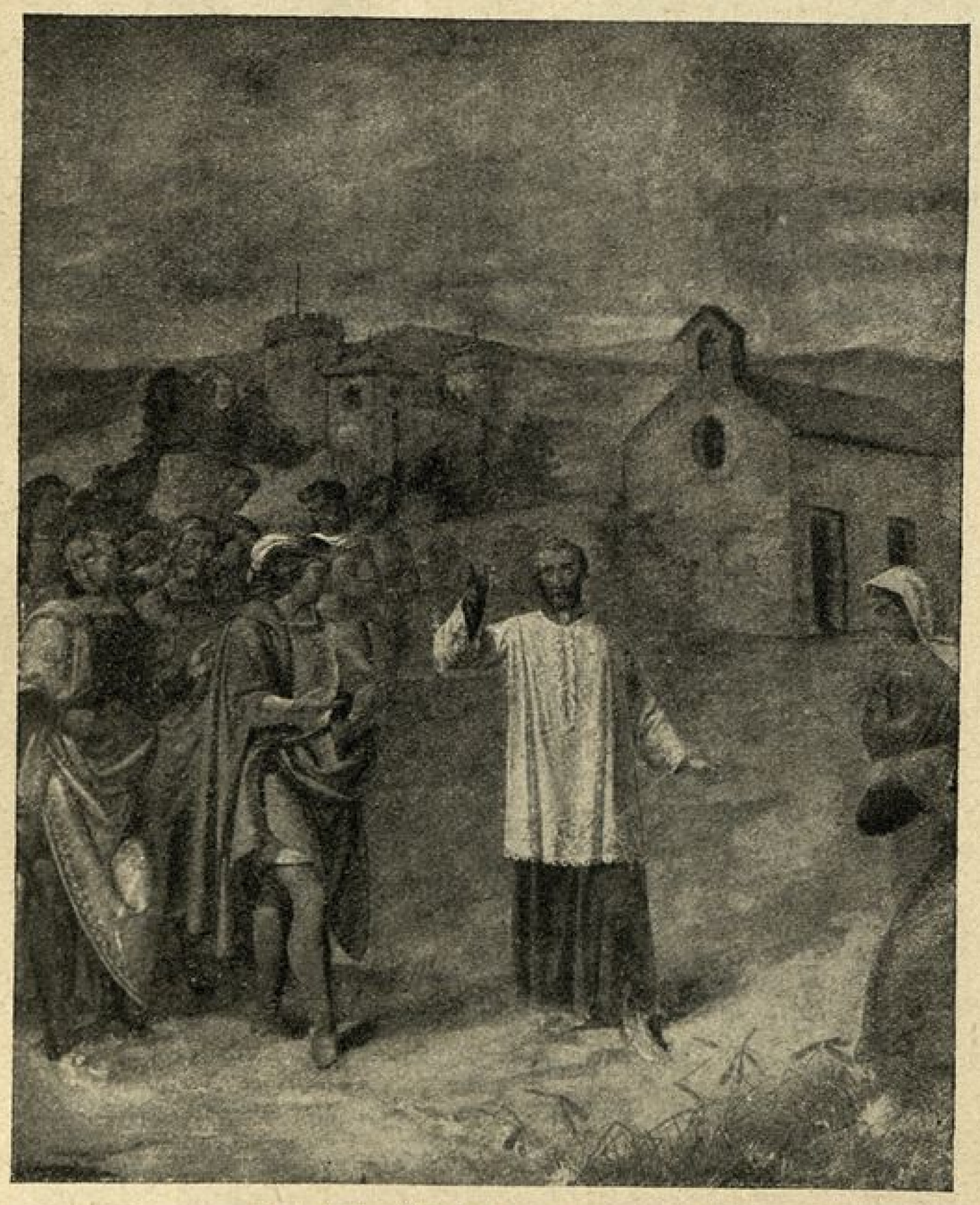
Das Unerwartete traf ein; bald lag der mohammedanische Spötter besiegt und tot auf dem Boden hingestreckt.

Die zweite Kerze schenkte vier Jahre später der Festungskommandant Krusic, der auch die erste Stiege auf den Tersat empor erbaute.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Das heilige Haus von Nazareth erscheint in Tersat und verschwindet nach dreieinhalb Jahren wieder.

Die Bedeutung Tersats als Wallfahrtsort gründet sich auf eine höchst merkwürdige, im ersten Momente äußerst abenteuerlich klingende Begebenheit. Es handelt sich nämlich um nichts weniger, als daß im Jahre 1291 jenes Häuschen, in dem einst die heilige Familie in Nazareth lebte, und das durch mehr als ein Jahrtausend an seiner Stelle stand, im Jahre 1291 plötzlich durch übernatürliche Kräfte (man sagt durch Engelshände) nach Tersat übertragen wurde, und sich dort auf einem früher wenig beachteten Hügel niedergelassen habe.



Tersat, Gemälde in der Gnadenkapelle.
Der plötzlich gesundete Ortspfarrer verkündet seinen Traum.

Stellt nun schon diese Erzählung an die Glaubensbereitschaft des Zuhörers ziemlich hohe Anforderungen, so wird alles noch im hohen Grade erstaunlicher, wenn wir vernehmen, daß dasselbe Häuschen, nachdem es durch dreieinhalb Jahre in Tersat stehen geblieben, sich plötzlich erhob und aufs neue eine Wanderschaft antrat: diesmal übers Meer nach Italien, wo es sich am 10. Dezember 1294 in einem Orte niederließ, der dadurch zum ersten Wallfahrtsorte Italiens und überhaupt zu einem der berühmtesten Gnadenorte des ganzen Erdkreises geworden ist; dieser Ort heißt Loretto.

Hören wir zunächst die schlichten Berichte, die uns den Tatbestand bekanntmachen.

Die Bewohner von Tersat fanden am Morgen des 10. Mai 1291 zu ihrem größten Erstaunen auf jener Stelle, wo heute die Gnadenkirche steht, ein kleines Haus, das früher niemals dort gestanden, und das überdies nach einer ganz fremden Bauart geformt war. Das Erstauen der Leute war um so größer, als sie fanden, daß dieses Haus keine Fundamente besäße, sondern frei auf dem Erdboden dastünde. Mit neugierig forschenden Blicken starrten sie auf den kleinen, heiligen Tempel, der da hergetragen worden war von den Engeln auf den Flügeln der Morgenröte, bei klarem Himmel, bei tiefer Meeresstille. Einfach, schlicht war das Haus. Die Tür war gegen Mitternacht gerichtet, das einzige Fenster gegen Niedergang. Das Dach trug ein kleines Glockentürmchen, das Gewölbe zierten goldene Sterne. Der Altar war mit Tüchern bedeckt, das Antipendium zeigte himmelblaue Farbe. Köstliche Bilder der heiligsten Personen dienten zur Zier des Heiligtums; sie waren aus feinstem Zedernholz geschnitzt und von jener Art, wie sie die Mönche des Libanon zu verfertigen pflegen.

Zu diesem wundervollen Vorfalle gesellte sich bald ein anderer: Der bisher an Wassersucht unheilbar krank darniederliegende Ortspfarrer und Seelsorger Alexander trat plötzlich vollkommen gesund unter die staunende Menge und berichtete, daß er in der Nacht eine Vision gehabt hätte. In dieser Vision sei ihm mitgeteilt worden, daß das Häuschen, das er des Morgens vorfinden würde, das Wohnhaus der heiligen Familie aus Nazareth sei, und, so fügte die Erscheinung bei: „Damit Du selber ein glaubwürdiger Zeuge Deines Berichtes wärest, so sei gesund!“

Alles dies machte begreiflicherweise ungeheueres Aufsehen, und alsbald bekam der damalige Erzbischof Frangipani, der zwei Tagereisen von Tersat wohnte, hievon Kunde. Auf seine Veranlassung hin wurde dieses hochwichtige Ereignis genauestens untersucht. Es wurde nämlich eine eigene Gesandtschaft ins Heilige Land nach Nazareth geschickt, die sich überzeugen sollte, ob denn in Nazareth wirklich jenes Haus Christi nicht mehr vorhanden sei, und was man dortselbst über das Verschwinden denke.

Die Gesandtschaft kam unter vielen Mühen und Opfern am Reiseziele an, fand vom heiligen Hause nichts mehr vor, als die Fundamente. Nun wurden ganz genau Maße der Länge und der Breite des Platzes, sowie der Mauerdicke genommen. Alles dies stimmte dann augenfällig mit dem rätselhaften Hause in Tersat überein. Die eidlich beschworenen Aussagen der Abgesandten wurden dann im Archive zu Fiume hinterlegt.

So war denn Tersat buchstäblich „über Nacht" berühmt geworden, und von allen Seiten strömten nun Andächtige und Neugierige dorthin zusammen.

Aber nicht lange sollte sich Tersat seines Schatzes erfreuen. Denn nach dreieinhalb Jahren in der Nacht vor dem 10. Dezember 1294 wanderte das heilige Haus übers Adriatische Meer und ließ sich in einem Lorbeerhain bei Recanati nieder. Hirten sahen das heilige Haus über das Meer schweben und die Bäume beugten sich, als wollten sie dem vorbeischwebenden Heiligtume Ehrfurcht erweisen. Der Jammer der Tersataner war unbeschreiblich. Seit dieser Zeit ziehen oft und oft Istrianer und Dalmatiner nach Loretto, begrüßen das Bild, das einst in ihrer Mitte weilte, und rufen inbrünstig um gnädige Rückkehr: „Mutter, liebe Mutter, einst unsere Mutter, o kehre wieder zurück! Komm' wieder zu uns!" Aber ungehört verhallen solche Bitten seit mehr als 600 Jahren. — Und vergeblich sucht der Menschengeist die wahre Antwort auf alle diese Rätsel und Geheimnisse.

Ob man dieser Übertragung des heiligen Hauses Glauben schenken dürfe.

„Das heilige Haus in Loretto hat in der Reihe der Jahrhunderte alle Proben sowohl geschichtlichen Nachweises, als der wissenschaftlichen Untersuchung durchaus bestanden, und es ist menschlich gewiß, daß es dasselbe ist, in welchem die Himmelskönigin Maria zu Nazareth gewohnt und die Verkündigung des Engels in Demut entgegengenommen hat." (Neher im Kirchen-Lexikon.)

Wir wollen hier einige Gründe, die für die Glaubwürdigkeit der Übertragungsgeschichte sprechen, zusammenstellen.

1. Die Prophezeiungen. Sowohl dem hl. Franziskus von Assisi als dem hl. Thomas von Tolentino ward im vorhinein die geheimnisvolle Offenbarung zuteil, daß das Haus von Nazareth einst in Italien sein werde, und daß dortselbst Mitglieder seines (des hl. Franziskus) Ordens ihre Wirksamkeit entfalten würden.

2. Die bei der Übertragung stattgehabten Wunder (die wir schon erzählt haben) sowie insbesondere die eidlich beglaubigten Aussagen der Kommission.

3. Die einige Jahre später von Loretto aus veranstaltete Gesandtschaft sowohl nach Tersat, als in das Heilige Land, die wieder nur alle Berichte bestätigen konnte. Diese Gesandtschaft fand im Jahre 1295 statt.

4. Die geradezu wundersame Entwicklung der beiden begnadeten Orte Tersat und Loretto, die von dem gnadenreichen Zeitpunkte der Übertragung hochbedeutende Gnadenorte geworden, und es durch mehr als 600 Jahre stets geblieben sind.

5. Die Bestätigung der Päpste. Von den 67 Päpsten nämlich, die seit der Übertragung des Heiligen Hauses auf dem Stuhle Petri saßen, haben 45 auf die eine oder andere Weise die Geschichte Lorettos bestätigt und diese hochehrwürdige Gnadenstätte mit zahlreichen und wichtigen Privilegien ausgestattet. Paul II. sagt im Jahre 1471, das Heilige Haus sei durch eine Engelschar nach Loretto gebracht, und „wie er in eigener Person erfahren", wirke die gnadenreiche Jungfrau dort unzählige, erstaunlich große Wunder. Pius IX. rühmte sich, als Kind in Loretto Genesung von einer unheilbaren Krankheit erhalten zu



Tersat, Gemälde in der Gnadenkapelle.
Papst Urban V. sendet das Gnadenbild nach Tersat.

haben, und sandte vor seiner Thronbesteigung Bischofsring und Bischofskreuz als Geschenk dorthin.

6. Die zahlreichen Wundertaten, die sich in ununterbrochener Kette durch 600 Jahre immer wieder ereignen und von denen ein guter Kenner sagt: „Die Wunder, die Gott in Loretto gewirkt hat, sind so mannigfaltig, daß es nicht möglich ist, sie zu zählen. Sie sind so offenkundig und so großartig, daß nur ganz unverschämte Leute sie zu leugnen wagen; sie sind ferner so außerordentlich und erstaunlich, daß selbst der gewandteste Redner sie nicht in erschöpfender Weise zu beschreiben und zu erklären vermöchte."

7. Eine interessante chemische und physische Untersuchung aus neuerer Zeit. Der römische Forscher Bartolini erhielt im Jahre 1860 von Papst Pius IX. die Erlaubnis, aus den Mauern des Heiligen Hauses zu Loretto, und zwar aus verschiedenen Stellen, Stein und Mörtel auszubrechen. Das ausgebrochene Material wurde sorgsam verwahrt und unterdessen in Rom verschlossen gehalten. Der Forscher erkannte übrigens, daß derartiges Steinmaterial in Italien gar nicht vorkomme. Dann aber reiste er, um ja ganz sicher und unparteiisch vorzugehen, in eigener Person nach Nazareth, und holte sich aus dem noch dort bestehenden Fundamente des Hauses gleichfalls Steine und Mörtelproben. Nach Rom zurückgekehrt, übergab er beiderlei Steine dem Universitätsprofessor Ratti mit der Bitte, ein Urteil über sie abzugeben; doch verschwieg er vollkommen, woher die Steine seien, und worum es sich eigentlich handle. Das Urteil des Gelehrten ging dahin, daß beiderlei Steinmaterial vollkommen gleich sei. Ganz ähnlich wurde nun die Probe mit dem Mörtel gemacht, und auch hierin ergab sich vollkommenste Gleichheit.

8. Es scheint lohnend, betreffs der Glaubwürdigkeit hier noch einen Gedanken Farlatis anzuführen: „Wenn auch andere Dokumente nicht vorhanden wären, setzt dies schon die uralte, fortwährende und standhafte Tradition (Überlieferung) voraus, die, von zwei Völkern ausgehend, dennoch gleich und unverändert blieb. Wie wäre es nämlich denkbar, daß zwei Nationen, die Italiener und die Dalmatiner, durch Sprache, Sitten und das Meer voneinander getrennt, in ihrer Meinung, in ihren Schriften und in ihren Worten betreffs dieser doppelten Übertragung (nach Tersat und nach Loretto) so auffallend übereinstimmten, wenn diese nicht wahr, sicher und außer allem Zweifel erhaben wäre?"

Zu diesen Gründen kommen noch helfend einige andere Erwägungen hinzu.

1. Man kann doch nicht sagen, daß die Übertragung, wenn auch noch so auffallend, dennoch eine Unmöglichkeit wäre. Gott ist allmächtig: wenn er wollte, konnte er dies bewirken. Diese Übertragung ist, als wunderbare Tatsache betrachtet, wesentlich geringer und unscheinbarer, als zum Beispiele das Wunder der Menschwerdung Christi, das Wunder des Allerheiligsten Altarssakramentes und andere.

2. Die Zeit, in der die Übertragung geschah, bietet insoferne einen Anhaltspunkt, warum diese Übertragung stattfand, da noch in demselben Jahre Ptolomais, die letzte Festung der Christen, den Türken in die Hände fiel. Die Muttergottes wollte also anscheinend aus einem Lande fort, in dem von nun ab die Ungläubigen herrschen sollten. (Ähnliche Züge zeigt die Geschichte der Wallfahrtsorte Mariastein in Tirol und Madonna della corona in Norditalien.)

3. Wenn man einwendet: Warum aber dieses veränderliche Schwanken, diese zweimalige Übertragung? Warum zuerst dreieinhalb Jahre in Tersat? Warum nicht sofort nach Loretto? So antworten wir: Wer die 600jährige Geschichte Tersats überschaut, wer an den Strom von Gnaden denkt, die von dort seit dieser Zeit ausgegangen, wer an die Millionen betrübter Herzen denkt, die dort Beruhigung, Frieden, Trost und Heilung gefunden haben, und wer nun andererseits jene gesegneten dreieinhalb Jahre als den Ausgangspunkt all dieser Gnadenfülle betrachtet, dem drängt sich der Gedanke auf: Wahrlich, es war der Mühe wert, um solcher Erfolge willen, gleichsam auf dem Wege nach Italien innezuhalten und durch Verdoppelung des Wunders auch die Gnaden zu verdoppeln.

Auf unseren Wallfahrtsreisen haben wir die interessante Tatsache vernommen: daß ein jetzt lebender Bischof an die Übertragung des Hauses nicht glauben wollte. Dann aber las er das Buch von Eschbach „Die Übertragung des Heiligen Hauses" und kam dadurch so sehr auf andere Gedanken, daß er ein begeisterter Verteidiger dieser Anschauung wurde.

Es freut uns, hier mitteilen zu können, daß es uns selber ähnlich erging. Die Übertragung des Heiligen Hauses war immer eine harte Nuß, der wir keinen Glauben beimaßen — solange wir nämlich die Sache von ferne betrachteten. Bis wir darangingen, uns näher und eingehender damit zu befassen, bis wir studierten, lasen, verglichen. Und siehe da, wir glauben für unsere Person jetzt an dieses auffällige Gnadenwunder Gottes.

Möge es uns gelungen sein, auch im Herzen der Leser eine ähnliche Wirkung erzielt zu haben.

Weitere Geschichte des Gnadenortes.

Die Zeit nach der Entfernung des Heiligen Hauses war für die Tersataner eine sehr traurige! Unersetzliches hatten sie verloren. Darum strömten sie denn in Scharen nach Loretto.

Und da traf es sich einmal, daß Papst Urban V. solch eine dichtgescharte kroatische Wallfahrt in Loretto einziehen sah. Er interessierte sich so sehr für sie, daß er nach Anhörung ihrer bitteren Trauerklagen über den Verlust versprach, sie halbwegs zu trösten. Er schickte ihnen tatsächlich bald darauf ein altes, ehrwürdiges Marienbild aus Rom; das heutige Gnadenbild.

Die frommen Tersataner nahmen das päpstliche Geschenk mit Freude an, und richteten an der Stelle, wo einst das Heilige Haus gestanden, ein Heiligtum dafür her. Dies geschah im Jahre 1367.

Jetzt erst begann Tersat als Wallfahrtsort größere Bedeutung zu erlangen. Gegen neunzig Jahre hernach (im Jahre 1453) war es längst zur dringenden Notwendigkeit geworden, eine größere Kirche und mehr Priester zur Wallfahrtsseelsorge zu besitzen. So wurde denn eine, immerhin kleine Kirche, samt Franziskanerkloster gebaut. Allmählich wurde die Kirche stückweise vergrößert. Der Turm kam erst 1824 dazu. An dem Klostergebäude wurden im Laufe der Zeiten mannigfache Veränderungen unternommen, so sehr, daß man sagen kann, es sei einigemale vollkommen neu aufgebaut worden.

Im Jahre 1629, am 5. März, ging es ganz in Flammen auf. Glücklicherweise blieb sowohl die Kirche als auch die Sakristei unversehrt, wodurch die wichtigen Gründungsdokumente dem drohenden Untergange entgingen. Doch war die kostbare Bibliothek ein Raub der gierigen Flammen geworden, ein Schaden, der um so größer war, weil gerade in Tersat von verschiedenen alten Patres, die sich vor den Türken flüchteten, eine Menge wertvoller Bücher aus kroatischen und bosnischen Klöstern aufgehäuft waren.

Schnell dachte man an eine Wiederherstellung des Baues, und die allerseligste Jungfrau, die in ihrer Güte nicht zulassen wollte, daß das Volk der geistlichen Hilfe und Tröstung der Religion beraubt würde, fachte in den Herzen der Gläubigen des Mitleids Flamme an, so daß infolge der einlaufenden Almosen das Klostergebäude tatsächlich wieder aus Asche und Glut zu neuem Leben emporstieg.

Der 8. September des Jahres 1715 war ein großer Freudentag für Tersat. Denn an diesem Tage wurde über päpstlichen Auftrag das Gnadenbild daselbst feierlich gekrönt, die höchste Ehre und Auszeichnung, die einem Gnadenbilde widerfahren kann. Trotz der damals noch herrschenden Pest kamen zirka 60.000 Wallfahrer zum Hochfeste zusammen.

Von tausend Zungen steigt der Gabe Preis
Und Ruhm und Lieb' und Dank so warm, so heiß
Von Jubel laut der Hügel widerhallt,
Von Freudenschüssen donnert Berg und Wald;
Gesang und Spiel ertönt so fern und mild,
Zu feiern das gekrönte, heil'ge Wunderbild.
(Aus einem Wallfahrtsbüchlein).

Außer den vielen Votivbildern wird der fromme Pilger heutzutage in Tersat keine großen Schätze vorfinden. Früher soll, wie man vernimmt, manches dagewesen sein, aber verschiedene Unglücksfälle trugen dazu bei, diese Schätze verschwinden zu machen; man war nämlich manchmal auch bemüßigt gewesen, die Wertsachen außerhalb des Klosters zu bewahren, was zu mancherlei Verlusten führte.

Tersat hat sich bis heute immerhin einen noch sehr ehrvollen Platz unter den Wallfahrtsorten Österreichs zu bewahren gewußt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1915 200jähriges Jubiläum der feierlichen Krönung.
1917 550jähriges Jubiläum des Gnadenbildes.
1941 650jähriges Jubiläum der Übertragung des Hl. Hauses.
Ständige Priester: 7 Franziskanerpatres der kroatischen Provinz.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 500.
Kommunikanten jährlich: 40.000 bis 50.000.
Besucher jährlich: über 200.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: über 20.
Hauptfest: 10. Mai (Übertragung des Hl. Hauses.)
Ständige Devotionalienhändler: 6.
Gasthäuser: am Berge zirka 10.
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Tersat—Monte Santo. Fiume–St. Peter in Krain (umsteigen)—Nabresina–Görz. 5 St. K 6.70.

Alle übrigen österreichischen Wallfahrtsorte sind von Tersat noch weiter entfernt.

Literatur.

Glavinich, hist. Tersactana. Utini 1648.
Marotti diss. hist. Romae 1710, 4.
Francetich, Tersactum coronata ... Venetiis 1718 (auch deutsch.)
Pasconi, triumphus coron... Venetiis 1731, 4°.
Historicus progessus. Ibid. 1744, 4.
Anonym, Der Wallfahrtsort T., Wels, 8°, 8 S.
Austria-Kal. 1845, S. 175.
Ave Maria, Linz, Jahrg. VII, 163.
Kaltenbäck, Marienſagen, 66.
Ott, Marianum, 510.
Vgl. Herders Kirch.-Lex. Titel: Loretto, VIII, 145.
Jordánzky, Kurze Beschrbg. Preßburg 1836, 4°, S. 121.
Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 256.

Kurze Erwägung.

Gleich Inseln im weiten und sturmreichen Meere, die von einem Leuchtturme bestrahlt, den Schiffern bei Eintritt einer Gefahr sichere Zuflucht bieten, — so sind auch die zahlreichen Heiligtümer der seligsten Jungfrau Maria mitten unter den heftigen Stürmen der Welt erwünschte Zufluchtsstätten für uns arme Wanderer auf dem Wege zu Ewigkeit. Und des Leuchtturmes Licht an diesen Zufluchtsorten ist das liebe, treue Mutterherz Mariä. Es ruft und lockt dieses Licht: „Komm' her, mein Kind, — ich bin ja Deine Mutter!" Selig, wer dieses Licht erschaut, seliger noch, wer ihm vertraut! O süße Rast beim Herzen Mariä! Zu Füßen der Mutter ist man hingesunken und fühlt, wenn auch nur für Augenblicke, ihre weiche, zarte Mutterhand. Draußen gröhlt und tobt der grauenhafte Sturm, und wild schäumend gährt die fürchterliche Brandung. Droben, drinnen aber tröstet, heilt, stärkt, labt die milde Mutter ihr müdes, ermattetes Kind. Doch bald heißt es wieder auf und hinaus in Nacht und Sturm, aber schon ist die Kraft wieder größer geworden, frischer der Mut, stärker die Hoffnung auf gutes Gelingen. Und hinaus geht es wieder in Gefahr und Kampf, vielleicht zur letzten Lebensfahrt. „Mutter ich komme bald, und wenn's zu Ende geht, dann gedenke mein, und steh' mir bei und hilf hinauf — hinauf zu Dir!"

Gebet..

O Herr, allmächtiger, ewiger Gott, der Du dem nächtlichen Himmel als schönsten Schmuck die Sterne gegeben, und der Du uns in den Nächten dieses irdischen Lebens als schönsten Hoffnungsstern Maria, Deine Mutter, verliehen hast, gib, daß wir, diesem himmlischen Sternenlichte folgend, die



Tersat, Gemälde in der Gnadenkapelle.
Feierliche Krönung des Gnadenbildes.

Bahnen Deiner Gebote ziehen, und die heiligen Wege Deiner Vorschriften wandeln, damit wir das hohe Ziel, zu dem uns Deine Barmherzigkeit berufen, durch die Fürbitte und die gütige Führung Deiner Mutter Maria erreichen und in Dein ewiges unvergängliches Lichtreich einzuziehen gewürdigt werden. Durch Maria, unsere Mutter, die uns dies alles erbitten möge bei Dir, ihrem Sohne Jesus Christus. Amen.

Mutter, wie einst Deine Hütte
Dort auf Tersat war zu schau'n,
So in unsres Herzens Mitte
Wolle Dir ein Hüttlein bau'n.
Herrsche dort in Freud' und Stürmen,
Süße Mutter unsres Herrn,
Und so oft sich Wogen türmen,
Zeig' Dich uns als Meeresstern! (M. H.)



Monte Santo, Gesamtansicht.

Wo des Isonzo grünes Wellenband
Durch enge Schluchten seine Wege fand,
Dort hebt sein graues Felsenhaupt empor
Der Berg, den sich Maria selbst erkor.
Zum »Heil'gen Berg«, wo sie Barmherzigkeit
Und Tröstung bietet für das Erdenleid. —
Drum, wer da Segen braucht, und Trost und Gnad',
Zieh' froh empor des »Monte Santo« Pfad.

Der Monte Santo bei Görz.

Küstenland. 37.000 bis 46.000 Kommunikanten.

Der Monte Santo,[1]) das Ideal eines Wallfahrtsortes.

Mag Altötting der besuchteste Wallfahrtsort sein, — Mariazell der vornehmste, — Filippsdorf der wunderreichste, — San Romedio der älteste, — Luschari der höchste, — Kalwarya der an Kirchenbauten reichste, — St. Georgenberg der schönste, — mag man an dem einen Wallfahrtsort dieses, an einem andern wieder jenes loben, — — so ist und bleibt nach unserer Ansicht (und wir haben viele Gnadenstätten Österreichs besucht) der Monte Santo bei Görz der idealste aller Wallfahrtsorte; er ist die Perle aller Pilgerziele Österreichs. Und hätten wir Lorbeerkränze zu vergeben: den ersten Kranz dem Monte Santo!

Wir sagen dasselbe mit anderen Worten: Wenn wir, mit Schöpferkraft ausgestattet, uns einen Wallfahrtsort neu erschaffen sollten nach unserem Gutdünken und Geschmack, jedoch nur nach dem Muster eines der schon bestehenden, so würden wir uns einen erschaffen, der in den allermeisten Stücken übereinstimmt mit dem Monte Santo.

Die Gründe, die uns bewegen, gerade den Monte Santo „das Ideal eines Wallfahrtsortes" zu nennen, sind folgende:

1. Der Monte Santo hat eine geradezu majestätische Lage auf dem Gipfel eines stattlichen Berges, der wieder als Grenzberg zwischen Ebene und Hochalpen, und dann noch unweit des Adriatischen Meeres alle Reize der Natur zu seinen Füßen hingebreitet schaut.

2. Dieser stattliche Berg scheint sozusagen ausschließlich dazu bestimmt zu sein, nur jene Gnadenkirche auf seinem Gipfel zu tragen, und sonst nichts. Weit und breit nach allen Richtungen kein Haus, keine Ansiedlung; in einsamer Weltenferne, dem Himmel nahe, thront dieser Gnadenhort der Muttergottes auf seinem Felsenhorne.

3. Eine trefflich erhaltene, verläßlich markierte Bergstraße führt von der Ebene bis zur höchsten Höhe empor. Und diese Bergstraße ist Privateigentum des Franziskanerklosters, und nur zum Zwecke der Pilgerfahrten erbaut und erhalten, also gleichsam »terra santa«, „Heiliges Land".

4. Der Monte Santo hat eine herrliche Entstehungsgeschichte, die in mehreren Stücken an das gewaltige Drama von Lourdes erinnert; so daß man sagen kann: die Gründung dieses Wallfahrtsortes ist unverkennbar und ausschließlich ein Werk des allmächtigen Gottes.

5. Der Monte Santo hat eine Kirche, die, wenn sie auch nicht zu den schönsten gehört, doch jedenfalls der Größe nach einen hervorragenden Platz einnimmt. Die Pilger haben genugsam Raum in diesen heiligen weitgedehnten Hallen.

6. Der Monte Santo hat die vorzügliche Einrichtung, daß seine schon erwähnte wundersame Entstehungsgeschichte durch meisterhafte Riesengemälde an dem vornehmsten Platze der Kirche, an den drei Teilen des Chorbogens den Besuchern vor Augen geführt wird. Außerdem wird der Wallfahrer schon beim Besteigen des Berges durch die gleichfalls guten Bilder in etlichen Kapellen mit der Entstehungsgeschichte bekanntgemacht. Dadurch wird erreicht, daß jeder Pilger sich immer bewußt bleibt, an welch hochbegnadetem Orte er sich eben befinde.

7. Der Monte Santo hat musterhafte ausgedehnte, ganz dem Kloster gehörige Lokalitäten zur Beherbergung der Pilger.

Das glückliche Zusammentreffen aller der angeführten Vorzüge in einem und demselben Wallfahrtsorte läßt uns diesen bevorzugten Ort als das Ideal eines Wallfahrtsortes erscheinen.

---

[1]) Wenn wir hier meistenteils den italienischen Namen Monte Santo beibehalten, was zu deutsch „Heiliger Berg" heißt (slowenisch: Sveta Gora), so geschieht dies nur darum, um ihn ohne weitere Beifügung sofort von den vielen anderen „Heiligen Bergen" zu unterscheiden.

Zufahrten zum Gnadenthrone Mariens.

Der wackeren Südbahn mächtiges Dampfroß hatte uns herbeigebracht. Von Wien aus gings die ganze, lange mehr als zwölfstündige Fahrt gegen Süden und Südwesten über Graz, Laibach und St. Peter in Krain. Dann fuhren wir gegen Nabresina weiter und endlich wieder nach Norden über Monfalcone nach Görz.

Aber wohlgemerkt: Wir befanden uns dort zunächst auf dem Südbahnhofe. Ganz draußen am andern, nordöstlichen Ende der Stadt liegt der Staatsbahnhof, der dem Monte Santo um eine halbe Stunde näher liegt als der Südbahnhof.

Wir fuhren mittels elektrischer Straßenbahn dorthin.

Vom Staatsbahnhofe führte der Weg zum Monte Santo direkt gegen Norden, und zwar die erste halbe Stunde immer an der Bahn fort. Wir kamen nach Salcano, einem Dorfe oder Markte von mindestens 1000 Einwohnern, und wunderten uns höchlichst, daß ein Ort von solcher Größe, dem die Eisenbahnstrecke direkt über den Leib geht, nicht einmal eine Haltestelle besitzt. Sie würde den Weg zum Heiligen Berg um 30 Minuten verkürzen. Gleich außer Salcano beginnt sich der Schienenstrang von der Bergstraße zu trennen und läuft nun im Tale, immer hart am Bette des grünen Isonzoflusses nordwärts, und zwar gegen Wochein, Aßling und weiter über Klagenfurt nach Wien. Südwärts von Görz aber führt dieselbe Strecke auf kürzerem Wege als die Südbahn gegen Triest. Die Staatsbahnstrecke, von der wir hier reden, bildet also die kürzeste Verbindung zwischen Wien und Triest.

Aufstieg zum Heiligtume.

Beim letzten Hause des Ortes Salcano teilt sich die Straße; linkerhand führt sie ins Isonzotal, wo sie sich neben Fluß und Eisenbahn meilenweit hinzieht, rechts führt sie stetig aufwärts auf einen Sattel und von dort weiter hinauf zum Monte Santo.

Den Beginn der Bergfahrt markieren zwei steinerne, Rundsäulen, jede 3 bis 4 m hoch. Auf der einen steht geschrieben:

Ingressus in viam — ad Marianas gratias — montis sancti.

(Eintritt zum Wege, der da führt zu marianischen Gnaden des Heiligen Berges.)

Auf der zweiten Säule lesen wir:

Anno — paratae salutis — MDCCCXXVI.

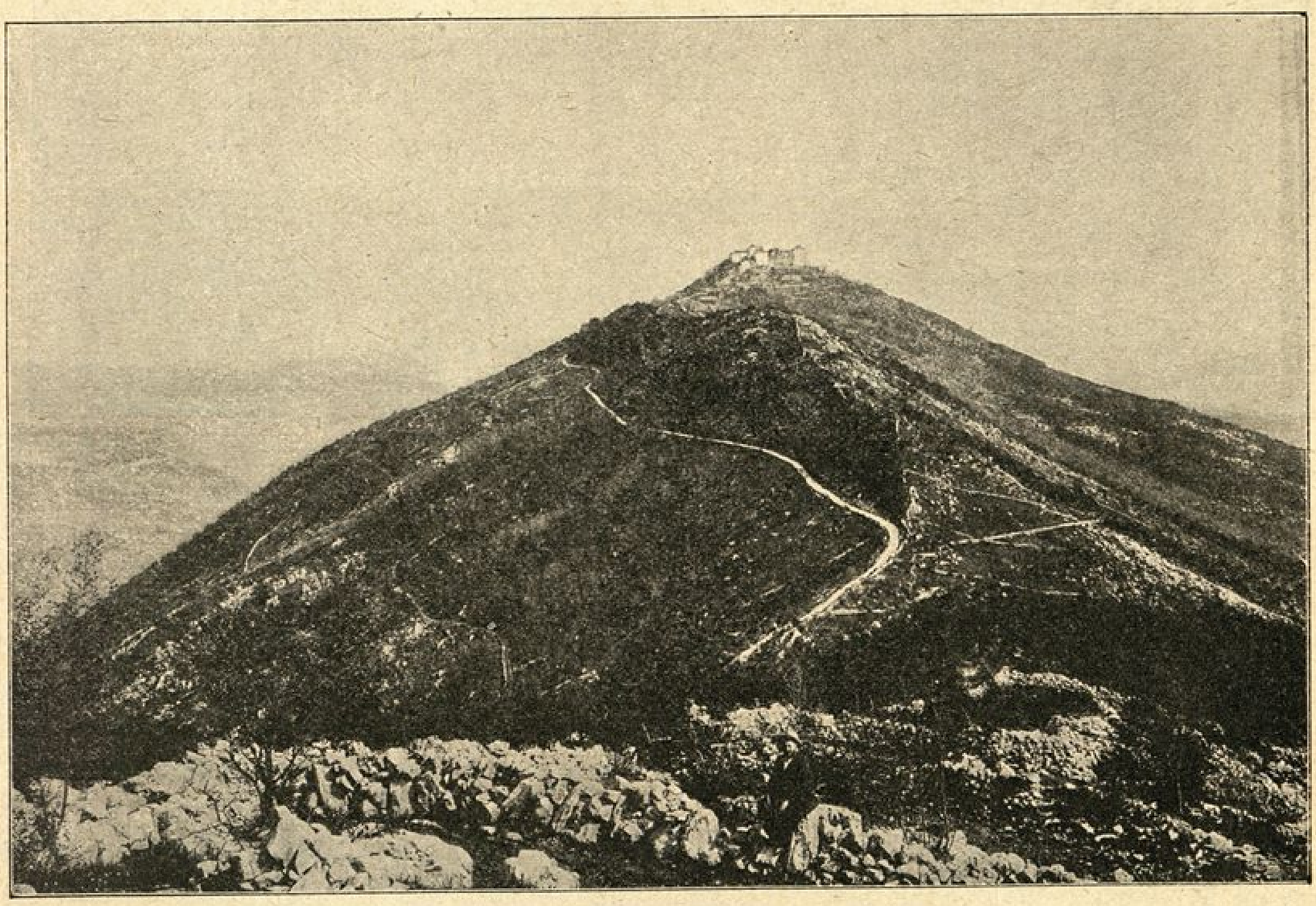
(Im Jahre des uns zuteil gewordenen Heiles 1826.)

Also jedenfalls eine vornehme Wegmarkierung. Solch' schöne Einleitung läßt auf manches Gute hoffen, das noch nachkommen wird.

Die Straße, immer offen und frei, also sonnig, ist in ihrem ersten Drittel bis zur Paßhöhe eine vortreffliche Landesstraße. Der Ausblick in das Isonzotal, das wir immer linkerhand haben, wird von Minute zu Minute schöner. Die gewaltige steinerne Eisenbahnbrücke über den Isonzofluß, die größte Steinbrücke Europas, ist ein herrliches Schaustück. Gar manchmal bleiben wir noch für ein Weilchen stehen, um rückwärtsblickend dieses imposante Bauwerk zu bewundern.

Wir kürzen eine sehr weitausgreifende Serpentine des Straßenweges mittels eines steileren Karrenweges und sind, etwa ein halbes Stündchen nach dem beginnenden Aufstieg auf der Paßhöhe beim Gasthause.

Von hier senkt sich die Landesstraße jenseits wieder in das gegenüberliegende Tal, während wir selber auf einer



Monte Santo.

Privatstraße, die der Kirchenverwaltung des Monte Santo gehört, unseren Weg gegen links fortsetzen. Die eben erwähnte Privatstraße ist in allerbestem Zustande; man sieht die sorgende wachsame Hand der Eigentümer. Gewaltige Steinmauern waren oft genug als Unterlage für diese Bergstraße, auf der sich zur Not zwei Wagen ausweichen können, nötig. Und was wir noch mehr loben: an jeder Straßenecke die gut erhaltenen Wegzeigetafeln. Ja, an manchen Stellen, an denen vielleicht ein Irregehen denkbar wäre oder eine verfehlte Abkürzung uns locken könnte, stehen gleich zwei solcher Wegtafeln. Und auf jeder Wegtafel steht das Ziel in allen drei Landessprachen, italienisch, slowenisch, deutsch: Monte Santo — Svete Gora — Heiliger Berg.

Schon der Zustand des Weges und diese sorgsamen Markierungen erfüllen uns mit einer gewissen Zuversicht und Hochachtung für die Wallfahrtsseelsorger, die dort droben hausen. Diese trefflich erhaltenen Wege sagen uns im vor-

hinein, daß man uns droben gerne sieht, daß man uns erwartet, daß man für unser Kommen, soviel man konnte, schon im vorhinein gesorgt hat. — Darum herzlichen Gruß, du gastliches Heim, schon von der Ferne!



Monte Santo, Anblick vom Staatsbahnhofe in Görz (links). Phot. Mazzucco, Görz.
Rechts im Hintergrunde Dorf Salcano, der Berg links Sabatiniberg; zwischen diesem und dem Monte Santo die Schlucht des Isonzo.

Da wir emporsteigen, kommen wir da und dort an einer gemauerten Kapelle vorbei, darin gar nicht schlechte Ölgemälde, die uns nebst manchen Darstellungen aus dem Leben der Gottesmutter auch einige Bilder aus der längst vergangenen Entstehungsgeschichte bringen; wir sind dankbar für solch' bildlichen Unterricht.

Der letzte Teil des Weges ist wohl der schönste. Da trennt sich der Wallfahrtsweg von der Straße und bringt uns in scharfgespitzten Winkelwegen zur Höhe; Alleebäume bieten uns für dieses letzte Stück Weges ihren willkommenen Schatten. Allüberall dort, wo der Weg einen scharfen Winkel macht, hat man als treue Hüter und geziemende Mahner einfache Kapellen mit schönen Bildern hingebaut. Wir zählen solcher Kapellen samt der letzten, obersten (der schönen Herz Jesu-Kapelle) im ganzen elf.

So haben wir denn endlich die Höhe erreicht. Da fällt unser Blick voll der Überraschung auf einen Friedhof, der in zwei Terrassen geteilt eine große Anzahl gut erhaltener Gräber, offenbar von nicht armen Personen zeigt. Wie wir nachträglich erfahren, ist dies der Pfarrfriedhof, denn die Gnadenkirche am Heiligen Berge ist zugleich Pfarrkirche, rühmt sich allerdings nur der bescheidenen Anzahl von summa summarum 40 Pfarrkindern. Dies zur Erklärung, daß überhaupt ein Friedhof hier oben existiert; daß er aber so reiche vornehme Gräber aufweist, hat eine andere, liebe Ursache: es lassen sich gar manche fromme Leute von Görz herauf auf den Heiligen Berg führen, um noch im Tode vereint mit der Mutter der Gnade und gleichsam unter ihrem Schutzmantel dem Tage der Auferstehung und des Gerichtes entgegenzuharren. — Der Herr gebe ihnen die ewige Ruhe, und die himmlische Mutter erbitte ihnen das, was sie von ihr erwarten! —

Ausblick vom Monte Santo.

So haben wir denn die Höhe erreicht. Wir stehen hier 682 m über dem Meere, während die Stadt Görz, die sich anmutsvoll tief unter uns hinbreitet, nur etwa 80 m über der Adria liegt.

Unwillkürlich haftet der Blick an jener fernen graublauen Fläche, die so schimmerig emporglänzt: der Spiegel des Adriatischen Meeres! Für zahllose Pilger, die aus dem Norden kommen, ist der Anblick des Ozeans ein stiller, langgehegter Wunsch; niemals haben sie, die nur Berge und Täler und Ebenen und eisigstarrende Gletscher kennen, des Meeres Zauber genossen — heute grüßt es lachend, leuchtend aus der Tiefe: Gruß Dir, Pilger des Nordens! Jene Glücklichen, die Gottes Huld mit scharfen Falkenaugen ausgerüstet, schauen in weiter Ferne am Horizonte die bläulichen Berge von Istrien und ihr Blick schweift dann rechts hinüber, suchend die Perle der Adria, die Lagunenstadt Venedig!

Weithin gedehnt, einem ebenen Tische gleich, breitet sich vor dem Meere das Friauler Becken, grünlich schimmernd, mit glitzerigem Silberzierat der Flüsse, die so klingende Namen tragen: Indrio, Isonzo, Torre und Natisone, Natissa und Corno, Tagliamento und Livenza. Altersgrau, ehrwürdig, ein Denkmal besserer Zeit, steht inmitten des flachen Landes der massige Turm von Aquileja; welch eine reiche, wechselvolle Geschichte umspinnt geheimnisvoll sein altes Gemäuer!

Am lachenden Gefilde verstreut, mit silbernen Bändern an die Ebene gefesselt, leuchten im Sonnengolde des Landes Juwelen: die Städte, die Dörfer; vor allem Görz, die liebliche Stadt, mit winzig kleinen Häuschen, als hätten Engelshände im Kinderspiele das Städtchen erbaut.

Tief unter uns, in der romantischen Schlucht, die den Monte Santo vom Sabatiniberge und der Valentinihöhe trennt, windet sich der grüne Isonzo, ein echtes Bergkind, daß seine Wasser von den Fürsten der Julischen Alpen, von den stolzen Schneehöhen des Triglav und des Mangart in endlos emsiger Arbeit herbeiführt, und solcherart uns tausend und tausend Wellengrüße mitbringt vom großen slowenischen Schwesternheiligtume, von Kärntens Edelstein: vom

Berge Luschari. Treu an des Flusses Seite hält sich die blendend weiße Landesstraße und der strenge Doppelstrang der Eisenbahn, deren eiligste Schnellzüge für des Beschauers Auge so träg, so langsam weiter zu rollen scheinen.

Ja wahrhaftig, ein schönes Stück Land schaut hier der wonnetrunkene Blick, und preist des ewigen Schöpfers unbegreifliche Macht. Aber nicht des grandiosen Panoramas wegen kommen alljährlich Zehntausende und noch viel mehr die steilen Pfade herauf — für ihr Herz gibt es einen stärkeren Anziehungspunkt, ihr Pilgern hat ein wesentlich anderes Ziel: es ist die große Marien-Wallfahrtskirche auf dem höchsten Gipfel des Berges. Darum auf, zur Betrachtung des Heiligtums!

Die Gnadenkirche.

An einer größeren Kapelle vorbei, die, wie man uns später mitteilt, die Ursprungskapelle ist, kommen wir über einen mit Bäumen bepflanzten ummauerten Vorhof zur Rückseite der Kirche, die freilich etwas unscheinbar aussieht, und haben zunächst Gelegenheit, den starken, viereckigen Turm zu betrachten, dem wir, wenn eine Wünschelrute unser Eigen wäre, mindestens doppelte Höhe anwünschen würden. Dieser kleine Geselle, seiner Turmnatur nach eigentlich dazu berufen, alles andere zu überragen, kommt bei der mächtigen Kirche und dem stattlichen Klostergebäude gar wenig zur Geltung, so daß er von unten aus überhaupt nur bei genauer Kenntnis der Baulichkeiten als Turm erkennbar ist.

Wir betreten nun von einem Seitengange die Gnadenkirche, und stehen für einen Moment in unerwarteter Überraschung ganz erstaunt da. Denn wahrhaftig, diese Kirche bietet des Eigenartigen und Absonderlichen überaus viel!

Welch ein Gegensatz zwischen dem unscheinbaren Turme, dem ärmlichen Äußeren dieser Kirche, und zwischen den riesigen, breiten Hallen, in die wir uns jetzt mit einem Schlage versetzt finden! Das eine ist uns sofort klar; wir stehen in einer sehr geräumigen weitgedehnten Wallfahrtskirche. 4000 bis 5000 Personen haben hier genügend Raum!

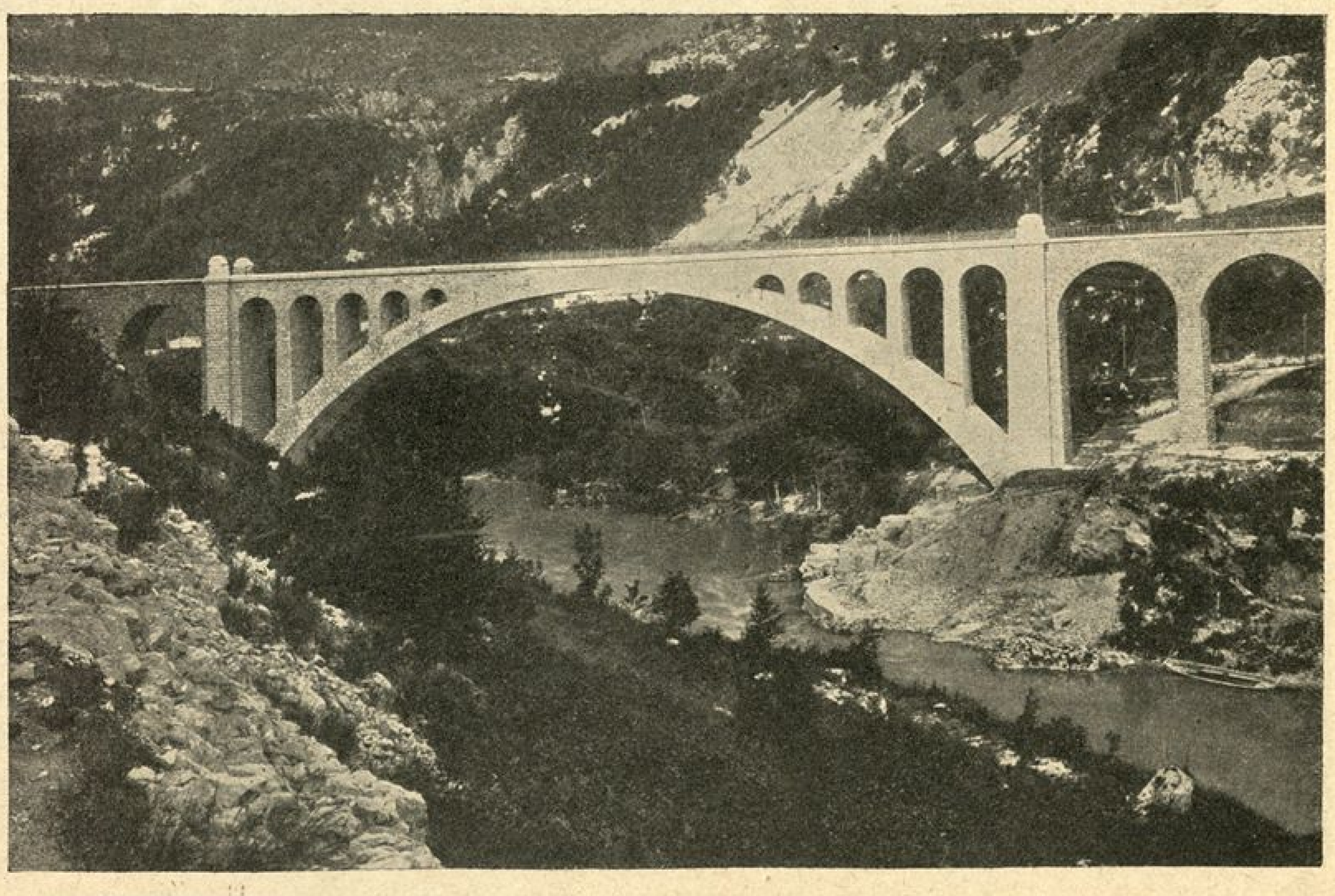
Das zweite, was unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist der Umstand, daß diese Kirche keine eigentliche Decke besitzt. Wir sehen die Reihen der Dachziegel vom Innern der Kirche aus. Wir hören, daß diese Dachziegel demnächst in sehr hübscher Art vergoldet werden sollen; das mag dann herrlich werden. — Doch, um bei dem ersten Gedanken zu bleiben: gerade dieses Fehlen des Dachstuhles verstärkt noch den Eindruck der gewaltigen Größe dieses Gotteshauses.

Ein drittes, was uns, schneller als wir es niederschreiben oder auch nur lesen können, in die Augen sticht, ist ein Doppelaltar in der Mitte des Schiffes, umgeben von einer viereckigen, sehr großen, steinernen Kommunionbank. Der Altar ist so eingerichtet, daß zwei Priester zugleich die hl. Messe lesen können; sie stehen einander dabei gegenüber. Der Altar ist, wie uns eine Inschrift belehrt, zum Andenken an den bedrängten Papst Pius IX. errichtet worden.

Ein viertes – noch verdient rühmendste Erwähnung: Die Gemälde. Und zwar sind es da zu allernächst drei große Darstellungen, die gleichsam die drei Kirchenschiffe abschließen und die in wahrhaft künstlerischer Weise drei Szenen aus der Erscheinungsgeschichte darbieten. Das mittlere Bild zeigt uns die Seherin des Heiligen Berges, die jugendliche Ursula Ferligoiniza, wie sie inmitten ihrer Herden der Erscheinung der Mutter. gottes gewürdigt wird. Dieses, vielleicht das schönste Bild in dieser stattlichen Galerie religiöser Riesengemälde, gewinnt durch die vorzügliche Beleuchtung, deren es sich erfreut, erhöhten Reiz und eindrucksvollen Zauber. Rechts davon, am flachen Chorbogen des rechtsseitigen Kirchenschiffes, erschauen wir das hochbegnadete Hirtenmädchen, wie es soeben, getroffen und umleuchtet von lichten Gnadenstrahlen der allerseligsten Jungfrau Maria, aus der Türe des Kerkers heraustritt.

Das dritte Bild, links, zeigt uns die jugendliche Seherin, gefesselt mit Stricken vor dem Richter, während in den Wolken die heilige Beschützerin Maria mildiglich auf ihren Liebling herniederblickt.

Wir können nicht umhin, diese Art der Verwendung der Entstehungsgeschichte als überaus glücklich und passend zu bezeichnen, und würden nur wünschen, daß andere Wallfahrtsvor-



Monte Santo, Isonzobrücke (die größte Steinbrücke Europas). Phot. Mazucco, Görz.

stehungen in dieser Beziehung vom Monte Santo lernen möchten. Denn hier nimmt die Hauptdarstellung den Hauptplatz, den vornehmsten Platz ein, und mit dem Blicke auf den Hochaltar fällt unwillkürlich der Blick auf diese so lehrhaften Gemälde. Man hat diese Darstellungen nicht irgendwo in einen Seitengang abgeschoben, nicht in die Kirchenfenster, nicht an das Chorgewölbe, man hat sie nicht in einen halbvergessenen Winkel eines Kreuzganges hinpostiert, sondern ihnen die erste aller Ehrenstellen eingeräumt. Dieser Gedanke und seine einwandfreie Verwirklichung hat unsere vollkommenste Zustimmung erregt, und wir stehen nicht an, den Monte Santo in dieser Beziehung geradezu als mustergiltig zu bezeichnen.

Doch, sind die drei erwähnten Gemälde auch die weitaus wichtigsten, so sind sie nicht die einzigen, und auch nicht einmal die größten. Denn die ausgedehnten Seitenwände der Schiffe sind mit einer Reihe von gewaltigen Bildern ausstaffiert, von denen besonders das jeweilige Mittelbild wegen seiner ungewöhnlichen Größe sofort auffällt. Diese beiden allergrößten Seitenbilder, die wir meinen, sind nach unserer Schätzung je $8^1/_2$ m lang und etwa 5 m hoch, also Riesen in ihrer Art. Das eine von ihnen stellt die Geburt Christi dar, das gegenüberliegende die Anbetung der heiligen drei Könige. Es ist ein flotter Zug, der sich in den Entwürfen dieser Bilder zeigt; eine Fülle von Personen ist dort zu schauen, und die Farbenwahl dieser Gemälde kann wohl als eine überaus glückliche bezeichnet werden. Neben den beiden genannten Groß-Bildern befinden sich noch je zwei kleinere Bilder, die, obwohl etwa 4 m im Gevierte messend, gegen ihre ungeheuren Nachbarn dennoch bedeutend zurückstehen.

Wie wir nachträglich vernommen haben, sollen alle diese Bilder und auch jene der Kapellen auf dem Wege herauf aus der Hand eines und desselben Malers stammen. Wir wissen seinen Namen nicht, aber das sagen wir: wir gratulieren dem Monte Santo, daß er diesen Maler erwählt, und dem Maler, daß er eine so würdige Stätte, wie es eben der Heilige Berg ist, für sein künstlerisches Schaffen gefunden hat.

Hochaltar und Gnadenbild.

Eine besonders gute Eigenschaft hat dieser Hochaltar: er steht nämlich sehr hoch, so daß der zelebrierende Priester tatsächlich um volle fünfzehn Stufen höher steht, als das Volk, ein Umstand, der bei der großen Ausdehnung der Kirchenhallen gar sehr willkommen ist. Außerdem bietet diese hohe Lage einen sehr schönen Gesamtüberblick, den man von der gegenüberliegenden Eingangstüre hat, wenn man gegen den Hochaltar hinblickt.

Sonst aber ist gerade am Hochaltare nicht gar so viel zu loben. Er ist offenbar für dieses mächtige Haus zu klein, und scheint uns bezüglich seiner Stilart nicht so recht zum Ganzen zu passen.

Das Gnadenbild, das sich über dem Tabernakel befindet, ist ein auf Zedernholz gemaltes, etwa ein Meter breites und 70 cm hohes Gemälde, das uns in der Mitte ein Brustbild der allerseligsten Jungfrau bietet, die das göttliche Jesukindlein in ihren Armen trägt. Rechts befindet sich der hl. Johannes der Täufer, der schon als bärtiger Mann dargestellt erscheint (während er in Wahrheit doch nur ein halbes Jahr älter war als Jesus), links aber ein ehrwürdiger Greis, den einige für den heiligen Joachim ausgeben, von dem uns aber bestimmt gesagt wurde, daß diese Figur nicht Joachim, sondern den Propheten Isaias darstellen solle.

Übrigens ist das Gnadenbild meistens, nach südländischer Sitte, mit einem Vorhange verdeckt; aber auch nach Entfernung des Vorhanges ist all das, was wir soeben geschildert, kaum mehr zu erkennen. Das Bild ist vom Alter fast ganz geschwärzt, wurde aber im Jahre 1912 durch das kunsthistorische Institut der k. k. Zentralkommission restauriert.



Monte Santo, Gnadenbild. Phot. Mazucco, Görz.

Dieses Gnadenbild steht mit der Erscheinungsgeschichte in keinerlei Zusammenhang. Ursprünglich, in den allerersten Jahren nach der Erscheinung, hatte man auf dem Altare eine hölzerne Statue aufgestellt, die sich jetzt im Oratorium der Franziskaner zu Görz befindet. Im Jahre 1544 aber schenkte der Kardinal Grimani von Aquileja dieses alte Bild dem Monte Santo; und wahrscheinlich nur diesem hohen Kirchenfürsten zuliebe erhielt dieses Bild den Platz am Hochaltare, wo es sich bis heute befindet.

Aus dem geht hervor, daß der Monte Santo, ähnlich wie Lourdes, Filippsdorf und andere Wallfahrtsorte, streng genommen, kein Gnadenbild im eigentlichen Sinne des Wortes sein eigen nennt.

Wir erlauben uns hier auf einen Unterschied aufmerksam zu machen: es gibt nämlich Gnadenorte und Gnadenbilder. Gnadenorte (im eigentlichen Wortsinne) sind jene Stätten, an denen irgend eine Erscheinung stattfand; die dort zur Erinnerung aufgestellten Bilder sind erst in weiterem Sinne Gnadenbilder zu nennen.

Gnadenbilder (im eigentlichen Wortsinne) sind sinnfällige Darstellungen, deren sich Gott in augenscheinlicher Weise als Gnadenvermittler bediente. Durch die Aufstellung dieser Bilder an einem bestimmten Orte wurde dann dieser Ort erst zum Gnadenort (im weiteren Sinne.)

Der Stufenaufgang zum Haupttore der Kirche.

Das mag wohl ein wenig ungereimt erscheinen, daß wir heute vom Kircheneingange zu allerletzt reden, nachdem wir schon die Kirche in ihrer Gänze beschaut. Aber dennoch ist es tatsächlich so, daß die meisten Pilger zuerst alles andere, und dann erst den gegen Westen gerichteten Haupteingang der Kirche erblicken.

Da sehen wir denn zunächst, daß die Vorderfront der Kirche im großen und ganzen nichts anderes ist, als eine einfach aus Quadersteinen zusammengefügte glatte Mauer, die oben in einen gespitzten Giebel ausläuft. Zwei runde Rosetten und einige Fenster bilden den geringen Schmuck, wenn man in diesem Falle das Wort Schmuck überhaupt in Anwendung bringen darf.

Aber schön ist in dieser Vorderfront jedenfalls die elegante Eingangstüre, oder eigentlich das Mauerwerk rings um sie, und die darüber befindliche Marienstatue. Die Muttergottes scheint sich in dieser Darstellung ganz auffallend stark zur Seite zu wenden, gleichsam als ob sie, mit ihrem göttlichen Kinde spielend, diesem, das nach ihr hascht, ausweichen wollte. Zwei Englein knien verehrend ihr zu Füßen.

Und noch etwas macht uns diese Statue interessant. Vor etwa zwanzig Jahren geschah es, daß dieses, nur aus Sandstein gefertigte Standbild, das überlebensgroß ist, von seinem hohen Standorte etwa sieben bis acht Meter tief auf das Steinpflaster herabfiel, ohne sich dabei die geringste Verletzung zu holen. [1])

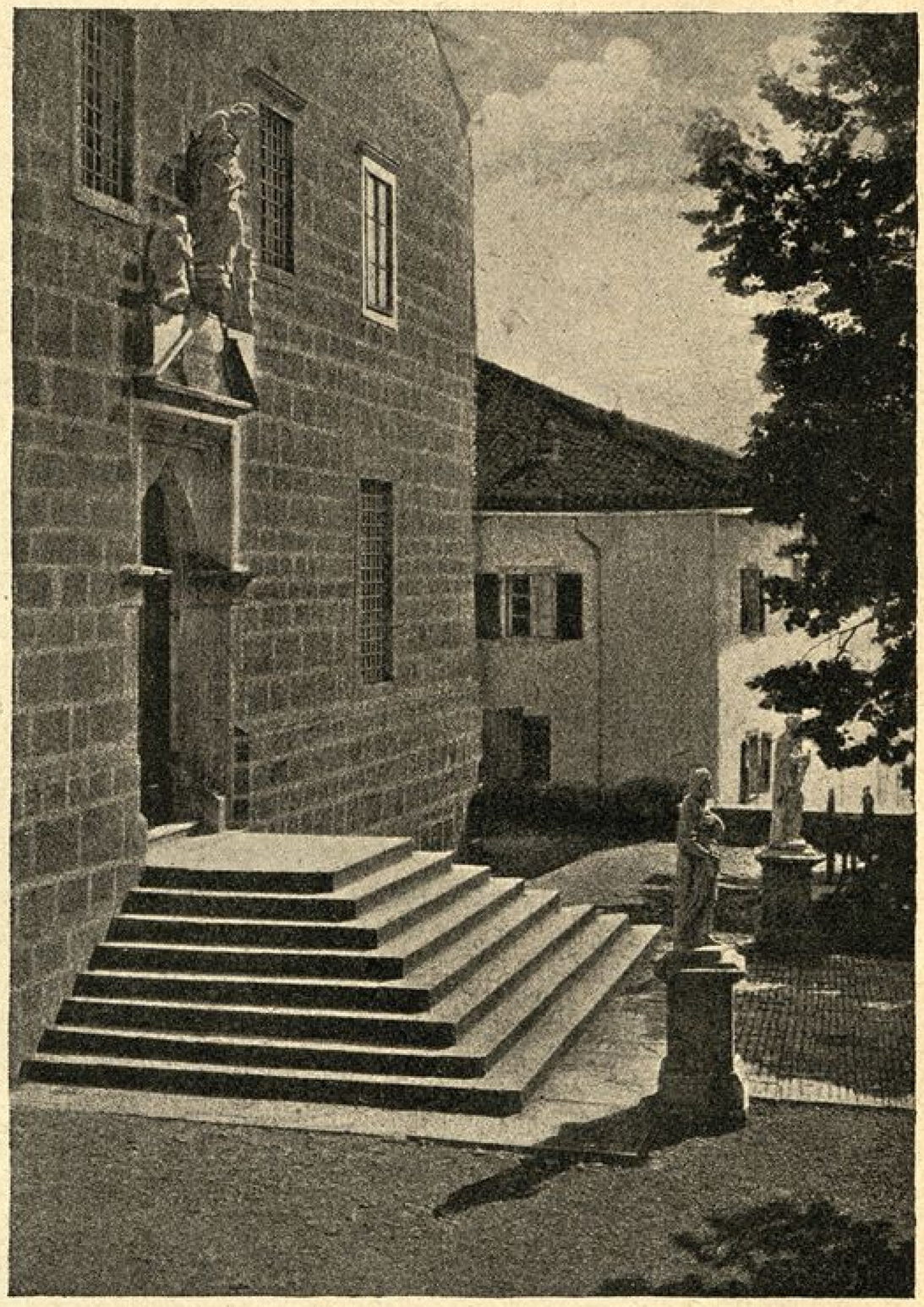
Vor dem Kirchenportale dehnt sich zunächst eine ziemlich große Plattform aus, die von sehr großen Bäumen überschattet ist. Mitten durch diese Plattform ein gepflasterter Weg, den links und rechts je drei Statuen säumen. Dann aber führt eine Doppelstiege, die ganz und gar aus mächtigen Quadern erbaut ist und einen prächtigen Anblick bietet, in die Tiefe, wo sich nebst mehreren Verkaufsbuden auch noch ein Gasthaus vorfindet.

Unter dem Stiegenaufgange finden wir in der Mitte des Vorplatzes auch eine sogenannte Zisterne, einen Regenwasserbrunnen; denn auf dieser Bergeshöhe, die ringsumher als höchster fester Punkt erscheint, gibt es kein Quellwasser; man muß das Regenwasser auffangen und filtrieren (reinigen). Das Wasser ist übrigens nicht schlecht. Es ist ja bekannt, daß man sich in vielen wasserarmen Gegenden der Erde in ähnlicher Weise behelfen muß.

[1]) Nach einer mündlichen, gelegentlichen Mitteilung der hochw. Geistlichkeit am Monte Santo.

Vorsorge für die Pilger.

Auf solch luftiger Bergeshöh', die weitab von allen menschlichen Ansiedelungen liegt, muß natürlich, wenn die



Monte Santo, Portal der Kirche.

Pilger anders ohne Furcht kommen sollen, für ihre Unterkunft halbwegs gesorgt sein. Und auch in diesem Punkte können wir der rührigen Wallfahrtsvorstehung nur alles Gute nachsagen.

Da gibt es zuvörderst zwei große Gasthäuser, die Eigentum der Kirchenvorstehung, aber von fremden Wirten gepachtet sind, die in ihren weiten Räumen auch bei großem Zusammenflusse des Volkes ein gut Teil der Pilger unter Dach und Fach zu bringen vermögen. Außerdem existiert noch ein separates Pilgerhaus, das unmittelbar von der Kirchenvorstehung besorgt wird, die außerdem noch in einem langen Trakte des Klostergebäudes zur Nächtigung der Pilger Räume zugerichtet hat. Die Lagerstätten dieses Pilgerhauses sind nach drei Klassen eingeteilt, und zwar kostet ein Bett I. Klasse K 1·20, II. Klasse K —·70, III. Klasse K —·30; gewiß bescheidene Preise! Zur Instandhaltung der Bettwäsche sind drei Wäscherinnen angestellt. — Pilgerhaus und Klostertrakt bieten zusammen 180 Betten. Wie wir hören, sollen diese Betten in den drei stärksten Wallfahrtsmonaten, August, September, Oktober, an den Samstagen so ziemlich bis aufs letzte Plätzchen belegt sein.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Erscheinung der Muttergottes.

In Gergar, einem kleinen Dorfe am nördlichen Fuße des jetzigen Gnadenberges, lebte im 16. Jahrhunderte still und verborgen, ungekannt ein schlichtes Bauernmädchen, namens Ursula Ferligoiniza. — Auf sie fiel der Blick der Himmelskönigin, als es sich darum handelte, ein geeignetes Werkzeug für die Ausführung ihrer gnadenreichen Pläne zu finden.

Es war im Jahre 1539, und zwar an einem Samstage, als Ursula Ferligoiniza die Schafherde ihrer Eltern, langsam vorwärtsdringend, gegen die Spitze des Berges Skalnica hinaufgetrieben hatte. „Skalnica" aber war ehedem der volkstümliche Name für den heutigen Monte Santo. Das Hirtenkind war fromm erzogen, und verbrachte einen Teil der vielen Zeit, die ihr reichlich zu Gebote stand, mit frommen Gebeten. So tat sie auch damals an jenem denkwürdigen Samstage.

Auf das andachtsvolle Beten des unschuldigen Kindes sah mit innigster Freude eine erhabene Zeugin hernieder: Maria, die Mutter des Herrn. Und sie würdigte sich, in herrlicher Lichtgestalt sich den Augen der Kleinen zu offenbaren. Mit ihrem göttlichen Kinde auf den Armen, stand sie oder schwebte vielmehr, von flammendem Lichte umgeben, plötzlich vor dem überraschten Hirtenkinde. Jäher Schreck fuhr der armen Seherin durch die Glieder, als die Herrliche vor ihr stand; aber der Schrecken wich der Freude, die Freude dem seligsten Entzücken, als die erhabene Frau mit einem lieblichen Lächeln und herzgewinnender Freundlichkeit ihre erkorene Botin die Worte vernehmen ließ: „Sage dem Volke, es möge mir hier ein Haus erbauen und mich um Gnaden bitten."

Die Kleine bebte, da sie solchen Auftrag vernahm und ihre Miene, ihr Benehmen zeigte nur zu klar, daß sie vor der Ausführung zurückschrecke. Da ward sie abermals getröstet und gestärkt und erhielt die nachdrückliche Zusage, daß sie, die Himmelskönigin, ihrer Sendung einen außerordentlichen, ja wenn nötig auch wunderbaren Schutz verleihen werde.

Nach einem anderen Berichte soll die allerseligste Jungfrau noch hinzugefügt haben: „Sage den Leuten, sie werden beim Bauen der Kirche einen Fund machen, der sie davon überzeugen wird, daß die Errichtung dieses Gotteshauses tatsächlich mein Wille sei". — Wir werden von diesem Funde noch berichten.

Da ging die neue Botin, von ungeahntem Mute beseelt, ans Werk. Und in allen umliegenden Dörfern sowie auch in der Stadt Görz verkündete sie den sonderbaren Auftrag, den sie erhalten hatte, und erzählte die Vision, die sie auf der Bergesspitze geschaut. Unter dem Volke rief dieser begeisterte Aufruhr der jugendlichen Seherin unbeschreibliche Aufregung hervor.

Die einen schenkten ihr, wie dies immer zu geschehen pflegt, alsbald ihren vollen Glauben, die andern schalten sie eine Betrügerin oder eine überspannte schwärmerische Person, die von religiösem Wahnsinne befallen sei.

Da das Interesse, das man der völlig neuen und überraschenden Sache entgegenbrachte, allseits überaus groß war, sahen sich auch die Behörden, die weltlichen sowohl als die geistlichen, veranlaßt, einzugreifen. Den Anfang machte, wie es meist bei derlei Dingen geschieht, der Arm der weltlichen Gerechtigkeit. Kein geringerer als der Reichsverweser der Grafschaft Görz war es, der gegen das junge Bauernkind in die Schranken trat: er ließ sie verhaften und in sicheren Gewahrsam bringen.

Übrigens sagt man, daß dieser Reichsverweser der Grafschaft Görz, Gabriel von Salamanka, Graf von Ortemburg, nicht aus Unglauben und Böswilligkeit, sondern aus Vorsicht und mit dem besten Willen, die Wahrheit zu erfahren, in derart strenger Weise gegen die Botin des Himmels vorgegangen sei.

Das Hirtenmädchen befand sich also hinter Schloß und Riegel. Unterdessen ging halb offiziell, halb neugierig eine kleine Gruppe von Herren auf den Berg hinauf, um die Sachlage und die Örtlichkeit dieser vorgeblichen Erscheinungen zu studieren. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie auf der Bergesspitze das Hirtenmädchen bei ihren Schafen fanden, das Hirtenmädchen, das sie doch im Kerker vermuteten.

„Wie bist Du hierhergekommen?"

„Die Muttergottes hat mich befreit, und mich, ich weiß' selber nicht wie, hierhergebracht!"

„Närrin, Betrügerin! Aufgemacht hat Dir jemand, durchgebrannt bist Du, entflohen! Komm' nur wieder, komm' mit uns, wir wollen Dich wieder in Dein gesichertes Heim geleiten!"

So kam das Mädchen zum zweiten Male in die Strafzelle. Sie wurde gut bewacht. Doch als man sie am nächsten Tage zum Verhör holen wollte, fand man das Gefängnis leer, die Schlösser und Riegel tadellos. Merkwürdig! — Bald eilten Leute aus Neugierde und auch in der Erwartung, die Vermißte auf der Bergeshöhe zu finden, die steilen Hänge hinan. Und siehe da, wieder fand man das Kind bei seinen Schafen, versunken in Andacht.

Da ward es zum dritten Male ins Verließ geführt, und mit aller erdenklichen Sorgfalt bewacht. Doch die Allmacht des Herrn war stärker als die Hut der Menschen: Zum dritten Male ward das Hirtenkind von geheimnisvollen Mächten zum Orte der Erscheinung emporgetragen. Nun erfaßte freudiger Schreck auch die bisher noch Zweifelsüchtigen und Ungläubigen. Sogar die Obrigkeiten, sowohl die geistlichen, als auch die weltlichen, waren nunmehr der Ansicht, daß hier nicht Menschenbetrug im Spiele sei, sondern daß der Finger Gottes walte.

Monte Santo und Lourdes.

Ganz auffallend ist die große Ähnlichkeit, die zwischen dieser Muttergotteserscheinung am Skalnitzaberge und jener hochberühmten Offenbarung in Lourdes besteht. Hier wie dort wird ein junges Mädchen zur Vermittlerin der Gnaden erwählt, dazu ein armes Mädchen, ferner obendrein ein Hirtenmädchen (da auch Bernadette Soubirous bis zur Zeit der Erscheinung als Hauptgeschäft das Schafweiden gehabt

hatte). Das Hirtenvolk scheint bei der allerseligsten Jungfrau Maria in sehr hohem Ansehen zu stehen; vielleicht leitet sich diese Zuneigung schon von Bethlehem her. Beide Mädchen erhalten den Auftrag, einen Kirchenbau zu veranlassen, beide erhalten die Zusicherung von Gnaden. Beide erledigen ihre Aufgabe und machen dabei dieselben Erfahrungen: sie werden als krank oder betrügerisch verrufen. Beide werden vor das Tribunal der öffentlichen Gerichte geschleppt, für beide geht die Angelegenheit zum größten Ruhme aus, herrliche Heiligtümer erheben sich auf den Ruf dieser schwachen Mädchen hin auf Bergen und Felsen, die bis dahin verödet und vergessen waren.

Wir tragen kein Bedenken, diese augenscheinlichen Berührungspunkte beider Entstehungsgeschichten als einen kleinen Beweisgrund für deren Echtheit mitanzuführen; sie tragen sozusagen — man verzeihe uns den etwas modernen Ausdruck — „die Fabriksmarke" Unserer Lieben Frau an sich. Sie liebt es, gerade in dieser Art ihre Gnadenerweise einzuleiten; verstärkt wird dieser Umstand noch dadurch, daß auch andere Wallfahrtsorte, obgleich nicht gar so auffallend, ähnliche Momente in ihrer Entstehung häufig genug aufweisen.

Der Bau der Kirche.

Die bisher so öde Bergesspitze war plötzlich zur Berühmtheit geworden, und die Hänge des Berges, den sonst selten ein Fuß betrat, erfreuten sich nun gar vieler Besucher. Jeder wollte die Stelle beschauen, wo Maria gestanden, den Ort, den sie selber zur Gnadenstatt erkoren, wo sie mit klaren, zweifellosen Worten den Bau einer Kirche gewünscht. Schnell fertig waren die Eifrigsten, und zimmerten eine provisorische Holzkapelle und stellten ein hölzernes Bild Mariens hinein, so gut sie es eben fanden.

Aber unterdessen berieten sich die Bedächtigen, wie sie dem Wunsche Unserer Lieben Frau in würdigerer Weise nachkommen könnten. Ein großes Werk fürwahr verlangte die Himmlische von den Görzern, aber das wußten sie alle: wer einer solchen Stimme gehorcht, den werden die Opfer, die er bringen muß, nimmer reuen. Und so bildete sich denn alsbald eine Vereinigung von Bürgern, an deren Spitze Graf Attems stand, die es sich zu ihrem Ziele setzte: Was Maria gewünscht, wir stellen es her: dort auf den Bergesgipfel hinauf kommt eine Kirche! Und — es soll kein Pfuschwerk werden!

Den edlen Entschlüssen folgten in kürzester Frist energische Taten. Vor allem mußte das Terrain fundamentiert und planiert werden. Riesige Felsenmassen waren wegzusprengen. Stellenweise gingen diese Erd- und Gesteinsbewegungen 10 m tief. Aber der Eifer der Unternehmer war unbesieglich.

Daß der Kirchenbau selber ganz enorme Schwierigkeiten bot, wird jeder leicht einsehen, der die stattliche Bergpyramide mit eigenen Augen gesehen und selber schon die langen Bergpfade steil bergan gepilgert ist. Alles Wasser, alles Holz, aller Kalk, alles Eisen mußte, vielfach durch die persönlichen körperlichen Anstrengungen der Pilger, dort hinaufgeschafft werden. Es war ein glanzvolles Werk menschlicher Opferwilligkeit. Auch die Geldmittel flossen unerwartet reichlich. Das ganze Unternehmen zeigte unleugbar den Stempel des reichsten Gottessegens.



Monte Santo, Inneres der Kirche. Phot. Mazucco, Görz.
Ausblick auf den Hochaltar und das große Gemälde der Erscheinung Mariens. Vorne der freistehende Doppelaltar in der Mitte der Kirche.

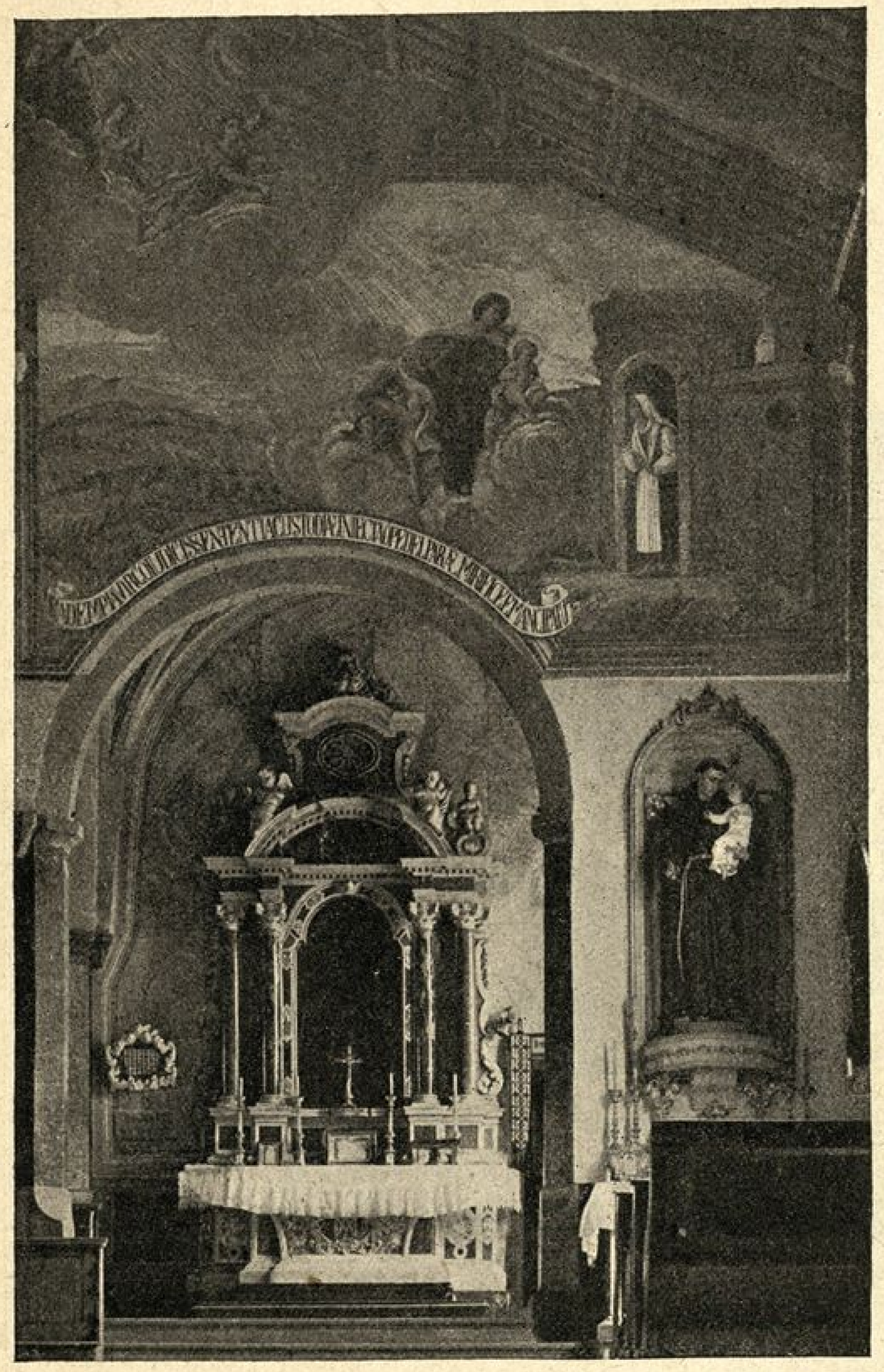
In fünf Jahren stand die Kirche am Berge fertig da. Und schon gehörte der Monte Santo zu den besuchtesten Heiligtümern des ganzen Landes.

Der merkwürdige Stein.

War es Lohn? War es Ermunterung? War es ein Himmelszeichen? Während der Ebnung des Platzes stießen die eisernen Hebestangen an eine festsitzende Gesteinsmasse, die erst nach großen Anstrengungen wich; aber siehe da! Es war ein glattpolierter Stein von gelblicher Farbe, auf dessen Umrandung in altertümlichen Schriftzeichen der englische Gruß geschrieben stand, daneben verschiedene Symbole, als Taube, Palmen 2c. Das Erstaunen und die Freude über solch unerwarteten Fund war allseits eine große. Vergeblich müht sich der Menschenwitz, einen stichhältigen Grund

und eine genügende Erklärung zu geben, wie wohl ein solches Stück auf diese Bergeshöhe gekommen sei.

Wenn wir unserem eigenen, privaten, durch keinerlei historische Andeutung unterstützten Vermuten Ausdruck geben



Phot. Mazucco, Görz.

Monte Santo, ein Seitenaltar;
darüber ein historisches Bild aus der Entstehungsgeschichte.

dürften, so wäre es folgendes. In den Zeiten der großen Völkerwanderung hatte irgend einer der von Norden rückenden germanischen Stämme, dessen Vorposten zur Ausschau diese stattliche Bergeshöhe erklommen, dem Vater Odin oder dem Kriegsgotte Tor ein feierlich Opfer gebracht, und zwar nach alter Germanensitte über einem mächtigen Steine. Grobe in das Opferdenkmal gehauene Zeichen wurden zu Verrätern der einstmaligen Bestimmung dieser Platte. Dann kamen die Zeiten, da Christus siegte. Und einen der neuen, eifervollen Christusjünger, wohl einen aus der Mönchsschar verdroß der alte Überrest germanischen Götterkultes. Aber unfähig oder wenigstens nicht gewillt, hier ein dauerndes Heiligtum Christi zu erbauen, begnügte sich der kunstsinnige Mönch, die letzten Spuren des Heidentums am Opfersteine wegzupolieren und dafür — erleuchtet von prophetischem, ihm selber damals unbewußtem Geiste — dem Heidensteine die himmlischen Worte des Ave einzuritzen. Noch waren aber Heiden im Lande. Sie fanden zu ihrem Verdrusse den Stein, sie rissen ihn um und bedeckten ihn — unbewußt treue Schützer der heiligen Prophetie — mit Stein und Schutt und Erde, bis ihn nach tausendjährigem Schlafe die Schöpfer jener neuen Bergkirche fröhlich entdeckten und ihn wie einen freundlichen Stern aus Himmelshöhe zu betrachten gewillt waren.

Wir bemerken noch einmal: Dieser ganze Abschnitt von der Entstehung des Steines ist Erfindung und Phantasie vom ersten bis zum letzten Worte, und nur der Versuch, den eigenartigen Fund zu erklären.

Der sonderbare Stein, dem man eine Ehrenstelle in der Mitte der Kirche an der Rückwand des Sankt Anna-Altares gegeben hatte, wurde später in den Raubzeiten um das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausgehoben, zerstückelt und verschleppt. Doch soll noch ein Stück davon irgendwo in der Kirche vorfindig sein. Man sagt, daß der größte Teil sich in einer Sammlung Wiens befände.

Feindliche Mächte.

Der rege Eifer, die geradezu bewundernswerte Begeisterung, die das gesamte Ländchen und insbesondere die nächste Umgebung des Berges erfaßt hatte, war so mächtig, daß darob die Glaubensfeinde nicht wenig erschraken. Und schon zwei Jahre nach der Erscheinung hielten sie es für angezeigt und notwendig, mit sehr starken Mitteln gegen diese religiöse Strömung anzukämpfen.

Bei der Versammlung der krainischen Landesstände wurde nämlich beschlossen, sich wegen gründlicher Abschaffung dieser Mißbräuche direkt an den Kaiser zu wenden. Dieses Kaisergesuch ist einerseits ein unwiderlegliches Zeugnis von der Ausdehnung und Tiefe der damaligen Volksbegeisterung, und gibt uns Nachgeborenen höchst willkommene Nachricht über Verschiedenes, was sich am Berge zutrug. Denn also heißt es in dem Majestätsgesuche unter anderem: „Neuerlicher Zeit hat sich zu Salkhan in der fürstlichen Grafschaft Görz eine Kirchfahrt erhebt, also, daß von dem gemeinen Mann von allerlei Landen und Sprachen ein großer Zulauf. Man hat fürgeben, die Blinden wären sehend geworden, die Krumpen gerad, die Lahmen gesund .... demnach Ihro kaiserlichen Majestät untertänigst zu bitten, daß Ihre Majestät von Gottes Ehr wegen (diese Heuchler!) dieselbe Kirchfahrt gnädigst abstellen und verbieten wolle."

Arme Schreiber! Euer Pergament ward umsonst bekritzelt, und das Atrament (die Tinte) nutzlos verschrieben. Ihre Majestät geruhten nämlich nicht nach eurem allerfrischesten Willen diese „Abgötterei und diesen Aberglauben und Verführung" gnädigst abzustellen und zu verbieten, sondern Ihre Majestät ließ sich von der kirchlichen Obrigkeit Auskunft erteilen, und so mußtet ihr arme Papierschlucker einen gar kläglichen Durchfall erleiden.

Wie hat doch einmal ein sehr Vernünftiger gesprochen: „Wenn das Werk von Menschen ist, so wird es zerfallen. Wenn es aber von Gott ist, so könnt ihr es nicht zerstören." (Akt. 5.) Das Werk am Monte Santo — war von Gott!

Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf hin, daß der Zeitpunkt der Entstehung dieses Wallfahrtsortes (18 Jahre

nach dem ersten Beginnen des Protestantismus) jedenfalls eine gewisse Beachtung verdient. Scheint es doch, als hätte Unsere Liebe Frau hier ein mächtiges und notwendiges Bollwerk gegen das weitere Vordringen der Irrlehre geschaffen; denn schon liebäugelten die benachbarten Länder Kärnten und Krain gar zweideutig mit den Boten des neuen Heiles von Wittenberg.

Bau des Klosters.

Im Jahre 1544 stand also das gewaltig große, 50 m lange Gotteshaus hoch droben auf einsamer Bergeshöhe. Es war ein Festtag sondergleichen, als der Generalvikar des greisen Patriarchen von Aquileja dem herrlichen Bau die kirchliche Weihe gab.

Schon damals erwog man alles Ernstes die Frage, wer denn künftig das Gotteshaus betreuen, wer die Wallfahrtsseelsorge übernehmen sollte. Anfangs half man sich mit einem Provisorium weiter. Die neue Kirche, die in den Pfarrsprengel Salkanos gehörte, galt als Filialkirche dieser Pfarre und ward von Fall zu Fall von der Pfarrgeistlichkeit besucht.

Das ging zwanzig Jahre, aber länger auch nicht.

Da traf es sich durch einen für den neuen Wallfahrtsort glücklichen Zufall, daß kroatische Franziskaner als Flüchtlinge vor der herandrängenden Macht des Mohammedanismus ins Görzer Land kamen. Sie suchten irgendwo eine neue Heimstätte; man wies sie auf den Monte Santo. Mit Freuden nahmen sie das Anerbieten entgegen, das nicht nur Arbeit, sondern auch Ehre versprach.

Bald war der Bau eines für 36 Leute bestimmten Klosters im Zuge; auch wurde in kürzester Frist ein Pilgerhaus hergestellt, das den Wallfahrern schützendes Dach und Unterkunft gewährte. Die Mittel zu diesen Baulichkeiten kamen wie von selber durch die reichen Opfergaben verschiedener Wallfahrer.

Da nun für die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse der Fremden so trefflich gesorgt war, kamen von weit und breit die Pilgerscharen herbei. Man schätzte die Zahl der jährlichen Besucher auf etwa 200.000 Menschen. Wenn man die weltentrückte Lage dieses Ortes kennt, wenn man die schwere Zugänglichkeit des Berges bedenkt, so ist man fast geneigt, solch eine Völkerwanderung als ein dauerndes Wunder Gottes zu bezeichnen.

Daß unter den obwaltenden Umständen die Kirche am Berge hinreichende Mittel besaß, um allezeit in bestem Bauzustande und glänzend ausgestattet erhalten zu werden, versteht sich eigentlich von selber.

Die Krönung des Gnadenbildes.

Einhundertsiebzig Jahre eilen nun wie spurlos an unserem Geiste vorüber, bis wir geblendet von einer hehren Festesfeier unseren Schritt anhalten und fragen: Was ist's?

Krönung des Gnadenbildes!

Liebe Mutter am Berge droben! Durch anderthalb Jahrhunderte hast Du Deinen Kindern Gnade über Gnade erwiesen! Warst uns Stern und Stab und Stütze in unserem Leiden, unsere Trösterin in der Betrübnis, unsere Helferin in Not und Elend, unsere Fürsprecherin bei Gott. Mutter, was könnten wir Dir als Gegenwert für alles dieses geben? Du weißt, wir sind arm und nichts als belebter Staub der Erdenscholle.

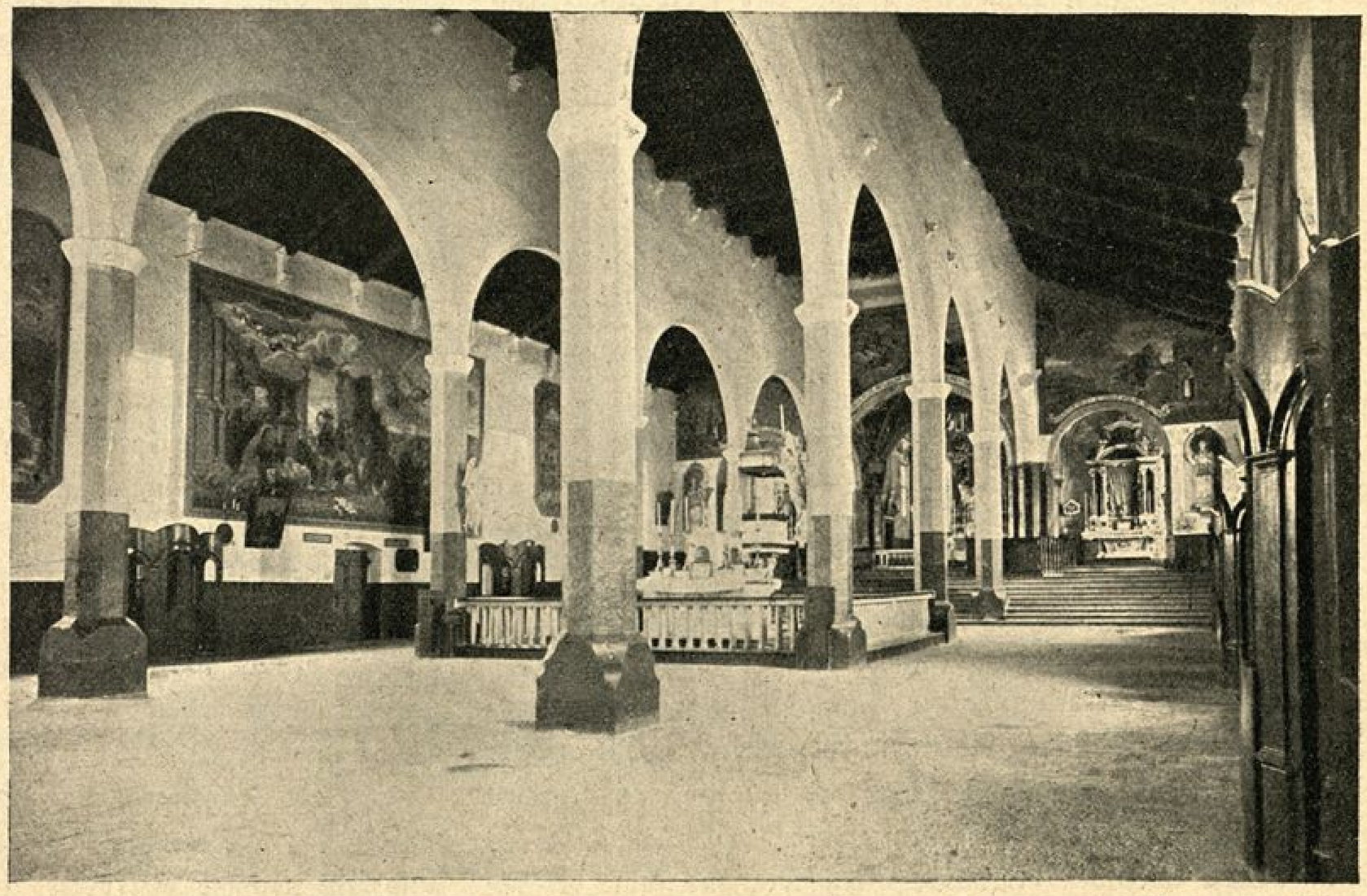
Aber was die Erde Gutes hat, wollen wir geben: eine Krone aus Gold für Dein mütterlich Haupt und Edelsteine darauf, so gut wir's besitzen! Nimm an diese Gabe der Erde, dieses Geschenk Deiner Kinder!

Von einer edlen Dame aus Laibach gespendet, vom Heiligen Vater in Rom geweiht, ward die prunkende Krone nach Görz gesandt. Lange Untersuchungen und Protokollierungen über die Entstehung dieser Gnadenstatt, über die Wundertaten, über die Besucherzahl waren vorangegangen. Der 6. Juni 1717 wurde für diese Festlichkeit, von der man allseits Großartiges erwartete, bestimmt.

Man hatte eine brillante Idee dabei durchgeführt. Nicht am Berge droben, sondern drunten mitten in der Stadt Görz, am großen Hauptplatze sollte der Krönungsakt vonstatten gehen. Man mußte also das Gnadenbild eigens vom Berge herniedertragen, und so in schöner Weise das Wort des Hohenliedes zur Wahrheit machen: „Komm' vom Libanon, meine Braut! Komm, Du wirst gekrönt!" (Hoh. 4, 8.)

Dreißigtausend Menschen hatten sich eingefunden, um der demutsvollen Gottesbraut den brausenden Tribut der Huldigung zu bringen.

So rührend schön klingt da die Seelengeschichte eines betagten Juden, Moses Montefiore, dem sich



Monte Santo, Inneres der Kirche. Phot. Mazucco, Görz.

Mariens Gnadenlicht in lieblicher Weise zeigen wollte. Da er nämlich das Bild erschaute, ward sein Herz von namenlosem Jubel ergriffen, und der überwallenden Freude voll rief er aus: „Ich werd' ein Christ, ich werd' ein Christ!" — Und er ging hin und ließ sich unterrichten und ward ein Jahr darnach getauft. Ihm war Maria zum Morgenstern des Paradieses geworden! —

Ganz Görz war im hellen Jubel, daß Maria „übers Gebirge gegangen"; und mit Elisabeth rief man mit Staunen aus: Woher kommt mir dies, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? (Lukas 1, 43.)

In der Stadt bestanden damals zwei Frauenklöster mit strenger Klausur, die Ursulinnen und die Klarissinnen Die frommen Bewohnerinnen dürfen nach ihrer Klosterregel ihren Fuß nicht über die Schwelle des Hauses setzen. Aber sie hatten es sich erbeten, daß das verehrte Bild wenigstens für ein kurzes Stündchen zu ihnen getragen und in ihrer Mitte verehrt werden dürfte. Man kann sich die Freude dieser Klosterfrauen denken, da diese Bitte gewährt ward.

Über Nacht wurde das Bild noch in der Pfarrkirche Salkano belassen, am nächsten Morgen jedoch in einem glorreichen Triumphzuge bergan getragen. Dort wurden dann eine ganze Woche hindurch erhebendste Feierlichkeiten abgehalten. Nicht weniger als 130.000 Kommunikanten empfingen in dieser Woche die heiligen Sakramente.

Wie hochgeschätzt diese Wallfahrtsstätte war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß bald darnach das Fest der Erscheinung am Monte Santo alljährlich am dritten Sonntage nach Pfingsten mittels einer eigenen heiligen Messe und eines besonderen Offiziums (Breviergebet der Priester) gefeiert werden durfte. Jedenfalls ein sicheres Zeichen, daß man in Rom von dem übernatürlichen Ursprunge dieses Wallfahrtsortes voll und ganz überzeugt war.

Das Ende der Herrlichkeit.

Unter den zehn Plagen, die über das unglückliche Land Ägypten heraufbeschworen wurden, lesen wir im zweiten Buche Mosis auch folgende:

Es sprach der Herr zu Moses: „Strecke Deine Hand über das Land Ägypten nach der Heuschrecke, daß sie komme und alles fresse .... Und da es Morgen ward, erhob der brennende Wind die Heuschrecken .... und sie bedeckten den ganzen Boden des Landes und verwüsteten alles, und so ward gefressen jegliche Frucht, und nichts Grünes blieb übrig an Baum und Kraut." (II. Mos. 10, 12.—15.)

Ist's unrecht, sich dieser Schriftstelle zu erinnern, wenn man an das wüste Walten und Wüten der josefinischen Zeit gedenkt? Nur in der kleinen Görzer Provinz allein wurden vernichtet: das Kloster der Konventualen des heiligen Franziskus, jenes der ehrwürdigen Klarissinnen, die Heimstätte der Karmeliter-Barfüßer am Hügel Castagnavizza, die Dominikanerniederlassung zu Fara, die mehr als tausendjährige Benediktinerinnen-Abtei zu Monastero: „Die Völker sinnen Empörung, die Erdenkönige erheben sich, es kommen zusammen die Fürsten wider den Herrn!" (Psalm 2, 1. 2.)

Auch über den herrlichen Berg Mariens kam der gefräßigen Heuschrecke furchtbare Plage.

Am 30. April des Jahres 1785 ward dem Monte Santo in Wien das Urteil des Todes geschrieben.

Es ward nach Görz geschickt ans Landesgubernium, und wohl mit ingrimmigem, vielleicht verstecktem Hohnlachen brachte es der Kreiskommissär dem hochadeligen Dompropst Baron von Codelli ... Und man machte sich auf, den Berg der Gottesmutter seines Schatzes zu berauben.

Das Bild ward gehoben, am nächsten Morgen um halb 5 Uhr zelebrierte der genannte Dompropst noch eine heilige Messe am Monte Santo, dann wurden sämtliche Altäre exsekriert, das heißt entweiht, indem man die Altarsteine herausriß, und endlich setzte sich der sonderbare Zug in Bewegung.

Sonderbar sagen wir! Denn wir haben dergleichen bei keinem einzigen Wallfahrtsorte ähnlich gelesen. War da in Salkano damals ein Kaplan namens Naglin. Der nahm das nicht ganz leichte Bild auf den Kopf und trug es so hinunter bis nach Salkano! Und links und rechts von ihm schritt, ihn bewachend, eine Militäreskorte! — Wir sind der Privatansicht, daß jener gute, kräftige Kaplan damals ein sehr ehrenwertes Werk vollbrachte, denn wir denken, daß er selber dieses Bild mit großer Anstrengung deshalb trug, damit es wenigstens die eine Ehre hätte, von Priesterhänden getragen zu werden, und damit es nicht von zusammengelaufenen Soldaten achtlos und ehrlos bergab geschleppt würde. —

Welch ein Unterschied zwischen jener pomphaften Krönungsprozession vom Jahre 1717 und dieser sang- und klanglosen Talfahrt!

In Salkano ward das heilige Bild auf einen Nebenaltar postiert und blieb unterdessen daselbst.

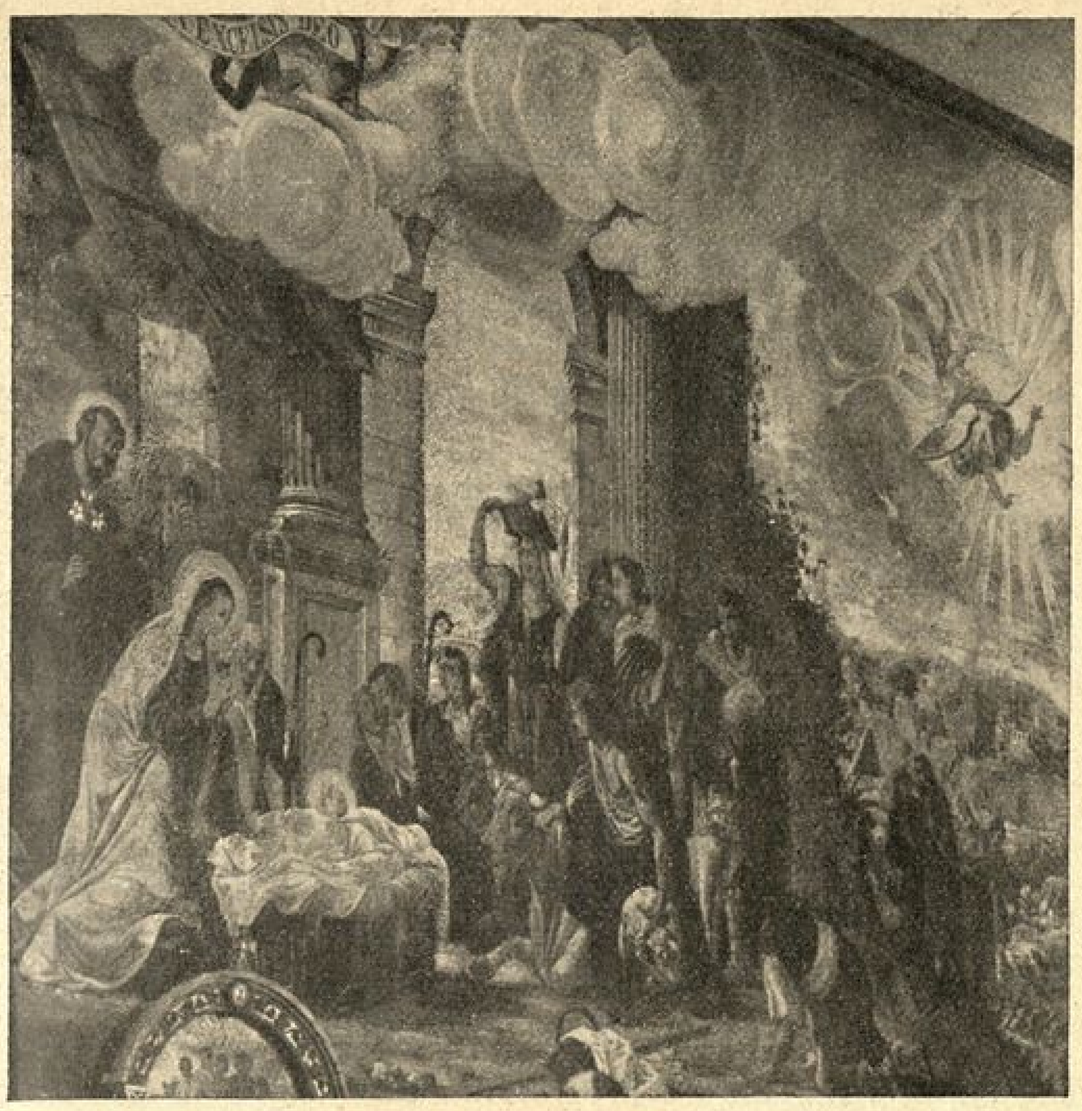
Zerstörung der Kirche.

Droben am Berge ward unterdessen gründlicher Kehraus gemacht. Den Klosterleuten ließ man einige Paramente und Bücher und Kleider und sogar das Leben, und schickte sie nach Görz in das ehemalige Kloster der Franziskaner-Konventualen; späterhin wurden sie in das aufgehobene Karmeliterkloster Castagnavizza abtransportiert, wo sie bis heute ein Heim besitzen.

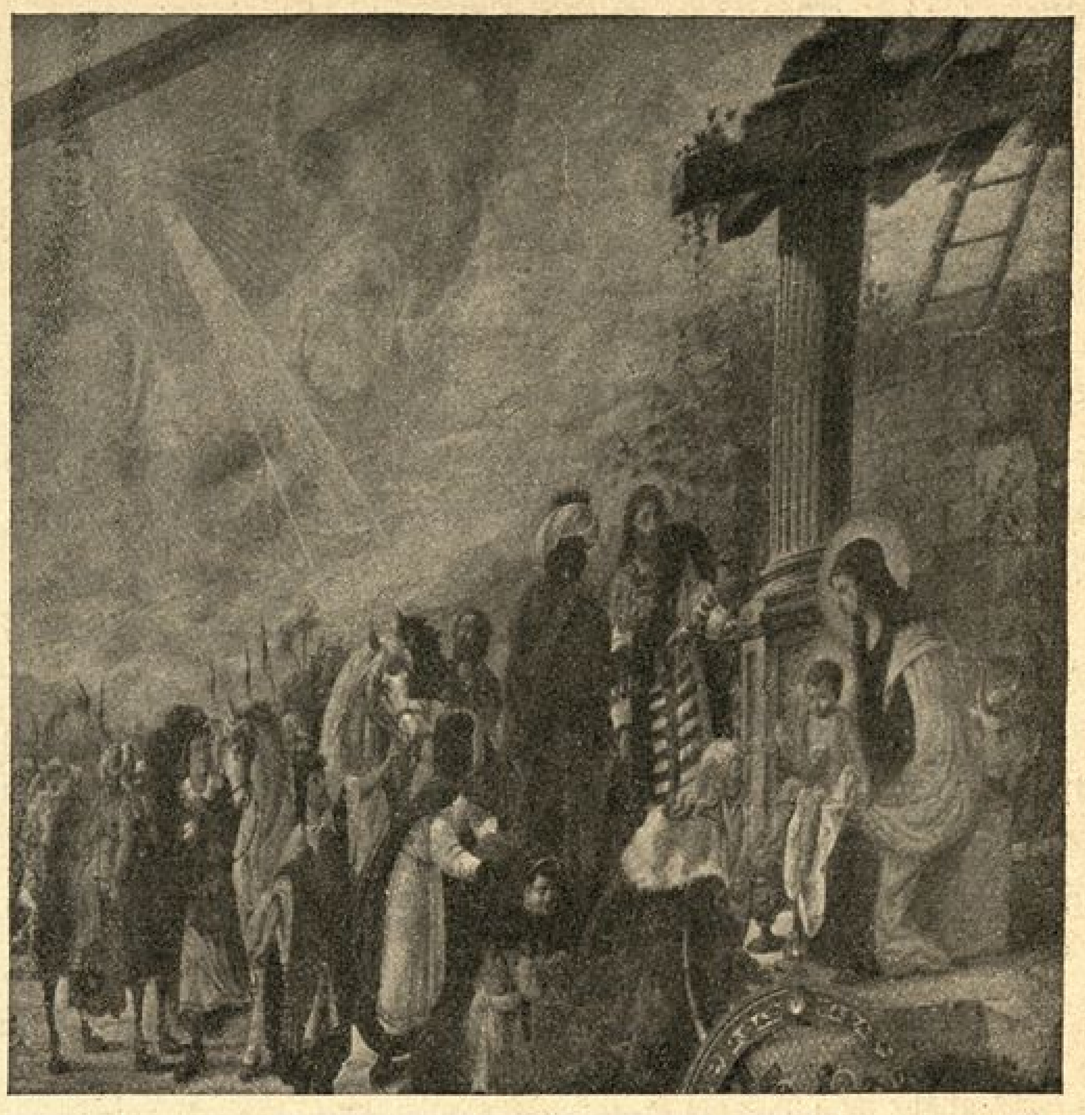
Die Kirchen- und Klosterbaulichkeiten am Berge aber wurden regelrecht verschachert. Einer, der die wenigen nutzbaren, mageren Gründe am Berge droben bewirtschaften wollte, kaufte alles, wie es lag und stand, um 3000 Kronen zusammen (der Aufbau hatte etwa dreihundertmal mehr gekostet!) und übernahm dazu noch die strenge Verpflichtung, das Kirchengebäude gänzlich zu demolieren.

Der Mann hatte guten Willen, gute Spitzkrampen und gute Arbeiter, aber als er nach Abtragung des Daches an die massiven Kirchenmauern kam, stellte er die Arbeit ein. Man hatte beim einstigen Aufbau wahrlich keine Not an Steinen gehabt und hatte munter und fest gebaut; das niederzureißen, wäre beinahe eine Herkulesarbeit gewesen. Und so blieben die Mauern stehen.

Das Klostergebäude jedoch, sowie das Pilgerhaus wurden bis auf wenige Reste demoliert. Das Volk aber kam auch jetzt noch zu den öden Ruinen und betete und seufzte um Wiederherstellung dessen, was es hier verloren!



Die Geburt Christi.



Die Anbetung der heiligen drei Könige. Phot. Mazucco, Görz.

Zwei Kolossalgemälde (jedes ca. 8 m lang) an den Wänden der Kirche am Monte Santo.

„Ich aber stand am Berge wie früher!"

Kaum hatte Kaiser Josef II. im Jahre 1790 den Schauplatz seiner irdischen Tätigkeit verlassen, so regten sich sofort in den südlichen Ländern der Monarchie die allseitigen Wünsche nach der Wiedereröffnung des geliebten Monte Santo und anderer kassierter Andachtsstätten. Das Majestätsgesuch erhielt eine vom 15. Februar 1793 datierte kaiserliche Antwort, die den Wiederaufbaudes Monte Santo erlaubte.

Sehr bezeichnend für die Wirtschaft der Kirchenstürmer ist in dem Dekrete die folgende Stelle: „anordnend, daß die nötigen Auslagen zur Restaurierung der Kirche, sowie für die künftige Erhaltung derselben, da man nicht dem Religionsfonde zur Last fallen könne, welcher samt der Besteuerung des Klerus kaum ausreicht, um die unumgänglichen notwendigen Ausgaben zu decken, mittels freiwilliger Beiträge bestritten, gar kein Zwang angetan, noch zu diesem Behufe förmliche Sammlungen eingeleitet werden sollen."

Wir entnehmen daraus folgendes: 1. Der Religionsfonds, der doch das Ergebnis einer vielfachen Ausraubung der Klöster war, und der auch den Monte Santo eingestrichen, erklärte sich für unfähig, den Schaden gut zu machen, den er angerichtet, oder das herauszugeben, was er genommen!

2. Man hatte eine hohe Meinung von der Opferwilligkeit des Volkes, weil man annahm, daß ohne förmliche Sammlung so viel zusammenkommen würde, um solch ein Riesenwerk wiederherzustellen.

Und diese offizielle Voraussetzung erfüllte sich in einer geradezu bewunderungswürdigen Weise. Man denke nur: Im Frühjahr 1793 stehen am hohen Berge droben nur die kahlen Kirchenmauern. Es ist kein Kreuzer Geld da, kein Plan. Und in einem halben Jahre drauf wird die neue Kirche eingeweiht und fünfzigtausend Menschen wohnen der ersten heiligen Messe am Berge droben bei! Welch ein vernichtendes Volksurteil über die Wiener Wirtschaft!

Geradezu genial muß der Einfall bezeichnet werden, daß man damals unter die große Marienstatue am Hauptportale die Worte der Heiligen Schrift einmeißeln ließ:

»Ego autem stetiinmonte sicutprius!«

„Ich aber stand am Berge wie früher" (Deut. 10, 10.), ein friedlicher, aber zugleich majestätischer Siegesruf der mächtigen Gottesbraut.

Neueste Ereignisse.

Um das schnelle Zustandekommen dieser Wiederherstellung hatte sich mit staunenswerter Energie der Weltpriester Josef von Gironkoli angenommen. Er war es auch, der nunmehr als erster Kirchendirektor am Monte Santo angestellt wurde. Mit allem Eifer sorgte er für das neuerstandene Bergheiligtum. Ihm folgten dann andere Weltpriester in der Verwaltung der Kirche, und so blieb es, bis an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts im Jahre 1900 die Franziskaner für die immer mächtiger anwachsende Wallfahrtsseelsorge auf die luftige Stätte berufen wurden. Wir begreifen, daß mit diesem Ereignisse ein gewaltiger Aufschwung im Wallfahrtsleben begann, der segensreich anhält bis zum heutigen Tage.

Notwendigerweise mußten für die neuen Bewohner entsprechend große Klosterräume geschaffen werden. Gleichzeitig wurde der Bau des neuen Pilgerhauses in Angriff genommen, da sich das frühere in mehrfacher Art als nicht mehr genügend erwiesen hatte.

Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts sah der Monte Santo unter anderem drei besonders große Prozessionen.

Die erste fand im Jahre 1872 statt; der greise Fürsterzbischof beteiligte sich persönlich daran; vierzigtausend Menschen begleiteten ihn zum Throne Mariens empor. Es galt damals für den seines Landes beraubten Heiligen Vater in Rom feierliche Fürbitte einzulegen. Der Monumental-

Altar in der Mitte der Kirche und zwei neue große Glocken sind die Erinnerungszeichen an diese Festlichkeit.

Die zweite, mindestens ebenso starke Prozession bewegte sich im Jahre 1890 über die Hänge des Monte Santo. Die eigentliche Veranlassung zu dieser außerordentlichen Wallfahrt ist uns nicht bekannt.

Die dritte Massenprozession war ein Freudenecho und Dankesjubel für die vor hundert Jahren stattgehabte Wiedereröffnung des Monte Santo; sie wurde (weil sie im Jubeljahre 1893 wegen andauernd starken Epidemien nicht zustandekam) im darauffolgenden Jahre 1894 mit großem Prunke unternommen.

Bemerkt soll noch werden, daß der erste Kardinal aus dem slowenischem Volke Dr. Jakob Missia auf seinen besonderen Wunsch hin am Monte Santo, den er im Leben so sehr geliebt, nach seinem Hinscheiden von dieser Welt begraben wurde. Die Slowenen verehren bis heute noch mit großer Liebe diesen tugendreichen, energischen Vertreter der Sache Christi.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1917 200jähriges Jubiläum der Krönung.

1939 400jähriges Jubiläum der Entstehung.

1943 150jähriges Jubiläum der Wiederherstellung des Wallfahrtsortes.

1944 400jähriges Jubiläum der Konsekration der ersten Kirche.

Ständige Priester: 6 bis 7 Franziskaner von Heiligenkreuz, Krainer Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Zirka 300.

Kommunikanten jährlich: 36.000 bis 47.000.

Besucher jährlich: Gegen 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: ca. 15.

Hauptfest: Fest der Erscheinung der Muttergottes am Heiligen Berge (III. S. n. Pfingsten.)

Stabile Devotionalienhändler: 16.

Gasthäuser: 2 (Klostereigentum, verpachtet.)

Die Frequenz des Wallfahrtsortes ist steigend.

Das Personal der Bergschule besteht gegenwärtig aus einem Priester (der Lehrer und Katechet zugleich ist) und 4 Schülern (hievon 3 Knaben und ein Mädchen). Sie ist schon ihrer natürlichen Lage nach unter die Hochschulen zu rechnen.

Zufahrten.

Wien (Südbahnhof) - Görz (Südbahnhof) — über Laibach. Schnellzug 13½ St., K 32.—, Personenzug 20 St., K 24.70.

Wien (Westbahnhof)—Görz (Staatsbahnhof) — über Amstetten, Aßling. Schnellzug 13 St., K 24.40, Personenzug 22 St., K 20.—.

Wien (Südbahnhof)—Görz (Staatsbahnhof) — über Leoben, Klagenfurt, Aßling. Schnellzug 12 St., K 24.40, Personenzug 18 St., K 18.60. (Also schnellste und billigste Fahrt.)

Wien (Westbahnhof)—Görz (Staatsbahnhof) — über Schwarzach (Tauernbahn) zum Teil Schnellzug, zum Teil Personenzug. 18 St., K 20.80.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Monte Santo—Luschari. Görz (Staatsbahnhof)—Aßling (umsteigen)—Tarvis; oder noch eine Station weiter bis Saifnitz. Görz—Tarvis 4 St., K 4·90.

Monte Santo—Insel Barbana. Bahnfahrt von Görz (Südbahnhof)—Monfalcone—Villa Vincentina—Belvedere. 2½ St. K 2.20.

Monte Santo-Tersat (bei Fiume.) Von Görz (Südbahnhof) über Nabresina (umsteigen)—St. Peter in Krain (umsteigen)—Fiume. 5 St., K 6.70 (Personenzug.)

Monte Santo—Mariahilf in Brezje. Görz (Staatsbahnhof) über Aßling (umsteigen) nach Radmannsdorf. 2¾ St., K 4.20.

Literatur.

Pasconi, hist. eccl. Venetiis 1746, 4°.

Der Hl. Berg b. G., Verl. Franz.-Kloster, 1908, 8°, 28 S.

Kaltenbäck, Mariensagen, 128.

Austria-Kal. 1845, 192.

Ave Maria, Linz, Jahrg. XIII, 45.

Reg. Mar. Kal. 1906, III.

Rudniki, Die berühmt. Wallftsort., Paderborn 1891 S. 152.

St. Angelablatt, IV, 64.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1886, XXXIV.

St. Norbertusblatt 1898, 168.

Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 84.

Schematismus prov. S. Crucis S. P. Francisci, Ljublana.

Kurze Erwägung.

Betrachten wir in der wunderschönen Entstehungsgeschichte des Monte Santo das Vorgehen der allerseligsten Jungfrau. Sie hat die Gründung eines großen Wallfahrtsortes vor. Mit welchen Mitteln arbeitet sie da? Mit den geringsten, schwächsten Werkzeugen. Sie wählt ein Mädchen hiezu, nicht einen Mann, wohl deshalb, weil das Frauengeschlecht als das schwächere gilt. Sie wählt sich ein junges Mädchen, nicht ein schon im Denken und Handeln herangereiftes. Sie wählt ein armes Mädchen, nicht aber ein reiches. Sie wählt sich ein Hirtenmädchen, nicht eine Prinzessin; überhaupt scheinen die himmlischen Wesen gerade für den armseligen Hirtenstand große Vorliebe zu haben. Sie läßt dieses Mädchen um ihrer guten Sache willen mancherlei leiden: Verfolgung, Verleumdung, ja selbst Kerkerhaft. Sie führt aber alles schließlich zu einem glorreichen und sogar raschen Ende. Denn schon in fünf Jahren stand der gewaltige Bau auf der Bergeshöhe fertig. Wieder glänzt hier, wie auch sonst gar häufig, aus der Geschichte der Wallfahrtsorte die wundersame Lehre von der unbedingten Notwendigkeit der Demut heraus. Und der verständig lauschende Mensch hört aus dieser Geschichte dieselbe Mahnung, die ein schönes Volkslied in die Worte kleidet:

Mit dem Herrn fang' alles an!
Kindlich mußt Du ihm vertrauen,
Darfst auf eig'ne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn;
Mit dem Herrn fang' alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen,
Sie nur geh'n auf rechter Bahn:
Mit dem Herrn fang' alles an!

Gebet.

(Aus dem Meßbuche der katholischen Kirche.)

O Herr, der Du den Hoffärtigen widerstehst und Deine Gnaden nur den Demutsvollen gewährest: Verleihe uns der wahren Demut heilige Tugend, deren leuchtendes Beispiel Dein eingeborener Sohn uns so wundersam gezeigt hat; damit wir niemals durch eitles Wesen Deinen göttlichen Unwillen herausfordern, sondern durch wahre Demut Deiner Gnadengüter teilhaft werden und durch Übung wahrer Herzenseinfalt himmlischen Reichen entgegengeführt werden mögen. Durch Christum unsern Herrn. Amen.

Kostanjevica[1])

(bei Görz). 32.000 Kommunikanten.

Vor Jahren rauschte manch' Kastanienbaum
Allhier verehrend um das Gnadenbild; —
Des Haines Pracht verflog als wie ein Traum —
Doch immer lächelt noch Maria mild.

Trotz seiner ganz bedeutenden Kommunikantenanzahl können wir dieses Franziskanerkloster nicht als eigentlichen, selbständigen Wallfahrtsort betrachten, sondern bloß als Anhängsel oder Vorwerk oder wenn wir einen modern-fremdwörtlichen Ausdruck wollen: als Dependance vom gewaltigen Monte Santo auf der benachbarten Bergeshöhe droben. Eigentliche Prozessionen werden nach Kostanjevica nicht veranstaltet, doch besuchen sehr viele Pilger, die den Monte Santo besteigen, früher oder später die Klosterkirche. Auch scheint dieses so knapp an der Stadt Görz liegende Franziskanerkloster für die Einwohnerschaft von Görz ein beliebter und sehr besuchter Beichtort zu sein.

Örtliche Lage.

Östlich von der Stadt Görz, auf einer mäßigen Erhebung, die eine relative Höhe von 60 m aufweist, erblickt man eine Kirche, die von den Einwohnern von Görz kurzweg Kapela genannt wird. Einen anderen Titel weiß man im Volke kaum. Und doch heißt diese Kirche sowohl in allen Büchern und auch auf der Landkarte Kostanjevica, italienisch Castagnavizza, zu deutsch Kastanienwald. Mit Recht hat das Volk dem Orte diesen Namen entzogen, denn Kastanien sucht man vergeblich dort droben. Doch dürfte zweifellos in früherer Zeit eine derartige Anpflanzung bestanden haben.

Die sieben Aufstiegs-Kapellen.

Dem frommen Waller, der von der Stadt Görz aus nach Kostanjevica schreitet, begrüßen am Wege dahin sieben Kapellen, die mit Ausnahme der letzten, obersten sämtlich irgend ein Geheimnis aus dem Leben der Gottesmutter Maria zur Darstellung bringen, und zwar von der Stadt aus gerechnet der Reihe nach: Mariä unbefleckte Empfängnis, Geburt, Verkündigung, Reinigung, Himmelfahrt, Rosenkranzkönigin. Die oberste Kapelle zeigt Christus am Kreuze und Maria Magdalena daneben.

Die Gnadenkirche.

Von außen ist diese vielbesuchte Kirche nicht gerade großartig zu nennen und macht mit ihren kleinen Fenstern keinen übermäßig vornehmen Eindruck. Doch entschädigt dafür einigermaßen das Innere. Wir haben da eine hohe breite Halle im Rokokostile vor uns. Die Kirche dürfte gegen 1000 Personen Fassungsraum haben. Die Seitenwände und insbesondere die Decke sind ganz und gar mit reichster Stuckverzierungen überladen, auf denen stellenweise (echte Kinder der Rokokozeit) verschiedene Engelsfiguren ihre Turnübungen machen. An vielen Stellen verdichten sich die phantastischen Stukkaturen zu festen, reichgezierten, großen Rahmungen, in denen verschiedene farbenprächtige Freskogemälde des Beschauers Blicke mit Recht an sich fesseln.

Das schönste aller dieser Gemälde, oder um genauer zu sagen, das auffallendste, das uns von der Höhe des Chorbogens entgegengrüßt, ist ein halbkreisförmiges Bild, das uns Unsere Liebe Frau von Kostanjevica vorstellt, wie sie (der Ursprungsgeschichte gemäß) mit ihrem Gotteskindlein im Schatten eines Baumes sitzt, während hilfsbeflissene Engel ihr verschiedene leidende Menschen zuführen. Ein recht sinniges, erbauliches Bild! Der Hochaltar selber, der in einer mit Rundbogen geschlossenen Nische steht, ist ein ziemlich hochanstrebender, enger, und für die Höhe der Altarnische sogar zu hoher Bau, der in seiner Mitte das Gnadenbild zeigt. Dieses Bild nimmt insoferne unter den verschiedenen Gnadenbildern eine besondere Stelle ein, da es ein auf Stein gemaltes Bild der allerseligsten Jungfrau ist; also eine verhältnismäßig seltene Darstellungsart. Von dem Bilde, das etwa 1 m hoch ist, sind übrigens nur die beiden Köpfe zu sehen, alles übrige ist mit einer Art Schild verdeckt, über den sich kostbare Weihegeschenke als Ehrenzierat ausbreiten.

Überdies ist das Bild meistens noch mit einem Vorhang bedeckt, der nur bei öffentlichen Gottesdiensten und sonst zu besonderen Zeiten entfernt, das heißt aufgerollt wird.

Die Kirche enthält noch zwei Seitenkapellen. Sie ist recht gut und nett erhalten. Nebenbei erwähnen wir noch das Vorhandensein einer Gruft mit sechs Särgen der französischen Königsfamilie Bourbon. Für viele Besucher ein hochinteressanter Anziehungspunkt, — für uns selber weniger. Die Särge sind uns zu kalt und öd, als daß sie unser Herz besonders erwärmen könnten.

Aus der Geschichte des Gnadenortes.

Die Ursprungsgeschichte des Gnadenortes ist recht lieblich und anziehend, doch nicht außerordentlich. In der Nähe der vierten Aufstiegskapelle steht noch heutzutage eine sehr alte, knorrige Rieseneiche. Sie dürfte sicherlich schon in jener Zeit, da das Gnadenbild als solches bekannt wurde, an ihrem jetzigen Standorte dagewesen sein. Dort bei dieser Eiche soll nämlich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Kastanienwald gewesen sein, und inmitten dieses Kastanienwaldes eine Hirtenhütte; an der Mauer dieser Hütte hatte irgend eine, nicht ungeschickte Künsterhand jenes Marienbild auf eine Steinplatte gemalt, das heute noch als Gnadenbild verehrt wird.

Zu diesem Steinbilde faßte eine sehr gottesfürchtige Jungfrau innigstes Vertrauen und besuchte es häufig in großer Andacht, ihrem Beispiele folgten andere, und so geschah es mit der Zeit, daß man (es war dies im Jahre 1623) eine Kapelle hinbaute, die vom Volk allgemein Kapela genannt wurde.

Der Zuzug zu dieser Kapelle wurde aber in den folgenden Jahrzehnten ein so bedeutender, daß man im Jahre 1654 ein vergrößertes, erweitertes Heiligtum errichtete. Diese zweite Kirche besteht in ihrer damaligen Gestalt eben noch bis auf den heutigen Tag.

---

[1]) Andere Schreibart: Castagnavizza.

Um die Wallfahrtsseelsorge bewarben sich damals drei Orden, Dominikaner, Franziskaner und Karmeliter; Kaiser Ferdinand III. entschied sich für die letzteren. Es zogen also Karmeliter in Kostanjevica ein und wirkten daselbst 135 Jahre recht segensreich.

1785 wurde das Kloster aufgehoben, und auf diese Art dem erfolgreichen Wirken der Mönche ein jähes Ende bereitet. Die vertriebenen Patres zerstreuten sich nach allen Richtungen. Die kostbaren Paramente wurden weggenommen, ebenso die Glocken. Die Kirche wurde abgesperrt. Die heilige Stätte verödete. Die Wallfahren hörten auf. Das Kloster wurde zur Kaserne! Wie heißt es doch in den Klageliedern: „Seine Hand legt der Feind an alles, was sie Erwünschliches hat; denn sie sieht eingedrungen in ihr Heiligtum die Heiden, von denen du geboten, daß sie nicht kommen sollten in deine heilige Gemeinde."

Aber außerordentlich rasch ward die heilige Stätte wieder ihrer Bestimmung zurückgegeben, und zwar schon im Jahre 1794. Wir haben hier nebst dem Monte Santo und dem Luschariberge einen dritten Beweis, daß die Slowenen die Wiederherstellung ihrer Heiligtümer mit allergrößtem Eifer betrieben. Kein deutscher gesperrter Gnadenort war (unseres Wissens) noch freigegeben worden, und schon hatten die Slowenen ihre drei großen Gnadenstätten wieder erobert.

Nach der Wiederherstellung wurde die Wallfahrtskirche zunächst von französischen ausgewanderten Priestern versorgt, dann aber, und zwar im Jahre 1811, dem Franziskanerorden übergeben, der bis zum heutigen Tage, nun schon über hundert Jahre, mit reichstem Segen an der heiligen Stätte seine ersprießliche Tätigkeit entfaltet.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1923 300jähr. Jubiläum der Erbauung der ersten Kapelle.
1954 300jähr. Jubiläum der Erbauung der jetzigen Kirche.
1961 150jähr. Jubiläum der Franziskanerpatres.

Ständige Priester: 7—10 Priester aus dem Franziskanerorden, Krainer Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 150.

Kommunikanten jährlich: 32.000.

Besucher 36.000.

Geschlossene Prozessionen: keine.

Hauptfest: Patrocinium: 25. März. Dann noch: 19. März (Sankt Josef), 16. Juli, Portiunkula, und alle Muttergottestage.

Devotionalienhändler und Gasthäuser: nicht vorhanden.

Besuch des Wallfahrtsortes gleichmäßig anhaltend.

Nationalität: die Mehrzahl Slowenen, daneben auch Italiener, Friauler, Kroaten und Deutsche.

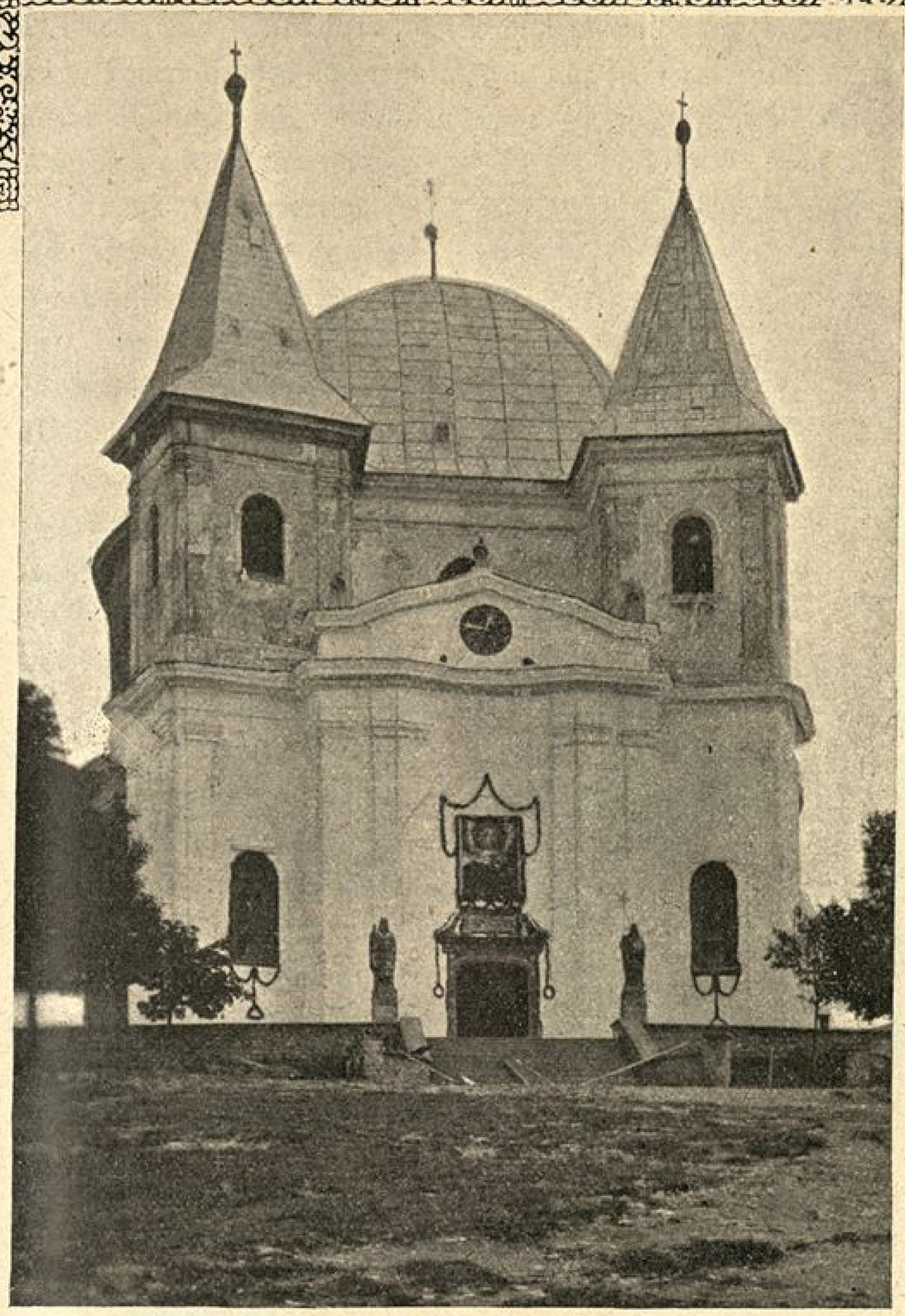
Zufahrten, siehe bei Monte Santo.

Literatur.

Ave Maria, Linz, VII. 148.
Kaltenbäck, Marienſagen, 187.
Mitt. d. Zent.-Kom. 1886, XXXIV.
Schematismus prov. Carnioliae S. Franc. Ljublana.



Kostanjevica. Phot. Mazucco, Görz.



Hostein. Phot. F. Horak, Ung. „Hradisch.

Es quälet der Durst: die Feinde bedrohen
Das mährische Volk am Berge Hostein,
Da ruft es zur Mutter, zur starken, zur hohen:
„O hilf uns, Maria! Gedenk': Wir sind dein'!"
Schon nahet die Mutter: aus Felsen springen
Die labenden Quellen für Durstes Glut,
Und Blitzes Strahlen vom Himmel bezwingen
Der wilden Tartaren bedrohende Wut.

Der heilige Hostein.

Mähren, 35.000—42.000 Kommunikanten.

Aufstieg zum Heiligtum.

Der heilige Hostein liegt etwa 20 Kilometer ostsüdöstlich von der Stadt Prerau, etwa 50 Kilometer südöstlich von Olmütz, etwa 85 Kilometer ostnordöstlich von Brünn und zirka 160 Kilometer nordöstlich von Wien.

In der sonst ziemlich öden Gegend, die der Schienenstrang der Nordbahn durchzieht, bilden die Berge um Bystritz herum eine angenehme, wenn auch kleine Abwechslung. Während einer halben Stunde Fahrzeit auf der Nordbahnstrecke sieht man weit im Osten auf einer mäßigen Bergeserhebung ein weißschimmerndes Gebäude: dies ist der heilige Hostein.

Haben wir uns mittels Flügelbahn über Hollefschau dem Berge schon mehr genähert, so erblicken wir zuerst auf dem Bergesrücken die Kirche, bald verschwindet sie wieder und wir sehen dafür (offenbar auf der äußersten Bergesspitze) einen schlanken hochstrebenden Aussichtsturm.

Nach dem Verlassen des Bahnhofes Bystritz hat man zuerst etwa zehn Minuten längs des Schienenstranges gegen die Stadt zu gehen, dann aber biegt der Weg in scharfem Winkel direkt gegen den Berg ab. Auch jetzt geht es noch etwa zwanzig Minuten mit wenig merklicher Steigung vorwärts, bis man endlich, im Walde angelangt, sich zur Überwindung der Steigung bequemen muß.

Nach einer starken Stunde des Wanderns (vom Bahnhof aus gerechnet) hat man endlich den ersten Vorposten des Heiligtums erreicht: den heiligen Brunnen, eine ziemlich weitläufige, gemauerte Anlage, wo aus mehreren Röhren frisches Quellwasser hervorsprudelt und dann einige längliche Bassins anfüllt, wo sich, wie wir vernommen, die Pilger gerne Hände und auch Füße waschen. Die Brunnenanlage wird oben von einer hübschen Muttergotteskapelle abgeschlossen, die, wie alles übrige am Hostein, sich durch Nettigkeit und tadellosen Zustand auszeichnet. Die Wände sind mit großen Gemälden verziert.

Von diesem Brünnlein an führen bis zur Kirche empor breite, sehr gut erhaltene Stufen, und zwar 262 an der Zahl. Die Stufen sind einzeln von christlichen Vereinen oder frommen Einzelpersonen der Kirche gespendet worden, wie es die Namen auf jeder Stufe deutlich berichten. Eine Stufe kostet 120 Kronen. Eine derselben ist das Geschenk einer 13jährigen Schülerin, welche sich die Summe durch lange Zeit von ihrem Taschengelde, das ihr die Eltern gegeben, zusammengespart; ein schöner Zug von Opfergeist. Die Stiegenlage geht nicht in gerader Richtung empor, sondern beschreibt einen großen Bogen. Durch eine Stange, die der ganzen Länge der Stiege nach diese in zwei Hälften schneidet, ist bei großem Andrange für die Erhaltung möglichster Ordnung vorgesorgt: deutlich geschriebene Tafeln mahnen nämlich, nur die linksseitige Stiegenhälfte beim Auf- oder Niedersteigen zu benützen.

Schon diese Stufenanlage allein verrät den großen, bedeutenden Wallfahrtsort. Haben wir uns endlich der Kirche soweit genähert, daß wir sie mit eigenen Augen schauen können, so sehen wir auch sofort noch andere untrügliche Anzeichen des bedeutenden hier herrschenden Wallfahrtsverkehres: rechts und links säumen nämlich unseren Weg die Verkaufsbuden, von denen jederzeit mindestens zirka 10 offen stehen.

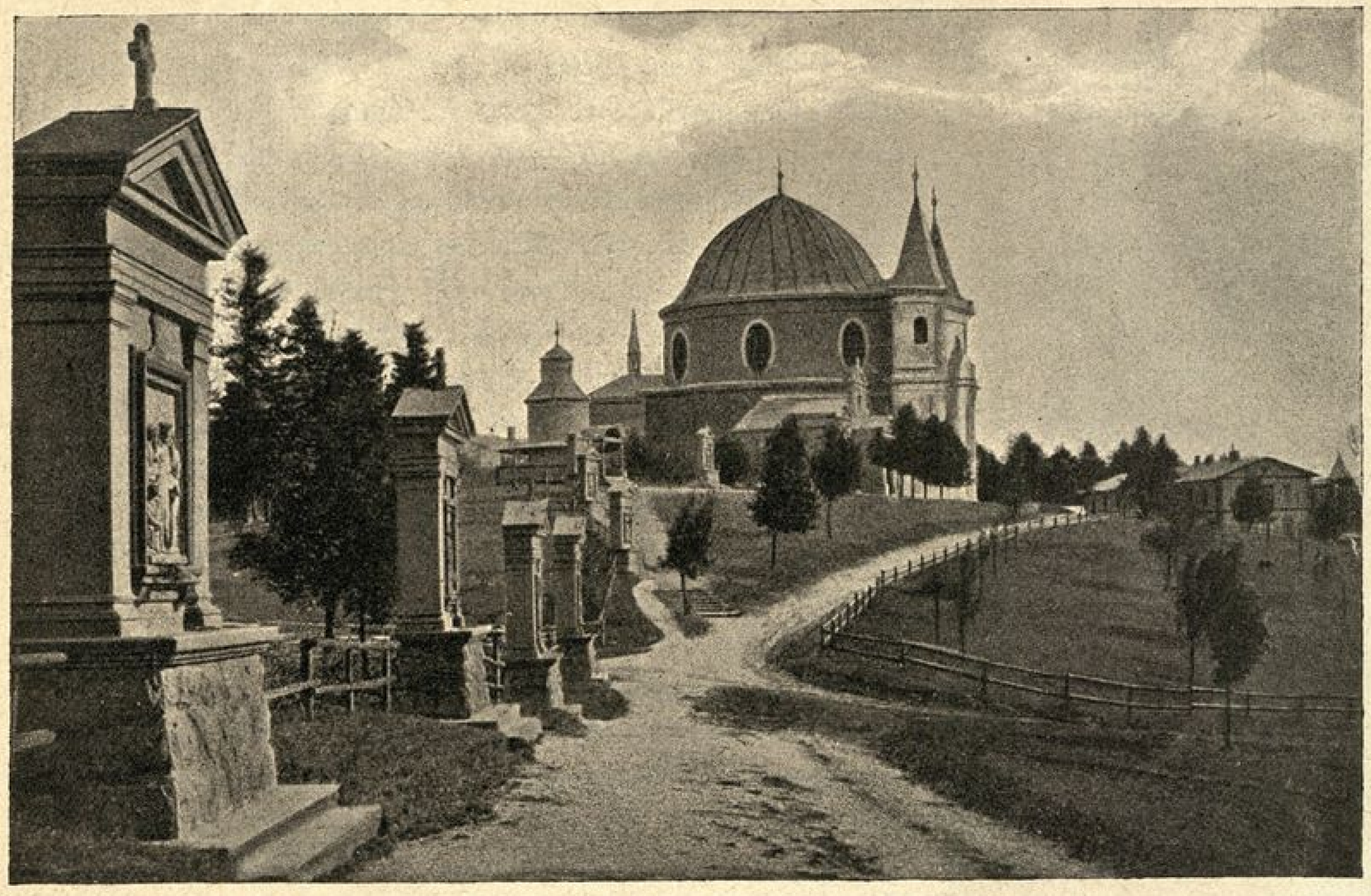
Linkerhand steht neben der Stiege, schon ziemlich weit oben, ein schön gearbeitetes Steinkreuz.

Die Wallfahrtskirche.

Nun endlich haben wir das Gotteshaus am Hostein, das Ziel und die Sehnsucht so manchen frommen Pilgers in unmittelbarer Nähe vor uns.

Sie ist so eigenartig in ihrem Bau, daß man sie leicht von allen anderen Kirchen unterscheiden kann. Ein Rund-

bau, mit einer Kuppel überdeckt. Über dem Eingangstore ein etwas geschmackloser Renaissancegiebel, und links und rechts zwei Türme, gleichfalls Renaissance, viereckig, mit



Hostein.

zwei ganz einfachen, spitzzulaufenden, vierseitigen Helmen. Die Höhe der Turmspitzen ist mit der Höhe der Kuppel beinahe gleich; daraus ergibt sich von selber, daß die Kuppel sich ziemlich massig zwischen den Türmen aufdrängt, und eben dieses Verhältnis zwischen Türmen und Kuppel ist das eigentlich charakteristische Merkmal der Kirche am heiligen Hostein.

Von der Seite beschaut, erscheint der große Rundbau äußerst einfach und massiv, und gleicht fast eher einem altrömischen Festungsturme als einer katholischen Kirche. Einige große, ovale Fenster glotzen dem Beschauer wie riesenhafte Augen entgegen, während die Kuppel, etwas formlos zusammengedrückt, von hier aus fast das Aussehen eines mittelalterlichen Sturmhutes oder das einer neuzeitlichen kneippischen Haube hat.

Der Vollständigkeit halber sei nur noch erwähnt, daß nach rückwärts hin sich ein kleiner, niedriger Zubau an das Hauptgebäude anschließt, auf dessen Dächlein ein dünner Dachreiter sitzt. Dieser Zubau ist aber so klein, daß er kaum eine wesentliche Rolle im Bauwerke spielen kann.

Das Innere der Gnadenkirche.

Wir haben das Äußere genugsam beschaut und beredet, nun geziemt es sich, dem Inneren einen Blick zu widmen.

Wir betreten also die große, sehr nett gehaltene Rundkirche. Ihre Hauptfarben sind dunkelbraun und gold. Die Kirche macht, wie die meisten säulenlosen großen Rundkirchen jedenfalls einen erhabenen Eindruck.

Hochaltar und Gnadenbild ist für den Eintretenden kaum deutlich wahrzunehmen, denn das Presbyterium ist allzufinster.

Langsam vorwärtsschreitend beschauen wir, was die Kirche bietet. Sie ist mit ornamentiertem, gebranntem Pflaster bedeckt. Bänke gibt es nicht allzuviele. Im Umkreise herum gruppieren sich sechs halbkreisförmige Nischen, je drei an jeder Seite. Die mittlere dieser Nischen ist beiderseits für einen Eingang reserviert, während die übrigen vier schöne Altäre enthalten.

Wir schauen zur Kuppel empor; sie ist etwas flach, mit himmelblauer Farbe übermalt, und zeigt auf diesem blauen Grunde goldene Sterne. Bei Lichterumzügen soll, wie man hört, der Anblick dieser Kuppel sehr erhebend sein, da es dann denn Anschein erweckt, als habe man den wirklichen gestirnten Himmel über sich.

Die Chorbögen der Seitenaltäre, sowie die Wölbungen und Seitenwände sind reich mit Malerei bedeckt. Interessiert hat es uns, daß die Hintergründe der Seitenaltäre ein starkes Rot aufweisen. Das Blau an der Decke, das grelle Rot an den Seitenaltären, — ein sicheres Anzeichen, daß wir in einer slawischen Kirche stehen. Doch stört die Zusammenstellung nicht, da der dunkelbraune Hauptton der Kirche jedenfalls alles andere mehr verschwinden läßt.

Schließlich wollen wir hier noch der kleinen, aber sehr zierlichen Kanzel, über welche sich die zwei Gesetzestafeln erheben, rühmliche Erwähnung tun.

Hochaltar und Gnadenbild.

In einer ziemlich geräumigen Nische, unter einer himmelblau ausgemalten Halbkuppel, erhebt sich der einfache Säulen-Hochaltar. Zur Linken und zur Rechten erblickt man zwei weiße Standbilder, die Schutzpatrone der mährischen Lande: die beiden Heiligen Cyrillus und Methodius.

Der Hintergrund der deckenden Kuppelwölbung ist durch ein ovales Fenster durchbrochen; durch das hier einströmende Licht, das die Augen blendet, wird der Anblick des Hochaltars bedeutend behindert. Wir glauben wohl sagen zu dürfen, daß eine Vermauerung dieser Lichtöffnung der Hosteiner Kirche nur zum Vorteile sein könnte. Allerdings wäre dafür umso dringender die Herbeischaffung von Seitenlicht für das Presbyterium erwünscht.

Inmitten des Hochaltares thront das von einem reichen Strahlenkranze umgebene Gnadenbild: „Die siegreiche Jungfrau von Sankt Hostein". Dieses überlebensgroße Bild, das sich übrigens erst seit dem Jahre 1845 in diesem Gotteshause befindet, gehört unseres Erachtens zu

den schönsten Gnadenbildern der österreichischen Lande. Und es ist uns, als wäre in diesem gefeierten Bilde die Prophezeiung Christi zur Wahrheit geworden:

„Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Untergange leuchtet, also wird es mit der Ankunft des Menschensohnes sein .... Und sie werden den Menschensohn kommen seh'n in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit."

Ja, auf den Wolken des Himmels kommt er im Hosteiner Bilde; und Blitze zucken in seiner Hand; aber — noch trägt den jugendlichen Weltenrichter seine liebe Mutter, die Mutter der Barmherzigkeit. Die ganze Haltung von Sohn und Mutter, die gütig herniedergeneigten Häupter, die milden, barmherzigen Augen, und ganz besonders die wundersam gnadenreich ausgestreckten Arme sagen uns, daß wir trotz des drohenden Blitzbündels hier nicht ein Bild des Schreckens, sondern ein echtes, wahres Bild des Segens und der Gnade schauen dürfen. — Reich geschmückt, einer Königin gleich, tritt uns die Mutter in diesem Bilde entgegen:

„Deine Augen sind wie Taubenaugen; .... wie eine Purpurschnur sind deine Lippen .... Schön sind deine Wangen, wie die der Turteltaube, und dein Hals verziert mit reichem Geschmeide; Halskettlein wollen wir dir bereiten, aus purem Golde, mit Silber reich besetzt." (Hohelied 2, 1.)

Eine Krone ziert das Haupt der Himmelsfürstin; dichtes, blondes Haar wallt unter der Krone hernieder. Und während das Gottessöhnlein ein schneeweißes Hemd trägt, ist die Mutter angetan mit rotem Gewande, und blauem, reichgefaltetem Prachtmantel. Ihre Füße aber ruhen leicht auf der blitzenden Mondsichel und den willig sich bietenden Wolken.

Kommt, lasset uns hinknien vor diesem anmutsvollen Gnadenbilde, und lasset uns aus ganzem Herzen jenes kurze, aber inhaltsreiche Gebet stammeln, das auf der großen Hauptbordüre des Kuppelgesimses für aller Augen leicht sichtbar, jedem Besucher der Kirche alsbald in die Augen fällt, und das da zu deutsch lautet:

„Sei gegrüßt, du siegreiche Schutzfrau Mährens, bleib' auch ferner Mutter deines Volkes!"

Nun, wenn wir auch nicht zum Volke Mährens gehören, wir hoffen, sie wird auch uns liebevolle Mutter sein und bleiben, und wird unsere Gebete am schönen Hostein in Gnaden entgegennehmen und erhören.

Die Kapellen.

Wenn wir fragen, was denn die Herzen so vieler gar so mächtig zum Hostein emporzieht, so sind es, unserer Meinung nach, außer den stillen Gnadenwirkungen, die eben das wundertätige Bild auf die Herzen übt, hauptsächlich drei Umstände, denen der Hostein seine große Beliebtheit verdankt:

1. Die romantische, natürliche Lage des Heiligtums auf einer prächtigen, weithin sichtbaren Bergesspitze, die auf viele Meilen hin an Schönheit ihresgleichen sucht.

2. Die eigenartig gebaute Kirche mit den vielen historischen, interessanten Gemälden.

3. Der reiche, würdige Kranz der Kapellen, die dem frommen Pilger mannigfache Gelegenheit bieten, seiner Andacht in Gottes schöner Natur freien Lauf lassen zu können.

Von diesem lieblichen Kapellenkranze auf der Bergeshöhe müssen wir noch einiges erwähnen.

Die Kirche am Hostein steht nicht auf der höchsten Spitze des Berges, sondern etwas niedriger, so daß man bis zur eigentlichen, höchsten Erhebung noch gut fünf Minuten zu gehen hat. Dieser Raum zwischen Kirche und Gipfel, zum Teil von schönem Walde bestanden, zum Teile das Gepräge einer ziemlich unebenen offenen Waldwiese an sich tragend, ist mit etwa zwanzig verschiedenen, sehr netten und gut erhaltenen Kapellen im Halbkranze besetzt, und endigt schließlich mit einem hohen Aussichtsturme, dem man aber ein durchaus religiöses Gepräge gegeben hat: enthält er ja doch in seinem Innern einen Altar der schmerzhaften Mutter Christi.

Von den genannten Kapellen ist die schönste gleich die allererste, in unmittelbarer Nähe der Kirche. Sie soll früher dem heiligen Ägidius geweiht gewesen sein; doch war sie,



Hostein.
Oben Gnadenbild, unten Darstellung der Tartarenschlacht.

wie man hört, schon sehr vernachlässigt. Nun haben die rührigen hochwürdigen Patres Jesuiten sich der halb verfallenen Kapelle nachdrücklichst angenommen, sie dem sehr beliebten mährischen Märtyrer Sarkander geweiht, und sie nach innen und nach außen hin zu einem wahren Schmuckkästlein umgewandelt. Der Hochaltar in dieser Kapelle trägt die Statue des heiligen mährischen Blutzeugen, während die Seitenwände reichlich und würdevoll in lobenswerten, großen Gemälden Darstellungen aus der Lebensgeschichte dieses frommen Dieners Jesu bringen.

An diese erste Kapelle schließen sich vierzehn vortrefflich erhaltene Leidensstationen Christi von nicht ganz gleicher Bauart.

Hat man diese vierzehn abgeschritten, so kommt man noch zu mehreren anderen, ganz absonderlich geformten Kapellen, die ebenfalls, und zwar in Glasurmosaik, Leidensszenen Christi darstellen. Die Bauform dieser Kapellen ist, wie man uns mitgeteilt hat, mährisch-wallachischer Baustil. Man hat vor, sobald die nötigen Geldmittel dafür aufgebracht sein werden, alle andern, zuerst erwähnten Leidensstationen zu entfernen und dafür diese wallachischen Kapellen hinzustellen. Daraus ergibt sich, daß man also auf dem heiligen Hostein mit großer Folgerichtigkeit auf ein festes, bestimmtes Ziel losgeht: Man will den Hostein zu einem ganz mährischen Landesheiligtum umgestalten, in erster Linie wohl deshalb, um es dem Herzen der Mährer noch liebwerter zu machen, als es ohnehin jetzt schon der Fall ist.

Wir können uns mit dieser Absicht nur einverstanden erklären.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Der heilige Cyrillus und Methodius auf dem Berge Hostein.

Der heilige Berg Hostein hat mit der Christianisierung des Landes Mähren durch die beiden heiligen Brüder Cyrillus und Methodius seine Bedeutung erlangt. Früher stand hier auf dieser weithin sichtbaren Bergeshöhe irgend ein altheidnisches Heiligtum. Dieses zu zerstören, und dafür das Kreuz des Christengottes aufzupflanzen, war eine hervorragende Arbeit der beiden Brüder. Auf den Berg Hostein verlegten sie für eine Zeitlang den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit; zum Hostein zog in großen Scharen das mährische Volk empor, um sich von den beiden Glaubensboten unterrichten zu lassen; am Hostein erhielt der mährische Bischof die heilige Taufe.

Aber mit der ersten Verbreitung des Christentums lebte auch die Muttergottesverehrung im Lande Mähren auf. Am Hostein droben soll, so erzählt man sich, in jenen Zeiten eine mächtige Linde gestanden haben; diesen Riesenbaum erkor sich der heilige Method, um hier ein Muttergottesbild, — wohl das erste in mährischen Gauen, zur öffentlichen Verehrung aufzustellen; zugleich empfahl er die ganze, soeben aufsprossende geistige Pflanzung dem mächtigen Schutze Unserer Lieben Frau.

Doch nicht übermäßig lange blieb das Bild an der Linde, denn gar bald dachten die beiden Brüder daran, der heiligen Gottesgebärerin eine bessere, würdigere Stätte zu verschaffen, indem sie auf des schönen Berges luftiger Höhe die erste Muttergotteskapelle errichteten und in dieser Kapelle den Ehrenplatz jenem Bilde, das bisher an der Linde hing, einräumten. Von dieser Zeit an war der heilige Hostein für das mährische Volk ein Wallfahrtsort, ein heiliger Ort, ein Ort der Andacht und der Gnaden. Und wie sehr die allerseligste Jungfrau diese Verehrung ihrer Kinder schätzte und durch vielfache, auffallende Gebetserhörungen belohnte, das geht am besten aus dem Namen hervor, den damals der Berg Hostein allgemein trug — „Der Berg, auf dem die Muttergottes Wunder wirkt!"

Der Sieg über die Tartaren.

„Die Tartaren im Lande!" Dieser Schreckensruf durchzitterte im Jahre 1241 die blühenden Gefilde des mährischen Landes — und wo immer der Ruf erscholl, da krampfte Weh und furchtbare Angst die Herzen des Volkes zusammen.

Von Norden her rückten sie ins Land. Der Polenkönig, Heinrich der Fromme, war von den wilden Horden bei Liegnitz geschlagen worden. Nun drangen sie mordend und sengend und brennend südwärts. Jaroslav von Sternberg hatte sich nach Olmütz zurückgezogen und sich dort mit 12.000 Mährern und Böhmen im königlichen Schlosse verschanzt. Ihn zu vernichten und Olmütz zur Übergabe zu zwingen, schlugen die Tartaren, zwei- bis dreihunderttausend Mann stark, ihre Zelte auf.

Doch unternahmen große Abteilungen von ihnen Streifzüge gegen Süden. Bei Hullein kam es zu einer größeren Schlacht. Vneslav kam mit einem ziemlich bedeutenden mährischen Heere dahergezogen, wurde jedoch von der Übermacht der Feinde umzingelt, und rettete sich durch einen bravourösen Durchbruch durch die Feinde gegen Süden hin, gegen den Berg Hostein.

Dort hin auf diese einsame, weithin sichtbare Bergesspitze hatten sich unterdessen viele Leute aus der Umgebung hinaufgeflüchtet. Zu ihnen stieß nun Vneslav. Bald rückten die Tartaren nach. Solch ein Berg wie der Hostein konnte nicht verborgen bleiben. In Eile hatte man Wälle aufgeworfen, Verhaue gemacht. Zwei Tage lang währte der Kampf, da fiel der mutige Führer Vneslav. Hiezu kam die Qual des Durstes. In der Junihitze war die Bergesspitze wie ausgedorrt; drunten in der Ebene aber harrte der sichere Tod. Verschmachtend lagen die Soldaten herum, die Waffen entglitten ihrer müden Hand, die Kinder starben dahin. Es war eine schreckliche Zeit.

Einer der Führer riet ernstlich zur Übergabe. Ihm aber widersetzte sich der kühne Wratislav. „Nicht den Mut verlieren, sondern die Muttergottes, deren Heiligtum hier ist, um Hilfe anflehen. Mir nach, ihr Männer! Wer meines Sinnes ist, folge mir zum Throne der Muttergottes!"

Sein Vertrauen fand baldige Erhörung. Am Himmel erschien eine kleine, aber rasch anwachsende Wolke; bald strömte der Regen hernieder, und seine Wasser

erquickten die ermattete Christenschar, zugleich entsprang dem nahen Felsen eine reichliche Quelle, Sturm und Blitze verwüsteten und vernichteten die Zelte der Tartaren, die erschreckt und verwirrt die Flucht ergriffen und gegen Olmütz eilten, wo sie aufs Haupt geschlagen wurden.

Ereignisse bis zur Zerstörung der Kirche. (Bis 1787.)

Nachdem der glorreiche Sieg über die Tartaren erfochten war, wurde an Ort und Stelle ein Kirchlein gebaut, oder richtiger gesagt, das frühere Kapellchen durch einen Zubau vergrößert. Gleichzeitig wurde ein Votivbild aufgestellt. Auf diesem Bilde war die allerseligste Jungfrau dargestellt, wie sie über dem Berge Hostein in den Lüften schwebt und dabei gleichzeitig ihren Mantel schützend über das mährische Volk ausbreitet. So blieb es durch einige Jahrhunderte, bis im Jahre 1620 der damalige Besitzer der Bystritzer Herrschaft, nämlich Wenzel Ritter von Bitovsky, die Kirche samt ihren Bildern zerstörte. Übrigens war dieser Mann derselbe, der den seligen Sarkander zum Martertode verurteilte.

Es will uns wie ein Akt der göttlichen Vorsehung erscheinen, daß an jenem Orte, an dem jener gewälttätige Mensch seiner Zerstörungswut freien Lauf ließ, nicht nur nach wie vor eine herrliche, vielbesuchte Wallfahrtskirche steht, sondern daß unmittelbar neben der Kirche eine nette, wunderliebe Kapelle das ehrende Andenken an jenen Priester bewahrt, den er damals der Marter überantwortete.

Schon dreißig Jahre darauf fand sich ein neuer Wohltäter für den Heiligen Berg, Graf Rotal, der nicht nur die frühere, kleine Kirche wieder aufbaute, sondern noch eine neue, zweite, nebenan hinzufügte. Beide Kirchen standen etwas nördlich vom Platze, auf dem heute die große Kirche zu sehen ist.

Im Jahre 1700 erhielt der heilige Hostein ein neues Bauwerk, nämlich jene Kapelle, die über der Felsenquelle, einige hundert Meter von der Kirche entfernt, erbaut ist. Der Erbauer ist der Pfarrer von Bystritz, Thomas Pozarnik.

Endlich im 18. Jahrhunderte erhielt der Muttergottesberg gleichsam seine Krone durch die Errichtung jener großen Kirche, deren Mauerwerk und Form sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Graf Franz Anton von Rotal war der freigebige Bauherr. 27 Jahre lang wurde vom Baumeister Sturm daran gearbeitet. Endlich konnte das neue Gotteshaus, zu dem im Jahre 1721 die Fundamente gelegt worden waren, im Jahre 1748 eingeweiht werden. Die Einweihung der neuen Kirche war eines der herrlichsten Feste, die der Berg Hostein jemals geschaut und erlebt hat.

Damals wurden zugleich Wohnungen für drei Seelsorgepriester eingerichtet, die von nun an für das geistliche Wohl der zahlreichen Hostein-Pilger Sorge zu tragen hatten.

Im Jahre 1769 wurde die Kirche durch ein Elementarunglück betroffen. Bei einem heftigen Gewitter schlug der Blitz ein, schmolz die Glocken und richtete auch sonst mancherlei Schaden an. Sehr treffend bemerkt dazu einer der Berichterstatter, daß dieses Ungewitter und dieser Blitzstrahl nur ein Vorspiel und eine schwache Kostprobe für jenes Unwetter werden sollte, das den Heiligen Berg achtzehn Jahre später traf:

Die Zerstörung der Kirche.

Im Jahre 1787 schlug dieser noch ärgere Blitz ein, und zwar in Form eines kaiserlichen Dekretes von



. Hostein, Übertragung des Bildes.

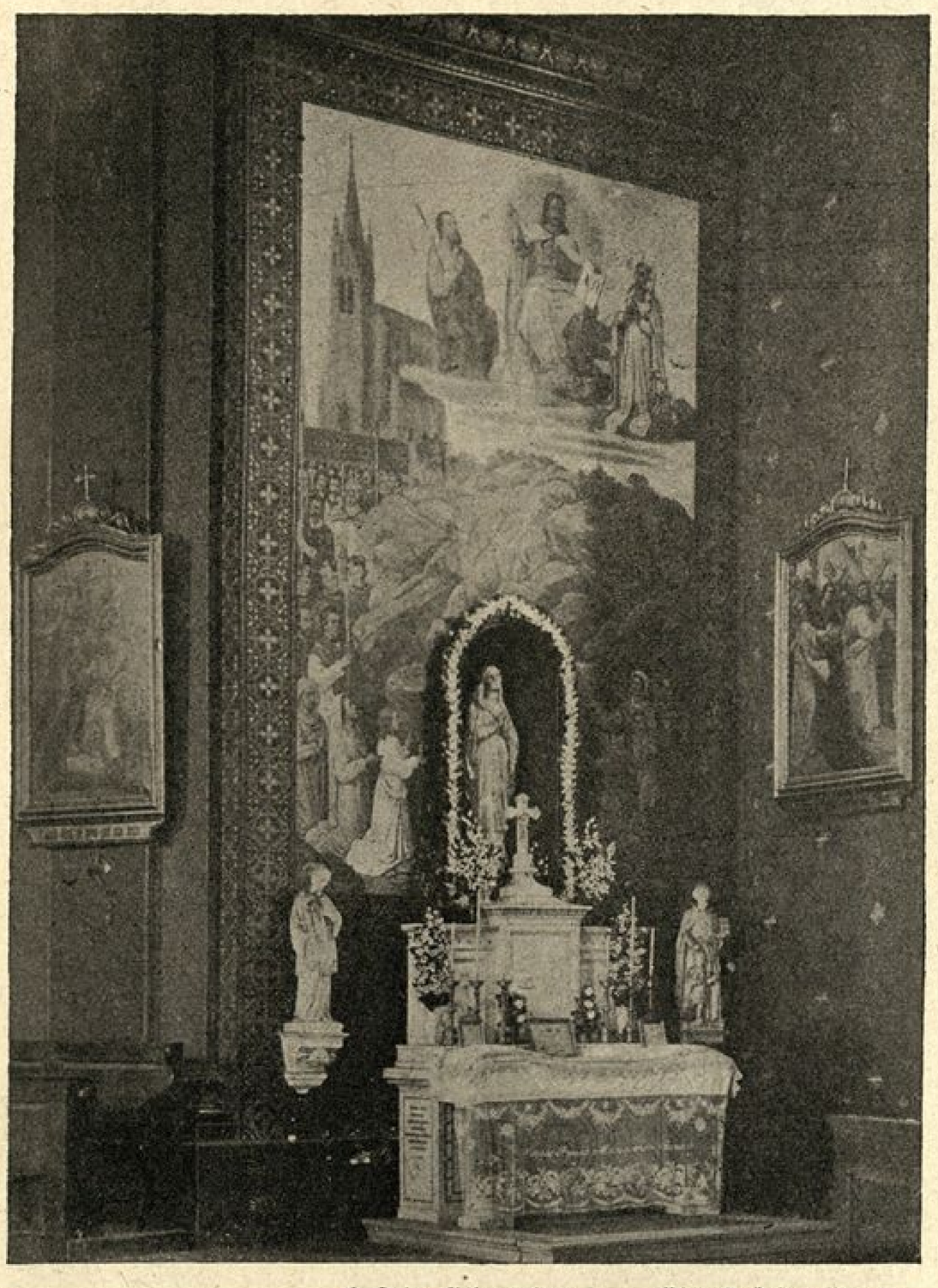
Wien. Zwar hatte man diesen vernichtenden Schlag schon einige Jahre früher vorausgesehen und sozusagen alle Tage erwartet, aber er blieb dennoch der furchtbarste Schlag, der jemals über den Wallfahrtsort gekommen war.

In dem Dekrete wurde bestimmt, daß fürderhin alles Wallfahren zum Hostein verboten sei, daß die Kirche, als ganz überflüssig, abzusperren und teilweise abzutragen sei, soweit, daß nach Entfernung des schützenden Daches das übrige Mauerwerk dem zerstörenden Einflusse des Wetters überlassen bliebe. Die Seelsorger mußten sich entfernen. Das Gnaden-

bild wurde in die Pfarrkirche Bystritz übertragen, die Glocken verschleppt, das Pflaster aufgerissen, die Altare zerstört.

An jener Stelle, wo ehedem der Hochaltar gewesen, errichtete man einen großen Stein. Bald wuchs an seiner Seite ein Birkenreis hervor und entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einem Baum. Zu dem Steine kam nach wie vor das mährische Volk und betete an jener Stelle, wo einst das verehrte Gnadenbild gestanden, zur geliebten, siegreichen Jungfrau.

Die Zerstörung machte unterdessen Fortschritte. Auf den breiten Mauerresten trug der Wind den Staub zusammen, Samenkörner wurden herbeigetragen, und es wuchsen nun



Hostein, Seitenaltar. Phot. J. Šubert, Bystritz.

Sträucher und Bäume. Ja, einmal gelang es einem Forstmeister in diesem neuen Wäldchen auf den Kirchenmauern sogar einen Fuchs zu erschießen.

Auferstehung.

Nachdem durch mehr als fünfzig Jahre der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte gestanden, fanden sich endlich energische Leute, die nach Überwindung sehr großer Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Neuerrichtung der Hosteiner Kirche erwirkten, und alsbald darangingen, das große Unternehmen tatsächlich durchzuführen. Die alten Mauern konnten noch ohneweiters verwendet werden, und so nahm die Restaurierung nur wenige Jahre in Anspruch: am 2. Juli 1845 war man so weit, daß die Kirche die Weihe erhalten konnte; es sollen damals zirka 50.000 Pilger am Berge anwesend gewesen sein.

Doch hatte man nach der Einweihung noch durch drei Jahre hindurch verschiedene nachträgliche Arbeiten durchzuführen. Der Eifer und die Freude des mährischen Volkes war so groß, daß viele von ihnen das Material zum Kirchenbau auf ihren eigenen Schultern über den steilen Berg hinauftrugen, und daß sie aus einem Umkreise von 20 Stunden herbeikamen, um bei der Hinwegräumung des vielen Meter hohen Schuttes hilfreich Hand anzulegen.

Dieser Auferstehung aus Trümmern und Schutt gesellte sich im Jahre 1887 ein Ereignis hinzu, daß nicht wenig beitrug, auch die geistige Auferstehung des Berges Hostein mächtig zu befördern: in dem genannten Jahre wurde nämlich die Seelsorge auf dem schönen Berge den Jesuiten übergeben. Und wie immer, so oft ein Wallfahrtsort in die Hände eifriger Ordensleute kommt, so geschah es auch hier: seit diesem Jahre wurde der Zuzug der Pilger noch beträchtlich stärker, als er ehedem war.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1942 700jähriges Jubiläum des Sieges über die Tartaren.

1921 200jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der jetzigen Kirche.

1945 100jähriges Jubiläum der Restaurierung.

1950 250jähriges Jubiläum der Brunnenkapelle.

1937 50jähriges Jubiläum der PP. Jesuiten auf dem Hostein.

Ständige Priester: 4 Jesuitenpatres.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 600.

Kommunikanten jährlich: 35.000 bis 42.000.

Besucher jährlich: 200.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: zirka 300.

Hauptfest: Alle Muttergottesfeste. Vierter Sonntag nach Ostern ist Gedächtnistag des Sieges über die Tartaren (dann immer dreitägiger großer Konkurs).

Einwohnerzahl auf dem Berge: 20 bis 30 Personen.

Devotionalienhändler: Zirka 30.

Gasthäuser: 1.

Die Frequenz des Wallfahrtsortes ist stabil, eher noch etwas steigend.

Nationalität der Besucher: Zwei Prozent Deutsche, sonst Slawen.

Zufahrt.

Wien (Nordbahn)—Heiliger Hostein. 3¼ St. Schnellzugsfahrt bis Hullein, 1—1½ St. Fahrt bis Bystritz. Zusammen Reisezeit samt Wartezeit in Hullein und Aufstieg zum Berge, Wien—Heiliger Hostein: mindestens 6 St. Fahrpreis K 8.60 (Personenzug K 6.70).

Brünn—Heiliger Hostein. Eisenbahnfahrt nach Kojetein, von dort direkt bis Bystritz. Fahrzeit 4½ St., dazu 1¼ St. auf den Berg hinauf. Fahrpreis Brünn—Bystritz K 3.90.

Olmütz—Heiliger Hostein. Billigste und schnellste Verbindung: Von Olmütz per Bahn nach Prerau (34 Min., K —.80), von Prerau 4 St. zu Fuß.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Heiliger Hostein—Friedek. Direkte Eisenbahnfahrt nach Friedek, 2½ St., K 2.80.



Karl Heidrich, Wien, fecit.

Monte Santo, Erscheinung der Muttergottes.

(Seite 162.)

Eigentümer A. Hoppe, Wien.



Hoftein, derzeitiges Gnadenbild.

(Seite 172.)

Heiliger Hostein—Stipa. 3½ St. Fußtour fast genau südlich. Schlechter, schwer zu findender Weg. Dafür besser: Eisenbahnfahrt Bystritz—Hullein (umsteigen), Otrokowitz (umsteigen) nach Zlin; von Zlin 1½ St. Fußweg nach Stipa.

Heiliger Hostein—Heiligberg (oder auch Dub bei Olmütz). Vergleiche das oben bei Olmütz Gesagte.

Heiliger Hostein—Velehrad. Bahnfahrt Bystritz—Hullein (umsteigen)—Ungarisch-Hradisch, von dort 1¼ St. Fußtour nach West., gegen 2½ St., K 1.80.

Heiliger Hostein—Zaschau. Bahnfahrt bis Wall.-Meseritsch 50 Min., K —.90. Von dort noch eine Station mit Flügelbahn oder zu Fuß.

Literatur.

Anonym, Beschreibung, Brünn—Raigern, 1903, 12°, 52 S.

Stojan, Pamatka, tisk. Slovaka Kromeřiži ohne Zahl, 12°, 104 S.

Krönes, Geistige Wallfahrt, Wien 1872, 89.

Ott, Marianum, 1886.

Reg.-Mar.-Kal. 1905, IV.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1875, XX.

Gebhard, Die heilige Sage, Wien 1866, I, 196.

Kurze Erwägung.

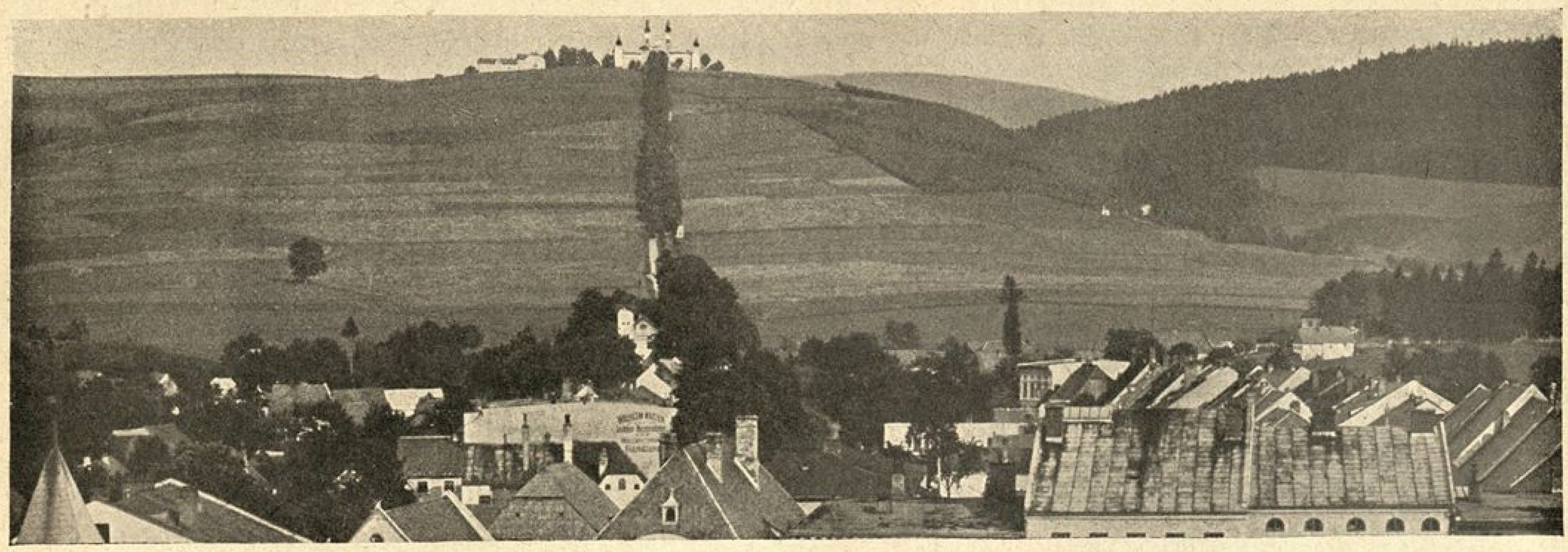
Willst du siegen — so gehe zur Königin des Sieges! Bedrängen dich Feinde — eile zur mächtigen Jungfrau! Dürstet deine Seele im heiligen Durste nach Gerechtigkeit — so flieh' zu Maria, sie wird dir labende Quellen eröffnen! Und bist du traurig und verzagt, so nimm dir ein Bild der siegreichen Jungfrau vom heiligen Hostein: schau an dieses milde, liebe, lichtumflossene Antlitz deiner Mutter: aus ihren Auge lies ab die Barmherzigkeit und Liebe zu dir: in ihren offen ausgebreiteten Händen steht dein Name geschrieben unauslöschlich, daß sie deiner nimmer vergessen kann, in Ewigkeit nicht. Schau hinauf zu ihr, siehe, schon neigt sie sich nieder zu dir! Nicht Weh' und Leid und Schmerz bringt sie dir entgegen, sondern Glück und Segen und Friede des Herzens! Und wie ein Lichtstrahl aus dem Paradiese leuchtet es aus ihrem verklärten, himmlisch schönen Angesichte. So geh' denn, arme Seele, zu Maria!

Gebet.

Maria mit dem Himmelskinde,
Zu deinen Füßen sieh' mich hier;
Weil nirgends rechten Trost ich finde,
So such' ich einzig ihn bei dir!
Führ' mich im Leben und im Sterben,
In Lieb und Leid, in Glück und Schmerz,
Dann hoff' ich einstens zu erwerben,
Den Himmel, wo mein selig Herz
Dir jubeln soll in heller Freud'
Jahrtausende, ja Ewigkeit!

(Nach Cordula Peregrina.)





Der Muttergottesberg bei Grulich.

Phot. J. Walter, Grulich.

„Laßt die Kleinen zu mir kommen!“
Klang so mild das Wort des Herrn,
Und die Kinder, die's vernommen,
Kamen willig, kamen gern.

„Laßt die Kleinen zu mir kommen!“
Rief die Himmelskönigin,
Grulichs Kinder froh erklommen
Da den Berg der Rufecin.

„Laßt die Kleinen zu mir kommen!“
Klingt's auch heut' noch erdenwärts:
Kindersinn nur kann uns frommen
Und ein demutsvolles Herz.

Der Muttergottesberg bei Grulich.

Böhmen. 40.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Grulich ist die östlichste Stadt des Königreiches Böhmen; sie ist in jenem Winkel zu finden, wo die junge March, soeben an den Hängen des Schneeberges (1422 Meter) entsprungen, ihre weite Reise südwärts antritt.

Haben uns der Staatseisenbahn surrende Räder in eiliger Halbtagsfahrt von Wien aus ständig nach Nord und immer nach Nord getragen, so beginnt der Schienenstrang von Wildenschwert an mehr und mehr gegen Osten zu streben, bis er sich endlich bei der Station Wichstadtl—Lichtenau entschieden der aufgehenden Sonne entgegenwendet — diese Sonne ist in unserem Falle zugleich ein stattliches Bergheiligtum, das von der genannten Station aus in der Ferne zu schauen ist.

Da hebt sich vor uns, gänzlich in grünenden Waldesmantel gehüllt, der Ebereschberg bis zur leicht zu merkenden Höhe von 999 Meter. Links von dieser grünen Bergeskuppe zeigt sich bedeutend niedriger, gleichsam nur eine Schulter des ersteren der „Muttergottesberg“. Er ist zum Gegensatz seines großen Nachbars vollkommen kahl, nur eine schnurgerade Allee führt von Grulich zu einer Höhe empor, auf der eben jenes weitausladende Kirchengebäude thront.

Dies alles sieht man schon von der Umsteigstation Lichtenau aus. Gar bald heißt es wieder einsteigen; und nun geht es fast 10 Minuten lang fast schnurgerade gegen den Berg hin, bis wir (schon bei der ersten Haltestelle) abermals aussteigen müssen; wir sind in Station Grulich angelangt. Von hier aus bis zum Berg hinauf ist's eine Stunde zu gehen.

Meistens trifft es sich, daß man mittels einer weiteren Flügelbahn noch vier Kilometer näher an den Berg heranfkommen kann; die betreffende Haltestelle nennt sich „Stadt Grulich“. Von dieser Haltestelle geht es zunächst mitten durch das reinliche Städtchen hindurch, bis uns, noch immer in der Ebene gelegen, ein Bogen in die Allee geleitet, die dann kerzengerade emporführt.

Auf dem Bogen aber steht geschrieben (lateinisch): „Wie Moses einst in der Wüste die Schlange erhöhte . . .“ Wir können diese Aufschrift uns nicht anders deuten als einen geistreichen Hinweis auf die Entstehungsgeschichte dieses gnadenreichen Ortes, den Gott der Herr auf dem „kahlen Berge“, also gleichsam in unfruchtbarer Wüste, erhöht hat, damit er vielen, vielen zum Heile sei (wie jene Schlange des Moses).

Doch weil wir gerade an die „Erhöhung“ erinnert werden, so fügen wir gleich hinzu, daß die Differenz zwischen der Stadt Grulich und dem Muttergottesberge 185 Meter beträgt, da Grulich 575, der Berg aber 760 Meter Meereshöhe aufweist.

Aufstieg und Umgebung.

Man hat mitten zwischen die schönen Alleebäume (meistens Eschen und Linden) ein Bußpflaster eingelegt; wenigstens trägt der Aufmarsch über diese grimmigen Höcker ganz entschieden den Charakter einer Abtötung an sich. Daß nun viele Pilger diesen geheimen Sinn dieser harten Steine entweder nicht begreifen oder nicht begreifen wollen, dafür spricht die Tatsache, daß neben der Allee, also gleichfalls in deren angenehmem Schatten, ein sichtlich sehr stark abgetretener, breiter Weg emporzieht.

Eine ganze Reihe von Kapellen, in denen mittels lebensgroßer Statuen Szenen aus dem Leiden Christi dargestellt werden, tragen dazu bei, den Geist des aufwärtsstrebenden Wallers auf ernste Dinge zu richten.

Der Gesamtanblick der Kirche ist, besonders von vorne gesehen, überaus stattlich. Eine breite Mauer, und zwar die eine Langseite der Ambiten, zeigt sich hier in ihrer ganzen Größe und wird, vollkommen symmetrisch, von vier Türmen überragt, von denen zwei an den Ecken stehen, während die anderen zwei (die Hochtürme des eigentlichen, rückwärts stehenden Gotteshauses) in der Mitte aufragen. Zwischen den beiden Hochtürmen öffnet sich uns des Portales Pracht, das nach Art eines schmalen römischen Triumphbogens, jedoch mit entschieden ausgesprochenen Renaissanceformen, dem Pilger Einlaß gewährt, allerdings nicht früher, als bis er die vielen, breiten, mit schönen steinernen Geländern eingefaßten Aufgangsstufen erklommen hat.

Auf dem Portale prangt, in schönen Farben gemalt, das Wappen des Stifters.

Die Ambiten.

Sind wir durch den hohen Rundbogen des Portales geschritten, so können wir entweder nach links oder nach rechts den viereckigen Ambiten entlang einen Rundgang machen, oder wir können direkt über den großen offenen Hof hinschreiten und die unserem Portale gegenüberliegende Kirche betreten. Die Ambiten umschließen nämlich hier in Grulich nicht (wie meistens an den anderen Orten) die Kirche, sondern sie sind vorne an die Kirche angefügt, wodurch das gesamte Bauwerk, von der Seite besehen, eine recht bedeutende Ausdehnung gewinnt.

In den Ambiten finden sich allerlei Kapellen, Statuen, Bilder und dergleichen ähnliche Andachtsgegenstände. Die beiden schönsten Stücke dieser Ambiten sind wohl die beiden Kapellen: Armenseelenaltar und Lourdesgrotte. Der Armenseelenaltar macht durch die beiden großen Totengerippe, die die Stelle der üblichen Seitenstatuen einnehmen, sowie durch die zahlreichen Abbildungen von Totenköpfen, durch das ergreifende Altarbild, das das Fegefeuer darstellt, so wie durch die ernsten Inschriften einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des Beschauers.

Der Lourdesaltar aber ist in seiner Art — und wir haben vieles Derartige gesehen — hervorragend und bemerkenswert: Kunstsinn und kindliche Liebe zur unbefleckt empfangenen Gottesbraut haben hier sichtlich zusammengewirkt, um der Hochgebenedeiten ein wahrhaft weihevolles Plätzchen zu verschaffen.

Außer diesen beiden Stücken haben uns durch die etwas ungewöhnliche Art der Darstellung und der Farbenwahl zwei große in Relief hergestellte Bilder der Muttergottes gefallen, das eine die schmerzhafte Mutter darstellend, das zweite ein Bild der Unbefleckten Empfängnis. Besonders dieses letztere ist es, das durch das gleißende Silberkleid und durch den schönblauen Mantel, sowie die in Rokokomanier dargestellten, auf Wolken schwebenden Engelein und die goldenen Strahlen ringsherum großen Effekt macht.

Die heilige Stiege.

Der große viereckige Hof vor der Kirche, den die Ambiten umgeben, ist nicht leer, sondern umschließt ein etwas seitwärts stehendes Gebäude, das eine heilige Stiege enthält. Diese Grulicher heilige Stiege ist eine genauere Nachbildung jener heiligen Stiege zu Rom, als die meisten anderen heiligen Stiegen, die wir gesehen haben. Denn sie hat unten die beiden Gruppen „Jesus und Pilatus", sowie „Jesus und Judas" und ist außerdem dreifach (drei Stiegen nebeneinander), von denen die mittlere immer nur kniend erstiegen wird, während die beiden Seitenstiegen zum Abgange dienen.

Übrigens ist dieses „Stiegen-Haus" ziemlich einfach, macht jedoch durch die an der Decke befindliche große bildliche Darstellung der Auferstehung Christi eindrucksvolle Wirkung.

Die Kirche.

Die von den beiden Türmen begrenzte Front ist eine ganz gewöhnliche Renaissancefront, die gegenwärtig in weiß und braun gehalten ist, allerdings hat sie gegen andere Fronten ihrer Art ein unterscheidendes Merkmal: ihre Nischen für die Heiligenfiguren sind nämlich leer.[1])

[1]) Nachtragsnotiz der Kirchenvorstehung. In der geschmackvoll ausgemalten Nische über dem Kirchenportale wurde kürzlich eine überlebensgroße Statue aus Zementguß, „die Gnadenspenderin" aufgestellt. Sie ist 3 Meterzentner schwer. Die ganze Front hat dadurch an Schönheit und Leben gewonnen. Die seligste Jungfrau breitet segnend ihre Arme aus, als wollte sie allen Ankommenden freundlichen Willkommgruß anbieten.



Wallfahrtskirche und Redemptoristenkloster auf dem Muttergottesberge bei Grulich (Böhmen.)

Beim Eintritte in das Innere verweilt das Auge unwillkürlich sofort beim Hochaltare, einer vornehmen, eleganten Arbeit im Renaissancestile. Ist schon der untere Teil mit seinem schön gedeckten Tabernakel, den daneben in Nischen stehenden Statuen und den beiden seitlichen Eingängen aller Beachtung wert, so liegt die eigentliche Pracht, die das Auge des Beschauers fesselt, doch in dem mittleren und oberen Teile. Die Art und Weise, wie man es verstanden hat, das so kleine Gnadenbild zu hervorragender Geltung zu bringen, was ganz besonders durch den dichten, gleichförmigen Strahlenkranz, sowie durch die Verteilung der Engelsgestalten erzielt wurde — zeugt von hohem Geschmack. Die



Muttergottesberg bei Grulich, Gnadenbild.

beiden reichgegliederten Säulen, sowie die beiden schönen, lebensgroßen Statuen (das hl. Elternpaar Mariens darstellend) geben dieser Hauptgruppe (dem Gnadenbilde) eine treffliche Umrahmung.

Der oberste Teil des Altares aber bringt ein großes, farbenprächtiges Ölgemälde: die Krönung Mariens. Der ganze untere, etwas dunklere Teil des Altares — dann ein prächtiger breiter Rahmen mit Engelsfiguren und einem schönen Abschlußkreuze nach oben hin — und nicht zumindest die breiten, schön ornamentierten Gewölberippen der Apsis, die dieses große Gemälde gleichsam mit einer Riesenkrone umhüllen — alles dies trägt dazu bei, um dieses hoch situierte Bild zur vollsten, schönen Geltung zu bringen.

Von den übrigen Teilen der Kirche, die etwa für 2000 Personen Platz bietet, erwähnen wir nur, daß sie in allen ihren Teilen, besonders in den zahlreichen Seitenaltären, sehr nett und erbaulich erscheint, und daß man hier überall den großen Eifer sieht, den die gegenwärtigen Herren Kirchenvorsteher dieser Gnadenkirche widmen. Nun nur noch einige Worte über das eigenartige Gnadenbild.

Das Gnadenbild.

Das Bild, ein auf Leinwand gemaltes Ölgemälde, ist im großen und ganzen schön zu nennen. Insbesondere möchten wir darauf hinweisen, daß der Gesamteindruck ein mild-ernster, beruhigender ist. Es ist eine Kopie jenes Marienbildes, das in der Kirche Maria Maggiore zu Rom verehrt wird, und im Rufe eines sehr hohen Alters steht. Es stellt die allerseligste Jungfrau dar, wie sie das göttliche Kindlein auf dem linken Arme trägt und dabei mit dem unverkennbaren Ausdrucke einer sehr großen Seelenruhe vor sich hinblickt. Ebenso richten sich die Äuglein des Kindes fest auf den Beschauer des Bildes.

Das Antlitz von Kind und Mutter zeigt übereinstimmende Züge, ist länglich, hat einen kleinen Mund, zeigt eine ziemlich lange (griechische) Nase und hohe, halbkreisförmige Brauen. Das rechte Auge ist bei Kind und Mutter in merkwürdiger Weise etwas schief nach oben hinaufgezogen.

Das Kind hält in der einen Hand, die es an den Hals der Mutter hält, einen Apfel, mit der andern drückt es ein eingebundenes Buch an sein Herz. Ganz besonders auffallend am Bilde sind die sehr dichten Hüllen, die Kind und Mutter bekleiden, ja das Kindlein erinnert direkt an die lieben Bilder, die wir manchmal von einem winterlich ausgerüsteten Eskimo zu sehen bekommen. Die Arme der Mutter sind ganz und gar falsch gezeichnet, wie dies an solch alten Bildern oft vorkommt, die Hände des göttlichen Kindes sind unverhältnismäßig groß, und im Vergleich zu dem fein ausgearbeiteten Gesichtchen nur flüchtig und roh hingemalt.

Das Kleid des Kindes ist hochrot, ebenso das Unterkleid der Mutter. Das Haupt der allerseligsten Jungfrau aber bedeckt ein himmelblauer Mantel, der über beide Schultern herabfällt. Ob des hohen Alters sind die Farben der Kleider schon etwas abgeblättert, nur die Antlitze beider sind ganz unversehrt. Seit dem Jahre 1801 ist mit Ausnahme der Antlitze und Hände alles übrige zum Schutz mit einem Silberrelief bedeckt.

Von dem Grulicher Gnadenbilde wird allgemein behauptet, daß es, besonders in den ersten Jahrzehnten, öfters den Ausdruck seines Angesichtes verändert habe. Hiefür gibt es unzählige Zeugen.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Kinderprozessionen.

Es war etwa um die Hälfte des 17. Jahrhunderts, als die Grulicher Kinder von einem eigenartigen Verlangen ergriffen wurden, den fast 200 Meter hohen „Kahlen Berg", den heutigen Muttergottesberg, in Scharen aufzusuchen und sich dort der Andacht hinzugeben. Niemand hatte sie dazu angeregt, sie waren von selber daraufgekommen. Auch gab es nichts auf der wirklich ganz und gar kahlen Bergeshöhe, was

sie hätte besonders anziehen können. Sie taten es und wußten selber nicht warum. In kleineren und größeren Prozessionen zogen sie hinauf, sangen Lieder, knieten nieder, beteten, und zogen dann wieder fröhlich heim.

Unter diesen Kindern befand sich auch der spätere Bischof und Begründer des Heiligtums am Muttergottesberge, Tobias Becker. Von ihm wird auch erzählt, daß er einst als Knabe, da er von seinem elterlichen Hause aus den „Kahlen Berg" betrachtete, wie prophetisch die Worte sprach: „Mit Hilfe Gottes werde ich einmal da droben auf diesem Berge eine Kirche bauen!" — Die Zukunft zeigte, daß der kleine Prophet mit diesem Ausspruch Recht behielt.

Erneuerte Kinderprozessionen.

Der erste Prozessionseifer der Grulicher Kinder legte sich in einigen Jahren, so daß nach dem Verlaufe dieser Zeit die Kinderzüge ganz und gar aufhörten. Aber sonderbarer Weise erwachte derselbe rätselhafte, leidenschaftliche Zug in einer späteren Generation: nach fünfzig Jahren begannen die Kinder abermals, wie einst ihre Eltern, in hellen Scharen auf den Berg zu ziehen, um dort zu beten. Mit Verwunderung sahen die Eltern dieses Schauspiel an, und es gemahnte sie lebhaft an ihre eigene Kinderzeit, und sie schüttelten die Köpfe und sannen, und sprachen miteinander darüber und fragten sich: „Soll das alles vielleicht seine Bedeutung haben? Liegt vielleicht darin der Finger Gottes?"



Muttergottesberg bei Grulich, Oberes Portal. Phot. J. Walter, Grulich.

Bald hernach ereigneten sich Dinge, die von Tausenden gesehen und bestätigt, die Gemüter noch mehr in Spannung brachten. Es zeigte sich nämlich im Jahre 1696, als noch niemand im Ernste an einen Kirchenbau dachte, auf der Bergesspitze ein Feuerschein, der mitunter so beträchtlich war, daß die umliegenden Hügel und die dort befindlichen Wälder so hell erglänzten, daß (wie man mit Übertreibung sagte) von der Stadt aus „die Baumblätter gezählt werden konnten".

Der Entschluß zum Kirchenbaue.

Da nun der damalige Stadtpfarrer in jener Zeit aus nicht näher bekannten Gründen von Grulich nach Prag reiste, verständigte er bei dieser Gelegenheit den schon genannten Tobias Becker, der damals Domherr bei St. Veit in Prag war, von diesen sonderlichen Vorfällen. Dieser, als geborner Grulicher und einstiger Prozessionsteilnehmer, horchte mit großem Interesse auf die Kunde und entschloß sich, sofort nach Grulich zu eilen, um sich persönlich über die Lage der Dinge zu unterrichten.

Er kam also, ward Zeuge der wachsenden Andacht des Volkes, überzeugte sich von der Wahrheit des Erzählten, fand viel mehr, als er selber vermutet hatte, und entschloß sich, sofort auf der kahlen Höhe eine Kapelle zu errichten — diese Kapelle aber, meinte er, sollte gleich ein wenig größer sein, als gewöhnliche Waldkapellen. Er ging mit dem Baumeister auf die Bergesspitze und begann die vorläufige Vermessung. Da kam es ihm vor, als sei dieser Platz sogar für eine recht große Kirche geeignet. Er erzählt: „Als ich sah, daß das Bergplateau einen weiten, ebenen Platz biete, fühlte ich mich von einer innerlichen Macht so sehr gedrängt, daß ich, freilich ohne zu wissen, woher ich die Mittel nehmen sollte, sofort beschloß, eine große Kirche zu bauen." — Noch mehr bestärkt wurde er dadurch, daß bei der Untersuchung des Erdreiches alte Grundmauern zutage traten, die wohl einst einem nunmehr verfallenen Götzentempel angehört hatten.

Und welch liebliches Wortspiel sich nun ergab. Der alten Sage nach war dieses Götzenheiligtum einst dem Kriegsgotte, dem Mars geweiht, und es soll dieser Berg in lateinischer Sprache den Namen getragen haben: „Mons Martis", „Berg des Mars". Nunmehr wollte man einen einzigen Buchstaben dieses Namens mit seinem Nachbarbuchstaben vertauschen, sonst aber dem alten Namen seine vollen Rechte belassen — und dennoch ungleich Höheres und Erhabeneres damit ausdrücken: „Mons Matris", „Berg der Mutter!" Vielleicht mag diese Erwägung ein klein wenig die Namenswahl der neuen Gnadenstätte mit beeinflußt haben: denn der ehemalige Marsberg, dann Kahler Berg, hieß von nun an, wie er bis heute heißt, „Der Muttergottesberg".

Der Bau der Kirche.

Am 6. August 1696 wurde der Grundstein zum großen Werke gelegt. Die Beteiligung am Bau war eine ganz wunderbare, die Spendenzuschüsse unerwartet große. Aus



Muttergottesberg bei Grulich, der Hochaltar.

Grulich und aus weiter Umgebung eilten Leute aller Stände und von jeglichem Alter herbei, um beim Bauwerk behilflich zu sein. Rührend war es, wenn manchmal viele Leute vereint irgend einen recht großen Baumstamm auf ihren Schultern emportrugen, dabei Marienlieder singend und laute Gebete verrichtend. Auch mit Ziegeln, Steinen und sonstigem Materiale ging man prozessionsweise die Hänge des Berges hinauf und sang der künftigen Herrin des Berges begeisterte Begrüßungslieder.

Zwischenbemerkung.

Wir machen hier mit Vergnügen die trefflichen Gedanken P. Anton Jeglingers, des Verfassers des mustergiltigen Wallfahrtsbüchlein: Der Muttergottesberg — zu unseren eigenen, indem wir die Worte zitieren, die dort Seite 16 gelegentlich des Berichtes vom Kirchenbau gesagt werden:

„Wir staunen mit Recht über diesen Eifer und Opfersinn des Volkes und fragen: wie haben sie dies zustande gebracht?... Man gehe hin in die Städte und in die Dörfer, wohin immer man will und sage Tausenden, sie sollten da oder dort auf diesem Berge, auf jener Höhe eine große Kirche bauen und sie selbst müßten Hand an's Werk legen. Diese Tausende werden mit ihren zweitausend Augen verwundert dreinschauen und uns fragen: seid ihr toll oder haltet ihr uns für Narren? Keinem Menschen wird es einfallen, auch nur einen Finger zu rühren.... Diesen Bau hat der Himmel gewollt, ganz wunderbar gewollt, und darum sollte er auch zustande kommen."

Wir fügen hinzu: Was der geistreiche Schriftsteller hier von seinem Muttergottesberge sagt, das dehnen wir, gestützt auf unsere diesbezüglichen Erfahrungen, auf die Allgemeinheit aus und behaupten: Das Zustandekommen einer ganzen Reihe von großen Wallfahrtskirchen auf zum Teil schwer zugänglichen und manchmal gänzlich wasserlosen Bergesspitzen (zum Beispiel Monte Santo, Luschari, Hostein, auch Weißenstein, Georgenberg ꝛc. ꝛc.) sehen wir als einen Beweisgrund dafür an, daß diese heiligen Stätten in der Tat Werke Gottes sind, das heißt nur durch besondere, von Gott in die Seelen gelegte Begeisterung zustandekommen konnten. Also: schon der Bestand derartiger Wallfahrtsstätten ist eine achtunggebietende Mahnung, die auf überirdische Beweggründe hinweist.

Aufstellung des Gnadenbildes.

Der schon öfters erwähnte Stifter Tobias Becker nannte ein altes Marienbild sein eigen, das er sich einmal von einer adeligen Dame durch vieles Bitten erworben hatte, und das er zeitlebens hochverehrte. Wohin er zog, dorthin nahm er das Bild mit, und als er Pfarrer geworden war, stellte er es auf den Hochaltar seiner Kirche, und hatte die Freude, daß seine Pfarrkinder von gar mancher auffallenden Gebetserhörung zu erzählen wußten.

Sobald er nun den Plan gefaßt hatte, die neue Kirche auf dem Muttergottesberge zu errichten, war er entschlossen, sein Bild dorthin abzugeben und es am Hochaltare aufzustellen, und hoffte, daß Gott es als Gnadenbild der neuen Kirche annehmen und durch seine Gnadenerweise anerkennen und bekräftigen werde. Sein Hoffen erwies sich als gerechtfertigt, wie die endlose Kette von Gnaden in späteren Jahren deutlich genug bewies.

Im Jahre 1700 wurde es denn in feierlichster Prozession auf seinen neuen Thronsitz getragen.

Verschiedene Ereignisse bis zur Jetztzeit.

11. September 1710 starb in Königgrätz der selige Stifter Tobias Becker. An demselben Tage veränderte das ferne Gnadenbildnis in Grulich sein Angesicht, nahm einen wehmütigen, tieftrauernden Ausdruck an. Volk, Priester und ein fremder Kommissär aus Königgrätz sahen deutlich die Veränderung, und man erwartete allerseits ein Unglück. Späterhin erfuhr man, daß um dieselbe Stunde Bischof Becker gestorben sei.

In den schweren Kriegszeiten des achtzehnten Jahrhunderts erfreute sich der Muttergottesberg zu wiederholtenmalen eines fühlbaren Schutzes des Herrn.

1720, als wilde Räuberscharen das Kloster plündern wollten und schon die Leitern an den Mauern angelegt hatten, um einzudringen, erfaßte ihren Hauptmann plötzlich eine derartige Seelenerschütterung, daß er seinen Leuten eine eindringliche Rede hielt, von dem Vorhaben abzustehen.

1721 war eine nicht unbeträchtliche Zahl von Räubern des Nachts in die Kirche eingestiegen und hatten schon eine große Menge von Beute vor dem Hochaltare zusammengetragen, da warf einer von ihnen unversehens einen großen Engel herunter, was ein so arges Gepolter verursachte,

daß sie allesamt eiligst entflohen. Eine einzige blecherne Lampe, die sie wohl für Silber gehalten hatten, schien in ihren Händen geblieben zu sein.

1745. Während feindliche Kriegsheere die nahe Stadt Grulich derart ausplünderten, daß sie nicht einmal, wie man sagt, einen Nagel in der Wand stecken ließen, blieb der Muttergottesberg gänzlich verschont. Man sah darin das Walten einer himmlischen Schutzmacht. Tatsächlich waren damals die Preußen schon auf dem halben Wege zum Berge empor gewesen, als es dem Anführer plötzlich einfiel, die Plünderung am Muttergottesberge später einmal vorzunehmen. Vielleicht hat man diesen himmlischen Schutz mit jener Maßregel in Verbindung zu bringen, daß die Patres am Berge in diesen harten Zeiten täglich in feierlicher Weise vor das Gnadenbild traten und dort das Salve Regina sangen.

Gerade in diesen gefahrvollen Zeiten (1723—1736) hatte der Gnadenort seine Blütezeit. In den genannten Jahren wies er stets über 100.000 Kommunikanten auf. Die größte Anzahl hatte das Jahr 1728, nämlich 152.000 Kommunikanten. Damals war man auch in der Lage, jährlich etwa zweihundert Gebetserhörungen zu registrieren. Doch sank die Bedeutung des Ortes vom Jahre 1742, als nämlich Schlesien und Glatz an Preußen abgetreten wurden.

Die Regierungszeit Josefs II. verlief für unseren Wallfahrtsort verhältnismäßig sehr gut. Kaiser Josef II. kam persönlich auf den Muttergottesberg. Dort traf er zufällig einen Servitenbruder in der Peregrinikapelle; diesen wollte er hänseln und in Verlegenheit bringen und fragte ihn, wo der Mittelpunkt der Erde sei. Sofort antwortete ihm der schlagfertige Bruder: „Immer dort, wo Eure Majestät gerade stehen!“ Der kaiserliche Besucher sah bei seinem Aufenthalte, daß am Muttergottesberge wahrlich keine irdischen Schätze zu suchen seien, und darum wurde auch merkwürdigerweise weder das Kloster aufgehoben, noch auch das Verbot der Wallfahrten nachdrücklich durchgeführt. Viel mag dazu beigetragen haben, daß die benachbarten katholischen Bewohner der Grafschaft Glatz keine österreichischen Untertanen mehr waren. Und über die Reichsgrenzsteine hinaus hatte der josefinische Geist keine Macht.

1846 zündete der Blitz, und die Kirche wurde ein Raub der Flammen. Das Gnadenbild konnte rechtzeitig hinweggeschafft werden. Mitten in der Kirche blieb eine kleine Marienstatue mit einem Kreuze unversehrt. Ebenso im Oratorium der Thron, auf dem einst das Bild feierlich herbeigebracht worden war.

1883 wurde die Verwaltung des Wallfahrtsortes, den bisher die P. P. Serviten inne gehabt hatten, diesen abgenommen und den P. P. Redemptoristen übertragen. Die Folge davon war, daß die Kommunikantenzahl, die im Jahre 1882 schon auf 5000 zusammengeschmolzen war, nunmehr stark stieg, und derzeit wieder auf 40.000 steht.

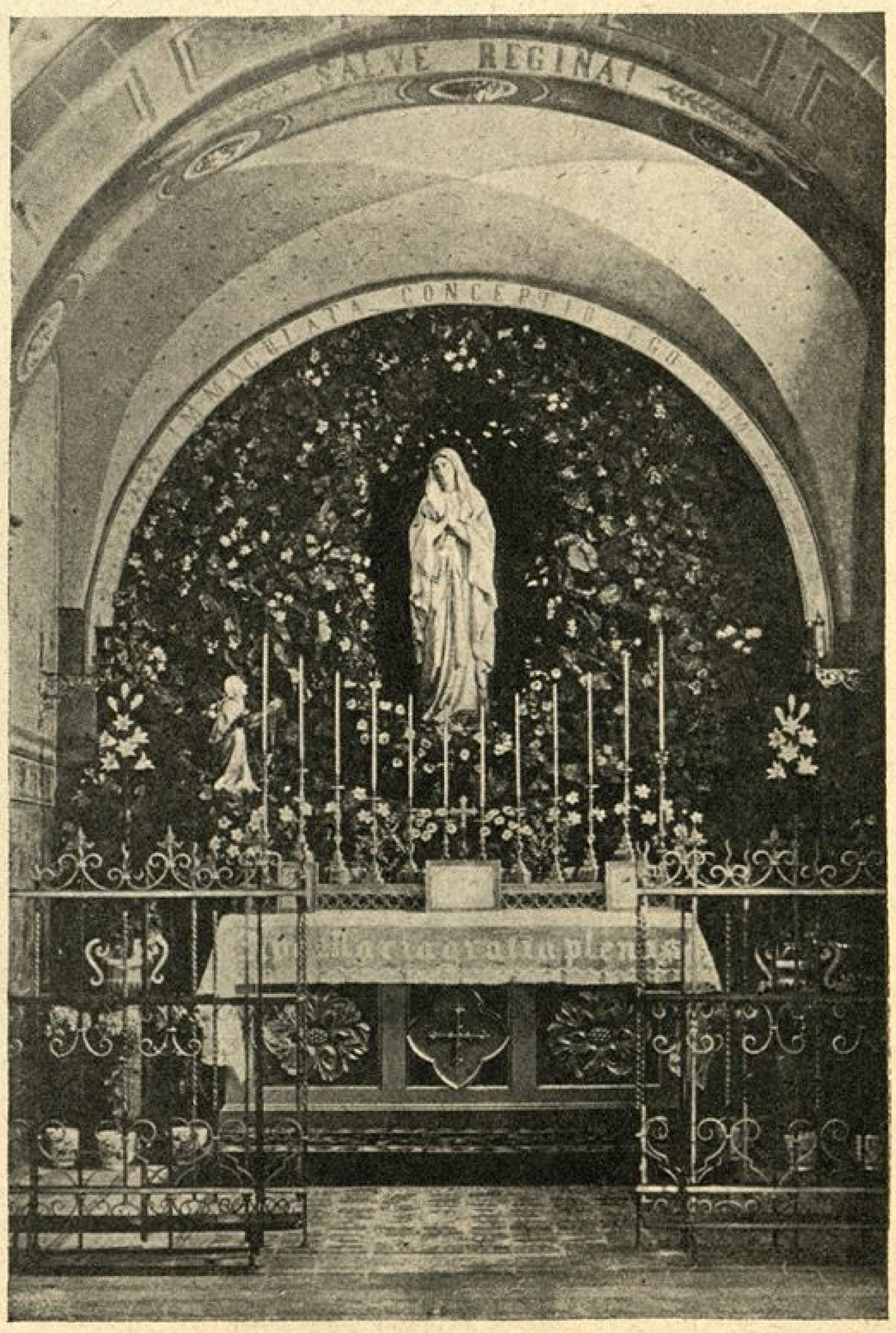
Über den Sakramentsempfang am Wallfahrtsorte.

Wir können nicht umhin, aus dem vortrefflichen Büchlein P. Jeglingers einen Gedanken herauszuheben, der für Wallfahrer von großer Wichtigkeit ist.

Nachdem der H. H. Verfasser nämlich die ersten Wallfahrer des Neuen Bundes die heiligen drei Könige als mustergilig hingestellt hat (1. Wir sind gekommen, um ihn anzubeten, 2. Sie brachten ihre Geschenke dar, 3. Sie kehrten auf einem anderen Wege heim), sagt er wörtlich folgendes:

Überaus besser ist ein Wallfahrer daran, der sich durch eine gute Beicht, durch eine eifrige Kommunion mit Gott vereinigt, wenn er auch nicht den Kreuzweg, nicht die verschiedenen Kapellen besucht, als jener, der, nachdem er vor allen Altären und Bildern gebetet, sein schuldbeladenes Gewissen wieder nach Hause trägt. Der erstere „geht gerechtfertigt von dannen, dieser nicht.“ Jener geht mit den heiligen drei Königen „auf einem anderen Weg“ als er gekommen in seine Heimat zurück, dieser aber auf dem alten Weg, auf dem er gekommen.

Sehr tadelnswert sind darum manche „Wallfahrer“, welche oft die Wallfahrt machen, viele Gebete und Lieder kennen, aber von den Beichtstühlen nichts wissen wollen. Sie legen auf Nebensachen zu viel Wert. Sie jagen die Leute ihrer Prozession von einem Altar zum anderen, auf den Kreuzweg, zur heiligen Stiege, lassen ihnen aber keine Zeit, zu den heiligen Sakramenten zu gehen, ja oft kaum ein andächtiges „Vater unser“ still für sich zu beten und das, was sie drückt, der Himmelskönigin zu klagen. So kann es vorkommen, daß manche immer wieder die Prozession „mitmachen“ und Jahre lang nicht mehr gebeichtet haben; daß sogar an Sonn- und Feiertagen vor lauter Nebenandachten kaum eine heilige Messe gehört wird. Ein beklagenswertes Vorgehen.



Muttergottesberg bei Grulich, Lourdeskapelle.

Gebetserhörungen.

Wir erwähnen, daß in 47 Jahren, nämlich 1702 bis 1749 in der Chronik von Grulich nicht weniger als 7862 wunderbare Gebetserhörungen verzeichnet sind. Es kommt uns persönlich schwer an, aus Zartheit für unsere Wunderleugner zu behaupten: Alle diese 7862 Fälle waren Irrtum oder Betrug, und kein einziger eine wirkliche Gnade des Himmels. Und dennoch: Wenn nur ein einziger (sage: ein einziger) dieser Fälle als wahres übernatürliches Eingreifen helfender Mächte übrig bliebe, — wo bliebe dann der Atheismus, wo die Wunderleugnung? — Ja, unsere Wallfahrtsorte führen eine kräftige Sprache — uns selber wie Himmelsmusik, den Ungläubigen wie dräuendes Grollen des Donners.

Nun einige Fälle aus der neuen Zeit.

Nierenblutung.

1890. In Schlesien lebte ein Herr, den die Kunst der Ärzte bereits als rettungslos dem Tode verfallen bezeichnet hatte. Er hatte ein böses Leiden, Nierenblutung genannt, und zwar schon dreiviertel Jahre hindurch. Als er bereits dem Tode entgegenging, eilte die betrübte Schwester des Patienten auf den Muttergottesberg, trug dort am Heiligtume ihre innigste Bitte um Genesung ihres armen Bruders vor — und ward erhört. In zwei Tagen war der Bruder von seinem Leiden befreit und vollkommen gesund!



Muttergottesberg bei Grulich, Gnadenbrünnlein.
Ein idyllisches Fleckchen Erde, eine Art Waldandacht, auch Kressenbrunnen genannt. Früher floß das Wasser in sieben Strahlen, wovon man heute nur einen belassen hat. Am Sockel steht in verwitterten Lettern geschrieben:

„Wallfahrer, hier erfrische dich,
Geh' auf den Berg und grüße mich.
Alsdann wirst du oben finden,
Nachlaß aller deiner Sünden".

Epilepsie.

Im Jahre 1891 kamen zwei Pilgerinnen, Mutter und Tochter, in schwerem Anliegen auf den Muttergottesberg. Die Tochter litt an epileptischen Anfällen, stürzte infolge davon häufig hin und hatte schon eine Menge von Wunden und Narben, die sie sich bei derartigen Stürzen zugezogen hatte. In ihrer großen Ratlosigkeit brachte nun die Mutter ihre leidende, geplagte Tochter hieher und weihte sie der Muttergottes.

Von diesem Tage an war das schreckliche Übel gänzlich verschwunden und kehrte nie mehr wieder. Ein Jahr darauf, im Jahre 1892 kam die Mutter abermals zur Danksagung hieher und brachte den Fall bei den Wallfahrtspriestern zur Anzeige.

Generalbeichte vor dem Sterben.

Im Frühlinge des Jahres 1894 kam ein schon bejahrter Mann auf den Muttergottesberg, um sich hier durch eine Generalbeichte zu einem guten, christlichen Sterben vorzubereiten. Diese Beichte hatte ihm, wie er fest behauptete, nur die Muttergottes selber vermittelt. Da ihn nämlich vor längerer Zeit der Schlagfluß gestreift hatte und er gar nimmermehr fähig war zu gehen, so hatte er die Muttergottes gebeten, daß sie ihm die Gesundheit soweit wieder zurückgebe, daß er noch auf den Muttergottesberg eilen könne, um dort eine Lebensbeichte abzulegen. Sein bescheidenes Gebet hatte rasche Erhörung gefunden: denn schon am darauffolgenden Tage sah er zu seiner großen Freude, daß er wieder frei gehen konnte. Nun war er gekommen, um die gewährte Gnade in Treue auszunützen.

Der unheilbare Holzknecht.

Mit einem Eidschwur bestätigte ein armer Mann aus Schwilbogen in Mähren folgenden Fall.

Durch einen bösen Zufall bei der Arbeit fiel ihm beim Holzfällen ein Stück Holz derart auf die Hand, daß diese Hand lahm und gänzlich gefühllos wurde. Das war für den armen Taglöhner ein sehr harter Schlag, war er ja doch dadurch seines Lebensunterhaltes beraubt und zum Bettler geworden. Wohl ging er zu den Ärzten, und zwar nach Olmütz in das Spital; aber geholfen ward ihm doch nicht; im Gegenteil, man sagte es ihm trocken heraus, daß in diesem Falle nichts mehr zu machen und zu erwarten sei; die Lähmung sei nicht zu beheben.

Da ging er ganz trostlos in die Spitalskapelle und begann in heiligen, innigen Gebeten um seine Heilung zu bitten. Besonders verlobte er sich, er wolle auf den Grulicher Berg eine Wallfahrt unternehmen, dortselbst eine rechtschaffene Generalbeichte ablegen, und dann nach besten Kräften ein christliches, erbauliches Leben führen. Das Gelöbnis gefiel dem Herrn und fand Berücksichtigung. Denn siehe da, schon nach etlichen Tagen begann das Übel sichtlich zu weichen, die Hand wurde biegsam, gebrauchsfähig und tauglich zur schweren Arbeit. Nur eine Narbe und eine kleine Spannung blieb zum Angedenken zurück. Dieser Fall datiert aus dem Jahre 1895.

Durch elf Jahre keinen Rückfall mehr.

Im Jahre 1886 hatte eine Frau ihren damals fünfjährigen Sohn auf den Muttergottesberg gebracht, um allhier die Hilfe der Allerseligsten Jungfrau in den epileptischen

Anfällen ihres Kindes zu erflehen. Tatsächlich hörten die Krankheitszustände von dieser Zeit an gänzlich auf. Nach elf Jahren, am 8. September 1897 kam die Mutter wieder auf den Berg und erklärte, daß in der Tat die epileptischen Anfälle, die damals verschwunden waren, seit elf Jahren sich nicht mehr gezeigt hätten.

Durch achtzehn Jahre hinkend gewesen.

Im Jahre 1892 traf sich ein durch Eidschwur beglaubigter Fall, der besonders wegen der langen Dauer des vorangegangenen Übels (achtzehn Jahre) hervorragend erscheint. Durch eine Verstauchung des Fußes, die im Jahre 1874 stattfand, hatte sich Sophie P. aus Friedeberg in Schlesien ein Fußleiden zugezogen, welches sich in einem fortwährenden, und zwar schmerzvollen Hinken kundgab. Als nun im Jahre 1892 sich von ihrem Heimatsorte aus eine Wallfahrt nach dem Muttergottesberge bildete, verlangte auch sie durchaus, sich daran zu beteiligen und machte die Prozession mit großen Schmerzen mit.

Bei der Hauptstiege fühlte sie (beim Einzuge) eine Erleichterung im Fuße, ebenso vermeinte sie beim Verlassen des Heiligtums das sichere Gefühl zu haben, daß sich in ihren Fußgelenken etwas zum Besseren wende, als ob der Knöchel sich von selber einrichtete. Doch betete sie noch immer beim Abwärtssteigen der langen Allee inbrünstig weiter. Und da sie endlich unten beim Beginne der Allee (auf dem Heimwege) angekommen war, spürte sie im kranken Knöchel ein Knacken, jeder Schmerz hatte gleichzeitig aufgehört; seit dieser Zeit war ihr Leiden spurlos verschwunden.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1933: 50jähr. Jubiläum der P. P. Redemptoristen.
1950: 250jähr. Jubiläum der Aufstellung des Gnadenbildes.

Ständige Priester: 8 P. P. Redemptoristen.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 200.

Kommunikanten jährlich: 40.000.

Besucher jährlich: gegen 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 200 bis 240.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt.

Ständige Devotionalienhändler: zirka 30.

Gasthäuser: 1.

Kaffeeschänker: 1.

Zur Unterbringung von Wallfahrern und auch Exerzitanten existiert das Klosterhotel „Pilgerheim" mit 88 Betten und 400 einfacheren Lagerstätten. In Privat- und Gasthäusern können gegen 4000 Wallfahrer untergebracht werden.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Besucher: 65 Prozent Deutsche, 35 Prozent Tschechen.

Zufahrt.

Wien N. B. oder St. B.—Grulich über Brünn, Wildenschwert, Schnellzug, 7 Stunden, K 13.—, Personenzug 12 Stunden, K 10.20.

Prag N. W. B.—Grulich, 6½ bis 7 Stunden K 7.40.

Brünn—Grulich, Schnellzug 3½ Stunden, K 7.—. Personenzug 6 Stunden, K 5.30.

Olmütz—Grulich, Personenzug 4¼ Stunden, K 4.90.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Grulich-Albendorf (Station Mittelsteine) 2½ Stunden, Mk. 2.05.



Phot. Walter, Grulich.

Muttergottesberg bei Grulich, Aufgangs-Portal.

Grulich-Wartha. 2¼ Stunden, zirka Mk. 2.—.

Grulich-Mariahilfberg bei Zuckmantel. Von Grulich-Stadt über Grulich (umsteigen)—Hannsdorf (umsteigen) und Niklasdorf (umsteigen) 4 Stunden, K 3.50.

Grulich-Heiliger Berg bei Přibram. Über Prag. Schnellzug 7½ Stunden, K 13.40. Personenzug 10½ Stunden, K 10.20.

Literatur.

Dreyzehenfache Heylsame Andacht auff dem so genannten Mutter Gottes-Berg bey Grulich von Tobias Joannes Becker, 1707, 546 Seiten.

Marianische Gnaden-Burg auff dem So genannten Mutter Gottes-Berg bey Grulich, Prag 1721, 80 Seiten.

Mit neueren und neuesten Neuauflagen.

Lieb- und Lob-Verse ..... von Johann Frantz Anthon de Tschernichen. Prag 1721, 110 Seiten.

Gedenkblatt zur Feier des 200jährigen Jubiläums auf dem Muttergottesberge bei Grulich in Böhmen. Warnsdorf 1900, 36 Seiten.

Schaller, Topographie d. K. B. Prag 1786.
Sommer, Böhmen, Königgrätzer Kreis. Prag 1836, 287.
Austria-Kalender 1846, S. 120.



Phot. J. Walter, Grulich.

Muttergottesberg bei Grulich, der Armenseelenaltar.

Jeglinger, Der Muttergottesberg. Warnsdorf 1902. 3. Aufl. 16° 278 S.
Mader, Die Kongregation des allhgst. Erl. 1887.
Ave Maria, Linz, XV, 37.
Léo, Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien, XII, 134, 148.
Anonym. Der fünfte Bischof von Königgrätz Tobias Johannes Becker, ein großer Sohn Grulichs, und seine Gründung auf dem Muttergottesberge. Muttergottesberg 1911. Selbstverlag des Redemptoristenkollegs, 172 Seiten.

Kurze Erwägung.

Wir bedenken mit Andacht, daß dieser Berg, der ehemals ein Berg des Krieges (dem Kriegsgotte geweiht) gewesen, nun für Tausende und Tausende ein Berg des Friedens geworden ist (geweiht dem Fürsten des Friedens und seiner Mutter). — Wir bedenken ferner, daß dieser Berg, der einst der Kahle Berg genannt wurde und wirklich auch kahl war, jetzt ein sehr üppiger geworden ist, wo die reichsten Verdienste blühen, reifen und zu schönsten Früchten werden, und daß dies alles geschehen sei von dem Momente an, da sich die Himmelskönigin diesen Berg zu ihrer Heimstätte auserwählte. Gewiß wird auch unser eigenes Herz, sobald wir es ernstlich zu einem „Muttergottesberge“ gestalten, eine Stätte des Friedens und ein gesegnetes Paradies reichlichster Verdienste werden. Darum wohlan, machen wir eine Schenkung: widmen wir unser Herz uneingeschränkt der Muttergottes, auf daß sie dort einziehe, herrsche und es zu einem „Muttergottesberge“ umgestalte.

Gebet.

O Mutter, sieh' doch auf mich, den armseligen, kahlen, öden Berg! Den Berg, wo Stürme toben, Unwetter wüten, wo der Friede mangelt! Aber siehe auch meinen guten, meinen besten Willen! Höre: ich rufe Dich, ich lade Dich ein, ich stelle mich Dir zur Verfügung! Ich wünsche, daß Du einziehest in mein Herz, verbleibest, wohnest und herrschest! Wann wirst Du meine Rufe hören, wann wird die selige Stunde kommen, da Du mir sagen wirst: Mein Sohn, siehe, von heut' an erkenne und bewahre ich dich als mein uneingeschränktes Eigentum! — Mutter, weise, barmherzige Mutter, sprich: was soll ich tun, um diese selige Stunde zu beschleunigen? Welche Bedingungen stellst Du, auf daß Du einziehest, bleibest und herrschest? Siehe, Dein Diener hört, Dein Diener ist bereit! So sprich, so befiehl, so verlange, und dann — komm'! Und mache selig das Herz, das nach Dir, nach Deiner heiligen Gegenwart verlangt. Amen.

»Mons Matris«, „Berg der Mutter!“
Du süßes, schlichtes Wort,
»Mons Matris«, „Berg der Mutter!“
Von Gott geliebter Ort!
Dich haben einst die Kinder zu allererst geahnt,
In Einfalt manchem Sünder den Weg zum Heil gebahnt.
Denn sie, die dort nun thronet am Muttergottesberg,
Maria, sie belohnet der frommen Unschuld Werk.

(M. H.)



Marbach an der Donau mit Maria-Taferl.

Lieblicher Engel wallende Fahnen,
Himmlischer Geister leuchtender Chor!
Sieh', in lichten ätherischen Bahnen
Schweben sie froh zum „Taferl" empor.

Erdenbewohner! — Seraphischen Chören
Jubelnd zu folgen zögerst Du noch?
Könnte denn mehr Dich etwas verklären?
Mensch, o folge den Engeln doch!

Maria-Taferl.

Niederösterreich. 40.000 Kommunikanten.

Aufstieg zum Gnadenberge.

Man hat ihn „Myrrhenberg" genannt, Leidensberg, Schmerzensberg. Denn das Bild der schmerzhaften Mutter Jesu wird dort droben am Taferlberge geehrt.

Zum Myrrhenberge Österreichs geht also heute unsere frohe Fahrt. Um es rasch zu machen, um bald das Ziel unserer Sehnsucht zu erreichen, haben wir uns dem Schnellzuge anvertraut, ein schneller Zug fürwahr, der uns in kaum zwei Stunden zur Absteigestation bringt, nach Pöchlarn, der alten, sagenumsponnenen Stadt des Nibelungenliedes.

Aber unser Verlangen, den Taferlberg zu sehen, überflügelt noch die Schnelligkeit des wackeren Dampfrosses und, uns dem Ziele nähernd, haben wir des öfteren unseren Kopf aus dem Waggonfenster hinausgesteckt und ausgelugt gegen Westen hin, und forschend suchte der sehnende Blick den traulichen Ort, das schöne Maria-Taferl mit seinen zwei Türmen. Und siehe da, hinter Melk etwa haben wir sie erschaut, die Türme, und haben der Gottesbraut von ferne unseren Erstlingsgruß angeboten und ihr ein herzinniges Ave zugerufen.

Wir haben zwar ungünstige Beleuchtung, die Sonne ist uns entgegen, Nachmittag ist's ja, und hinter der Kirche lagern sich als Hintergründe noch etliche überragende Höhen, die den Anblick erschweren — aber trotz alledem: es ist und bleibt unser Ziel, es ist und bleibt das Heiligtum Mariens, der Gottesmutter schönster Thronsitz, den Niederösterreich aufzuweisen hat, der besuchteste und erste Wallfahrtsort unseres gesegneten Kronlandes.

Schon beginnt der schnellfüßige Eisenbahnzug seinen ungestümen Lauf zu hemmen, und über Wechselschienen polternd rollt er in die Eisenbahnstation. — Wir steigen aus, wir verlassen das Bahngebäude, und sputen uns, an das Gelände des schönen Donaustromes zu kommen. Die fliegende Brücke soll uns dann ans andere Ufer befördern.

Unterdessen sucht unser Blick wieder und wieder das Heiligtum. Ei, wie sich doch von hier aus die Türme der Gnadenkirche so malerisch ausnehmen! Wie ein hohes Bergschloß thront dort oben die gewaltige Wallfahrtskirche, fast trotzig und finster, oder doch gewiß mit einer eigenartigen Strenge bietet sie uns ihren ernsten Willkommgruß. Steil und schroff scheinen da die Gehänge des Taferlberges zur Donau abzufallen. Aber uns schreckt nicht der majestätische Ernst, wir wissen doch, daß da droben unsere gütige Mutter weilt und wohnt. „Ave Maria!"

Jetzt trägt uns die große fliegende Brücke, die auch schwer beladene Lastwagen samt Pferden zu transportieren imstande ist, über den breiten ruhelos hastenden Strom. Vom Westen her leuchtet die Sonne über die Wellen und wie ein See von geschmolzenem Silber, wie ein brennendes Feuermeer flimmert und glitzert die riesige Fläche des Wassers.

Und da wir sanft und sachte über das herrliche Wasserband gleiten, fällt uns etwas aus der Geschichte Maria-Taferls ein. Auf diesem Donaustrome, den wir jetzt befahren, hatte der Wallfahrtsort Maria-Taferl einst ein ständiges Sammelschiff. Länger als hundert Jahre lag es mit kaiserlicher Bewilligung und Gutheißung an den Donauufern bei Marbach, um alle jene, die da den Strom befuhren, oder an der Straße am Ufer entlang dahinpilgerten, anzuhalten und sie im Namen Mariä um ein Almosen anzusprechen für den Bau der Gnadenkirche. Es ist längst nicht mehr, dieses Sammelschiff. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde es, wieder auf kaiserlichen Befehl, endgiltig abgeschafft.

Wir steigen ans Land. Wir sind am linken Ufer der Donau. Nicht mehr trennen uns neidische Wassertiefen vom Heiligen Berge. Es will uns vorkommen, als hätte unser Fuß ein „Heiliges Land" betreten, »terra sancta«. Von hier aus wird uns ein einstündiger Marsch auf lieblichen Waldwegen dem Throne der Gnade entgegenführen. Noch einen Blick hinauf auf das so reizvoll daliegende

Kirchlein, ehe es uns die Waldesdämmerung für eine Stunde lang den Blicken entzieht:

Traulich die zwei Türme winken
Dort von Bergeshöh' herab,
Seh'n der Donau heit'res Blinken,
Schau'n der Wellen Silbergrab,
Seh'n die Blümlein froh erblühen;
Und am weiten Horizont
Seh'n sie Alpen goldig glühen,
Wo der stolze Gletscher thront.[1])

Schon wölbt sich schattiges Blätterdach lieblichen Waldes über unseren Häuptern. Schon steigen wir allmählich auf gutem Pfade empor. Aber siehe da, schon kommt uns die Mutter entgegen, die schmerzhafte, und grüßt uns, die nahenden Kinder, mit siebenfachem Muttergruß. Sieben steinerne Kapellchen stehen am Wege, und bieten uns Bilder von den sieben Schmerzen der Hochgebenedeiten.

Was sollen sie, was wollen sie, die sieben Bilder am Wege?

Sie sollen, sie wollen des Pilgrims Herz langsam vorbereiten, auf daß er sich sammle, auf daß er beginne des großen Gegenstandes zu gedenken, der der Hauptinhalt, der Kern der Andacht des Wallfahrtsortes ist: seiner schmerzerfüllten Mutter Maria.

Hier im heiligen Waldesdunkel, wo des Wallers Aug' sonst nichts sieht als die hochragenden, himmelweisenden Bäume und ab und zu ein bescheidenes Waldblümelein, wo jeglicher Lärm der Welt und jeglicher Anblick menschlicher Wohnung ihm entzogen ist, da will Gott durch diese Bildsäulen zu seinem Herzen sprechen, damit er, erkennend die Leiden seiner Mutter, fürderhin sein eigen Ungemach mit größerer Geduld ertrage. — —

Nachdem wir etwa eine halbe Stunde lang gepilgert, nachdem Wald mit Wiese, und Wiese mit Wald gewechselt, tauchen plötzlich zwei hohe Spitzen verheißungsvoll über einer welligen Hügelhöhe hervor, als ab sie uns grüßen wollten: „Siehe, da bin ich!" Und gleichzeitig stehen wir auch beim Urlaubskreuz, eigentlich einem kapellenartig aufgemauerten hohlen Steingefüge, das in der Reihe unserer sieben Schmerzensstationen die sechste Stelle einnimmt. Ein traulich Plätzchen, von breitkronigen Bäumen überschattet, durch hölzernes Vordach geschirmt; eine Bank steht davor. Und das Bild ist eben das sechste Bild, zugleich das Mariataferlbild: die mater dolorosa, die zum Tode betrübte Mutter, die den göttlichen Sohn auf dem Schoße trägt:

Deines Heilands, Deines Sohnes Leiche,
Wund, zerrissen, blutend, kalt und bloß,
Nahmen sie vom Kreuz; o Jammerreiche
Du, o Jungfrau, nahmst ihn auf den Schoß. —
Habe meiner vor dem Tod Erbarmen,
Laß mich ihn im Sakrament umarmen.

(Guido Görres.)

[1]) Diese Verse sind einem Büchlein über Maria-Taferl entnommen: „Myrrhenberg" von Julius Feyertag, Weltpriester. Preis 40 Heller. Zu beziehen bei Devotionalienhandlung Feyertag in Maria-Taferl.

Der Engelsweg.

Wir haben gewiß einige Augenblicke in stiller Andacht bei diesem sogenannten „Wiener Kreuze" oder wie man es sonst auch nennt, bei der „Wiener Kapelle" verweilt und betreten also den Gnadenort.

Da werden wir denn bei einiger Aufmerksamkeit linkerhand eine Tafel nicht leicht übersehen können, die uns mit ihrer Aufschrift „Engelsweg" an ein besonders wichtiges Ereignis in der Entstehungsgeschichte Maria-Taferls gemahnt.

Wir betreten diesen gewiß interessanten Weg und kommen nach wenigen Schritten in den Wald, wo der Weg, durch viele Bilder bezeichnet, abwärts führt. Dann biegt er rechts ab, man gelangt zu einer Kapelle und damit auch ins Freie. Den Engelsweg weiter verfolgend, durchqueren wir den sogenannten Bußweg, den Wallfahrerweg von Marbach herauf, und kommen endlich an die Straße, die sich hinter dem Pfarrhofgarten hinter der Kirche emporzieht. Der Straße folgend kommen wir nach großem Bogen von Norden her auf den Kirchenplatz, bemerken hinter der Kirche ein Brünnlein, aus dem die Wallfahrer gerne trinken, gehen dann längs der Kirche zum Portale des Gotteshauses, und betrachten uns zu allernächst einen rohen, steinernen, plumpen Tisch, der seit Jahrhunderten den Namen „das Taferl" führt. Von diesem Steintische hat Kirche und Wallfahrtsort seinen Namen bekommen.

Fernsicht von der Terrasse vor der Kirche.

Es ist wohl kein noch so frommer und in Andacht versunkener Pilger, der nicht wenigstens einige Augenblicke sich an der reichen und anmutigen Fernsicht erfreute, die sich dem Auge von der Terrasse vor der Kirche oder auch von den Gasthausgärten der an der Donauseite gelegenen Restaurationen bietet.

Gebirge und Donautal winken uns da ihre Grüße. Zwei Partien dieser Rundschau fesseln vor allem unsere Aufmerksamkeit. Zunächst der gewaltige Ötscherberg, der als hochragende Pyramide sich vor unserem Auge auftürmt, und ihm zur Seite, rechterhand seine beiden Berggesellen, der Scheiblingstein und der Dürenstein. Diese Berggruppe beherrscht die Mitte des Bildes; unmittelbar unter dem Ötscher lagert sich Krummnußbaum an der Donau, und in Krummnußbaum ist es wieder das Schloß, dem wir unsere Aufmerksamkeit schenken, denn vom Schlosse aus haben mehrere protestantische Zeugen die Engelszüge beobachtet.

Die zweite Partie ist die rechtsliegende Seite. Hier bildet der Donaustrom ein gewaltiges silbernes S und aus diesem lieblichen S grüßen uns die Ortschaften Ybbs und Persenbeug. Sie liegen aber etwa 230 m unter uns; denn wir stehen hier in Maria-Taferl auf einer Seehöhe von 443 m, während der Donaustrom in Marbach eine solche von 213 m aufweist. Über jenem Donau-S aber sieht man auf einer Bergesspitze ein Gebäude: den Sonntagberg, und dahinter lange, meist schneebedeckte Ketten des Alpengebirges; die höchsten Spitzen davon gehören dem Sengengebirge und der Hohen Prielgruppe an.

Wenden wir nun unseren Blick nach links, so erschauen wir die Stadt Pöchlarn und dahinter eine ganze Reihe von Bergen, die uns Wienern wohl bekannt sind, darunter Schneeberg, Rax und die Lilienfelder Alpen.

Es ist ein prächtiges Stück Landschaft, das sich da vor uns entrollt, und hilft uns, daß unsere Lob- und Preisgebete inniger, demütiger erklingen: „Großer Gott, wir loben Dich!"

Kirche und Gnadenbild.

Da steht also die gewaltige, mächtige Kirche vor uns. Von außen ist sie eigentlich sehr einfach, trägt fast gar keine Zieraten an sich. Glatte, weißgetünchte Mauern, einfachste Fensteröffnungen! Nur die Größe, die Ausdehnung fällt in die Augen.

Aber je einfacher das Äußerliche, desto schöner das Innere.

»Januae coeli!«

Dieses Wort begrüßt als erstes den eintretenden Pilger, wenn er die Inschrift an dem Portale abliest. »Januae coeli«, heißt aber zu deutsch „Der Pforte des Himmels", nämlich Mariä, der schmerzhaften Mutter, wurde diese Kirche errichtet.

„Ja, Maria, wie wir jetzt Dein Heiligtum beschreiten, so sei uns einst eine Pforte des Himmelreiches. Amen"; also denkt und betet der fromme Pilgrim, wenn er eintritt:

Gotteshaus, sei mir auf Erden
Heimat für die kurze Zeit,
Bis Du einstens mir kannst werden
„Pforte in die Seligkeit".

(Feyertag.)

Bunte Bilder gleich zu Häupten winken dem eintretenden Beschauer von der Decke unter dem Musikchore entgegen. Und wer die Geschichte Maria-Taferls halbwegs kennt, der wird alsogleich herausfinden, daß diese Gemälde Darstellungen aus der Ursprungsgeschichte des Gnadenortes seien.

Doch nur vorwärts!

Vor uns dehnt sich der mächtige Dom! Ja ein wahrer Dom; mehr als 50 m lang ist sein herrliches Schiff; abgesehen von den Wiener gewaltigen Gotteshäusern rühmt sich also Maria-Taferl, diese einst so verlassene Bergesspitze, eine der größten Kirchen Niederösterreichs zu besitzen.

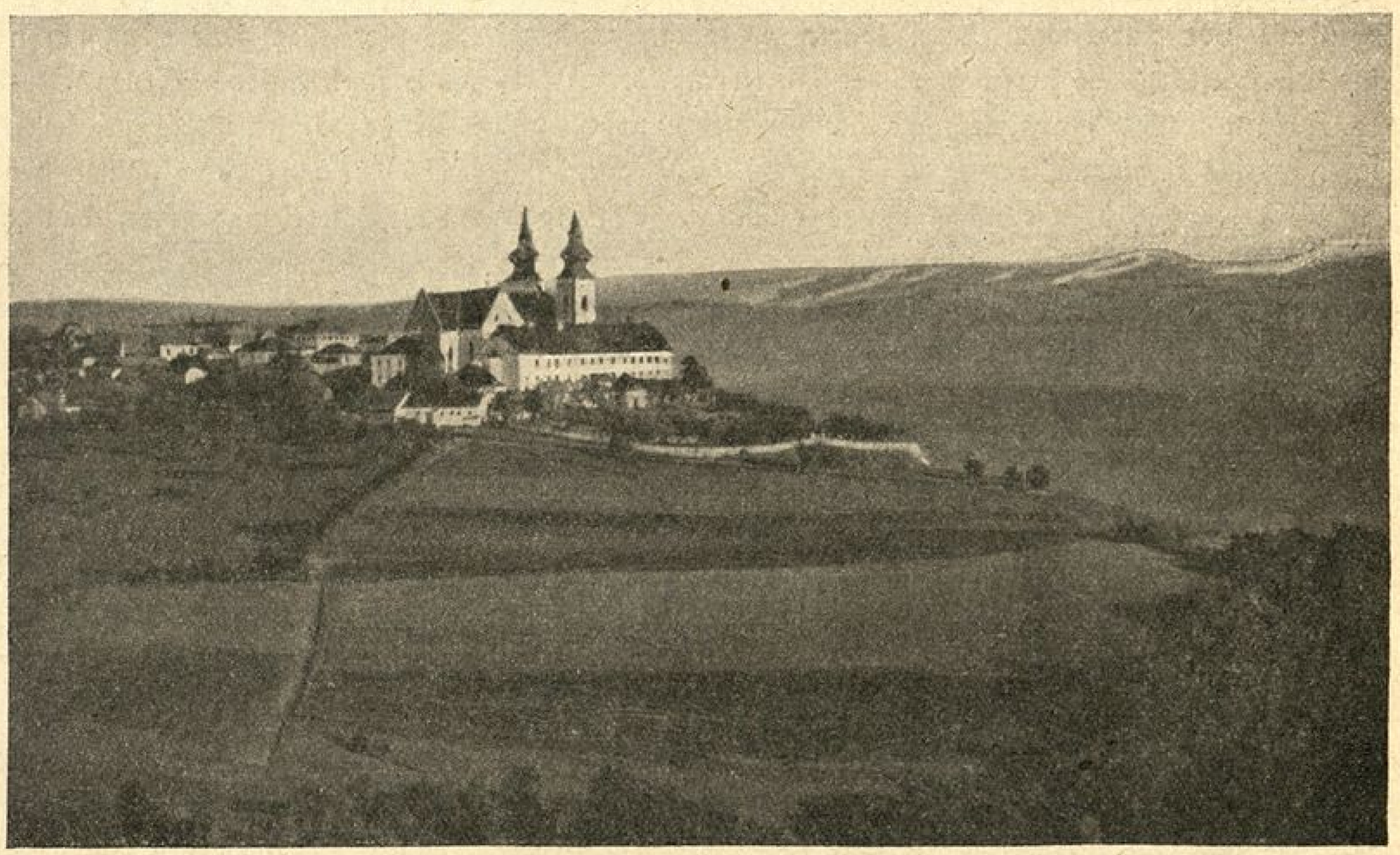
Und nicht nur groß ist diese Kirche, sondern auch schön gebaut, und nicht nur schön gebaut, sondern auch schön geziert, und nicht nur schön geziert, sondern auch nett und reinlich erhalten.

Doch wir gehen vorwärts. An den Seiten ganze Reihen von Beichtstühlen; Stätten des Segens, Stätten des Erbarmens, des Friedens!

Links fällt uns ein Prachtwerk in die Augen, die Kanzel: ein wundervoll schön gefertigtes Meisterstück. Bezüglich der Kanzel übertrifft unser Maria-Taferl wohl spielend die große Gnadenstätte der steirischen Berge, nämlich Mariazell. Denn mag auch in Mariazell alles andere schöner und größer sein, als am Taferl, die Kanzel der Taferlkirche ist unvergleichlich herrlicher, als die etwas mißlungene und ungefüge in Mariazell.

Weiter schreiten wir; nachdem sich links und rechts noch die gewaltigen Kreuzesbalken, die im Grundrisse der Kirche enthalten sind (also das Querschiff), sich vor uns eröffnen, stehen wir endlich vor dem Hochaltare, der in seiner Mitte das Gnadenbild Mariens umschließt. Freilich im Grunde genommen ist es gar nimmermehr das ursprüngliche Gnadenbild. Denn dieses letztere ging bei einem Brande zugrunde; dafür ward das gegenwärtige aufgestellt, dem früheren an Größe, Material, Farbe und Ausstattung vollkommen gleich. Und siehe auch bei diesem neuen Bilde spendet Maria Gnaden ohne Zahl.

So knien wir denn fröhlich und dankbar hin, und bringen der Gebenedeiten unsere demutsvollen Willkommgrüße.



Maria-Taferl. Phot. O. Schleich Nachf., Dresden.

Wir schauen genauer, und sehen das Bild in einer vergoldeten Nische stehen, die in dem starken Stamme einer Eiche ausgehöhlt ist. Freilich, die Eiche ist auch nimmer jene erste, ja es ist eigentlich gar keine Eiche; es ist nur eine eichenartige Gestalt aus Eisenblech künstlich angefertigt. Jene alte Eiche, die damals noch einmal gegen die Gesetze der Natur grünte und Früchte trug, ging im Laufe der Zeit, etwa um die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, endgiltig ein.

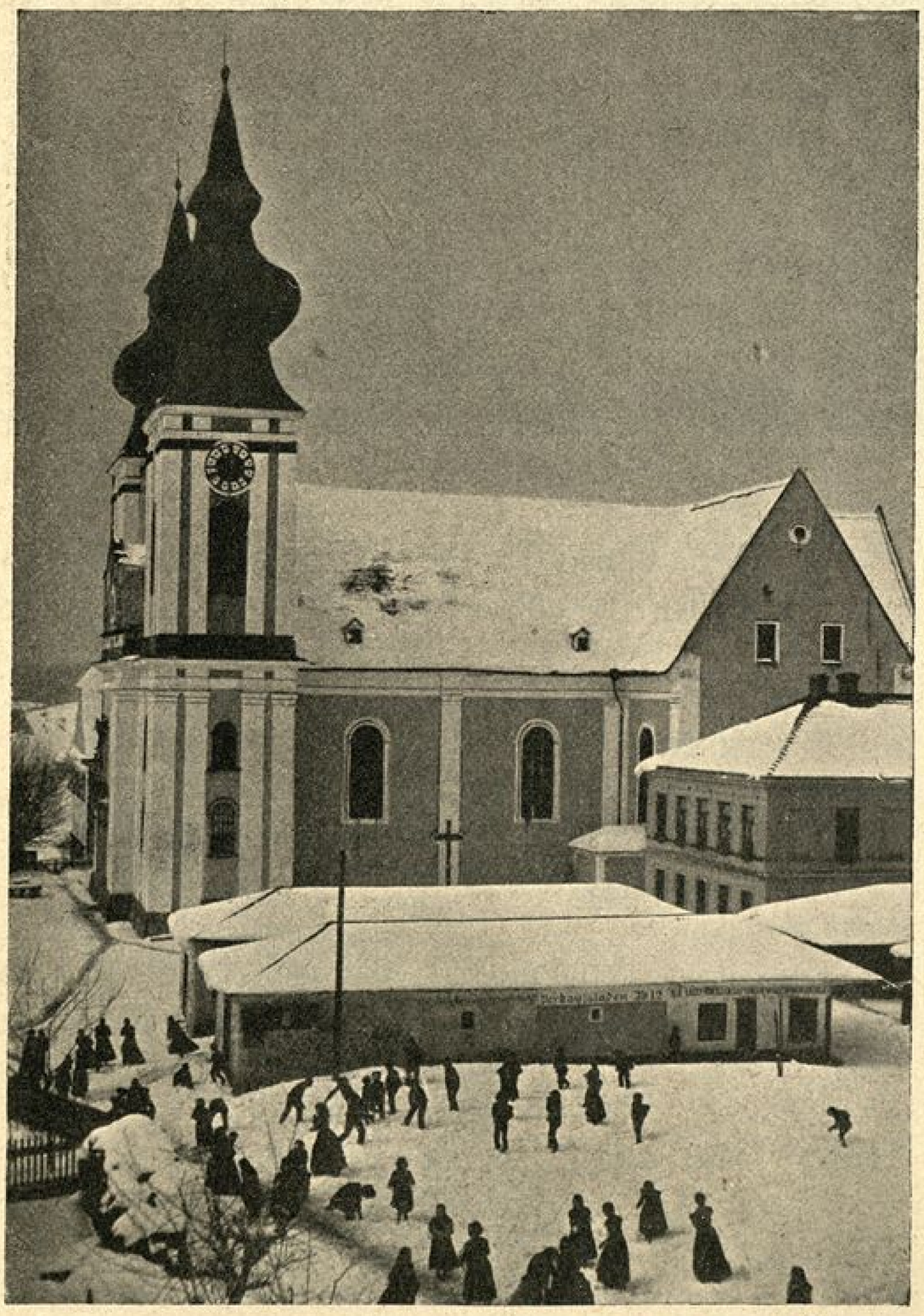
Der herrlich überwölbte Hochaltar zeigt übrigens noch manche Eigenarten, die an die Entstehungsgeschichte erinnern. Über dem Gnadenbilde flammt eine goldene Sonne, ihre Strahlen auf Mariens Bildnis herabsendend; dies erinnert an die leuchtenden Sonnenblitze, die man einst auf das Bild gerichtet sah. Sterne glitzern rings um das verehrte Bild, also ebenfalls eine Erinnerung an die um die Eiche funkelnden Lichter; und zumal sind es Engelsfiguren, die sich verehrend zum Bilde der

Schmerzhaften hindrängen: Sie erinnern an die merkwürdigen Engelsprozessionen:

Und der Silberthron erglänzet
Flimmernd in der Sonne Licht
Und das Eichenlaub umkränzet
Dort das Gnadenbild so schlicht. (Feyertag.)

Hinter dem Hochaltare ist im ersten Stockwerke die sogenannte Schatzkammer. Nach besonderen Schätzen wird man wohl vergeblich suchen; die Wertheimische Kasse irgend eines reichen Fabrikanten ist viel eher „Schatzkammer" als dieser bescheidene Saal in Maria-Taferl. Meßgewänder und verschiedene Bilder bilden den Hauptbestandteil dieser Schatzsammlung. Allerlei Interessenten und Sachverständige haben dafür redlich Sorge getragen, daß von der Schatzkammer nur mehr die „Kammer" übrig blieb, die „Schätze" aber das Weite suchten. Da war einmal der Staat, der Maria-Taferl vonwegen seiner Kriege alles friedlich abnahm, was irgendwie von Wert war, dann waren es auch Langfinger und Diebsgesellen, die in fürchterlicher Wetternacht des Jahres 1827 einen Einbruch verübten, allerhand mitgehen ließen und dann spurlos verschwanden.

Es lohnt sich wirklich kaum der Mühe, die Schatzkammer eigens zu besehen. Da lobe ich mir die Silberzier und das Goldgeschmeide, das man in Form von Tugend und verdienstlichen Werken sich an den Hals hängt; das raubt keine Kriegsnot und keine irdische Macht. Und auch unser göttlicher Heiland scheint für derlei Zierat besondere Vorliebe gehabt zu haben, wenigstens riet er uns dringend, „Schätze zu sammeln, die Rost und Motte nicht verzehren und Diebe nicht ausgraben können."



Maria-Taferl. Phot. Ferd. Thom, Maria-Taferl.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Kreuzeiche auf der Bergeshöhe.

Wem es zusagt, der mag sich, um der Erzählung in Muse zu lauschen, im Geiste auf das „Taferl" selber hinsetzen; oder wir wollen uns einige Schritte davon auf jene einladenden Bänke niederlassen, die vorne an der Terrasse stehen, und von sehr dichten stattlichen Kastanien beschattet werden, und dort ausblickend auf die liebliche Donaulandschaft, die sich tief unter uns ausbreitet, unser Herz an alten Erinnerungen und Tatsachen erfreuen und erlaben.

Also dreihundert Jahre sind es her — da war es hier oben gar einsam und still. Einsam und still wie sonst auf verlassenen Bergeshöhen. Da gab es noch keine Kirche da, keine Kapelle, kein Haus, keine Straße. Dichte Föhrenwälder hüllten den Gipfel des Berges ein. Nur das Taferl war schon da; also dieser uralte Stein! Wie er hergekommen sei? Das kann man nicht wissen. Freilich einige Altertumsforscher haben schon die kühne Behauptung gewagt, daß dieses Taferl gar ein altheidnischer Opferaltar gewesen wäre, und daß also Unsere Liebe Frau sich gerade dort Verehrung und christliche Gesänge gewünscht hätte, wo einst den Heidengötzen der Opferrauch emporstieg; aber diese Herren Gelehrten haben kein Glück gehabt mit ihrer Meinung, denn andere, die da meinen, sie seien noch gelehrter und wissen es noch genauer, die sagen, das sei ganz und gar unmöglich und ausgeschlossen.

Das Ende vom Lied ist also, daß wir alle miteinander nicht wissen, woher diese Steine eigentlich stammen. Das aber ist ausgemacht: die Menschen, die sich diese Steine ausgehauen und gemeißelt, die modern schon längst im Grabe. Gott gebe ihnen die ewige Ruhe.

Unweit vom Taferl, mitten von dunklen Föhren umgeben, stand ein knorriger, uralter Waldriese, eine Eiche:

Auf des Berges höchster Spitze
Prächtig eine Eiche stand,
Ungebeugt vom Wetterblitze
Sah sie weit hinaus ins Land.
König aller Waldgesellen
War der stolze, hehre Baum
Und der Donau Silberwellen
Wiegten ihn zu süßem Traum. (Feyertag.)

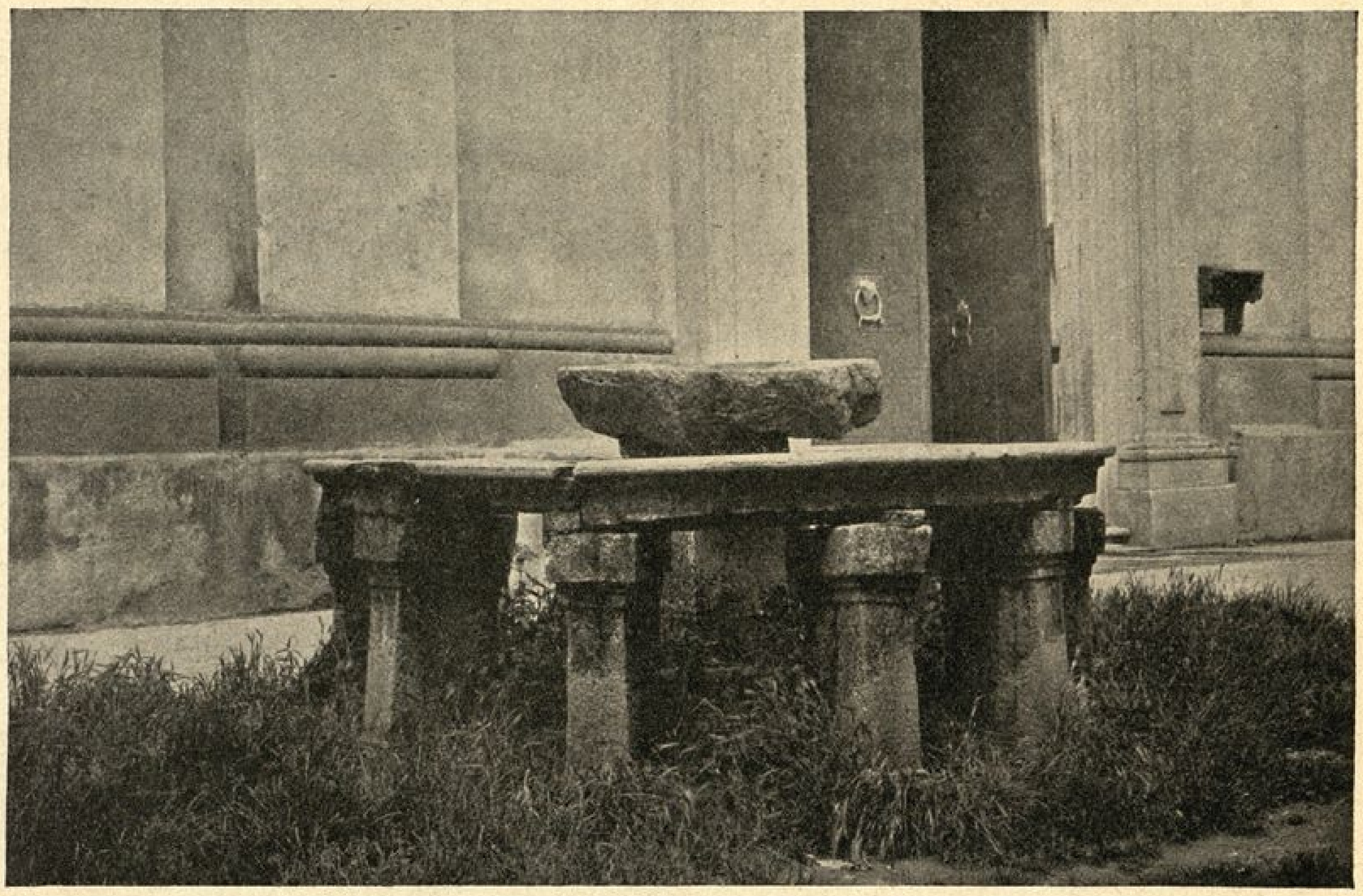
Im Geäste dieser Eiche hatte irgend eine fromme Hand ein Kreuzesbild angebracht, halb versteckt, schwer zu finden. Wer's getan? Man weiß es nicht. Aber das Kreuz war einmal da.

Und nun trug es sich zu, daß im Laufe der Jahre, nach manch durchlebtem Jahrhunderte die liebe Eiche am Berge droben altersschwach und todeskrank wurde.

Edler Riese, heil'ge Eiche,
Eines bessern Loses wert,
Wirst nun bald als morsche Leiche
Niedersinken auf die Erd'. (Feyertag.)

Pachmann, der bestrafte Baumfäller.

Nun schrieb man damals 1633. Und da geschah es, daß einer von jenseits der Donau her, von Krumnußbaum (man sieht den Ort da drunten wunderschön liegen) hier herauf kam; er wollte sein Vieh durch den Wald auf die Weide treiben. Er hieß Pachmann. So kam er an der Eiche vorbei und sah sie verdorrt dastehen. Sofort rechnete er im Geiste aus, welch' ausgiebigen Vorrat von Brennholz ihm die große Eiche geben könnte. Angelockt durch solche Aussicht machte er sich ohne Zögern daran, den toten Baum zu fällen. Später wollte er sich das Holz dann holen. Glücklicherweise hatte er eine Axt bei sich, und so machte er sich frisch ans Werk.



Maria-Taferl.
Das „Taferl" vor dem Kircheneingange.

Phot. F. Thom, Maria-Taferl.

Der erste Hieb sauste nieder, aber sonderbar! Das Eisen prallte von der Rinde ab und beschädigte den Fuß des erschreckten Hirten. Aber die kleine Verletzung verachtend, holte er zum zweiten Hiebe aus: Der Erfolg war noch schlechter: denn anstatt in das Holz fuhr die Hacke in das andere Bein, so daß das Blut fingerdick hervorquoll.

Erbleichend blickte er auf, da sah er im Geäste das Kruzifix hängen. Nun war es ihm freilich klar, was er angerichtet, und daß er, wenn auch unverschuldeterweise beinahe einen Frevel begangen hätte. Und so bat er denn in heißem Gebete sein Unrecht ab, und schleppte sich heim. Die große Wunde am Fuße verharschte schnell: in drei Wochen war Pachmann wieder vollkommen gesund. Die alte, abgedorrte Eiche aber begann aufs neue zu grünen und Blüten und Frucht anzusetzen; ja, man hat sogar eine von diesen später gekommenen Früchten, eine Eichel nämlich, bis heute in der Schatzkammer aufbewahrt.

Dies war also das erste Ereignis, das darauf hindeuten wollte, daß der Herr diesen Platz in besonderem Augenmerk habe.

Das Gnadenbild kommt an Ort und Stelle.
(1642.)

Neun Jahre später, also im Jahre 1642 sollte sich abermals etwas ganz Absonderliches zutragen. In diesem Jahre kam, wie wir gleich vernehmen werden, das Gnadenbild an Ort und Stelle. Es hatte aber damit folgende Bewandtnis.

Es war diesmal wieder ein Krumnußbaumer, der da eine bedeutende Rolle spielte, nämlich ein gewisser Alexander Schinnagl, Ortsrichter, ein sehr gottesfürchtiger Mann. Ihn hatte Gott der Herr mit langwieriger Krankheit heimgesucht. „Gott schlägt jedes Kind, das er aufnimmt, und züchtigt den, den er lieb hat." Besagter Mann litt nämlich an hochgradiger Schwermut und an Lebensüberdruß und hatte schreckhafte Versuchungen zum Selbstmorde.

Da kam er einmal nach Kleinpöchlarn zu seinem Freunde Meuß, der dort eine Anstellung als Lehrer hatte, und nebenbei ein nicht ungeschickter Bildschnitzer war.

Kaum war unser Schinnagl eingetreten, so erschaute er ein kleines, anderthalb Spannen hohes Vesperbild, das Meuß soeben vollendet hatte. Dieses Bildnis der schmerzhaften Mutter machte auf das Gemüt des leidenden Schinnagl einen sehr tiefen Eindruck, er bewunderte und pries es, er schaute es immer wieder an; ein Wort ergab das andere, und zuletzt hatte er es wirklich dem kunstreichen Schnitzer abgehandelt. Zwei Gulden hat er dafür geben müssen; er gab sie gern hin, und trug voller Freuden das liebe Bild nach Hause.

Dann kam die nächste Nacht. Schinnagl konnte nicht schlafen. Da war es ihm auf einmal, als ob er ganz deutlich eine Stimme vernähme: **„Alexander, willst Du gesund werden, so nimm das Bild der Schmerzhaften und trage es auf den Taferlberg zur Eiche!"**

Diese Stimme war so deutlich, so untrüglich gewesen, daß sich Schinnagl gleich am Morgen anschickte, dieser übernatürlichen Weisung Folge zu leisten. Er nahm einen Zimmermann mit, ging dann hinauf zum Taferl, fand wirklich die Eiche, ließ das alte, jetzt schon ganz vermoderte Kreuzbild mit Maria und Johannes herunternehmen, dann die Öffnung im Baume erweitern, und stellte voller Freuden sein neues Vesperbild hinein.

So war also der neue Gnadenthron Mariens gleichsam errichtet und eröffnet. Maria-Taferl als Gnadenort war eigentlich gegründet.

Eines dürfen wir bei dieser soeben erzählten Geschichte nicht vergessen und übersehen: Der gute, willige Mann wurde gleich nach der Anbringung des Bildes vollkommen gesund, und blieb es auch fernerhin; er lebte dann noch 19 Jahre, und nahm sich um die entstehende Wallfahrt aus allen Kräften an.

Nachdem einmal das Bild an seinem ihm von Maria selbst bestimmten Platze war, begann auch schon alsbald eine Verehrung des Bildes vonseite des Volkes. Aber es hatte alles nur wenig Bedeutung und blieb recht klein und kaum der Rede wert, bis Gott selber mit seiner Wunderkraft eingriff. —

„Siehe, er sandte seine Engel!"

Alle Föhrennadeln bebten,
Alle Blätter rauschten leise,
Da die Engel sie umschwebten,
Singend zu Mariens Preise.
Und der Wald erzählte wieder
Es den Wellen drunt' im Tale
Und die trugen diese Lieder
Durch das Land im Wogenschwalle. —
Die es schauten und erlebten,
Sie sind tot. — Doch jener Steg,
Wo die sel'gen Geister schwebten,
Heißt zur Stund' noch Engelsweg.

(Feyertag.)

Ja, Gott sandte seine Engel!

Diese wundersame Einleitung der Wallfahrt wird stets eine Ehrenkrone für Maria-Taferl bleiben.

Gott sandte seine Engel; — das ist nicht etwa unsichere, schöne Legende, das ist nicht Sage, nicht Erfindung, nicht Dichtung — das ist Wahrheit.

Gott sandte seine Engel. Dies geschah nicht in altersgrauer Vorzeit. Ach nein, sondern in der Neuzeit! Erst unter Kaiser Leopold I. Es muß denn doch etwas Besonderes gewesen sein, daß es dieser Monarch für gut fand, sich selber einzumischen, und die unerhörten Vorkommnisse am Taferlberg durch eine Kommission untersuchen zu lassen. Denn nicht die Priester, nicht die Bischöfe gaben den Anlaß zu dieser genauen Prüfung, sondern vom kaiserlichen Hofe nahm die Angelegenheit ihren Anfang.

Gott sandte seine Engel. Bis heute noch sind jene Schriftstücke erhalten und einzusehen, wo 57 Personen ihre eidliche Aussagen vor der Kommission niederlegen und mit ihrer Unterschrift bestätigen. — Siebenundfünfzig Eide! Das ist eine Sache, die man durch vornehmes Lächeln, durch verächtliches Achselzucken wohl nicht wegwischen und aus der Welt schaffen kann. — Daß diese siebenundfünfzig Personen sich alle getäuscht, oder alle nichts als Meineide geschworen hätten — das glaube, wer da will!

Ja, Gott sandte seine Engel. Dies bestätigten sogar Protestanten, und es waren solche darunter, die dann eben infolge dieser Engelserscheinungen zum katholischen Glauben zurückkehrten!

Und so können wir mit großer Zuversicht und Bestimmtheit sagen: Der Ursprung des Wallfahrtsortes Maria-Taferl gründet sich auf absolut übernatürliche Tatsachen, auf ein wunderbares Eingreifen Gottes. Gott selbst, oder wenn wir wollen, seine heilige Mutter Maria hat uns deutlich erkennbare, oft wiederholte Winke und Mahnungen gegeben: Ich will, daß man zum Taferlberg wie zu einem Orte des Gebetes, einem Orte der Gnade emporziehe. Gott selbst hat sich diese Stätte zum Wallfahrtsorte auserkoren. Wer demnach als andächtiger Pilger den Taferlberg hinanzieht, kommt einem Wunsche Gottes nach!

Doch was war es eigentlich, das sich damals zutrug? Was war's mit den Engelsprozessionen?

Folgendes trug sich zu: Durch drei Jahre hindurch, und zwar angefangen von 1658, und dann fort bis 1661, ganz besonders aber im Frühjahre und in den Sommermonaten 1659 zeigten sich zum wiederholtenmalen, und zwar nicht nur bei Nacht, sondern auch am hellen Tage Prozessionen von weißgekleideten Gestalten, die jedesmal denselben Weg nahmen, nämlich neben dem Weinberge „Glassechsner" empor und dann in den Wald hinein, also den heutigen Engelsweg. Diese Prozessionen trugen weiße und rote Fahnen; die Gestalten selber waren immer weiß gekleidet. Manchmal sah man sie auf der Erde dahinschreiten, wie andere Menschen, manchmal wieder schwebten sie leicht und frei durch die Lüfte.

Auch andere auffallende Ereignisse zeigten sich in der Nähe der Eiche und des Bildes. Sterne schienen über dem mächtigen Baume Wache zu halten, eine priesterliche Gestalt erschien betend vor dem Bilde, zur Nachtzeit schienen Lichter davor zu brennen, am hellen Tage hatte es den Anschein, als ob sich von der Sonne ein besonderer Lichtstrahl ablöse und auf das Marienbild hinlenkte.

All das rief selbstverständlich großes Aufsehen hervor, und da es so lange dauerte, hatten die Leute Zeit genug, sich durch alle möglichen Proben von der Wahrheit und Echtheit dieser Vorgänge zu überzeugen.

Die Zuzüge von Pilgern, die zum Taferl emporstiegen, mehrten sich von Woche zu Woche. Noch im Jahre 1659, bevor die Kirche ihr Urteil abgegeben, hatte man ein hölzernes „Kapellerl" gebaut, und eine Opferbüchse angebracht, die schon im ersten Jahre das nette Sümmchen von tausend Gulden ergab.

Da sich die Aufregung nicht legen wollte, wurde auf direkten Befehl des damaligen Kaisers Leopold I. vom Bischofe von Passau eine Kommission zur genauen und gründlichen Untersuchung dieser Vorgänge eingesetzt. Wie viele Personen vor dieser Kommission ihre eidlichen Aussagen machten, davon haben wir schon früher Erwähnung getan.

Bau der Kirche. (1660—1724.)

So wurde denn wirklich im Jahre 1660 am Taferl die erste heilige Messe gelesen, und zugleich der Grundstein zur heutigen schönen Kirche gelegt. Über diese Grundsteinlegung meldet eine silberne Gedenktafel folgendes:

„Im Jahre 1660, den 25. April, Sonntag Cantate, unter dem Papste Alexander VII., unter dem römischen Kaiser Leopold I., unter dem Bischof von Passau, Leopold



Maria-Taferl (Niederösterreich).

Phot. Kilopho', Wien XIX.

(Seite 187).



Sonntagberg (Niederösterreich).

(Seite 323.)

Phot. Priezl, Steyr.

Wilhelm, Erzherzog von Österreich, ... wurde, nachdem man wiederholt Erscheinungen gesehen, als wenn Prozessionen sowohl auf der Erde, als auch in der Luft schwebten, und sehr viele Mirakel daselbst erfolgt sind, der erste Stein zur Grundfeste gelegt, und die Kirche zu Ehren der schmerzhaften Jungfrau geweiht, durch den Herrn Jodok Höpfner von Prandt, ... geistlichen Generalvikar, wobei gegenwärtig waren (hier folgen mehrere titelschwere Namen ...)"

Der Grundstein war also gelegt, die Kirche begonnen, aber bis sie fertiggestellt war, rann drunten bei Marbach wohl recht viel Donauwasser vorbei; nicht weniger als 64 Jahre wurde an der Kirche gebaut; ein Trost für gar manchen von unseren heutigen Kirchenbauern, bei denen wegen bedauerlichen Geldmangels die schönen Bauarbeiten auch nur recht langsam vonstatten gehen.

Doch endlich war das große Werk soweit fertig, daß es 1724 eingeweiht werden konnte. Nun begann für Maria-Taferl eine großartige Blütezeit; hatten doch daselbst beständig 12 bis 24 Wallfahrtspriester Beschäftigung. Jeden Nachmittag war musikalische Litanei, jeden Freitag ein Hochamt.

Böse Zeiten.

Der Kirchensturm begann. Mit den gierigen Augen des Luchses wurden die Stätten der Gnade gemustert, und jene Stellen geprüft, an der man die Raubtierzähne am besten zum tödlichen Bisse ansetzen könnte. Schade! Es war nicht viel auszurichten mit dieser mißliebigen Kirche dort droben am Donaugelände; man brauchte sie notgedrungen als neue Pfarrkirche. Und deswegen konnte von einem Verkaufe oder einer noch erwünschteren Zerstörung keine Rede sein. Auch das Gnadenbild ließ man an Ort und Stelle, denn man wußte sich keinen Rat damit, wohin man es etwa zu bringen hätte. Und so begnügte man sich damit, der heiligen Stätte die Lebensadern zu durchschneiden: es wurde jegliche Wallfahrt und besonders das haufenweise Zusammengehen bei Geld- und Prügelstrafe untersagt; auch wurde die Kirche zu einer Pfarrkirche erhoben.

Hier ergeben sich zwei Gedankensplitter. Nämlich: Es ist uns in der ganzen, langen Reihe der Wallfahrtsorte kein einziger bekannt, dessen Entstehungsgeschichte so augenscheinlich und so andauernd gerade das gemeinschaftliche Hinziehen zur Gnadenstation empfehlen würde, als eben die häufigen Engelsprozessionen, die gegen die Bergesspitze zum Taferl zogen[1]) Wir konstatieren also einfach, daß jener Befehl der Regierung ganz und gar dem deutlich erkennbaren göttlichen Willen zuwiderlief. Maria wollte diese gemeinschaftlichen Prozessionen, die Staatsgewalt nicht! Marie munterte dazu auf, die Behörde untersagte sie. Maria versprach (in vielen andern Entstehungsgeschichten) reichliche Gnaden für das Herbeikommen, die Hofdekrete bestimmten dafür reichliche Prügel (50 Stockstreiche pro Mann).

Das zweite ist der Umstand, daß man damals, gleichsam als Ersatz für die vielen Wallfahrtsstrangulierungen, sehr viele Pfarren errichtete, so auch unser Maria-Taferl. Darin liegt der Gedanke: der gewöhnliche Pfarrgottesdienst muß euch Christen genügen, um eure seelischen Bedürfnisse zu befriedigen. Dieser Ansicht gegenüber konstatieren nicht etwa wir allein, sondern ganze Reihen von Psychologen (Seelenkundige), daß die Menschenseele ihrer ganzen Natur nach zeitweise Abwechslung, Aufrüttelung, außerordentlicher Mittel bedarf, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht zu versumpfen.

Wenn diese letztere Behauptung richtig ist (und sie wird von sehr bedeutenden Autoritäten mit Nachdruck verfochten) so ergibt sich daraus: das Verbot der Wallfahrten und das dafür gebotene Surrogat von „mehr Pfarrkirchen" dokumentiert sich, falls es in der Tat, wie vielfach vorgegeben wird, damals „gut gemeint" war, — als ein großer psychologischer Schnitzer.

Fragen wir die Geschichte, so sagt sie uns, das gerade die Jahrzehnte nach den Wallfahrtsverboten einen religiösen Tiefstand aufweisen, wie man ihn früher nur selten findet; dieser religiöse Tiefstand mag freilich vielleicht Ursache sein, daß es damals so kam, ist vielleicht aber zum Teile auch „Folge" (Ergebnis, Resultat) solcher unpsychologischer Maßnahmen.



Phot. Ferd. Thom, Maria-Taferl.

Maria-Taferl, Inneres der Kirche.

Die obigen Bestimmungen verfehlten nicht, dem früher so blühenden Wallfahrtsorte Maria-Taferl beträchtlichen Schaden zuzufügen. Denn wenn auch das Wallfahren niemals ganz aufhörte, so hatte teils Menschenfurcht, teils Mißverständnis der ganzen Sachlage und der damit verbundenen Pflichten zur Folge, daß ein großer Prozentsatz der Wallfahrer ausblieb.

Dazu kam dann im Jahre 1810 noch ein weiteres Ereignis, durch welches dem Wallfahrtsorte scheinbar Schaden zugefügt wurde. Es erschien nämlich ein kaiserliches Patent,

[1]) Vgl. übrigens Heiligwasser in Tirol.

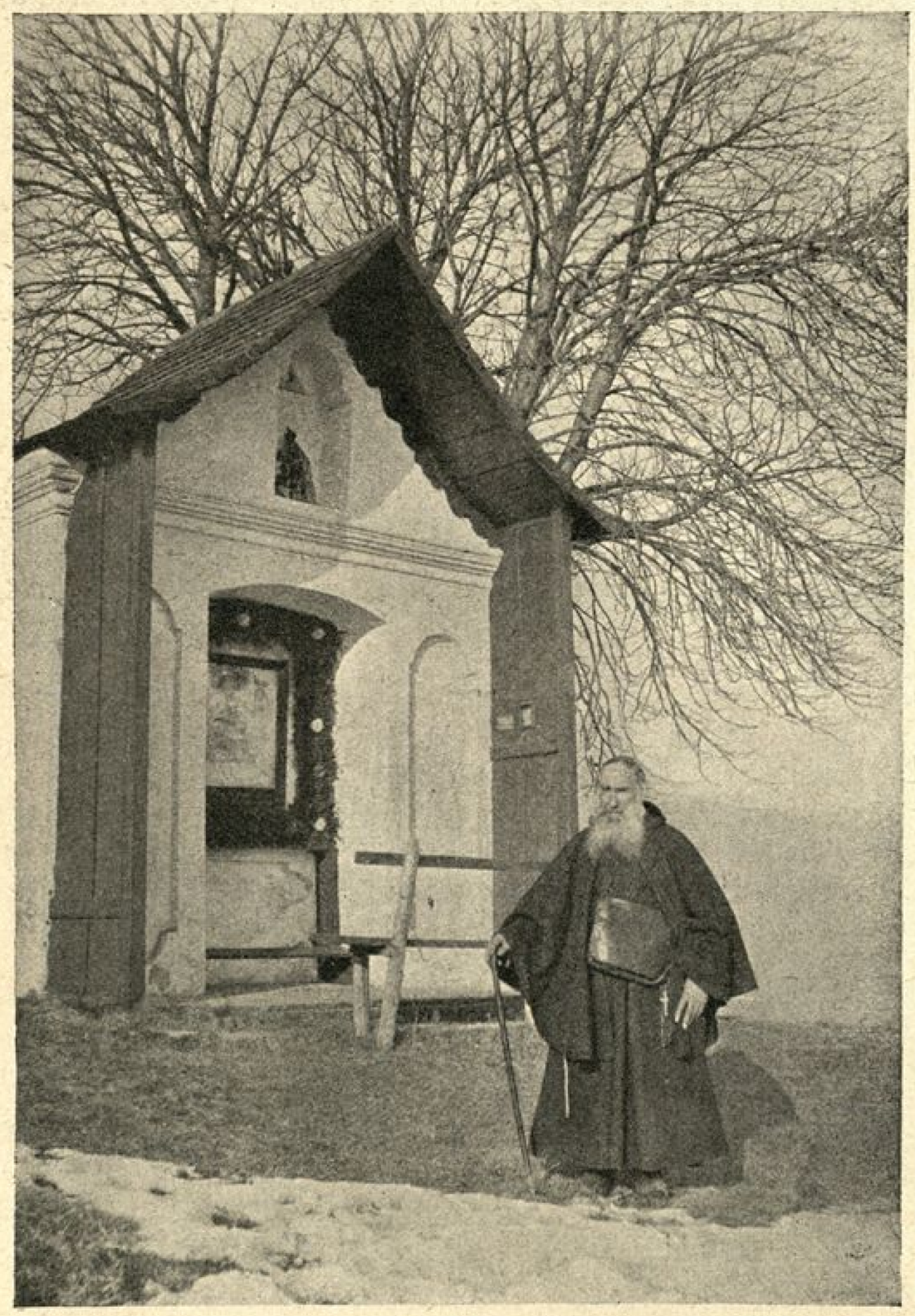
infolgedessen alles Gold und Silber anläßlich der großen Finanzmisere zur Zeit der napoleonischen Kriege abgeliefert werden mußte. Da erzählt man sich nun das Stück, daß die damaligen Vorsteher der Kirche von Maria-Taferl, erfüllt von einem namenlosen Respekt vor diesem kaiserlichen Befehle, die Kirche derart ausplünderten, daß Kaiser Franz, der nachmals persönlich nach Maria-Taferl kam, seinem Unwillen darüber Luft machte, daß man in solcher Art und Weise sein Dekret zur Ausführung gebracht habe.

Seit jener Zeit hat sich Maria-Taferl wieder langsam erholt, und man kann wohl sagen, daß es ein Lieblingsort für manchen Marienverehrer geworden ist; mit Stolz und Freude blicken die Katholiken empor zum weithin sichtbaren Kirchlein droben auf der Bergeshöhe, so oft sie unten gar eilig per Bahn oder Schiff vorüberfahren. Und, Gott sei Dank, es wird nicht nur vorbeigefahren, sondern man zieht auch willig und gern empor zur heiligen Stätte.

Gebetserhörungen.

Das Kind des Wagners.

Von verläßlicher Seite wurde uns ein Vorfall mitgeteilt, den der Verfasser dieses Buches schon einmal, und zwar in Form einer Erzählung im „Glücksradkalender" 1906 veröffentlicht hat.



Maria-Taferl, Wiener Kreuz. Phot. F. Thom, Maria-Taferl.
„Der 6. Schmerz Marias Herz durchdringt, da man den Leichnam ihr auf den Schoß zu legen bringt."

Es handelt sich um eine Wagnerfamilie in Eisenstadt (Ungarn). Der Vater kam durch böse Kameradschaft auf sehr schlimme Wege und sank nach und nach zu einem ganz verkommenen Alkoholiker herunter. Der Sohn, vom Vater selber frühzeitig zum Branntweingenuß angeleitet, artete aus und verunglückte im Rausche durch einen Absturz. Nun war noch eine Tochter da, ein vierzehnjähriges Mädchen. Diese wurde einmal von einer bösen Nachbarin derart mißhandelt, daß sie schwere Anfälle von Katalepsie (hinfallende Krankheit) bekam. Die Nachbarin wurde gerichtlich abgestraft, aber damit war die Gesundheit der Tochter nicht hergestellt. Die schreckhaften Anfälle des Kindes waren für den Vater eine eindringliche Bußpredigt, denn als er seine nunmehr einzige Tochter zehn- und zwanzigmal sich schäumend am Boden wälzen sah, begann er in sich zu gehen und wieder die Kirche aufzusuchen. Endlich machte er, mit Frau und Kind vor einem Marienbildekniend, ein Gelöbnis: „Heilige Jungfrau, ich will barfuß nach Maria-Taferl pilgern, will keinen Tropfen Branntwein mehr trinken und auch sonst mäßig sein, nur mache mir mein Kind gesund, und hilf mir, daß ich das, was ich versprochen habe, auch halten kann."

Schon beim nächsten Morgengrauen war der Mann auf der Fußreise nach Maria-Taferl; er hatte mehrere Tage dahin zu gehen. Er ging in aufrichtiger Bußgesinnung. Und als er nach etlichen Tagen wieder heimkehrte, war die erste frohe Botschaft, die ihm sein Weib brachte: „Seitdem du fort bist, ist unsere Lisi nimmer zusammengefallen." Die Besserung war von Dauer; niemals mehr kehrte der Anfall zurück.

Und auch der Wagnermeister nahm sich tüchtig zusammen und hielt getreu, was er zugesagt: er war von der Stunde an ein braver, nüchterner Arbeiter und Familienvater.

Zwei Krücken in Maria-Taferl gelassen.

Matthäus Zwettler, Mesner in Arbestal, berichtet uns folgendes: Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen von einem Mann berichte, der mir alles selber gesagt hat, der mit zwei Krücken nach Maria-Taferl ging, und ohne dieselben wieder heimkehrte. Dieser Mann ging dann alle Jahre wieder zum Gnadenorte, nur in den letztem Jahre sehe ich ihn nicht mehr; er kam immer mit den Langschlägern, die ebenso wie wir von Arbestal alljährlich eine Prozession unternehmen, und da fragte ich ihn, warum denn er, als ein so alter Mann die Fahne oder das Kreuz trage, da doch jüngere Leute genug da wären und es auch gerne täten; und da gab er mir die schöne Antwort: „Einst bin ich mit zwei Krücken nach Maria-Taferl gegangen, und die Muttergottes hat mir geholfen, so daß ich ohne die Krücken leicht nach Hause gehen konnte. Zum Dank dafür habe ich dieses Versprechen gemacht, die Fahne zu tragen, so lange ich es überhaupt imstande wäre; und dieses Versprechen habe ich bisher auch treulich gehalten."

Gestrafter Spott.

Wenzel Bauer in Gaisleithen bei Oberplan in Böhmen teilt uns folgenden Fall mit, der zwar kein eigentlicher Gnadenerweis Mariens ist, aber dennoch ganz geeignet erscheint, uns von dem Walten übernatürlicher Kräfte zu überzeugen.

Im Jahre 1852 war mein Vater mit der Friedberger Schar nach Mariazell wallfahrten gegangen. Als nun in Maria-Taferl die Malschinger Kreuzschar (eine Nachbargemeinde von Friedberg) gemeinsam auf den Knien um den Altar rutschte, begann ein Mädchen von Friedberg darob

zu spotten und zu freveln und sagte: „Ei, ei, die Leute hüpfen da herum wie die Frösche."

Und was geschah? Am nächsten Tage fuhr dem Mädchen irgend ein Schmerz in die unteren Gliedmaßen, daß es sich darob nicht mehr aufrechthalten konnte und gar jämmerlich hinkte. Zwei Männer mußten sie unterstützen, damit sie sich überhaupt „hüpfend wie ein Frosch" weiterbewegen konnte.

Dieser Vorfall wurde allgemein als Strafe Gottes betrachtet.

Das leichtsinnige Mädchen selbst aber war in Todesängsten und rief laut zur Muttergottes und versprach: Wenn sie doch aus Gnade nach Mariazell gelangen könnte, so wolle sie vor aller Welt sechsmal auf ihren Knieen um den Gnadenaltar herumrutschen.

Und der Himmel hörte auf das reumütige Stammeln, und der absonderliche Fußschmerz legte sich alsbald wieder und das Mädchen konnte ohne Hindernis ihre Wallfahrt fortsetzen. Treulich erfüllte sie dann in Mariazell, was sie versprochen. Kam auch glücklich wieder heim und ist seit dieser Zeit stets gesund geblieben.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1924 200jähriges Jubiläum der Kirchweihe.
1942 300jähriges Jubiläum des Gnadenbildes und seiner Aufstellung.
1960 300jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der Kirche.

Ständige Priester: Ein Pfarrer, ein Kooperator aus dem Weltpriesterstande, dazu 4 Hilfspriester aus dem Orden der beschuhten Karmeliter.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Etwa 300.
Kommunikanten jährlich: 40.000.
Besucher jährlich: 120.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: 230.
Hauptfest: 3. Sonntag im September.
Einwohnerzahl des Ortes Maria-Taferl: zirka 400.
Beständige Devotionalienhändler: 8 (mit je mehreren Verkaufsständen).
Gasthäuser: 7.
Kaffeeschänker: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nachtlager sind in Maria-Taferl wie in allen Wallfahrtsorten sehr billig zu haben. Eigene Zimmer mit einem Bett etwa K 1.—. Unvergeßlich wird dem Verfasser jener Abend bleiben, da er in Maria-Taferl zu seinem Nachtzimmer emporstieg, und überall auf den Bänken in den Gängen die slowakischen Pilger ohne irgend einem Polster auf dem harten Bretterboden liegen sah. „Ei, welch eine Abtötung, welch eine wahrhaftige Bußfahrt! Welche Opfer diese armen Leute doch bringen", sagten wir leise zum Wirt. „Ja, ja," erwiderte dieser „man schämt sich fast der eigenen Bequemlichkeit, wenn man solches sieht." „Aber Herr Wirt, sagen Sie mir, wieviel zahlen denn die Leute für diese Liegestatt?" „Fast gar nichts, gerade daß es einen Namen hat: per Person vier Heller!"

Gott sei Dank, der Geist der Buße, so recht der Geist des Christentums blüht noch immer an den hehren Gnadenstätten Mariens.

Zufahrten von Wien.

1. Schnellste Verbindung. Mittels Schnellzug der Westbahn bis Pöchlarn, dann mittels fliegender Brücke über die Donau, endlich einstündiger Marsch nach Maria-Taferl. Wien—Pöchlarn Schnellzug gegen 2 St., K 5.—. (Nicht alle Schnellzüge halten in Pöchlarn.)

Dieselbe Strecke mittels Personenzuges, jedoch gleich bis Station Krummnußbaum, gegen 3 St., K 3.50. Von Krummnußbaum mittels fliegender Brücke nach Marbach, dann eine halbe Stunde Bergtour über den Bußweg.

2. Mittels Dampfschiff. Empfiehlt sich nur für die Rückfahrt. Fahrzeit 5¼ St., II. Klasse K 3.40, Verdeck billiger. Täglich nur ein Schiff nach Wien, Marbach ab 12 Uhr 30 Min. Das Frühschiff ab Marbach 7 Uhr 30 Min. fährt nur bis Hollenburg, deshalb in Krems ein Umsteigen auf die Bahn notwendig. Die Bergfahrt Wien-Marbach dauert beinahe 12 St., II. Klasse K 2.80, Verdeck K 2.—. Täglich ab Wien 10 Uhr nachts. Die Donauschiffe verkehren meist mit bedeutenden Verspätungen, sind unverläßlich und daher wenig empfehlenswert.

3. Mittels Eisenbahn von Wien Franz Josefs-Bahnhof über Krems (umsteigen) nach Marbach. Gesamte Fahrzeit samt Wartezeit in Krems zirka 5 St., K 4.90. Täglich dreimalige Verbindung Wien—Maria-Taferl in jeder Richtung.

4. Fahrscheinheft für die Rundfahrt Wien—Krummnußbaum (Bahn), Marbach—Krems (Schiff), Krems—Wien (Bahn oder Schiff). Die Reise kann auch in umgekehrter Richtung (Wien—Krems—Marbach, Krummnußbaum—Melk—Wien) gemacht werden. Die Karte hat fünf Tage Giltigkeit. Preis K 6.20. Inbegriffen freie Fahrt auf der Wiener Stadt- und Verbindungsbahn.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Mariazell—Sonntagberg—Maria-Taferl. Nicht wenige Wallfahrtsprozessionen verbinden diese drei Gnadenorte durch eine einzige Pilgerfahrt. Hiebei ist der schwierigste Teil der übrigens sehr schöne Fußweg von Mariazell über Gaming auf den Sonntagberg, der durch Bahnfahrt nur wenig abgekürzt werden kann. Diese Teilstrecke erfordert zwei Tagreisen, davon die erste Mariazell—Gaming etwa 9 St., die zweite Gaming über St. Leonhard im Walde oder über Ybbsitz etwa 8 St. Zeit erfordert. Von Sonntagberg nach Krummnußbaum kann die Eisenbahn benützt werden.

Mariazell—Maria-Taferl (über Lunz). Diese Tour kann tüchtigen Fußgehern und Freunden von Naturschönheiten nicht dringend genug empfohlen werden. Aufbruch von Mariazell spätestens sechs Uhr früh, Fußtour längs des Erlafsees, dann nach Neuhaus hinauf, dann bergab an der schönen Ybbs (auch Ois genannt), weiter über Langau, dann links abzweigen über den „Durchlaß" zum lieblichen Lunzersee, endlich Station Lunz. Diese Fußpartie ist, Rastzeiten nicht miteingerechnet, in etwa 7 bis 8 St. zu bewältigen, so daß es ohne besondere Anstrengung möglich ist, den in Lunz um 3 Uhr 57 Min. abgehenden Nachmittagszug zu erreichen. Von Lunz dreistündige Bahnfahrt nach Pöchlarn K 2.40. Ankunft Pöchlarn 6 Uhr 50 Min. abends. In den Sommermonaten ist um diese Zeit ein Aufstieg nach Maria-Taferl noch recht leicht möglich.

Maria-Taferl—Sonntagberg. Eisenbahnfahrt von Krummnußbaum über Amstetten nach Rosenau 1½ St., K 1.50.

Maria-Taferl—Pöstlingberg, Eisenbahnfahrt Personenzug von Krummnußbaum nach Linz 2¾ St., K 3.20 oder Schnellzug von Pöchlarn nach Linz 1¾ St., K 4.60.

Maria-Taferl—Langegg (Wachau). Eisenbahnfahrt von Marbach nach Aggsbach Markt, 50 Min., K —.80. Von dort über die Donau, dann eine gute Stunde Fußweg. Auch mittels Dampfschiff möglich.

Maria-Taferl—Dreieichen. Eisenbahnfahrt von Marbach nach Krems (umsteigen) über Hadersdorf (umsteigen) nach Mold gegen 4 St., K 3.20.

Literatur.

Jamaigne, Siebenfache Wallfahrten, Wildberg 1703, 8°.
Österreichischer Myrrhenberg, 7. Auflage, Crems 1777, 8°.
Transacti primi (deutsch). Passau 1761, 4°.
Hofmann, Der Pilger nach dem Sonntagberg u. M.-T. Wien 1825, 12°.
Kaltenbäck, Marienſagen 189.
Austria-Kal. 1845, S. 206.

Ave Maria, Linz, XVII, 107 u. 246 und I., 5. Heft.
Krönes, Geist. Wallfahrt. Wien 1872, 113.
Donin, Mar. Austria, 163.
Ott, Marianum, 220.
Reg.-Mar.-Kal. 1877, VII.
Glücksrad-Kalender 1910.
Rudniki, Die berühmtesten Wallfahrtsorte, Paderborn 1891, 139.
Maurer-Kolb, Mar. N.-Ö. 382.
Topographie v. N.-Ö. II, 333.
Kerschbaumer I, 545.
Reil, Das Donauländchen, 164.
„Hippolytus", Jahrg. 1860 (Abdruck des Zeugenverhörs).
„Hippolytus", Die Wallfahrtskirche . . . und Jubelfeier 1861 (Separatabdruck bei Pichler, Wien.)
Johann Stöber, Maria-Taferlbuch. Wien 1892.
Dobner, M.-T. Selbstverlag Pfarramt, St. Pölten 1909, 44 S. 8°.
Feyertag, Myrrhenberg, Wien, Opitz 1906, Gedicht. 8°, 62 S.
Der öst. Myrrhenberg, Ver.-Buchh. Innsbruck, 16°, 61 S. 20 Heller.
Hoppe in Vaterland, 30. Jänn. 1909.
Wiener Diözes.-Bl. (Jubelfeier) 1909, 277.
Wallfahrtsort. (Aus Anlaß d. 250jähr. Jub.) St. Pölten 1909, Kl.-8°.
F. Kg. in der Bote aus d. Waldviertel 1904, Nr. 650.
Baccioccо in Wiener Zeitung 1896, 25. Okt.
Hinner in Neunkirchner Bez.-Bote 1896, S. 116.
Ill. öst. Weckstimmenkal. 1894, S. 99.
Mitt. d. Zent.-Komm. 1902, 52, 129.
Top. v. Ried.-Öst. VI., 152.
Niederösterreich (Landesverbd.) Lechner Wien, 327.
Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien. VII, 46, 63, 84, 324.

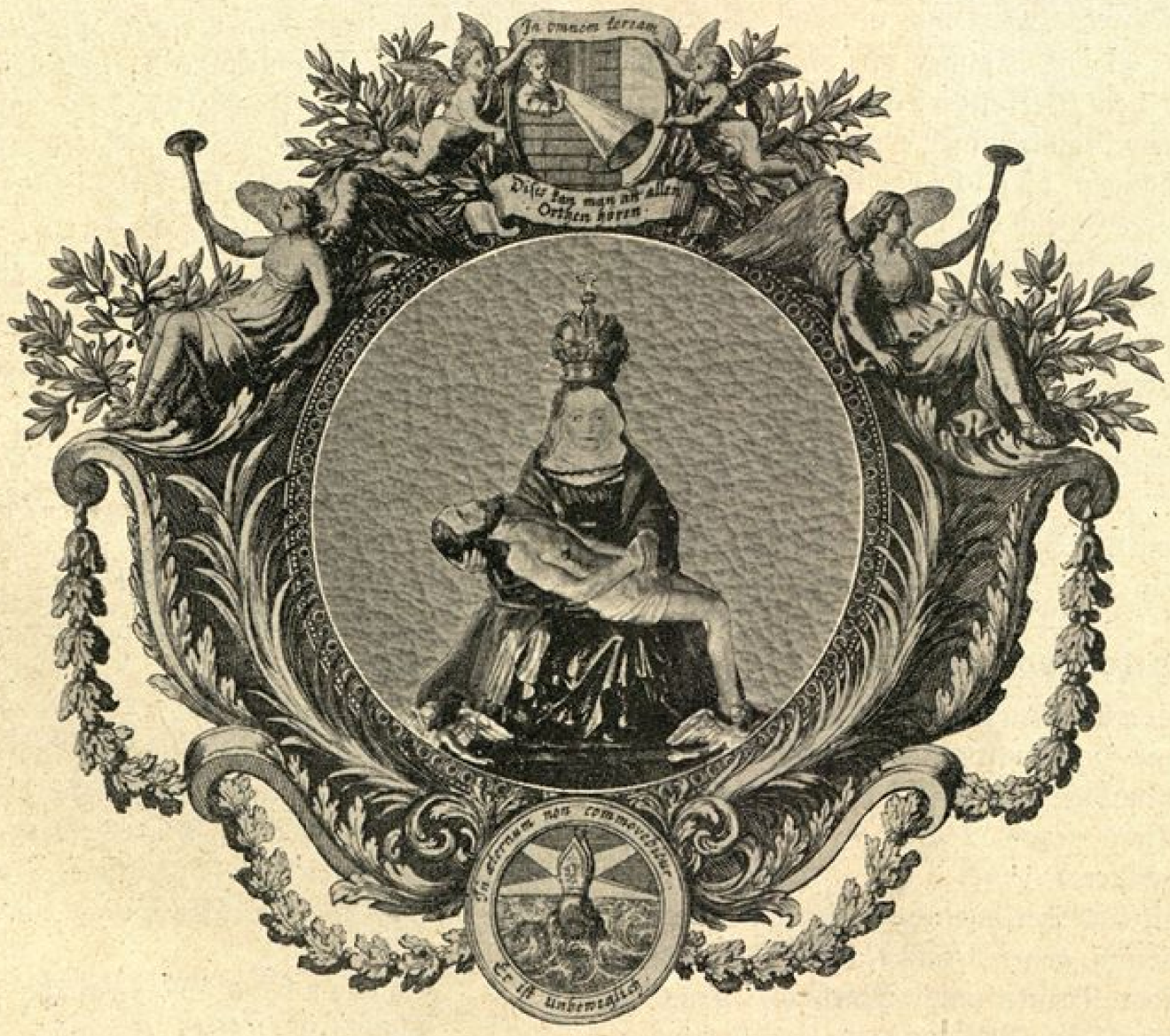
Kurze Erwägung.

Von dreierlei Wegen haben wir vernommen: Vom Engelweg, vom Bußweg, vom Weg mit den Stationen der sieben Schmerzen. Drei ähnliche Wege führen zum Himmel: 1. Der Engelweg, das ist der Weg der unschuldigen Kinder und jener, die in auserlesener Tugend die erhabenen Wege unbefleckter Reinheit wandeln. 2. Der Bußweg, das ist der Weg der Märtyrer und der großen, eifrigen Büßer. 3. Der Weg mit den sieben Schmerzensstationen, das ist der Weg der allermeisten Menschen; den mußt auch Du gehen. So mach' Dich denn gefaßt auf solche Stationen, und wenn der liebe Gott Dir Leiden schickt, so halte still und denke: es ist der Weg zur Himmelshöhe, zur Himmelsfreude.

Gebet.

O Maria, große Helferin der Christenheit, die Du schon durch drei Jahrhunderte am Taferlberge den Betrübten eine Trösterin, den Ermatteten eine Helferin, den Sündern eine Versöhnerin geworden bist, siehe, wir nahen uns heute im Geiste Deinem Gnadenbilde, und bitten Dich bei dem herben Leiden, das Du selber siebenfach empfunden hast: Verstoße uns nicht wegen unserer Sünden, sondern lasse uns durch geduldige, christliche Ertragung unserer Leiden den wahren und einzigen Weg zu Dir und Deinem göttlichen Sohne finden, damit wir einst, Dir nachahmend in der Geduld der Leiden, auch teilnehmen dürfen an Deiner himmlischen Glorie. Amen.

O Jungfrau, die Du selber einst zur Neige
Des herben Schmerzes Becher hast geleert —
Als Trösterin Dich den Betrübten zeige
Die Kümmernis und Herzeleid verzehrt.
Ja, neig' Dich nieder Süße, voll Erbarmen,
Denk' eignen Pilgerns einst im Tränental —
Und führe uns mit treuen Mutterarmen
Den Dornenweg empor zum Himmelssaal. (M. H.)





Marburg, Gesamtansicht.

Als bittend einst in Bethlems harten Straßen
Des Heilands Mutter bangen Herzens ging,
Verächtlich da die Bethlemiten maßen
Die Frau so ärmlich, ihnen zu gering.

Wohl besser hast, o Marburg, du gehandelt,
Mit Jubel ließest du die Herrin ein,
Die segnend nun durch deine Straßen wandelt,
O Marburg, sollst Marienburg nun sein.

(Nach Gedanken aus den Predigten
des Fürstbischofs Dr. M. Napotnik.[1])

Mutter der Barmherzigkeit in Marburg.

Steiermark. 30.000—35.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Kommt, laßt uns lauschen dem leisen Wellengesange, dem heimlichen Plätschern gesprächiger Wogen, die in sternenreichen Sommernächten sich fröhlich und selig erzählen, was sie in langem, schlängelndem Laufe erlebt, gesehen und gehört.

Siehe, unterhalb der schönen Villacher Stadt, da kamen sie fröhlich zusammen, die Wogen der Drau mit den Wogen der Gail. Tausend und tausend geschmeidige Wellen brachte die mächtige Drau, tausend und tausend die sanfte, silberne Gail. Ei, da gings an ein Erzählen, an ein Rauschen und Wogen, daß der Sterne Augen voll Staunen blitzten, der Bäume Wipfel sich andächtig neigten, zu hören der Kunde liebliche Mär.

„Hei," so begannen voll Stolz die Wellen der Drau, „hört Schwestern, was wir geschaut! Kaum, daß wir der kühlen Erde entsprossen, in jugendlichem Mute den ersten Lauf versuchten, da winkte uns gar nah ein hoher schöner Turm, und unter dem Turm eine Gnadenfrau,[2]) und denkt euch, was sie tat: sie gab uns ihren Segen zu unserem Lauf. — Vor Freude springend eilten wir weiter, froh der himmlischen Huld. Zwischen riesigen Bergen in wilden Schluchten ging nun bald unsere Bahn, im trotzigen Kampfe mit dem Steingeschlechte grauer uralter Felsenriesen erlernten wir das Toben und Zischen, das Brausen und Schäumen des wildaufwallenden Wasserkampfs. Und da wir der Übermacht fast erliegend, klagend und leise flüsternd weinten, da, o denkt euch nur, war's wieder jene Frau, die, an unserer Seite sich erhebend[3]) uns lächelnd tröstete, uns leichtere, sanftere Fahrt verhieß."

„Die Frau, die euch erschienen", so gaben redeselig die Wellen der silbernen Gail zurück, „die kennen auch wir gar gut, gar gut. Auch uns war sie willkommene Hüterin zartester Jugend,[4]) auch uns hat sie, da wir erstarkt, mit ihrem holden Zuspruch erquickt[5]) und hat uns obendrein liebliche Ferngrüße gesandt durch unser wildes unbändiges Schwesterlein, die Schlitza." [6])

Ob solcher Kunde waren überselig froh der Gail und der Drau gesellige Fluten. Träumerisch strömten sie durchs Rosental dahin, mild gegrüßt von manchem Gnadenkirchlein ihrer hohen Schutzfrau.[7])

Aber ei, da kam von Norden her geflossen als dritte im Bunde die Gurk. Tausendfaches Grüßen und Plätschern und Spielen gab es da von Woge zu Woge, von Flut zu Flut. Und es umringten die von der Gail und der Drau die neuen Schwestern des Nordens. „Schwestern, Schwestern, hört die Mär von der Frau!"

Und die neugekommenen horchten stille und friedlich; dann aber war es, als ob sie überlegen lächeln wollten. „Ihr bringt uns, Schwestern, keine neue Kunde! Das ist auch unsere Frau, die meine und die meiner Tochter, der Glan. Doppelten Gruß sogar empfing ich selber, da ich in felsiger Wiege zum Leben entsprang.[8]) Und meiner Tochter,

---

[1]) Wir hielten uns bei den folgenden Ausführungen hauptsächlich an das in 2. Auflage vorliegende, schön ausgestattete Buch: „Dr. Michael Napotnik, Die Basilika zur heiligen Maria, Mutter der Barmherzigkeit." Marburg, 1909. Selbstverlag des Verfassers. Mit 67 Illustrationen.

[2]) Nahe von dem Ursprunge der Drau liegt der Marienwallfahrtsort Auffkirchen in Tirol.

[3]) Marienwallfahrtsort Lavant bei Lienz an der Drau.

[4]) Die Quellen der Gail liegen nur eine kurze Strecke oberhalb Maria-Luggau.

[5]) Wallfahrtsort Kötschach.

[6]) Die Schlitza rinnt am Fuße des Wallfahrtsortes Luschariberg vorbei.

[7]) Maria-Elend und Maria-Rain, beide Orte im Rosentale.

[8]) Maria-Waitschach und Mariahilf ob Guttaring, beide Orte im Quellengebiete der Gurk.

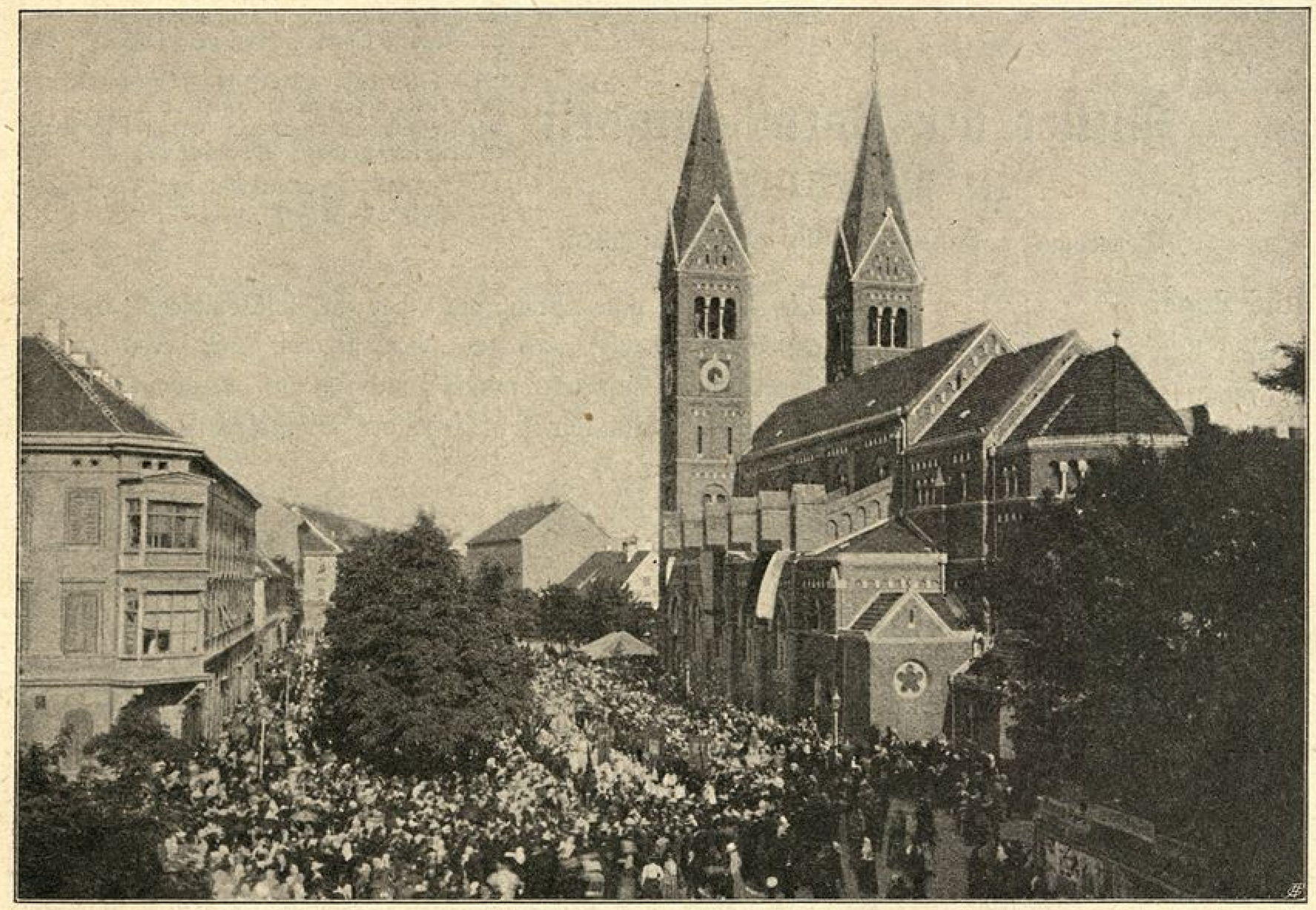
der Glan, winkte mit Liebe dieselbe gnädige, hohe, himmlische Frau.“[1])

Da küßten sich die Wellen im feuchten Freundeskusse und geeint durch gemeinschaftlichen Segen rannen sie weiter dahin durch die Lande, wartend, ob denn nicht noch einmal die Überholde käme, sie zu begrüßen.

Und sie erschien in der Tat, einmal,[2]) — zweimal,[3]) — zur namenlosen Freude des nun schon mächtigen Stromes. Da plötzlich zitterten wonnebeseelt der eilenden Schwestern hastende Scharen.

„Seht!“ so riefen die ersten mahnend. „Seht!“ so lispelten hunderte nach.

„Seht!“ so rauschte es bald im wogenden Chore tausend und tausender Wellengeschwister.



Marburg, die Basilika zur Mutter der Barmherzigkeit. (Auszug aus der Notkirche in die neue Pfarrkirche).[4])

Ein Türmepaar, so hoch, so schön, und eine Frau, vom Himmelsglanz umstrahlt, begrüßte, ihr himmlisches Kind in den Armen, die guten, bekannten Wogen der Drau.[5]) Ei, wie sie rannen, ei, wie sie schossen, ei, wie sie flossen, wie sie sich hoben, wie sie spritzten voll Freude, als gält es in Huldigung die Füße der Holden zu netzen. Und sie begannen den Wogensang, den leisen und doch so übermächtig starken: „Ave! Ave! Mutter der Barmherzigkeit! Ave!“

Die Vöglein, die traumumfangen auf den Zweigen sich wiegten, erwachten, und fröhlich stimmten sie ein: „Ave! Ave! Mutter der Barmherzigkeit! Ave!“ Und die Bäume säuselten mit in millionenfachem Blätterchore: „Ave! Ave! Mutter der Barmherzigkeit! Ave!“ Und die Blümlein nickten lebhaft ihre Grüße, und die Sternlein blinkten und winkten so licht als sie konnten. Es war ein wonnevolles, heimliches Grüßen und Beten.

Und die Engel brachten der Holden die Grüße der Natur. Und sie, die Verehrte, erhob sich mit ihrem Kinde und winkte Segen, Segen den Blümchen, den Bäumen Segen, den Sternen auch, und Segen vor allem den nimmerruhenden, immergrüßenden Wogen des Flusses.

Das sind die nächtlichen Grüße der Drau — das die täglichen Gegengrüße der Frau!

Marburgs Herrin, sei gegrüßt! „Ave! Ave! Mutter der Barmherzigkeit! Ave!“

Das Äußere der Gnadenkirche.

Wir haben als fremde Pilger den Hauptbahnhof der Stadt Marburg verlassen, und fragen den Nächstbesten nach der Franziskanerkirche. Denn die Franziskanerkirche ist ja die von uns gesuchte Gnadenkirche. Sie ist gleichzeitig Pfarrkirche der sogenannten Grazer Vorstadt.

Wir bekommen schnelle und willkommene Antwort: „Gleich dort droben in der Straße, die große, rote zweitürmige Kirche.“

Wir danken höflichst für die Orientierung und eilen an Ort und Stelle. Fünf Minuten mag der kurze Weg beanspruchen.

Ja, ja, eine große, rote Kirche, ein Rohziegelbau und romanischer Stil; das alles sieht man schon von weiter Ferne.

Wir kommen näher. Wir sehen links an der Kirche angebaut die Flucht des Klostergebäudes, den Aufenthalt der treuen, emsigen Hüter der Gnadenstatt. Doch dies haben wir nur nebenbei flüchtig erwähnt.

Also auf zur Betrachtung des Kunstwerkes, das noch alle Reize der Neuheit auf den Beschauer wirken läßt. Zuerst Gruß dir dort droben auf dem Giebeldache, metallnes Großbild unserer Frau, Stern vom Himmel, Krone deiner Kirche, treues Abbild der Gnadenstatue! Des Künstlers Hand hat dich aus Kupfer gefertigt, aber, da du ja besseren Materiales würdig bist, dich mit Silber und Gold überkleidet.

---

[1]) Maria-Saal an der Glan.

[2]) Maria in der Wüste.

[3]) Maria-Rast.

[4]) Zu diesem und allen folgenden Bildern hat Se. Exzellenz Dr. M. Napotnik, Fürstbischof von Marburg, die Klischees bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

[5]) Marburg.

Und aus ganzer Seele beten wir fromm die Inschrift ab, die dem Sockel dieses Goldbildes eingeritzt erscheint:

Allen, die dies Haus betreten,
Fromm und andachtsvoll hier beten,
Sei im Leben Meeresstern,
Führ' im Sterben sie zum Herrn,
O Maria!

Nicht unerwähnt wollen wir hier lassen, daß in jenes metallne Standbild ein älteres, aus Kupfer gefertigtes, gleichfalls vergoldetes Marienbild eingeschlossen wurde, das ehemals auf dem Dachgiebel der früheren Minoritenkirche am linken Drauufer sich befand.

Doch nun weiter. Links und rechts vom Bild Unserer Lieben Frau stehen in ehrerbietiger Entfernung zwei kolossale Leibgardisten der Himmelsfürstin, die beiden Türme. Sie tragen rote, ziegelfarbige Montur, spitzige Kupferhelme, und ganz droben das Abzeichen Jesu Christi: das Kreuz. Sie sind ihrer Höhe nach in sechs Stockwerke eingeteilt, stehen auf vollkommen quadratischer Grundlage und tragen im untersten Stockwerke je ein Seitenportal, während das Hauptportal sich zwischen ihnen in der sogenannten Fassade vorfindet. Dieses Hauptportal zeigt schöne romanische Formen und hat gleichsam als Krone eine große sechskreisige Rosette über sich. Das Tympanon des Portals ist mit einem herrlichen Mosaikbilde der Verkündigung Mariens ausgefüllt.

Der Gesamtanblick von Front und Türmen ist ein sehr gefälliger, da man es verstanden hat, durch geschickte Anbringung recht verschiedenartiger Öffnungen Abwechslung in die riesige Fläche zu bringen, und da weiters die eigentlich etwas zu breiten Helme der Türme von unten aus, wegen der größeren Entfernung kleiner scheinen, so daß man dieses Übermaß an Breite nicht verspürt.

Die Seitenfront der Kirche zeigt sehr regelmäßige Formen, spricht überaus an, hat ziemlich niedrigstehende, breite Bogenfenster mit Rosetten und zeigt dem halbwegs Verständigen eine kleine Überraschung: Strebepfeiler und Strebebögen fast nach Art der gotischen Kirchen.

Die Apsis (der rückwärtige Chorabschluß), zeichnet sich nicht so sehr durch reichliche Gliederung aus, die eigentlich fehlt, sondern durch ihr künstlerisch harmonisches Gesamtbild, so daß gerade diese sozusagen beruhigende Harmonie bei mäßigen Mitteln von der hohen Kunst des Architekten Zeugnis ablegt.

Das Innere der Gnadenkirche.

Sei gegrüßt, du Haus der Gnade! Des Sakramentes reizereicher Ehrenpalast! Der Gottesmutter glanzvoller Thronsaal!

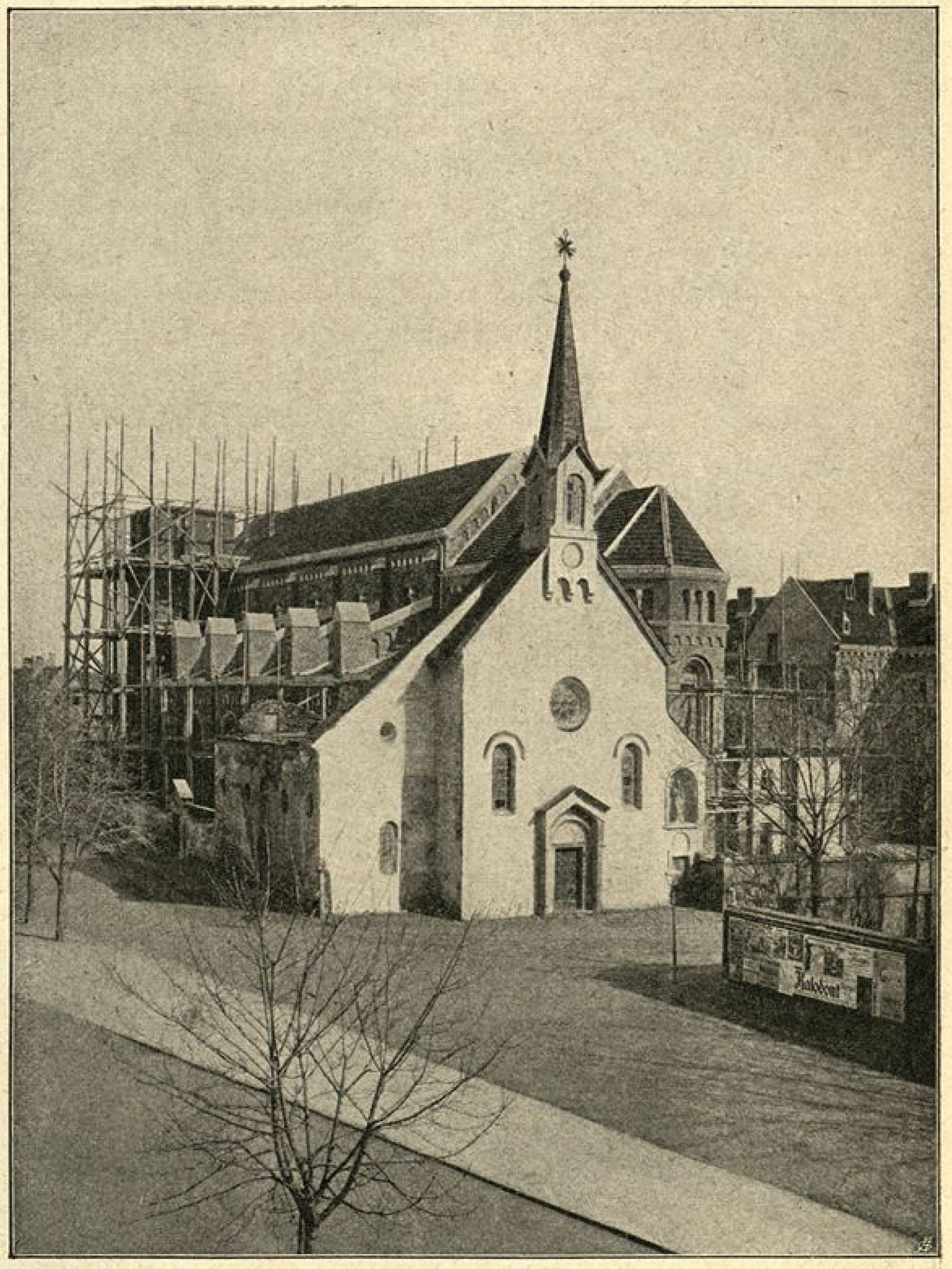
Schon nimmt uns die mächtige Doppelreihe stattlicher, bogentragender Pfeiler in ihre Mitte. Achtfacher Spangen täuschende Bilder umschließen gürtend jedwede Säule und geben ihr der strotzenden Kraft herrliches Gepräge.

Ähnlich gemalt prangen der Bogen prächtige Runden. Über ihnen läuft eine reichgeschmückte blinde Galerie auf zierlich geformtem Gesimse, während von hoch droben herab der Zwillingsfenster lichte Reihe dem erwünschten Tageslichte willigen Zutritt gewährt.

Hoch über uns wölben sich kühngespannt romanische Rundbogen, Triumphesbogen Unserer Lieben Frau.

Die dreieckigen Felder zwischen den Rippen der Gewölbe prunken in künstlerisch gewählten Farbentönen und zeigen uns unserer heiligen Vorbilder, der Seligen des Himmels, lichtvolle Gestalten.

Wahrlich ein schönes Gotteshaus hat man erbaut, und auch ein mächtiges dazu, ein weitgedehntes: mehr als



Marburg, Die Fassade mit dem Glockenturme der alten Pfarrkirche und die neue Marienkirche im Bau.

50 m hat es an innerer Länge, 22 m an innerer Breite aufzuweisen. Wohl 5000 Personen haben in den weiten Hallen genügend Raum zur Andacht und zum gemeinschaftlichen Gebete.

Der Hochaltar.

Durch die Doppeltüre eines reich in Marmor gearbeiteten Speisegitters betreten wir den heiligen Raum des Presbyteriums, wo sich tagtäglich das Wunder aller Wunder, das Niedersteigen Christi in Brotsgestalt vollzieht. Es herrscht hier, wie man nicht anders voraussetzen konnte, feinste Eleganz mit kostbarstem Prunke.

Wohl stören ein wenig die Massen des Lichtes, die durch drei Rundbogenfenster der Apsis den Augen des Beschauers blendend entgegenfluten und ihm den Anblick des formenreichen Altares erschweren.

Doch wohlan, studieren wir eingehender die einzelnen Teile dieses wichtigsten Stückes der herrlichen Basilika.

Romanisch in Aufbau und Gliederung, jedoch mit äußerst feinen und zahlreichen Detailarbeiten! Ein freistehender Bau in jener schönen Form, die etwa einer breiten gedrungenen Monstranze ähnelt, allerdings mit dem Unterschiede, daß der Schaft ganz besonders breitgezogen erscheint.

Der Hochaltar der Basilika zu Marburg hat im Grunde genommen vier Stockwerke, die durch streng gezogene Querlinien getrennt sind. Wir möchten diese Stockwerke fast im Vergleiche mit modernen Häuser folgendermaßen benennen: Parterre, 1., 2., 3. Stock und dazu ein Ziertürmchen. Parterre: der unterste Teil bis zur Mensa hinauf, also die Altarstufen und das Antipendium; das ist das Wirkungsfeld des Priesters, der hier, wie auch sonst die Diener, in den unteren Lokalitäten wohnt.

Der erste Stock, immer der vornehmste, birgt hier in unserem Altare den reich gezierten Tabernakel, die Wohnstätte Jesu, und zugleich jene Stelle, wo sich täglich die heiligste Handlung der heiligen Messe erneuert.

Der zweite Stock zeigt in der Mitte ein großes kostbares Kreuz, das allerdings bei Segenmessen oder sonstigen Aussetzungen des Allerheiligsten diesem Platz machen muß; auch hat dieser zweite Stock noch anderen Bewohnern Unterkunft gegeben, nämlich vier heiligen Personen, die hier in ihren Standbildern vertreten sind.

Endlich der oberste Stock, vom Standpunkte der Kunst wohl der schönste. Dort wohnt umgeben von zierlich geführten Bögen in einer stattlichen Nische das Gnadenbild Unserer Lieben Frau, während ihr zur Seite auf den äußersten Spitzen der Verzierungen schwebend vier große Gestalten von Seraphinen mit hochgezogenen Flügeln Ehrenwache halten.

Ganz zu oberst aber der dreieckige Giebel der Gnadenbildnische, geziert mit dem heiligen Kreuze.

Seitenaltäre.

Außer dem Hochaltar und dem später erwähnten Lourdesaltare befinden sich in der Basilika noch fünf Seitenaltäre: St. Antonius-, St. Philumena-, Kreuz-, Herz Jesu- und St. Franziskus-Altar und in der Seitenkapelle beim Presbyterium ein wunderlieblicher Marienaltar: Unsere Liebe Frau vom Heiligsten Herzen, geschmückt mit den Bildern des seligen Ludwig Maria Grignon und der seligen Margareta Alacoque.

Marmor- und Steinmaterial der Kirche.

Es lohnt sich wahrlich der Mühe, bei der Beschreibung dieser Marburger Basilika ausführlich die reichhaltige Sammlung von Steinen zu schildern, die bei dieser kunstreichen Arbeit zur Verwendung kamen. Wir hoffen dadurch dem Leser höchst Interessantes mitzuteilen, und ihm zugleich einen Begriff zu geben, aus wie vieler Herren Länder manchmal bei solch einem Kirchenbaue die Steinsorten herbeigeschafft werden müssen.

Freilich wissen wir nicht, ob man bald wieder eine Kirche antreffen wird, bei der dieses bunte Steingemisch so unglaublich reich und verschiedenartig ist, als gerade bei diesem Bau.

Daß wir aber gerade hier das Gefüge der Marmorarten so ausführlich anzuführen vermögen, verdanken wir den peinlich genauen diesbezüglichen Mitteilungen des Verfassers des schon früher erwähnten Buches.

Man höre also und staune: Der Hochaltar ist aus nicht weniger als siebzehn verschiedenen Marmorvarietäten zusammengefügt. Und aus welchen Entfernungen sind diese zierlichen Steine zusammengebracht worden! Hier ein Verzeichnis davon:

Die steinernen Stufen sind polierter Marmor aus Nabresina (Küstenland).

Die Trittfläche des Altares sind grünliche Feinklinkerplatten mit romanischem Muster vom Wienerberge (Niederösterreich).



Marburg, Die Feier der Vornahme des ersten Spatenstiches.

Das Antipendium ist vorne Karstmarmor (Krain) mit Füllungsplatten aus grünem Tiroler Serpentinstein, versehen mit mosaikartigen vergoldeten Gravierungen.

Die Seiten des Antipendiums sind aus Girolamo-Marmor (Istrien).

Die vier Säulchen unter dem Altartische sind unten und oben aus weißem Carrara-Marmor (Italien), in der Mitte aus Tiroler Rottropf-Marmor.

Die Altarplatte ist Zola Bianco-Marmor.

Die Leuchterbank gelblicher Girolamo-Marmor aus Istrien.

Die Ausfüllquadern des Unterbaues sind aus Aflenz (Steiermark); zum Teile auch Sandsteine von Maria Neustift bei Pettau (Steiermark).

Die vier Tabernakelsäulen sind aus Bronze, die Kuppel darüber aus Glas.

Die Tabernakeltüre selber ist mit Kunst-Edelsteinen verziert.

Der Oberbau des Altares besteht aus rosenfarbenem Momiano-Marmor (Istrien), aus welchem Materiale bisher noch keine derartige Arbeit angefertigt wurde.

Die Säulen neben den vier Nischen sind aus rotem Marmor aus Bosnien, ihre unteren Teile aus gelbem Unita Verona-Marmor, ihre oberen Abschlüsse aus vergoldetem Melera-Stein.

Der Nischengrund des Aussetzungsthrones ist weißer, geaderter Carrara-Marmor (Italien).

Die zwei daneben stehenden Säulen zeigen die blutrote Farbe des Brece-Marmors (Istrien).

Den Hintergrund des aus Momiano-Marmor bestehenden Gnadenthrones bildet roter Marmor aus Gran (Ungarn).

Weitere zwei angrenzende Säulen sind lichtroter Veroneser Marmor, unten aus gelbem Unita Verona, oben vergoldeter Melera-Stein.

Die Säulen der Galerie bestehen aus grünem Verde Polcevere, ihre unteren Teile aus Brocatello-Marmor.

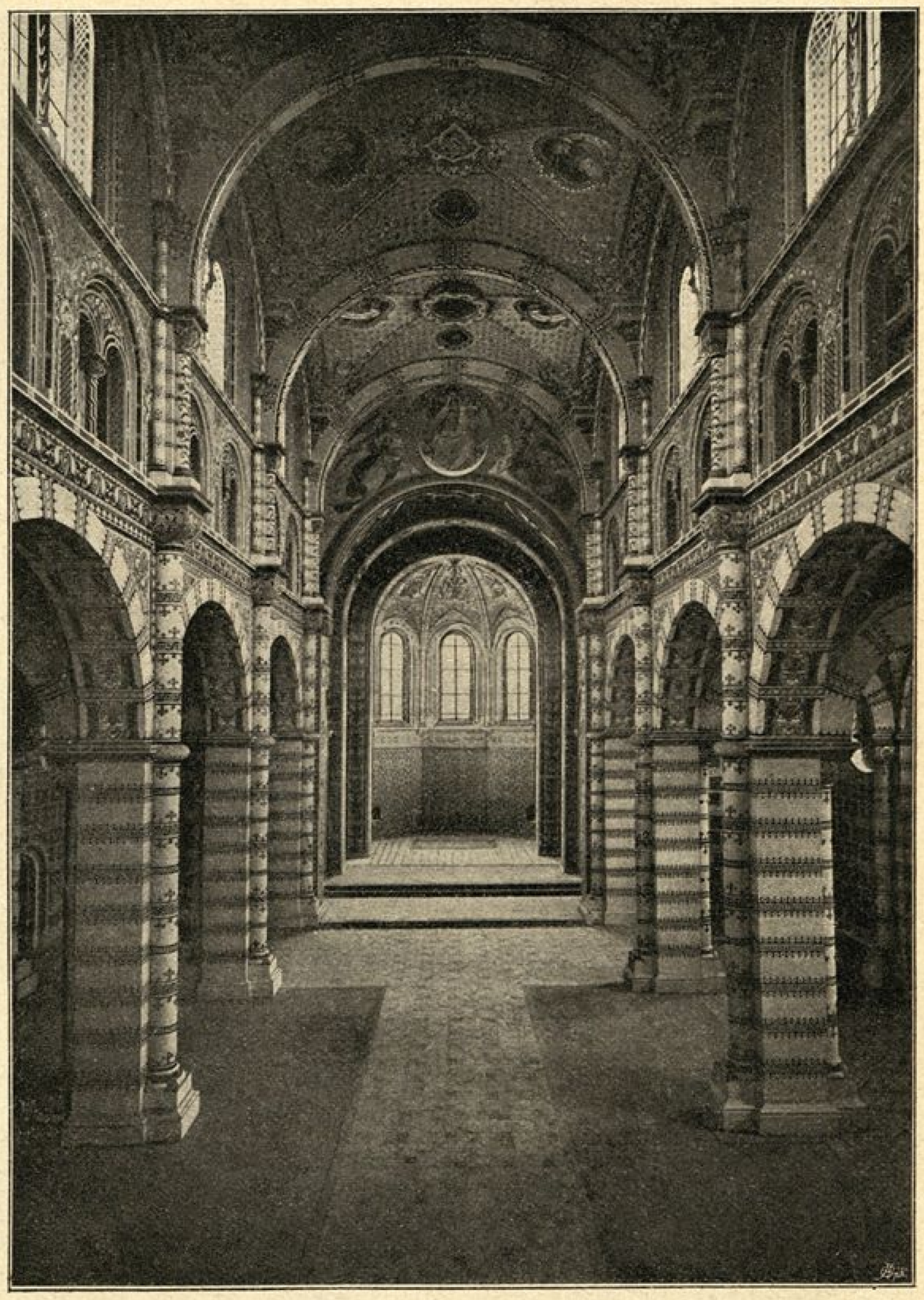
Das weiße kleine Fundament des Gnadenbildes ist weißer steirischer Marmor von der Gleinalpe, das Gesimse gelber Unito Marmor.

Alle Marmorarten sind fein poliert und schwer verzapft und verklammert, so daß ein Abtragen des Altares nur durch Zerschlagen der Steinteile möglich wäre.

Alles in allem benötigte man zu dem 8·30 m hohem Altare fünf Waggon Steine, 270 Kilogramm Blei und 30 Kilogramm Ölkitt. Die Gesamtkosten beliefen sich auf fast 33.000 Kronen.

Auch die Seitenaltäre sind ähnlich zusammengestellt. Wir erwähnen hier nur noch flüchtig die Namen der dort verwendeten Marmorsorten: Repen-Karst-Marmor, grüner Gasteiner, Veronese rosso, Hotovlje, dalmatinischer Brazza, roter ungarischer, roter Engelsberger, französischer Bildhauer-Sandstein (Savonieres), blauer Carrara-Marmor, belgischer Portovenere mit gelblichen Adern, dunkelgrüner Verde Polcevere. Wahrlich eine interessante steinerne Gesellschaft!

Aber nicht nur die feinen Arten der Ziersteine wurden nach sorgfältigster Wahl unter großen Kosten allüberall her zusammengebracht, sondern auch das gröbere Baumaterial ist von bewundernswerter Mannigfaltigkeit, so daß wir nicht umhin können, den Lesern kurz ein Materialverzeichnis dessen vorzuführen, was bei diesem Prachttempel an Bausteinen in Verwendung kam:



Marburg, Inneres der Basilika vor Aufstellung des Hochaltars.

1,000.000 Mauerziegel lieferte Marburg selber. 160.000 rotgeschlemmte Verkleidungsziegel wurden jedoch aus Wien (Wienerberg) bezogen, ebenso 16.000 Patent-Dachziegel.

21 Waggon Weißkalk aus Sagor (Krain) und Riezdorf (Sanntal).

18 Waggon hydraulischen Kalk aus Kufstein (Tirol).

95 Waggon Bausteine aus Aflenz bei Leibnitz (Steiermark).

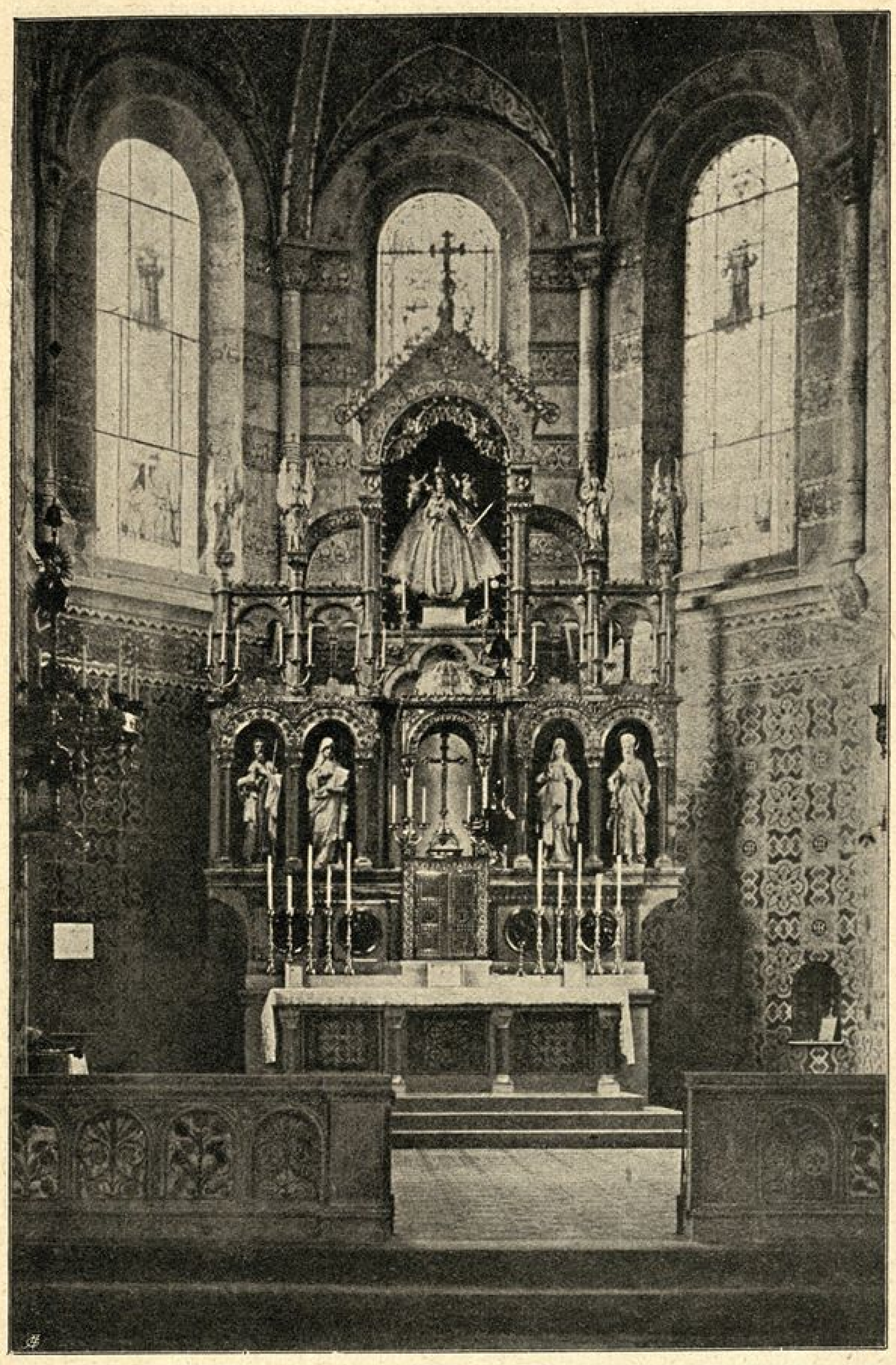
21 Waggon Brunner Stein bei Wiener-Neustadt (Niederösterreich).

9 Waggon Hundsheimer Stein (Niederösterreich).

4 Waggon Budinziner Stein (Kroatien).

6 Waggon Steine von Store bei Cilli.

10 Waggon Steine vom Karst.
2 Waggon Steine aus Maria-Neustift bei Pettau.
6 Waggon Steine aus Lindabrunn (Niederösterreich).



Marburg, Hochaltar mit Gnadenbild.

Was sollen wir diesem überraschendem Berichte schließlich anfügen? Vielleicht schildern schlichte Verse am besten die Gefühle unserer Brust:

Der Heiland sprach: „Die Steine werden rufen!"
Dies große Wort — in Marburg ist es wahr,
Vom Turmeskreuz bis zu den letzten Stufen
Wird dort der Steine Predigt offenbar:

Sie rufen: „Menschen, wollt gleich uns, den Steinen,
Zu Ehren dieser lieben Friedensfrau,
In Bruderliebe eure Herzen einen,
Dann seid ihr Christen — seid ein Gotteshau!"

Das Gnadenbild.

Das Marburger Gnadenbild, eine aus Lindenholz geschnitzte Statue der allerseligsten Jungfrau Maria mit dem Jesukindlein auf dem rechten Arme, ist eine Reliefstatue in beiläufig natürlicher Größe. Die eigentliche Statue, nämlich ohne zierenden Putz der Stoff-Prunkgewande, ist wohl selten zu sehen. —

Für gewöhnlich zeigt sich uns das Gnadenbild in krinolinartigem Gewande sehr hoch und eng gegürtelt mit verhältnismäßig kleiner Büste: man hat die allerseligste Jungfrau eben nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts bekleidet.

Das göttliche Kindlein, entsprechend den Gewanden seiner Mutter mit zierlichen Umhüllungen angetan, zeigt viel Leben und Bewegung in seiner Haltung. Das rechte Füßchen wie spielend etwas erhoben, die beiden Hände geöffnet, so etwa, als ob es einen Ball erhaschen wollte; der Kopf ganz sichtlich eben diesem zu erwartenden Ball mit großer Aufmerksamkeit zugewendet. Das Krönlein des Heilands sitzt ein wenig schief und ist zuviel in die Stirne gedrückt.

Die Mutter Jesu hat ein etwas schmales, sonst recht regelmäßiges Antlitz, bei dem wir nur etwa mit den zu tief ins Holz hineingeschnitzten Augen nicht ganz einverstanden sein könnten. Sonst spielt ein heiterer, zufriedener Zug um das Gesicht. Die Locken hat man in der Mitte des Hauptes gescheitelt und ließ sie zu beiden Seiten einen Teil der Stirne bedeckend vorhangartig herniederwallen. Über den Haaren liegt ein großer Schleier, der nach rückwärts hin sich verbreitet und dann nach unten reichend die ganze Gestalt mit fächerartigem Hintergrunde umkleidet.

Die gesamte Haltung sowohl des Kopfes als der beiden Arme zeigt eine gesteifte Paradehaltung, so etwa, wie sie ein nervöses Kind bei der zu langen Vorbereitung zu einer photographischen Aufnahme zu bekommen pflegt. Ganz auffallend sind die gewaltsam in die Luft gestreckten Finger der rechten Hand. Übrigens sind beide Arme mit recht zierlichen Gelenkskrausen geschmückt.

Die Krone, die man der Statue Mariens auf das Haupt gelegt hat, scheint eben bloß „hinaufgelegt" zu sein; von einem Passen ist wenig zu bemerken. Sie scheint zu weit nach rechts verschoben, da sie nur auf die senkrechte Mittellinie der gesamten Statue Rücksicht nimmt, nicht aber auf die Haltung des Kopfes.

Zu beiden Seiten der Krone wiegen sich in den Lüften zwei Engelein (in Barockstil), offenbar nicht von demselben Schnitzer gefertigt.

Eine recht ausgiebige, fast zum Kreise zusammengeschlossene Mondsichel ruht zu Füßen des Bildes.

Wer interessante Studien über die Wandlungen machen will, die ein Bild durch das Abmalen (Kopieren) erleidet, der betrachte einmal eingehend im Buche Dr. Napotniks die acht verschiedenen Darstellungen des Marburger Gnadenbildes, wie sie sich in vielerlei ölgegemalten Nachahmungen darstellen. Wie abweichend von-

einander erscheinen da die Haltung der Köpfe, der Gesichtsausdruck, die Richtung des Blickes, die Frisur und so weiter. Gerade bei solchen Betrachtungen erkennen wir erst recht die großen Vorteile, die uns die Photographie bietet: Sie gibt uns die Bilder haarscharf genau in der Ausstattung, in der sie sich wirklich befinden.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Wie das Bild nach Marburg kam.

Die fromme Gräfin Johanna Felicitas Khünburg kam am 23. Mai des Jahres 1746 auf ihrer Heimreise von der Wallfahrt zum Gnadenorte des hl. Franz Xaver bei Oberburg in den Ort Gonobiz in Südsteiermark. Dortselbst begab sie sich in die Pfarrkirche, um einer heiligen Messe beizuwohnen.

Als sie von der heiligen Messe fortgehend in die Sakristei trat, fiel ihr Blick auf ein großes Marienbild, das ihr recht gut gefiel, und das sie gern in ihren Besitz gebracht hätte. Das Bild schien ihr sehr lieblich und anziehend zu sein. Und so trug sie denn alsbald dem Pfarrer der dortigen Kirche ihren Herzenswunsch vor: Er möge ihr die Statue gütigst überlassen. „Weilen selbe alt, schlecht gekleidet, in keiner Hochachtung ware; sintemalen schon eine andere neue anstatt selber verfertigt, hat ihr Ansuchen gar bald Statt und Platz gefunden."

Hier sei erwähnt, daß diese Statue gleichsam als überflüssig in die Sakristei gestellt worden war, denn man hatte für jenen Seitenaltar der Gonobizer Kirche, wo sie früher ihren Platz hatte, ein neues Bild angeschafft.

Man erzählt sich, daß schon an diesem Tage ein kleines Ereignis vorfiel, wodurch angedeutet wurde, daß von diesem marianischen Bildnisse einst häufige Gnaden fließen würden. Als sich nämlich die gottinnige Gräfin zur ersten Verehrung ihres neuen Bildes auf die Knie niedergelassen und ihr Gebetbuch von ungefähr aufgeschlagen hatte, stand vor ihren Augen das „Gebet zu einem gnadenreichen Bildnisse".

Nachdem die gute Frau für die Statue der Gonobizer Kirche ein entsprechendes Ablösungsopfer gewidmet hatte, brachte sie das Bild, das nun unwiderruflich ihr Eigentum war, nach Graz, damit es allda restauriert und frisch staffiert würde. Schon damals in Graz, so berichten uns alte Chronisten, fingen mehrere Leute aus innerlichem Antriebe an, das Bild zu verehren.

Hier in Graz trug sich auch die erste beglaubigte Gebetserhörung zu. Denn anläßlich der Neuherstellung dieses Gnadenbildes nahm die schwerkranke Frau des Malers Wigelsföls, der eben mit der Staffierung des Bildes betraut worden war, ihre Zuflucht zur Mutter der Barmherzigkeit und wurde von der Gliedersucht, die sie früher Tag und Nacht mit großen Schmerzen geplagt hatte, augenblicklich befreit. Diese Genesung wurde vom Maler und seiner Frau durch ein schriftliches Dokument bezeugt.

Nachdem die Statue entsprechend restauriert war, kam sie in die gräfliche Kapelle des Schlosses zu Freibüchl. Da eilten denn alsbald Leute aus der Umgebung herbei, so daß manchmal der ganze Tag mit Singen und Beten zugebracht wurde; und schon damals wurden silberne und wächserne Opfergaben als Dankgeschenke für erhaltene Gnaden auf den Marienaltar gelegt.

Ergriffen und gerührt von diesen augenscheinlichen Gunstbezeugungen des Himmels, entschloß sich die Gräfin, dieses kostbare Bild nicht in ihrer Privatkapelle zu belassen, sondern es an eine öffentliche Kirche abzutreten, wo es der allgemeinen Verehrung mehr zugänglich wäre. Sie erwählte sich dazu die altehrwürdige Marienkirche der Minoriten zu Marburg, wo die Söhne des heiligen Franziskus schon seit dem Jahre 1284 ein vielbesuchtes Heiligtum besaßen. Gerne wurde die hochherzige Spende der Gräfin angenommen und mit Freude das Marienbild in die Minoritenkirche übertragen. (25. Jänner 1747.)

Weitere Ereignisse.

Gar bald kam die Statue in den Ruf eines Gnadenbildes, so daß in der Marienkirche nun viel gesungen und gebetet wurde. Schon in den ersten fünf Jahren stieg die Zahl der herbeigebrachten Opfertafeln auf 500; viele eigenhändig geschriebene Urkunden bekräftigten die vorgefallenen Gebetserhörungen; kostbare Kleider, Ringe, Perlen,



Marburg, Gnadenbild.

Ornamente, sowie auch Krücken, Stelzen, zerbrochene Werkzeuge 2c. verkündeten laut den Ruf der erhabenen Wundertäterin Maria. Von allen Seiten, ja auch aus Österreich und Slawonien und der türkischen Grenze her kamen die Wallfahrer.

Einen ganz sonderbaren Ehrentitel bekam das werte Gnadenbild zu Marburg, wie ihn sonst kein anderes Bild erhalten hat. Anfänglich nämlich hieß die Statue im Volke „die Schöne", späterhin jedoch wurde sie wegen der



Marburg, Gnadenbild.

mannigfachen, raschen Erhörungen mit dem Titel „Die Geschwinde" ausgezeichnet, was nichts anderes sagen will, als daß Maria geschwind sei in der Erhörung der Gebete und Herzensanliegen.

Auch das wurde dem Gnadenbilde schon frühzeitig nachgesagt, daß das Angesicht dieser Statue niemals Staub oder Schmutz annehme, und deshalb niemals gereinigt zu werden nötig hatte, während Altäre und Prunkkleider oft genug einer solchen Erneuerung und Reinigung bedürftig schienen. Ähnliches versichert etwas später, und zwar zu Beginn des 19. Jahrhunderts, der Provisor der windischen Vorstadtpfarre, daß nämlich das Antlitz der Gottesmutter keine Renovation angenommen habe.

Wohl nahm der erste Eifer der Verehrung im Laufe der Zeit etwas ab, wie dies in den allermeisten ähnlichen Fällen stets der Fall ist, aber man kann sagen, daß Marburg immer den Besitz dieser Gnadenstatue zu schätzen wußte. Erst im Jahre 1898 hat der Gemeinderat eine bei der Kirche vorbeiziehende neue Straße mit dem Ehrennamen Mariengasse benennen lassen.

Der Bau der neuen Kirche.

Wie schon erwähnt, hatten die Minoriten seit 1284 knapp an dem linken Ufer der Drau ein Kloster. In diese Klosterkirche kam also im Jahre 1747 das Bild Mariens.

Doch blieb es nur 37 Jahre dort; dann mußte es infolge kaiserlicher Entschließung wandern. Denn im Jahre 1784 wurde das besagte Minoritenkloster kassiert und von nun an als Militärkaserne, die Kirche selbst aber als Montursmagazin verwendet, den Minoritenpatres aber wurde eine andere Heimstätte angewiesen, nämlich der Platz, wo heute die Franziskaner wohnen, und die neue Basilika steht.

Dort war aber ehemals ein Kapuzinerkloster. Dieses Kapuzinerkloster wurde in demselben genannten Jahre 1784 durch Kaiser Josef II. aufgehoben und die Kapuziner fortgejagt, und dafür die Minoriten hineinbefohlen. Die Minoriten brachten natürlich aus ihrer früheren Kirche das Gnadenbild mit, und so stand es seit 1784 in der sogenannten „windischen Pfarrkirche" der Grazer Vorstadt. Die erzwungene Übersiedlung scheint jedoch die vielleicht erwünschte Vergessenheit des Gnadenbildes nicht bewirkt zu haben: Die Muttergottes schlug sich an neuer Stelle den Ort neuer Gnaden auf. Das Bild war auch hier nach wie vor ein Gnadenbild.

1833 bis 1849 versahen die P. P. Redemptoristen die Gnadenkirche; während dieser 16 Jahre wurde das schon ziemlich baufällige Kloster neu hergestellt.

1849 bis 1864 wurde die Pfarrkirche von Weltgeistlichen versorgt.

1864 zogen endlich P. P. Franziskaner der vereinten steirisch-tirolischen Ordensprovinz ein.

Schon im Jahre 1847, also noch zur Zeit der P. P. Redemptoristen ward die Neuerbauung einer Kirche für die windische Pfarre bewilligt worden. Aber der Ausführung stellten sich allerlei Schwierigkeiten entgegen. Anstatt der gewünschten Neuherstellung einer Kirche mußte man sich mit einer umfassenden Renovierung der alten Kirche begnügen; diese fand in den Jahren 1860 bis 1862 statt.

Wieder vergingen dreißig Jahre, da wurde der Wunsch nach einer neuen Kirche abermals lebendig, denn die bestehende alte Kirche wurde immer baufälliger und war auch schon längst für die anwachsende Pfarre zu klein geworden.

1890 wurde der Neubau angeregt, es fanden sich energische Leute, die die ganze Angelegenheit mit Wärme betrieben, alle Vorarbeiten wurden verhältnismäßig rasch erledigt und so konnte schon zwei Jahre hernach, am 26. Juli 1892 der erste Spatenstich zum großen Werke gemacht werden.

1893 wurde der Grundstein gelegt, 1895 war die Weihe der beiden Turmkreuze, endlich im Jahre 1900 am 11. August ward die neue Kirche feierlich konsekriert. Im Jahre 1906 erhielt die Kirche Namen und Rang einer Basilika.

Der Lourdes-Altar.

Noch in den Zeiten der alten Pfarrkirche hatte Marburg einen neuen Anziehungspunkt für alle frommen Seelen und insbesondere für alle Marienverehrer erhalten: Es wurde nämlich nach dem Muster der Statue in der Nische zu Lourdes ein Bild der „weißen Pyrenäen-Madonna" angefertigt, und am 5. Oktober 1884 von seinem provisorischen Orte im Institute der Schulschwestern in die Pfarrkirche übertragen.

Dieser Feierlichkeit, an die sich eine Festnovene schloß, folgte im nächsten Jahre eine weitere: Die Krönung U. L. Frau von Lourdes zu Marburg. Beide Festlichkeiten 1884 und 1885 sollen geradezu großartig gewesen sein. Wir finden darüber nebst anderem folgenden Bericht: „Da hat Marburg wiedereinmal so recht gezeigt, welchen Glauben seine Mauern bergen und wie groß die Gottesliebe, besonders die des slowenischen Volkes ist. Ja, die Verehrung, die Marburg bei der Aufstellung der Lourdes-Statue und jetzt wieder bei der feierlichen Krönung U. L. Frau v. Lourdes bewiesen hat, steht einzig da in ganz Steiermark."



Marburg, Einführung der neuen Glocken in die neue Pfarrkirche.

Nachdem nun die neue Prachtkirche vollendet war, gedachte man auch U. L. Frau von Lourdes ein besonders schönes würdiges Plätzchen herzurichten. Man erbaute den neuen Lourdes-Altar. Was sollen wir davon sagen: Auch hier wie in der ganzen Kirche wurden von allen Gauen Österreichs die trefflichsten Marmorsorten gewählt und zum wunderbar schönen Gesamtbilde zusammengefügt: Grastaler Marmor aus Oberkärnten, grüner Vert-Vert aus Frankreich (gleichsam heimatliche Steine U. L. Frau von Lourdes) ebenso roter Rouge incarnat aus Frankreich, obersteirischer weißer Marmelstein, roter Hotovlje-Marmor, Arkostein, karrarischer Marmor und dazu die edelsten aller Metalle, — alles dies vereinigte sich als ewig schweigende, harte und dennoch so laut sprechende, rührende Huldigung, um die Stätte U. L. Frau aufs beste zu zieren. Dieser sehenswerte, herrlich gelungene Lourdes-Altar erhielt die kirchliche Weihe am Kirchweihsonntage, das ist am 18. Oktober 1908, also im fünfzigsten Jahre der Erscheinung U. L. Frau zu Lourdes. Er trägt daher auch den Titel Lourdes-Muttergottes-Jubiläumsaltar.

Wer vermöchte die Andächtigen zu zählen, die dort an den schönen Marmorstufen schon gekniet, wer vermöchte zu zählen die hunderttausende inniger Gebetsseufzer, die von dort aus zum Herzen Mariä empordrangen und sich in die heißen Worte kleideten:

„Unsere Liebe Frau von Lourdes,
bitte für uns!"

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1947 200jähriges Jubiläum der Aufstellung der Gnadenstatue.

1950 50jähriges Jubiläum der Vollendung der Kirche.

Ständige Priester: 10 P. P. Franziskaner aus der Krainer Provinz (Heiligenkreuz).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Über 3000 (dreitausend.)

Kommunikanten jährlich: 30.000 bis 40.000 (dazu noch etwa 100.000 Einheimische).

Besucher jährlich: 150.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich: 2 bis 7.

Hauptfest: 25. Jänner (Patrocinium), Jahrestag der Übertragung des Gnadenbildes (an diesem Tage jährlich drei deutsche und drei slowenische Predigten).

Seelenzahl der Pfarre: 12.000.

Devotionalienhändler: Keine besonderen bei der Kirche, doch mehrere in der Stadt.

Gasthäuser: Zahlreiche in der Stadt.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer: Zwei Drittel Slowenen, ein Drittel Deutsche.

Zufahrten.

Marburg liegt an an der Südbahnstrecke Wien—Triest so ziemlich in der Mitte (290 Bahnkilometer von Wien, 299 Kilometer von Triest entfernt.

Wien—Marburg. Schnellzug 5½ St. K 15.—, Personenzug 10 St. K 11.50.

Graz—Marburg. Schnellzug 1 St. K 3.50, Personenzug 1¾ St. K 2.70.

Klagenfurt—Marburg. Schnellzug 2½ St. K 6.50, Personenzug 3½ St. K 5.—.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Marburg—Maria-Trost bei Graz. Marburg—Straßgang. Marburg—Straßengel. Alle drei ungefähr wie Marburg—Graz.

Marburg—Heilige Dreifaltigkeit in W. B. 4 bis 4½ St. zu Fuß östlich.

Marburg—Maria-Neustift bei Pettau. Eisenbahn Marburg—Sterntal (ohne Umsteigen in Pragerhof) ¾ St. K 1.20. Von dort eine gute Stunde südwärts zu Fuß.

Marburg—Maria-Rast. ½ St. K —.60.

Marburg—Maria in der Wüste. Fahrt bis Sankt Lorenzen ¾ St. K 1.20.



Marburg, die alte Minoritenkirche, ehemals Gnadenkirche, jetzt Montursmagazin.
Ein Stimmungsbild für die Tätigkeit des josefinischen Geistes!

Literatur.

Napotnik, Die Basilika. Marburg, 1909, Selbstverlag, reich illust. Groß-8°, 538 S. 2. Aufl.

Orožen, Bistum und Diözese Lavant.

Gnadengeschichte, Steyer 1753, 8°.

Austria-Kal. 1847, 104.

Echo der Annalen U. L. Fr. v. L. 1885.

St. Norbertusbl. 1896, 25.

Schemat. prov. Carniol. S. Franc.

Kurze Erwägung.

Welch ein lieblicher Ehrentitel: „Die Geschwinde!" Wie notwendig ist solch eine geschwinde Barmherzigkeit für uns Erdbewohner: Denn geschwind verfließt unser Leben, geschwind vergeht oft die kurze Freude, geschwind kommt Unglück und Leid, und geschwind naht der Tod, geschwind hat das Leben auf dieser Erde ein Ende erreicht, geschwind werden wir vor Gottes Richterstuhle stehen. Darum Heil uns, daß wir eine geschwinde Helferin haben! Sie hilft uns jetzt, sie hilft uns in der Stunde unseres Absterbens. Aber sie verlangt als Gegenleistung von uns, daß auch wir nicht lange zögern und zaudern, sondern geschwind und hurtig sie lieben, ihr Verehrung und Huldigung erweisen. Darum auf, meine Seele, geschwind, geschwind! Heute lieber als morgen! Wir sagen nicht: Wende Dich zu Maria, gehe zu Maria, sondern wir sagen: Eile zu Maria, laufe zu ihr, damit auch sie sich beeile, Dir zu helfen!

Gebet.

O Du liebevolle Mutter, deren Herz die Liebe, deren Hände die Güte, deren Augen die Milde, deren Gewand die Barmherzigkeit, o Mutter schmücke Dich doch mit Deiner besten und wertvollsten Krone, in der Du unseren Herzen am nächsten stehest: und diese Krone nennt sich: Geschwindigkeit. Erwäge, o Mutter, daß doppelt gibt, wer rasch gibt, und daß auch Deine Gnaden doppelt gelten, wenn sie eilig gespendet werden. Mutter, siehe, wir brauchen Dich rasch, wir brauchen Dich schnelle, wir brauchen Dich bald. Zögere nicht allzusehr, und suche heim Deine Kinder, die nach Dir, der Mutter, sehnsüchtig ausschauen, nach Dir verlangen, zu Dir rufen, auf Deine Hilfe warten. Komm', Mutter, komm' zu Deinen Kindern, mache sie glücklich und selig durch Deine Gnade, durch Deine Liebe! Amen.



Phot. A. Pichler, Graz. Maria-Trost bei Graz.

Die große Stadt! — Dort weinen viele still,
Verzweifelnd, weil sie niemand trösten will.
Ihr Armen! Sagt, habt ihr noch nie geseh'n
„Maria-Trost" in eurer Nähe steh'n?

Die Hoffnung sinkt, der müde Glaube wankt,
Die Seele traurig und zum Tod erkrankt.
O sagt: Trugt ihr noch nie den bittern Schmerz
Nach „Maria Trost", zum treuen Mutterherz?

Wozu die Kirche und der Türme Paar,
Wozu das Gnadenbild am Hochaltar?
Wißt ihr es nicht? O so vernehmt es heut:
„Maria Trost" es steht für e u ch bereit!

Habt lang genug geplaget euer Herz,
Trugt lang genug den überbittern Schmerz!
Gebt her die La st und legt sie nieder hier,
„Maria-Trost" gibt euch das G l ü ck dafür.

Maria-Trost bei Graz.

Steiermark. 33.000 bis 38.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage des Wallfahrtsortes.

Graz! — Wer braucht da wohl erst nähere Auskunft über die Lage dieser Hauptstadt des schönen Steirerlandes?

Ist man aber einmal in Graz, dann ist's nach Maria-Trost nimmer weit. Man besteigt die S t r a ß e n b a h n, die uns in einer schwachen halben Stunde bis zum Hilmteich bringt (man bezahlt dafür 22 Heller), steigt dort aus, wartet auf den nächsten elektrischen Wagen nach Maria-Trost (es fährt alle zehn Minuten einer in der Sommerszeit), steigt wieder ein, zahlt abermals 26 Heller (etwas viel!) und ist nach zirka 20 Minuten am Ziele. Die Gesamtfahrzeit vom Südbahnhofe Graz bis Maria-Trost beträgt also zirka 50 Minuten. Fußgeher müssen für denselben Weg wohl etwa zwei Stunden aufwenden; besonders schnellfüßige Personen legen die Strecke vielleicht in anderthalb Stunden zurück.

Während der letzten Minuten der Fahrt sehen wir bereits von Ferne die Kirche, die uns mit ihren zwei roten Blechtürmen, freundlich einladend zuzuwinken scheint.

Von der Endstation der Elektrischen, die sich unmittelbar unter dem Kirchbühel befindet, ist noch der Anstieg zur Höhe notwendig. Diesen kann man entweder auf der weit gewundenen, bequemen Straße machen, oder auch kürzer über die schöne, nicht gedeckte W a l l f a h r t s s t i e g e mit ihren 202 Stufen. Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß sowohl Straße als Stiege durch verschiedene Statuen und Figuren entsprechend geziert erscheinen.

Gnadenkirche und Gnadenbild.

Das eine ist und bleibt unbestritten: schön ist die Maria-Trost-Kirche, wunderschön! Und zwar ist sie deshalb so schön, weil sie trotz ihrer Größe und Ausdehnung (sie bietet Platz für 5000 Personen) dennoch einem Hauptgrundsatze der Schönheitslehre vollkommen Rechnung trägt, einem Grundsatze, der da heißt: „Schön ist alles das, was Einheit in der Vielheit zeigt."

Und diese E i n h e i t i n d e r V i e l h e i t zeigt die Grazer Kirche sowohl in ihrer Bauart, als auch in ihrer inneren Einrichtung; der B a r o c k s t i l ist hier nämlich in seiner ganzen Prachtentfaltung zu schauen; diese Einheit in der Vielheit zeigt aber diese Kirche auch (und dies fällt bei großen, gut belichteten Kirchen überaus in die Wagschale) in der m a l e r i s c h e n A u s s t a t t u n g der Kirchenwände und der Decke.

Von vorne bis rückwärts reichlichst mit Gemälden verziert, zeigt die Kirche in allen diesen zahllosen Dekorationen die Einheit des Gedankens, die Einheit der künstlerischen Darstellung. Wohl wäre es unserem Geschmacke mehr zusagend, wenn bei allen diesen Gemälden eine etwas größere Farbensattheit vorhanden wäre, da es uns scheinen will, daß die Wahl der Farben hier allzu vorsichtig stattfand, so daß das Gesamtergebnis des Eindruckes das ist, als seien diese Gemälde zu matt — aber dennoch wird dieser Nachteil durch die eben schon erwähnte Einheitlichkeit des Ganzen wieder zum großen Teile gutgemacht.

Was den Inhalt dieser Gemälde betrifft, so sind sie alle miteinander echte Kinder ihrer Zeit; man liebte damals in der Blütezeit der Barocke und des Rokokostiles jene halb sinnbildlichen, halb geheimnisvollen Darstellungen von Unmassen von schwebenden Engeln, Heiligen, Wolken 2c., kurz man versuchte sich mit der Darstellung von übernatürlichen Vorgängen, und so geschieht es denn, daß wir armselige irdische Beschauer zum Schluß wirklich nicht wissen, was denn

diese wunderschönen, figurenreichen Gemälde da droben zu sagen hätten. So geht es uns in der Kirche zu Maria-Trost bei Graz eben auch: Wir schauen empor, einen ganzen Himmel von Heiligen enthüllt uns das reichbemalte Gewölbe, aber alle diese kunstreichen Figuren bleiben uns ein Rätsel, ein mit Siegeln verschlossenes Buch, das wir nicht verstehen. Und wenn man uns erst von verständiger Seite des Langen und Breiten aufklären und uns die mystische Bedeutung all dieser Figuren auslegen soll, dann — danken wir für diese Bilder: denn das Bild ist für das Auge, nicht aber für das Gehör, und die Hallen des Gotteshauses eignen sich wenig zu langatmigen Bilderklärungen. Da loben wir jene Kirchenausmalungen, die sich auf leicht zugänglichen Gebieten halten, und die uns Szenen aus der biblischen Geschichte in lichten Farben vor Aug' und Geist zu bringen wissen.

Hochaltar und Gnadenbild.

Hochaltar und Gnadenbild bedarf einer besonderen rühmenden Erwähnung. Der Erbauer des Altares hat es meisterhaft verstanden, die bekannten Formen eines Rokokoaltares dem mächtigen Hintergrunde dieser Kirche würdig anzupassen. Zu diesem Zwecke erscheinen die geschraubten Säulen, die sonst enger aneinander zu stehen pflegen, gleichsam auseinandergezogen, so daß der Altar dadurch den Eindruck einer für diese Kirche überaus passenden gewaltigen Breite gewinnt. Ebenso ist der herrliche, große Altaraufsatz von vornehmer Schönheit.

Durch die schon erwähnte außerordentliche Breite wird für das etwa lebensgroße, aus Holz geschnitzte Gnadenbild ein entsprechender Raum gefunden, so daß die starken, goldenen Glorienstrahlen, die von dem Bilde ausgehen, zur vollsten wirkungsreichen Geltung kommen. Wir erinnern uns nicht, in irgend einer andern Kirche einen so grandiosen Strahlenkranz gesehen zu haben, wie in Maria-Trost. Wohl gibt es deren nicht wenige, die unserem hiesigen Strahlenkranze an Größe kaum nachstehen, aber der hierortige hat eben als Hintergrund den breiten, leeren Raum, von dem er sich in vollendeter Schönheit abhebt.

Das Gnadenbild selber auf großer goldener Wolke schwebend, überragt von einem muschelförmigen Baldachine ist von hervorragender Lieblichkeit. Die Himmelskönigin, die ihr Kindlein auf dem linken Arme trägt, ist mit silbernem Unterkleid geziert, über das ein goldener Prunkmantel herniederwallt. Schon dieses funkelnde Goldkleid sowie die nicht unbeträchtliche Größe des Bildes geben dieser Maria-Troster Statue ihren verdienten Ehrenplatz in den ersten Reihen effektvoller Gnadenbilder Österreichs. Auch vom Standpunkte der Schnitzerei kann sich diese Arbeit immerhin sehen lassen. Wenn wir auch mit der in der Barockzeit beliebten bogenförmigen nach vorne gespreizten Körperhaltung nicht einverstanden sein können, so werden wir den edlen Formen des Angesichtes U. L. Frau unsere Anerkennung nicht versagen. Allerdings erscheint (wir führen dies nur an, um der Wahrheit Zeugnis zu geben) das rechte Auge und die es überschattende Braue ein klein wenig zu weit nach oben gezogen. Das Haupthaar, das in zwei breite Wülste gelegt das Antlitz beiderseits umrahmt, verliert sich am Nacken nach rückwärts hinter dem Schleier.

Das liebe Jesulein, das eine Frucht in der Hand trägt, ist ein recht kleines, herziges Figürlein in der Größe eines neugebornen Kindes, dem man allerdings gereiftere Weisheit in das Antlitz gelegt. Leider sind die beiden Zierkronen, die man späterhin den Häuptern aufgesetzt, betreffs ihrer Kopfreifen viel zu klein. — Barock-Engelein, die keck auf den Wolkenbarren sitzen, schwingen der Gottesbraut verehrend Kerzen tragende Herzen entgegen.

Außer dem Hochaltare verdienen ohne Zweifel auch die prächtigen Seitenaltäre unsere Aufmerksamkeit. Hervorheben möchten wir hier insbesondere den Altar Mariä Geburt, der, in einer Seitenkapelle postiert, ein beachtenswertes Altarblatt aus der Schule Luca Giordanos zeigt, ferner den Altar von St. Joachim und Anna mit einem Gemälde von Tiepolo.

Durchschreiten wir endlich abschiednehmend nochmals die weiten Hallen der Kirche, so wird uns sicher die herrliche reichverzierte Kanzel auffallen,



Maria-Trost, mit dem Stiegenaufgang. Phot. Ledermann, Wien.

deren kunstvolle Skulpturen einige Krankenheilungen darstellen, die durch die Anrufung des Namens Mariä bewirkt wurden, — ebenso knapp beim Eingange eine geschmackvolle Lourdesgrotte auffallen, die in tiefer Nische, ja eigentlich am Ende eines Ganges errichtet ist. Diese Lourdesgrotte wird, wie man uns mitteilte und wie wir uns selber überzeugen konnten, von den Besuchern der Kirche gerne und mit Andacht aufgesucht.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die verschiedenen Namen.

Eine Besonderheit hat jene Anhöhe bei Graz vor vielen anderen Orten voraus, so daß sich in dieser Beziehung nicht bald ein anderer Wallfahrtsort mit Maria-Trost wird messen können, nämlich die vielen wechselnden Namen, die diese Stätte im Laufe der Zeiten erhielt. Es sind folgende:

1. Die heilige Kreuzkirche. So hieß sie vor etwa 600 bis 700 Jahren, weil nämlich dort eine Kirche stand, in der ein ziemlich bedeutendes Stück vom Kreuze Jesu Christi verehrt wurde, das die Kreuzfahrer aus dem Heiligen Lande mitgebracht hatten.

2. Der Landestrost. So hieß der Ort deshalb, weil sich daselbst eine große Herberge für arme Reisende und kranke Pilger befand. Mit diesem Namen Landestrost wurde der Ort nicht bloß vom Volke, sondern auch in öffentlichen Urkunden genannt.

3. Der Purberg. Dieser Name entstand nach dem Jahre 1480, da die Türken die Kirche niederbrannten und sie total zusammenrissen und zerstörten, so daß der „pure Berg" übrig blieb.

4. Der Joachimsberg. Diesen Namen erhielt die Anhöhe, weil am Fuße des Berges zu wiederholten Malen der hl. Joachim erschienen sein soll. Späterhin wurde diesem Heiligen auch ein eigener Seitenaltar in der Kirche gewidmet.

5. Der heilige Berg. So hieß der Ort im allgemeinen wegen der Wundertaten und auffallenden Ereignisse, die sich dort zutrugen.

6. Maria-Trost. Dies war der letzte und jüngste Name, der damals aufkam, als die heutige Kirche gebaut wurde, und der wahrscheinlich bleiben wird, solange die Kirche am Berge steht.

Ursprung des Gnadenbildes.

Im Jahre 1676 hatte sich Baron Hans von Willfersdorf auf jener Anhöhe ein Schlößlein erbaut. Da geschah es, daß er zu seinem geistlichen Bruder P. Dezelinus, dem Zisterzienser, zu Besuch kam und in seiner Zelle eine große Marienstatue antraf, die ihm so wohl gefiel, daß er nicht nachließ, bis sie ihm von Stiftsabte zum Geschenke gemacht wurde. Freudig nahm er sie in sein Schlößlein mit und ahnte nicht, daß er unbewußt zum Werkzeuge einer lieblichen Gnadenvermittlung gebraucht worden war. Es gefiel dem Herrn, gar bald seine Absichten, die er mit dieser Statue hatte, kundzutun.

Die Tochter des Barons lag damals schwer krank darnieder. Sie vernahm von der neuen Statue, die ins Haus gekommen, faßte schnell ein Vertrauen zu Maria, und versprach für die neue Statue ein schönes Kleid anzufertigen, wenn sie die Gesundheit wieder bekäme. Der



Maria-Trost, Inneres der Kirche.

Augenblick des Gelöbnisses ward zum Augenblicke der völligen Gesundung. Der stille Gnadenlauf des gottbegnadeten Bildes hatte begonnen.

Die erste Kapelle.

Schnell baute der hocherfreute Baron für das neue Gnadenbild eine Kapelle, und rasch verbreitete sich in der Umgebung das Gerücht davon, so daß viele Leute zusammenströmten, um hier zu beten. In diesem Jahre spielt auch die herrliche Pestgeschichte, die wir später erzählen werden.

Aber in ebendemselben Jahre, da die Pest wütete, wurden auch einige Frevler gestraft. Es fuhr nämlich eine heitere Gesellschaft nahe am Berglein vorüber und machte sich lustig über das „Schneiderschlößlein" und die neue Kapelle. Da trat ihnen ein alter, unbekannter Mann entgegen, rügte mit strenger Gebärde den groben Unfug, und fügte in prophetischem Tone bei: „Wisset, daß dieser Ort einst ein großer Gnadenort Mariens sein wird; und wisset auch, daß euch selbst großes Unglück bevorsteht."

Rasch sprang der Kutscher vom Bocke, wahrscheinlich um den verwegenen Alten zu züchtigen; aber der war nicht mehr da. Er war verschwunden. Man glaubte dann allgemein,

es sei der hl. Joachim gewesen. Eine halbe Stunde darauf wurden die Pferde jenes Gefährtes scheu, und alle Personen, bis auf ein einziges Mädchen, erlitten den Tod.

Der Traum des Protestanten.

Eine ganz eigenartige Geschichte trug sich um jene Zeit auf dem Schlosse Purberg zu, die wir, obwohl sie schon veraltet ist, ausnahmsweise erzählen wollen. Zu den damaligen Schloßbewohnern gehörte auch ein im Protestantismus aufgewachsener Mensch. Dieser hatte einst einen sehr lebhaften Traum, daß er nämlich wegen seiner begangenen Sünden in ein ganz mit Nägeln und Stacheln gespicktes Faß hineingesteckt und in diesem sehr schmerzlichen Fahrzeuge eilends weitergerollt wurde — wie er sicher wußte: der Hölle entgegen. Da schrie er zur Muttergottes auf (die er in seinem Leben wohl öfters gelästert), sie möge ihn befreien, so wolle er die katholische Religion annehmen.

Als er des Morgens erwachte, fühlte er am ganzen Leibe sehr große Schmerzen, die auch späterhin anhielten. Dies machte ihn um so nachdenklicher, da er nun in diesem außerordentlichen Traume sicherlich einen Fingerzeig Gottes zu erkennen vermeinte. Und so hielt er es denn für gut, das zu erfüllen, was er im Traume versprochen: er schwor der protestantischen Irrlehre ab und ließ sich in der Kapelle Maria-Trost in den Schoß der heiligen katholischen Kirche aufnehmen. Von dieser Stunde an fühlte er sich von seinen Schmerzen, die ihn seit der Traumnacht geplagt hatten, für immer befreit.

Jedenfalls eine selten vorkommende Weise, wie jemand zum Eintritte in die katholische Kirche bewogen wird.

Eine Erscheinung der Muttergottes.

Im Jahre 1693 wurde die erste Kapelle erweitert und verschönert. Eine Reihe von recht auffallenden Gebetserhörungen und Gnadenerweisungen trug sich zu. Ein besonders erwähnenswerter Fall, der späterhin gerichtlich aufgenommen und eidlich bezeugt wurde, sei hier mitgeteilt.

Bei einer Feuersbrunst zu Tobering in Ungarn, und zwar am 1. Mai 1699, trug es sich zu, daß man bei der allgemeinen Verwirrung und Angst eines neunjährigen Knaben vergaß, der sich selber nicht zu retten vermochte und also in der Flammenglut zurückgeblieben war. Als man sich seiner erinnerte, war es zu spät; keine menschliche Macht konnte da noch irgend etwas aus dieser fürchterlichen Lohe herausholen.

Da warfen sich die Eltern weinend und schreiend auf die Knie nieder und riefen die große himmlische Retterin, Maria an, und verlobten sich feierlich zu einer Wallfahrt nach Maria-Trost, falls das arme Kind lebendig zum Vorschein käme.

Das Feuer erlosch, nachdem es so ziemlich alles verzehrt hatte — und man ging daran, mit großen Eisenstangen die verkohlten Trümmer auseinanderzureißen. An ein Wiederfinden des lebenden Kindes war jede Hoffnung dahin.

Aber welch ein Wunder! Unter den schwarzen Balken und Pfosten kam eine wohlerhaltene Truhe zum Vorschein; man drehte sie um, da kroch frisch und munter der junge Prezinger (so war sein Name) hervor. Ein Jubelschrei aus Dutzend Lippen. Ein Weinen, Umarmen und Küssen und Herzen. Dann aber wurde stürmisch gefragt: Wie ist das gewesen, wie bist du gerettet worden? — Da erzählte der Knabe den staunenden Horchern: Als rings um mich die Flammen aufloderten und ich nirgendsmehr hinausfand und aus Schrecken schrie, da war auf einmal eine sehr schöne, junge Frau bei mir und führte mich eiligst hieher und befahl mir, mich da zu verstecken — aber, so sagte sie, meine Eltern und ich müßten dann wohl eine Kirchfahrt nach Maria-Trost unternehmen. Da kroch ich schnell hinein und es ist mir nichts geschehen.

Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß die geforderte Pilgerfahrt gar bald mit tausend Freuden ausgeführt ward.

Bau der heutigen Kirche.

1708 wurde das Heiligtum zu Maria-Trost in Graz den ehrwürdigen Paulinern übertragen, die nun an dieser gnadenreichen Stätte eine ersprießliche Wirksamkeit entfalteten.

Da die Pilgerscharen immer größer wurden, so mußte man sich endlich entschließen, an den Bau einer großen Kirche zu schreiben. Der damalige Kaiser Karl VI. gehörte selbst zu den größten Förderern und Wohltätern des Gnadenortes und ließ alle Adeligen Steiermarks zur Mithilfe an dem Monumentalbau auffordern.

1714 wurde der Grundstein gelegt; 1719 war die Kirche erst zur Hälfte fertig, jedoch schon so weit, daß sie eingeweiht werden konnte. Endlich 1746 stand sie vollendet da, so daß am 4. September das Gnadenbild unter feierlichstem Gepränge übertragen werden konnte. Es kam auf den Hochaltar zu stehen, wo es bis zum heutigen Tage seinen Ehrenplatz bewahrt hat.

Rinder als Kirchensänger.

Kaiser Karl VI. und mit ihm im Verein eine Reihe von edelsten und vornehmsten Landesleuten hatten miteinander gewetteifert, auf dem Purberge ein Heiligtum zu schaffen, das zu den schönsten in der ganzen Steiermark gehörte. Die Paulinermönche trugen das ihrige dazu bei, um in den 78 Jahren ihrer Wirksamkeit das hehre Gotteshaus in bestem Stande zu erhalten und die berühmte Wallfahrt (mit dem so schönen Namen) zu höchster Blüte zu bringen.

Doch da die herrliche Blume sich soeben zum prächtigsten Flore entfaltet hatte, sollte sie plötzlich all ihre Schönheit verlieren.

Am 12. Februar 1786 hob Josef II. das Kloster auf, und wies die bisherigen Hüter des Heiligtums in die Verbannung. Von dieser Zeit an nannte man die Kirche eine „Pfarrkirche“ und ein Weltpriester residierte nunmehr an der verfallenden Stätte. Aus dem rechten Trakte

des Klostergebäudes hatte man ein Wirtshaus gemacht, alles, was schön und gut und kostbar war, hatte man verschleppt, zu Spottpreisen verkauft und wie es schon bei solchen Gelegenheiten geht: auch teilweise gestohlen.

Dem jeweiligen Pfarrer ward für sein Vieh nur die jetzige Sakristei gelassen, so daß man die Kühe in nächster Nähe des Hochaltares brüllen hörte, und daß zeitweise die Jauche des Kuhstalles vor dem Hochaltare vorbeifloß; es waren heillose Zustände! Man greift sich an den Kopf und fragt, warum denn der damalige Pfarrer unter solchen Umständen nicht auf seinen Viehstand verzichtete?! — — —

Lasset uns ein Klagelied anstimmen, ein uraltes, und ewig neues: „Wie sitzet einsam die schöne Stadt, die einst an Völkern reiche! Hinweg ist von der Tochter Sions all ihr Schmuck! Ihr Unflat klebt an ihren Füßen, tief ist sie gestürzt und (die Maria Trost hieß) hat nun selber keinen Tröster!" (Jerm. Klageld. 1, 1. 6. 9.)

Erst nach langem Harren, nach schwierigen Kämpfen gelang es, Ordnung zu schaffen, und das Morgenrot einer besseren Zeit flammte auf am Horizonte der berühmten Gnadenstadt; am 16. März 1846 war es, als in Maria-Trost die Franziskanerpatres ihren Einzug hielten. Sie sollten fortan allda den Schatz der Gnade hüten, ihn weitergeben mit tätiger Hand, sollten, soviel in Menschenmacht liegt, das liebe Wort „Maria-Trost" ihren trostbedürftigen Menschenbrüdern zur Wahrheit werden lassen.

Bis heute noch erfreuen sie sich ungestört ihres neidenswerten Besitzes und haben erst kürzlich, im Jahre 1911, den schönen Gnadenthron, der ihnen anvertraut ist, gründlich restauriert, so daß er nunmehr in neuem, bunten Feierkleide das Aug' des frommen Pilgers hochentzückt.

Die Pest in Graz.

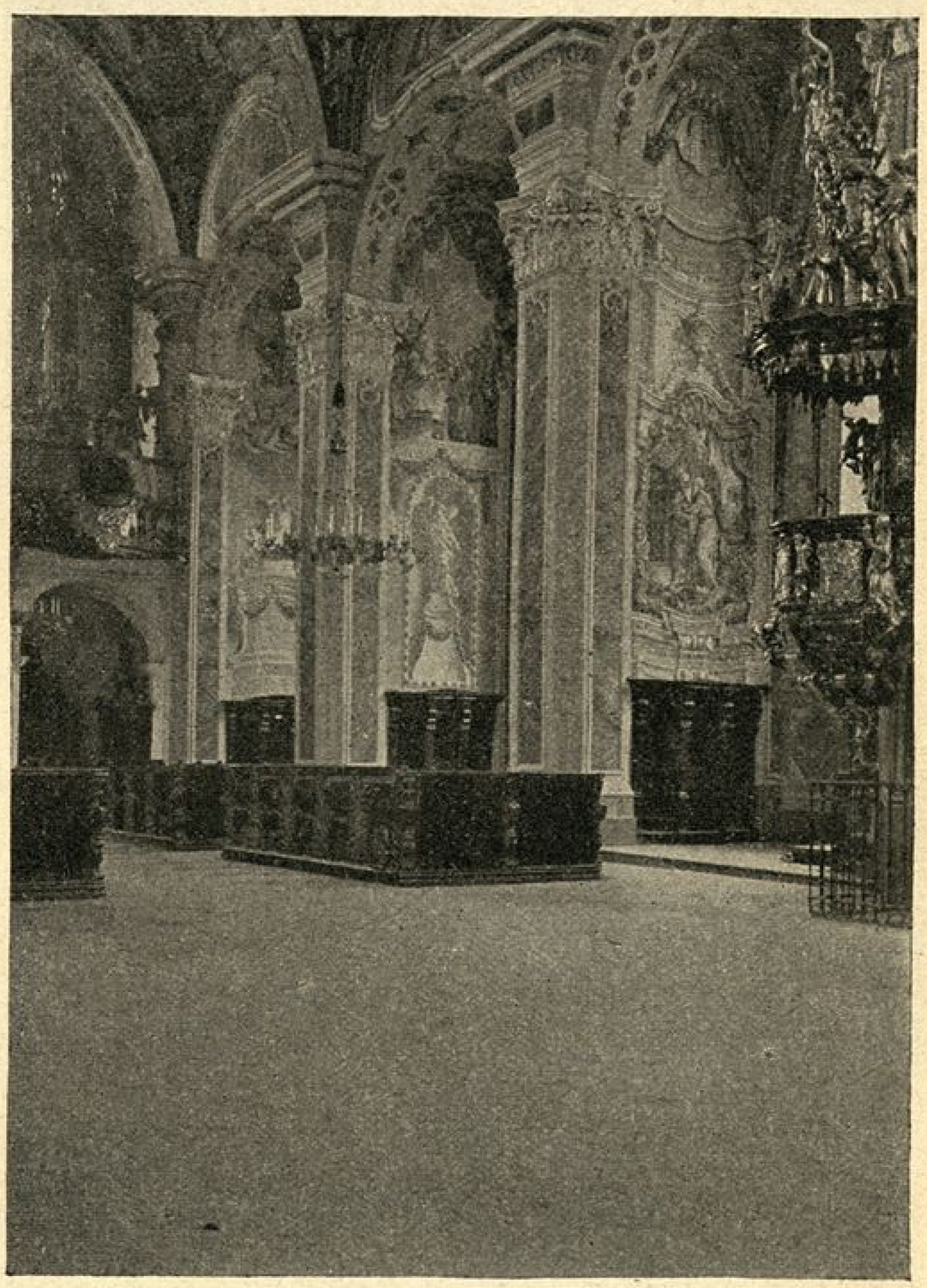
(Wir entnehmen dieses ergreifend schöne Kapitel wörtlich dem alten Wallfahrtsbüchlein: Josef Stolz, Geschichte und Beschreibung des Wallfahrtsortes Maria-Trost).

Eine Schar von 60 Taglöhnern aus Graz stand 1680 vor dem Tore der neuen Kapelle zu Maria-Trost. Ihr Anführer, Paul Menitzer, hielt eine Anrede an seine Kameraden. Er schilderte die damals in Graz alles verheerende Pest mit ergreifenden Worten:

„Jeder Atemzug," sprach er, „in dieser verpesteten Stadt kann uns das Leben kosten. Mitten im Gebete, an den Kirchentüren, an den Altären sind manche tot hingesunken. Wir können nicht wissen, ob wir diesen Abend oder den nächsten Morgen sehen. Darum, Brüder, habe ich Euch zu dieser Wallfahrt eingeladen, um unseren Heiland durch seine liebe Mutter erstens um einen seligen Tod zu bitten. Bereiten wir uns mit aller Sorgfalt vor, damit wir, wenn es dem Herrn gefiele, auch uns hinwegzunehmen, im Frieden scheiden. Ja, wir müssen uns, Brüder, auf einen gewissen Tod vorbereiten!"

Der Greis hielt tief gerührt etwas inne. Ein dumpfes Murmeln drang durch die Menge. Menitzer blickte ernst um sich und fuhr mit erhöhter Stimme fort:

„Werden wir Barmherzigkeit im Himmel zu hoffen haben, wenn wir sie auf Erden nicht üben? Wie viele Leichen liegen unbegraben in den Häusern, auf den Grazer Straßen! Die Toten begraben — gibt uns ein seliges Ende. Gott läßt es uns nicht unbelohnt! Brüder! Die Stadt stirbt aus. Denn alle fürchten sich, die Pestleichen anzugreifen, und niemand ist zu haben, selbst um schweres Geld nicht, sie in die geweihte Erde zu legen. So häufen sich die Leichen und das Übel wächst. — Fassen wir, um der Barmherzigkeit Gottes Willen, Mut! Erweisen wir Taglöhner den verstorbenen Brüdern die letzte Ehre und den Überlebenden diese Wohltat! Gott kann uns auch da erhalten — und ruft



Maria-Trost, rückwärtiger Teil der Kirche.

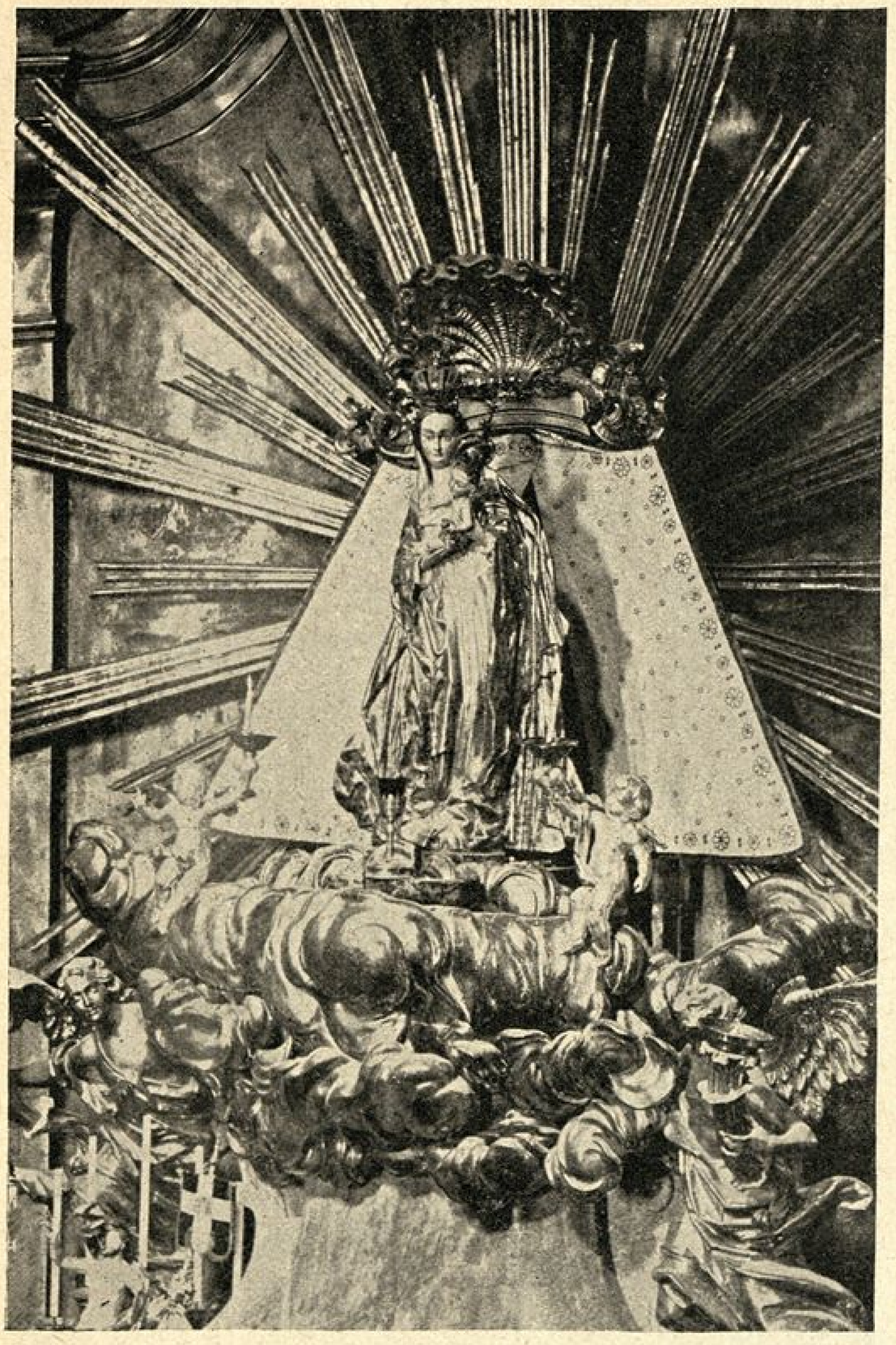
er uns dabei heim, so werden auch uns christliche Hände in geweihte Erde legen und unsere Seele erlangt ein seliges Ende. — So verloben wir uns jetzt zu diesem Dienste. Von der nächsten Stunde gehört jeder Gott allein an und Maria-Trost."

„Ja, Paul, das tun wir!" rief die wackere Schar, „wir wollen die Toten begraben und die Stadt retten."

„Wohlan denn, Brüder!" fuhr Menitzer fort, „wenn Gott uns fordert, so soll er uns bei dieser Arbeit finden. Er gibt uns den Himmel dafür und unsere überlebenden Brüder werden uns segnen und für unsere arme Seele beten. Jetzt aber wollen wir uns durch die heiligen Sakramente zu der Arbeit, die wir gelobt, vorbereiten, als ob die nächste

Stunde auch unsere letzte sei. Dann frisch und mutig an die Arbeit!“

„Das wollen wir, ja das wollen wir!“ erscholl der Ruf der Männer. Über die gebräunten Wangen



Maria-Trost, Gnadenbild.

flossen Tränen, aber nicht des Schmerzes, sondern heiliger Begeisterung.

Während des Gottesdienstes opferte jeder sein Leben Gott dem Herrn auf und gestärkt durch das Brot des Lebens zog die edle Schar unter lautem Gebete nach der Stadt zum Werke der Liebe, „die Pestleichen zu begraben“.

Paul Menitzer war nach der Rückkehr von Maria-Trost ganz glücklich, daß sein heldenmütiger Plan gelungen, in sein Häuschen geeilt, um von seiner Anna Abschied zu nehmen. Dann aber begab er sich zu Graf Dietrichstein, dem damaligen Pestkommissär und stellte sich ihm mit seinen Zunftgenossen zur Verfügung. Wie staunte der Graf, als er Pauls Worte vernahm: „Jetzt kann geholfen werden; wir Taglöhner sind zum Tode bereitet. Verfügen Sie, Herr Graf, über uns, wir warten auf Ihre Befehle!“

Dietrichstein ließ sich alles erzählen. Dann trat er auf Paul zu und drückte mit Tränen im Auge die harte Hand des Taglöhners.

„Paul! der Himmel gab Euch den Gedanken und Maria-Trost Euch allen den Mut. Ja, jetzt verzage ich nicht mehr an der Rettung der Stadt. Nun aber komm', Alter, ich will Euch zeigen, daß ein Dietrichsteiner wenigstens nicht zurückbleibt, wenn es gilt, so Hohes zu wagen!“

Beide erschienen dann am Lugeck unter den Taglöhnern. Diesen wiederholte der Graf seinen wärmsten Dank, und: „Nun an die Arbeit! Gott und Maria-Trost schütze uns,“ rief er, und gab die nötigen Anordnungen. Einen warmen Händedruck wechselten nun die todesmutigen Männer und dann schickten sie sich zur schrecklichen, grauenvollen Arbeit an. Die einen trugen die Leichen aus den Häusern und auf den Straßen zusammen, die andern zogen Pferde aus den Stallungen, aus denen die Stallknechte entflohen, und beluden die bereitstehenden Wagen mit den verwesenden Resten der Verstorbenen; wieder andere schleppten die verpesteten Betten und Wäschstücke zusammen und beluden damit andere Wagen. Dann ging es eilends hinaus aus der Stadt, um die Opfer der Seuche in gemeinsame Ruhestätte geweihter Erde zu bestatten.

Betend vollbrachten die Wackeren ihre unheimliche Arbeit und manches Auge schaute tief bekümmert ihrem Treiben zu, in der Furcht, über kurz oder lang einen oder den andern dieser Rettungsengel von der Seuche befallen hinsinken zu sehen.

Spät abends schieden Alle mit den Worten: „Morgen früh am Lugeck!“ Gar mancher fürchtete, daß ihre Zahl für morgen nicht vollständig sein werde, allein der Gedanke an das Gelöbnis, das sie dem Herrn gemacht, gab ihnen Mut und Hoffnung.

Am frühen Morgen fanden sich die Taglöhner wieder ein, Paul überzählte besorgt die ganze Schar; da leuchtete ein Freudenstrahl über sein Antlitz; er zog andächtig seine Mütze und rief unter hellen Tränen: „Großer Gott, sei gelobt! Keiner ist verloren!“

Und nun begann dieselbe Arbeit von gestern, die Beerdigung der Leichen, die Verbrennung der verpesteten Betten und Wäsche und die Reinigung der Stadt.

So setzte die wackere Schar die gefährliche Arbeit fort, bis die Gewalt der verheerenden Seuche sich brach. Täglich schieden sie mit dem Vorsatze: „Morgen wieder am Lugeck!“ und täglich hatte Paul Menitzer Ursache, Gott zu loben und zu preisen: es blieben alle wunderbar verschont.

Menitzer aber führte seine wackere Zunft zu einem Jubelfeste nach Maria-Trost, um dort den heißesten Dank abzustatten, wo sie die Kraft und Gnade zur gefährlichsten aller Arbeiten erhalten. Zur Danksagung für das glückliche Gelingen des gewagten Unternehmens verlobte sich nun die Zunft der Taglöhner, alljährlich nach Maria-Trost in Prozession zu ziehen. Über zweihundert Jahre zieht diese Zunft nun schon zur jetzigen heiligen Kirche. Dieselben Kreuzfahnen, die zur Zeit Menitzers den Taglöhnern vorgeweht, sie führen auch jetzt noch die Nachkommen derselben zur Muttergottes.

Paul Menitzer und seine Genossen sind längst in Staub und Asche zerfallen, aber ihr Andenken lebt fort in den Herzen der Taglöhner, ihre Namen stehen glänzend im Buche des Lebens. Möchte doch aufgefrischt werden unter den Arbeitern dieser Geist echter Bruderliebe anstatt dem jetzigen Zeitgeist der Revolution und der falschen Freiheit.

Gebetserhörungen.

Heilung krummer Füße.

Theresia Pfeiler in Graz teilt uns folgendes mit: Seit meiner Kindheit, das ist seit den ersten Jahren, war ich durch volle fünf Jahre krumm, konnte keinen Fuß brauchen. Man wandte sich an verschiedene Doktoren, auch schickte man mich ins Bad, aber alles erwies sich als erfolglos. Endlich entschlossen sich meine Eltern, zur Gnadenstätte Maria-Trost bei Graz ihre Zuflucht zu nehmen.

Und welch ein Wunder trug sich da zu! Denn als man das Gotteshaus verließ, war ich, das seit fünf Jahren krumme Kind, vollkommen gerade und konnte nun wieder gehen. Seitdem bin ich auch noch jedes Jahr einmal zur Mutter des Trostes nach Graz gereist, und werde es auch künftighin niemals unterlassen.

Englische Gliederkrankheit geheilt.

Ich hatte ein Kind, das schon zwei Jahre alt war und noch nicht gehen konnte; es hatte die englische Gliederkrankheit. Wir hegten ernstliche Zweifel, ob denn das Kind noch jemals werde gehen können. Da menschliche Hilfe nichts fruchtete, nahmen wir (meine Frau und ich) uns vor, nach Maria-Trost bei Graz zu pilgern, und führten unseren Plan auch aus.

Am dritten Tage nach dieser Wallfahrt erhob sich das Kind zum erstenmale auf seine Füßlein und ging auf die Mutter zu. Diese war vor Schreck außer sich und lief zu mir hinaus, erzählt mit fliegender Hast das Vorgefallene; ich soll geschwind kommen; ich will hineingehen, da läuft mir das Kindlein jubelnd entgegen.

Da gingen wir wohl mit dankbarem Herzen ein zweitesmal nach Maria-Trost und brachten ein Bild als Weihegeschenk mit; ich habe über diese Gnade schon mit gar manchem Ungläubigen heftig gestritten. Hochwürden, ich bestätige die Wahrheit dieses Wunders vor Gott und vor unserer gemeinschaftlichen himmlischen Mutter Maria.

Zangtal, 1899.

Stefan Karl Mellag, Bergarbeiter.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914 200jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung.
1926 250jähriges Jubiläum der Entstehung.
1946 Doppeljubiläum, und zwar: 200jähriges Jubiläum der Vollendung der heutigen Kirche.
100jähriges Jubiläum des Einzuges der P. P. Franziskaner.

Ständige Priester: 4 Franziskaner der österreichischen Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 200 bis 300.

Kommunikanten jährlich: 33.000 bis 38.000.

Besucher jährlich: 200.000 bis 250.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 200.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Seelenzahl der Pfarre: Über 2000.
Devotionalienhändler: 4.
Gasthäuser: 6.
Kaffeeschänker: 1.
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stark steigend.

Zufahrten.

Wien (Südbahnhof)—Graz. Schnellzug 4 St. K 11.20, Personenzug 8 St. K 8.60.

Wien (Aspangbahnhof)—Graz. Wechselbahn. Personenzug zirka 9 St. K 9.20.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Trost—Weizberg. Zu Fuß 4½ bis 5 St. oder per Bahn Graz (Staatsbahnhof)—Gleisdorf (umsteigen)—Weiz. 2 St. K 1.60.

Maria-Trost—Lankowitz. Eisenbahn Graz—Köflach. 1½ St. K 1.90.

Maria-Trost—Fieberbründl. Eisenbahn Graz-Gleisdorf 1 St. K 1.10. Von dort 4 St. zu Fuß.

Maria-Trost—Maria Straßengel. 3 St. zu Fuß oder Eisenbahn Graz—Judendorf ¼ St. K —.40.

Maria-Trost—Heilbrunn. Zuerst nach Weiz (wie oben), von dort 4½ St. zu Fuß.



Maria-Trost, die Kanzel.

Literatur.

Fama (... Gnadenorth Mariatrost...) Verfasset durch einen Priester. Wienerisch-Neustadt 1725, 8°, 114 S.

Dannhauser, Frz. Ursprüngliche Beschreibung ... Gratz 1735, 8°, 26 Bl.

Beschreibung, ursprüngliche ... Gratz 1740, 12°, 24 Bl.

Mariatrost, ein romantischer Wallfahrtsort. d. Aufm. 1814, Nr. 144.

Rausch J., Vom Ursprunge. Graz 1815 u. 1821, 48 S.

Kumar J. A., M.-Trost. Mahl. Taschenbuch v. Sartori, 4. Jahrg. 1816, 86.

Schlör Alois, Die Wallfahrtskirche ... Graz 1846, 8° 39 S.

Sonntag J. V., Kal. Inneröst. Heimatsfreund. 1847, 45 bis 47.

Pilgerfahrten. d. Aufm. 1856, S. 425 bis 426.

Beschreibung, Einzig wahre und glaubwürdige ... Graz 1869, 8°, 48 S.

Clara, Raimund, M.-Tr. Der Alpenfreund v. Amthor 1878, 237 bis 241.

Kreuz, Das im M.-Tr. Walde, d. Aufm. 1833, Nr. 27 (Erzählung).

Kollmann J., Die Spötter, d. Aufm. 1828, Nr. 20.

Stolz F., Geschichte und Beschreibung. Ohne Druckort und Jahreszahl, 16°, 64 S.

Austria-Kal. 1845, S. 171.

Maister, narratio hist. poet. Graecii 1750, 8°.

Reg.-Mar.-Kal. 1903, VIII.

Neueste Geschichten u. Beschr., Traßler, Brünn 1821, I, 225.

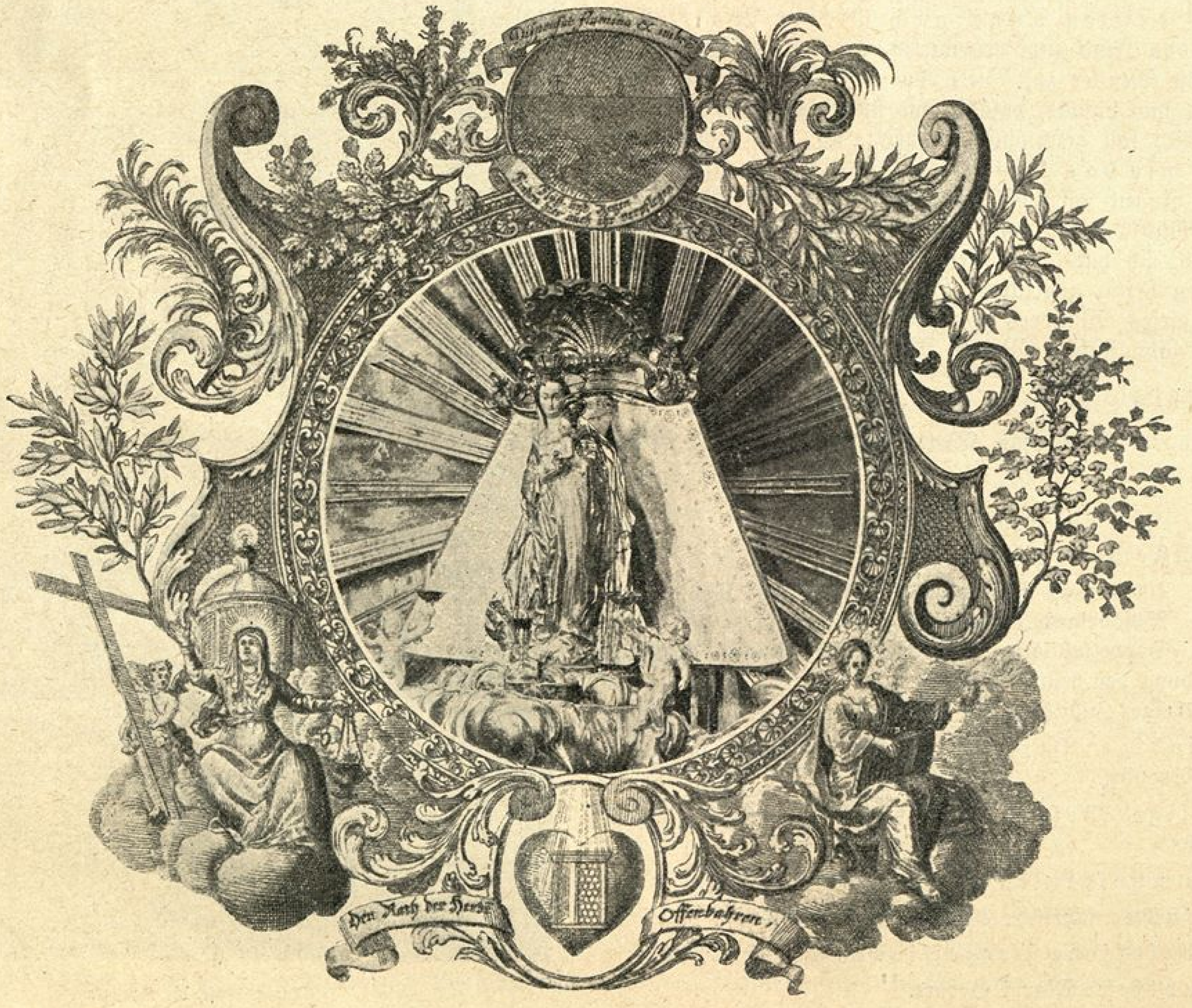
Leo-Gsschft. d. f. W. d. kath. K. Wien II, 215.

Kurze Erwägung.

Maria-Trost bei Graz ist eines jener zahlreichen Heiligtümer, die in der Nähe größerer Städte gelegen, von der allerseligsten Jungfrau Maria gleichsam als Troststätten für das tausendfache Leid der Großstadtkinder gesetzt sind. So hat Wien sein Enzersdorf und Lanzendorf, Linz seinen Pöstlingberg, Salzburg sein Maria-Plain, Innsbruck sein Absam, Görz seinen Monte Santo, Fiume sein Tersat, Olmütz seinen Heiligenberg, und so hat eben auch Graz sein Maria-Trost. So verläßt die Mutter auch ihre Stadtkinder nicht. Schwerer haben es diese, ihren Glauben, ihr Vertrauen zu bewahren, als die einfachen Kinder des Landes, und mehr bedürfen die Stadtbewohner der Unterstützung ihrer Seelen, als jene am Lande. Nun, die Muttergottes hat für sie gesorgt. Wenn nur alle diese Gnaden auch zu schätzen wüßten!

Gebet.

O liebenswürdige Mutter, die Du unter vielen anderen schönen Namen, die Du für Deine Heiligtümer wähltest, gerade für diesen Gnadenort „Maria-Trost" einen der allerlieblichsten Benennungen erkoren hast, wir bitten Dich, laß diesen Namen für uns selber nicht zum leeren Schalle werden, laß es wahr werden, was er sagt, laß uns insbesondere dann seinen Tiefsinn empfinden, wenn unser Herz sich in Kummer und Leid befindet: Dann erweise Dich, Maria, als eine Mutter des Trostes für Deine trauernden Kinder und wandle unsere Schwermut in Ergebung, unsere Ergebung in Freude. Amen.





Montagnaga, Gesamtansicht.

Von Maria selbst gesegnet
Steht ein Bild im Tal Piné. —
Wem im Leben Leid begegnet,
O, der walle voll Vertrauen
Hin zu Unsrer Lieben Frauen:
Und verflogen ist sein Weh!

Montagnaga (Piné.)

Südtirol. 30.000 bis 32.000 Kommunikanten.

Zur Aufklärung.

Da wir anfingen, uns nach den verschiedenen bestehenden Wallfahrtsorten zu erkundigen, wurde uns von drei oder vier Seiten „Piné bei Trient" als bedeutender Gnadenort genannt. Wir suchten also auf unserer Landkarte Piné auf, gingen hin und erfuhren zu unserer Überraschung, daß wir eine volle Stunde zu weit gegangen waren; denn nicht im Orte Piné ist die Gnadenkirche, sondern in dem Dorfe Montagnaga. Das Mißverständnis kam wohl daher, weil mit dem Namen Piné nicht bloß ein einzelner Ort, sondern auch ein großes, langes Hochtal bezeichnet wird, in dem nun allerdings auch unser Montagnaga zu finden ist.

Wir setzen also zunächst fest: nicht Piné heißt der Wallfahrtsort, sondern Montagnaga.

Ferner dürfte es sich empfehlen, gleich zu aller Anfang auf einen besonderen Umstand aufmerksam zu machen. Wir finden in Montagnaga eigentlich zwei von einander ganz verschiedene Andachtsorte, die fast eine Viertelstunde Weges auseinander liegen, nämlich erstens die Marien-Gnadenkirche inmitten des Dorfes Montagnaga, und zweitens südlich davon, auf einer weithin sichtbaren Bergesspitze die „Heilige Treppe". Während die Gnadenkirche als solche schon aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt, wurde die Heilige Treppe erst in allerneuester Zeit, im Jahre 1898, dem Erlöser zu Ehren von der Diözese Trient errichtet, wobei man allerdings bei der Wahl des Platzes offenbar darauf Rücksicht nahm, daß nun die sehr zahlreichen Besucher der Gnadenkirche in Montagnaga einen neuen, anziehenden Andachtsort erhielten, und daß dann die Marienkirche und die Heilige Stiege als ein einziges, zusammengehöriges Heiligtum betrachtet werden könnten.

Örtliche Lage.

Für die allermeisten österreichischen Pilger ist der letzte Ausgangspunkt für einen Besuch Montagnagas wohl die bedeutende südtirolische Stadt Trient. Von der Station Trient liegt die Gnadenkirche ostnordöstlich, in der Luftlinie zehn Kilometer entfernt. Der Höhenunterschied zwischen Trient (195 Meter) und der Wallfahrtskirche (810 Meter) beträgt 615 Meter. Die Heilige Treppe dürfte noch um etwa 30 bis 40 Meter höher liegen, als Dorf und Gnadenkirche.

Von Trient aus eröffnen sich zwei Möglichkeiten, nach Montagnaga zu kommen: der Weg zu Fuß (3 Gehstunden) oder eine Eisenbahnfahrt bis Civezzano, Roncogno oder Pergine; alle drei Stationen liegen an der sogenannten Valsuganabahn, die von Trient aus östlich in die Berge zieht, das lange Valsuganatal durchfährt und in der letzten Zeit auch Verbindung nach Italien (Bassano, Vincenza) erhalten hat. Von allen drei Stationen ist Montagnaga in etwa anderthalb Stunden zu erreichen.

Obwohl nun von den Stationen aus das zierliche, weithin leuchtende Gebäude der Heiligen Stiege auf hoher Bergesspitze deutlich zu sehen ist, so ist der Zugang gar nicht leicht zu finden, besonders von den beiden erstgenannten Stationen.

Wir empfehlen darum jedenfalls als Absteigestation Pergine, von wo aus der Wallfahrtsort in genau nördlicher Richtung zu suchen ist. Auch ist von dort aus wegen der hohen Lage von Pergine die Steigung eine geringere.

Eine Straße führt nach Montagnaga nicht, nur einige mehr oder minder gute Feldwege. Es ist überhaupt sonderbar, daß oft sehr bedeutende Wallfahrtsorte (wir denken zum Beispiele an Weißenstein, Luggau) so schlechte Zufahrtsstraßen besitzen. Und es will uns dann manchmal scheinen, als ob Gott uns hochmütige Fortschrittsmenschen leise anmahnen wollte, daß er selber, um die Menschen an sich zu ziehen, nicht jener menschlichen Hilfsmittel bedürfe, die uns für irdische Dinge so unentbehrlich erscheinen. Auch in dieser Beziehung, was Straßen und Zufahrten anbelangt, scheint Gott der Herr nach seiner beliebten Methode, das Geringe, das Verachtete, das Niedrige benützen zu wollen, um dadurch Großes, Herrliches, Gnadenreiches zu vermitteln.

Es begreift wohl jeder, daß wir damit nicht der trägen Gleichgiltigkeit das Wort reden wollen; im Gegenteile, wir sagen eindringlich: „Ihr alle, denen am Blühen und Gedeihen des Gnadenortes Montagnaga (resp. anderer Gnadenorte) gelegen ist, sorget um baldige Herstellung von guten Straßen, bewerbet euch nachdrücklich darum, und kümmert euch auch darum, daß die schier unauffindbaren Wege durch eure Wildnisse gut und verläßlich markiert werden!"

Im Nachtrage bemerken wir, daß der erste Teil des Weges von Trient aus, wo noch die prächtig gemauerte und musterhaft gehaltene Straße Trient—Pergine läuft, und wo auch am andern Ufer der Fersina die Eisenbahn hinzieht, reich an landschaftlichen Reizen ist. Wir wandeln fortwährend in enger Felsenschlucht dahin, bis nach anderthalbstündigem Marsche (vom Bahnhof Trient aus) das Tal sich erweitert, und wir von der sicheren Straße abweichend durch unwegsame Waldpartien, stellenweise nur dem allzeit getreuen Kompasse folgend, uns auf gut Glück den richtigen Weg suchen müssen.

Das Dorf Montagnaga.

Wir betreten das Dorf Montagnaga. Die Lage ist nicht übel. Liegt es ja doch knapp über einem engen steilen Graben, durch den sich von Nord nach Süd ein Bach hindurchzwängt, während am jenseitigen Ufer sich ein Weg hinschlängelt, den man kühn in die Felsenhänge des Monte Brada ausgebrochen hat. Nicht unbedeutende Berge, die sich bis gegen 2000 m Meereshöhe erheben, umgeben im grünen Kranze Mariens Heiligtum.

Wir stehen am Hauptplatze des Dorfes. Einige nett ausgestattete „Alberghi" (Gasthäuser) sowie vier oder fünf Devotionalienbuden, die man auf offenem Platze aufgestellt hat, verraten, daß wir uns an einem Wallfahrtsorte befinden. Alles andere dieser Ortschaft ist eben sonst nichts als ein „italienisches Dorf"; wer diese italienischen Dörfer kennt, weiß, was damit gesagt ist.



Montagnaga. Phot. Ed. Paoli, Roncogno.

Die Gnadenkirche.

Das schönste und wichtigste Bauwerk dieses Dorfes ist die Gnadenkirche. Ein hoher viereckiger Campanile (Glockenturm) ragt weit in die Lüfte empor. Eine Kuppel, die sich über der Mitte der Kirche wölbt und mit schöner Laterne (Kuppelaufsatz) geziert ist, bleibt an Höhe weit hinter dem Campanile zurück.

In ihrer Form hat diese Kirche etwas ganz Eigenartiges: sie ist nämlich, wie man selten eine andere Kirche findet, in wunderschön regelmäßiger Kreuzesform erbaut. Von der Vierung aus, die mit der schon erwähnten etwas flachen Kuppel überwölbt ist, gehen nach allen vier Richtungen, Nord, Süd, West und Ost, ganz gleiche, viereckige Zubauten aus, die mit flachen Dächern eingedeckt sind.

Daß sich zur Durchführung dieser Idee der Renaissancestil mit seinen etwas eckigen, strengen und spröden Formen vorzüglich eignet, ersieht man unzweideutig aus dem Gesamteindrucke, den dieses Bauwerk macht: es ist gefällig — und gerne ruht des Beschauers Auge auf des Baumeisters gelungenem Werke.

Wir bemerken, daß man im Jahre 1881 in die Zwickel dieser vier Kreuzesbalken hinein Nebenräume eingebaut hat, die aber, weil ganz bedeutend niedriger als der Hauptbau, die zugrunde liegende Idee der vollkommenen Kreuzesform nicht im mindesten stören.[1])

Wir stehen vor der Front, vor dem Portale. Uns zu Füßen ein Pflaster, in das mit dunkler Steinmosaik in fast metergroßen Buchstaben der Engelsgruß eingeschrieben erscheint: „Ave Maria!" Eine Mahnung für den Pilger, daß er nicht vergesse, der Herrin des Hauses Gruß und Huldigung zu bringen.

Portal und Front samt dreieckigem Giebel sind einfach, aber hervorragend stilgerecht; man erkennt, daß der wackere Baumeister bestrebt war, überall eine wohltuende Einheit in seinem Bauwerke hervortreten zu lassen.

Wir betreten die Kirche. Vor uns dehnt sich ein Raum, der für etwa 1500 Personen Platz bietet; rechnen wir die Seitenräume dazu, so erhöht sich der Fassungsraum auf etwa 2000. Vor allem wünschten wir die Kirche etwas lichter; die Fensteröffnungen sind klein und lassen das Licht nur sparsam in die heiligen Hallen eindringen.

Die Kirche ist gefärbelt, hat jedoch an den Seitenwänden eine ganze Reihe von großen Ölgemälden in Stucco-Rahmen, so daß die Kirche dadurch den Reiz einer nicht bloß gefärbelten, sondern einer prächtig ausgemalten bekommt.

Der Hochaltar ist niedrig, zeigt als Altarblatt ein Bild der heiligen Anna und hat ein herrliches Antipendium: eine Darstellung der fünf Erscheinungen der Muttergottes, von denen im geschichtlichen Teile die Rede sein wird. Hoch oben über dem Hochaltar ragt aus der Rückwand ein goldener Baldachin weit hervor; er hat den Zweck, zu Festeszeiten als Träger der Dekorationsvorhänge zu dienen.

Der eigentliche Gnadenaltar befindet sich im rechten Querschiffe und ist durch ein eisernes Gitter abgesperrt. Hier findet sich als Gnadenbild (das aber nach südländischer Sitte meist verhängt ist) eine Nachbildung des hochberühmten Gnadenbildes »Madonna de Carravaggio« (in Italien).

---

[1]) Etwas Ähnliches, aber bei weitem großartiger, findet sich im Prachttempel zu Kiritein in Mähren.

Alle Seitenwände sind bis ganz hinauf zur Decke mit Votivbildern überdeckt, während sich oben als würdiger Abschluß ein merkwürdiger Triumphbogen wölbt: eine Unzahl von Krücken, mit denen man den abschließenden Hauptbogen dieses Kirchenteiles geziert hat; wir sagen noch einmal: „ein Triumphbogen", und zwar ein Triumphbogen der Liebe, der Macht und des Erbarmens.

Die Grotte der Geburt Christi.

Bevor wir die äußerst interessante Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsortes vernehmen, wollen wir zunächst die Örtlichkeit genauer besichtigen, damit wir den Schauplatz dieser Erscheinungen kennen lernen. Wir müssen also von Montagnaga südwärs wandern.

Schon nach fünf Minuten finden wir außerhalb des Dorfes, und zwar knapp an der Straße eine Felsengrotte und in ihr eine äußerst anmutige Darstellung des dritten Rosenkranzgeheimnisses: die Geburt Christi. Wie wir vernehmen, besteht in Montagnaga der große Plan, alle fünfzehn Geheimnisse des Rosenkranzes in großzügiger Weise darzustellen. Geldmangel ist die Ursache, warum bis jetzt erst zwei dieser Stationen fertig sind: 1. die fünfte Station des schmerzhaften Rosenkranzes (die Kreuzigung Christi); diese ist nämlich im prachtvollen Heiligtum der „Heiligen Treppe" bereits fertiggestellt, und 2. das dritte Geheimnis des freudenreichen Rosenkranzes: die Geburt Christi; vor dieser letzteren wunderlieblichen Station stehen wir soeben betrachtend, oder nein, sagen wir lieber: wir knien davor, denn wahrhaftig: der überraschende Anblick dieser wunderlieben Grotte ist so eigenartig, daß es uns unwillkürlich auf die Knie niederzieht.

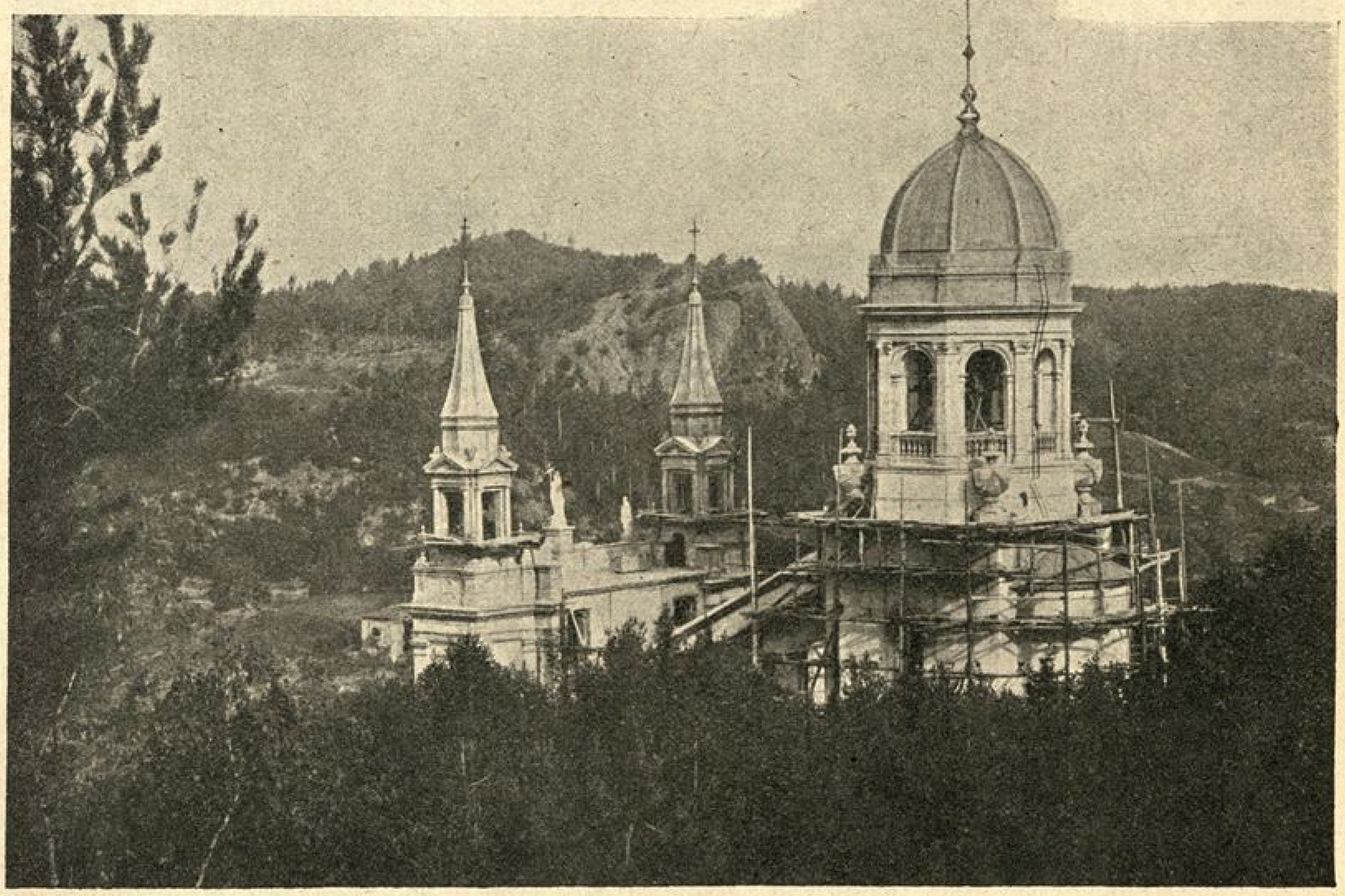
Wir sehen da nämlich in natürlicher Felsengrotte, die man mit hübschem Gitter eingefriedet und zu einem wahren Paradiesesgärtlein umgewandelt hat, eine sehr würdige Darstellung jener Szene, da Maria und Josef im Stalle zu Bethlehem das neugeborene Kindlein anbeten. Es sind drei fast lebensgroße Statuen.

Als wir das Heiligtum von Montagnaga aufsuchten, war keine Festeszeit, es war ein gewöhnlicher Wochentag. Und doch fanden wir diese Station, wie alles übrige, in peinlichster Nettigkeit und Schönheit vor, und in üppigster Fülle prangten allhier die frischesten Blumen, als ob es höchster Festtag wäre.

Wahrlich, wenn Montagnaga einmal sämtliche fünfzehn Rosenkranzgeheimnisse in dieser vornehmen Art dargestellt besitzen wird, dann mag es sich mit freudigem Stolze solch eines Schatzes rühmen!

Die Heilige Stiege.

Kaum sind wir bei der Geburtsgrotte Christi vorbei, so winken uns schon von einer waldigen Hügelspitze her die zierlichen Türme der Heiligen Treppe. Mit Vergnügen und stiller Anerkennung pilgern wir die vorzüglich erhaltenen Promenadewege durch das Waldesgrün dahin. Ein Viertelstündchen nur von Montagnaga haben wir gebraucht, und wir stehen auf der Anhöhe.



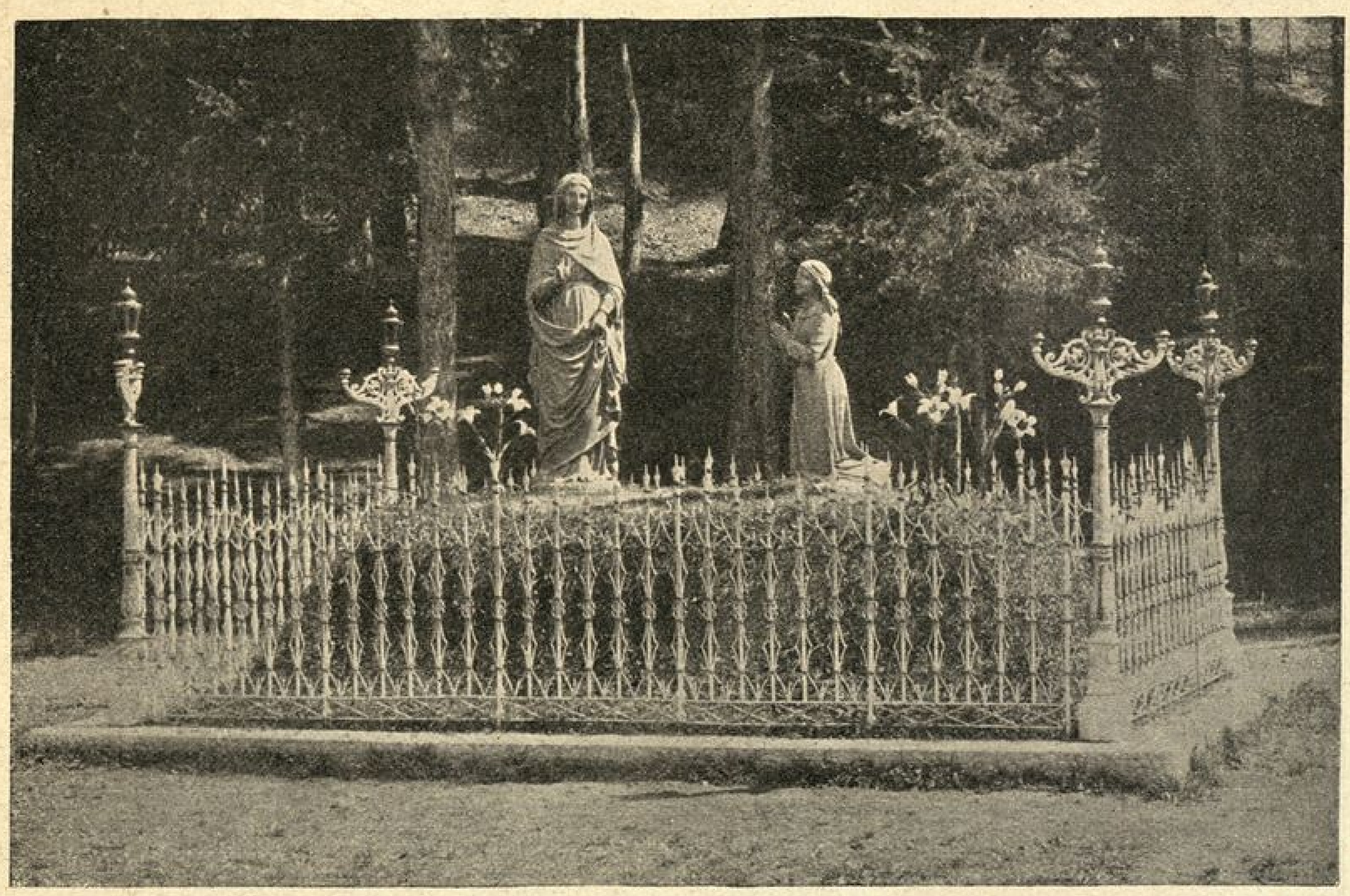
Montagnaga, Heilige Stiege im Bau.

Ein prachtvoller Talblick fesselt unser Auge. Wir schauen die grünenden Hänge waldiger Höhen, wir schauen im Hintergrunde die gewaltigen Massen der Trienter Bergriesen, rechterhand das tiefeingeschnittene schluchtartige Valsuganatal; über die Stadt Pergine hin aber schimmert aus dem Tale wie flüssiges Silber die weite Fläche des Lago di Caldonazzo.

Hier also, an dieser wundersam schönen Stätte hat die Diözese Trient im Jahre 1898 eine möglichst getreue Nachbildung der Scala Santa (Heilige Stiege), wie sie sich in Rom vorfindet, geschaffen.

Hier zunächst in einigen Worten die Geschichte dieser Scala Santa. Als Christus der Herr für die Sünden der Erdenkinder litt, wurde er, wie bekannt des öfteren vor den Landpfleger Pontius Pilatus geführt. Zum Prätorium (Richthause) des Landpflegers führte aber damals eine Marmorstiege, die aus 28 Stufen bestand. Dreimal mußte unser göttlicher Erlöser diese Stufen emporsteigen: als man ihn das erstemal vor Pilatus

führte, als er, von Herodes zurückgeschickt, abermal vor dem Landpfleger erscheinen mußte, und endlich da er nach der Geißelung, mit der Dornenkrone gepeinigt zum drittenmale zum Landpfleger gebracht ward, um dort oben endlich sein Todesurteil zu vernehmen.



Montagnaga, Gruppe am Erscheinungsplatze, genannt „Comparsa". Phot. Ed. Paoli, Roncegno.

Dreihundert Jahre blieb diese Marmorstiege in Jerusalem an ihrem Orte, wurde aber dann von der frommen, heiligen Kaiserin Helena nach der Hauptstadt Rom überführt, wo sie gegenwärtig in einem eigenen Gebäude neben der Kirche Sankt Johann im Lateran verehrt wird. Sie ist aus weißem Marmor und hat 28 Stufen, die man ganz mit Nußbaumholz überkleidet hat. Diese Stiege wird von den Gläubigen nur auf den Knien bestiegen.

Nach diesem römischen Vorbilde hat nun die Diözese Trient auf den Bergen Südtirols ein möglichst getreues Nachbild errichtet, das ihr wunderbar gelungen ist. Eine Vorderfront, die von zwei schlanken Türmchen geziert in strengem Renaissancestile durchgeführt ist, — ferner eine prächtige Vorhalle mit zwei Marmorgruppen: Jesus und Pilatus, und Jesus und Judas, — dann eine dreifache Stiege empor: die mittlere Stiege vollkommen gedeckt, marmorn, mit Nußbaumholz überzogen, mit Wandbildern kunstreich geziert, und zwei halboffene Seitenstiegen links und rechts, und endlich oben der Kreuzaltar und darüber eine hohe, lichte, achtseitige Kuppel, — das Ganze außerordentlich reich und rein und nett — so stellt sich unseren Blicken diese schönste aller „Heiligen Stiegen", die wir in Österreichs Gauen erschaut, zur Bewunderung dar; und wir stehen nicht an, diesen Prachtbau ein vollendetes, harmonisches Kunstwerk — im Innern wie im Äußern — zu nennen, ein Kunstwerk, das dem leidenden Gott zur Ehre, den Erbauern zum Segen, und den massenhaft hieherströmenden Pilgern zum Heile gereicht.

Lob dir, Trienter Diözese, da du solch einen Schatz dein eigen nennst!

Die Comparsa (Erscheinungsstätte).

Nachdem wir uns an der Pracht der „Heiligen Treppe" sattsam geweidet, suchen unsere Augen die Comparsa, die, wie man uns gesagt hat, ganz in der Nähe sein soll. Und siehe da: durch die Bäume hindurch schimmert das Grün einer Wiese, und wenn uns das Auge nicht täuscht, sehen wir dort jenen gitterumfriedeten Raum, den wir bereits von einer Abbildung her kennen, und der nichts anderes als die Comparsa sein kann. Rasch eilen wir durch den Wald hinab und stehen schon nach etwa hundert Schritten auf einer idyllisch schönen, kleinen Waldwiese, die ringsum von hohen, dunklen Nadelbäumen umstanden ist, und auf deren grüner Fläche wir wirklich das finden, was wir gesucht: die Comparsa.

Das Ganze sieht aus, wie ein recht großer, eingefriedeter Grabeshügel, allerdings etwa dreimal so lang als wie ein Friedhofsgrab. An den vier Ecken des Eisengitters eiserne, schön gearbeitete Kandelaber. Innerhalb dieses Gitters, etwa einen Meter hoch über der Erde erhöht, zwei Statuen, von denen die eine die Muttergottes, die andere ein knieendes Bauernmädchen vorstellt. Die Statuen sind entweder aus Metall oder aus Holz mit metallartigem Anstriche.

Hier in dieser reizenden Waldeinsamkeit, an dieser hochgesegneten Stätte beginnt die Geschichte des Wallfahrtsortes Montagnaga. Und nachdem wir betend die allerseligste Jungfrau begrüßt, wollen wir, die „Comparsa" immer vor Augen habend, uns auf eine der Ruhebänke im Schatten der Fichten niederlassen, und in unseren Büchern lesen, welch herrliche Ereignisse sich im 18. Jahrhundert an diesem bevorzugten Orte abgespielt haben.

Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsortes Caravaggio bei Cremona in Italien.

Bevor wir an die Erzählung des Ursprunges unseres Wallfahrtsortes Montagnaga gehen können, müssen wir unbedingt einige Mitteilungen über Caravaggio in Italien machen.

Der Grund hiefür ergibt sich bei weiterer Lesung von selber.

Im Orte Caravaggio bei Cremona in Norditalien lebte im Anfang des 15. Jahrhunderts ein sehr frommes Weib namens Johanna. Sie hatte aber einen bösen, fast grausamen Mann, unter dessen roher Behandlung sie vieles leiden mußte.

Als sie nun am 26. Mai 1432 im Freien Gras jätete, erinnerte sie sich wieder dieses ihres Hauskreuzes und wurde vom Leide so übermannt, daß sie hinkniete und sich in heißem Gebete der allerseligsten Jungfrau empfahl und ihren Schutz verlangte. Da flammte vor ihr ein strahlendes Licht auf und im nächsten Momente sah sie eine fremde Frau von übernatürlicher, unbeschreiblicher Schönheit vor sich. Ein prachtvolles Gewand, dem der Himmel seine Bläue gegeben, umhüllte den Körper der himmlischen Erscheinung, ein weißer Schleier bedeckte das Haupt und die Schultern; die Füße waren unbekleidet; in ihrem schönen Antlitze malte sich Trauer und Schmerz.

„O Jungfrau Maria!" — rief da überglücklich das arme, begnadete Weib.

Da trat die Himmelskönigin näher an die Kniende heran, gab ihr mit sanftem Worte Trost und versicherte sie ihres besonderen Schutzes. Dann aber sagte sie noch mit großem Nachdruck und feierlicher Betonung:

„Johanna! — Achte auf meine Worte und mache sie allen kund! — Schwer haben die Menschen gesündigt und so die Majestät meines göttlichen Sohnes erbittert. Und schon war er bereit, große Strafen über sie zu verhängen. Ich aber habe mit dringender, andauernder Fürbitte das Unheil von dem Menschengeschlechte abgewendet. — Und ich verlange nun von dir, daß du zum Danke für diese Gnade am Freitage fastest und am Samstage die Zeit nach der Vesper heiligest. — Geh' nun hin, und mache allen dieses mein Begehren kund!"

Da schrak das arme Weib zusammen: „Aber wird mir denn dieses auch möglich sein? Man wird mir ja keinen Glauben schenken!"

Drauf mit Nachdruck die Himmlische: „Gehe nur und fürchte dich nicht! Ich selber werde mit dir sein, und deine Worte durch Wunderzeichen bekräftigen, so daß alle dir glauben werden; ja, dieser Ort wird wegen der vielen Wunderzeichen, die sich hier ereignen werden, in der ganzen Christenheit hohe Berühmtheit erlangen!"

Nach diesen erhabenen Worten verschwand die merkwürdige Erscheinung dem Blicke des Weibes.

Was konnte Johanna da anders tun als gehorchen? Und so verkündigte sie denn allen, die sie traf, was sie gesehen und gehört hatte. Da liefen die Leute neugierig zu jener Stelle hin, die Johanna ihnen angab. Und sonderbar: Im Boden eingedrückt fand man genau an der Stelle, die Johanna als Erscheinungsort bezeichnete, die Fußstapfen eines weiblichen Fußes, während in unmittelbarer Nähe eine frische Quelle aus der Erde hervorsprudelte, die früher niemals dagewesen war.

Aber unter der Menge derjenigen, die da zusammengeströmt waren, befand sich auch ein ungläubiger Spötter. Keck drängte er sich durch die Massen vor, und nachdem er am Orte der Erscheinung angekommen war, stieß er seinen Stock in die Erde und rief übermütig aus: „Wenn wirklich die Muttergottes diesen Ort betreten hat, so möge sie diesen dürren Stab zum Grünen bringen!" Und welch ein Wunder: In wenigen Augenblicken schien durch den trockenen Stock Leben zu pulsieren, Blättchen sproßten an ihm heraus, und in kürzester Frist war vor den Augen der Menge aus dem Stock ein kleines, frisches Bäumchen geworden.

Dies die Ursprungsgeschichte von Caravaggio.

Die alldort stattgehabte Erscheinung wurde bald in einem Bilde festgehalten. Man sieht daselbst neben der Himmelskönigin eine kniende Frau, dazwischen in einer Wasserquelle einen aufrechtstehenden knospenden Stab. Neben der Frau Sichel und ein Grasbündlein.

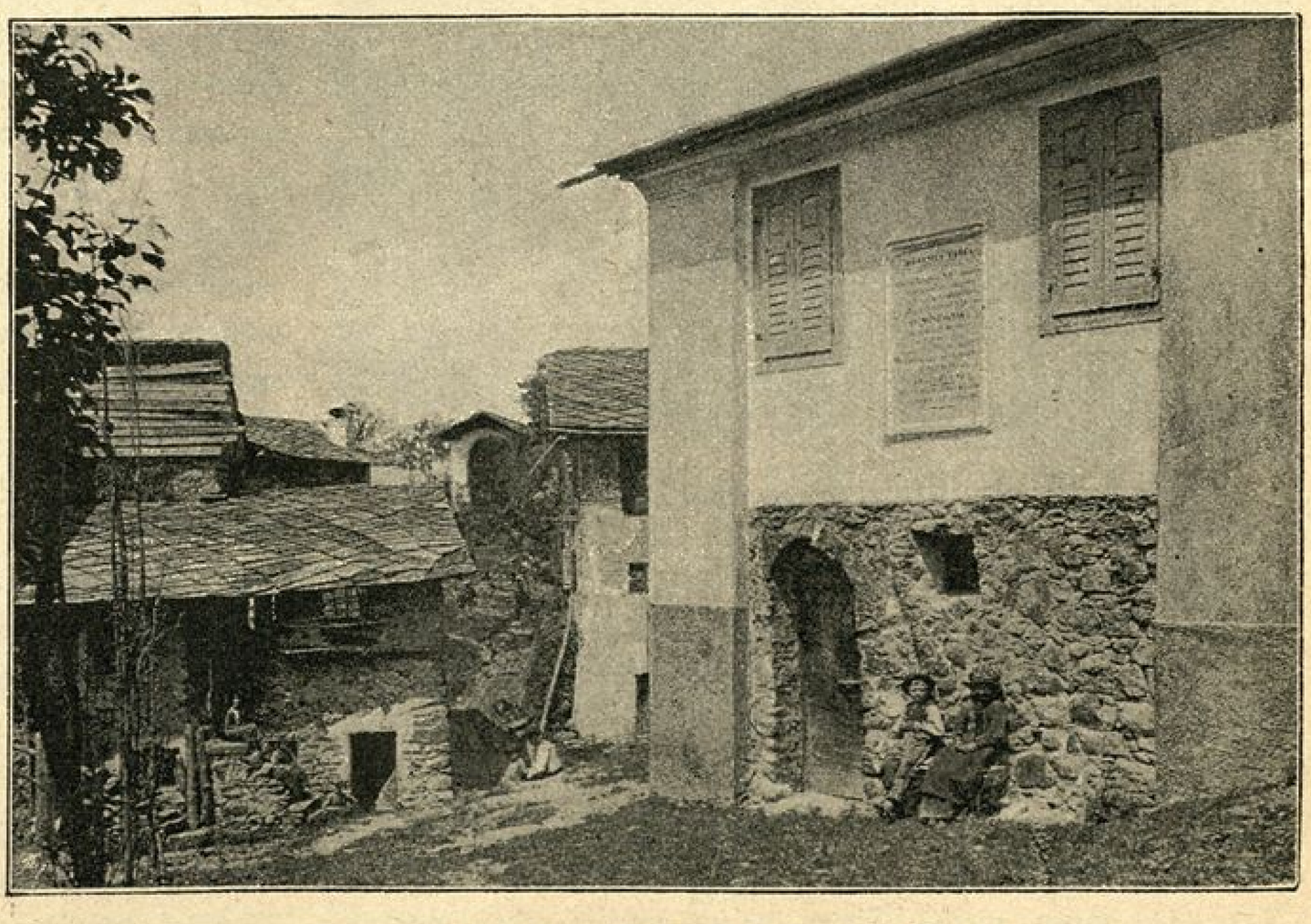
Geschichte des Wallfahrtsortes Montagnaga.

Die erste Erscheinung.

Hell am Mittag steht die Sonne,
Sieh', da zeigt sich, welche Wonne,
Lichtverklärt die Königin!
Sie, die Seraphinen preisen
Mit des Himmels Jubelweisen,
Spricht nun mit der Schäferin.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Guardia (in der Nähe von Montagnaga) ein armes, 30jähriges Mädchen, namens Dominica Targa. Sie verlebte ihre Tage in einem ziemlich armseligen Häuschen, das ihren Eltern gehörte. Da nun ein gewisser Jakob Moser, ein begeisterter Verehrer Unserer Lieben Frau von Caravaggio, zu wiederholtenmalen von dorther seinen Landsleuten verschiedene Andenken mitgebracht und schließlich auch ein Bild dieser Madonna hatte anfertigen lassen, — so entstand auch im Herzen der Dominica Targa der Wunsch, diesen berühmten italienischen Wallfahrtsort aufzusuchen und dort ihre Andacht zu verrichten. Ja, sie hatte sich sogar durch ein Gelöbnis verpflichtet, eine Pilgerfahrt dorthin zu unternehmen; allerdings machten dann verschiedene unerwartete Zwischenfälle die Ausführung des Versprechens zur Unmöglichkeit, worüber sich die fromme Jungfrau nicht wenig kränkte. Doch sollte sie dafür gar bald durch eine übergroße, außerordentliche Freude reichlichst entschädigt werden.

Es war um die Mittagszeit des 14. Mai 1729. Dominica weidete wie gewöhnlich das Vieh und befand sich



Montagnaga, Wohnhaus der Seherin Dominika Targa.

soeben in dem schönen Wäldchen, wo heute die Comparsa zu sehen ist. Da wurde das Vieh urplötzlich ohne irgend eine bemerkliche Ursache scheu und begann wie närrisch auseinanderzulaufen. Ganz erschreckt stieß die überraschte Hirtin nur die Worte aus: „Jesus! Maria! Helft!“

Sie hatte nach Hilfe gerufen — und die Hilfe kam; ja, es kam noch viel, viel mehr: es begann das geheimnisvolle Walten himmlischer Mächte, die sich diesen Ort zur Gnadenstätte erkoren hatten: denn siehe da: Maria die Gottesgebärerin stand vor Dominica Targa. Ihr Kleid war weiß wie der Schnee und wallte in schönen Falten bis zu den unbedeckten Fußspitzen hernieder.



Montagnaga, das Innere der Kirche.

Ein weißer Schleier umhüllte den Kopf, bedeckte die Schultern und fiel nach rückwärts hinunter. Alles an der holden Erscheinung atmete würdevollen Anstand, Ehrfurcht und Liebe.

Und sie öffnete ihren Mund und fragte mit gewinnender Freundlichkeit:

„Was tust du da?“

„Ich bete den Rosenkranz.“

„Du hast soeben Jesus und Maria um Hilfe angerufen? Sie werden dir auch helfen. Erinnere dich stets des Leidens Jesu!“ — — „Sag', hast du nicht beschlossen, die Muttergottes in Caravaggio zu besuchen?“

„Ja, wenn meine Eltern damit einverstanden wären.“

„Höre mich und gehorche mir: Gehe nicht nach Caravaggio! Sondern gehe dafür am Feste Christi Himmelfahrt[1]) nachmittags zur Kapelle der heiligen Anna in der Kirche zu Montagnaga; dort wirst du ein Bild der seligsten Jungfrau von Caravaggio ausgestellt finden. Knie dann auf die erste Stufe des Altares, verrichte deine Andacht zu Jesus und Maria und du wirst Wunderbares sehen, das dich mit Freude erfüllen wird.“

„Aber wie kann ich nach Montagnaga gehen? ich muß gerade um diese Zeit immer das Vieh hüten; da werden meine Hausleute es mir nicht erlauben.“

„Sie werden es erlauben, und dein Vieh wird gehütet werden wie heute. Gehorche!“

Und die geheimnisvolle Dame hob sich langsam in die Lüfte und verschwand.

Die harmlose Hirtin aber dachte bei sich: „Was mag denn das gewesen sein? Und sie blickte umher, und sah ihr Vieh in aller Ruhe auf den gewohnten Plätzen lagern oder weiden. Da freute sie sich gar sehr und wartete sehnsuchtsvoll auf den bezeichneten Tag.

Die zweite Erscheinung.

Königlich in Gang und Würde,
Ringsumflammt von Lichtes Zierde
Steht die Frau im Goldgewand;
Schimmernd im Juwelenglanze,
Strahlt das Kreuz am Rosenkranze
In der blendend weißen Hand.

Mit Freuden hatten die Eltern die Erlaubnis zum bewußten Kirchenbesuche gegeben, ja noch mehr: Mutter und Bruder schlossen sich persönlich an.

Dominica eilte zur Seitenkapelle und fand in der Tat ein kleines Bild von Caravaggio ausgestellt; jener Jakob Moser hatte es hergetragen. Kaum hatte sie sich vor demselben hingekniet, so sah sie einen Jüngling von überirdischer Schönheit in der Ecke neben dem Altare stehen, der sie liebevoll ermahnte: „Knie auf die erste Stufe!“ Jetzt erinnerte sie sich, daß ja dies jene unbekannte Frau selber verlangt hatte, und rasch folgte sie der übernatürlichen Weisung.

So kniete sie und betete gemeinsam mit dem Volke. Zuerst kam der ganze Rosenkranz, dann die lauretanische Litanei und endlich die Litanei von allen Heiligen. Und als man zu der Anrufung gekommen war: „Alle heiligen Märtyrer, bittet für uns!“ sank sie mit einem lauten Aufschrei nieder und blieb regungslos auf der Altarstufe liegen, wobei sie jedoch die Augen geöffnet und starr gegen den Altar hin gewendet hielt.

Und was sah sie? — Ein ungewöhnlicher Glanz durchflutete die Kapelle und blendete mit seinem Schimmer das verklärte Auge der armen Seherin. Und siehe, aus dem Glanze heraus trat das majestätische Bild einer unbeschreiblich schönen Frauengestalt. Sie schien

---

[1]) Dieser Feiertag fiel in jenem Jahre gerade auf den 26. Mai, den Tag der Erscheinung in Caravaggio.

sich diesmal besonders festlich gekleidet zu haben: in lauterem Golde schimmerte das lange weite Gewand, das ihren zarten Leib umschloß, ein goldenes Strahlendiadem blitzte und funkelte als Krone auf ihrem sonst unbedeckten Haupte, in prächtigen Locken umrahmte üppiges Haar das herrliche Antlitz. Auf ihrem linken Arme trug sie ein herziges Kindlein, das, ebenso wie die Mutter in pures Gold gekleidet erschien. In ihrer Rechten hielt die glanzvolle Frau einen Rosenkranz, dessen Kreuz fünf glitzernde Sterne trug, als Sinnbilder wohl der fünffachen Wunde des gekreuzigten Heilands. So stand sie, ein Bild vollendeter Schönheit vor dem entzückten Mädchen, vor ihr in den Lüften auf glänzenden Wolken schwebend, die ihre unbedeckten Füße leicht berührten. So ausgerüstet näherte sie sich in würdiger Hoheit der armseligen Bauerntochter. Und sie tat ihren Mund auf und sprach:

„Tochter, es freut mich, daß du meine Befehle erfüllt hast."

Von der melodischen Stimme entzückt, rief ihr Dominica dazwischen: „O, wie schön bist du!"

„Ich bin Maria, die Mutter des Herrn! — Gehe und erzähle, was du gesehen, den Priestern des Ortes."

Da schwieg sie angstvoll und in ihrem Herzen drin flüsterte ihr eine Stimme zu: man wird dich verlachen und übel behandeln. Aber schon hatte Maria ihre Zweifel erkannt und tröstete sie mit liebendem Worte:

„Fürchte dich nicht! Nichts Schlimmes wird dir begegnen. Ich selber werde mit dir sein!"

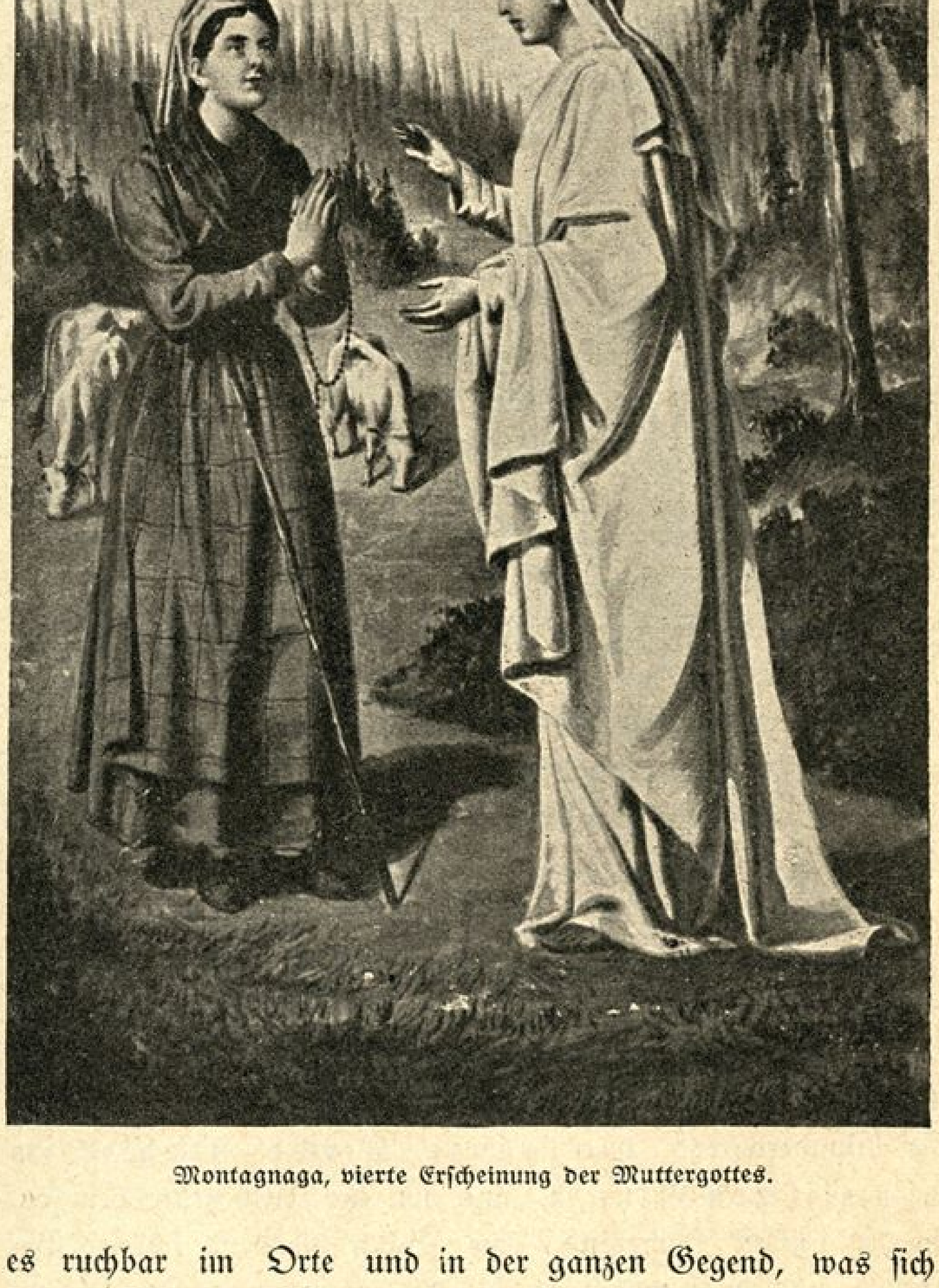
Und sie erhob ihre weiße Hand und segnete ihre neue, in Gnaden erkorene Botin. Und alsogleich fügte sie hinzu:

„In meinem Namen sollst du verkünden, daß alljährlich der heutige Tag festlich begangen werde; auch will ich, daß du das, was du jetzt geschaut, alsogleich den Anwesenden verkündest."

Da ward dem beglückten Mädchen unendlich wohl und von einer unwiderstehlichen Sehnsucht getrieben verlangte sie, das goldig schimmernde Kreuz am Rosenkranze mit den Händen zu berühren. Schon streckte sie ihren Arm begehrend aus, schon näherten sich ihre Finger dem himmlischen Kleinod — da wurde sie von den Umstehenden in derber Weise aufgerüttelt, kam augenblicklich zu sich und sah sich umrungen von einer Schar besorgter Leute, die ihr, der vermeintlich Ohnmächtigen, zu Hilfe gesprungen waren. Da blickte sie verstört umher und ihren Lippen entrang sich die bittere Klage „O, welch einer Freude hat man mich beraubt!"

Das Ende des Gottesdienstes war nahe, die Leute begannen die Kirche zu verlassen; der Ohnmachtsanfall Dominicas hatte nur eine ganz unbedeutende Störung verursacht. Auch das Mädchen selber schickte sich an, fortzugehen. Wohl erinnerte sie sich des Befehles: „du sollst das, was du geschaut, sofort den Anwesenden verkünden!" aber sie brachte nicht den Mut auf, und versuchte, stillschweigend hinwegzugehen. Da ward sie bei der Tür von einer geheimen, aber unwiderstehlichen Macht festgebannt, daß sie keinen Schritt mehr weiter machen konnte. Und zugleich löste sich das Band ihrer Zunge und sie rief nun mit weithin hörbarer Stimme aus: „O, wie schön ist die allerseligste Jungfrau! Sie ist heute soeben in dieser Kirche erschienen! O, wie schön, wie wunderschön sie ist!"

Da gab es Aufregung und Spott und Bemitleidung, aber auch Neugierde und dringendes Fragen. Und bald ward



Montagnaga, vierte Erscheinung der Muttergottes.

es ruchbar im Orte und in der ganzen Gegend, was sich in der Kirche zu Montagnaga zugetragen habe.

Verschiedene Beurteilung.

Wie immer bei solchen Anlässen war die Aufnahme dieser neuen Kunde eine sehr geteilte. Zu den offenbaren und entschiedensten Gegnern gehörte jedenfalls der Ortspfarrer. Er wollte von der ganzen Sache überhaupt nichts wissen.

Andere dagegen waren Feuer und Flamme für die Sache und hielten sich für glücklich, zur Verbreitung derselben irgend etwas beitragen zu können. Insbesondere war es der schon öfters erwähnte Jakob Moser, dem es begreiflicherweise gar sehr wohltun mußte, zu sehen, daß das von ihm besorgte und auf seine Veranlassung öffentlich ausgestellte Bild der Gegenstand so hoher himmlischer Beachtung wäre. Auch ein namhafter Teil des Volkes ereiferte sich für die Angelegenheit und gab freiwillig nicht unbeträchtliche Spenden für die Kirche in Montagnaga.

Der Einfluß der gläubigen Partei wurde noch größer, als sich ihnen offen und entschieden ein hoher kirchlicher Würdenträger anschloß, der Trienter Domherr Graf Buccelari. Dieser und Jakob Moser wurden dadurch bald Freunde, und während Moser auf seine Kosten in Trient ein neues, größeres und schöneres Bild der Erscheinung in Caravaggio besorgte, nahm der Domherr die Herstellung eines Marmoraltares für die Seitenkapelle der Kirche in Montagnaga auf sich. Beide Arbeiten, Bild und Altar, wurden für den 8. September fertiggestellt und erhielten an diesem Tage die kirchliche Weihe.

Die dritte Erscheinung.

Horch! es tönen süße Sänge!
Sieh! in Lüften ein Gepränge,
Und voran die Königin!
Die da spricht: Dominga, eile,
Künd' es allwärts ohne Weile:
Daß ich — Christi Mutter bin!

Die allerseligste Jungfrau würdigte sich, diesem Eifer der beiden genannten Männer indirekt ein ehrendes Zustimmungszeugnis zu geben, indem sie gerade am 8. September Dominica Targa mit einer neuen Offenbarung beglückte.

Das Mädchen hatte sich selbstverständlicherweise zu der Feier der Weihe eingefunden, und war schon so frühzeitig gekommen, daß sie knapp vor dem neuen Altare niederknieen konnte. Vielleicht hatte ihr auch die Ehrfurcht des Volkes diesen Ehrenplatz reserviert. Während sie nun in Andacht versunken dakniete, vernahm sie einen lieblichen Gesang von vielen Stimmen, von denen es schien, daß sie immer näher kämen.

„Ach," dachte sie bei sich, „jetzt kommt die Pfarrprozession von Piné". Denn diese sollte jedenfalls zur Feier eintreffen und konnte tatsächlich jeden Moment erwartet werden. Aber nach einer Weile kam ihr das Singen so außerordentlich schön vor, daß sie befremdet um sich blickte; und da sah sie Wunderbares: die ganze Kirche strahlte im himmlischen Glanze, und von der Kirchentüre her zog, in den Lüften schwebend, eine Schar blendend schöner Gestalten, und diese waren es, die da gar so wunderlieb sangen. An ihrer Spitze zog Maria, die seligste Jungfrau; wieder hatte sie ihr göttliches Kindlein auf den Armen, aber — welch ein Weh! — diesem Kindlein rannen blutige Tropfen über das holde Angesicht.

Der Himmelskönigin folgten drei Personen, die Dominica durch eine innerliche Erleuchtung als den heiligen Josef und das heilige Elternpaar Mariens, nämlich Joachim und Anna erkannte. Außer diesen schwebten noch eine Reihe von Lichtgestalten, Engeln daher, von denen mehrere Kerzen trugen, während wieder einer in ein Buch zu schreiben schien, ein anderer aber sein Antlitz gleichsam weinend mit den Händen bedeckte.

So also schwebte der wahrhaft himmlische Zug singend gegen das Gnadenbild, wo sich alsogleich zwei Engeln an der Seite dieses Bildes aufstellten. Die allerseligste Jungfrau aber erhob würdevoll ihre rechte Hand und segnete Altar und Bild.

Hierauf schwebte die ganze Prozession gegen den Hochaltar der Kirche hin, dann noch zum zweiten Seitenaltare, dem Rosenkranzaltare; vor beiden schienen die himmlischen Gäste kurze Andachten zu machen.

Da endlich kehrte die leuchtende Schar zum Gnadenbild zurück.

Und jetzt erst begann die Himmelskönigin zu Dominica zu sprechen:

„Rufe mit lauter Stimme dreimal: Es kommt die allerseligste Jungfrau!"

Gehorsam, wenn auch zaghaft, erfüllte das Mädchen diesen Auftrag und rief dreimal mit erhobener Stimme: „Es kommt die allerseligste Jungfrau!"

Das war ein Aufsehen in der Kirche, und alles drängte sich herzu. Mit Mühe ward der Gottesdienst zu Ende geführt.

Unterdessen aber genoß die Begnadete der liebevollen Ansprache der hohen, himmlischen Frau:

„Es freut mich, daß mein Bildnis bei dem meiner Mutter zur Verehrung ausgesetzt ist (es war ja eine St.-Annakirche), die du hier zugleich mit meinem Vater zugegen siehst" und hiebei zeigte sie mit würdevoller Geste auf die zwei ersten Personen ihres himmlischen Gefolges. „Ich selbst wählte mir diesen Ort zum Throne der Barmherzigkeit, und wer immer mich hier mit lebendigem Glauben um Gnaden anflehen wird, wird nicht leer nach Hause kehren. Sorge dafür in meinem Namen, daß eine geräumigere und größere Kirche gebaut werde, damit sie meine Verehrer, die von nun an in großer Anzahl herbeiströmen werden, fassen könne. Ich habe es mir bei meinem göttlichen Sohne erbeten, hier in Montagnaga meine Gnaden austeilen zu dürfen. Siehe den schreibenden Engel: er verzeichnet jene, die andachtsvoll herbeikommen, um mich hier im Bilde zu verehren. Und siehe jenen weinenden Engel: er beweint den Unglauben jener harten Herzen, die meinen Erscheinungen in dieser Kirche keinen Glauben beilegen wollen."

„Aber wie wird man mich dann behandeln?" erlaubte sich Dominica zweifelnd zu entgegnen, indem sie dabei des

Spottes und der Verachtung gedachte, dessen sie bisher von vielen Seiten teilhaftig geworden war.

„Habe keine Furcht; ich, die ich dies befehle, bin Maria, die Mutter des Herrn. Mache ohne Scheu alles bekannt, was du gesehen und gehört hast, und gehe vor allem zum Herrn Pfarrer!"

So etwa sprach die Allerseligste und verschwand dann samt ihrem Lichtgefolge den Augen der Seherin.

Diese machte sich nun auf den Weg zum Pfarrhofe. Aber sie wußte im vorhinein, daß der Pfarrer ihr übel gesinnt sei. So ging sie denn schweren Herzens und begann zu erzählen. Kaum hatte der Pfarrer vernommen, in welcher Angelegenheit sie sprechen wollte, so wies er ihr barsch die Tür. — So ging denn Dominica betrübt nach Hause.

Vierte Erscheinung.

Bei der Herde, auf der Weide
Weilt die Hirtin, voll vom Leide;
Doch schon naht die Trösterin:
„Fürchte nicht! in meinen Händen
Muß ja alles glücklich enden,
Denke doch, daß ich es bin!"

Zwei Tage nach dieser dritten Erscheinung weilte Dominica wieder im Freien bei ihrer alltäglichen Beschäftigung; sie weidete auf der „Langwiese" (pra'longo) das Vieh. Sie gedachte der Enttäuschung, die sie beim Pfarrer erlebt hatte und überließ sich der Traurigkeit. Dann betete sie den Rosenkranz. Es war gegen vier Uhr nachmittags. Da kam ihre erhabene himmlische Gönnerin wieder zu ihr. Sie war genau so gekleidet, wie damals, als sie ihr das erstemal erschien.

„Warum so traurig?" war ihre teilnehmende, freundlichste Anfrage, „etwa deshalb, weil dir der Pfarrer kein Gehör geschenkt hat?"

„Ja, deshalb. Ich weiß ja gar nicht mehr, was ich eigentlich beginnen soll.

„Erzähle das Ganze deinem Beichtvater, dem hochwürdigen Herrn Michael Bernardi und lasse ihn die Angelegenheit in die Hand nehmen. Mag man wollen oder nicht, man wird dir Glauben und Gehör schenken müssen; bleibe mit Gott und hege keine Zweifel!"

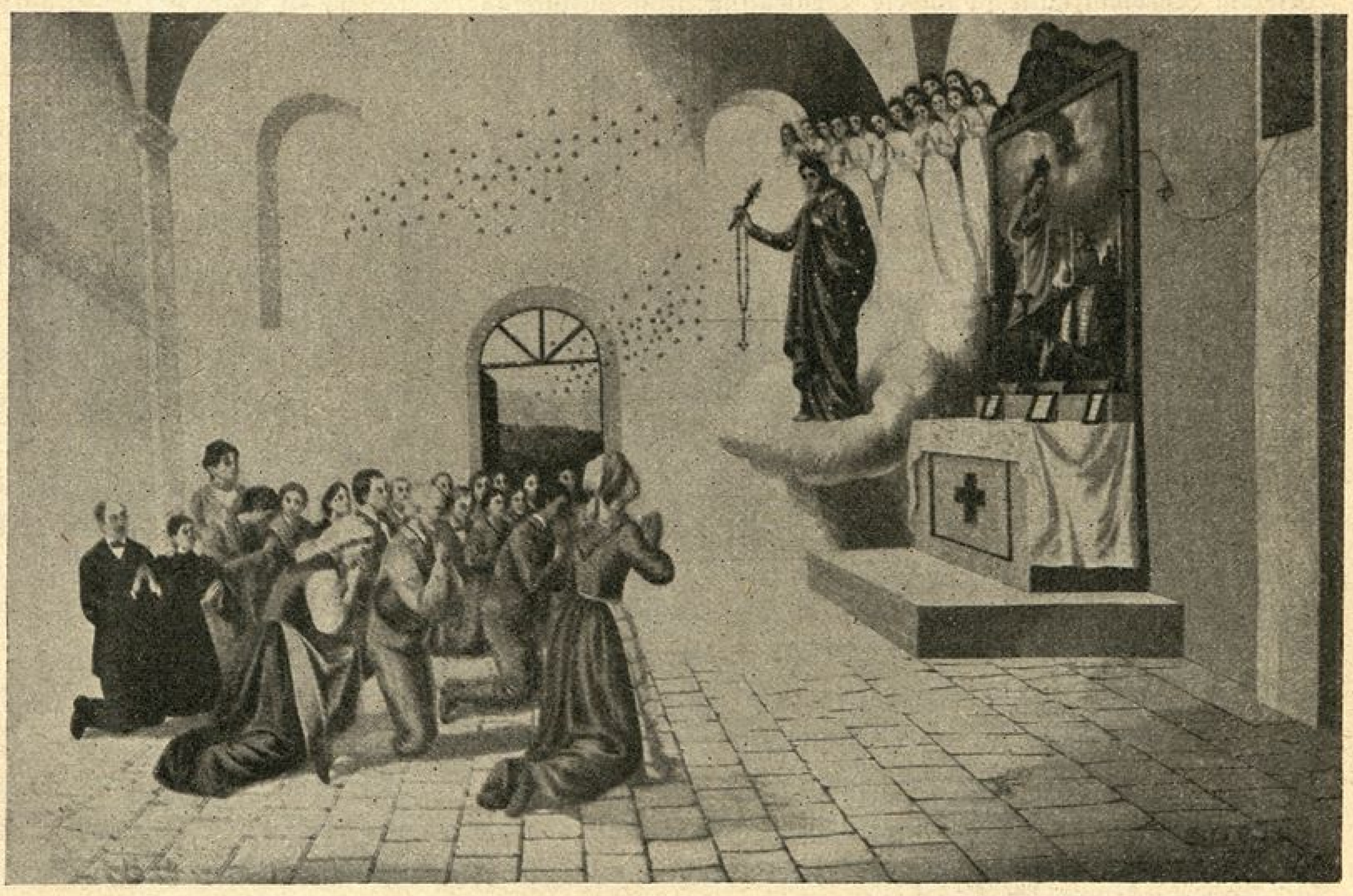
So sprach die „Trösterin der Betrübten", dann erhob sie sich himmelwärts und verschwand.

Hochbeglückt und frohen Herzens eilte Dominica bei allernächster Gelegenheit zu ihrem Beichtvater und berichtete ihm dort in Gegenwart eines noch anderen Priesters alles, was sie bisher erlebt hatte, umständlich und genau.

Die kirchliche Untersuchung.

Mit Aufmerksamkeit horchte der Priester und fühlte sich um so mehr bewegt, da er direkt von der himmlischen Mutter als geeigneter Vermittler und Förderer genannt worden war. Die schlichte, ungekünstelte Erzählung gewann alsbald sein Herz. Übrigens hatte er ja doch längst schon von der Sache gewußt, und war schon aus dem Grunde nicht abgeneigt, den Berichten Glauben zu schenken, weil sich unterdessen mehrere ganz auffallende Gnadenerweisungen zugetragen hatten, die man nicht kurzerhand leugnen und von sich weisen konnte.

Doch hielt er es für passend, nicht eigenmächtig vorzugehen, sondern die kirchliche Obrigkeit, also in diesem Falle den Bischof von Trient, davon zu verständigen. Nach mancherlei Vorverhandlungen, wurde schließlich von Trient ein gelehrter Priester abgeordnet, der an Ort und Stelle Erhebungen pflegen sollte.



Montagnaga, fünfte Erscheinung der Muttergottes.

Nachdem dies geschehen, wurde zur eigentlichen Untersuchung geschritten, zu welcher die Zeugen nach Trient vorgeladen wurden. Diese Untersuchungen fanden an vier Tagen, und zwar vom 20. bis 23. Mai des Jahres 1730 statt. Ein endgiltiges Urteil wurde damals nicht gefällt.

Die fünfte Erscheinung.

Selig! — Darf noch einmal schauen
Dich, die Jungfrau der Jungfrauen, —
Glanzumfloss'ne Königin!
Darf mich beugen deinem Segen,
Darf in deine Hände legen,
Was ich habe, was ich bin!

Kaum war das begnadete Mädchen von der kirchlichen Untersuchung heimgekehrt, als ihr die allerseligste Jungfrau Maria mit neuerlicher Huld entgegenkam: Dominica Targa hatte das Glück, zum fünften und zugleich zum letzten

Male die erhabene Mutter Jesu Christi von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Es waren gerade drei Tage seit der Untersuchung verflossen, und es jährte sich der große Tag der zweiten Erscheinung, der 26. Mai. In Montagnaga war nachmittags feierliche Vesper, bei der selbstverständlich unsere Dominica nicht fehlen durfte.

In dem Augenblicke nun, als der marianische Preisgesang: „Magnificat", „Hoch preiset meine Seele den Herrn" von den Priestern angestimmt wurde, flammte die Kirche vor den Augen des Mädchens in überirdischem Lichte auf und an ihre Ohren schlug der Hall himmlischer Gesänge, unaussprechlich lieblicher und ergreifender als der Gesang in der Kirche. Und da schwebte sie auch schon herbei, die Glorwürdige, die Heilige, die Gebenedeite unter den Weibern. Diesmal hatte sie andere Begleitung: eine entzückend schöne Schar von Jungfrauen, alle mit schneeweißen Kleidern angetan, folgte den Spuren der voranschreitenden „Königin der Jungfrauen". Die Herrliche hatte sich diesmal wieder in lauteres Gold gekleidet, und eine schimmernde Krone zierte das reichlich wallende Haar. Nebst dem Rosenkranze, den sie schon früher getragen, hielten ihre Finger diesmal ein zierliches mit Rosengewinde geschmücktes Zepter.

Und es geschah alles wieder so, wie es am 8. September des vergangenen Jahres sich zugetragen hatte: Der leuchtende Zug besuchte alle drei Altäre der Kirche, zuerst den Muttergottesaltar, dann die beiden anderen. Und als dies geschehen, erhob die Mutter des Herrn ihre Rechte und segnete das anwesende Volk; in diesem Augenblicke erhoben mehrere in der Kirche anwesende Personen ein klägliches, ja fast fürchterliches Geheul. Es entstand eine Panik in der Kirche, wußte ja doch niemand, warum diese Leute auf einmal so entsetzlich schrieen; nur die Augen Dominicas hatten die Ursachen erspäht: der Segen Mariens war es, der denen, die sich mit Leib und Seele dem Satan überliefert, zum Schrecken und Entsetzen gereichte.

Sie selber aber, Dominica, vernahm in diesem Augenblicke noch das Läuten jener Glocke, die neben dem Muttergottesaltare hing, und ihr Blick fiel zugleich auf eine merkwürdige Erscheinung: ganze Scharen großer, schwarzer Fliegen wurden sichtbar und flogen summend so rasch sie konnten, bei Tür und Fenster ins Freie. Auch dies schien eine Wirkung des Segens der allerseligsten Jungfrau zu sein.

Nun war Ruhe, und die hohe Frau begann mit ihrem irdischen Liebling holdes Zwiegespräch: „Es freut mich, daß so viele mir in diesem Bilde Ehre erweisen. Und ich verspreche für die Zukunft und ganz besonders für den 26. Mai, allen jenen, die mich hier verehren, reichlichste Huld und Gnade".

Das war das allerletzte Versprechen der seligsten Jungfrau in Montagnaga. Darauf verschwand sie, und ward seit dieser Zeit nicht mehr gesehen.

Aber ihre Gnade wirkt seit diesen Tagen ohne Unterbrechung fort und fort in der lieben Wallfahrtskirche zu Montagnaga.

Bau der Kirche.

Die kirchliche Untersuchung, die im Mai des Jahres 1730 stattgefunden hatte, wurde im Herbste desselben Jahres in Montagnaga wiederholt. Hiebei konnte Dominica über die neuerliche fünfte Erscheinung Bericht erstatten, und wohl hatten sich auch neue Hulderweise des „Heiles der Kranken" ereignet, so daß die kirchliche Obrigkeit die Tatsache der Erscheinung anerkannte und den Bau einer Kirche gestattete.

Don Bernardi, der Beichtvater der Seherin, nahm sich mit Feuereifer der Idee an, und obwohl es eigentlich Verwegenheit schien, daß ein Dörfchen, das kaum 20 Familien zählte, an die Errichtung einer großen Kirche dachte, so wurde dennoch im Vertrauen auf die Hilfe Mariens der Bau in Angriff genommen.

1736 ward der Grundstein gelegt, 1750 stand die Kirche vollendet da.

Weitere Schicksale Dominicas.

Die Seherin von Montagnaga lebte nach den stattgehabten Erscheinungen noch 34 Jahre. Sie führte wie zuvor ein Leben der Arbeit, der Entbehrung und Mühseligkeit.

Von allen, die sie kannten, ward sie als ein Muster jeglicher Tugend, als eine heiligmäßige Person geehrt, geliebt und geachtet.

Niemals sprach sie über ihre Erscheinungen, es sei denn, daß sie dazu direkt aufgefordert wurde. Jeden Morgen ging sie in die Kirche. Späterhin wurde sie ganz gebrechlich und untauglich zu jeglicher Arbeit. Da verblieb sie dann viele Stunden lang an jenem Orte, der ihr der liebste war: beim Altar mit dem Bilde U. L. Frau von Caravaggio. Endlich am 24. Oktober des Jahres 1764 hauchte sie nach besonders andächtigem Empfange der heiligen Sakramente ihre reine Seele aus, um diejenige für immer zu schauen, die sie schon mit ihrem sterblichen Auge in seliger Wonne hatte betrachten dürfen. —

Ihre Wohnung wird noch bis heute gezeigt: Eine recht ärmliche Hütte mit Lehmboden, die sonst weiter nichts hat als eine Türe und ein kleines Fenster. Allerdings hat man im Jahre 1891 ein Stockwerk daraufgebaut. Durch eine entsprechende Inschrift ist es erkenntlich gemacht.

Das Gnadenbild gewaltsam verschleppt.

Achtzig Jahre waren seit der Entstehung dieses herrlichen Wallfahrtsortes in Ruhe und Stille dahingegangen. Da kam ein Sturmjahr. Es war das Jahr 1808. Damals stand Südtirol unter bayrischer Oberhoheit. Nun gelüstete es die biederen Bayrer, allerdings etwas verspätet, das nachzumachen, was ihnen Josef II. in Österreich vor zwanzig Jahren vorgemacht hatte.

Also ermannte sich die bayrische Regierung zu einer Heldentat und schwor dem Wallfahrtsorte Montagnaga Tod und Untergang. Auch vermochte sie nichts Originelles zu ersinnen, sondern machte alles ganz genau so, wie es Kaiser Josef sich erklügelt hatte: Es kam nämlich der gemessene

Befehl, das Gnadenbild in die Pfarrkirche Civezzano zu übertragen. Das geschah. — Dann hätte die Regierung gern gesehen, daß die Leute nicht mehr nach Montagnaga beten gingen. Dieser Wunsch wurde aber nicht erfüllt. Alles eilte nach wie vor nach Montagnaga und schimpfte natürlich dabei ganz gehörig über die Regierung (wodurch natürlich die gerügten „Mißbräuche" an Wallfahrtsorten ganz erheblich vermehrt wurden: nämlich durch die Schimpfereien).

Nun konnte aber doch die hohe Regierung nicht dulden, daß ihr vom gemeinen Volke solcher Widerstand geleistet wurde. Ein genialer Handstreich sollte der ganzen mißliebigen Geschichte ein jähes Ende bereiten. Es kam der 26. Mai, der große Feiertag für Montagnaga. Und also dekretierte die hohe Regierung: Am 26. Mai hat die Kirche in Montagnaga überhaupt geschlossen zu bleiben. So stand es am großen Papier, so wurde es mit Profoßenmiene verlautbart.

Es kam der 26. Mai 1808. Alle die Andächtigen, die sonst an diesem Tage am Wallfahrtsorte zusammenströmten, waren vollzählig beisammen, und dazu noch ungezählte Scharen von Neugierigen, die gerade wegen des Verbotes des Gottesdienstes hiehergekommen waren. Montagnaga hatte noch selten so viele Leute auf einmal beisammen gesehen. Rings um die gut geschlossene Kirche knieten und beteten Tausende von Pilgern. Irgend ein Unbekannter hatte an die äußere Kirchenmauer ein Abbild des Gnadenbildes angebracht. Das genügte den Leuten in dieser Not vollauf. So ging es lange Zeit fort.



Montagnaga, Kirchenfront und Portal.

Plötzlich kam etwas, auf das niemand gerechnet. Wie sagt doch Uhland, der bayrische Dichter:

„Da wallt dem Deutschen auch sein Blut —
Er trifft — die Kirchentür so gut ....."

Da waren nämlich auch vier Deutsche, gute Freunde, denen wurde die Regierungsfrozzelei zu dumm. „Schlagen wir die Türe ein!" Gesagt, getan! Lag da in der Nähe ein Holzklotz. Diesen hoben sie auf, warfen ihn gegen die Türe. Die Türe ging auf den ersten Schlag auf, ohne die mindeste Verletzung zu zeigen[1]) und hinein strömte jubelnd das Volk.

Spitzel flogen mit der Neuigkeit nach Civezzano und berichteten brühwarm die unglaubliche Mär. Sofort beorderte die beleidigte Obrigkeit sämtliche Sicherheitsorgane von Civezzano an den Ort des Verbrechens. Es waren ihrer vier Gerichtsdiener, jeder mit einem scharf geladenen Gewehr und überdies viel Munition, Pulver und Kugeln. An Ort und Stelle angelangt suchten sie die Schuldigen zu verhaften und das Volk hinauszudrängen. Alles vergebens.

Jetzt wurden sie ernst. „Feuer!" kommandierte der Befehlshaber und vier Schüsse knatterten mitten in die Menge: Resultat: Niemand verletzt. Achtmal nacheinander wurden noch vierfache Salven abgegeben: Resultat: Niemand verletzt. Ein gewisser Bonaventura Grisenti erhielt zwei Kugeln an die Brust; sie prallten ab und konnten von der Erde aufgehoben werden.

Die Gerichtsdiener selber waren entsetzt. Und ihr Anführer rief endlich laut aus: „Gegen Maria hat Menschenwitz keine Macht! Wir haben Wunderbares genug gesehen! Kehrt euch! Marsch!" Dann ging er zum Ortsseelsorger und überreichte ein Almosen für den Gnadenaltar und ließ zwei Dankmessen lesen, daß kein Unglück geschehen sei. Späterhin brachte der nämliche noch ein Meßgewand als Geschenk für die Kirche.

Wohl blieb das Bild nach wie vor in Civezzano, und zwar so lange, bis die Herrschaft der Bayern in die Hände der Österreicher überging. Schon am 30. April 1809, also nicht ganz ein Jahr nach der Entfernung wurde die Zurückbringung des Bildes angeordnet; vielleicht tat es der österreichische Staat, um den wackeren Tirolern seine besondere Dankesgunst zu erweisen.

Wichtige Ereignisse seit dem Jahre 1881.

Nachdem früher der Wallfahrtsort Montagnaga eine Art Stilleben geführt hatte, drängte sich seit dem Jahre 1881 eine derartige Anzahl von wahrhaft erstklassigen Ereignissen zusammen, daß wir wohl vergeblich einen zweiten Wallfahrts-

[1]) Ein ganz ähnlicher Fall trug sich in Hoheneich, N.-Öst., zu, nur noch auffallender, da die verrammelte Tür durch einfache Berührung mit dem Kreuze aufsprang.

ort suchen werden, der im Laufe von dreißig Jahren eine so achtunggebietende Kette von großen Vorkommnissen aufzuweisen hätte. Diese Ereignisse sind folgende:

1881: Bedeutende Vergrößerung der Wallfahrtskirche.

1887: Ankauf des Ortes der ersten Erscheinung und Aufstellung des prachtvollen Denkmales daselbst, „Comparsa" genannt.

1894: Feierliche Krönung des Gnadenbildes.

1898—1903: Errichtung der herrlichen Scala Santa.

1903: Inangriffnahme der Herstellung der 15 Rosenkranzgeheimnisse in großartig angelegten Kapellen.

Die zerbrochenen Flaschen.

Bei dieser Gelegenheit teilen wir ein kleines Vorkommnis mit, das sich am Tage der Einweihung der Comparsa zutrug.

An diesem festlichen Tage gab es in Montagnaga einen großartigen Volkszusammenlauf, wie ihn dieser Ort noch nie zuvor gesehen; man zählte etwa sechzehntausend Besucher. Was Wunder, wenn bei solch einer vortrefflichen Gelegenheit einem findigen Geschäftsmanne einfiel, daß sich da spielend leicht ein netter Nebengewinn einstreichen lasse. Das Mittel zum Zweck sollte ihm der Branntwein sein. Er dachte, daß bei der Comparsa ein sehr geeignetes Plätzchen zum Ausschenken wäre und traf seine Vorbereitungen. Er nahm zwei Flaschen des edlen Feuertrankes mit sich, die eine große etwa zehn Liter hältige trug er auf der Schulter, die kleine, etwa einen Liter fassende steckte er in den Sack. Auf dem lauschigen Gnadenplätzchen angekommen, machte er sich frohgemut ans Werk und hob vorsichtig seine große Flasche von der Schulter und ließ sie sachte zu Boden gleiten. Aber, als sie den Boden berührte, barst sie und all der Inhalt war dahin! Und der gute Mann war doch so vorsichtig gewesen! Da griff er denn nach seiner zweiten Flasche und bot den Umstehenden den Branntwein zum Kaufe an. Käufer fanden sich bald, er gab dem einen das Gläschen in die Hand, hob seine Flasche zum Einschenken in die Höhe, da hatte er plötzlich den leichten Flaschenhals in Händen, alles übrige lag im Grase.

Das war sonderbar! Daß hier ein bloßer Zufall walte, war möglich, aber schwer, sehr schwer zu glauben. Es lag näher, unter Erwägung aller Umstände, an einen deutlichen Fingerzeig Gottes zu denken. Der Fingerzeig wurde begriffen und aufgefaßt: Weder jener spekulative Erstlingshändler, noch jemals irgend einer nach ihm haben es versucht, ein ähnliches Handelsgeschäft an dieser geweihten Stätte zu beginnen.

Um so mehr gilt den Leuten das Wasser eines Ziehbrunnens, der wenige Schritte von dem Denkmale steht, als Gnadenwasser und sie benutzen es vielfach in ihren leiblichen Nöten, weil sie dadurch die Hilfe Mariens zu erlangen glauben.

Montagnaga und Lourdes.

Die Entstehungsgeschichte dieser beiden Wallfahrtsorte hat eine geradezu frappante Ähnlichkeit.

In beiden Fällen wird ein armes Hirtenmädchen zur Vermittlerin der Gnadenkunde auserkoren, und für einen bestimmten Tag wieder herbestellt. In beiden Fällen erscheint die allerseligste Jungfrau zu wiederholtenmalen. Die unbedeckten Füße, das weiße Kleid, der Schleier über dem Haupte, der Rosenkranz am Arme findet sich in Lourdes ebenso wie in Montagnaga. Hier wie dort zeigt sich zuerst ein Lichtglanz, aus dem dann die Gestalt hervortritt.

In beiden Fällen erhalten die Botinnen den Auftrag, das Geschaute zu verkünden, werden insbesondere zu den Ortspfarrern geschickt, und sollen für die Errichtung eines Gotteshauses Sorge tragen. In beiden Fällen verspricht die Erscheinung den Kommenden viele Gnaden erweise. In Lourdes fordert sie zur Buße auf, in Montagnaga erklärt sie, daß sie ihrem erzürnten Sohne diese Gnaden im Gebete abgerungen habe.

In beiden Fällen kommen ganz außerordentliche Vorfälle betreffs dämonischer Einwirkungen vor. In beiden Fällen werden die Seherinnen zuerst von den Priestern sehr schroff behandelt, dringen aber dann glänzend durch. Dominica Targa wie Bernadette Soubirous leben fortan ein heiliges Leben.

Wir fragen: Ist das alles Theater, ist das abgekartet, gemacht? Dann müßte offenbar die später lebende Bernadette von der älteren Kollegin Dominica gelernt haben. Aber wir fragen: Ist nicht schon die Annahme drollig, daß die vierzehnjährige Schäferin in den Pyrenäen, die nicht lesen und schreiben konnte, von Montagnaga in Südtirol schon etwas gewußt habe? — Wir zweifeln gar nicht, daß es derartige Kraftgenies geben wird, die diese Schule Dominica-Bernadette für ausgemachte Tatsache hinstellen werden! Wir kennen unsere Atheisten!

Wir für unsere Person jedoch sehen in diesem herrlichen Einklange der Tatsachen etwas ganz anderes: Wir sehen daraus einfach, daß es dieselbe himmlische Frau war, die dies alles nach ihrem Gutdünken arrangiert hat, wir sehen, daß es dieselben diabolischen Machenschaften waren, die gegen das aufstrebende himmlische Licht rebellierten und daß sich schließlich in Montagnaga wie in Lourdes nur die große biblische Szene in einem allerdings bescheideneren Abglanze wiederholte: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Dir, der Schlange, und dem Weibe; sie wird Dir den Kopf zertreten, Du aber wirst ihrer Ferse nachstellen."

Montagnaga, eine Schule der Demut.

1. Wenn wir das uns geschilderte Auftreten der Muttergottes in Montagnaga studieren, ihre Kleidung, ihre Worte, so werden wir nirgends irgend etwas Unwürdiges, Unpassendes entdecken. Diese Erscheinung benimmt sich so, wie wir es von dem Idealbilde unserer himmlischen Mutter voraussetzen würden.

Aber geradezu auffallend ist es, in welch kritische Lagen die Königin des Himmels ihre auserlesene unschuldige Botin durch ihre Befehle hineinzwingt. Sie läßt sie direkt zur „Närrin" werden. Man stelle sich nur vor, was jene Dominica zu wiederholtenmalen ausführen mußte: Sie sollte in der menschenvollen Kirche laut aufschreien. Mußte man sie da nicht für toll halten? Sie mußte vor dem Altare hinsinken und wie leblos liegen bleiben, und also den naheliegenden Verdacht erwecken, sie sei eine krankhafte, hysterische Person. Das sind schwere Verdemütigungen, harte Prüfungen!

Was sollen wir davon sagen? Vielleicht hielt es Gott für gut, uns hier eine Illustration zu jenen Worten zu bieten, die die Schrift enthält: „Hat Gott nicht die Weisheit dieser Welt zur Torheit gemacht? .... und was an Gott ihnen töricht scheint, ist weiser, als die Menschen ..... und was töricht ist vor der Welt, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen." (I. Cor. 1. Kap.) Jedenfalls enthalten diese Vorgänge eine sehr empfindliche und drastische Lektion für die hoffärtige Aufgeblasenheit

des sich sehr weise dünkenden Menschen. Der Mensch möge sich ja nicht einbilden, daß Gott der Herr, wenn er Großes und Ersprießliches leisten will, auf die Weisheit der Menschen angewiesen sei; ebensowenig wie er die Reichen oder die Vornehmen benötigt, ebensowenig bedarf er auch, wenn es ihm gefällt, der Weisen und Gescheiten. Gott richtet mit einem einzigen Narren mehr aus auf der Welt, als alle Weltweisen dieser Erde ohne Gott.

2. Eine weitere Schule der Demut ist das Gnadenbild selber. Man erinnere sich, daß gerade dieses Bild nicht nur, wie andere Bilder, ein „Gnadenbild" sei, nein, noch mehr: Dieses Bild ist zweimal von himmlischer Prozession aufgesucht worden, an die Seite dieses Bildes haben sich Engel mit brennenden Kerzen hingestellt, und man höre: Dieses Bild hat den speziellen Segen der Himmelskönigin erhalten! — Und wie sieht dieses Bild nun aus? Wohl entdecken wir darin einige Züge, die an die Rafaelische Manier erinnern (ist ja das Bild in „Civezzano" von einem Schüler Rafaels gemalt). Aber jedenfalls hat die Kopie in Montagnaga ganz gewaltige Schönheitsfehler. Man sehe auf die kurzen Arme der Muttergottes, auf den plumpen Faltenwurf beim linken Arme, man beachte die zutagetretende Genickstarre der Seherin, und deren ganz verfehlt gemalten rechten Arm! — Und ein solches Machwerk erhält den Segen der allerseligsten Jungfrau, während Murillos und Rafaels „Meisterwerke" bis heute noch vergeblich darauf warten. Und dabei wagt man es, ein Damoklesschwert über die Häupter jener Pfarrer hinzuhängen, die sich herausnehmen in einem katholischen, (bitte: nicht staatlichen!) Gotteshause irgend etwas anzuschaffen oder zu ändern, was den drakonischen Gesetzen einer sogenannten Kunst sich nicht fügen will! Es wundert uns fürwahr, daß bisher noch keiner der Kulturstaaten einen Erlaß an die allerseligste Jungfrau herausgegeben hat, der diese so wenig kunstsinnige Persönlichkeit entsprechend aufzuklären, und ihr Anweisungen zu geben hätte, worauf sie in Hinkunft bei der Wahl ihrer Gnadenbilder Rücksicht zu nehmen habe.



Montagnaga, Grotte der Geburt Christi.
(Dritte Station der neuen Rosenkranzkapellen).

Wir fügen mit Freuden diese neue, an Wallfahrtsorten gemachte Erfahrung den bisherigen anderen, aber ähnlichen an, und sind schon jetzt in der Lage, ein frappantes Mosaikbild göttlicher Wege und göttlicher Mittel zusammenstellen zu können:

A. Die Sippe der Künstler und ihre zahllosen Anhänger sind berauscht von den Leistungen menschlicher Kunst. Gott aber spricht in vielfachster Stimme aus den Wallfahrtsorten: Ich verzichte auf eure Kunst, und nehme mir Gnadenbilder, die ihr verachtet, hauche ihnen den Geist meiner Gnade ein, und leiste mit einem einzigen dieser Bilder mehr Gutes, Veredelndes, wahrhaft Nützendes, als ihr Künstler der Erde mit allen euren allerbesten „Kunstwerken" leistet und geleistet habet.

B. Der Mensch hat sich in Personenkultus verirrt, und die Schmeichelei, die man hochgestellten Persönlichkeiten entgegenbringt, ist unglaublich ausgeartet. Gott aber spricht in vielfachster Stimme aus den Wallfahrtsorten: Ich brauche weder eure Könige, noch eure Fürsten, sondern ich wähle die Werkzeuge meiner Gnade aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung, rufe sie von ihren Schaf- und Ziegenherden weg zum Prophetenamte.

C. Es posaunt der Mensch sein Schlagwort in die Welt hinaus: „Mein Gott ist das Geld! Gebt mir Reichtum, behaltet das andere!" — Gott aber spricht in vielfacher Stimme aus den Wallfahrtsorten: Ich wirke nicht mit Geldbaronen, nicht mit Wertheimkassen, sondern blutarme Bauernkinder sind die Fundamente meiner Großtaten.

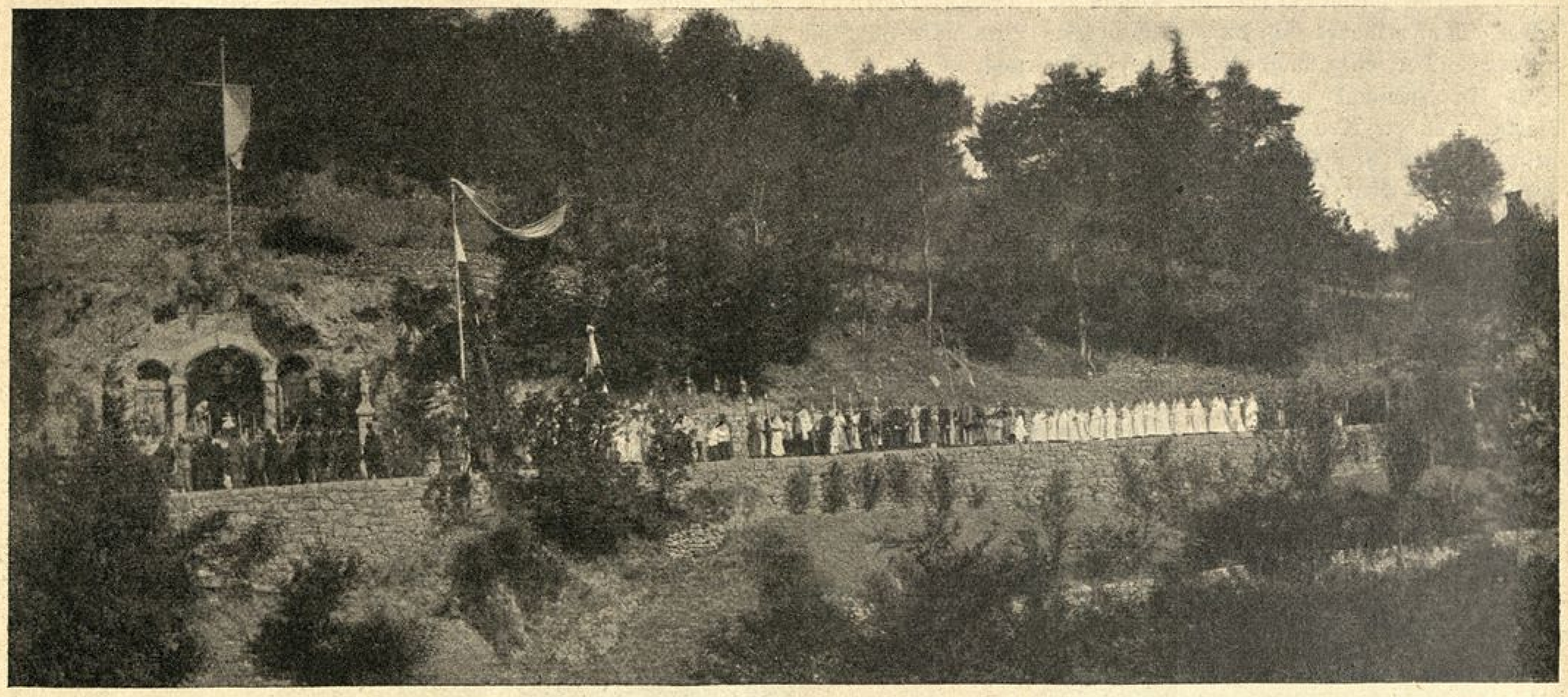
D. Die Welt ehrt ihre Günstlinge mit goldenen Ketten, mit Verhimmelung, mit Ehren aller Art. — Gott aber spricht in vielfacher Stimme aus den Wallfahrtsorten: Meine Günstlinge und Lieblinge müssen arm, bescheiden, demütig bleiben bis an ihr Ende, und ich sende meinen Propheten und Wallfahrtsgründern mit Vorliebe Schmach, Verfolgung, oft auch Gefängnis, meistens aber viele, lange Leiden.

E. Es feiert die menschliche Schulweisheit ihre Triumphe, und die Wissenschaft ist pfauenstolz auf das, was sie geleistet zu haben vermeint. — Aber es beschämt der Herr diese Weisen der Erde: denn weder Physiker, noch Astronomen, noch Philosophen, kein Kant und Hegel, kein Spinoza und kein Schopenhauer wäre z. B. in der Lage gewesen, im vorhinein die künftige Entstehung des Wallfahrtsortes am Grulicher Berge zu erkennen: Die kleinen Kinder aber wurden zu Gotterleuchteten, zu Propheten, zu Pfadtretern für ungezählte Tausende.

F. Die Medizin bläht sich und spricht „Ego sapiens!" „Ich bin der Weise!" und sieht in ihrer Blindheit nicht den brennenden Hohn, der aus tausend Spitälern ihrer vermeintlichen Wissensgröße entgegengrinst — sieht und hört nicht den gutmütigen Spott, mit dem Gevatter Tod den hoffärtigen Medizinern zublinzelt und ihnen ins Handwerk pfuscht. Da spricht Gott in der vielfachen Stimme aus den Wallfahrtsorten: Eitle Menschen!

mit einem einfachen Leinwandstückchen u. dgl. wirke ich, wenn es mir beliebt, Heilungen, die ihr alle miteinander niemals zuwege bringen könnt! —

So stellen die Erkenntnisse, die wir in den Wallfahrtsorten erringen, alle menschlichen Grundsätze auf den Kopf, und das Mosaikbild dieser Lehren, die wir aus den Wallfahrtsorten ziehen, entpuppt sich als wunderbares, gleichwertiges Seitenstück



Montagnaga, Prozession bei der dritten Rosenkranzkapelle.

der Bergpredigt Jesu Christi, die sich darin gefällt, in ihrer großartigen Einleitung, nämlich in den acht Seligkeiten, ein für menschliches Denken geradezu haarsträubendes Programm in die Welt zu werfen.

Und darum sagen wir: Der Geist, der in den Wallfahrtsorten weht, ist unverfälschter, echter Geist Jesu Christi!

Gebetserhörungen.

Das Muttergottesbild vom Blitzstrahl verschont.

Während eines starken Gewitters im Jahre 1895 flüchtete sich ein Italiener Namens Peter Bettega in eine Scheuer. Einer inneren Eingebung Folge leistend empfahl er sich dem Schutze Unserer Lieben Frau von Montagnaga. Kaum war sein kurzes Gebet vollendet, so fuhr krachend ein Blitzstrahl gegen seinen Kopf und dann längs seines Körpers, ohne aber diesen zu beschädigen, in die Erde. Sonderbarerweise war der Draht des Rosenkranzes, den Bettega um seinen Hals trug, von der Glut des Strahles zerschmolzen, während die daranhängende Medaille U. L. Frau von Carravaggio gänzlich unbeschädigt blieb. Der Mann kam am Hauptfeste (26. Mai 1896) nach Montagnaga, um dort seinen Dank zu sagen und ein Votivbild zu opfern. Er hatte wohl Ursache zu danken!

An der Schwelle des Todes gerettet.

Im Jahre 1894 lag eine Frau namens Margaretha Tamburini aus Cimega in schweren G.....nöten darnieder. Zwei Ärzte mühten sich vergeblich, ihr Hilfe zu bringen. Ihr Zustand wurde bedenklich, dann lebensgefährlich, schließlich geradezu aussichtslos. Es ward ein Telegramm nach Turin gesandt: Ob im Spitale Platz wäre und ob an dieser Frau sofort eine chirurgische Operation vorgenommen werden könnte. Die Antwort lautete verneinend.

So ging es dem sicheren Tode entgegen. Der Priester ward gerufen, um die Kranke mit den heiligen Sakramenten zu versehen. Als es nun schon soweit war, daß der Priester der Sterbenden die scheidende Seele aussegnete, machte eine anwesende Person den Vorschlag, ein Gelöbnis einer Wallfahrt nach Montagnaga zu machen. Lebhaft griff die Sterbende diesen Gedanken auf: „Ja, wenn ich gesund werde, will ich am nächsten Hauptfeste nach Piné gehen und dort meinen schönsten Ring opfern."

Es war zwei Uhr nachts, da dieses Gelöbnis ausgesprochen wurde. Kaum war es gemacht, änderte sich wie mit einem Schlage die Sachlage: Alles ging glatt und ohne weitere Schwierigkeiten vor sich. Die Genesene säumte nicht, ihr frommes Gelöbnis zur festgesetzten Zeit getreulich zu lösen.

Zufall oder Gnade?

Ein Vorkommnis, das allerdings als glücklicher Zufall erklärt werden kann, das aber alle Beteiligten als ein Wunder Gottes erklärten, trug sich im Jahre 1894 im Keller des Johann Nardin zu. — Vorausgeschickt sei, daß die Ehefrau dieses Mannes einige Tage zuvor eine Wallfahrt nach Montagnaga unternommen und von dort ein kleines Wallfahrtsbildchen mitgebracht hatte. Sie ging damit in den Keller und befestigte es gerade an dieses große volle Faß.

Wenige Tage nach nachher sollte der Wein abgezogen werden. Das Faß war groß. Nicht weniger als fünf Männer waren notwendig, um es gegen Schluß in jene schiefe Lage zu bringen, durch die auch die letzten Reste des Weines ablaufen konnten.

Einer beging dabei die Unvorsichtigkeit, daß er, um nachdrücklich zu helfen, hinaufstieg, um, sich an die Wand stemmend, mit dem Rücken das Faß zu heben und nach vorne zu drücken. Ohne zu fragen, ob die andern schon bereit wären, begann er seine Arbeit, da stürzte das mächtige Faß mitten unter die vier knapp davorstehenden Männer. Keinem einzigen von ihnen geschah dabei ein Leid.

Im November gingen alle Beteiligten nach Piné, um für diese Gnade zu danken und eine Votivtafel zu opfern;

ein Zeichen, wie sicher nach ihrem persönlichen Dafürhalten damals ein wunderbarer, übernatürlich erhaltener Schutz anzunehmen war.

Beim Anstiege zum Berge geheilt.

Im Jahre 1895 verrenkte sich Rafael Gobber aus Gobbera den Schenkel, so daß er zwar mühselig gehen konnte, aber immer Schmerzen empfand. Vierzig Tage wurde der Fuß elektrisiert und mit Gewichten beschwert; jedoch erfolglos. Da wollte sich der Patient in die Klinik nach Innsbruck begeben. Als er mit dem Postwagen nach Pergine gekommen war, gedachte er der Gnadenmutter in Montagnaga und es erfaßte ihn der Drang, einen Versuch zu machen, zu ihrem Heiligtume emporzusteigen. Die Idee war menschlicherweise eine Narrheit; aber der Kranke wollte es wenigstens versuchen. Langsamen Schrittes humpelte er bis Brazzanigo. Dort erst beginnt die eigentliche Steigung. Wird der Anstieg gelingen? Schon die kurze Strecke auf fast ebenem Boden bis Brazzanigo hatte ihn so sehr ermüdet, daß er gründlich ausraften mußte. Endlich erhob er sich wieder.

Aber was war das? Er spürte weder Müdigkeit noch Schmerz mehr in seinen Gliedern. Den kranken Fuß konnte er biegen und bewegen, als ob er niemals leidend gewesen wäre. Eine ungemeine Herzensfreude bemächtigte sich da des glücklichen Burschen und wacker schritt er bergan, den steilen Pfad empor. Ohne Ermattung, ohne Müdigkeit langte er am Wallfahrtsorte an. Mit großer Rührung sagte er seiner himmlischen Helferin innigsten Dank und empfing dann mit großer Andacht die heiligen Sakramente; am nächsten Morgen aber trat er den Heimweg an. Er wählte dazu einen kürzenden Alpenweg.

Unterdessen war sein besorgter Vater dem kranken Sohne nachgegangen. Die bevorstehende schwere Operation seines Kindes ging ihm überaus zu Herzen. Und so hatte er sich am nächsten Tage nach dem Weggange seines Sohnes ebenfalls auf den Marsch gemacht gegen Innsbruck hin. Aber horch! Von einem Waldjoche her vernahm er plötzlich die jauchzende Stimme eines frohen Sängers, der sich Jubellieder sang. Der alte Mann blieb stehen: „Das ist die Stimme meines Sohnes!“ Rasch eilte er voran, — eine Biegung des Weges und er hatte den fröhlichen Sänger erschaut! Es war sein Sohn!

Da gab es Umarmungen und Tränen der Freude! —

Und der Sohn mußte alles erzählen, und wie ein horchendes Kind lauschte der glückliche Vater auf die unerwartete Gnadenkunde. Dann gab es selig frohen Rückgang in die Heimat, und manches Dank-Ave entquoll den Lippen der beiden Pilger.

Unter den Weihegeschenken zu Montagnaga findet man auch zwei goldene Ohrringe und eine Kerze; es sind dies die Dankesgaben, die der Begnadete kurz nach seiner Heilung zum Berge Mariens brachte: Stumme Zeugen seines anhaltenden Wohlbefindens.

„Ich bin gesund!“

Am Vorabende des Festes Mariä Verkündigung 1896 fand bei der Comparsa ein fünfeinhalbjähriges Kind eine auffallende und schnelle Heilung. Angelina Bernardi, gebürtig im Gnadenorte selber, in Montagnaga, hatte vor sechs Wochen ein unerklärliches Leiden bekommen, durch das ihr Hals und Kopf verdreht wurde. Die Salben und Tränklein, die der Arzt zu geben wußte, vermochten es nicht, dem Übel Einhalt zu gebieten.

Da nahm die Mutter ihr leidendes Kind am Vorabende des Marienfestes mit sich in den stillen Hain der Comparsa. Dort wusch sie ihrem kranken Lieblinge den Hals und den Kopf mit dem Wasser aus dem Ziehbrunnen, salbte das Kind mit dem Öle aus der Heiligtumslampe, umband den Hals der Patientin mit einigen Kräutlein, wie sie in der Nähe des ehernen Standbildes sproßten, — kurz sie tat alles, was ihr erfinderische Liebe eingab.

Dann ward das Kind heimgeführt und zu Bette gebracht. Die Mutter empfahl es innig dem Schutze Mariens.

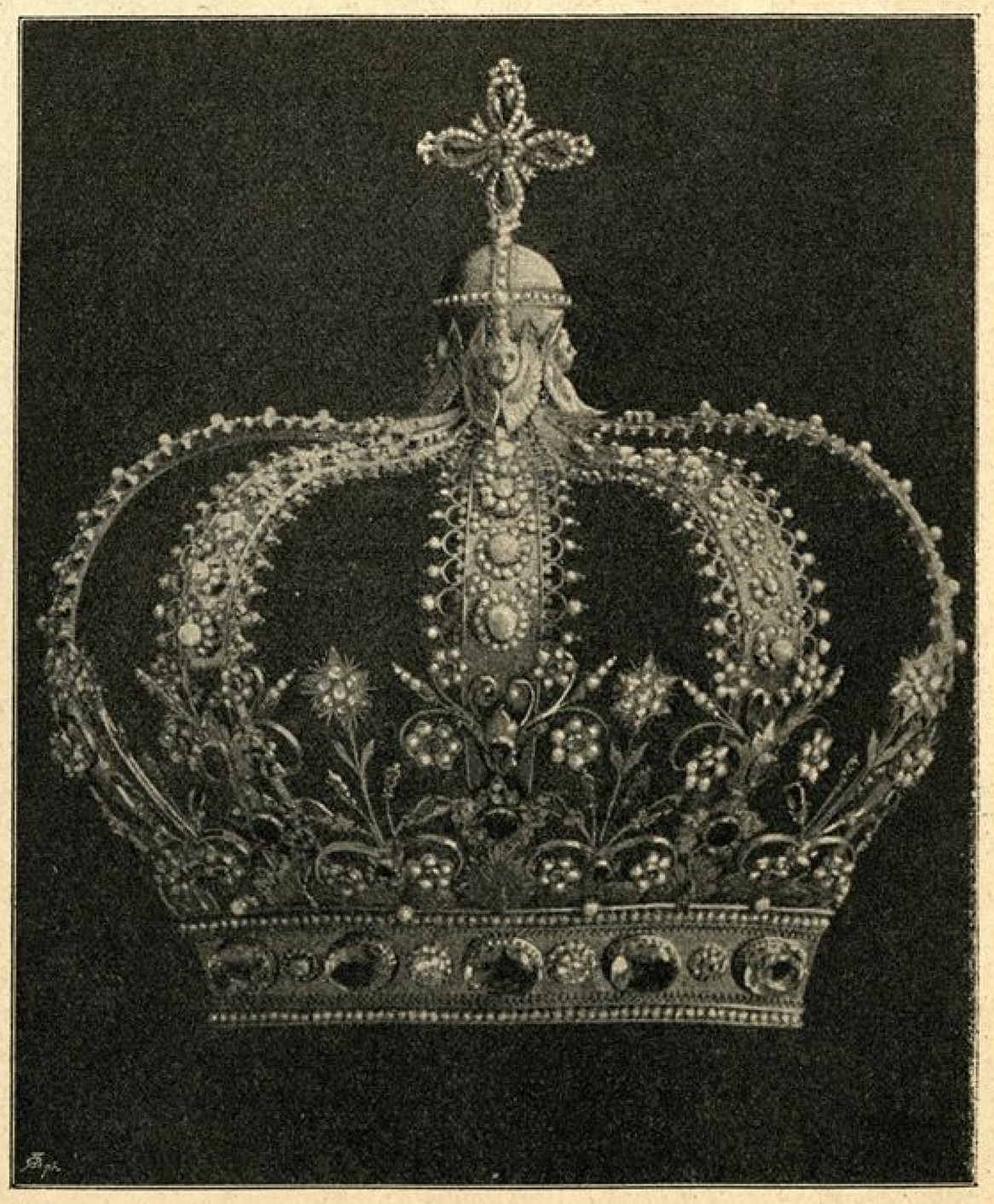
Und als der Morgen des Marienfestes graute, begrüßte die kleine Patientin ihre Eltern mit gar freudigem Gruße: „Mutter, ich bin gesund!“

Tatsächlich war jegliche Beschwerde, Verzerrung und dergleichen von der Stunde an verschwunden. Die beglückten Eltern ließen zum Danke eine heilige Messe lesen.

Der heilende Segen.

Anton Speretto aus Fara in Venetien hatte seit vier Jahren ein Rückgratsleiden, das ihm das Gehen erschwerte und ihn zu einer fortwährenden gebückten Leibesstellung zwang. Er litt auch ziemlich viele körperliche Schmerzen. Daß er bei einem so langen und schmerzlichen Leiden ärztliche Hilfe versucht und erprobt hatte, ist eigentlich von selbst verständlich. Aber es hatte all das Medizinieren nichts gefruchtet.

Da ließ er sich am Hauptfeste des Jahres 1895 zum berühmten Wallfahrtsorte bringen. Bei der Comparsa angelangt, erbat man für ihn eine spezielle Segnung. Während des darauffolgenden Gottesdienstes fühlte er sich merklich besser. Des Nachmittags aber, da er die Heimkehr antrat, sollte die begonnene Heilung in glücklichster Weise vollendet werden; die Schmerzen verzogen sich allmählich und schwanden dahin, ohne daß er recht daran dachte. Sein Körper streckte sich, sein Gang wurde frei und leicht — kurz er erhielt binnen wenigen Stunden vollendete Genesung. Und nachdem



Montagnaga, die goldene (mit 1100 Edelsteinen gezierte) Krone.

er sich ein Jahr lang, ohne irgend einen Rückfall, vollster Gesundheit erfreute, ging er freudigen Herzens abermals zur Gnadenstätte Mariens, um für das zu danken, was sie ihm vor Jahresfrist so gütig beschert hatte.

* * *

Schlußbemerkung. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgangen sein, daß alle vorangeführten Fälle aus den Jahren 1894 bis 1896 datieren. Sie wurden hier deshalb gebracht, weil sie sich so im Büchlein von Ploner fanden. Doch bemerken wir, daß das genannte Büchlein noch mehrere Vorkommnisse dieser Art erwähnt. Wir dürfen nun mit Recht schließen: Wenn sich in Montagnaga innerhalb einer kurzen Zeit so mannigfache Gebetserhörungen ereignen, so darf man diesen Ort als einen der gegenwärtig bedeutendsten Gnadenorte Österreichs bezeichnen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914 150jähriges Jubiläum des Todestages der Dominica Targa.

1929 200jähriges Jubiläum der ersten Erscheinung.

1944 50jähriges Jubiläum der Krönung.

1953 50jähriges Jubiläum der Scala santa.

Ständige Priester: 3 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Gegen 1000.

Kommunikanten jährlich: 30.000 bis 32.000.

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000. (Diese Zahl scheint zu niedrig zu sein; das Buch von Ploner schätzt die Besucher auf 150.000[1])

Geschlossene Prozessionen jährlich: 6 bis 8.

Hauptfeste: 26. Mai (12.000 Besucher), 8. September (10.000 Besucher) und St. Anna.

Ort Montagnaga zählt 700 bis 800 Seelen.

Ständige Devotionalienhändler: 4, in Festzeiten etwa 10.

Gasthäuser: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend (nach J. Ploner stark steigend.)

Jeden zweiten Sonntag im Monate ist theophorische Prozession, im Sommer um die Kirche, im Winter in der Kirche.

Am 14. Mai ist bei schönem Wetter heilige Messe bei der Comparsa.

Zufahrten.

Wien (W. B.)—Trient (über Wörgl). Schnz. 16 St., K 33.20, Persz. 25 St., K 25.90.

Innsbruck—Trient. Schnz. 5 St., K 10.—, Persz. 7½ St., K 7.70.

Trient—Pergine. ¾ St., K —.90.

[1]) Zu diesen Besuchern zählte vor etlichen Jahren auch Weihbischof Joh. Schneider aus Wien.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Montagnaga—Weißenstein. Eisenbahnfahrt von Pergine über Trient (umsteigen) nach Leifers. 2½ St., K 2.80.

Montagnaga—San Romedio. Eisenbahnfahrt von Pergine über Trient (umsteigen) nach Sanzeno. 4½ St., K 2.80.

Literatur.

Ploner, Der Wallfahrtsort Trient 1903, 2. Aufl., 8°, 86 S.

Frisanco O. F. M., Brevi notizie s. Scala Santa, Trento 1906, 8°, 140 S.

Austria-Kal. 1847, 99.

Kaltenbäck, Mariensagen, 284.

Beda Weber, Das Land Tirol, II. 510.

Ott, Marianum, 403.

Reg.-Mar.-Kal. 1900, IX.

Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 109.

Kurze Erwägung.

Erinnern wir uns, daß die allerseligste Jungfrau selber zweimal zur Prozessionsführerin ward, indem sie eine Schar himmlischer Personen in die Kirche führte und mit ihnen andächtig von einem Altare zum andern pilgerte, während alle dabei herrliche Lieder sangen. Sie hat dadurch dem prozessionsweisen Zusammengehen ihre stillschweigende Gutheißung gegeben; sie hat uns zugleich ein Vorbild gesetzt, in welcher Weise sich eine Wallfahrtsschar am Gnadenorte zu benehmen habe. Kommst nun Du selber, o Leser, an einen Gnadenort, so erinnere Dich daran, und benimm Dich, wie einer aus der himmlischen Schar. — Sie hat ferner am neuen Gnadenorte das Volk gesegnet. So erteilt sie noch heute Segen an ihren Gnadenorten. Brauchst Du also Segen, so gehe und hole ihn Dir: Besuche fromm und andachtsvoll die Gnadenstätten der Muttergottes.

Gebet.

O allerseligste, glorwürdige Jungfrau! Die Du auf wunderbare Weise durch fünf Erscheinungen den großen Ort der Gnade begründen wolltest, gib, daß wir, die wir uns solcher Gnadenorte erfreuen, den Wert dieser heiligen Stätten erkennen, und, verlangend nach Deinem mütterlichen Segen, diese Orte in heiligster Gesinnung voll innigster Andacht aufsuchen, — und uns dort besonders jene große Gnade erbitten, daß wir einst nach Vollendung der irdischen Wallfahrt das große Pilgerziel, den Himmel, glücklich erreichen. Dies erflehe uns armen, unwürdigen Sündern durch Deine mächtige Fürbitte bei Gott! Amen.

Tausenden an diesem Orte,
Wardst Du schon zur Himmelspforte
Und zur mächt'gen Helferin!
O, wer wollte Dich nicht loben,
Jungfrau, himmelsglanzumwoben,
Hehre Gnadenspenderin!

(M. H.)

Wallfahrtsorte

von 30.000 bis 15.000 Kommunikanten.



Phot. Ch. Scolik sen., Wien.

Das Gnadenbild der schmerzhaften Mutter zu Maria-Lanzendorf.



Maria-Lanzendorf, Gesamtansicht.

Phot. J. Sengsbratl, Wien.

Maria-Lanzendorf.

Niederösterreich, 30.000 Kommunikanten.

Schmerzensmutter! — „Auf der Heide“
Ist dein Platz; — in bangem Leide
Hältst du Deinen Sohn umschlungen,
Der ersterbend ausgerungen!
O, was soll die gold'ne Krone,
Welche Dir und Deinem Sohne
Menschenhand auf's Haupt gedrückt, —
Wenn Dein trübes Auge blickt
Auf die Wunden, die da klagen:
„Menschenhand hat uns geschlagen!“

Eisenbahnfahrt zum Gnadenorte.

Zur „Schmerzensreichen“ führt diesmal unser Weg.

Aber wie ganz anders ist unsere heutige Fahrt im Vergleich zu den Wallfahrten nach Maria-Lanzendorf, wie man sie früher unternahm! Früher einmal gingen die Wiener meist zu Fuß dahin, und zwar den Hauptweg über den Wienerberg und dann nach Unterlaa. Dort in Unterlaa begannen die Stationen aus dem Leiden Jesu Christi, und bis gegen Maria-Lanzendorf hin kam immer und immer wieder eine andere Kapelle, gleichsam als Wegweiser. Von diesen Stationen steht heute nur mehr eine einzige, und zwar die erste in Unterlaa selber; außerdem noch vor Maria-Lanzendorf ein steinerner Engel, der auf den nahen Wallfahrtsort hindeutet.

So also war's früher einmal. Unsere rasche, fortschrittliche Zeit löst dieselbe Aufgabe ganz anders; wir benützen die Aspangbahn, eine schnelle Fahrt von nicht einmal einer halben Stunde bringt uns an das Ziel.

Es ist ein eintönig Land, in das uns heute das schnaubende Dampfroß trägt: Ebene und nichts als Ebene; kaum nennenswerte wellige Erhebungen unterbrechen das meilenweit sich dehnende Feld.

Und dennoch ist dieser Fahrt nicht jedwedes Interesse abzusprechen.

Kaum haben wir das Häusermeer der Zweimillionenstadt passiert, so fesselt linkerhand die mächtig aufstrebende Kuppelkirche des Zentralfriedhofes unseren Blick; majestätisch, ehrfurchtgebietend erhebt sie sich; und rings um sie, wie die zwölf Apostel um den Heiland, die zwölf Flachkuppeln der weiten Kolumbarien (Grufthallen), die gerade noch hoch genug sind, daß wir sie über die höchsten Bäume hin wie zwölf große Knöpfe erschauen können.

Gegen Ende der Fahrt erblickt man rechterhand eine zweitürmige Kirche, die Wallfahrtskirche Maria-Lanzendorf. Einsam fast, ein Riesenbau auf weiter Heide, also scheint sie zunächst dem Blicke. Die kleinen Häuschen rings um sie kommen kaum in Betracht. Man sieht nur in scharfen Zügen die Linien der herrlichen Kirche am Horizonte sich abheben.

Wir fahren näher, die Bahnstrecke macht eine lange Kurve und plötzlich steht die Kirche in überraschender Nähe zu unserer linken Seite; alsbald fährt auch der Zug in die Station ein. Wir sind in Maria-Lanzendorf angekommen, wir steigen aus und beginnen unsere kurze Fußtour der Kirche zu.

Die vielen Verkaufsstände auf dem Wege dahin geben uns Zeugnis, daß wir uns an einem nicht unbedeutenden Wallfahrtsorte befinden.

Kirche und Gnadenbild.

Nach einer Wanderung von einigen Minuten betreten wir endlich den gepflasterten Kirchenhof und die Kirche selber, und zwar durch ein Seitentor. Der erste Anblick von innen ist sehr befriedigend: das Gotteshaus ist groß, hoch, reich geschmückt und hinreichend sauber und rein. Der Baustil ist Renaissance, die Gesimse ziemlich reich und breit, wenn auch durch die unmittelbar angegliederten Pilasterkapitäler weniger geschmackvoll. Besondere Erwähnung verdienen auch die zahlreichen hochstehenden Standbilder an den Wänden, sowie sehr viele Votivbilder, mit denen alle sonst freien Teile der Kirche mehrere Meter hoch hinauf bedeckt sind. Die Deckenmalerei besteht in mageren Ornamenten, nur die Flachkuppel über der Gnadenkapelle weist ein großes Rundgemälde sowie vier seitliche Zwickelbilder auf.

Mit der Gnadenkapelle haben wir ein für Maria-Lanzendorf sehr charakteristisches Stück erwähnt, denn siehe da, diese Kirche auf der einsamen Heide bietet uns ein Schaustück, wie es sich in den Wallfahrtsorten verhältnismäßig selten findet und wie es nur die allerberühmtesten Gnadenorte aufweisen können: eine ganz separat für sich stehende Gnadenkapelle, über die sich gleichsam zum Schutz und als steinerner Ehrenbaldachin das hohe Gewölbe der Hauptkirche spannt. Und jetzt, da wir näher getreten, nehmen wir auch noch etwas Anderes wahr: daß sich hinter dieser Gnadenkapelle noch ein ansehnlicher Teil der Hauptkirche befindet, so daß die Gnadenkapelle sich fast in der Mitte des Gotteshauses erhebt. Wir erfahren dann durch Nachlesen oder mündliche Mitteilung, daß dieser rückwärtige Teil ein notwendiger späterer Erweiterungsbau war: so sehr drängten sich fromme Wallfahrtscharen zu dieser hehren Kirche auf der Heide.

Doch nun zum Gnadenbilde selber. Es ist die schmerzhafte Mutter Gottes, aus Holz geschnitzt. Sie ist in einen weiten, faltigen Mantel gehüllt, auf ihrem Haupte trägt sie eine Krone, unter dieser wallt zu beiden Seiten ein langer Schleier hernieder. Traurig blickt sie nieder auf ihres Sohnes Leiche, die auf ihrem Schoße ruht; noch trägt ihr göttlicher Sohn die Dornenkrone, sie aber hält liebend ihre Rechte unter

sein Haupt. Zugleich hat sie mit der Linken seinen Arm umfaßt und scheint ihn an ihr Herz pressen zu wollen.

Die Züge im Antlitze der Muttergottes sind wohl das Beste am Bilde. Weniger gelungen scheint der etwas zwerghaft gedrungene Leichnam des Herrn. Doch ist andererseits nicht zu leugnen, daß die Gesamtgruppe einen hinlänglich erbaulichen Eindruck macht.

Wenn wir nähere Erkundigungen über die Herkunft dieses Vesperbildes einziehen, so erfahren wir, daß diese Statue gar nicht das eigentliche, ursprüngliche Gnadenbild sei; dieses, nämlich das erste, von dem man auch nicht annähernd zu sagen weiß, um welche Zeit es hierorts aufgestellt worden sei, ging bei der zweiten Türkenbelagerung zugrunde; damals, nämlich im Jahre 1683, wurde das Gnadenkirchlein auf der Heide (zum zweiten Male schon) von Türkenhand niedergebrannt und zerstört. Kaum aber waren die Türken weg, so meldete sich ein Bildhauer aus dem etwa drei Stunden entfernten Gumpoldskirchen, daß er in seinem Besitze ein getreues Nachbild der früheren Gnadenstatue besitze; und so wurde denn diese gute Nachbildung statt des ursprünglichen Bildes in die neuerbaute Kirche übertragen.

Wir sehen hierin einen Fingerzeig Gottes, daß es gewiß nicht auf das Holz oder auf den Marmor ankommt, aus dem ein Bild gefertigt ist, sondern daß das Vertrauen und die Liebe von Gott in die Wagschale geworfen werden und daß nur diese es sind, die die Gnaden vom Himmel herniederziehen.



Maria-Lanzendorf, die Gnadenkirche von außen.

Die Schatzkammer.

Dieselbe war einst ziemlich reich an Kirchenkostbarkeiten und vorzüglichen Kirchenschätzen, verarmte aber im Jahre 1809 durch die Plünderung der Franzosen; der geringe Rest wanderte sodann infolge des Manifestes des Kaisers Franz I. aus Anlaß der Kriegsbedrängnisse in die kaiserliche Münze. Seit dieser Zeit fand keine Anlage der Schatzkammer mehr statt und würde sich dieselbe eigentlich als überflüssig erweisen, da die frommen Spenden zumeist nur aus Bildern bestehen oder aus en miniature in Silber wiedergegebenen menschlichen Gliedern, die ebenfalls zumeist eingerahmt an den Wänden der Kirche aufgehängt werden.

Das Heilige Grab.

Rechterhand vom Haupteingange, der von der Straße in den gepflasterten Kirchenhof führt, fällt ein kleines viereckiges Gebäude mit einem Türmchen in die Augen. Wir betreten das Innere und kommen zunächst in eine viereckige ganz leere Kammer, die nur mit einigen Wandbildern geziert ist. Aus dieser Kammer führt eine etwa meterhohe Öffnung in eine zweite Kammer. Über dieser Öffnung steht die Aufschrift: „Die wahre Größe des Heiligen Grabes in Jerusalem". Wir betreten tief gebückt diese zweite Kammer und finden rechterhand eine Nachbildung des Leichnams Christi in einer Nische liegend, darüber eine Art Altarbrett; alles so ähnlich, wie man es in Jerusalem in der Heiligen Grabeskirche findet. Doch entbehren diese beiden Grabkammern in Lanzendorf jedenfalls des überreichen Schmuckes, mit dem sie in Jerusalem geziert erscheinen.

Der Kalvarienberg.

Ein ziemlich hohes Bauwerk, nach beiläufiger Schätzung etwa zwölf Meter hoch, ist ganz nahe beim soeben geschilderten Heiligen Grabe zu sehen: der von einem längst verstorbenen Franziskanerbruder erbaute „Kalvarienberg". Das ganze Gebäude ist wie ein Turm anzusehen; an der Außenseite führen sowohl links als rechts ziemlich steile Stufen bis auf das flache Dach empor. Bei diesem Aufwärtssteigen kommt man an einer Reihe von Grotten und Nischen vorüber, in denen man, in Figuren dargestellt, Szenen aus der Leidensgeschichte Christi erblickt. Schön und treffend ist der Spruch, der unter dem großen Kreuze oben auf der Plattform zu lesen ist:

Im schönen Tempel der Natur
Siehst du des großen Gottes Spur;
Doch willst du ihn noch schöner seh'n
So mußt du zu dem Kreuze geh'n.

Wir gestehen gern, daß uns dieser Vers, als wir ihn zum ersten Male lasen, sehr ergriff und erbaute; und noch nach Jahren erinnerten wir uns an ihn; es ist etwas ganz eigenes, dort droben auf der hohen Plattform beim einsamen

Kreuze zu stehen oder zu knien und sich den erhabenen Gedanken zu Gemüte zu führen, der in diesem kurzen Verslein ausgesprochen liegt.

Noch sei bemerkt, daß sich innerhalb dieses turmähnlichen Kalvarienberges auch eine Stiege mit 28 Stufen findet, die man die „Heilige Stiege" nennt. Durch eine Aufschrift wird man daselbst zu einem gottgefälligen Bußwerke eingeladen; es steht nämlich dort geschrieben: „Diese Heilige Stiege wird auf den Knien bestiegen."

Sagenhaftes aus der Vergangenheit.

Was die sieben Bilder um die Gnadenkapelle erzählen.

Nachdem wir das Gnadenbild geziemend verehrt, beginnen wir einen kleinen Rundgang um die Gnadenkapelle, um ihre Außenwände genauer zu besehen. Da werden wir Überraschendes erschauen. Sieben große, recht schöne Gemälde, von einem gewissen Maler Jakob Michl im Jahre 1746 hergestellt, erzählen da Interessantes aus der sagenhaften Vergangenheit dieses Marienwallfahrtsortes. Wohl steht es fest, daß diese Legenden nicht wahr sind, aber andererseits sind sie seit fast zweihundert Jahren so beharrlich und standhaft immer wieder erzählt worden, daß man sagen kann: diese schönen Sagen werden, solange Maria-Lanzendorf als Wallfahrtsort bestehen wird, immer wieder in innigste Verbindung mit der Ortsgeschichte gebracht werden; es gibt kein Büchlein und keine Schrift über Maria-Lanzendorf, die diese einmal unausrottbar gewordenen Berichte mit Stillschweigen übergehen könnte.

Da erschauen wir also auf dem ersten Bilde einen Mann in rosarotem, langen Mantel, der auf offenem Felde den Volksscharen eine Predigt hält; und die Unterschrift meldet uns, daß dieser Prediger kein geringerer sei, als der Apostel und Evangelist Lukas selber. Er soll in seinem späteren Lebensalter hiehergekommen und hier auf der Heide die Lehre Christi, seines Meisters, verkündet haben; dies soll im Jahre 70 oder 77 nach Christi Geburt gewesen sein. Unmöglich ist dies alles nicht, aber noch weniger kann man behaupten, daß es sicher wahr sei.

Das zweite, etwas kleinere Bild bringt uns noch interessantere Kunde. Da hatte nämlich einer von den römischen Kaisern (er hieß Mark Aurel) Krieg mit den Markomannen und Quaden (Mährern und Marchfeldern). Sie waren ihm und seinen Legionen (Regimentern) bis über die Donau entgegengezogen; in der großen Ebene südlich von der Donau trafen sie aufeinander und es entspann sich ein fürchterliches Ringen. Aber beide Teile litten unsäglich unter gräßlich brennender Hitze. Und da war denn unter den römischen Legionen eine, die zwölfte, die fast durchwegs aus Christen bestand. Und die Christen begannen laut zu ihrem Gott, zum starken Christengott, um Hilfe zu rufen. Und siehe da, Wolken bedeckten das Firmament und es rieselte ein sanfter Regen über die Römer nieder, während gleichzeitig über die feindlichen Scharen ein furchtbares Gewitter losbrach, so daß sie vor Schrecken und Entsetzen die Flucht ergriffen. Kaiser Mark Aurel, der früher die Christen verfolgt hatte und nun das augenscheinliche Wunder sah, erlaubte auf dies hin der zwölften Legion, die von da an den Ehrentitel „Blitzlegion" erhielt, daß sie zum Dank für die erbetete Hilfe ihrem Gotte ein Bethaus bauen dürfe. Rasch gingen die wackeren Soldaten daran und gar bald stand an Stelle der heutigen Gnadenkirche eine rohe, kleine Kapelle, das erste Bethaus auf der weiten Heide. Dies soll sich im Jahre 174 nach Christi Geburt zugetragen haben.



Maria-Lanzendorf das Innere der Gnadenkirche. Phot. Ch. Scolik sen. Wien.

Wir wenden uns nun zum dritten Bilde. Dieses weiß uns zu erzählen, daß etwa 340 Jahre später, im Jahre 508 nach Christi Geburt ein gewisser Feldherr Artur von Britannien ebenhier eine Schlacht geschlagen und nach erfochtenem Siege zu Ehren des hl. Lukas ein Kirchlein erbauen ließ.

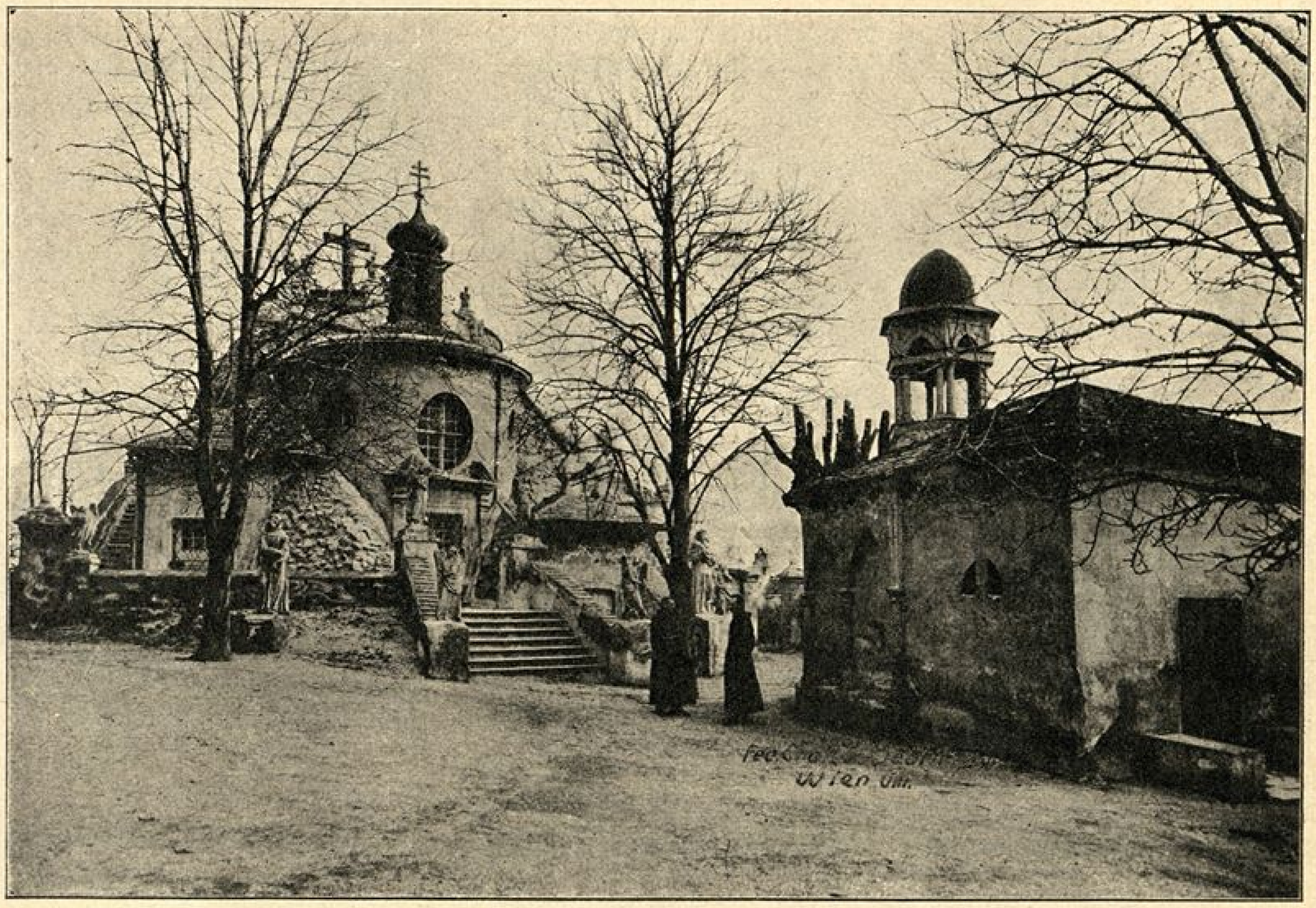
Das vierte Bild zeigt uns eine Fürstin, die, von Mädchen umgeben, vor

einem Muttergottesaltare kniet. Diese Fürstin, so sagt uns die Unterschrift, sei aus dem Frankenlande gewesen und habe Ehrentrudis geheißen, und sie wäre es gewesen, die in diesem Kirchlein vor einem Muttergottesbilde zum ersten Male in diesem Lande den englischen Gruß gebetet habe.

Das fünfte Bild führt uns in die Zeit des ruhmreichen deutschen Kaisers Karls des Großen; der hatte gewaltige Kämpfe mit den wilden Hunnen zu bestehen, die von Osten her in seine Lande drangen und alles brandschatzen. Mit Gottes Hilfe gelang es ihm, diese gefährlichen Gegner mit mächtiger Hand zu schlagen; sein dankbarer Sinn schrieb diesen herrlichen Sieg nur übernatürlicher Hilfe zu, und alsbald entschloß er sich, auf der Heide bei Wien das von den Hunnenscharen zerstörte Kirchlein wieder zu errichten und eine Marienstatue, die er immer bei sich trug, alldort auf dem Altare aufzustellen.

Das sechste Bild zeigt uns, wie Leopold der Glorreiche, Herzog von Österreich, seinen vom Blute rotgefärbten Waffenrock in der Kirche „auf der Heide" zum Opfer darbringt. Dieser tapfere Babenbergerfürst hatte nämlich, bevor er den Kreuzzug ins Heilige Land unternahm, das Gelübde getan, er wolle, wenn er als erster die türkische Festung Ptolomais erstürme, eine Dankwallfahrt zur Mutter auf der Heide machen. Und da nun das, was er sich gewünscht, in der Tat eintraf, löste er sein Versprechen und ließ seinen Waffenrock in der Kirche zurück.

Das siebente Bild endlich zeigt uns eine Prozession von Männern, die ein Bild des hl. Sebastian mit sich führen. Es lebte nämlich gleichzeitig mit dem früher erwähnten Herzoge in Brunn am Gebirge (nächst Lanzendorf) ein Befehlshaber von Bogenschützen, der Kilian Rausch hieß und auch die Fahrt ins Heilige Land mitgemacht hatte. Nach seiner Rückkehr stiftete er unter dem Namen des hl. Sebastian (der ein römischer Hauptmann gewesen und mit Pfeilen erschossen worden war) eine Bruderschaft, die alljährlich eine Wallfahrt zu Maria auf der Heide unternehmen sollte. Die erste Prozession führte er selber. Es soll dies überhaupt die erste gemeinschaftliche Wallfahrt nach dem heutigen Lanzendorf gewesen sein. Im Jahre 1893 wurde das 600jährige Jubelfest dieser ersten Prozession feierlichst begangen. Dies also wären die Berichte, die uns jene Gemälde rings um die Gnadenkapelle herum zu bringen wissen. Sie sind jedenfalls schön und interessant, ja sogar erbaulich.



Maria-Lanzendorf, Kalvarienberg und Heiliges Grab. Phot. Ch. Scolik sen., Wien.

Geschichtliches.

Wenn wir nun auch diese Erzählungen aus grauer Vorzeit zum größten Teile als Dichtung und Märchen bezeichnen müssen, so steht andererseits ziemlich fest, daß „Maria auf der Heide" schon sehr frühzeitig von frommen Pilgern besucht und verehrt wurde und die ersten Wallfahrten jedenfalls nicht viel später als in das 12. Jahrhundert fallen. Dafür bürgen Überlieferungen, die in den benachbarten Orten noch bestehen. Darum muß Maria-Lanzendorf ohne Zweifel zu den altehrwürdigsten Wallfahrtsstätten Österreichs gerechnet werden.

Das Kirchlein, das früher immer zur Muttergottes „auf der Heide" benannt war, bekam in späteren Zeiten einen andern Namen: Lanzendorf. Es wurden nämlich, so lautet die Erklärung, bei Ausgrabungen des Erdreiches an jener Stelle eine Menge römischer Lanzenreste aufgefunden; davon dann jener Name.

Im Jahre 1696 kamen die Franziskaner, die bis heute noch den Wallfahrtsdienst versehen, nach Lanzendorf, und machten sich alsbald daran, über der bisherigen kleinen Kapelle die große Kirche zu bauen, die wir jetzt noch sehen. Der Grundstein dazu wurde 1699 gelegt, also vor mehr als 200 Jahren. Im Jahre 1731 war auch der rückwärtige Teil hinter der Gnadenkapelle schon vollständig fertig, so daß er eingeweiht werden konnte.

Ein ergötzliches Geschichtlein wird aus jener ersten Zeit der Franziskanerniederlassung erzählt. Kaiser Josef I. besuchte, wie sein Vorgänger Leopold I., mit großer Vorliebe das Gotteshaus und Kloster in Lanzendorf, besonders wenn er gelegentlich einer Jagd in die Nähe kam. Da wußten nun die Franziskanerpatres dem Kaiser ein gewisses kleines Gebäck zu bereiten, das dem hohen Herrn so vortrefflich mundete, daß er immer die übriggebliebenen Stücklein eigenhändig

in seine Jagdtasche und die Säcke seiner Kleider einsteckte und davontrug.

Nun hatte der Pater Guardian schon lange Zeit ein großes Anliegen; denn er hätte gar zu gern für sein Kloster aus den kaiserlichen Waldungen Deputatholz (unentgeltlich geliefertes Brennholz) erlangt. Doch bisher waren seine Bitten vergeblich gewesen. Da benutzte er einmal die gute Laune des Kaisers, der sich soeben wieder vom Tische erhoben und die Stücklein fleißig eingesammelt hatte. Wirklich sagte der Kaiser zu. Aber Graf Lamberg, der Oberjägermeister, drehte sich noch, bevor die Gesellschaft draußen war, um und sprach, halb im Ernst, halb scherzend, laut zum Guardian: „Soviel kleine Kuchen (mitgenommen wurden), soviel Klafter Holz!" Kurze Zeit darauf bekam der Prior die Anweisung auf jährliche 80 Klafter Holz! Da hätten sich also in des Kaisers Taschen 80 mitgenommene Stücklein vorgefunden! Heute besteht dieses Holzdeputat nicht mehr.

Seit etwa 200 Jahren blieb Lanzendorf als Wallfahrtsort ziemlich unverändert: die „Schmerzhafte Mutter" von Lanzendorf ist für viele Wiener ein Gegenstand innigster Verehrung, und besonders am Schmerzensfreitag ist der Besuch ein massenhafter. Es finden sich an diesem Tage durchschnittlich acht- bis zehntausend Pilger ein. Als besondere Patronin wird Unsere Liebe Frau zu Lanzendorf von den Fleischhauern verehrt.

Eine Gebetserhörung aus neuer Zeit.

Der Regenschirm.

Die im folgenden erzählte Gebetserhörung ist gewiß nichts Großartiges, aber wir bringen sie deshalb, weil sie uns in allen Kleinigkeiten bekannt ist und weil wir die betreffenden Personen, und zwar alle, kennen.

Als der Verfasser dieses Buches Kooperator in Mariabrunn war, also anfangs der Neunzigerjahre (1892—1896), lebte in seinem Pfarrorte Hadersdorf ein armer Familienvater, der sich ebensosehr durch seine hervorragende Glaubenskraft als durch sein „Pech" im Leben auszeichnete. Er hatte mehrere Kinder und brachte sich als Hausmeister oder Hausgärtner mühselig genug fort. Um nun endlich einen dauernden und halbwegs annehmbaren Posten zu bekommen, entschloß er sich, eine Wallfahrt nach Maria-Lanzendorf zu unternehmen. Aber es sollte eine wahre Bußfahrt werden! Um 9 Uhr abends brach er von Rekawinkel, wo er in den letzten Wochen angestellt war, auf, und marschierte die ganze Nacht hindurch; um 6 Uhr früh war er am Gnadenorte, brachte mit inständigem Gebete sein Anliegen bei der Gnadenkönigin vor und marschierte nach dem Empfange der heiligen Sakramente wieder heim. Seine Nahrung bei der Wallfahrt war Wasser und Brot.

Auf dem Rückwege ging er zu einem bekannten Herrn, um diesem Herrn ein „Bildl" von der Wallfahrt zu überbringen. „Ach, das ist gut, daß Sie kommen! Bitte, könnten Sie nicht einen Sprung ins ‚Norbertinum' in Preßbaum machen?" (dies liegt auf dem Wege nach Rekawinkel) „Ich habe dort meinen Schirm vergessen; daß ich ihn doch sicher wieder bekomme!" Unser Wallfahrer ging wirklich ins „Norbertinum" und traf auch den dortigen Direktor, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ. Im Verkaufe dieses Gespräches fragte ihn der Direktor, ob er die Gärtnerei verstünde? — „O freilich, ich bin gelernter Gärtner." — „Und wollten Sie nicht die Gärtnerstelle in unserem Hause übernehmen?" — „Von Herzen gern!" — „So können Sie sofort Ihrer Herrschaft kündigen und in 14 Tagen herkommen." — Und so geschah es. Es traf sich aber, daß der Tag, an dem der neue Gärtner seinen Posten antrat, der 19. März war, das Fest des hl. Josef. „Sonderbar," meinte der Direktor, „Sie haben sich in Lanzendorf ihre Stelle erbetet, und ich habe gerade eine Novene zu Ehren des hl. Josef angefangen gehabt, daß er uns doch einen tüchtigen, frommen Mann als Gärtner ins Haus sende, dem wir unsere Lehrburschen sorglos anvertrauen könnten." Heute noch, nach etwa 15 Jahren, ist jener Mann im „Norbertinum" als Gärtner, und fühlt sich zufrieden in seiner Stellung, die er sich so auffallend und rasch durch seine nächtliche Bußfahrt nach Maria-Lanzendorf erbetete.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1931 200j. J. der Vollendung der Kirche.

1943 650j. J. der ersten Prozession, zugleich etwa das 800j. J. des wahrscheinlichen Bestandes.

1946 250j. J. der PP. Franziskaner.

Ständige Priester: 7 Franziskaner der österr. Provinz.

Heilige Messen fremder Priester: jährlich ca. 25.

Kommunikanten: jährlich 30.000.

Besucher: jährlich 80.000—100.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich 95, darunter 25 von Wien.

Hauptfest: Schmerzensfreitag (im Frühling).

Devotionalienhandlungen: 37.

Gasthäuser: 11.

Kaffeeschänker: 2.

Ortseinwohner: 700.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist anhaltend gleichmäßig.

Nationalität der Wallfahrer: Meist deutsch.

Zufahrt.

Wien (Asp.-B.)—Maria-Lanzendorf, ½ St., K —.40.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Lanzendorf—Maria-Enzersdorf, 2 Gehstunden westwärts.

Maria-Lanzendorf—Maria-Brunn; über Wien.

Maria-Lanzendorf—Maria-Loretto (Ungarn). Fahrt von Lanzendorf—Rannersdorf über Grammat-Neusiedl (umsteigen) nach Unter-Waltersdorf.

Literatur.

Caccia, Mater dolorosa, Vienne 1703, 8°.

Marianischer Gnadenthau, Wien 1744, 8°.

Hornstein, Geschichte des Wallfahrtsortes, Wien 1844, 8°.

Austria-Kal. 1845, S. 152.

Kaltenbäck, Mariensagen, S. 7.

Maurer-Kolb, Mar. N.-Ö., S. 190.

Donin, S. 116.

Schweickhardt, III, S. 70.

Reg.-Mar.-Kal. 1890, III.

Monat-Rosen 1893, S. 140.

Anonym. Gesch. Wien, St. Norb.-Druck. 1889, 8°, 20 S.

Top. v. N.-Ö., V, S. 671.

Historische Bilder,

die sich an den Außenwänden der Gnadenkapelle zu Maria-Lanzendorf befinden.



Als St. Lukas der Evangelist auf seinen apostolischen Reisen auch nach Deutschland kam, soll er allhier dem markomannischem Volke auf der Heide das Evangelium Christi gepredigt haben, und zwar um das Jahr 70 oder 71 oder 77.



Lukas Kilian Rausch aus Brunn am Gebirge, Befehlshaber über Fünfhundert Pfeilschützen unternahm nach der Eroberung von Ptolomais, an der er teilgenommen, hieher eine Wallfahrt, wobei das Bild des hl. Sebastian mitgetragen wurde.



Artur, Kronprinz von Britanien, erbaute den christlichen Soldaten wegen ihres Wohlverhaltens auf dieser Heide zu Ehren des hl. Lukas ein Kirchlein, weil er allda einen Marmorstein gefunden, auf welchem zu lesen stand: „Hier auf diesem Platz predigte St. Lukas den Christen das Evangelium". Die Jahreszahl war nicht mehr zu lesen. Der Stein ward gefunden anno 508.



Leopold der Glorreiche, Herzog von Österreich, hatte bei der Belagerung der Stadt Ptolomais in Syrien auf Anrufung Mariä auf der Heide das Glück, sein Panier als erster auf den Wall zu stecken und opferte darnach der schmerzhaften Muttergottes allhier sein blutiges Kleid, sein Schwert und seine Lanze. Anno 1101.

Kurze Erwägung.

Die Heilige Schrift mahnt so eindringlich: „Gehet in das Haus eurer Mutter!“ (Ruth 1, 8.) Wohlan denn, unsere Mutter ist Maria, und ein Haus dieser unserer Mutter ist die Gnadenkirche in Lanzendorf; wenn euch Leiden und Mühsal plagen, wenn ihr ungerechte Verfolgungen und Bedrückungen erleidet, — „gehet in das Haus eurer Mutter“, um ihr euren Schmerz zu klagen. — Wenn dem Leibe oder der Seele irgend eine Gefahr droht, der ihr nicht entrinnen könnet, — „gehet in das Haus eurer Mutter“, um sie um ihre mächtige Hilfe anzuflehen! Wenn ihr Gutes empfangen habt aus der Hand des Herrn, wenn nach bangen Unglücksstunden wieder der Friede und der Segen in euer Haus eingekehrt ist, „gehet in das Haus eurer Mutter“, um ihr aus Herzensgrund zu danken. Und wenn euch daran liegt, euch eine glückselige Sterbestunde und die Sicherung eures ewigen Heiles zu erwirken, „gehet in das Haus eurer Mutter“, besuchet sie, betet dort und empfehlet euch ihrem mütterlichen Schutze!

Dann wird es sicherlich einst an eurem Lebensende heißen: „Wohlan, — gehet in das Haus eurer Mutter!“

Gebet.

Zu Dir, gekrönte Schmerzensmutter, wallt des müden Pilgers Fuß! Zu Dir hebt sich sein trübes Auge, an dem Bilde Deiner Qualen haftet sein Blick. Wozu hat Gottes Weisheit Dein Bild, o Schmerzensmutter, dieser Welt geschenkt, wozu denn sonst, als daß der Menschen Jammer bei Dir, Gekrönte, seine Tröstung finde! So blicke denn gnädig heute auf einen, der bei Dir allein noch Hoffnung schöpft; armselig durch seine Menschheit, gequält durch vielfachen Schmerz, des Trostes bedürftig von allen Seiten. Nicht vergeblich laß meine Hände sich falten, nicht umsonst meine Lippen stammeln, nicht unerhört laß mich von dannen ziehen. Gib, erlauchte Fürstin des Himmels, daß ich, heimwärts wallend, mit frohem Herzen spreche: Sehet, ich litt, — da ging ich bittend her — und Friede ward mein seliger Anteil! Amen.



Mariaschein. Gesamtansicht.

Sieben fürchterliche Schmerzen
Wühlten einst in deinem Herzen,
Das so unschuldsvoll und rein;
Doch dafür in sieben hellen
Wunderlieben Schmerzkapellen
Grüßt man dich in Mariaschein.
Mutter, sieh' auch unsre Herzen
Zittern in gar manchen Schmerzen,
Hilf uns hier in Mariaschein!

Mariaschein.

Nordböhmen. 30.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Dieser vielbesuchte, starke Wallfahrtsort liegt im Norden des Königreiches Böhmen, 1¼ Wegstunden nordöstlich von der Stadt Teplitz, 3 Wegstunden westlich von Aussig.

Mariaschein hat zwei Eisenbahnstationen. Die erste, die den Namen Mariaschein trägt und von der Wallfahrtskirche eine gute Viertelstunde südwärts gelegen ist, liegt an der Strecke, die von Aussig über Teplitz, Brüx, Komotau nach Eger führt. Die zweite, eigentlich bloß eine Haltestelle, die man Mariaschein-Kalvarienberg nennt, und die von der Wallfahrtskirche nur etwa fünf Minuten gegen das Gebirge hin zu treffen ist, liegt an jener Linie, die (im großen und ganzen mit der früher genannten Eisenbahnstrecke parallel laufend) die Städte Bodenbach, Teplitz, Osseg und Komotau miteinander verbindet.

Die geringe Seehöhe des Wallfahrtsortes Mariaschein (216 m über dem Meere) bringt es mit sich, daß die in unmittelbarer Nähe nach Nordost hinstreichenden Kämme des Erzgebirges recht stattlich aussehen, obwohl sie in dieser Gegend nur etwa 800 m Seehöhe erreichen. So hat Mariaschein den Doppelcharakter des Flachlandes, das sich gegen Osten und Süden, kaum von welligen Hügelerhebungen unterbrochen, weithin dehnt, und gleichzeitig unbestritten auch den Charakter einer Gebirgsgegend.

Der größte Schmuck und die schönste Zierde dieses Ortes ist zweifelsohne die gewaltige, doppeltürmige Wallfahrtskirche, die, von einem Kranze von sieben turmtragenden Kapellen umringt und von den weitläufigen Gebäuden des Klosters und des Gymnasialkonviktes umgeben, einen respekteinflößenden Gebäudekomplex darstellt.

Die Wallfahrtskirche.

Wir würden es nicht übel nehmen, wenn die beiden Türme, die links und rechts vom Haupteingange stehen, etwa ein Stockwerk höher wären. Doch soll mit diesem Wunsche nicht etwa ein Tadel ausgesprochen sein. Sie sind auch so, wie wir sie heute sehen, schön zu nennen. Der in stumpfem Dreiecke nach obenhin abschließende Giebel trägt als Zier und Wahrzeichen ein Bild der schmerzhaften Muttergottes, eine vergrößerte Nachbildung des eigentlichen Gnadenbildes, das in der Kirche auf dem Hochaltare thront.

Sonst ist die Kirche ihrem Äußeren nach mit mancherlei Statuen geziert, wie es eben damals, als diese Kirche erbaut wurde, Mode und Geschmacksrichtung war.

Das Innere der Kirche wirkt zunächst mächtig durch die Größe und Höhe des Raumes. Man darf ja doch dieses geräumige Gotteshaus samt allen seinen Nebenräumen auf 5000 Personen Fassungsraum schätzen. Der Baustil der Kirche ist ausgesprochen Barock-Renaissance, und zwar mit jenen Eigenheiten, deren Merkmale man zusammenfassend manchmal als Jesuitenstil bezeichnet. (Scheinbar dreischiffig; doch sind die Seitenkapellen untereinander nicht durch ein Seitenschiff verbunden, sondern durch Mauern von einander getrennt.)

Zu den Prunkstücken dieser Kirche gehört jedenfalls die Kanzel, ein überaus reich in Gold verziertes Schaustück von ganz bedeutendem Umfange. Kann man sie auch von dem Vorwurfe des Überladenseins nicht ganz und gar lossprechen, so wirkt doch wieder der Gesamtanblick so, daß man dieses Werk unbedingt ein wahres Kunstwerk nennen kann und muß. Wir erwähnen von dem Zierat dieses Meisterwerkes bloß, daß auf dem ziemlich massigen Schalldache eine famose Darstellung der Bekehrung des heiligen Paulus geboten wird, während am untern Teile (Parapet), umringt von herrlichem Schnitzwerke, gleichsam in einzelnen Kapellen die vier Evangelisten ihre dauernde Stätte erhalten haben.



Mariaschein, der Kirchenplatz; rings um die Kirche einige der sieben Kapellen. Phot. Glöditsch, Mariaschein.

Hochaltar und Gnadenbild.

Ist die Kanzel schön, der Hochaltar ist schöner; haben wir den Predigtstuhl gelobt, so muß dieser Lobpreis vor dem Hochaltare kräftiger und begeisterter erklingen.

An altehrwürdiger Stelle, an jenem Orte nämlich, wo einst der mächtige Lindenbaum, der erste Träger des Gnadenbildes, gestanden, wölbt sich über einem Doppelaltare schützend ein gewaltiger Säulenbaldachin aus ehrenwertester Holzarbeit.

Auf vier mächtigen, quadratischen Sockeln, deren Inschriften einige Ehrennamen der allerseligsten Jungfrau tragen, winden sich, von sinnreicher Lindenblätterzier bekränzt vier schraubenartige Rokokosäulen zu bedeutender Höhe empor, wo sie dann durch girlandenverzierte, mächtige Bogen miteinander verbunden, die Träger eines sinnreichen Aufbaues werden. Droben schwebt nämlich eine große himmelblaue Erdkugel, und über ihr das Zeichen des Triumphes Christi, das Kreuz. Man hat uns gesagt, das dieser Altaraufbau einem großen Muster nachgebildet sei: dem Altare der Peterskirche in Rom. Jedenfalls bleibt das Sinnbildliche, das in der ganzen Darstellung gelegen ist, aller Beachtung wert, nämlich:

Auf den starken Säulen der Kirche
ruht sicher der Erdball,
Aber des Erdballs Kron' — ist und
bleibet das Kreuz.

Unter diesem Ehrenbaldachin aus Gold steht der Altar, derartig eingerichtet, daß er zwei Altartische hat, so daß zwei Priester zu gleicher Zeit die heilige Messe lesen können. Beide Priester haben dabei ihr Angesicht gegen die Mitte des Altares gerichtet, wo, umgeben von einigen Statuen, Jesus Christus, der verborgene Gottmensch, in eucharistischer Hülle im Tabernakel wohnt und thront.

Darüber hoch oben in einem gläsernen Schranke das Gnadenbild; es gehört zu den sehr kleinen Gnadenbildern, da es kaum 15 cm hoch ist. Übrigens ist es im

Laufe der Jahrhunderte schon recht schadhaft geworden und man hat es darum schon im Jahre 1709, um es vor weiteren Verletzungen zu beschützen, in Goldblech eingeschlagen.[1])

Das Material ist nicht aus Holz, sondern eine tonartige Masse, jedenfalls mineralisch. Die Darstellung ist die für die „schmerzhafte Mutter" gebräuchliche: Maria sitzend, den toten, dornengekrönten Sohn auf den Knieen haltend. Sohn und Mutter tragen Kronen, doch ist das Gnadenbild noch nicht feierlich gekrönt worden. „Das Gnadenbild ist anspruchslos und ohne besonderen Kunstwert, wie die meisten Gnadenbilder, eine stumme Predigt der Demut."

„An den Wänden rings um den Hochaltar trauern die seit den Zeiten Kaiser Josef II. ihres Schmuckes beraubten Kasten für Votivgeschenke," den Gläubigen die ernste Lehre nachdrucksvoll verkündend, daß auch in den Gotteshäusern und in den Schatzkammern der Gnadenorte nicht immer der Segen Gottes auf dem Anhäufen von Mammonsschätzen liege. Aber wie wenig wird diese Lehre verstanden, wie wenig wird sie befolgt!

Außer dem Hochaltare gibt es in dieser schönen Kirche noch eine ganze Reihe von beachtenswerten Seitenaltären. Sie hier einzeln zu beschreiben, würde uns zu weit führen.[2])

Der Kreuzgang.

Mariascheiner Kreuzgangshallen,
Denk' mit größtem Wohlgefallen
In der Ferne noch an euch.
In der ganzen Schönheitskette
Dieser hehren Gnadenstätte
Nichts von allem ist euch gleich.

Wir sprachen mit einem Wiener, der Mariaschein gesehen. Und sein Urteil? „O, Mariaschein ist schön! Diese herrlichen Hallen um die Kirche!"

Ja, diese Hallengänge um die Kirche! Der größte Schmuck des Gnadenortes! Die auffallendste Zier! Die Hälfte seiner Anziehungskraft für die Pilger!

Doch — der Wahrheit eine Gasse: auch andere Wallfahrtsorte haben solche Wandelbahnen, und etwelche stehen in dieser Beziehung unserem Mariaschein nicht nach: Wir denken an den Heiligen Berg bei Přibram, wir denken auch an Maria-Kulm, ja selbst der Heiligberg bei Olmütz kann sich als ebenbürtiger Bruder den drei soeben genannten an die Seite stellen.

Und dennoch: Mariascheins Kreuzgang hat eine Eigenart, die wir bei allen anderen vergeblich suchen: er hängt gleichsam organisch mit dem Gnadengeheimnisse dieses Ortes zusammen: es sind gerade sieben Kapellen, und diese heilige Siebenzahl hat man gewählt, weil sie der Siebenzahl der Schmerzen Mariä entspricht. So wird das Gnadenbild der schmerzhaften Muttergottes, das an heiligster Stelle der Kirche verehrt wird, zur Zentralsonne, zum Mittelpunkte des ganzen Heiligtums, während die sieben Kapellen gleichsam sieben Strahlen werden, die von dieser einen Sonne ausgehen.

Auch die geschichtliche Entwicklung dieses Kreuzganges bringt diesen schönen Gedanken zur vollsten Geltung. Denn man wollte in Mariaschein ursprünglich nicht, wie in anderen Wallfahrtsorten, einen Kreuzweg bauen, man dachte nicht an gewölbte Hallen, sondern an sieben abgesonderte, einzelne Kapellen, den sieben Schmerzen Mariens geweiht; und tatsächlich wurden zuerst sieben Kapellen gebaut und diese bloß durch eine Mauer miteinander verbunden. Erst später entwickelte sich aus dieser einfachen Verbindungsmauer der heutige stattliche Kreuzgang.

Und noch etwas hat der Mariascheiner Kreuzgang vor seinen sonst ebenbürtigen Brüdern voraus: die einzelnen Kapellen sind in ihrer Bauart einander vollkommen gleich. Und wenn wir ja der alten Wahrheit: „Schön ist alles, was Einheit in der Vielheit zeigt" beipflichten, so müssen wir streng folgerichtig dem Mariascheiner Kapellenkranz unbedingt die Bezeichnung „schön" zusprechen: er hat Einheit in der Vielheit.

Deswegen können wir es nicht genug bedauern, daß man in gänzlicher Verkennung der großen Idee und offensichtig den Schleichwegen menschlicher Eitelkeit nachgehend, den Ursprungsgedanken verlassen, die Kapellen ihrer ersten und eigentlichen Bestimmung entzogen



Mariaschein Kirche und Kapellen.

---

[1]) Vergleiche ähnliches in Turas und in Zistersdorf am Moos.

[2]) Erwähnt sei, daß die Kirche 11 Beichtstühle hat, überdies der Kreuzgang noch deren 14; die letzteren bleiben allerdings derzeit unbenützt, da die in der Kirche sich befindenden genügen.

und sie ganz fremdartigen Patronen geweiht hat, die mit dem Grundgeheimnisse des Gnadenortes in keinerlei Verbindung stehen.

Mag sein, daß für die dortige Gegend die Benennung und die Wahl des betreffenden Patrones seine Berechtigung hat und daß man sich dabei im kleinen Lokalpatriotismus geschmeichelt und sehr wohl fühlt.

Wir aber, die wir von ferne kamen, und natürlicherweise dem Einflusse derartiger Bezirksströmungen weniger ausgesetzt sind, haben diesbezüglich einen freieren und unbefangeneren Blick.

Mit einigem Erstaunen lasen wir die Titel dieser sieben Kapellen:

1. Die Reichsstädter oder herzoglich Sachsen-Lauenburgsche Kapelle.
2. Die Clarysche oder Teplitzer Kapelle.
3. Die Leitmeritzer Kapelle.
4. Die Bleilebensche Kapelle.
5. Die Kulmer oder Kolowrat-Kapelle.
6. Die Offegger Kapelle.
7. Die Duxer oder Waldsteinsche Kapelle.

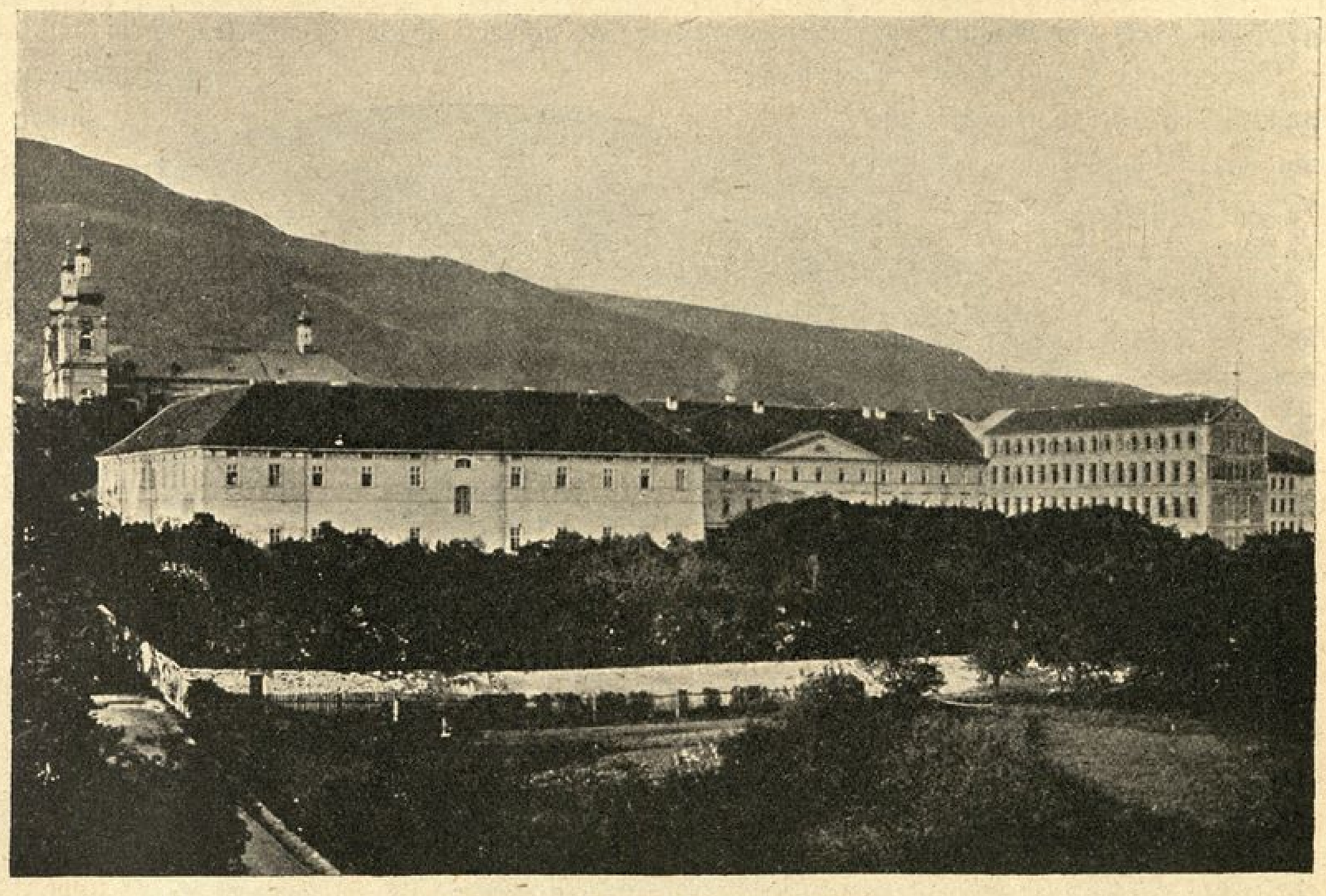
Uns, dem Fremdling, macht schon die Wahl der Namen unwillkürlich den Eindruck, als ob hier allzusehr der menschlichen Eitelkeit gefröhnt würde. Und dieser Eindruck steigert sich, wenn wir am abschließenden Gitter der fünften Kapelle ein kolossales Wappenbild erblicken, das sich so aufdringlich breit macht, daß man nur mit Mühe zwischen den Figuren des Wappenbildes in das Innere der Kapelle blicken kann.

Wie schön, wie sinnreich wäre es hingegen, wenn diese Kapellen, wie es ursprünglich der Fall war, den Titel je eines der sieben Schmerzen Unserer Lieben Frau beibehalten hätten! Welch eine gewinnende Einheit, welch eine Verklärung und Verstärkung des großen Gedankens, der im Gnadenbilde liegt.

Wir gestehen, daß wir anfangs bei Betrachtung des Kreuzganges uns der Siebenzahl der Kapellen gar nicht bewußt wurden; man machte uns erst späterhin darauf aufmerksam, und erst von diesem Augenblicke an entstand unsere Begeisterung für dieses Bauwerk, oder eigentlich für die Idee dieses Bauwerkes.

Sonstige Sehenswürdigkeiten im Wallfahrtsorte.

Das Brünnlein an der Seite der Kirche, innerhalb der Hallen. Es ist kapellenartig ummauert und überdacht, steht ganz für sich. Auf einigen Stufen steigt man zum eigentlichen Brunnenhause hinab, in welchem man unter einem Marienbilde die Quelle antrifft, die aber nicht der Marienbrunnen ist, sondern gewöhnliches Trinkwasser bietet. Der eigentliche wunderbare Marienbrunnen ist nicht mehr im Gebrauch.



Mariaschein, Jesuitenkollegium und Konvikt.

Eine gedeckte, mit Glasfenstern versehene Galerie, die über dem Haupteingange als erstes Stockwerk des oft erwähnten Kreuzganges zu finden ist. Sie diente in früheren Zeiten als Zufluchtsort und zugleich als Schlafstätte für die ärmeren Pilger, steht aber heute leer.

Der Kalvarienberg, den wir bereits erwähnt haben. Ein schöner, zum Teil bewachsener Hügel, der auf seiner Spitze eine Gruppe von drei großen Kreuzen trägt, während man in der Mitte des aufwärtsführenden Serpentinenweges noch eine Kapelle antrifft.

Von den Mariascheinern Wallfahrern wird auch gerne noch die Heilige Stiege im benachbarten Graupen aufgesucht (½ Stunde Gehzeit), die jedoch in ihrer Ausstattung nichts besonders Auffälliges an sich trägt.

Geschichtliches.

I. Teil.

Die Anfänge von Mariaschein.

Die Freskogemälde im Kreuzgang.

An den halbrunden Flächen der Rückwand des Kreuzganges hat man eine ganze Reihe von Fresken angebracht, von denen mehrere für die Geschichte des Wallfahrtsortes sehr aufklärend sind. Freilich stellen sie uns oft genug bloß Sagenhaftes vor, das auf historische Wahrheit nicht Anspruch erheben kann.

Wir werden aber trotzdem hier an der Hand einiger dieser Fresken die betreffenden Sagen mitteilen, weil sich diese schon ganz und gar mit dem Wallfahrtsorte verwebt haben und gleichsam unzertrennlich mit ihm verbunden sind.

Die vor dem Marienbilde betende Nonne.

Es ist dieses das zweite Bild der ganzen Reihe.

Man glaubte nämlich, daß einst an der Stelle des heutigen Wallfahrtsortes einige Klosterfrauen, die aus Schwaz bei Bilin durch die Hussiten vertrieben worden waren, allhier in Verbannung gelebt hätten. Eine dieser unglücklichen Verbannten zeigt uns nun das Bild, wie sie eben vor der kleinen Statue Mariens, dem heutigen Gnadenbilde, kniet und betet und vor demselben der allerseligsten Jungfrau ihr Leid klagt. Das Bild, so erzählt uns die Sage, sollen die frommen Frauen aus ihrem Klösterlein mitgenommen und allüberallhin mit sich getragen haben.



Mariaschein, die Auffindung des Gnadenbildes. Phot. F. Horak, Teplitz.

Das Mädchen mit der Schlange.

Das folgende Bild, das ein Mädchen darstellt, um dessen Arm sich eine Schlange windet, bedarf einer weiteren Erklärung.

Die vorhin erwähnten verfolgten Nonnen starben vor Elend und Kummer gar bald eine nach der andern hinweg. Die letzte von ihnen verbarg vor ihrem Tode das verehrte Bild in einer hohlen Linde. Dort blieb es manches Jahr versteckt und verschollen.

Da traf es sich, daß einmal (es soll der Festtag Maria Geburt gewesen sein) eine Dienstmagd aus dem benachbarten Orte Graupen gerade zu jener Linde hinging, um dort Grünfutter abzusicheln. Aber siehe da, während der Arbeit fährt aus dem Grase eine Schlange heraus, windet sich blitzschnell um den Arm des erschreckten Mädchens und beginnt mit hocherhobenem Kopfe gegen die alte Linde hin zu zischeln und zu pfeifen. Das Mädchen schreit laut auf, aber nach wenigen Augenblicken schon läßt sich das erboste Tier, ohne des Mädchens Hand verletzt zu haben, wieder zur Erde gleiten und verschwindet.

Die Magd erzählt, daheim angekommen, den Vorfall ihrem Dienstherrn. Dem will es nicht aus dem Kopfe, daß die Schlange gegen den alten Baum hin gezischelt habe. Dort müsse es etwas geben, meint er. Vielleicht gar einen Schatz. Und so gehen denn ihrer zwei hin, die Sache zu untersuchen. Beim Baume angekommen, steigt der eine hinauf, räumt Ästlein und Laub beiseite und findet zwar nicht den erwarteten Goldschatz, aber dafür ein anmutiges Marienbild aus Ton.

Das war nun allerdings ein überraschender Fund. Den Findern will es vorkommen, als ob das Ganze seine besondere Bewandtnis haben müsse und eilig gehen sie zum Pfarrer, um ihm getreulichen Bericht zu erstatten. Der hört zu, läßt sich alles genau erzählen und entschließt sich alsogleich, den seltsamen Fund in Empfang zu nehmen. Und so läßt er durch den Ton der Kirchenglocke seine Pfarrkinder zur Kirche rufen, erzählt, was er gehört und ladet sie ein, ihn zum Baum hinauszubegleiten.

So setzt sich denn eine ansehnliche Prozession in Bewegung. Bei der Linde angekommen, hebt der würdige Pfarrherr sorgsam den willkommenen Schatz aus seinem Versteck und trägt ihn, vom freudigen Volke umrungen, in die Pfarrkirche.

Doch siehe da, als am nächsten Morgen gar zeitlich in der Früh sich die frommen Bewohner von Graupen in der Kirche einfinden, um ihre neue, liebe Mitbürgerin Maria freundlichst zu grüßen, finden sie das liebe Bild

nimmermehr vor. Denn wie sich gar bald herausstellt, hat das geheimnisvolle Bildnis während der Nacht wieder sein erstes Quartier an der hohlen Linde bezogen.

Noch ein zweites- und drittesmal trägt man das Bild in die Pfarrkirche, aber immer wieder verschwindet es auf unerklärliche Weise. Da werden es denn die guten Bürger von Graupen endlich inne, daß der hohe Himmelsgast nicht in ihrer Pfarrkirche, sondern im selbstgewählten Orte draußen an der Linde bleiben wolle.

Dies war denn der Ursprung unseres Wallfahrtsortes Mariaschein.

Die übrigen Freskengemälde in der Galerie stellen verschiedene Heilungsfälle dar, die mit der Geschichte des Wallfahrtsortes eigentlich in keinem näheren Zusammenhange stehen; wir übergehen sie deshalb.

Geschichtliche Entstehung des Wallfahrtsortes.

Was wir soeben berichtet haben, ist nicht streng historisch, sondern bloß eine fromme Legende, eine unverbürgte Sage. Wesentlich anders lauten die Ergebnisse einer ernsten und nüchternen Geschichtsforschung.

Der Name Mariaschein dürfte von Maria-Scheune kommen, und stammt von einem Meierhofe her, der im Vereine mit einem zweiten, dem „Althof", in der Zeit der Hussitenkriege gegen räuberische Einfälle der Soldateska befestigt wurde. Dieser Meierhof, der unweit unserer heutigen majestätischen Wallfahrtskirche lag, trug den Namen „zur Scheune".

Im Jahre 1426 kam es zu einer blutigen Schlacht zwischen Hussiten und Katholiken, wobei die letzteren geschlagen und von den nachdrängenden Hussiten bis in die Gegend der heutigen Wallfahrtskirche zurückgedrängt wurden. Dort wurden nun an dreihundert edle Ritter umringt und erlagen im Kampfe für die heilige katholische Religion den Mordwaffen der Abtrünnigen.

Zur Erinnerung an dieses Gemetzel stellte man an der Unglücksstätte zunächst eine kleine Statue der schmerzhaften Mutter (unser heutiges Gnadenbild) in einer hohlen Linde zur Verehrung auf. Späterhin, als die Zeiten wieder ruhiger geworden waren, entstand an dieser Stelle eine Kapelle, die den Namen „zur elenden Maria unter Graupen" führte. Das Wort elend hat hier, wie in manchen anderen ähnlichen Benennungen, die Bedeutung von schmerzhaft, leidvoll.

Schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das Bild in der ganzen Gegend bekannt und erlangte bald den Ruf eines Gnadenbildes. Das erste Votivbild, das die Kirche noch heute besitzt, stammt schon aus dem Jahre 1443, also siebzehn Jahre nach der ersten Aufstellung des Bildes an der Linde.

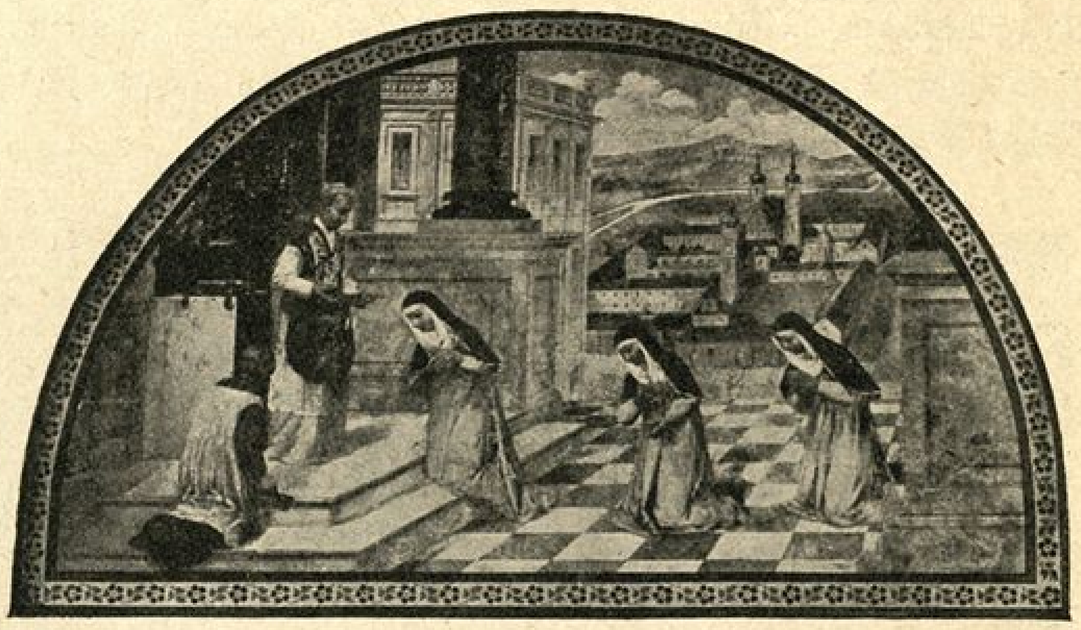
1507. Da die Menge der Wallfahrer immer zunahm, mußte man sich endlich zum Baue einer etwas größeren Kirche entschließen, da die bisherige Kapelle etwa gerade groß genug war, in einer mäßig großen Kirche als Presbyterium zu dienen. So wurde denn an die schon bestehende Kapelle ein Langhaus, das heißt ein Hauptschiff angebaut. Das Gnadenbild stellte man jedoch nicht auf den Hochaltar, sondern barg es, wie in alten Zeiten das Allerheiligste Sakrament, in einem eigens hiefür bestimmten Häuschen der Seitenmauer nächst dem Hochaltare.



Mariaschein, Bild im Kreuzgang. Phot. F. Horak, Teplitz.
Elisabeth von Frauenburg, Abtissin bei St. Georg in Prag, dankt hier für die Erhaltung ihres Lebens und widmet eine Denktafel. 1668.

Mariaschein ein Schutzwall gegen den Protestantismus.

Wohl war es in den wüsten Zeiten der geistigen Revolution, gewöhnlich Reformation genannt, dazugekommen, daß bei dem steten Wechsel der Besitzer dieses Ortes eine Zeitlang das Wallfahren nach dieser geheiligten Stätte verboten ward. Doch dieser Befehl wurde nicht lange aufrecht erhalten.



Mariaschein, Bild im Kreuzgang. Phot. F. Horak, Teplitz.
Die ehrw. Jungfrau Maximiliana aus dem Stifte Doxau erhält nach mehrjähriger Blindheit wunderbar ihr völliges Augenlicht.

Im Gegenteile! Da die ganze Teplitzer Gegend von der neuen Lehre schon verseucht war, begann Mariaschein wie ein Troststern zu blinken und war für alle treu gebliebenen Katholiken der Sammelpunkt. Dorthin eilten sie, wenn die blinde Wut der Grundherren ihnen die Priester geraubt und dafür protestantische Prädikanten aufgehalst hatte, um da bei der schmerzhaften Muttergottes zu opfern, zu beten und sich gegenseitig im treuen Ausharren aufzumuntern.

Diese Bedeutung des Gnadenortes sah man auch hohenorts gut ein, und so wurde dafür gesorgt, daß dieser

Ort einem strenggläubigen Herrn übergeben wurde. Dies geschah im Jahre 1584. Und alsbald begann ein mächtiges Aufblühen.

Rings um die Kirche wurde eine feste Mauer aufgeführt, und von Strecke zu Strecke kleine Kapellen eingefügt, die den sieben Schmerzen der allerseligsten Jungfrau geweiht wurden. Jede derselben schmückte man mit einer bildlichen Darstellung des betreffenden Geheimnisses. Für jeden Samstag wurde eine heilige Messe gestiftet, und zwar auf eine herrliche gute Meinung:

„daß der wahre Gottesdienst und die Ehre seiner allerheiligsten Mutter sowohl anderwärts als besonders an diesem Orte vermehrt werde, die Ketzereien vertilgt, die Glaubensspaltungen behoben und der katholische Glaube allerorten in der Welt ausgebreitet werde."

1587 war ein sehr wichtiges Jahr in der Geschichte des Wallfahrtsortes: Am 30. April dieses Jahres wurde die Kirche Mariaschein dem eifrigen neugegründeten Orden der Jesuitenpatres übergeben und blieb von da an mit wenigen Unterbrechungen in dessen Besitz. Ein Jahr, in welchem irgend ein Gnadenort in den Besitz eines eifrigen Ordens kommt, ist immer ein Jahr größten Segens für diesen Ort. So auch das Jahr 1587 für Mariaschein.

II. Teil.

Der Dreißigjährige Krieg (1618—1648).

Der unselige Dreißigjährige Krieg, der soviel Unheil und Jammer über Böhmen brachte, hatte zur Folge, daß das Gnadenbild während dieser dreißig Jahre nicht weniger als fünfmal vor räuberischen Händen in Sicherheit gebracht werden mußte. Deutet dies schon recht grell auf die entsetzlichen Kriegsunruhen dieser Zeit hin, so leuchtet daraus zugleich eine hohe Liebe und Verehrung des Volkes gegen das heilige Gnadenbild hervor.



Mariaschein, Inneres der Wallfahrtskirche.

Erste Flucht des Gnadenbildes (1618—1624).

Im Jahre 1618 erschien vonseite der damals übermächtigen Aufständischen das Verbannungsdekret der Jesuiten. Sie sollten sofort das Land verlassen.

Durch eine List gelang es dem mutigen Rektor, in eigener Person das Mariascheiner Gnadenbild den bilderstürmenden Protestanten zu entreißen. Um 2 Uhr nachts wurde das Bild nebst manchen Kostbarkeiten der Wallfahrtskirche weggebracht, und als zeitlich am Morgen die feindlichen Scharen in die Kirche stürmten, um sich sowohl des Bildes als auch der anderen Wertsachen zu bemächtigen, fanden sie sich arg getäuscht.

Das Bild wurde damals nach Dux getragen.

Der Besitzstand der vertriebenen Ordensleute wurde sofort versteigert.

Aber schon zwei Jahre nachher gab die Schlacht am Weißen Berge den Katholiken das Übergewicht in Böhmen. Am 11. Jänner 1621 kehrten die Jesuiten nach Komotau zurück, und alsbald begannen auch wieder die Wallfahrten nach Mariaschein, das den Patres wieder „abgetreten, gänzlich übergeben und eingeräumt" worden war.

Doch wurde erst im Jahre 1624 das Gnadenbild aus seinem Zufluchtsorte nach Mariaschein zurückgebracht.

Zweite Flucht des Gnadenbildes (1631—1634).

Vom Norden her nahte Unheil; nordische Wölfe waren in Deutschland eingebrochen, raubgierig, beutesüchtig; die Schweden waren es. — Eifer für das Evangelium schrieben sie auf ihre Fahnen, aber tatsächlich war es nur wilde Eroberungslust, die alsbald in einen ganz gemeinen Plünderungszug ausartete.

Das hehre Gnadenbild hielt man in Mariaschein für allzu gefährdet. Es wurde darum nach Prag in Sicherheit gebracht und dort im Kollegium der Jesuiten aufbewahrt. Die Sorge hatte sich als begründet erwiesen. Denn die Schwedenscharen fielen tatsächlich in die Kirche Mariaschein ein, und plünderten sie bis auf einige alte Meßgewänder rein aus.

1634, nachdem Österreichs siegreiche Truppen die fremden Räuber etwas eingeschüchtert und die ärgsten Kriegsstürme sich gelegt hatten, ward das gefeierte Bild nach Mariaschein zurückgetragen.

Dritte Flucht des Gnadenbildes (1639—1640).

Wieder war es die Furcht vor den Schweden, deren Macht unterdessen

neuerdings angewachsen war, die die Patres bewog, ihren kostbaren Schatz abermals in Sicherheit zu bringen. Und wieder war es die Stadt Prag, die man für vorläufigen Aufenthalt des Bildes am geeignetsten ansah.



Mariaschein, Fronleichnamstag.

Dann kam ein schreckliches Jahr für Nordböhmen: ein Jahr der Feuersbrünste, der Krankheiten, ein Jahr der Mißhandlungen und Plünderungen, ein Jahr der Not und ärgsten Drangsal. Und als es dann endlich doch wieder dazu kam, daß das Gnadenbild zurückgebracht wurde, da war es gleichsam nur ein einziger großer tausendfacher Jubelruf, der durch die ganze Gegend hallte. In überaus feierlichem Zuge, auf einem eigens hergestellten Prunkwagen, dem man sechs Schimmel der alleredelsten Rasse vorspannte, begleitet von Priestern, von einer berittenen Ehrenwache und von einer zahllosen Schar des Volkes ward das Bild zunächst in die Stadt Komotau, und von da am nächsten Morgen gegen Mariaschein gebracht. Da wehten die Fahnen, da wirbelten die Trommeln, da dröhnten zum Gruß die ehernen Schlünde der Kanonen. Und als endlich das Gnadenbild seinen gewohnten Thron in der vom Feuer verschonten Kirche wieder eingenommen hatte, klang ein begeistertes Tedeum aus vielen tausend Lippen und Herzen zum Himmel empor.

Vierte Flucht des Gnadenbildes (1642).

Leider dauerten die Tage der Freude nicht allzulange an.

Die blutige Schlacht am Breitenfelde bei Leipzig, für die Schweden so siegreich, für die Kaiserlichen so verhängnisvoll, hatte zur Folge, daß sich allenthalben in Nordböhmen die Furcht vor diesem schrecklichen Feinde mehrte. Man hielt es für angezeigt, das Mariascheiner Gnadenbild abermals fortzubringen, und zwar nach Komotau.

Nach etlichen Monaten fortwährender Unruhen wagten es die Kongreganisten von Komotau, wieder eine Wallfahrt nach Mariaschein zu unternehmen und brachten bei dieser Gelegenheit das Gnadenbild wieder an seinen eigentlichen Ort zurück.

Fünfte Flucht des Gnadenbildes (1643—1651).

Im August des Jahres 1643 stand der schwedische Feldherr Torstenson siegreich mit seinen Truppen in Leitmeritz, also in bedrohlicher Nähe von Mariaschein. Trotzdem beließ man das Bild noch bis zum 8. September dort. Dann aber schien es höchste Zeit, es wegzubringen. Von Komotau aus machte sich eine Prozession auf, um es abzuholen. Nur durch besonderen Schutz der allerseligsten Jungfrau scheint diese Prozession den Nachstellungen der schwedischen Soldaten entgangen zu sein.

Es war die letzte Flucht des Gnadenbildes in diesem grausamen, langwierigen Kriege. Im Jahre 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen, doch hatte die Gegend noch bis 1650 von den Feinden zu leiden.

Erst im folgenden Jahre, als die Schweden endgiltig abgezogen waren, wurde das Bild nach Mariaschein zurückgebracht. — Die ärgsten Stürme waren vorbei, nun sollte eine Zeit des Friedens und der Entwicklung anbrechen.

III. Teil.

Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis heute.

Erbauung der Kapellen und der jetzigen Kirche.

Langsam, aber stetig hob sich der Wallfahrtsort Mariaschein und gewann immer mehr Ansehen und Einfluß.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden die meisten der jetzt bestehenden Kapellen ganz neu und viel herrlicher als zuvor von verschiedenen Wohltätern auferbaut, zugleich der Kreuzgang sehr verschönert.

Da sich übrigens auch die Kirche, wie sie damals bestand, längst als unzureichend und obendrein als baufällig erwiesen hatte, so ging man daran eine neue großartige Wallfahrtskirche zu errichten:

1701 ward der Grundstein zu diesem Prachtgebäude gelegt;

1706 wurde das neuerbaute Gotteshaus (das heute noch steht) „mit unerhörter Pracht und Herrlichkeit, im Beisein einer unabsehbaren Menge Volkes niederer und höchster Herkunft eingeweiht." Tagsdarauf wurde das

Gnadenbild, das unterdessen in einer der Kapellen untergebracht war, feierlich in die neue Kirche übertragen und auf dem Hochaltare zur öffentlichen Verehrung ausgestellt.

Sechste Flucht des Gnadenbildes (1706).

Wegen Feindesgefahr wurde das heilige Bild noch in demselben Jahre (1706) nach Prag gebracht. Doch kaum war nach etlichen Monaten die drohende Gefahr verschwunden, so wurde das kleine vielgeehrte Bild alsbald unter massenhafter Beteiligung aller Stände und Würden in die Mariascheiner Kirche zurückgetragen.

Siebente Flucht des Gnadenbildes (1756—1757).

Im Jahre 1756 brach der Siebenjährige Krieg aus. Mit Ungestüm überfluteten preußische Husaren die ganze Gegend und alle Greuel des Krieges tobten im schwergeprüften Lande. Aus Furcht vor drohenden Ausschreitungen dieser Protestanten sandte der damalige Rektor das heilige Bild nach Komotau, schon zwei Tage darauf wurde er selber gefangen genommen und erst im Frühjahre wieder freigegeben.

Erst nach der siegreichen Schlacht des General Daun wurde das Bild (August 1757) zurückgebracht und der Gottesdienst, der in der Kriegszeit nur bei verschlossenen Türen abgehalten wurde, mit aller Pracht gefeiert.

Achte Flucht des Gnadenbildes (1762).

Noch einmal im Laufe des genannten Siebenjährigen Krieges schien es entsprechend, die heilige Statue vor Feindeshand zu sichern. Dies war im Jahre 1762, da wegen der zahlreich herumschwärmenden Feinde das Gnadenbild weggebracht wurde; und zwar diesmal nach Leitmeritz. Doch bald hernach schlug Fürst Löwenstein die Preußen bei Teplitz, drängte sie über die Grenze zurück, und das Bild konnte infolgedessen wieder heimgebracht werden.

Aufhebung des Jesuitenordens (1773).

Ein sehr empfindlicher Schlag traf den Wallfahrtsort, als durch päpstliches Dekret der Jesuitenorden, dessen Mitglieder bisher in mustergiltiger Weise die seelsorglichen Arbeiten im Wallfahrtsorte verrichtet hatten, aufgehoben wurde. Man trug zwar Sorge, daß der Gottesdienst möglichst in bisheriger Weise fortgeführt wurde, doch niemand verhehlte sich, daß Mariaschein durch die Beraubung seiner eigentlichen Seelsorger nunmehr lendenlahm geworden sei. Doch es sollte noch ärger kommen.

Mariaschein und Kaiser Josef II.

Kaiser Josef II. untersagte im Jahre 1782 alle Prozessionen und Wallfahrten zu den sogenannten Gnadenorten. Der Schlag traf auch Mariaschein. Alle Votivgeschenke mußten entfernt, alle halbwegs kostbaren Gegenstände nach Prag abgeführt werden — auf Nimmerwiedersehen. Das Volk, das sich von althergebrachten Gebräuchen nicht ohneweiters abbringen lassen wollte, wurde mit Strafen bedroht. Das bischöfliche Konsistorium in Leitmeritz verbot leider dem sehr eifrigen Rektor der Kirche von Mariaschein alles, was er zur Belebung der Wallfahrten tun wollte.

Ja, dem herrlichen Gotteshause drohte sogar Verwüstung und Zerstörung. Schon wurde zum Schlage ausgeholt. Da gelang es der raftlosen Bemühung des wackeren Rektors Kindermann, es dahin zu bringen, daß man das prächtige Bauwerk stehen ließ, und hinfür dort ein sogenannter Lokalkaplan bleiben durfte.

Was noch an reichen Paramenten und Geräten übrig geblieben war, verfiel bald der Einziehung. Im Jahre 1807 wurde nämlich alles halbwegs Wertvolle zum Bezahlen der hohen Kriegssteuern eingezogen.

Von den vielfachen Schlägen, die über die Wallfahrtskirche und den Wallfahrtsort niedergegangen waren, konnte er sich bis heute nicht mehr ganz erheben. Und wenn er auch jetzt unter den Wallfahrtsorten Böhmens einen ehrenhaften Rang einnimmt, so sind jene Glanzzeiten des 18. Jahrhunderts, da Mariaschein als Maximum eine jährliche Kommunikantenanzahl von 115.000 aufwies, dahin.

Zurückberufung des Jesuitenordens (1852).

Nachdem die Jesuiten durch fast 80 Jahre hindurch von der Leitung des Wallfahrtsortes entfernt gewesen, ward ihnen wieder Gerechtigkeit zuteil; schon im Jahre 1814 hatte der römische Papst Pius VII. das Dekret seines Vorgängers widerrufen und den Jesuitenorden aufs neue bestätigt und ins Leben gerufen. Und im Jahre 1852 wurde endlich die Gnadenkirche Mariaschein der liebevollen Pflege der eifrigen Gesellschaft Jesu aufs neue übergeben.

Wohl übernahmen die P. P. Jesuiten nicht die Pfarre selber, sondern es wirkt ein Pfarrer aus dem Weltpriesterstande in Mariaschein. Aber tatsächlich sind die Jesuiten nicht bloß die Wallfahrtsseelsorger, sondern zum großen Teile auch die pfarrlichen, da drei aus ihnen die Stellen der Kooperatoren (Kapläne) der Pfarrkirche Mariaschein einnehmen. Überdies besitzen die Patres in Mariaschein ein blühendes Gymnasium mit Öffentlichkeitsrecht und ein Konvikt, das 300 Zöglinge zählt, von denen jährlich 12—18 Maturanten in das Seminar nach Leitmeritz eintreten.

So möge denn Mariaschein aufblühen, möge es wachsen zur Ehre Gottes und zur Ehre der allerseligsten Jungfrau, und seine einstige Größe gar bald wieder voll und ungeschmälert erreichen!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1926 500 jähriges Jubiläum der Entstehung.

1951 250 jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung zur heutigen Kirche.

Ständige Priester: 1 Weltpriester als Pfarrer und ein Kollegium der P. P. aus der Gesellschaft Jesu mit 25 bis 28 Priestern.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 200—300.

Wallfahrtskommunikanten jährlich: Zirka 30.000 (samt den Andachtskommunionen der Pfarrangehörigen und der Konviktszöglinge 80.000—90.000).

Besucher jährlich: Über 50.000 (Anm. des Verfassers: Diese Zahl dürfte zu niedrig angegeben sein).

Geschlossene Prozessionen: jährlich 30.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Einwohnerzahl der Pfarre: Gegen 8000.

Ständige Devotionalienhändler: Etwa 20 (mit bedeutend mehr Verkaufsstellen).

Gasthäuser: Sehr viele.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist etwas steigend.

Nationalität der Wallfahrer: Größtenteils deutsch.

Zufahrten.

Wien—Mariaschein. Wien Nordbahnhof oder Staatsbahnhof über Aussig Stadt. Bis Aussig Schnellzug 10½ St., K 23.50, Personenzug 18 St., K 17.80.

Wien (Nordwestbahnhof) über Aussig (Ndwstbhf.) (Bis Aussig Schnellzug) 8—9 St., K 20.60, Personenzug 16 St., K 15.70.

Prag—Mariaschein. Schnellste Verbindung über Aussig. Bis Aussig Schnellzug 3¼ St., K 5.60 — durchwegs Personenzug 4½ St., K 4.40.

Eine bedeutend längere und kostspieligere Verbindung zwischen Prag und Mariaschein ist jene über Laun, Bilin, Teplitz.

Teplitz-Schönau—Mariaschein. 1¼ Gehstunden nordöstlich. Eisenbahnfahrt 10 Minuten.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Mariaschein—Maria-Ratschitz. (25 Bahnkilometer westsüdwestlich von Mariaschein). Direkte Züge, 1 St., K —.90.

Mariaschein—Quinau. (40 Kilometer westsüdwestlich von Mariaschein). Bahnfahrt bis Komotau 1¾ St., K 2.10. Von dort 2 Gehstunden.

Mariaschein—Kostenblatt. (14 Kilometer südlich von Mariaschein). 3 Wegstunden oder Eisenbahnfahrt von Mariaschein nach Ratsch, ¾—1 St., K —.70. Von dort 1¼ St. Fußtour.

Mariaschein—Krzeschitz. (30 Kilometer ostsüdöstlich von Mariaschein) über Schreckenstein, Aussig. Bahnfahrt mit zweimaligem Umsteigen 1½—2 St., K 1.60.

Mariaschein—Filippsdorf (60 Kilometer nordöstlich von Mariaschein) über Bodenbach (umsteigen), Tannenberg (umsteigen). Bei günstigen Anschlüssen gegen 4½ St., K 2.80.

Mariaschein—Heiliger Berg bei Přibram. (110 Kilometer südlich von Mariaschein). Fahrt über Prag und Aussig. Schnellzug 5½ St., K 9.80, Personenzug 7—8 St., K 7.60.

Literatur.

Miller S. J. Hist. M. d. i. Ausführl. Bericht, Prag 1710, 4°.

Kroehs S. J. Der Wallfahrtsort M. Warnsdorf 1893, 12°, 110 S.

Anonym, Geschichte der Entst. Langer, Georgental, 16°, 16 S.

Anonym, Geschichte der Entst. Nickl, Mariaschein, 16 , 16 S.

Austria-Kal. 1845, 181.

P. Andreas Prinz, S. J. Kurze Geschichte. Mayer, Wien. 3. Aufl. 1868.

Krönes, Geist. Wallf. Kirsch 1872, 57.

Kaltenbäck, Mariensagen, 46.

Ott, Marianum, 273.

Reg.-Mar.-Kal. 1877, IV.

Schaller, Top. V, 162.

Sommer, Böhmen, I, 201.

Neueste Geschichten u. Beschreibungen, Traßler, Brünn, 1821, II, 24.

Gebhard, Die heil. Sage, Wien 1866, II, 221.

Leo-Gsschft. d. soz. W. d. kath. K., Wien XI., 40.

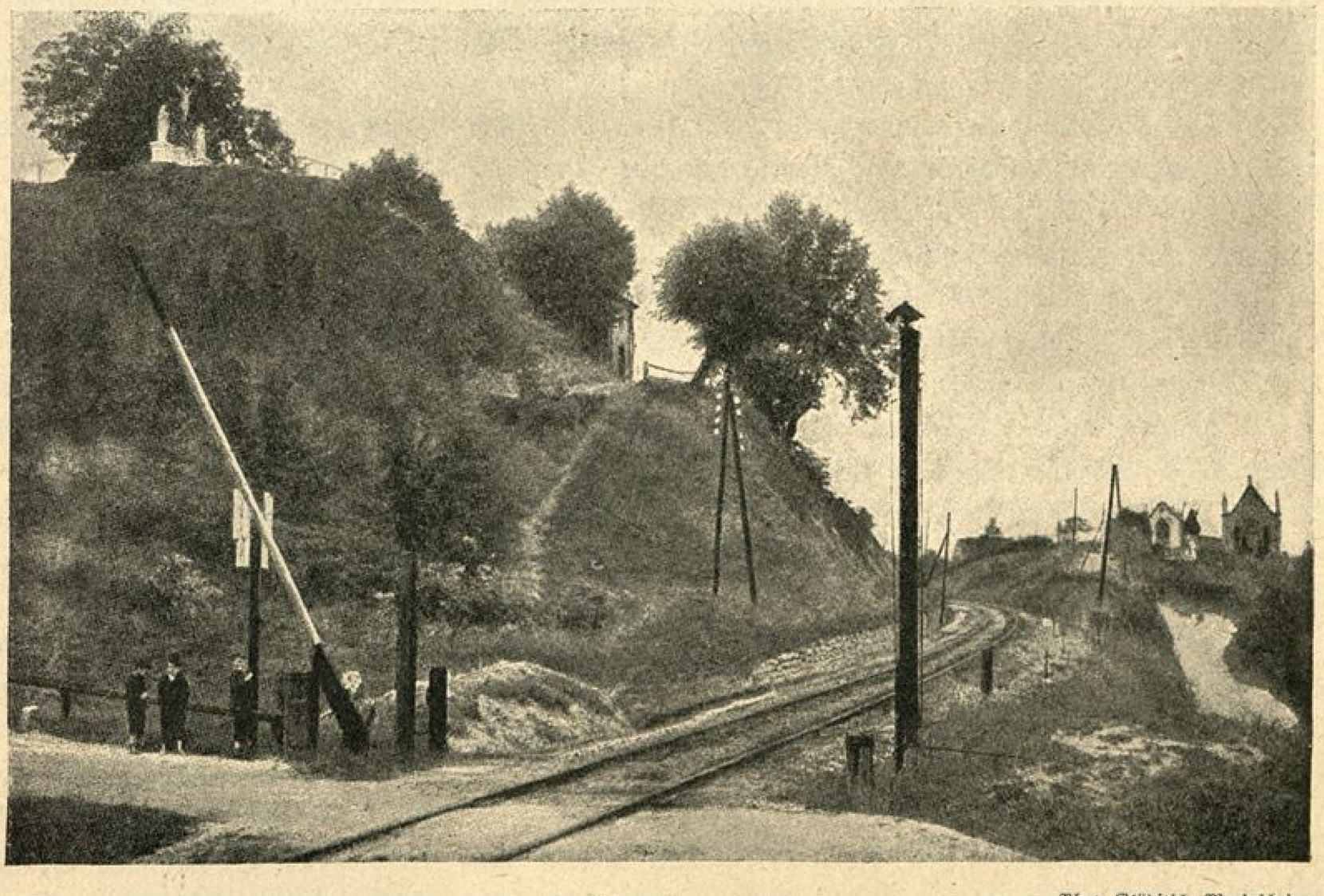
Kurze Erwägung.

Die Schlange zischt feindselig gegen das Marienbild hin! — Das war so im Paradiese und wird so bleiben bis zum Ende der Zeiten: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe; sie wird dir den Kopf zertreten, du aber wirst ihrer Ferse nachstellen.“ Auch die Geschichte des Wallfahrtsortes Mariaschein ist ein Beleg dafür: die achtmalige Flucht des Gnadenbildes zeigt zur Genüge, daß die Schlange eifrig nachstellte der Ferse des Weibes.

Immer ist das Zischen gegen Maria und gegen die Muttergottesverehrung ein bedenkliches Zeichen für den Verfall des inneren Glaubenslebens; im Gegenteile haben alle großen Lehrer der Kirche eine innige, begeisterte Liebe zur allerseligsten Jungfrau als ein verläßliches Merkmal der Auserwählung betrachtet. Die Anwendung für Dich, o Leser, ist leicht: Murre nie gegen Maria und ihre Verehrung, sei ihr immer ein liebevolles, treuergebenes Kind.

Gebet.

O schmerzhafte Mutter! Du hast es einst in Deinem Erdenleben genugsam erfahren, was es heißt, das Kreuz zu tragen und zu leiden. War ja Dein ganzes Leben nur eine Kette der Schmerzen, und mit siebenfacher Schneide durchfurchte das herbe Schwert der Qual Dein heiliges, reines Herz. — Siehe, auch ich, Dein Kind muß leiden und so komme ich zu Dir, Mutter, um Dir mein Elend zu klagen und vor Dir mein Herz auszuschütten! O höre mein Gebet, und verleihe mir Trost, Geduld und Beharrlichkeit! Mein ganzes Leben lang will ich Dir dankbar sein. Ja, aufs neue wähle ich Dich heute zu meiner Mutter, zu meinem Vorbilde, zu meiner Beschützerin. Dir empfehle ich alles, was ich habe und bin, Dir ergebe ich mich für Leben und Sterben, für Zeit und Ewigkeit. Amen.



Mariaschein, Kalvarienberg. Phot. Glöditsch, Mariaschein

Friedek, zarter, holder Name,
Weil der Friede drin erklingt,
Weil aus ihm gar wundersame,
Traute Friedens hoffnung winkt.

Heil dir, Friedek, schön im Worte,
Schöner noch im wahren Sinn:
Denn in dir, am Gnadenorte,
Thront des Friedens Königin!

Friedek.

Schlesien. 30.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Die Flügelbahn Mährisch-Ostrau—Friedek führt uns fast in Südrichtung immer hart an der mährisch-schlesischen Landesgrenze durch welliges Hügelgelände in 1 St. nach Friedek. Einige Minuten, bevor der Zug Halt macht, sehen wir linkerhand die doppeltürmige Gnadenkirche zu uns herniederwinken.

Nachdem wir ausgestiegen sind, müssen wir in beinahe halbstündigem Marsche die nette, schmucke Stadt Friedek fast ihrer ganzen Länge nach durchschreiten, haben dann, nachdem wir immer sachte aufwärts stiegen, wieder in eine Terrainsenkung abzusteigen und sofort darauf die letzte kleine Strecke etwa 30—40 m hoch zur stattlichen Gnadenkirche aufwärts zu gehen.

Links und rechts begrüßen uns lange Reihen von Devotionaliengeschäften, die allerdings nur an Konkurstagen in Betrieb, sonst aber geschlossen sind.

Die weitere Umgebung der Kirche kann man lieblich und anmutig, die nächste Umgebung der Kirche idyllisch nennen, während die Kirche selber als ein Prachtbau gelten kann.

Das prächtige Bauwerk erhebt sich auf einer erhöhten gepflasterten Terrasse, die gegen die vorbeiziehende Straße hin mit einer 3—4 m hohen Mauer abschließt und überdies mit einem eisernen Gitter, auf welchem Heiligenstatuen stehen, abgegrenzt ist. In einer sehr sinnigen, freilich auffallenden Weise kehren diese Statuen alle ihr Antlitz zur Kirche hin, zeigen also der Straße den Rücken. Eine Stellung, wie man sie sonst kaum irgendwo anders antrifft.

Ist die Kirche nach vorn hin mit einer breiten, steingepflasterten Terrasse abgeschlossen, so ist sie nach den drei übrigen Seiten in ziemlich weitem Umkreise von einem Kranze geradezu herrlicher, großer Kreuzwegstationen umschlossen, die alle untereinander gleich, jede etwa 4 m hoch und $1^1/_2$ m breit, in lobenswerter Reliefarbeit das betreffende Leidensgeheimnis zur Darstellung bringen. Diese Stationen kommen um so mehr zur Geltung, weil zwischen ihnen und der Kirche eine große parkartige Anlage sich ausbreitet, wo uralte, ehrwürdige Bäume auf saftiggrünem Grasboden treue Wache ums Heiligtum Mariens halten.

Inmitten dieser Stationen, und zwar gerade hinter der Kirche, also gleichsam wie ein Edelstein in der Mitte einer Krone, erhebt sich ein kleines Kuppelkirchlein, zu dem man auf mehrere Stufen emporsteigt: die Kapelle des heiligsten Herzens Jesu.

Uns däucht, daß mit solcher Umgebung die Gnadenkirche von Friedek und ihre erhabene Hausmutter Maria wohl zufrieden sein dürfte.

Die Gnadenkirche und das Gnadenbild.

Eine zweitürmige Kirche, die ihrem ganzen Äußern nach die Merkmale der Hochrenaissance an sich trägt: die breiten Gesimse, die rechteckigen Umrahmungen der übrigens halbkreisförmig abgeschlossenen Fenster, die in Reih und Glied stehenden Pilaster an den Wänden und dazu endlich die netten Turmhelme in der so allgemein beliebten geschwungenen Barockform. Schon von außen bemerkt man, daß diese Kirche weite, große und auch hohe Innenräume umschließen müsse.

Und tatsächlich hat uns unsere Voraussetzung nicht getäuscht.

Wir betreten ein großes, weitgedehntes Gotteshaus, das wohl für 4000 Personen Platz bietet, und wo obendrein auf den hohen Emporen, die sich rechts und links über den Seitenschiffen hinziehen, noch etwa 500 Personen sich aufhalten können. Insbesondere macht die stattliche Höhe des Gewölbes einen guten Eindruck.

Leider hat dieses Gotteshaus einen Schönheitsfehler, der allerdings verhältnismäßig leicht wegzubringen wäre: die Kirche macht den Eindruck, als ob sie zu leer, gleichsam nackt sei. Hauptursache davon ist, daß sowohl Gewölbe als Seitenwände ohne jeglichen malerischen Schmuck, also nicht einmal gefärbelt sind: sie sind einfach mit Kalktünche geweißt. Wir wiederholen noch einmal, daß dieser Schönheitsmangel so zufälliger Natur ist, daß er eigentlich nur als vorübergehender Fehler bezeichnet werden kann.

Zu dem gegenwärtigen Zustande der Leere kommt noch die Tatsache als verstärkend hinzu, daß nur sehr wenige Kirchenbänke vorhanden sind und daß auch diese wenigen ausschließlich sich im Halbkreise um die Pfeiler des Mittelschiffes schmiegen. Also erscheint dadurch auch der weite, mit Kehlheimer Platten gepflasterte Boden der Kirche groß und leer.

Im Gegensatze zu dieser Leere erquicken die Doppelreihen der rundbogigen Fenster durch ihre lieblichen, schönen Glasmalereien; sie sind jedenfalls eine Zierde des Gotteshauses.

Der Hochaltar bildet ein vollkommen für sich abgeschlossenes, von dem übrigen Bauwerk der Kirche getrenntes Stück. Er ist im Barockstil gebaut und sehr charakteristisch; wir möchten ihn phantastisch nennen. In dem durch das Marmorspeisegitter abgefriedeten Raume erhebt sich ein hufeisenförmiger Unterbau, der den eigentlichen Hochaltar gleichsam mantelförmig umschließt. Auf diesem hufeisenförmigen Bau (der nach vorne offen ist und eben den Hochaltar zeigt) erheben sich von etwa 3 m Höhe an sechs schlanke Säulen, die nach oben hin wieder mit einem breiten hufeisenförmigen Barockgesimse abgeschlossen erscheinen.

Auf diesem Barockgesimse erhebt sich nun ein durchbrochener, goldener, gewaltiger Kronenaufbau, an dessen äußerster Spitze ein großes, sehr gefälliges Kreuz zu bemerken ist.

Von der braunen Grundfarbe des gesamten Altaraufbaues heben sich eine ganze Reihe von schneeweißen

Engelsfiguren (mehrere davon sehr groß) deutlich ab. Sie scheinen himmlische Reigentänze um den Mittelpunkt, das Gnadenbild nämlich, aufzuführen.

Dieses Gnadenbild ist eine steinerne, ganz dunkelbraune Statue der Gottesmutter von etwa 1 m Höhe. Das Bild, das mit reichem Strahlenkranze und mit einer Sternenkrone verziert ist, steht auf der Mondsichel, die ihrerseits wieder auf einer, gleichsam aus dem unten befindlichen Hochaltare herauswachsenden Rundsäule ruht. Mutter und Kind tragen Kronen, das Kindlein hält die Weltkugel in der Hand, die Mutter hält in der Rechten ein Zepter. Die Figuren sind nicht schlecht gearbeitet, die Formen des Antlitzes Mariens sehr regelmäßig und fein, aber doch eigentlich ohne Leben und ohne besonderen Ausdruck, etwa so, wie es unsere modernen, schönen Spielpuppen zeigen. Die Statue selbst trägt keine Stoffkleider, aber man hat es verstanden, durch sehr reichgestickte, weiße, fächerartig hinter der Statue ausgespannte Draperie die dunkle Statue wirkungsvoll zur Geltung zu bringen.

Es mag vielleicht der abenteuerlich geformte Kronenaufsatz, der den oberen Teil des Altares bildet, nicht nach jedermanns Geschmack sein; jedenfalls aber ist die Statue selbst und ihre nächste Umgebung als wunderschön zu bezeichnen.



Friedek, Wallfahrtskirche.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die steinerne Bildsäule.

Die Entstehung dieses schönen Gnadenortes reicht in das vielbewegte, kriegsreiche siebzehnte Jahrhundert zurück. Das Jahr 1665 kann sich rühmen, das Geburtsjahr dieser schlesischen Gnadenstätte zu sein.

Der erste Beginn und Anlaß war ein Akt der Frömmigkeit vonseite des damaligen Friedeker Grundherrn Graf von Oppersdorf. Er ließ nämlich an dem Platze, wo heute die mächtige Kirche ihre beiden Türme himmelwärts hebt, eine steinerne Säule aufstellen und darauf ein steinernes Marienbild; noch steht die Säule heute, wie sie damals stand, aber erhöht auf dem Hochaltare. Daß diese Säule sozusagen das steinerne Samenkorn für einen früchtereichen Gnadenacker Mariens werden sollte, — das ahnte damals wohl niemand.

Die waltende Gottesgnade.

Wie verschieden sich doch die Schicksale solcher Denksäulen gestalten, wie sie ja doch zu Hunderten und Tausenden in katholischen Ländern an den Wegen zu finden sind. Die allermeisten bleiben eben, was sie sind: Denksäulen am Wege. Auf manche aber wirft Gott einen warmen Blick des Segens, und aus der Denksäule wird eine hehre Gnadenstätte. So auch hier in Friedek. Kaum stand sie, so kamen die Leute und beteten mit sonderbarem Fleiße und mit andauerndem Beharren davor. Eine innerliche Kraft lockte sie hin.

Unter anderen kam auch die Grundherrin von Tobitschau. Sie war mit einem schmerzlichen Übel behaftet und fand von Ärzten keine Heilung. Da kam ihr die Gottesgnade helfend und weisend im Traumbilde entgegen. Es sagte ihr nämlich jemand im Traume, sie möge sich nach Friedek wenden, zu Maria, dem „Heile der Kranken"; dann werde ihr leibliches Gebrechen wohl bald geheilt sein. Mit vielen Freuden folgte die geplagte Frau der liebreichen Einladung und ließ sich in einer Sänfte an die bezeichnete Stelle bringen: zur steinernen Bildsäule in Friedek. Und siehe da, vor der Bildsäule ward sie plötzlich und gänzlich gesund.

Mit allem Eifer, wie ihn eben dankbare Liebe zu zeigen pflegt, begann sie nun alle ihre Untertanen auf diese neue und so wunderbare Gnadenstätte aufmerksam zu machen und ward nicht müde, von Jahr zu Jahr immer neue Pilgerscharen persönlich an jenen Ort zu führen, wo ihr selber so Unvergeßliches zuteil geworden war.

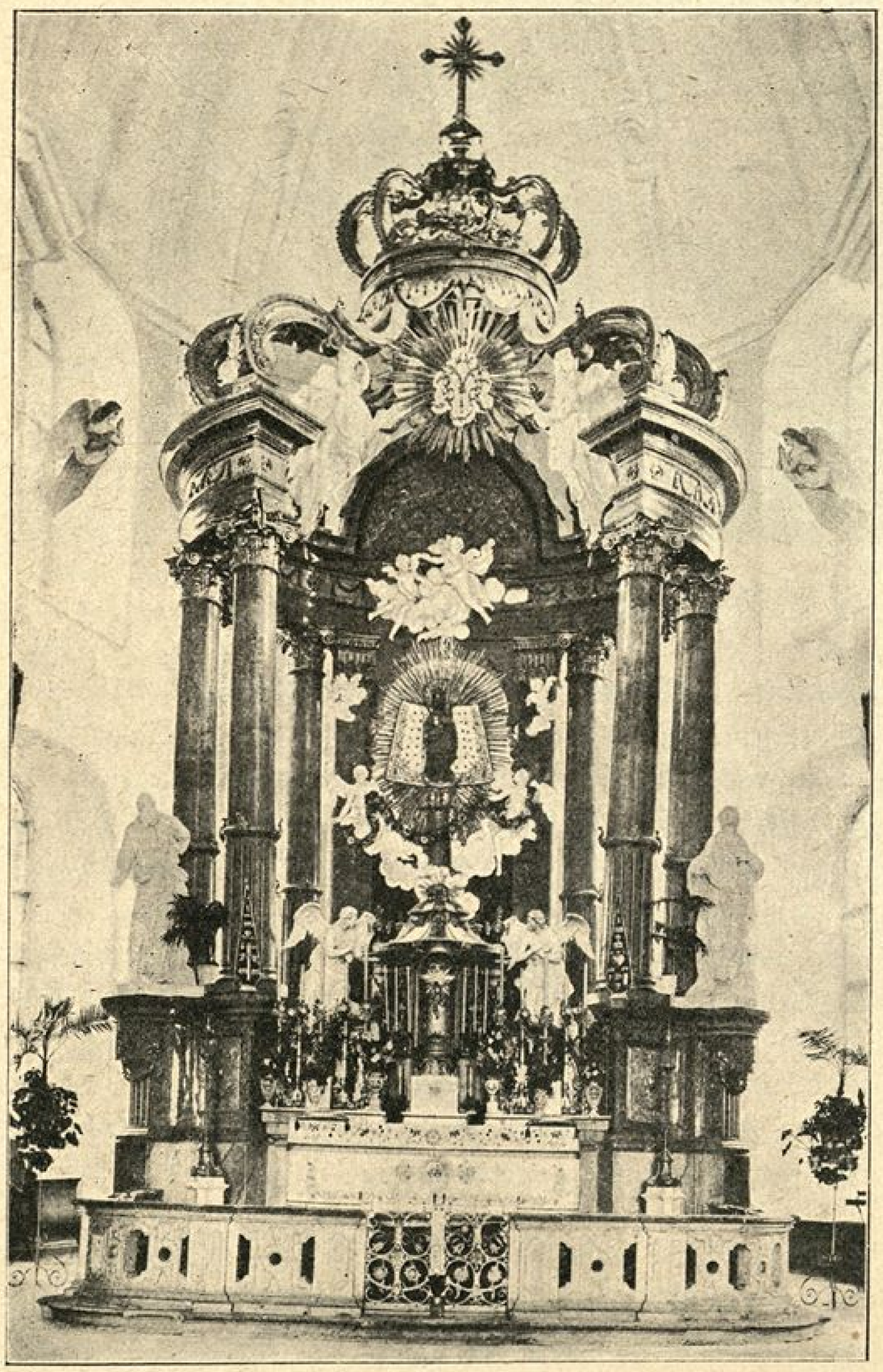
Die hölzerne Marienkapelle.

Dem Beispiele der Tobitschauer Leute folgten alsbald andere, und diesen wieder neue, so daß Friedek mit der Zeit ein ganz regelrechter Wallfahrtsort wurde. Die

alte Ortskirche, in die bei solchen Pilgerzügen die Fremden eilten, um dort ihre Andachten zu verrichten und besonders die heiligen Sakramente zu empfangen, erwies sich dem immer anwachsenden Andrange nicht recht gewachsen und so versuchte man es, den Pilgerscharen an Ort und Stelle ein Heiligtum zu schaffen, und erbaute im Jahre 1706 eine Kapelle aus Holz, welche die steinerne Gnadensäule umschloß. Die Mittel zum Bau waren durch verschiedene Opfergaben zusammengekommen.

Sturm.

Die junge Kapelle erfreute sich nicht lange der Ruhe. Der damalige Grundherr — dessen Namen wir freundschaftlich verschweigen — war der Gnadenkapelle nicht hold und beschloß, das steinerne Bild einfach zu rauben und es nach Troppau überführen zu lassen. Sein Plan wurde ruchbar und gelang nur zum Teile. Wohl wurde durch seine Soldaten während der Nacht zum 22. Februar 1712 die Kapelle erbrochen, das Bild von der Säule genommen und unterdessen in sein Schloß gebracht. Aber alsbald versammelten sich bewaffnet die Ortsbewohner von Friedek und umzingelten das Schloß und forderten die Herausgabe des beliebten Bildes. Da dies nicht gutwillig geschah, harrten sie in treuer Wache beim Schlosse aus, bis durch rasche Boten ein Befehl des damaligen Kaisers Karl VI. herbeikam, der strenge verlangte, daß das Bild sofort an seinen ursprünglichen Platz zurückgegeben werde.



Friedek, Hochaltar.

Die große Kirche.

Nun begann der Gnadenort immer mehr zu erstarken und immer weiter bekannt zu werden, bis endlich im Jahre 1759 die heutige so majestätische Kirche an Stelle der alten Kapelle erbaut wurde, ein wahres Ehrendenkmal Unserer Lieben Frau. Dieses Gotteshaus überstand auch die harten josefinischen Zeiten glücklich und heil, und es werden wohl auch in Zukunft sich dortselbst noch Hunderttausende Frieden des Herzens und Trost für ihre Leiden holen.

Gebetserhörungen.

Das grüne Herzl.

Im Jahre 1893 sandten wir unsere älteste Tochter, damals 18 Jahre alt, nach Brünn, damit sie sich dort noch in der Musik ausbilde. Sie war ein strammes Mädchen, und als sie hinging, ganz gesund. Sie wohnte bei ihrem Großvater.

Als das Schuljahr zu Ende ging, freuten wir uns schon, unser Kind wiederzusehen. Sie kam am 5. August nach Dombrau, in ihre Heimat. Aber wie sah das arme Kind aus! Sie hatte große Hitze, so daß ich sofort um den Arzt schickte; dieser konstatierte 40 Grad Fieber; in den nächsten Tagen schon hatte sich ein Bauchtyphus herausentwickelt. Anfangs schien er normal verlaufen zu wollen, aber bald stellten sich Komplikationen ein, so daß wir eigene Krankenpflegerinnen nehmen mußten und noch mehrere Ärzte zu Rate zogen.

Aber das arme Kind lag zehn Wochen im Fieber, wurde zweimal rückfällig, außerdem gesellten sich Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, Herzklappenentzündung dazu. Als dann Bluterbrechungen eintraten und sich sogar Anzeichen einer beginnenden Blutzersetzung zeigten, da gaben sie die Ärzte auf (Dr. Eichenwald, Dr. Großmann, Dr. Hinterstoißer aus Teschen).

Sie können sich meinen übergroßen Schmerz denken; ich betete Tag und Nacht zum lieben Gott um Hilfe, und zwar im Anfange der Krankheit um Genesung, späterhin, als es schon dem Ende zuging, bat ich immer um Kraft, den Willen des Herrn zu tragen, und wendete mich besonders innig an die Muttergottes.

Als das Blutbrechen kam, rieten mir alle, das Kind versehen zu lassen, ich aber konnte mich leider nicht dazu entschließen, ging aber selber zu unserem Herrn Pfarrer, beichtete und kommunizierte, und bat den lieben Gott für die Kranke um Hilfe.

Da kam mir der Gedanke, nach Friedek zu fahren. — Ich sagte meinem Manne von dieser Entschließung: „Ich fahre morgen mit Pferden nach Friedek.“ — Aber nur meinem Manne sagte ich so und meiner Schwester Marie, sonst vor den Dienstleuten sagte ich: „Ich fahre nach Freistadt,“ und so auch der Kranken selber. Dieser sagte ich beruhigend, ich wolle ihr in Freistadt einen Schlafrock machen lassen, damit sie beim Aufstehen etwas anzuziehen hätte.

So fuhr ich denn zeitlich Früh vom Hause weg und kam gegen 9 Uhr in Friedek an.

Ich ging in die Kirche zum Muttergottesbild; da war ich denn mit Gott allein und klagte ihm all meinen großen

Kummer und maßlosen Schmerz und bat die allerseligste Jungfrau um Hilfe.

Als ich so ganz aufgelöst in Schmerzen war, kam ein Geistlicher zu mir und fragte mich, warum ich denn so bitterlich weine; und ich erzählte ihm alles, und wie jetzt daheim mein gutes Kind vielleicht im Sterben liege, ja vielleicht schon gar tot sei! Der tröstete mich und sagte mir, ich möge sie Maria empfehlen, die werde helfen, wie es Gottes Wille sei, aber helfen werde sie in irgend einer Weise. Ich aber gab dem Priester Geld, damit er eine heilige Messe auf meine Meinung lese, und zugleich überreichte ich ihm ein goldenes Herzl als Opfergabe für die Kirche. Da ich nämlich vom Hause weggefahren war, hatte ich mir überlegt, was ich denn der Muttergottes als Opfer bringen könnte, und da fiel mir ein, daß der Lieblingsschmuck der Kranken ein grünes Herzl sei, — es war ja nicht wertvoll: aus grünem Stein in Gold gefaßt, die Kranke trug es sonst immer am Hals. Dieses Herzl also hatte ich mitgenommen. Ich muß aber betonen, daß von diesem Herzl niemand etwas wußte, nicht einmal mein Mann, sondern nur Gott und ich allein. Dieses also gab ich dem Priester, ihn bittend, er möge es an die Muttergottes-Statue hängen oder irgend wo an passender Stelle beim Altare anbringen, ersuchte ihn dann noch um sein Gebet und fuhr nach Hause. Schon um zwei Uhr nachmittags war ich bei den Meinigen.

Die Kranke fragte, ob ich den Schlafrock bestellt hätte; was ich bejahte. Das war Dienstag. Als es Abend zur Nachtwache kam, wachte meine Schwester Marie bis zwei Uhr nachts, dann weckte sie mich und ich blieb allein beim Krankenbette, während meine Schwester schlafen ging.

Ich saß ruhig da und betete ununterbrochen, bis es fünfeinhalb Uhr morgens geworden war.

Da auf einmal rührte sich die Kranke und sagte zu mir (die folgenden Worte kann ich jederzeit beschwören): „Mami, — das bist du?“

„Ja,“ sagte ich, „mein Kind, das bin ich!“

Drauf die Kranke: „Nicht wahr, Mami, du warst gestern in Friedek?“

„Nein, mein Kind, du irrst, ich war gestern in Freistadt, dir einen Schlafrock zu kaufen.“

Drauf wieder die Kranke: „Nun, Mami, dann hat mir das nur geträumt. Denke dir, Mami, mir hat geträumt, ich war mit dir in Friedek, und da knieten wir nieder, und ich bat die Muttergottes so vom Herzen, sie möchte mich doch gesund machen, und denke dir Mami, die Muttergottes kam in Wolken herunter, legte mir die Hände auf meinen Kopf, segnete mich und sprach: ‚Mein Kind, mach' dir nichts daraus, du wirst wieder gesund werden.‘ Und denke dir Mama, was ich der Muttergottes gab: ich opferte ihr mein grünes Herzl!“ — —

Ich war im ersten Momente so ergriffen, daß ich selber vermeinte, ich träume nur; denn das vom Herzl, das hat nur Gott gewußt!

Ich rief alsogleich meine Schwester herbei. Und das Kind erzählte alles wieder, Wort für Wort, schwach, matt, aber jedes Wort verständlich.

Und da sagte es denn auch ich den andern, daß ich gestern in der Tat das grüne Herzl mitgenommen und in Friedek geopfert hätte. Dann verstummten alle, wie in Ehrfurcht. — —

Nun sehen Sie, mein Kind ist durch Gottes Hilfe und Mariens Fürsprache wirklich wieder gesund geworden. Nur ihr, der Mächtigen, ist diese Hilfe gelungen, nnd darum ist mein Kind auch ihr geweiht!

Und als sie dann später stärker wurde, da sagte sie, daß ihr erster Weg nach Friedek sein werde, sich zu bedanken. Und sie erzählte, daß ihr der Traum so wunderbar klar im Gedächtnisse sei, daß sie jetzt noch die Muttergottes in den Wolken schwebend vor sich erschaue, daß sie jetzt noch sehe, wie sie segnend ihre heilige Hand erhob.



Friedek. Das Gnadenbild auf der Steinsäule.

Langsam zwar, aber anscheinend kam dann die Gesundheit wieder, und alle wunderten sich, daß das Kind noch lebe. Gott der Allmächtige und unsere Gnadenmutter von Friedek mögen sie weiter beschützen!

Dies, was ich hier niedergeschrieben habe, ist die volle Wahrheit.

Dombrau, 1899.

Anna Simacek,
Oberingenieursgattin.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1915 250 jähriges Jubiläum der Entstehung.

1959 200 jähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration.

Ständige Priester: Ein Administrator, dazu die Priester im Emeritenhaus (in wechselnder Anzahl). Die Kirche ist Filialkirche der Pfarre Friedek.

Heilige Messen fremder Priester, sowie Besucheranzahl wurden nicht angegeben.

Kommunikanten jährlich: 30.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 120 bis 140.

Hauptfest (zugleich Beginn der Wallfahrtssaison): Mariä Heimsuchung.

Ständige Devotionalienhändler: 8.

Gasthäuser: 3. Kaffeeschänker: 2.

Einwohnerzahl der Stadt Friedek: über 10.000.

Der Besuch des Wallfahrtsortes nimmt ab.

Nationalität der Wallfahrer: 95 Prozent Slawen, 5 Prozent Deutsche. (Diese Angabe klingt darum unwahrscheinlich, weil ein großer Prozentsatz der dort verkauften Ansichtskarten und Wallfahrtsbilder deutschen Aufdruck zeigen.)

Zufahrten.

Wien N.-B.—Friedek. Über Hullein. Personenzug 9 bis 10 Stunden. K 9.50. Bei Schnellzugbenützung bis Hullein 7 Stunden, K 11.40.

Wien N.-B.—Friedek. Über Mähr.-Ostrau, dort umsteigen, Personenzug 8 bis 9 Stunden, K 10.30. Bei Schnellzugsbenützung bis Mähr.-Ostrau 5 bis 6 Stunden, K 13.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Friedek—Heiliger Hostein. Direkte Eisenbahnfahrt, 2¾ Stunden, K 2.80. Bystritz liegt 60 Kilometer südwestlich von Friedek.

Friedek—Kalwarya. Kalwarya ist etwas über hundert Kilometer östlich von Friedek zu suchen. Über Teschen, Bielitz, Wadowice nach Kalwarya. 5¾ Stunden, K 4.60.

Friedek—Czenstochowa (Russisch-Polen) — Czenstochau liegt 140 Kilometer nordöstlich von Friedek. Bahnverbindung zuerst per Flügelbahn Friedek—Mähr.-Ostrau (1 Stunde Fahrzeit, 80 h Fahrpreis), von dort mittels Nordbahn über Granica (ein von der russischen Behörde vidierter Reisepaß nötig) nach Czenstochau. Schnellzug ca. 5½ Stunden gegen 10 Kronen. Personenzug 8 Stunden, K 7.— (Hiezu obgenannte Seitenstrecke Friedek—Mähr.-Ostrau).

Friedek—Altwasser. Sankt Anna in Altwasser findet sich 58 Kilometer westlich von Friedek. Eisenbahnfahrt Friedek—Mähr.-Ostrau (umsteigen)—Zauchtel (umsteigen)—Bautsch, 4½ bis 5 Stunden, K 3.50.

Literatur.

Krönes, Geistige Wallfahrt, Kirsch, Wien 1872. S. 93
Reg.-Mar.-Kal. 1887, VIII.
Mitt. d. Zentr.-Kom. 1897, 232.

Kurze Erwägung.

Das Interessanteste aus der Geschichte dieses Gnadenortes ist wohl die energische Bewachung des in Gefahr stehenden Marienbildes vonseite der Friedeker Bürger. Möchte uns dies zum Vorbilde sein! Möchten auch wir die Marienliebe, die Marienverehrung in unseren Herzen mit größter Treue bewahren! Das Vertrauen auf Maria wird uns im Leben mannigfachen Trost und selbst im Tode noch seligste Hoffnung geben. Ist es doch ein so oft und gern gesprochenes Wort, daß ein treues Marienkind die Verdammnis nicht zu sehen bekommt. Halten wir also treu zur starken, verläßlichen Mutter Maria.

Gebet.

Verzeih', o Mutter, wenn wir heute reuig gestehen müssen, daß unsere Treue manchmal unverläßlich, unser Lieben manchmal lau, unser Vertrauen armselig war. Wir wissen es, daß wir damit nur uns selber geschadet haben! So sieh' denn gnädig auf die Erneuerung aller unserer besten Vorsätze, die wir diesbezüglich jemals in unserem Leben gefaßt haben. Ja, Mutter, wir wollen Dich wieder inniger lieben, wir wollen treu und fest zu Dir stehen, wir wollen Marienkinder sein und heißen, und alle Welt soll wissen, daß wir auf diesen Ehrentitel stolz und darob herzlich froh sind. So nimm uns denn in deinen mütterlichen Schutz, und segne uns, Deine Kinder, mit dem heißen Segen einer Mutter. Amen.

Heilige Dreifaltigkeit in Windisch-Büheln.

Steiermark.

30.000 Kommunikanten.

Drei Türme rufen mit Stimmen aus Stein:
Der heil'gen Dreiheit Ehre soll sein!
Mit Stimmen aus Erz der Glocken Ton
Ruft: Ehre dem Vater, dem Geist, dem Sohn!
Gebet und Lieder und Orgelbraus
All dies klingt stets in die Weise aus:
Wir loben den Vater, den Sohn, den Geist,
Den dankend die Schöpfung ewig preist.

Örtliche Lage.

Es wird für jeden ein hoher Genuß sein, heute im Geiste mit uns zu pilgern; denn Schönes werden wir erschauen. Diese Stätte, von der wir ehedem nicht einmal den Namen kannten, gehört nämlich mit zu den erhabensten Andachtsorten der österreichischen Länder.

Der Wallfahrtsort Heilige Dreifaltigkeit liegt fast genau in der Mitte zwischen den vier österreichischen Städten: Marburg, Mureck, Radkersburg und Pettau, so daß er von jeder derselben in ziemlich gleicher Zeit, nämlich in etwa 4—5 Gehstunden zu erreichen ist.

Für die meisten Pilger wird wohl die Stadt Marburg jene Eisenbahnstation sein, in der man absteigt, um sich dann zu Wagen oder zu Fuß dem Gnadenorte zu nähern. Es fährt täglich von Marburg der Postwagen nach Sankt Leonhard in Windisch-Büheln (3 St., K 2.—), doch muß er wegen der Bodenbeschaffenheit einen so bedeutenden Umweg über Pößnitz machen, daß tatsächlich der Fußgeher das Ziel eher erreicht als der Postwagen.

Der Fußgeher geht zuerst eine schwache Stunde längs der Drau abwärts bis Sankt Peter, und schlägt von dort den nordöstlich verlaufenden Karrenweg ein, der ihn mittels Übersetzung eines mäßigen Bergrückens nach einer Gehstunde in das Pößnißtal hinabführt, wo er sich dann mit der von Pößnitz kommenden Straße vereinigt. Nun geht es immer gegen Ost und immer auf der Straße nach Sankt Leonhard (1½ St.) Von dort weiter in 1¼ Stunden auf der Straße oder in 50 Minuten über einen ziemlich

leicht zu findenden Wiesenweg (immer östlich) zur dreitürmigen Wallfahrtskirche, die sich ab und zu von ferne dem nahenden Pilger zur Beschauung bietet.

Gegen Ende der vierstündigen Fußtour von Marburg her hat man noch den eigentlichen Kirchenbühel von etwa 60 m relativer Höhe zu erklimmen, den man zum Teil über gute Stufen (es sind von dieser Seite ihrer 150), zum Teile auf schattigem Fußsteige gewinnt. Längs dieser Stiege trifft man 14 ganz einfache kleine Holzkreuze mit den Kreuzwegbildern. Die Wallfahrtskirche selbst steht 287 m über dem Meere, die unten liegende Mühle an der Pößnitz weist 227 m Meereshöhe auf.

Das Äußere der Wallfahrtskirche.

Die Kirche ist schon ihrem Äußeren nach ein wahres Schaustück. Wenn schon der Fernblick auf ihre drei Türme ganz eigenartig anziehend wirkt, so muß der Nahblick, insbesondere von der Marktseite her oder noch besser von einem benachbarten Hügel der Nordseite, ein geradezu großartiger genannt werden. Sie ist und bleibt jedenfalls eine Sehenswürdigkeit und lohnt die Strapazen der Reise reichlich.

Mit dem hochberühmten Mariazell hat unser Gnadenort die drei Türme gemein. Doch während Mariazell Türme hat, die von einander in der Gestalt abweichen, bietet Heilige Dreifaltigkeit drei ganz gleich hohe und gleich schöne Türme. Wie schön, wie passend wird die heiligste Dreieinigkeit gerade durch diese drei Türme geehrt!

Von der Marktseite führt über ein steiles Rasengehänge eine doppelte, breite Stiege empor, deren beide Seitenteile sich oben auf einer großen Plattform vereinigen. Die Stiege zählt 86 Stufen.

Als Hintergrund dieser Stiege erhebt sich zu stattlicher Höhe die gewaltige Vorderfront des Gotteshauses, links und rechts von einem Barockturme begrenzt und überragt; der dritte Turm steht an dem anderen Ende der Kirche. Sehr schön gearbeitet ist der Giebel der Front, wo ein großes „Auge Gottes“ herniederschaut, während oben etliche Figuren das Gesimse schmücken.

Das schöne Portal an der Vorderfront ist fast immer geschlossen; es wird nur bei Ankunft großer Prozessionen und an höheren Festtagen geöffnet. Die beiden gewöhnlichen Eingänge befinden sich nur auf den beiden Längseiten des Baues.

Wir gehen daran, die Kirche von außen zu umschreiten. Wir staunen dabei die ganz bedeutende Größe dieses Bauwerkes an. Dann treffen wir an den Außenseiten der Kirche, in diese gleichsam hineingebaut, mehrere geräumige Kapellen mit sehr schönen Darstellungen: Maria unter dem Kreuze, ferner eine Kreuzigungsgruppe, und endlich Maria als Königin; alles verrät hier Sorgfalt und emsige Pflege.

Das Innere des Gotteshauses.

Eine erhabene schöne Kirche im Renaissance-Stile enthüllt sich unserem freudigen Blicke. Mächtig dehnt sich die riesige Halle, die 4000 bis 5000 Personen zu fassen vermag.

Kaum haben wir diese ehrfurchtgebietende Stätte geschaut, so drängt sich eine andere, ähnliche Kirche vor unser Geistesauge, die wir einst jubelnd und frohlockend betrachtet



Heilige Dreifaltigkeit in Windisch-Büheln, die Wallfahrtskirche.

und die ebenso wie dieses Prachtgebäude der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht ist: die vielgerühmte Sonntagbergkirche in Niederösterreich.

Sollen wir einen Vergleich wagen? An Größe dürften beide Kirchen so ziemlich gleich sein; vielleicht, daß die in Windisch-Büheln unwesentlich geräumiger ist.

Der Unterschied der beiden Kirchen liegt hauptsächlich in der Malerei und der sonstigen Ausschmückung der Wölbungen, die am Sonntagberg in reichlichem Golde strahlen, während die Dreifaltigkeitskirche in Windisch-Büheln in den bunten Farbentönen guter Ölgemälde prangt.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den prachtvollen Gemälden zu, so findet zunächst der Gedanke, das Presbyterium mit den neun Chören der Engel zu verzieren, unsere vollste Zustimmung. Es erinnert das an das große ewige Preislied, an das endlose Heilig und himmlische Alleluja, das in einer besseren Welt zu Ehren der hochgebenedeiten Dreifaltigkeit ohne Ende forttönt.

Weniger glücklich in der Wahl des Stoffes, aber einzig schön in der Ausführung sind die Deckengemälde des Hauptschiffes. Es sind dies, wie wir nachträglich erfuhren, Darstellungen der vierzehn Nothelfer, von denen jeder für sich in einem Rippenfelde des Gewölbes erscheint. Hiebei ist die verzierende Ornamentik in einer so eigenartigen und dabei glücklichen Weise gewählt, daß wir nicht bald schönere Deckengemälde gesehen haben. Freilich müssen wir von einer eingehenderen Schilderung dieser merkwürdigen Ornamentik absehen; wir sind nicht fähig, das zu beschreiben, und auch die beste Beschreibung würde dem Leser erst recht keinen Begriff davon geben; das muß man eben mit eigenen Augen gesehen haben.



Heilige Dreifaltigkeit in Windisch-Büheln, der Hochaltar.

Auch sonst hat man an den Kirchenwänden, wo immer ein geeigneter Raum dazu sich ergab, den Malerpinsel fleißig in Bewegung gesetzt. Mit Vergnügen erinnern wir uns da der beiden schönen Bilder, die die eine Seite des Presbyteriums schmücken: Maria empfängt den Gruß des Erzengels Gabriel und: Maria als Königin der Engel.

Unter den zahlreichen anderen Wandgemälden hat uns die liebliche Darstellung des göttlichen Kinderfreundes (ganz rückwärts in der Kirche) besonders zugesagt.

Nun die Altäre. Wir haben deren außer dem Hochaltare acht gezählt, da wir die beiden ganz rückwärts befindlichen Seitennischen mit den Statuen der Muttergottes und der besonders schönen Statue des guten Hirten mit den Schäflein rings um ihn herum (alles in Lebensgröße) nicht recht zu den Altären rechnen können.

Die Seitenaltäre stehen sämtlich in tiefen Nischen und sind durch weit vorspringende Querwände von einander getrennt. Die Querwände sind oben durch Bogen verbunden, darüberhin laufen geräumige Emporkirchen.

Die Seitenaltäre sind mehr oder minder schöne Barockaltäre.

Im Barockstile ist auch der Hochaltar aufgebaut, der entsprechend groß, dennoch keine besonders hervorstechenden Eigenschaften an sich trägt. Es ist einer von jenen bekannten Säulenaltären mit den vier großen Heiligenstatuen zu beiden Seiten. Im Jahre 1911 wurde am Hochaltare statt des Drehtabernakels ein wertvoller, stilgerechter, kupferner und reichvergoldeter Tabernakel angebracht. —

Wir bemerken schließlich, daß der Grundton der Gesamtmalerei der Kirche eine gelbliche Farbe aufweist.

Die Kirchenfenster sind in der Emporkirche mit gewöhnlichem Glase eingeschnitten, während die Seitenkapellen fünf kunstvolle gemalte Fenster zieren, und zwar zum Andenken an das eucharistische Jahr 1912.

Das Gnadenbild.

Die Kirche Heilige Dreifaltigkeit besitzt eigentlich kein Gnadenbild im gewöhnlichen Sinne des Wortes; sondern das Hochaltarbild ist gleichzeitig Gnadenbild. Dieses Altarblatt, etwa 3 m hoch, ist ein auf Leinwand gemaltes Dreifaltigkeitsbild.

Die Geschichte, wie es zum Gnadenbilde wurde, ist sehr interessant und erbaulich. Es wurde nämlich beim Baue der Kirche die Anfertigung dieses Gemäldes aus uns nicht näher bekannten Gründen einem geschickten Meister übertragen, der Protestant war. Den Auftrag dazu gab ihm der als Gründer und größter Wohltäter dieser Kirche bekannke Graf Wolfgang von Stubenberg, der in seinem Schlosse ein schönes Dreifaltigkeitsbild besaß; dieses übergab er dem Künstler, damit er eine Kopie davon anfertige. Als nun der geschickte Meister mit seiner Arbeit fertig war, gefiel ihm die von ihm vollbrachte Arbeit so sehr, daß er in seliges Sinnen versunken sprach: „Dieses Bild habe nicht ich gemalt, sondern Gottes Hand!“ Und merkwürdig, bald darnach fühlte er den Drang in sich, katholisch zu werden, und legte auch wirklich das katholische Glaubensbekenntnis feierlich und öffentlich ab.

Dieser Vorfall wurde ruchbar, das Bild wurde dadurch bekannt und bald begann der Zuzug zu diesem Gnadenbilde; auf diese Weise entwickelte sich dieser blühende großartige Wallfahrtsort.

Die Loretto-Kapelle.

Auch ein Marienheiligtum umschließt diese schöne Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit: Es ist nämlich ganz nahe

beim Hochaltar an der Epistelseite eine Loretto-Kapelle angebaut. Sie ist sehr gut erhalten und mit lieblichen Gemälden ausgeschmückt.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Geschicke dieses Wallfahrtsortes haben kaum irgendwie hervorstechende Züge aufzuweisen. Es wickelte sich im Laufe der Jahrhunderte alles ziemlich ruhig und unauffällig ab.

Die erste Kapelle (1631).

In diesem Jahre erhielten die hiesigen Ortsbewohner von den beiden Herren Kaspar und Paul Lorber, sowie von dem Mitbesitzer Graf Wolfgang von Stubenberg das Eigentumsrecht über den Hügel, auf dem heute die Kirche steht, und zwar zu dem Zwecke, um darauf eine Kapelle zu errichten. Nur behielt sich Graf Stubenberg das Vogteirecht vor, die beiden Vetter Lorber aber die Standgeldbefreiung, wenn sie an starken Konkurstagen auf dem Hügel Eßwaren verkaufen wollten.

Die erwünschte Kapelle wurde wirklich erbaut, doch war sie recht einfach und nur aus Holz; sie war dem Heiligen Geiste geweiht. Da der Andrang des Volkes zur neuen Kapelle ziemlich groß war, mußte man gar bald daran denken, eine größere Kirche herzustellen.

Bau der neuen Kirche (1636—1643).

Nach etlichen Vorverhandlungen wurde im Jahre 1636, und zwar vom Bischof selber, der Grundstein zum neuen Gotteshause gelegt. Das Volk interessierte sich überaus dafür und kam fleißig auf den Hügel, um dort seine Andacht zu verrichten. Dafür sprechen die zahlreichen Votivtafeln aus den Baujahren, auf denen man gar manche auffallende Heilung berichtet findet.

Doch war diese Kirche nicht etwa die heute bestehende, sondern viel kleiner, sie nahm den Raum des heutigen Presbyteriums ein.

Erst nach siebenjähriger Bauzeit war sie soweit fertig, daß sie die kirchliche Weihe erhalten konnte.

Die Augustiner-Eremiten (1662).

Es entspann sich unterdessen wegen des Patronatsrechtes der neuen Kirche ein Streit zwischen dem Abte von Admont und dem Grafen von Stubenberg. Bevor die schwebende Frage endgiltig geschlichtet war, führte Graf Stubenberg eigenmächtig und gewiß unrechtmäßig die Augustiner-Eremiten als Wallfahrtsseelsorger hier ein. Nach mancherlei Ausgleichsverhandlungen ließ man endlich die geschehene Tatsache gelten, und die Augustiner blieben als zu recht anerkannte Seelsorger in Heilige Dreifaltigkeit.

Sie zogen im Jahre 1663 ein. Bald darauf vernehmen wir von einer neuerlichen Einweihung der Kirche; es scheinen also die Patres manche durchgreifende Veränderung an dem Baue vorgenommen zu haben. Im Jahre 1689 war das schon früher hergerichtete Kloster soweit ausgebaut, daß nunmehr sechs Patres und zwei Laienbrüder darin Wohnung finden konnten.



Heilige Dreifaltigkeit in Windisch-Büheln, das Gnadenbild.

Die Loretto-Kapelle (1693).

Graf Ferdinand Trautmannsdorf und seine Gemahlin ließen im Jahre 1693 die Loretto-Kapelle auf ihre eigenen Kosten errichten. Später erhielt sie erst ein steinernes Pflaster und wurde auch durch Verleihung von Abläßen vonseite des Heiligen Vaters ausgezeichnet. Die Feierlichkeit der Einweihung dieser Kapelle soll großartig gewesen sein. Die schwarze Muttergottes (Loretto-Muttergottes) wurde früher an dem Nachbarorte Heilige Dreikönige aufbewahrt, und dann in herrlichem, riesigem Menschenzuge, der sich von dem genannten Orte bis zur Kirche Heilige Dreifaltigkeit erstreckte, aufgestellt.

Die heutige Kirche (1735—1779).

Im Jahre 1735 ging man daran, das heute noch bestehende, gewaltige Gotteshaus zu errichten. Doch schonte man die bisherige Kirche und ließ sie samt der Lorettokapelle stehen. Die alte Kirche ist heute Presbyterium; darum aber hat die Lorettokapelle den sonderbaren Platz neben dem Presbyterium.

1740 wurde die neue Kirche, die jedoch damals nur einen Turm hatte, eingeweiht. Erst im Jahre 1779 kamen die beiden anderen Türme dazu, so daß man eigentlich dieses Jahr als das Jahr der gänzlichen Vollendung des hehren Gotteshauses betrachten kann.

Weitere Ereignisse.

Die Augustiner-Eremiten lebten teils von den festen Besitzungen der Kirche, deren es aber nicht übermäßig viele gab, teils auch von den ziemlich bedeutenden Einnahmen und

Opfern, die die großen Konkurszeiten brachten, endlich von anderen Sammlungen, die sie ab und zu veranstalteten.

Als nun Kaiser Josef II. die beiden letzteren Einnahmsquellen unterband, da er nicht nur das Wallfahren sondern auch die Sammlungen verbot, sahen sich die Mönche nicht mehr in der Lage, weitervegetieren zu können, und so stehen wir vor dem interessanten Falle, daß der damalige Konvent (1 Prior und 11 Geistliche) selber das Ansuchen um Auflassung ihres Klosters bei der Regierung einbrachten.

Einer solchen Bitte konnte natürlich die Beamtenschaft Josefs II. nur mit Wonne und Lust entsprechen, pensionierte die alten Mönche, erhob die bisherige Wallfahrtskirche zur Pfarrkirche (1787) und bestellte als Pfarrer und Kapläne den früheren Prior mit zweien von seinen ehemaligen Mönchen.

Aber auch dieser Rest konnte sich nicht mehr lange halten. Der Provinzial zu Wien erklärte sich nämlich außerstande, fernerhin die Kirche mit geeignetem Priestermateriale zu versehen, und so wurde endlich die gänzliche Aufhebung und Auflassung des Klosters beschlossen (1811).

Weltpriester übernahmen nun die große Kirche; aber schon im Jahre 1828, also nach 17 Jahren begannen die Gesuche der Gemeinde um Beistellung von Ordenspriestern, da die Weltpriester nicht imstande waren, die großen Mengen der Ankömmlinge zu besorgen.

Es dauerte lange, bis diesem Ansuchen entsprochen wurde. Doch endlich im Jahre 1854 wurde der Wunsch doch zur Tat, und Kirche und Kloster den P. P. Franziskanern übergeben, die seit dieser Zeit mit größter Hingebung dem schönen Wallfahrtsorte ihre Kräfte widmen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1931 300jähriges Jubiläum der ersten Kapelle.

1940 Doppeljubiläum: 300jähriges Jubiläum der Vollendung der ersten, und 200jähriges Jubiläum der Vollendung der zweiten Kirche.

1943 250jähriges Jubiläum der Lorettokapelle.

1954 100jähriges Jubiläum des Einzuges der P. P. Franziskaner.

Ständige Priester: 5 Franziskaner der Krainer Provinz (Heiligenkreuz), außerdem 1 Messeleser.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 400.

Kommunikanten jährlich: 50.000 bis 60.000, davon die Hälfte Wallfahrer.

Besucher jährlich: 60.000 bis 70.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 70.

Hauptfeste: Dreifaltigkeitssonntag, Schutzengelfest, Herbstquatember und Florianitag.

Seelenzahl der Pfarre: 1800, des geschlossenen Ortes: 300.

Devotionalienhändler: 1.

Gasthäuser: 4.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist betreffs der Slowenen gleichmäßig, betreffs der Deutschen etwas fallend.

Nationalität der Wallfahrer: 2 Drittel slowenisch, 1 Drittel deutsch. An Konkurstagen (viermal im Jahre) werden zu gleicher Zeit zwei Predigten gehalten: eine deutsche in der Kirche, eine slowenische im Freien.

Zufahrten.

Wien—Marburg, Schnellzug 5½ St., K 14.70, Personenzug 10 St., K 11.30.

Graz—Marburg. Schnellzug 1¼ St., K 3.50, Personenzug 1¾ St., K 2.70.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Heilige Dreifaltigkeit—Maria-Schnee. Gehzeit nordwärts fast 4 St.

Heilige Dreifaltigkeit—Neustift bei Pettau. Weg zuerst bis Pettau, dann südwestlich noch weitere 2½ St. zu Fuß.

Heilige Dreifaltigkeit—Maria in der Wüste. Zuerst nach Marburg, dann ¾ St. Bahnfahrt nach St. Lorenzen, K 1.20.

Heilige Dreifaltigkeit—Maria-Rast. Zu Fuß nach Marburg. Dann ½ St. Eisenbahnfahrt nach Maria-Rast, K —.60.

Literatur.

Orožen, Das Bistum und die Diözese Lavant, Verlag des Lavanter Ordinariates Marburg, Narodna tiskarna 1875, I, 218 ff.

Austria-Kal. 1846, 102.

Mitt. d. Zentr.-Kom. 1887. CXVII.

Schemat. prov. Carniol. S. Franc.

Kurze Erwägung.

Schon der heilige Apostel Paulus nennt uns Tempel des Heiligen Geistes. Wenden wir dieses große Wort mit besonderem Hinblicke auf die soeben jetzt behandelte Kirche an. Wir sind geweiht der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, wir verdanken dem Vater, dem Sohne, dem Heiligen Geiste alles, was wir haben. Wir sollen das Bild der Heiligsten Dreifaltigkeit auf dem Hochaltare unserer Seele, nämlich im Herzen unverlöschlich tragen. Drei Türme sollen uns zieren: Der Glaube, die Hoffnung, die Liebe: sie weisen alle drei nach oben zum Himmel. Die schönsten Gemälde vielfacher Tugenden seien unser Schmuck. Und immer sollen wir ein kleines Seitenkapellchen haben, bestimmt und reserviert für Unsere Liebe Frau. Wenn dies alles zutrifft, dann mag Gott mit dem Tempel unserer Seele vielleicht zufrieden sein.

Gebet.

O heiligste, ewige, unzerteilte Dreifaltigkeit! Von der ich Leib und Leben, irdische und ewige Güter habe, die mir Erlösung, beste Lehre und leichteste Gebote gibt, aus der die reichlichste, unerschöpfliche Gnade, Führung und Liebe auf mich herniederströmt — ich bete Dich an, ich preise Dich, ich benedeie Dich! Ich danke Dir, daß Du mich erschaffen, erlöst, geheiliget hast! Ich bitte ab, was ich jemals Sündhaftes oder Unvollkommenes getan, geredet, gedacht! Ich bitte Dich um weitere Gnade: Erhalte mir das Leben, das Dein Geschenk ist, festige die Erlösung, vollende die liebliche Gnadenführung, auf daß ich heute und allezeit, auf Erden und in Ewigkeit Dich lobe und preise, und für immer Dir angehöre, und durch nichts von Dir getrennt werde. Dies verleihe mir, Du erhabene Dreifaltigkeit, und segne mich mit dem dreifachen Segen Deiner unbegreiflichen Gottheit. Amen.



1. Vomper-Joch
2. Fiechter-Spitze (2331 m)
3. Fiechter-Spitze (2336 m)
4. Schaf-Jöchl (2186 m)
5. Rauher Kneer (2277 m)
6. Hahnenkampl (2084 m)

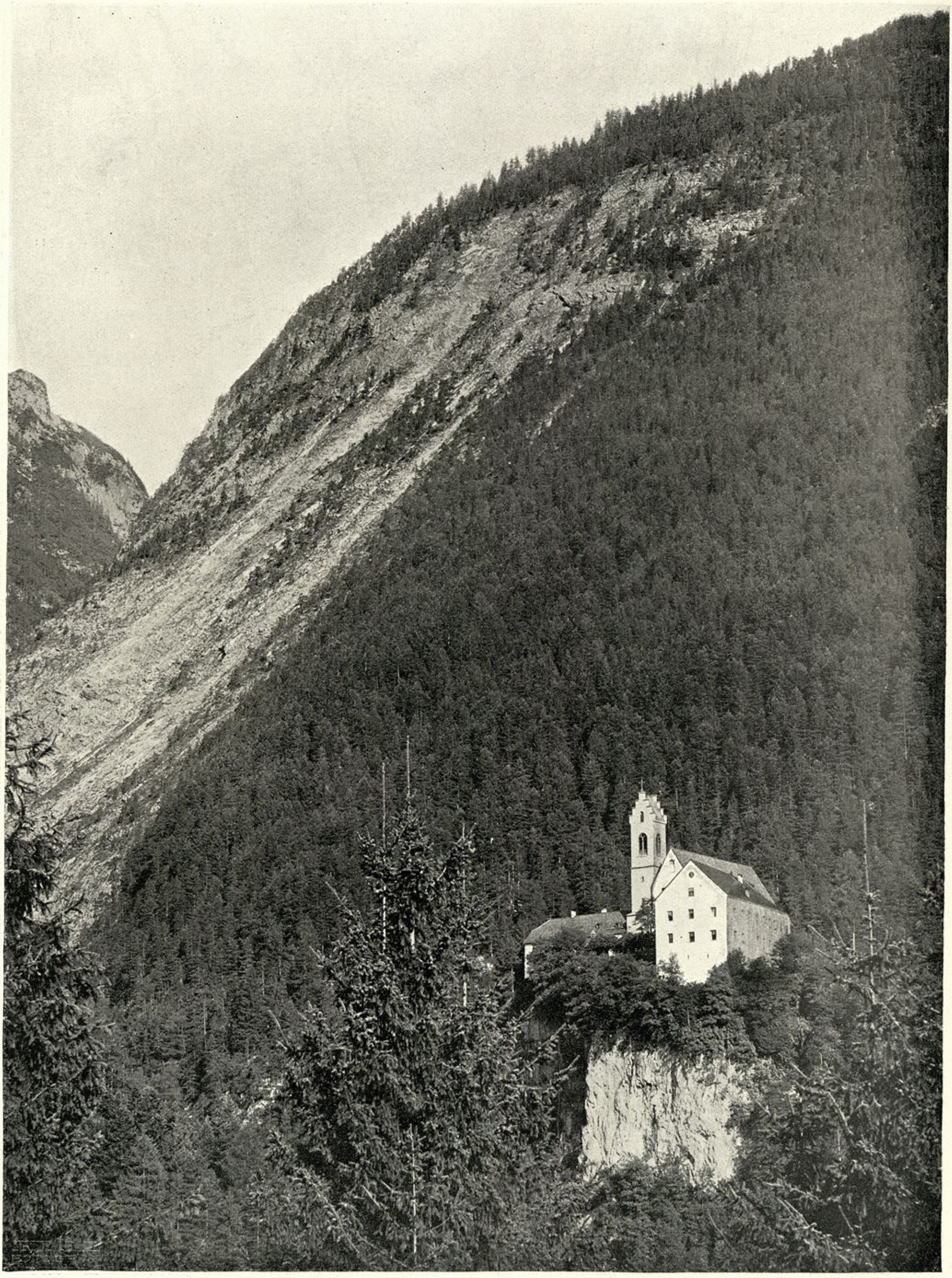
} Nördliche Kalkalpen.

St. Georgenberg (Tirol)

rechts das „alte oder Dreifaltigkeitskirchlein".

(Seite 706.)

Phot. Fritz, Gratl, Innsbruck.

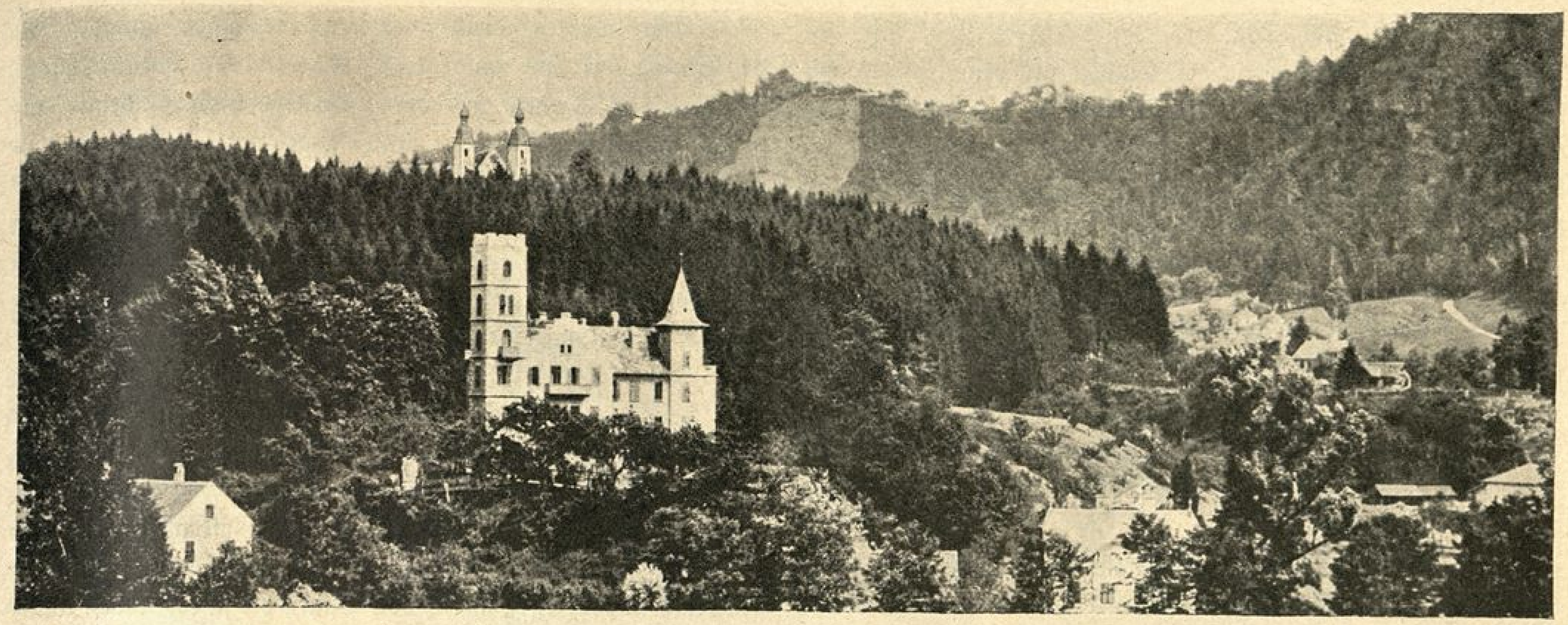


1. Gamsgartenklamm.
2. Auf der Platten.
3. Hahnkampl (2084 m.)

St. Georgenberg (Tirol).

(Seite 706.)

Phot. Fritz Gratl, Innsbruck.



Cilli, Josefiberg.

Du Berg ob Cilli, der wie eine Krone
Ein doppeltürmig Kirchlein trägt,
Um seine Schultern einen Mantel schlägt
Von dunkelgrüner Fichtenbäume Samt,
Dich hat ein Fürst zu seinem Gnadenthrone
Erwählt: St. Josef! — Dir entflammt
Manch Gnadenstrahl — für fromm Gebet zum Lohne.

St. Josef ob Cilli.

Steiermark. Über 30.000 Kommunikanten.

Einleitende Gedanken.

Cilli! Ein heiß umstrittener Boden, der schon so manchen nationalen Kampfesruf zu hören bekam.

Der Deutsche sagt und schreibt: „Cilli ist die südlichste deutsche Stadt!

Der Slowene dawider: „Mit nichten! Denn Cilli ist Slowenenstadt!"

Dieser Hader hat sich gleichsam versteinert und in mächtigen Baudenkmälern, die sich unmittelbar nebeneinander hindrängen, haben sowohl Slowenen wie Deutsche mittels gewaltiger Hausinschriften ihre nationalen Rechte zur Geltung zu bringen gesucht.

Uns aber, die wir als Fremdlinge in die Stadt kommen, und deren Ziel eine liebliche Wallfahrtskirche auf einem niedrigen Berge ob der Stadt ist, will es scheinen, als ob gerade dieses Bergheiligtum die beste Lösung des oft so leidenschaftlichen Streites andeute.

Dort nämlich erschaut unser Auge zwei himmelstrebende Türme, gleich an Gestalt und Höhe, beide geziert mit einem Kreuze, beide als Bestandteile der einen, schönen Wallfahrtskirche. — Sind nicht die Nationen vor Gott wie die Türme einer einzigen Kirche? Trägt nicht jede Nation ihr Kreuz und ist sie nicht (als Nation betrachtet) ein allen andern Nationen vollkommen ebenbürtiger Teil, der nur die eine große Aufgabe hat, im Vereine mit den anderen Nationen Gottes Kirche zu zieren und zu schmücken?

Ferner: wir betreten das Heiligtum auf dem Berge; wir erschauen das Gnadenbild der Darstellung der Vermählung Mariens mit Josef, wir schauen da im Bilde, wie sich zwei tugendreiche Personen die Hand zum Friedensbunde reichen. In diesem Gnadenbilde liegt die Lösung des nationalen Problems versteckt: Reicht euch die Hände zum treuen Bunde, bringt mit dem Wohlwollen, das ihr einander schenket, zugleich den festen Willen mit, in heiliger Eintracht miteinander und nebeneinander zu leben!

So wird das Sankt Josefs-Heiligtum ob Cilli zum mahnenden Rufzeichen, wenn nationale Reibereien die Herzen mehr als gebührend in Wallung bringen wollen.

So sei uns denn gegrüßt, du Friedensheiligtum ob Cilli!

Die Schloßruine der Grafen von Cilli.

Wenn wir die Eisenbahnstation Cilli verlassen und uns gegen rechts wendend, durch eine Brücke unter der Eisenbahn hindurch unseren kurzen, viertelstündigen Spaziergang gegen den Josefsberg aufnehmen, so fällt uns linkerhand vom genannten Berge eine weitläufige Schloßruine in die Augen, die, wie uns mitgeteilt wird, zu den schönsten in ganz Steiermark gehört.

Wir nehmen von diesem uralten Mauerwerke heute insoferne Notiz, daß wir uns einer alten Sage erinnern, die wegen ihres erschütternden Ernstes gar nicht ungeeignet erscheint, unsere eigene Seele in eine heilsame Stimmung zu versetzen; wir werden dabei an Gottes Gerichte lebhaft gemahnt und erinnert werden.

Dort oben hauste, so weiß uns die gesprächige Sage zuzuflüstern, im Jahre 1454 ein gar gewalttätiger Sproß der Grafenfamilie derer, die sich „von Cilli" nannten, ein Wüstling zugleich. Von sinnlicher Lust getrieben, hatte er die Tochter eines Bauersmannes gewaltsam in sein Schloß geschleppt. Da kam der beraubte Vater vor die Zugbrücke der Zwingburg und weinend und flehend verlangte er seine einzige Tochter, den Trost seines Alters, den Stern seines Lebens, vom gräflichen Räuber zurück. Dieser aber hörte wohl das Klagen und Bitten, aber sein Herz blieb hart wie die Grundfelsen seiner Burg. Und nur mit höhnischem Spottgelächter beantwortete er des Bauern flehentliche Bitten. Nie wieder sah der verzweifelte Vater sein Töchterlein!

Da faßte wilde Wut des Vaters Herz und mit geballter Faust schrie er seinen Fluch zu den Zinnen der Trutzburg empor, daß es dem Burgherrn grauenhaft in die Ohren gellte:

Fluch sei dir, du ruchlose Burg und Fluch deinem Schicksal,
Weil du den Bauer verhöhnst, — werde ein Bauer dein Herr!
Fluch auch sei deinen Mauern, Fluch deinen Türmen,
Heute noch trotzig und stark, morgen nur Trümmer und Schutt!

Die Fluchworte verhallten; — und siehe da, wenn auch nicht sofort erfüllt, wurden sie im Laufe der Zeiten zur traurigen Wahrheit.

Heute ist von all der früheren Herrlichkeit nur mehr ein öder Schutthaufen übrig. Nimmer klingen dort Lieder bei fröhlichem Weingelage, nur der Raben Gekrächze unterbricht die Totenstille, die dort herrscht. Fledermäuse huschen in den geborstenen Zinnen und lautlosen Fluges schwebt die Nachteule zwischen den Trümmern einstiger Prunkgemächer. Des Sturmes Tosen, der Sonne Glut, des Regens Schauer haben freien Eintritt, während unter den riesigen Steinhaufen der Würmer ekeliges Geschlecht sein Dasein führt und Kröte und Eidechse erwünschte Freistatt finden.

Aufgang zur Gnadenkirche.

Nur wenige Minuten haben wir zu solchen Erinnerungen Zeit, denn gar bald sind wir an jenem Platze angelangt, wo der eigentliche Aufstieg zur Gnadenstätte seinen Anfang nimmt. Wir haben hiebei die Wahl zwischen einer Straße, die sich in einigen Windungen bis zur Höhe emporzieht und dem Pilgerwege, der zunächst steil ansteigend, uns dann ziemlich eben der Kirche zuführt.



Cilli mit St. Josef (rechts oben).

Wir wählen diesen letzteren, erklimmen zunächst die 81 Stufen, die uns an fünf Kapellen vorüberführen, in denen wir Szenen aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt erblicken. Endlich, oben angelangt, erschauen wir linkerhand eine schöne Kreuzigungsgruppe unter freiem Himmel, die außer den drei Kreuzen noch drei Personen am Fuße des Kreuzes zur Darstellung bringt. Diese große Gruppe macht hier, ganz und gar von Waldesgrün umgeben, einen ganz eigenartig ergreifenden Eindruck.

Nun führt der Weg noch etwa fünf Minuten weit ohne besonders merkliche Steigung immer durch schönen Wald zur Josefskirche. Auf einer sehr schönen, offenen Waldlichtung erhebt sich dieses Gotteshaus, ziemlich ferne von jeder menschlichen Wohnung, in stiller, erhebender Einsamkeit. Nur das Kloster der hochwürdigen Herren Lazaristen (Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul), die ja die treuen Hüter des Josefsberges sind, schließt sich unmittelbar an die Kirche an.

Hier oben gibt es kein Gasthaus, ja sogar das große Pilgerhaus, das für etwa 300 Personen Platz bietet, hat man nicht in unmittelbare Nähe der Kirche, sondern unten am Fuße des Berges hingebaut. Wir können als Grund dieses Vorgehens wohl keinen anderen finden, als die Bemühung, diesen Gebets- und Gnadenort möglichst friedlich und ungestört vom Weltengetriebe zu erhalten, damit sich Gebet und Andacht um so leichter und freier entfalte.

Die Gnadenkirche.

Beschauen wir uns ein Weilchen die Kirche von außen. Wir sehen gar keinen Grund, warum wir etwa alles loben und preisen sollten; wir wollen das niederschreiben, was wir fanden, was wir fühlten.

Also reden wir frei: Die Front- (Vorder-) Ansicht der doppeltürmigen Josefskirche ob Cilli kann uns nicht gefallen. Die Aufsätze über den zwei achteckigen Unterbauten der Türme sind gar zu plump und gleichen aufs Haar irgend einem umgestülpten Kübel. Nicht minder unglücklich ist der große dreieckige Giebelaufsatz in der Mitte, den in ziemlich geschmackloser Weise eine große Uhr, zwei quadratische Fenster und darunter zwei sternförmige Löcher verunzieren.

Etwas besser behagt uns der ganze untere Teil der Fassade, der, wenn auch einfach und ziemlich glatt, dennoch das Auge wenigstens nicht beleidigt.

Wenn wir nach Besichtigung der Front noch die Seitenwände der Kirche

von außen betrachten, so finden wir an der rechten Seite eine Kanzel. Es scheint also, daß die Massen der Pilger manchmal so groß gewesen seien, daß Ansprachen im Freien sich als notwendig erwiesen hätten. Freilich müssen wir hinzusetzen, daß die Kanzel keinen Zugang zeigt; man muß also offenbar, wenn man dort eine Predigt halten will, mittels Leiter zu ihr emporsteigen. Wir vermuten demnach, daß ein ehemaliger Zugang irgendeinmal vermauert wurde, und daß die Kanzel gegenwärtig nicht mehr dem praktischen Gebrauche diene, sondern nur als Verzierung der Kirche an ihrem Platze belassen wurde.



St. Josef ob Cilli.

Auf dem großen Vorplatze der Kirche sehen wir auch, unweit der eben genannten Kanzel eine hübsche Kapelle, in der sich eine große Statue Unserer Lieben Frau von Lourdes zur Verehrung der Gläubigen aufgestellt findet.

Doch betreten wir endlich die Kirche.

An der Eingangstüre treffen wir eine beachtenswerte Holzschnitzerei, darstellend die beiden Apostelfürsten Sankt Petrus und Paulus.

Nun betreten wir das Innere der Gnadenkirche. Wir müssen gestehen, daß uns diese innere Ausgestaltung vollkommen mit den Mängeln der Außenseite versöhnt. Denn wir finden da eine lichte, schöne, sorgsam erhaltene, herrlich gemalte Kirche, deren reicher, gut gewählter Schmuck uns sofort verrät, daß da kunstsinnige, liebevolle Hüter walten und wirken.

Prächtig baut sich da vor unseren Augen der zierliche Hochaltar auf; insbesondere zieht das Gnadenbild unsere Blicke auf sich. Es ist ein in Relief (erhabene Arbeit) aus Holz geschnitztes Stück, das in Lebensgröße die Vermählung der Gottesbraut mit dem heiligen Josef darstellt; zwischen beiden steht segnend ein jüdischer Priester. Der ganze Altar ist geschmackvoll gearbeitet, die beiden Figuren neben den Säulen (wieder Maria und Josef) scheinen besonders gelungen, während wir nicht anstehen, gleichzeitig die gerade Abschlußlinie unmittelbar unter dem Gnadenbilde, sowie die unter dieser Linie rechts und links befindlichen Engelsköpfe als eine Geschmacksverirrung zu bezeichnen.

Herrlich und tadellos prangen die beiden vorderen Seitenaltäre: Herz Jesu und Herz Mariä mit zwei knienden Engeln zur Seite.

Die Beichtstühle sind sehenswerte Arbeiten; die Kanzel nicht minder.

Im rückwärtigen Teile der Kirche verkündet uns ein netter Altar des heiligen Cyrillus und Methodius, daß wir uns in slawischer Gegend befinden. Ihm gegenüber hat man durch Altar und Bild das Geheimnis der unbefleckten Empfängnis zu ehren getrachtet.

Wenn wir nach all diesem die Kirche endlich verlassen, so geschieht dies mit dem angenehmen Gefühle der Befriedigung, das uns das Bewußtsein verleiht, Schönes und Erhebendes geschaut zu haben.

Aus der Geschichte der Wallfahrtskirche.

Die vielbesuchte Josefikirche ob Cilli gehört nicht zu jenen uralten Heiligtümern, deren Entstehung in sagenumsponnene Vorzeit zurückgreift. Sie ist ein verhältnismäßig junges Bauwerk, und die Entstehungsursachen sind vollkommen beglaubigte historische Daten.

Das Erbauungsjahr der Kirche ist das Jahr 1680, die Ursache der Erbauung ein Gelöbnis der Gemeinde Cilli bei großer Pestkrankheit.

Doch wir müssen hier ein wenig in die Vorgeschichte zurückgreifen. Schon öfters war nämlich dieser Landstrich von dem verheerenden Übel des „schwarzen Todes" heimgesucht worden.

1389 wütete die Pest in der Umgebung von Cilli in so erschreckender Weise, daß man in jenen Zeiten behauptete, seit den Tagen der Sündflut seien noch nicht so viele Menschen zugrunde gegangen, als eben damals. Anläßlich dieses Unglückes wurden große öffentliche Bußwerke unternommen, um von Gott die Abwendung dieser Geißel zu erbitten.

1644 grassierte die gewalttätige Krankheit abermals. Wieder nahmen die Bewohner von Cilli zu höheren Mächten ihre Zuflucht und opferten eine große silberne Monstranze für die Hauptkirche Sankt Daniel als Votivgeschenk.

1647, also nur drei Jahre darnach, trat die Pest abermals auf und raffte nicht weniger als 10.000 Menschen dahin.

Als dann im Jahre 1679 diese entsetzliche Krankheit aufs neue ihre verheerende Arbeit begann, schrien die geängstigten Bürger von Cilli wieder zum Herrn des Himmels und der Erde um Hilfe auf. Am 11. November 1679 war es, als die Einwohner von Cilli in großer Prozession, alle barfuß, zu jenem Hügel hinauspilgerten, den wir heute den Josefiberg nennen. In ihrer Mitte trugen mehrere ein großes, schweres Kreuz; das schleppten sie auf die Hügelspitze und während das Volk zitternd betete, weinte und die Hände rang, machten alldort die Häupter der Gemeinde, selber vor Erregung totenblaß, das feierliche Gelöbnis: sie wollten, wenn Gott der Herr dieses furchtbare Übel hinwegnehme, hier an dieser Stelle ein Gotteshaus zu Ehren des heiligen Josef errichten. Und wie zur Besiegelung dieses Gelöbnisses pflanzte man das mitgebrachte Kreuz an jener Stelle auf. So ist dieser Boden hochgeweiht durch die Tränen, Bitten und Gelöbnisse eines schwer leidenden Volkes.

Die Pest hörte dann im Anfange des Jahres 1680 gänzlich auf, und alsbald erinnerten sich die braven Ortsbewohner ihres Gelöbnisses und unter Beihilfe von acht benachbarten Ortschaften begannen sie frischweg mit dem Bau. Am dritten Sonntage nach Ostern wurde der Grundstein gelegt und noch in demselben Jahre die Kirche vollendet.

Das Wappen von Cilli und ein Denkspruch ober dem Portale erinnern an die Entstehungsgeschichte dieser Kirche. Dieser Spruch lautet zu deutsch:

Der heilige Josef nimmt die Pest von den Cilliern weg. 1680.

Um regelmäßigen Gottesdienst in dieser vielbesuchten Kirche zu haben, schenkte die Stadt Cilli im Jahre 1772 den Platz zur Erbauung eines Priesterhauses. Durch mehrere Jahrzehnte hindurch wurde dann die Kirche von einem Kuraten verwaltet.

Doch erst im Jahre 1852 wurde nachhaltig dafür gesorgt, daß den mannigfachen Bedürfnissen der vielen Pilger Rechnung getragen werde: es wurde nämlich die Kirche den P. P. Lazaristen übergeben. Dies geschah in der Art, daß man drei junge einheimische Priester eigens zu diesem Zwecke nach Paris in das Noviziat der Lazaristen schickte. Nach ihrer Priesterweihe übernahmen sie, allerdings nach Überwindung mancher Schwierigkeit, Kirche und Missionshaus und wirkten seit dieser Zeit höchst segensreich an dieser auserwählten Gnadenstätte.



St. Josef ob Cilli, das Innere der Kirche.

Das Jahr 1902 brachte mit dem fünfzigjährigen Jubiläum des Einzuges der P. P. Lazaristen noch eine erhebende, große Feier: Das Gnadenbild wurde nämlich durch Se. Gnaden Fürstbischof von Lavant Dr. Michael Napotnik feierlich gekrönt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1930 250jähr. Jubiläum der Entstehung.

1952 100jähr. Jubiläum des Einzuges der P. P. Lazaristen.

Ständige Priester: 5 oder 6 Missionspriester vom heiligen Vinzenz von Paul (Lazaristen).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 80 bis 90.

Kommunikanten jährlich: über 60.000 (davon 30.000 Wallfahrts-Kommunikanten).

Besucher jährlich: nicht zu bestimmen.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 3.

Hauptfeste: Sankt Josef und 3. Sonntag nach Ostern und Schutzengelfest, an welchen drei Festen wohl je 5000 Menschen zusammenkommen.

Die Wallfahrtskirche liegt einsam im Walde; die nahe Stadt Cilli hat zirka 8000 Einwohner.

Stabile Devotionalienhändler: keiner. Nur bei Festen und Exerzitien (zirka sechsmal im Jahre) ihrer 15 bis 20.

Gasthäuser: am Berge keines. Am Fuße des Berges das Pilgerhaus.

Der Besuch des Wallfahrtsortes steigt von Jahr zu Jahr.

Zufahrten.

Wien—Cilli. Schnellzug 7 Stunden, K 20.—. Personenzug gegen 12 Stunden, K 15.30.

Graz—Cilli. Schnellzug 2¾ Stunden, K 7.50. Personenzug 4¼ Stunden, K 5.80.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Cilli—Pletrovitsch. Zu Fuß 2 Stunden gegen West. Eisenbahn 10 Minuten K —.30.

Cilli—Kloster Nazareth. An derselben Flügelstrecke gegen Zeltweg, Eisenbahnfahrt gegen Nordwest, bis Rietzdorf 1 Stunde K —.80, dann 2¼ Stunden Gehzeit westlich in die Berge.

Cilli—Maria-Neustift (bei Pettau). Mit der Südbahn-Hauptstrecke bis Station Pragerhof, 1¼ Stunden, K 1.90, von dort, wenn Anschluß, mit der Flügelbahn gegen Ungarn hin bis zur nächsten Station Sterntal, dann noch 1¼ Stunden zu Fuß gegen Süden. Wenn kein Anschluß, 3¼ Stunden Gehzeit von Pragerhof.

Literatur.

Pichler, St. Josef ob Cilli.

Kurze Erwägung.

Not und Krankheit trieb die Menschen zum Baue dieses Gotteshauses. Not und Krankheit hat auch schon anderwärts viele wieder in die Arme Gottes gebracht. Die menschliche Hoffart und der menschliche Größenwahn hält eben nur so lange stand, als es dem Menschen wohl ergeht. Aber es kommen für jeden Zeiten, da er hilflos und verlassen bei den Pforten Gottes als Bettler klopfen muß. Heil dem Menschen, der diese ernste Wahrheit rechtzeitig einsieht und sein Leben darnach gestaltet, der dem Herrn, dem größten, dem ewigen, dem unbeschränkten in Treue dient alle Tage seines Lebens. Heil ihm, denn dieser mächtige Herr wird ihm Rettung und Zuflucht schaffen in den Tagen der Trübsal und Not.

Gebet.

Allmächtiger, ewiger Gott, der Du den Menschen die Leiden sendest, damit sie, ihre eigene Ohnmacht erkennend, um so eifriger Dir allein dienen, wir bitten Dich inständigst, Du wollest uns in den Zeiten des Leidens erleuchten und stärken, damit wir uns in Demut neigen und es im christlichen Sinne standhaft und geduldig zu ertragen vermögen, durch Jesum Christum, unseren Herrn. Amen.

Albendorf.

Preußisch-Schlesien. 34.000 Kommunikanten.[1])

Engel herbei! In nächtlicher Stunde
Füget Gebälk zum stockenden Bau,
Daß eures Werkes rühmende Kunde
Preise des Himmels herrschende Frau!

Menschen, o lernet nie zu verzagen,
Auch wenn des Leidens Nacht euer Teil,
Lernet wie Engel Balken zu tragen,
Balken des Kreuzes! — Im Kreuz ist Heil!

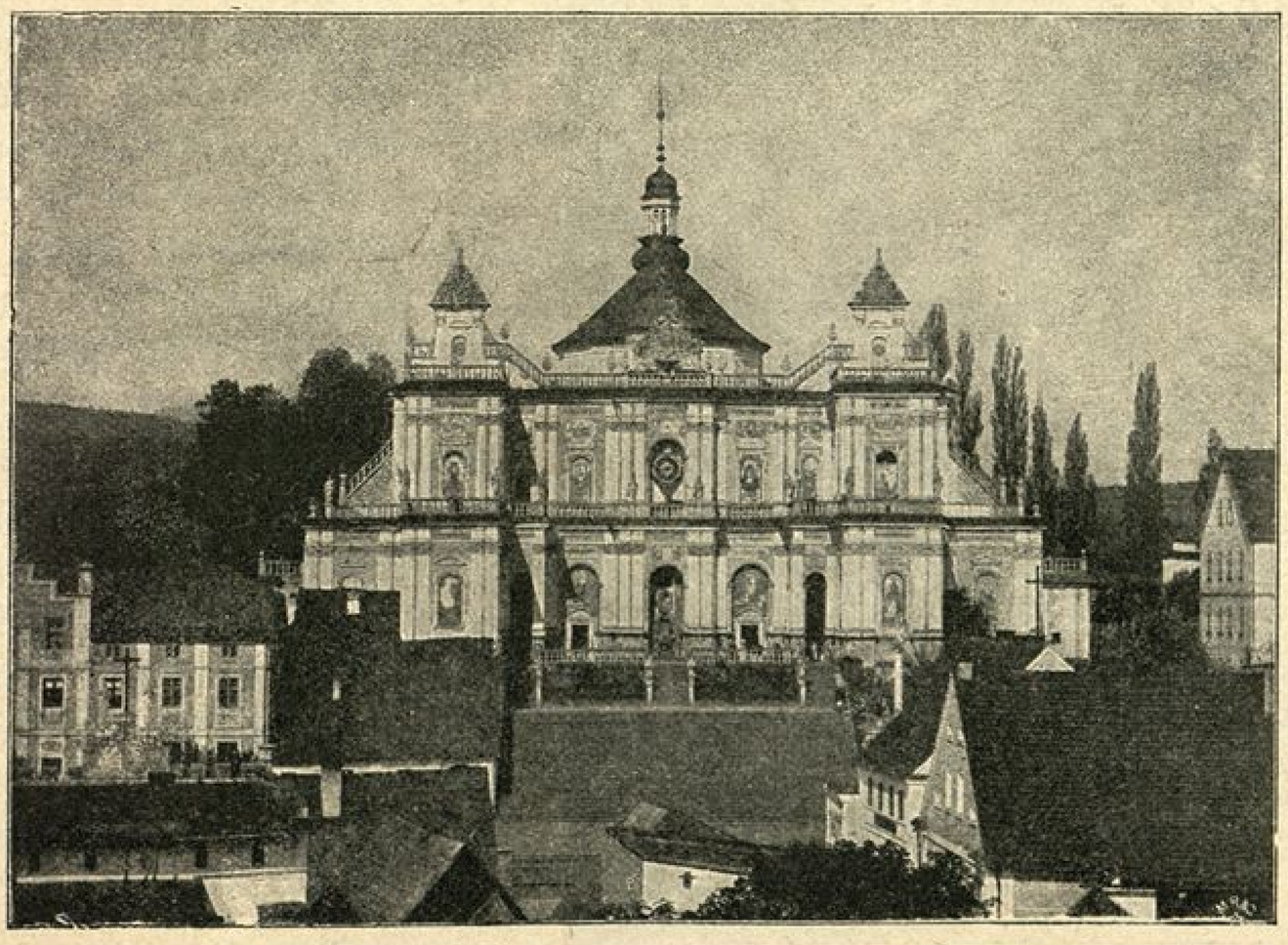
Örtliche Lage.

Dort, wo die Grafschaft Glatz dem österreichischen Länderkomplexe gleichsam tief ins Fleisch schneidet, so daß sie zu fünf Sechstel ihrer Grenzen von österreichischem Gebiete umschlossen, nur mit dem letzten Sechstel mit Preußisch-Schlesien zusammenhängt — dort liegt, und zwar im nordwestlichen Teile dieser Grafschaft, der hochberühmte Gnadenort Albendorf.

Wandert man von diesem Dorfe gegen Nordwest, so wird man in etwa einer Stunde, wandert man gegen Süd, so wird man in etwa drei Stunden die österreichische Reichsgrenze treffen. Daher ist es leicht begreiflich, daß Albendorf auch von österreichischen Gebieten starken Pilgerzuzug aufweist.

Die Gegend um Albendorf ist noch immer als Gebirgsgegend zu bezeichnen, wenn sie sich auch gegen Norden hin schon merklich verflacht. Dafür lagern im Süden und Westen ganz stattliche Gebirgszüge, das Heuscheuer- und Falkengebirge. Die höchste Bergesspitze nächst Albendorf erreicht immerhin eine Meereshöhe von 919 m, während das Dorf selber etwa 400 m hoch gelegen ist.

Als Eisenbahnstation kommt für die meisten Pilger wohl „Mittel-



Albendorf, Stiegenaufgang und Fassade der Kirche.

[1]) Infolge dieser erst während der Drucklegung richtig gestellten Zahl der Kommunikanten wäre der Wallfahrtsort Albendorf schon früher, und zwar zwischen Maria-Trost und Montagnaga einzureihen gewesen.

steine“ in Betracht, eine Eilzugsstation an der großen Strecke Glatz—Breslau. Von Mittelsteine ist Albendorf gegen Südwest hin auf schöner Straße, die in einem Tale zwischen zwei mäßigen Bergeshöhen läuft, in fünf Viertelstunden Gehzeit leicht zu erreichen. Die Straße ist fast vollständig eben zu nennen.

Wohl führt von Mittelsteine noch eine Flügelbahn nach Wünschelburg und Albendorf, doch wird diese ganz kurze Strecke wohl nur von einem geringen Teile der Pilger benützt werden, da wohl behauptet werden kann, daß man infolge der Eisenbahnwartezeiten von Mittelsteine zu Fuß ebenso rasch in Albendorf ist als per Bahn, in sehr vielen Fällen sogar noch früher. Übrigens ist von der Station Albendorf (an dieser kurzen Flügelbahn) noch immer zehn Minuten bis zur Kirche hin zu gehen.

Kommt man dem Dorfe in die Nähe, so gewahrt man zwei niedrige, aber markante Bodenerhebungen; rechterhand liegt nämlich auf einem Hügel die Kirche samt ihrer herrlichen Aufgangsstiege, linkerhand, gerade gegenüber der Kirche, eine waldige Kuppe, in deren dichtem Grün wir nachher die zahlreichen, so berühmten Leidensstationen des Herrn finden, also der Kalvarienberg.

Wir haben vernommen, daß die Gegend um Albendorf herum Ähnlichkeit mit der Gegend in Jerusalem haben soll. Da wir Jerusalem nicht kennen, so vermögen wir nicht anzugeben, in welcher Beziehung und bezüglich welcher Teile diese Übereinstimmung statthat.



Albendorf, Inneres der Gnadenkirche.

Die Aufgangsstiege und das Portal.

Wer jemals auch nur eine Ansichtskarte von der Kirche zu Albendorf geschaut hat, dem ist gewiß die ganz eigenartige Stiegenanlage samt dem darüber zu sehenden Bau in Erinnerung und er hat sich vielleicht — wie wir selber — gefragt: Ja, was soll denn dies sein?

Wir glauben diese berechtigte Frage wohl mit der einzig berechtigten Erwiderung beantworten zu dürfen: diese ganze vordere Anlage ist sicherlich ein herrliches Zierstück, für Gott und die Muttergottes ein Ehrenstück, für den Gnadenort ein besonderes charakteristisches Merkmal, für den Pilger ein erhebendes Schaustück, für den Fremden zugleich ein trefflicher bildlicher Unterricht bezüglich der Entstehungsgeschichte dieses Wallfahrtsortes. Dieses Portal hat sich im Laufe der Jahrhunderte aus einer ganz primitiven Aufgangsstiege heraus entwickelt.

Man kommt also über die ganz besonders breite Aufgangsstiege zunächst auf eine schmale Terrasse, von dieser Terrasse über drei kleinere und engere Stiegen zu einer zweiten erhöhten Terrasse, sieht sich dort von drei prunkvollen, geschmückten hohen Mauern umgeben und gelangt dann, durch eine der zahlreichen Türen weiter eindringend, nach wenigen Schritten in das Presbyterium (zugleich Gnadenkapelle) der Kirche. Die Kirche wendet nämlich dem ankommenden Pilger das Presbyterium zu.

Bleiben wir noch ein Weilchen bei der Beschauung des großen Portals stehen, so machen wir vor allem die Bemerkung, daß demjenigen, der dies alles nur im Bilde schaut, die ganze Anlage vielleicht etwas flach vorkommen mag. Wie sehr sieht man sich jedoch überrascht, wenn man alles mit eigenen Augen zu schauen Gelegenheit hat. Das ist ein reichgestaltetes, vielfach gegliedertes Bauwerk, dem besonders die zwei weit hervortretenden Trakte links und rechts den Charakter einer halboffenen, allerdings gewaltig großen und herrlichen Veranda verleihen.

Mögen nun die Urteile verschiedener Beschauer noch so mannigfach lauten, so werden gewiß alle in dem einen übereinstimmen: dieses Portal bildet das unterscheidende Merkmal, wodurch Albendorf unter hundert anderen Wallfahrtsorten sofort erkenntlich ist und bildet zugleich das anziehendste Schaustück dieses großen Gnadenortes.

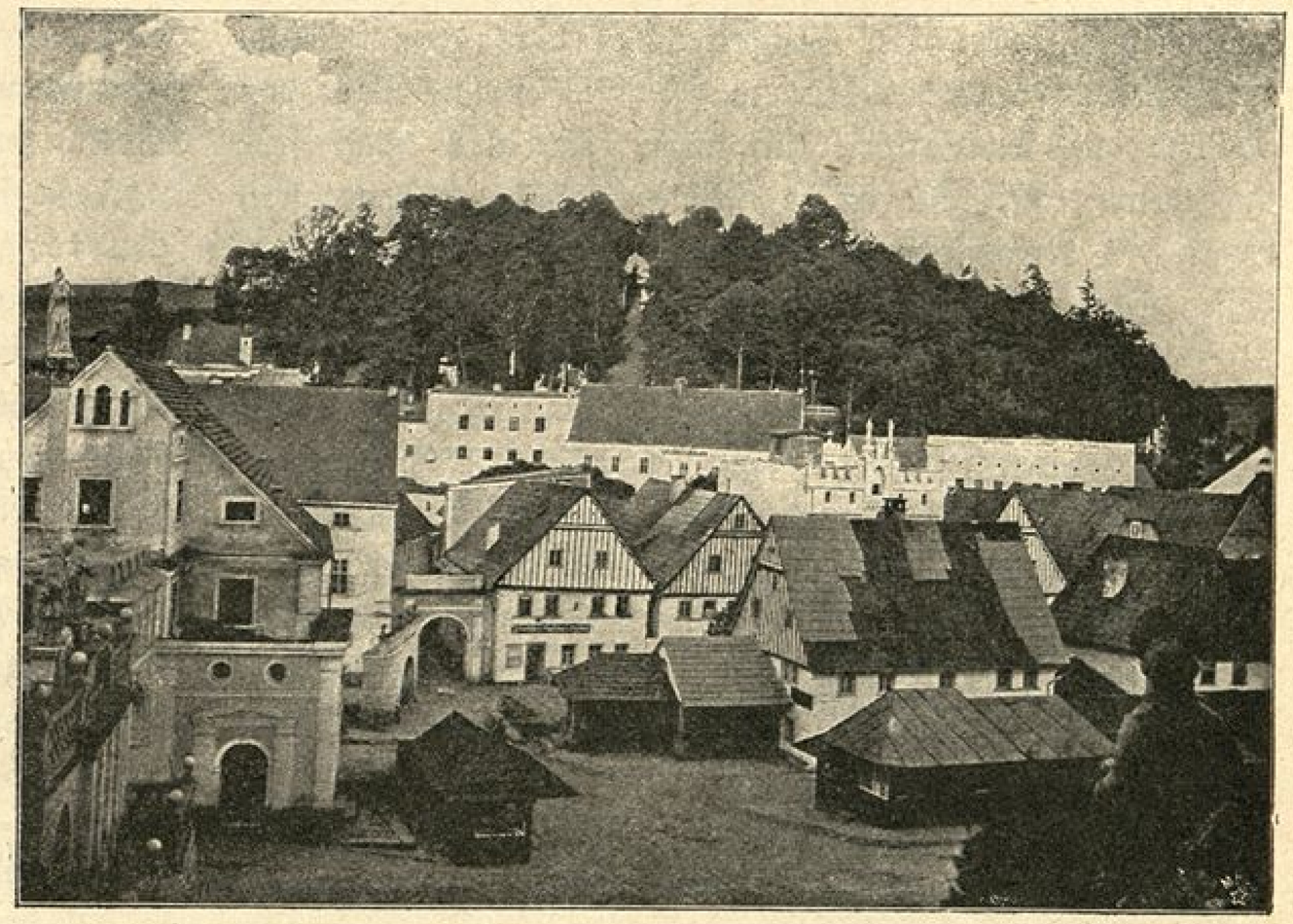
Ganz besonders loben wir an diesem Portale, daß es in großen, sehr in die Augen fallenden Gemälden die wichtigsten historischen Ereignisse der Vergangenheit,[1]) und zwar mit sehr deutlich angebrachten entsprechenden Jahreszahlen dem Pilger vorführt und so gleichzeitig einen Unterricht über ver-

[1]) Notiz des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer. Erst nach manchen Kämpfen seit 1901 angefertigt.

gangene Ruhmeszeiten bietet. Wir müssen sagen, daß wir gerade für derlei bildliche Unterweisungen allzeit schwärmen und für selbe, wo immer sie uns entgegentreten, stets dankbar sind.

Die Ambiten.

Machen wir zunächst, bevor wir das Heiligtum selber betreten, gleichsam zur geziemenden Vorbereitung einen Gang durch die knapp um das Gotteshaus sich hinziehenden gedeckten Wandelgänge, so können wir im allgemeinen sagen, daß sie sich an Schönheit und Reichtum nicht über das gewöhnliche Mittelmaß derartiger Anlagen erheben. Nur eines haben sie, wodurch sie sich etwa von allen anderen unterscheiden: den Reichtum an Seitenkapellen und figürlichen Darstellungen; wo immer ein Platz sich bot, dort hat man eine Kapelle hineingebaut und darin in lebensgroßen Statuen ein Geheimnis der Kindheit Jesu eingefügt. Denn auch dieses Eigentümliche haben diese Ambiten, daß sich eben die meisten ihrer Darstellungen auf das Leben der Muttergottes und auf die Jugendjahre Christi beziehen, während der gegenüberliegende Kalvarienberg ausschließlich dem großen Leiden des Heilandes geweiht ist.



Albendorf, der Kalvarienberg von der breiten Kirchenstiege aus gesehen.

Die Kirche.

Der Baustil ist Barock. Die Kirche besteht ganz deutlich sichtbar aus zwei Teilen, von denen der vordere (in seinem Grundriß ein Ovalbau) den Hochaltar mit dem Gnadenbilde umschließt, während der rückwärtige größere Hauptteil ein großes Achteck zeigt, in das allerdings mächtige Pfeiler ziemlich tief hineinragen. Die Pfeiler sind noch von der ehemaligen eingestürzten Kirche.

Der vordere Teil (das Presbyterium) hat sich unser uneingeschränktes Lob erzwungen. Über den nicht großen Ovalbau, der kaum für mehr als zweihundert Personen Platz bieten dürfte, wölbt sich nämlich eine sehr hohe Kuppel, von deren durchbrochener Laterne eine Menge Licht und Glanz auf den Hochaltar herniederflutet, so daß die Beleuchtungsverhältnisse außerordentlich gute genannt werden müssen.

Ganz zu oberst in der hohen Laterne erglänzt ein liebliches Bild der Krönung Mariens. Die langen Seitenflächen des Kuppeldaches sind mit farbenprächtigen Gemälden ausgeschmückt, die, dem Raum entsprechend, die Form langgezogener Trapeze haben und uns treffliche Szenen aus dem glorreichen Leben unseres Meisters bieten. Alle übrigen Teile der Kuppel (zwischen den Gemälden) sind reich und würdig dekoriert.

Der Gnadenaltar selber zeigt sich uns als gelungenes Stück der Barockkunst, erfreut sich in hohem Maße der Zier der Vergoldung und bietet uns ob dem Tabernakel in köstlichem Schreine, von Strahlenglanz umwoben, das altehrwürdige, vielbesuchte Muttergottesbild.

Das Gnadenbild ist nur 30 cm hoch, aus Holz geschnitzt und bringt uns Unsere Liebe Frau in seltsamem Gewande: über dem Kleide, das man nur in seinen unteren Partien und vorne an den Armen erblickt, legt sich in sehr regelmäßigen Formen und Falten wie eine umgestülpte Papierdüte der Mantel. Entsprechend der Form des Mantels besitzen auch die halblangen Ärmel ganz ausgesprochen die Form von offenen Düten. Die Hochgebenedeite zeigt sich uns in streng symmetrischer Vorderansicht; überhaupt gehört das Albendorfer Gnadenbild zu den allerebenmäßigsten, die uns untergekommen sind. Während Maria in der linken Hand ganz genau in der Mitte ihrer Brust einen etwas großen Apfel an sich gepreßt hält, trägt sie mit der Rechten ihr göttliches Söhnlein, das in sehr eleganter und zierlicher Haltung auf dem Arm der Mutter sitzt. Das Antlitz der Hohen, das sich uns voll zuwendet, zeigt schöne regelmäßige Züge, in denen sich jedoch keinerlei Seelenzustand in besonderer Weise kenntlich macht. Am ehesten wäre der Gesichtsausdruck Mariens mit dem Worte „nachdenklich" zu bezeichnen. Eine in die Breite gehende Krone, sowie über der Krone eine phantastische Kreuzesgestalt, die fast an eine Edelweißblüte errinnert, bilden nach obenhin den Abschluß des sehr eigenartigen und hochbefriedigenden Gnadenbildes.

Der rückwärtige Teil der Kirche, an Schönheit und Eleganz dem Presbyterium merklich nachstehend, prunkt trotzdem durch seine Höhe, durch seine gewaltigen Rundbogen an den acht Seiten, durch die reiche Zier der Kapitäler, sowie durch die hohen schönen Emporen. Als das vornehmste Stück dieses rückwärtigen Teiles jedoch möchten wir die Kanzel bezeichnen, die einen geradezu großartig figurenreichen Schalldeckel besitzt, der noch überdies hoch oben den Abschluß einer Barock-Strahlenrosette findet.

Der Kalvarienberg.

Wie schon erwähnt, hat man die der Kirche gegenüberliegende Höhe zu einem Kalvarienberge umgewandelt. Man kann sagen, daß im Ganzen zwei Hauptzüge von unten

nach oben hin, beide reich mit Kapellen besetzt, emporführen, während rechterhand noch eine dritte derartige Reihe, jedoch nur bis zur Hälfte der Kuppe ansteigt. Die wichtigste dieser drei Reihen ist die mittlere, die in fast gerader Richtung, und vielfach wegen ihrer Steilheit über Stiegen führend, zur Höhe emporleitet. Außerdem ist die Waldesanlage von Promenadenwegen durchzogen, die aber nicht sehr ausgedehnt sind. Der ganze Wald scheint überhaupt erst wegen des Kalvarienberges angelegt zu sein und ist infolgedessen gegen die benachbarten Felder scharf abgegrenzt.

Aber man hat sich mit dem Kalvarienberg allein nicht begnügt. Es ist vielmehr der ganze Raum zwischen Kirche und Kalvarienberg dicht mit Kapellen und Standbildern angefüllt, so daß man behaupten kann, daß in Albendorf — natürlich nur im Bereiche des Heiligtums — jeder Winkel zu einer Kapelle umgewandelt wurde; die kleinen Bauwerke kleben sozusagen direkt aneinander wie in einer Stadt die Häuser. Man zählt im ganzen 74 Kapellen. Auf besondere Stilart (etwa wie in Kalwarya oder in Wartha) machen die meisten dieser Baulichkeiten keinen Anspruch. Sie sind der Mehrzahl nach im Baustile etwas großer Feldkapellen errichtet.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß den Albendorfer Pilgern genug zum Betrachten und zum Beschauen geboten wird. Und soviel wir selber bemerkt haben, wird von dieser Gelegenheit fleißig Gebrauch gemacht und man sieht immerfort einzelne Beter oder ganze Gruppen von Kapelle zu Kapelle ziehen, dort niederknieen und nun jene Stationsgebete verrichten, die in eigens hiefür gedruckten Büchern aufliegen. Der Besuch aller Kapellen und die Verrichtung der üblichen Gebete dürfte wohl fast zwei Tage in Anspruch nehmen.

Was nun die Ausstattung der Figuren betrifft, so sind die betreffenden Ereignisse zum Teil durch lebensgroße Statuen, zum Teil auch mittels bemalter Silhouetten (entsprechend ausgesägte Bretter) versinnbildlicht. Obwohl nun die Stationen seit ihrer ersten Entstehung schon vielfach verändert und verbessert wurden, so muß man anderweitig sagen, daß der Großteil davon vom Standpunkte der heutigen Holzschneidekunst und Bildhauertechnik schon überholt scheint.

Doch zeigt sich hinwiederum mehrfach das Bestreben, die alten Bilder durch neue, sehr würdige Arbeiten zu ersetzen. Insbesondere wurde diesbezüglich in den letzten zehn Jahren (seit 1902) unter Leitung des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer sehr vieles getan. So ist die Gruppe: Christus nimmt sein Kreuz auf sich, wahrhaft schön, ebenso gleich unmittelbar daneben die Figuren: Maria mit dem Schwerte im Herzen und neben ihr zwei tröstende Frauen. Ebenso lobenswert scheint uns die Erscheinung Christi vor Magdalena, dann die achte Station des Kreuzweges: Christus erscheint den weinenden Frauen. Nicht minder ist die Darstellung der Versuchung Christi recht eindrucksvoll. Satan ist hiebei in der Figur eines halbnackten Negers mit Flügeln zur Darstellung gebracht. Auch muß man im großen und ganzen sagen, daß die Figur des Heilandes selber in recht vielen Fällen mit größerer Sorgfalt und besserem Geschick angefertigt ist als die Nebenfiguren.[1])

Außer den geschnitzten treffen sich ab und zu auch gemalte Darstellungen, von denen uns die Himmelfahrt des Herrn in besonders guter Erinnerung geblieben ist. Die Leidensstationen sind an einigen Stellen mit andersgearteten Kapellen unterbrochen, so durch eine schöne Herz Jesukapelle sowie durch eine Kapelle der schmerzhaften Muttergottes, deren Gold-Barockaltar als sehr gelungen bezeichnet werden muß.

Schließlich bemerken wir noch zur Ergänzung, daß die Gesamthöhe des Kalvarienberges nach unseren beiläufigen Schätzung etwa 60 Meter betragen mag.

Jedenfalls macht der Wallfahrtsort mit seinen mannigfaltigen Darbietungen auf jeden Beschauer einen tiefen und dauernden Eindruck; wer Albendorf einmal gesehen hat, wird sein Leben lang nimmermehr darauf vergessen. Wir selber gestehen ohne Bedenken, daß uns der Tag, an dem wir Albendorf kennen gelernt haben, ein schöner und inhaltsreicher Tag gewesen ist.

Aus der Geschichte des Gnadenortes.

Das Bild an der Linde.

Wer vermöchte heute noch zu sagen, wie die bescheidenen Anfänge des herrlichen „glatzischen Jerusalem" sich eigentlich zugetragen haben?

Diejenigen, die uns darüber Auskünfte erteilen, tasten offenbar nur im Dunkel und die Ergebnisse ihrer emsigen löblichen Forschung sind doch nur unsicher und wenig beglaubigt.

Auf folgende Art aber mag es sich etwa zugetragen haben. Im zwölften Jahrhunderte deckte jene Gegend, wo heute Albendorfs berühmtes Heiligtum steht, des Urwalds dichte Wildnis. Bewohner gab es noch wenige damals und diese wenigen waren tschechischer Nationalität.

Da geschah es, daß der Grundherr jener Gegend, ein Mann von riesenhafter Leibesstatur, sich den aufregenden Genüssen der Jagd widmete. Sein ziellos streifender Fuß brachte ihn wahrscheinlich auf einem schmalen, schlecht ausgetretenen Pfade, der sich durch die Wildnis zog, an jene Stelle, wo heute die Kirche ihren Turm erhebt. Damals gähnte dort eine Schlucht, die man längst ausgeschüttet hat; nahe bei der Schlucht wiegte ein stattlicher Lindenbaum seine Krone.

Dieser Herr v. Wamberg (so hieß er) fand Gnade vor Gott und ward beim Lindenbaume einer Erscheinung der allerseligsten Jungfrau gewürdigt. Vielleicht auch so, daß er, im Schatten dieses Baumes hingestreckt, im Traume ein hehres Bild ersah: die Himmelskönigin mit dem Jesulein und das Jesulein mit seinen Händchen einen Apfel und eine Taube haltend.

Die Stätte dieser gnadenvollen Erscheinung war von nun an dem Ritter ein heiliger Ort und zum Gedächtnisse

---

[1]) Notiz des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer. Neu sind noch: Gastmahl bei Simon, Haus des Kaiphas (1912) und Abschied Jesu von Maria (1910). Übrigens werden die Kapellen nach und nach alle erneuert. Bildhauer Rifesser von St. Ulrich-Gröden hat die betreffenden Schnitzarbeiten übernommen.

dessen, was er geschaut, ließ er ein Marienbild aus Zedernholz schnitzen, nicht hoch, nach den damaligen Maßen nur einen Schuh, und auch nicht kunstreich, denn die kunstverständigen Bildschnitzer waren damals seltene Leute.

Doch wenn auch die Statue nicht schön war, so war sie doch im Notfalle hinreichend, als schlichtes Erinnerungszeichen zu gelten; und der Gutsherr ließ sie an jener Linde anbringen, gerade dort, wo die mächtigen Äste dem massigen Stamme sich entwanden.

Das Ereignis an der Linde blieb dem Herzen des Ritters mit unauslöschlichen Zügen in die Seele geprägt und der Ort schien ihm so heilig und wert, daß er sich ihn zur Grabstätte erwählte. Dort, wo Mariens holde Lichtgestalt ihm einstens Trost gespendet, dort wollte er ruhen und rasten von irdischer Tagfahrt. Wahrscheinlich schon zu Lebzeiten ließ er sich zu Füßen des Baumriesen sein Gruftgewölbe bauen und ward dann nach seinem Tode dortselbst bestattet, eingebettet in dreifachem Sarge.

Der blinde Jan.

Des Ritters Beispiel wirkte zündend auf manches Herz.

So lebte denn auch im nahen Weiler Vamberic ein ziemlich betagter, stockblinder Mann. Ihn zog es mächtig zum Marienbilde an der Linde, von dem er vernommen hatte. Unfähig, auf Erden irgend welche brauchbare Arbeit zu verrichten, weihte er seine Tage dem hehren Gebetsdienste und ließ sich, vertrauend auf Mariens Fürbitte, von seiner Tochter täglich zur Linde führen. Dort verbrachte er die Stunden des Tages und ward am Abende von derselben Tochter wieder abgeholt und heimgeführt.

Da traf es sich, daß eines Tages das Mädchen länger ausblieb als sonst, oder auch daß der alte Jan früher heimwollte und es demnach versuchte, seinen Weg selber zu finden. Er erhob sich — aber nach wenigen Schritten fuhr er mit der Stirne an den Stamm der Linde. Der Moment dieses Unfalles ward der Moment des Heiles: er erhielt in demselben Augenblicke sein Augenlicht zurück und sah nun mit wonnevollstem Jubel droben im Geäste das Bild jener Frau, deren Fürbitte er allein seine Heilung zu verdanken glaubte. Wie andachtsvoll mag da an diesem Tage sein feuriges Dankgebet gewesen sein.

Die Kunde dieser glorreichen Gnadentat Mariens verbreitete sich rasch, machte die einsame Waldstätte bekannt und nicht lange nachher ward am Orte der Gnade ein Altarstein, ein Weihbrunnkessel und ein Ständer für Wachskerzen aufgestellt. Die Aufstellung dieser drei Gegenstände geschah nach einer im Altarstein eingegrabenen Inschrift im Jahre 1200.[1])

Der Engelbau (1263).

Als auf König Ottokars Geheiß zahlreiche Einwanderer deutscher Nation sich im Glatzer Gebiete niederließen, ward unter anderem auch das heutige Albendorf gegründet. Im heute sogenannten „Oberdorfe" wurden die ersten Hütten gezimmert. Die kleine Ansiedlung erhielt nach dem Namen des Sohnes jenes Ottokar die Benennung „Albertsdorf"; daraus entstand mit der Zeit der Name, der heute noch gilt: „Albendorf". Die Kolonisten waren fromme Leute und wollten sich jedenfalls eine Kirche bauen. Aber wohin? Sie entschlossen sich nicht für Oberdorf selbst, sondern für die Stelle der Bildlinde, für jenen Platz, der zwar von ihrer Niederlassung weit entfernt, aber dafür durch Gnaden des Himmels ausgezeichnet war. Hingen



Albendorf, Heilung des blinden Jan.

ja doch schon damals rings um den Baum Votivgeschenke aller Art: Krücken, Fesseln, Stelzen, Stäbe, Hand- und Fußschellen!

Also auf zum Kirchenbau! Freilich sollte es nur ein Holzbau werden, aber doch eine Stätte des Gebetes.

Da traf es sich im Jahre 1263, als die Zimmerleute in später Nachmittagsstunde an einem Samstage heimkehrten, ohne daß sie es vermocht hätten, die so dringende Arbeit an diesem festgesetzten Tage vollendet zu haben, daß ihnen mitten im Walde ein fremdartig gekleideter junger Mann entgegenkam, der ihnen mitteilte, daß er ihnen beim Kirchenbaue helfen wolle.

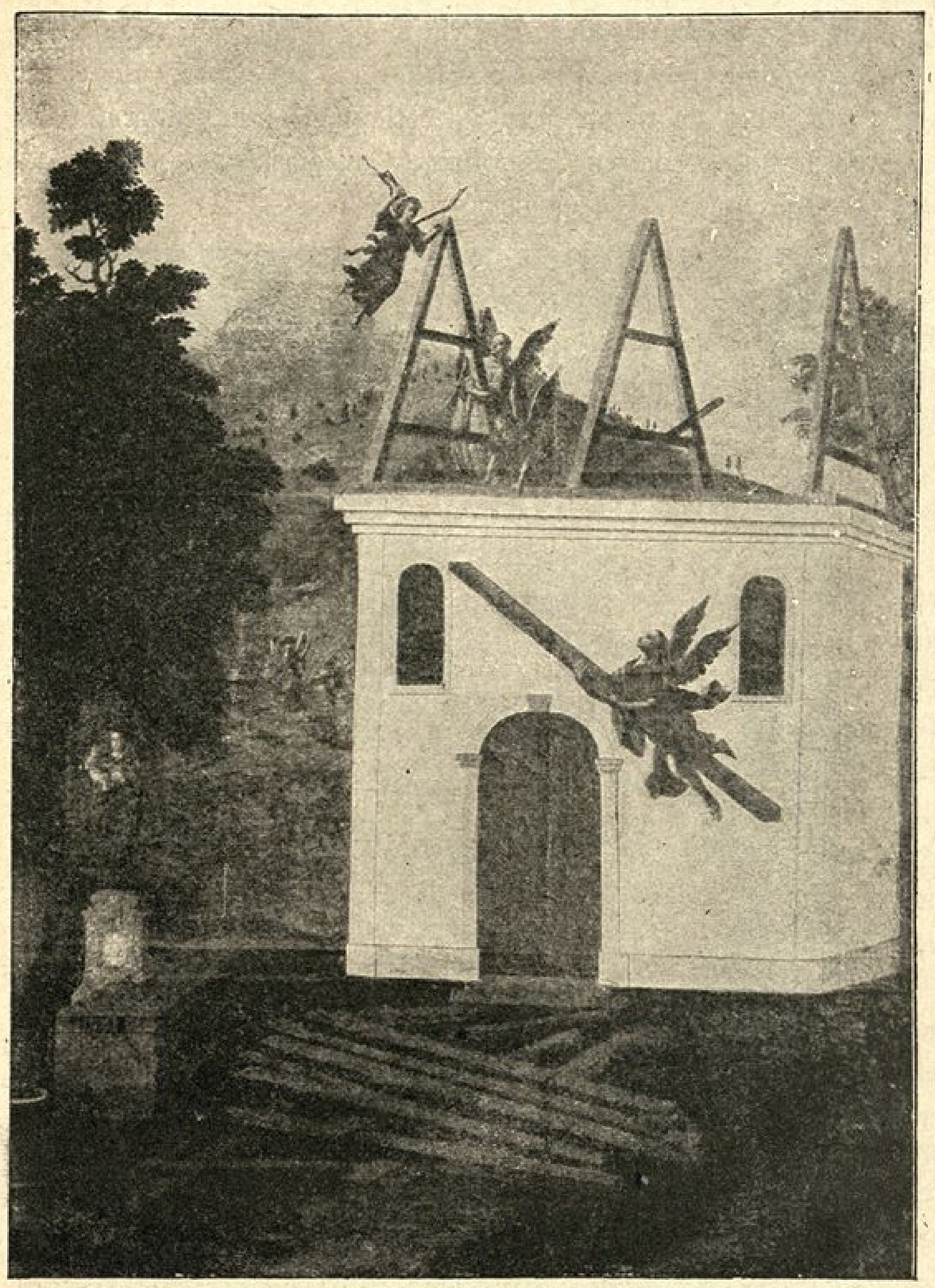
Die Zimmerleute schauten ihn groß an, schüttelten die Köpfe und ließen den vermeintlichen Narren — seiner

[1]) Notiz des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer. Diese drei Stücke müssen jedenfalls schon vor dem Wunder am blinden Jan dagewesen sein; das Wunder selber geschah, wie nunmehr feststeht, 1218.

Wege ziehen. Am nächsten Tage jedoch stand die Kirche vollendet fertig.[1])

Das kirchliche Interdikt (1467—1473).

Im 15. Jahrhunderte brachte die Irrlehre des Prager Professors Huß eine endlose Kette von



Albendorf, der Engelbau.

Unruhen über das böhmische Land. Auch unser Wallfahrtsort Albendorf, der sich im Laufe von zwei Jahrhunderten schon recht gekräftigt hatte und zu einem achtenswerten Gnadenorte herangewachsen war, sollte die schrecklichen Folgen dieser Ketzerei nur allzudeutlich an sich selber empfinden.

Es herrschte nämlich damals über das Böhmerland ein gewisser Georg v. Podiebrad, ein Schwächling, ein Rohr, das vom Winde des Zweifels hin- und hergeschwankt wurde. Er wurde sich lange Zeit nicht klar: sollte er katholisch bleiben oder hussitisch werden? Endlich wurde er Hussit!

Nun hatte aber das Glatzer Ländchen, das auch unser Albendorf umschloß, diesem König den Treueid geschworen und wollte den Eid auch halten. Der König selber belohnte die Treue des Landstriches, indem er ihn zur Grafschaft erhob, also ihm große Ehre antat. Und so blieb ihm die junge Grafschaft treu, auch dann noch treu, als er wegen seiner offenen Irrlehre mit dem Ausschlusse aus der Kirche bestraft wurde. Und da nun trotzdem das ganze Land in Treue an seiner Seite blieb, traf es endlich die große kirchliche Strafe: die Grafschaft wurde mit dem Interdikt belegt, das heißt, es durfte im ganzen Lande weder die heilige Messe gelesen noch irgend ein Sakrament gespendet werden; und dieser trostlose Zustand dauerte damals sechs Jahre an.

Man denke sich den Wallfahrtsort Albendorf in solch einem Zustande! Kein Pilger betrat mehr die stets geschlossene und versiegelte Schwelle des Gotteshauses! Kein Gebet, kein frommer Gesang ertönte an der sonst so lebendigen Gnadenstätte!

Zu dieser geistigen Not kamen noch weltliche Schrecknisse. Der kaiserliche Feldherr Franz v. Hag fiel in die Grafschaft ein, brannte alle Ortschaften nieder und verwüstete ringsum das ganze Land. Auch das Kirchlein wurde geplündert und als traurige Ruine zurückgelassen.

Endlich starb der unselige König Georg Podiebrad und des Kirchenbannes traurige Zeit hatte ihr Ende erreicht. Und wieder war Albendorf das, was es früher gewesen, der verehrte, vielbesuchte Gnadenort Mariens, der himmlischen Frau.

Die Pannwitz-Kirche (1512).

Die nach dem Interdikte wieder zur Not zusammengerichtete Engelskirche konnte nunmehr dem Pilgerandrange nicht mehr genügen. Sehr häufig wurde daher der Gottesdienst außerhalb dieser Kapelle im Freien abgehalten. Ein Adeliger aus der Umgebung, Heinrich Herzog von Münsterberg, wohnte gern und oft den gottesdienstlichen Übungen bei. Er hatte sich zu diesem Zwecke sogar ein eigenes Zelt herrichten lassen. Da sah er denn nun den Zuzug der Pilger immer wieder mit eigenen Augen. Manchmal standen die Pilgerwagen auf der Straße bis gegen das Nachbardorf Rathen hin.

Da machte der fromme Herr kurzen Prozeß, ging zum Grundherrn von Albendorf, Herrn v. Pannwitz, erlegte dort eine namhafte Summe und bat um einen neuen Kirchenbau.

Und so wurde in der Tat der Neubau begonnen und im Jahre 1512 vollendet. Die alte Linde sowohl als der darunter befindliche rohe Steinaltar blieben bei diesem Neubau außerhalb der Kirche stehen. Der Steinaltar wurde von dieser Zeit an nie mehr benützt, sondern galt nur als historisch berühmtes Schaustück. Das Gnadenbild jedoch hatte man vom Baume abgenommen und durch Bischofshand am Hochaltare der neuen Kirche aussetzen lassen.

Rings um die neue Kirche herum zog sich eine ziemlich hohe Mauer. Zum Portale der Kirche führten über die steilsten Hügelhänge schmale Stiegen hinauf.

Diese Pannwitz-Kirche blieb durch 162 Jahre, das ist von 1512 bis 1674, in Gebrauch.

---

[1]) Notiz des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer. Man sagt sich: Nur himmlische Mächte können hier geholfen haben, und wegen des fremden Jünglings nannte man die himmlischen Helfer „Engel".

Stürmische Zeiten.

Im 16. Jahrhunderte erhob Luthers Hand die Fahne der Revolution. Ihm folgte sein Schüler Schwenkfeld und hob des ehemaligen Meisters Fahne noch höher. Und besonders Schwenkfelds Irrlehre war es, die sich in der Grafschaft Glatz einnistete. Entsetzliche Unsittlichkeit und Lasterhaftigkeit machte sich überall breit. Schlechte Priester gingen dem Volke im Abfalle voran. Strafgerichte Gottes brachen augenscheinlich über das Land herein.

Aber Albendorf selbst blieb katholisch: es stand unter dem Schutze Mariens; freilich die Wallfahrten hörten fast gänzlich auf.

Die allertraurigsten Zeiten begannen aber erst im Jahre 1563, als sich Ludwig v. Pannwitz, der Grundherr von Albendorf, offen zur neuen Lehre bekannte. Die Folge davon war, daß nach dem Abtreten des damaligen katholischen Pfarrers lutherische Prediger in der Albendorfer Kirche hausten und den Kirchenschatz möglichst zu verringern trachteten. Merkwürdigerweise aber blieb das Gnadenbild auf dem Altare völlig unberührt stehen. Diese Wirtschaft dauerte im ganzen 60 Jahre. Dann kam die sogenannte Gegenreformation, da man von oben herab die Leute wieder zwang, zum katholischen Glauben zurückzukehren. Infolgedessen machte sich der letzte lutherische Prediger von Albendorf des Nachts heimlich aus dem Staube, indem er seine Gemahlin einfach sitzen ließ; sie aber half sich bald und verehelichte sich mit einem Bauer aus dem Oberdorfe.

Als Folge der lutherischen Revolution kam der schreckliche dreißigjährige Krieg. Unerschwingliche Kriegslasten, häufige Plünderungen, Einquartierungen, dazu Krankheiten und obendrein Mäuse- und Heuschreckenplagen sind die Zeichen dieser trostlosen Zeit. Albendorf war keine selbständige Pfarre mehr: man hatte diesen einst so blühenden Wallfahrtsort einem Nachbardorfe als Filiale eingepfarrt.

Dabei verödete der Ort so sehr, daß zum Schlusse nur mehr zehn Wirtschaften übrig waren; alles andere war verwüstet und verlassen. Zu guterletzt wurde Albendorf im Jahre 1645 noch von den Schwedenhorden in Brand gesteckt.

Um diese Zeit ereignete sich auch das Wunder an einem alten Muttergottesbilde im sogenannten Fleischerbusche, auf welches schwedische Soldaten vergeblich schossen: sie konnten es nie treffen, bis endlich einer aus nnmittelbarer Nähe einen Schuß darauf abfeuerte; die Kugel prallte zurück und traf den gottesräuberischen Schützen. Das Bild mit den Spuren des Schusses ist noch heute vorhanden.

Die Entstehung des Marienbrunnens (1678).

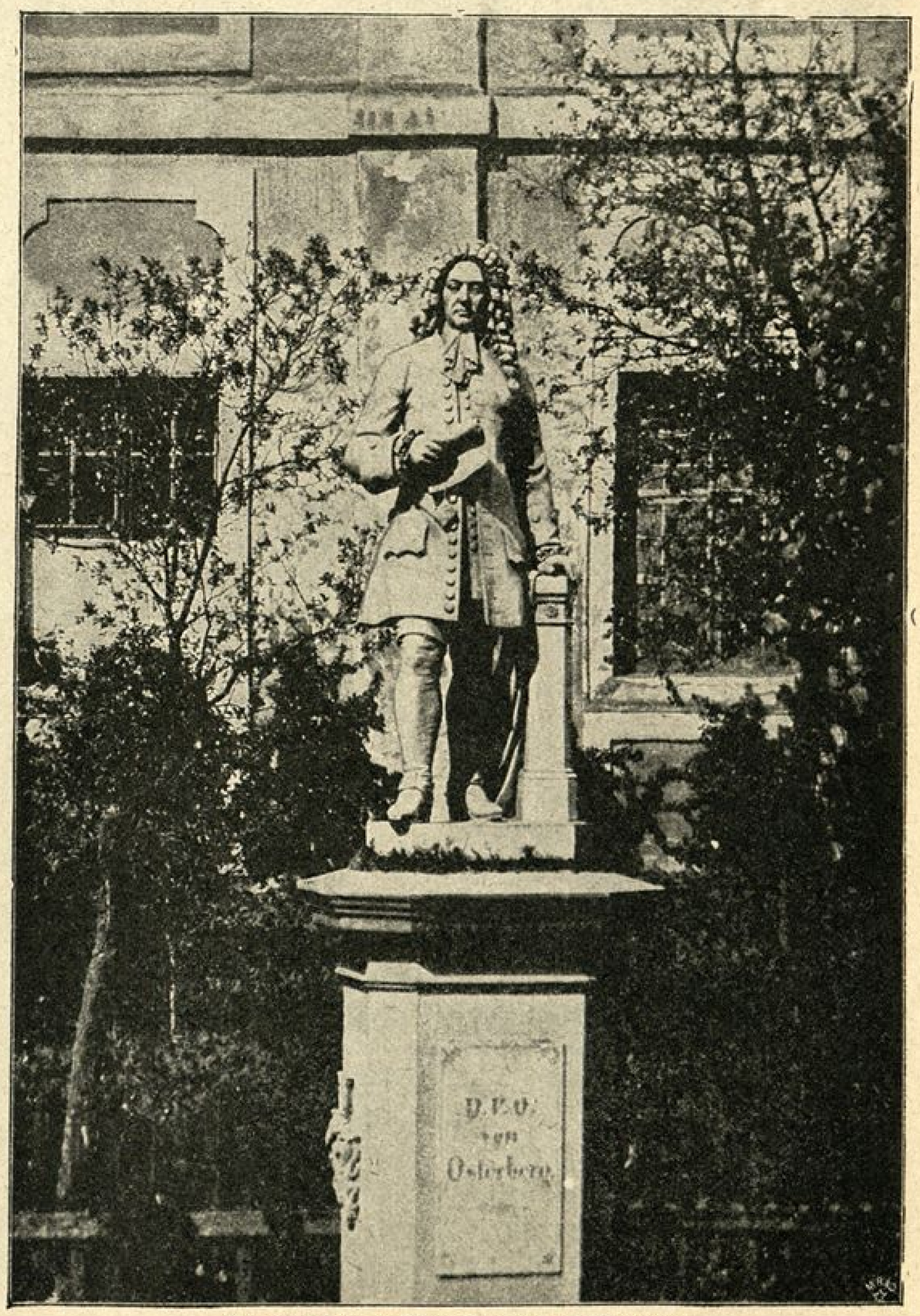
Heißesten Dank für heilende Quelle
Bringt Deiner Kinder glückliche Schar
Dir, liebe Mutter! — An heiliger Stelle
Schenktest Du uns ein Brünnlein klar.

Gabst das Wasser an festlichem Tage,
Da man Fronleichnam fröhlich begeht,
Daß uns das Brünnlein plätschernd sage:
„Selig, wer dürstend zu Jesus geht!"

Wir erwähnen nebenbei, daß das Jahr 1651 mit einem gewissen Rechte als das Jahr der zweiten Gründung Albendorfs angesehen werden kann. Denn in dieser Zeit trafen etliche Pfarrer der Umgebung das Abkommen, fortan wieder jährlich in Prozession nach Albendorf zu ziehen. Von diesem Zeitpunkte begann der neuerliche Aufschwung des Gnadenortes.

27 Jahre darauf, im Jahre 1678, traf ein Ereignis ein, das vollkommen aktenmäßig festgestellt als unzweifelhafte historische Tatsache angesehen werden muß. Vor dem Fronleichnamsfeste reinigten nämlich die Bediensteten der Kirche den großen Kirchenplatz unter den Linden und trafen dabei auf eine feuchte Stelle, die sie früher nie bemerkt hatten. Sie gruben ein wenig nach und kamen sehr bald auf zwei Steine, zwischen denen Wasser hervorquoll. Unbesonnenerweise rissen die Leute die Steine weg und nun schoß ein Wasserstrahl von so großer Stärke hervor, daß der ganze Kirchenplatz in Gefahr stand, überflutet zu werden. Schleunigst mußte man einen Abzuggraben herstellen, bedeckte dann die Quelle mit einer alten Tür und machte sich über das Ereignis weiters gar keine Gedanken.

Kurz darauf verlangte eine sterbenskranke Person in Seifersdorf nach einer schlaflosen Nacht von ihrem Manne, er möge ihr Wasser aus dem Marienbrunnen in Albendorf



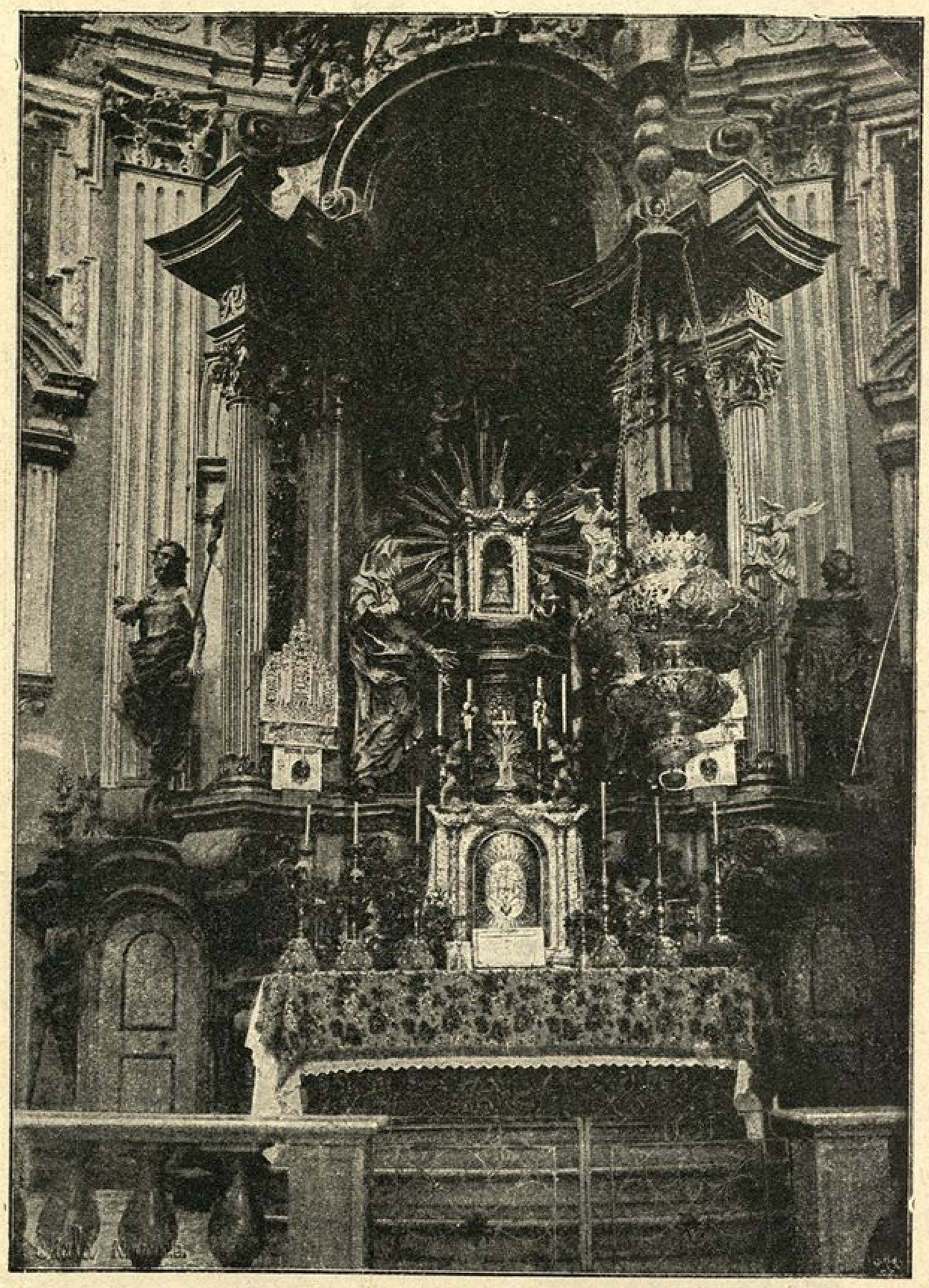
Albendorf, Denkmal des Herrn v. Osterberg.

verschaffen. Ungern nur ging er; niemand konnte ihm in Albendorf Kunde von einem Marienbrunnen geben; endlich verfiel man auf den Einfall, den Bauer auf die neue Quelle zu verweisen. Wirklich schöpfte er dort Wasser und dieses Wasser brachte der Todkranken schnellste Hilfe und vollständige Genesung.

Jetzt erst achtete man des Brunnens, ließ ihn in Form eines Bassins einfassen und ein Abbild der Gnadenstatue darüber anbringen. Der Brunnen hat sich als heilsame Quelle in manchen Fällen bis auf den heutigen Tag bewährt. Erwähnt sei, daß das Wasser im Gegensatze zu allen anderen dortigen Brunnen, die kalkhältig sind, sich durch seinen Eisengehalt auszeichnet.

Hier mag der geeignete Platz sein, eines merkwürdigen Vorfalles zu gedenken, der sich einige Jahre später zutrug. Da nämlich im ganzen Lande die Pest wütete, stellte es sich heraus, daß Albendorf allein von dieser erschreckenden Seuche verschont blieb.

Diese augenscheinliche Tatsache ärgerte gar sehr zwei glaubenslose, verruchte Bösewichter und sie beschlossen, den Marienbrunnen in Albendorf zu vergiften.



Albendorf, der Hochaltar mit dem Gnadenbilde.

Auf dem Wege nach dem Gnadenorte (die Verbrecher waren aus einem Nachbardorfe) kamen sie an einer alten Marienstatue vorbei. Da ward durch eine unsichtbare Gewalt ihr Schritt gehemmt, so daß sie nimmer weiter konnten und eine schreckliche Stimme rief ihnen zu: „Zurück mit eurer Freveltat, ihr kommt damit nicht durch!“ Zugleich begann der Erdboden unter ihren Füßen zu schwanken und gleichsam zu verschwinden.

Entsetzt kehrten sie um und liefen davon. Der eine starb aus Schreck darüber und bekannte vor dem Tode das Verbrechen. Daraufhin ward der andere verhaftet, in Glatz peinlich verhört und endlich dem Flammentode preisgegeben.

Osterberg, der große Wohltäter des Gnadenortes (1676—1711).

Das Jahr 1676 bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte dieses großen Gnadenortes. Denn um diese Zeit übernahm Daniel Paschasius v. Osterberg, ein junger Ritter, das Gut Rathen und begann alsbald weitgehende Pläne zu verwirklichen.

Zunächst sandte er ein Gesuch an das Konsistorium, daß Albendorf doch endlich wieder zur eigenen Pfarre erhoben würde. Das Gesuch wurde aber erst im Jahre 1679 erledigt, so daß erst von da ab in Albendorf ein ständiger Pfarrer zu finden ist.

In diese Zeit fallen auch die schon erzählten Vorfälle von der Entstehung des Marienbrunnens und des Versuches, sein Wasser zu vergiften.

1683 bis 1699 führte Herr Osterberg jene Idee aus, die eigentlich dem Wallfahrtsorte sein besonderes Gepräge als des „Glatzer Jerusalem“ gab. Er errichtete nämlich auf dem der Kirche gegenüberliegenden Berge eine Kalvaria, ließ dann nach dem Muster von Jerusalem alle Stellen des Leidens Christi ausstecken und baute an allen diesen 95 Stellen kleine Kapellen.

Doch um etwa Mißverständnisse zu vermeiden, fügen wir gleich bei, daß diese Osterbergschen Stationen eigentlich nur Holzgerüste aus Balken waren, während die zwischen diesen Balken sich ergebenden Wände mit Binsen und Reisig ausgelegt wurden; also einfach im allerhöchsten Grade. Dementsprechend klingt auch aus dem Namen, den das Volk diesen Stationen gab, ein leiser Spott unverkennbar heraus: man nannte sie nämlich allgemein „die Höhlen“. Diese Schöpfungen etwa mit den Leistungen des Wojwodengeschlechtes Zebrzydowski in Kalwarya vergleichen zu wollen, wäre großes Unrecht. Die Albendorfer „Höhlen“ waren in ihrem Urzustande auch nicht einmal ein Schatten von Kalwaryas Prunkkapellen.

Übrigens war Herr Osterberg, dem man im 19. Jahrhunderte ein Denkmal errichtete, nicht

gar so übermäßig freigebig, da er gern die Bezahlungen anderen Personen aufhalste und sich davon möglichst freihielt. Doch sei zur Erklärung hinzugefügt, daß er nicht außerordentlich reich war und daß ja doch er als der eigentliche Unternehmer und Bauherr anzusehen ist.

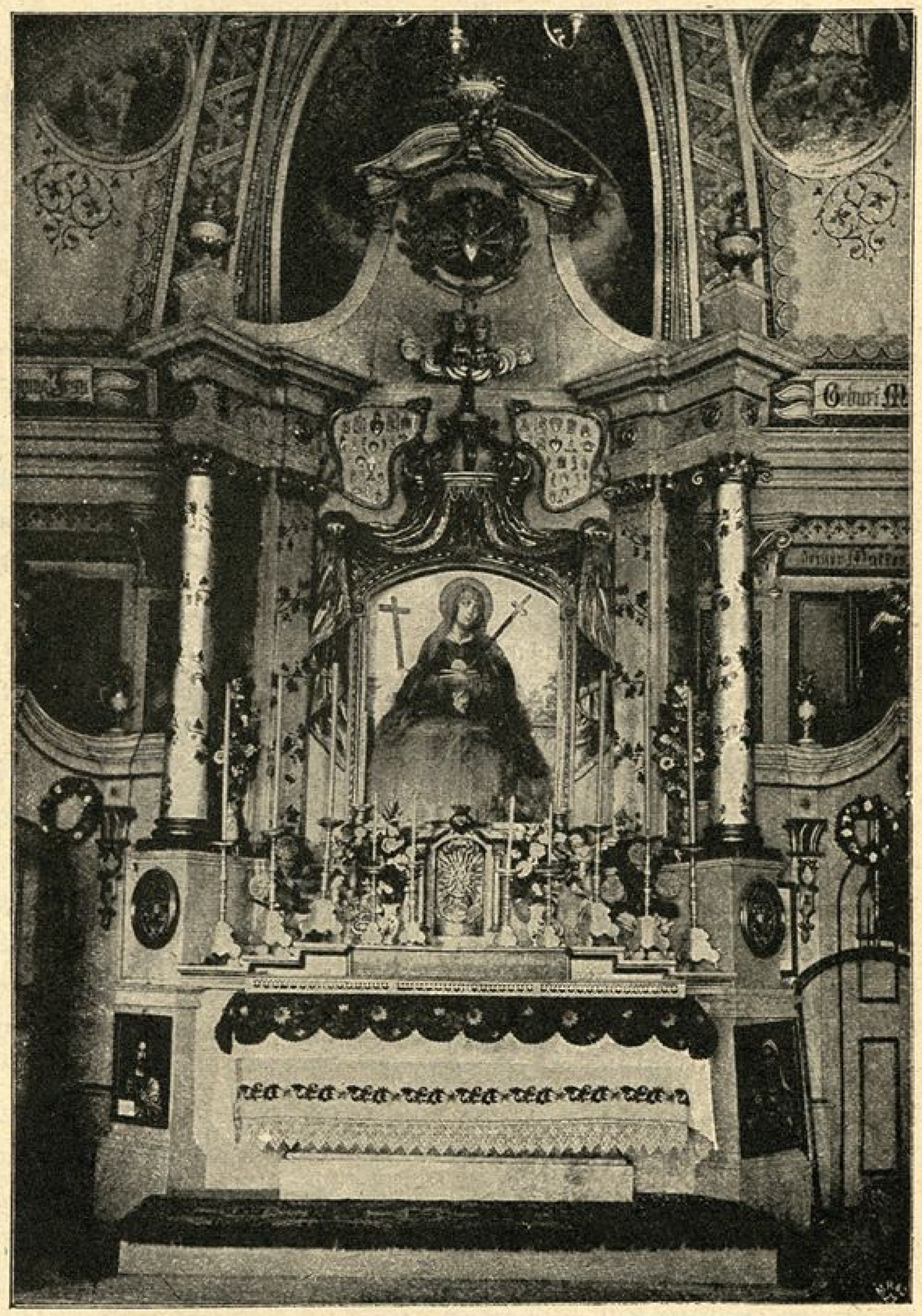
Späterhin wurden jene Höhlen nach und nach durch Steinbauten ersetzt.

Nach langem Drängen des bischöflichen Ordinariates ging Osterberg endlich auch daran, die ruinöse Kirche neu aufzubauen. Es war dies ein um so größeres Werk, da der zum Baue nötige Platz erst durch Verschüttung der schon erwähnten Schlucht gewonnen werden konnte. Osterberg wollte eine recht große, aber dabei möglichst billige Kirche haben. Der italienische Baumeister, dem sich der Bauherr dabei anvertraute, verstand entweder seine Sache nicht, oder er war ein Betrüger: er fundierte jedenfalls liederlich, nämlich auf Geschiebe und stellte überdies die Pfeiler hohl her und verschüttete die Innenräume bloß mit Schutt. Wir werden bald sehen, welch traurige Folgen dieser Leichtsinn hatte.

„Mein Sohn, mein Sohn, warum kommst du nicht zu mir?"

In diese für Albendorf so wichtige Zeit, in der sich der Wallfahrtsort gleichsam aus einem Grabe des Niederganges zu einem nie gekannten Blütestande erhob, fällt auch ein Ereignis, das wir dem Buche Heinz v. Rudnikis: „Die wichtigsten Wallfahrtsorte der Erde" entnehmen und wegen seiner Merkwürdigkeit ausführlich berichten wollen.

Zu Beginn des Jahres 1696 fiel der deutsche Gesandte am polnischen Königshofe zu Warschau, Herr Heinrich Franz Kubin de Tilly, in eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn trotz aller Kunst der Ärzte an den Rand des Grabes brachte. In der Osternacht lag er unter furchtbaren Qualen auf seinem Schmerzenslager, bis er endlich gegen Morgen sanft einschlummerte. Im Traum erschien ihm das wundertätige Bild Unserer Lieben Frau von Albendorf, welches er zwanzig Jahre zuvor einmal gesehen hatte, drohte ihm mit den Finger und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, warum kommst du nicht zu mir?" Die Worte erschütterten den Kranken derart, daß er sofort erwachte. Er erzählte seinen Traum seinen Verwandten, den Ärzten und einigen Bekannten, welche sein Bett umstanden. Einer der Anwesenden, ein angesehener Kaufmann in Warschau, namens Wagner, welcher aus Neurode gebürtig war, erzählte ihm hierauf mehrere Wunder, die in Albendorf geschehen sein sollten. Bevor noch der Kaufmann seine Erzählung beendigt hatte, schlief der Gesandte abermals ein und hatte wieder eine Erscheinung. Dieses Mal war das Gnadenbild von Flammen und Wolken umgeben und rief ihm zu: „Komm zu mir, komm zu mir, ich bin in Albendorf!" Der Schlaf währte nicht länger als die Erscheinung und der Diplomat erkannte deutlich Gottes Finger, bereute aufrichtig seine Sünden, rief die Himmelskönigin um ihre Hilfe und Fürbitte an und machte das Gelübde, nach wiedererlangter Gesundheit nach Albendorf zu wallfahrten. Er fiel hierauf



Albendorf, Altar in der Kapelle der schmerzhaften Mutter.

in einen festen Schlaf, und als er nach fünfzehn Stunden erwachte, fühlte er sich vollständig gesund und verließ augenblicklich das Bett.

Die wunderbare Wanderung der Kreuzkapelle (1699).

Menschen erbauten schön die Kapelle,
Doch des Allmächtigen weiseste Hand
Rückte den Bau zu jener Stelle,
Wie sie sich findet im Heiligen Land.

Herr, wenn ich selber im geistigen Baue
Töricht manches verkehrt gestellt,
Gnädig zum irrenden Kind dann schaue,
Änd're mild, wie's Dir gefällt!

Die Geschichte Albendorfs ist wahrhaftig reich an sonderbaren, außerordentlichen Vorfällen. So haben wir aus dem Jahre 1699 wieder einen von dieser Sonderart, und zwar einen durchaus beglaubigten, hier zu erwähnen.

Ursprünglich führte der Weg von der Kirche direkt auf den Kalvarienberg hinauf, so daß man von der Kirche die Kreuze droben sehen konnte. Jetzt ist dies nicht mehr so. Die

Ursache der Verlegung des Weges ist eine nicht nur interessante, sondern ganz einzig merkwürdige.

In den Jahren 1698 und 1699 wurde nämlich auf der Höhe des Kalvarienberges vor den drei Kreuzen die Kreuzkapelle errichtet. Man gab ihr eine recht schöne Stellung, so daß ihre vordere Breitseite der unterhalb liegenden Gnadenkirche zugewendet war; infolgedessen konnte man schon von der Kirche aus in die Kapelle selber hineinsehen.

Man denke sich nun das Erstaunen der Leute, als kurz vor der Vollendung des Baues festgestellt wurde, daß das Hauptkreuz hinter der Kapelle seine Stellung verändert habe. Selbstverständlich begann man sofort genaue Messungen zu machen. Ja, auch an der Kapelle selber wollte man, und zwar noch in der Bauzeit, derartige unerklärliche Verschiebungen bemerkt haben. Man schlug Bestimmungszeichen, Richtpfähle ein, und siehe da, es stellte sich unwiderruflich heraus, daß die Kapelle samt den Kreuzen sich gegen das Heilige Grab hin gewendet hätte. Man fand die Richtblöcke abgebrochen und die Mauer über dieselben hinaus verschoben. Der ganze Anblick war dadurch vollkommen geändert. Die Abweichung der Kapelle von ihrer ersten Lage betrug mehrere Ellen.

Herr v. Osterberg ließ diese Vorgänge nach Möglichkeit auf das genaueste gerichtlich feststellen; es gab keinen Zweifel an der Tatsache selber; aber niemand wußte sich für das Ereignis einen hinreichenden Erklärungsgrund. Heute weiß man den Grund sehr genau. Die ohne menschliche Hilfe und ganz gegen den Willen der Menschen stattgehabte Verschiebung der Kreuzkapelle brachte Kreuzkapelle und Grabkirche zu einander in eine solche Stellung und Richtung, wie sie tatsächlich auch in Jerusalem vorfindlich ist. — Wer erkennt hier nicht das Walten und den Willen Gottes! — Die historische Tatsache der Verrückung als solche ist unleugbar.

Wir fügen nur kurz an, daß Herr Osterberg, sobald die Kapelle ihre Stellung geändert hatte, auch den Zugangsweg zu ihr dementsprechend veränderte; er führte also nicht mehr in gerader Richtung von der Gnadenkirche empor, sondern machte einen kleinen Umweg.

Zusammenbruch der Kirche.

1710 war die neue große Kirche eingeweiht worden.

1711 starb Herr Osterberg.

Schon in zwei Jahren darauf bekam die Kirche Risse und Sprünge.

1715 war ein Aufenthalt in ihr schon lebensgefährlich und der Zusammenbruch unausbleiblich. Der italienische Schwindler (der Baumeister) machte sich, sobald die ersten Risse bemerkbar wurden, heimlich aus dem Staube.

Herr v. Götzen baut die heute noch bestehende Kirche.

Man begreift, daß der Sohn Osterbergs gar wenig Lust hatte, den schon wieder notwendigen Neubau der Kirche vom Fundamente auf zu beginnen. Er suchte darum seine Grundherrschaft zu verkaufen. Ein junger, erst 23 Jahre alter Graf v. Götzen fand sich als Käufer, zahlte sogar einen sehr hohen Kaufpreis und machte sich frisch ans Werk. Er war aber sehr reich, viel reicher als der alte Herr Osterberg es gewesen und spendete aus eigener Tasche auch ungleich mehr für die neue Kirche, als der frühere Patron es getan hatte. Jedenfalls ist Graf v. Götzen als Wohltäter der Albendorfer Wallfahrtskirche ein vollkommen ebenbürtiger Nachfolger des Herrn Osterberg gewesen. Und mit Recht wirft ein Geschichtsschreiber die Frage auf: Wenn man Osterberg ein Denkmal errichtet hat, warum denn nicht auch eines dem Herrn v. Götzen?

Wir führen nun die wichtigsten Stücke an, betreffs derer Herr v. Götzen die damals bestehende Osterbergsche Kirche veränderte.

Betreffs der Kirche selber verkleinerte er sie ganz bedeutend. Die frühere hatte drei Schiffe, er aber ließ von diesen dreien nur das Mittelschiff stehen; die beiden anderen wurden entfernt. Die schwachen, hohlen Pfeiler ließ er an Ort und Stelle, verstärkte sie aber durch lange Strebemauern, so daß dadurch die unschönen und ganz zwecklosen kleinen Höfe um die Kirche herum entstanden.

Was der neue Bauherr in dieser Weise am Äußeren verschlimmerte, das ersetzte er reichlich durch die prächtige Ausgestaltung der Kirche in ihrem Innern. Er scheint sehr darauf geachtet zu haben, daß alles „stilrein" gebaut wurde, das heißt in einer und derselben Manier. Die Albendorfer Kirche ist also im Barockstile erbaut und hat eine eirunde Form, wenigstens in ihrem großen rückwärtigen Hauptteile.

Sehr verändert wurde gegen früher der Gnadenaltar; übrigens mußte der Bauherr ziemlich lange darauf warten, bis ihm das bischöfliche Ordinariat die Bewilligung gerade zu dieser Umgestaltung der Gnadenkapelle erteilte.

Ganz besonders aber muß es als ein Verdienst des Graf v. Götzen bezeichnet werden, daß er die herrliche breite Vorderfront in der heutigen Gestalt herstellte. Sie bildet ja jedenfalls die Hauptzierde des ganzen Gebäudes in Albendorf.

Aber gerade wegen der Neuherstellung, oder doch ganz wesentlichen Umgestaltung dieser Fassade, machte sich auch eine gründliche Abänderung der vorderen Stiege wünschenswert. Und so entstand denn die heutige sehr breite und schöne Aufgangstreppe, die in ihrem unteren Teile 33 Stufen zählt und weiter oben noch 15 Stufen aufweist.

Weitere Ereignisse.

Die Kriege des 18. Jahrhunderts schadeten im großen und ganzen betrachtet dem Wallfahrtsorte nicht gar sehr, obwohl sie freilich einzelne recht traurige Vorkommnisse im Gefolge hatten. Aber der Wallfahrtsort blieb so ziemlich auf seiner Höhe und nach wie vor strömten Schlesiens Bewohner mit Andacht zur großen, hochgeheiligten Stätte.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts jedoch machte sich für Albendorf recht schmerzlich fühlbar. Die entsetzliche Teuerung vom Jahre 1804 lastete auch auf den Bewohnern von Albendorf.

Im Jahre 1806 kamen dann noch die unglücklichen Franzosenkriege, durch die Preußen fast an den Rand des Verderbens geriet. Da gab es häufige Durchmärsche, Einquartierungen, Kriegssteuern, härteste Abgaben.

Im Jahre 1809 vergriff sich die Staatsgewalt an den Kirchengütern, indem die sogenannte Säkularisation stattfand: der Staat nahm sich von den Kirchen alles, was ihm gefiel, weil er sagte: „Ich brauch's!" Unter anderem hatte vor hundert Jahren Graf v. Götzen den Hochaltar mit einer Reihe von echten Edelsteinen geziert; der Staat nahm sie einfach weg: „Die gehören jetzt mir!" Zwei große massiv-silberne Engel wurden gleichfalls „säkularisiert"; an ihre Stelle kamen häßliche Holzfiguren.

1815 bis 1820 wurde ein namhafter Teil der Kapellen am Kalvarienberg restauriert, einige sogar ganz neu gebaut. Nationale Reibereien zwischen Deutschen und Tschechen hatten zur Folge, daß im Jahre 1816 böhmische Wallfahrer groben Unfug verübten und den Wallfahrtsort sogar in Brand stecken wollten.

1907 und 1908 wurde die letzte große Renovierung der Kirche unternommen, die jetzt also wieder in neuer, herrlicher Ausstattung vor des Pilgers Auge steht.[1])

Gebetserhörungen.

Auf unsere diesbezügliche Anfrage teilte uns Hochw. Herr Pfarrer Zimmer folgendes mit: Gebetserhörungen kommen fortwährend vor; erst seit 26. August 1910 mache ich mir kurze Notizen darüber; doch halte ich dafür, solche nicht zu veröffentlichen. Vom genannten Tage bis 24. Juni 1913 wurden mir 97 Gebetserhörungen mündlich mitgeteilt, darunter manche wirklich sehr wunderbare.

* * *

Wir sind in der Lage, einen an uns selber gerichteten Privatbrief mitzuteilen:

Kind und Vater geheilt.

Ich bin verheiratet. Mein Weib gebar vor elf Jahren einen kranken Knaben. Längere Zeit blieb das Übel unverändert. Da nahm ich meine Zuflucht zur allerseligsten Jungfrau, machte eine Wallfahrt nach Albendorf und betete daselbst um Gesundheit meines Kindes. Und als ich zurückkam, erklärte mir mein Weib mit Freuden, daß das Kind gesund sei. Die Stunde der Genesung war aber zugleich die Stunde meines Einzuges in Albendorf. Da möchte ich denn doch fragen: Wer hat mein Kind gesund gemacht?

Ferner wurde ich selber alljährlich vier- bis sechsmal von einer heftigen Augenentzündung befallen, die dann manchesmal wochenlang anhielt. Soweit meine Mittel reichten, wendete ich alles an, aber vergebens. Die Ärzte hatten mir schon längst alle anstrengenden Arbeiten sowie gewisse Speisen verboten.

Dieser Zustand dauerte 36 Jahre. Da ich nun das augenscheinliche Wunder, das an meinem Kinde geschehen war, sah, ging ich abermals an den Gnadenort, um für mich selber Heilung zu erbitten. Und seit jener Zeit — es sind jetzt schon viele Jahre vergangen — hat sich keine Spur mehr von jener Augenkrankheit gezeigt; ich kann essen und arbeiten, was ich will. Ich frage wieder: Wer hat mich geheilt? Und wenn ich selber antworten soll, so sage ich: die Muttergottes allein war meine Helferin!

Hermersdorf-Zwittau 1899.

Josef Seewald.

[1]) Notiz des hochw. Herrn Pfarrer Zimmer. 1912 wurde die elektrische Illumination angelegt und zwar für die Fassade durch 1300 Birnen, für den Hochaltar durch 250 Lampen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1918 700jähriges Jubiläum des ersten sicheren Wunders.
1928 250jähriges Jubiläum des Marienbrunnens.
1921 200jähriges Jubiläum der Konsekration der Kirche.



Albendorf, das Gnadenbild.

1950 750jähriges Jubiläum des sicheren Bestandes der Wallfahrt.
1951 250jähriges Jubiläum der Einweihung des Heiligen Berges und seiner Kapellen.
1963 700jähriges Jubiläum des Engelbaues.

Ständige Priester: 2 Weltpriester, Aushilfe von Seite der Benediktiner zu Braunau und Raigern, der Kapuziner aus Prag und der Weltpriester aus Prag.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 90.

Kommunikanten jährlich: 34.000 (1912).

Besucher jährlich: 120.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: zirka 200.

Hauptfest: Heimsuchung und Geburt Mariens.

Seelenzahl der Pfarre: 1700.

Ständige Devotionalienhändler: 12 Geschäftsläden, 42 Buden, 2 Grossisten.

Gasthäuser: 11.

Kaffeeschänker: etwa 20.

Unterkunft für etwa 9000 Personen.

Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer: 48% Deutsche, 52% Slawen (Tschechen, Slowaken und Polen.)

Zufahrten.

Wien—Albendorf. Schnellzug (von Wien-Nordbahnhof oder Staatsbahnhof über Brünn) bis Glatz 6¾—7½ St. K 12.80. Von Glatz noch mittels Personenzug zwei Stationen, 20 Min. bis Mittelsteine, zirka K —.80. Personenzug bis Mittelsteine (von Wien) 13½ St., zirka K 10.50.

Prag—Albendorf. Bequemste Fahrt: Prag (Nordwestbahn) über Königgrätz—Tinischt (umsteigen)—Mittelsteine, 7½ St. K 8.40.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Albendorf—Wartha. 4½ Gehstunden. Eisenbahn Mittelsteine—Glatz (umsteigen)—Wartha. ¾ St. Mk. —.80.

Albendorf—Grulich. Über Lichtenau (umsteigen)—Grulich (umsteigen)—Grulich-Stadt. 2½ St. Mk. 2.05.

Albendorf — Klein-Schwadowitz. Mittelsteine—Weckelsdorf (umsteigen)—Radowenz. 3 St. zirka K 2.10. Von Radowenz 1 St. Gehzeit.

Literatur.

Albendorfisch-Marian. Gnadenthron, 2 Bd., 1696 u. 1735.

Palmetum Osterbergianum. 1689.

Koegler, Chronik v. Alb. 1805.

Bach, Kirchengesch. der Grafschaft Glatz.

P. E. Zimmer, Albendorf, Selbstverl. Albendorf 1893, gr.-8° 372 S. (gut illustr.). (Aus diesem Werke wurden uns die Klichees bereitwilligst zur Verfügung gestellt.)

P. E. Zimmer, Kurze Geschichte (Auszug des ob. Werkes). Selbstverl. 1908, 12°, 80 S.

Ave Maria, Linz, XVII, 146 u. mehr. Forts.

Ott, Marianum, 678.

Reg. Mar. Kal., 1878, II.

Rudniki, Berühmt. Wallf., Paderborn 1891, S. 46.

Kurze Erwägung.

Das hervorstechendste Moment an diesem unseren Wallfahrtsorte und seiner Geschichte sind die hervorragenden, größtenteils historisch unumstößlich beglaubigten Wunder, die immer wieder vom neuen in der Geschichte dieser Kirche auftauchen und eine ganz besondere Fürsorge Gottes für diesen Ort verraten: Der Wallfahrtsort entsteht durch eine Erscheinung der Muttergottes — die wunderbare Heilung des alten Jan macht den Ort bekannt — Engel selber helfen beim Kirchenbau — auf ganz merkwürdige Weise tritt der Marienbrunnen zutage und wird durch übernatürliches Eingreifen Marias vor Vergiftung geschützt — Kreuzkapelle und Kreuze werden durch ein einzig dastehendes Wunder von ihrem bisherigen Standorte weggeschoben; zu diesen außerordentlichen Ereignissen gesellen sich noch zahlreiche Gebetserhörungen und Krankenheilungen, wie sie übrigens an allen Gnadenorten so sichtlich zutage treten. So ist Albendorf wahrhaftig ein Ort, „wo Gottes Hand sichtbarlich waltet und segnet".

Gebet.

O Herr, der du es so gefügt hast, daß das Leben unseres Leibes sowie auch das Leben unserer Seele einer herrlichen ununterbrochenen Kette von Wundern gleicht, und der du als Abschluß und Fortsetzung dieses irdischen Lebens uns ein anderes besseres verheißen hast, das in noch höherem Grade wunderbar genannt werden muß — wir bitten dich, du wollest unseres Geistes Auge erleuchten, damit wir in unserem eigenen Leben die Spuren deiner Vorsehung und Barmherzigkeit erkennen, und diesen Spuren mit Freude folgend das große Ziel erreichen, das du uns allen vorgesteckt hast: Dich selber und deine himmlische Herrlichkeit für alle Ewigkeit zu sehen und dadurch unaussprechlich glücklich und selig zu sein; dies verleihe uns auf die mächtige Fürbitte Mariens, deiner glorreichen irdischen Mutter. Amen.

Maria-Schmolln.

Oberösterreich. 28.000—30.000 Kommunikanten.

Kennst du die Stätte „voll der Gnaden",
Am Berg das schlichte Frauenbild?
Bist jederzeit dort eingeladen,
Komm' nur zur Mutter Immermild!
Sie trägt ihr Kindlein auf den Armen,
Hat auch für dich ein Plätzchen noch
An ihrem Herz, dem liebewarmen,
O Pilger, komm' zur Mutter doch!

Örtliche Lage.

Wo liegt Maria-Schmolln?

Im oberösterreichischen Innviertel und zwar in den westlichen Ausläufern des großen Kobernauser Waldes auf einer Bergkette, die ehedem den Namen „die Schmolln" führte; der Name dürfte „schmaler" (Bergrücken) bedeuten.

Von größeren Städten, die in der Nähe liegen, wäre eigentlich nur Braunau am Inn und etwa noch Ried zu nennen. Maria-Schmolln ist von Braunau aus in ungefähr fünf Gehstunden, von Ried in etwa sechs Stunden zu erreichen. Es liegt von Braunau in südöstlicher, von Ried in südwestlicher Richtung.

Was die nächste Eisenbahnverbindung betrifft, so kommt dafür nur die Strecke Braunau—Steindorf in Betracht. Fährt man nun von Braunau gegen Steindorf, so hat man linkerhand fortwährend einen Bergrücken als Begleiter, der, bald höher bald niedriger, bald schmäler bald breiter, den Zugang nach Maria-Schmolln versperrt. Über diesen Bergrücken drüben dehnt sich, wieder mit der Bahnstrecke ziemlich parallel laufend,



1

1. Einzig möglicher Anstieg.

San Romedio von der Nordseite (Tirol).

(Seite 799.)

Nach einer retuschierten Photographie von Pavanello, Cles.



Welehrad (Mähren).

Kunstreiche, von den Zisterzienser-Mönchen geschnitzte Kirchenstühle. Dahinter Proben der allerreichsten Mauerverzierung der Kirche.)

(Seite 338).

ein langes Tal. Und jenseits dieses Tales erhebt sich ein waldiger Hügel oder Berg, auf dessen Spitze die Wallfahrtskirche Maria-Schmolln liegt.

Von den Eisenbahnstationen für Maria-Schmolln kommt als erste und wichtigste die Station Ittendorf—Helpfau in Betracht. Von dort aus ist nämlich die Steigung über den genannten Bergesrücken die allergeringste. Dieser Weg wird auch, wie man uns mitteilte, am meisten benützt. Gute Fußgeher erreichen Maria-Schmolln von dort aus in 1¾ St. Kaum hat man in etwa einer halben Stunde den Bergrücken erreicht, so sieht man schon von weitem über das Tal her rechterhand den Turm der Wallfahrtskirche über die Waldbäume ragen.

Ein zweiter Weg, der ganz bestimmt schöner, weil waldreicher ist, aber dafür auch vielmehr Anhöhen zu überwinden gibt, ist der Weg von der Station Mattighofen. Er ist beiläufig ebenso lang wie der erstgenannte, führt eine halbe Stunde lang (über Schalchen) in ebener Gegend dahin; dabei kommt man an einem großen Kreuze vorüber, das, von riesengroßen Tannen umgeben, einen erhebenden Eindruck macht. Nach einer halben Stunde beginnt dann die Wanderung auf zum Teil ganz neu hergerichteter, schöner Bergstraße, von der aus man ab und zu die ferne Kirche erschauen kann. Wir können diesen zweiten Weg von Mattighofen allen Fußgängern bestens empfehlen, besonders an sonnigen Tagen, weil der erste Weg dann wenig Schutz bietet.

Ein dritter Weg, ebenfalls ein Waldweg, führt nach Station Munderfing, ist aber, weil nicht markiert, schwer zu finden und deshalb fremden Leuten nicht zu empfehlen. Gehzeit beiläufig ebenso lang als auf den beiden erstgenannten.

Da auf keinem der genannten drei Wege Stellwagen oder dergleichen verkehren, so kann man Maria-Schmolln nur zu Fuß erreichen, wenn man nicht vielleicht in der Lage ist, sich Privatfuhrwerk besorgen zu können.

Kirche und Gnadenbild.

Haben wir die Talwanderung glücklich beendet, so müssen wir nur mehr den kleinen, schönen Aufstieg zur Spitze des Wallfahrtsberges machen; 14 Kreuzwegstationen weisen uns den Weg. In etwa zehn Minuten ist die kurze Steigung glücklich überwunden.

Gar bald winkt uns die nahe Kirche freundlichen Gruß zu. Vorbei am Asylhause der ehrwürdigen Schwestern geht ein schnurgerader Weg zum Gotteshause, das uns seine Vorderfront zuwendet. Ein schlanker, achtseitiger Turm mit zierlicher Spitze erhebt sich gerade über dem Eingangsportale zum Himmel.

Wir betreten die feierlich schönen Hallen. Was sollen wir davon sagen? Wir erwähnen bloß jenes Wort, das der Bischof von Linz bei der Einweihung der Kapelle aussprach: er nannte sie damals „die Perle der Romanik", das will sagen, sie sei unter allen Gotteshäusern, die im sogenannten romanischen Stile erbaut sind, als schönste und edelste zu bezeichnen. Dieses Bischofswort enthält wohl ein sehr bedeutendes Lob für diese Kirche. Hinzufügen können wir, daß nicht bloß die Bauart, sondern auch die Erhaltung und der Schmuck tadellos und alles Lobes würdig sind.

Doch wir suchen das Gnadenbild.

Man weist uns auf einen Seitenanbau, der etwa in der Mitte der linken Evangelienseite der Hauptkirche angefügt wurde. Dieser Anbau ist eine ziemlich geräumige, gleichfalls in rein romanischem Stile erbaute Kirche; drei Altäre befinden sich dort, der mittlere ist der Gnadenaltar.



Phot. Seering, Wien.

Maria-Schmolln, Vorderfront der Gnadenkirche.

Der Gnadenaltar ist zugleich Kommunionaltar. Gar inhaltsreiche Mahnung weiß das Speisegitter allen denen zu geben, die sich dem Tisch des Herrn nahen; denn es zeigt die Inschriften:

„Wer mich findet, der findet das Leben und schöpfet Heil vom Herrn,"

und auf der Epistelseite die Worte:

„Es prüfe sich aber der Mensch, und so esse er von diesem Brote!"

Wahrhaft schöne Betrachtungspunkte für jeden Kommunikanten.

Doch nun den Blick zum Altare empor. Ziemlich weit oben lesen wir die einfachen Worte geschrieben: „Ave Maria!" Ja, sie passen wohl trefflich, denn so oft man solch einem Gnadenthrone der allerseligsten Jungfrau naht, ist es ja doch dieser Gedanke, der uns Herz und Sinn erfüllt: „Ave Maria!"

Es ist ein recht kleines Bildchen, das hier als Bild der Gnade, als Vermittler himmlischen Segens gefeiert wird: ein auf Holz gemaltes, einfaches Mariahilfbildchen, das, ohne den breiten Rahmen gerechnet, kaum 30 oder 40 cm hoch sein dürfte.

Wie dieses Bild entstand, wie es sich hier seinen Ehrenplatz errungen, wie es zum Mittelpunkte großer Wallfahrten und zum ersten Gnadenbilde Oberösterreichs geworden, das soll in den folgenden Zeilen dargestellt werden.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Obgleich der Wallfahrtsort Maria-Schmolln verhältnismäßig noch als „jung" bezeichnet werden kann, so ist seine erste Entstehungsgeschichte dennoch ziemlich ungewiß und sagenhaft. Es macht uns ganz den Eindruck, als ob hier aus einer einfachen Waldkapelle, die obendrein noch anläßlich eines ziemlich unbedeutenden Vorfalles errichtet wurde, nach einem etwa hundertjährigen Bestande sozusagen „über Nacht" ein Wallfahrtsort sich herausentwickelt habe. Und nachdem man sich auf solche Art von dem Lauf der Dinge hatte überrumpeln lassen, fragte man sich voll Erstaunen: Ja, wie ist denn diese Kapelle hergekommen, wie ist sie entstanden? Aber da schon hundert Jahre vorbei waren, gab es begreiflicherweise nur unbestimmte, unsichere Antwort.

Ursprungsgeschichte.

In den verschiedenen Büchlein, die die Geschichte des Wallfahrtsortes beschreiben, wird als einziger Zeuge für die Entstehung der Waldkapelle ein alter Bauer der dortigen Gegend aufgeführt, der im Jahre 1860, als die herrliche neue Kirche gebaut wurde, aus seiner Erinnerung beiläufig folgendes angab: In Unterminichtal hauste in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Bauer Michael Priewasser. Nun trug es sich im Jahre 1735 zu, daß er mit seinem eigenen Sohne in Streit geriet, der soweit ausartete, daß der ungeratene Sohn fluchtartig das Haus seines Vaters verließ und von Stund' an nimmer gesehen wurde.

Den Vater wurmte es tief und er konnte den einst so geliebten Sohn nimmer vergessen. In der Religion fand er Trost und Beruhigung. Und er verfiel nun auf den Gedanken, gleichsam zur Sühne an drei verschiedenen Stellen Bildsäulen zu errichten, damit die Leute, die dort vorüberschritten, für den Erbauer und Spender ein andächtig Vaterunser sprächen und es ihm von Gott erbeteten, das Leidenskreuz ergeben zu tragen.

Für eine dieser drei Säulen ersah er sich den Ort, wo heute die Kirche steht und für diese Säule wählte er ein einfaches Bild — Mariahilf.

Das ist der erste Beginn des besuchtesten Landesheiligtums von Oberösterreich.

Die ersten Ansätze.

In der allerprimitivsten Weise begann ganz heimlich und verborgen das Wachstum dieser wahrhaft einfachen Stätte. Ab und zu blieb einer stehen vor dem schmucklosen Mariahilfbilde und sprach, wie das Bild ihn lehrte: Maria hilf! — und siehe da: Maria half! Voll Freuden ging er heim, und da er andere leidend sah, sprach er ihnen zu und redete vom Bilde im Walde, wie ihm selber dort so leicht geworden und wie er vermeinte, die Muttergottes hätte ihm wirklich geholfen, und er riet also freundschaftlich: Geh' auch du zu Maria hinaus, zur Mariahilf im Walde, vielleicht hilft sie auch dir. Und er ging und stand und schaute hinauf und sprach: Maria hilf! — Und Maria half!

Und andere taten ebenso.

Das ist die uralte Gnadengeschichte, die Geschichte, wie Wallfahrtsorte entstehen.

Von einem Holzhacker erzählt man sich, der auf die stark blutende Wunde seines Fußes ein Stück Rinde vom Bildbaume gelegt und das Blut sei momentan stillegestanden. Dieses Mirakel, wie es die Leute nannten, zog manchen hinaus zum stillen Waldesbilde. Bald kamen Leute und brachten Bilder herbei und hängten sie an den Baum. Das erste Votivbild, das man kennt, stammt aus dem Jahre 1747.

So war Maria-Schmolln durch Jahrzehnte hindurch eigentlich sonst nichts, als was wir heute eine Waldandacht nennen; wir kennen ja dergleichen in unseren lieblichen Wiener Wäldern.

Es dauerte recht lange, bis sich die Schmollner Bauern soweit aufschwangen, aus ihrer Waldandacht eine wirkliche Kapelle zu machen. Das Jahr des Baues ist 1784. Kaum hatte man sie fertiggestellt, so wurden alle bisher zusammengetragenen Votivgeschenke, Bilder, Wachshände u. dgl. hineingetragen. Auf den primitiven Altar kam das Mariahilfbild. Merkwürdig bleibt hiebei, daß diese erste Kapelle gerade damals errichtet wurde, als von Wien aus geradezu vernichtende Wetter über alle Gebetsstätten Österreichs losgingen. Aber wer achtete diese kleine, ganz unbedeutende Kapelle mitten im allerdichtesten Walde „auf der Schmolln"!

Zerstörung der Kapelle.

Doch es sollte anders kommen. Mit der Zeit wurde man doch auch auf diese unschuldige Waldandacht aufmerksam, und da der josefinische Geist noch jahrzehntelang nach dem Hinsterben des Kaisers selber in vielen Schichten des Beamtenstandes fortlebte, so ward im Jahre 1810 über die liebliche Waldkapelle das Todesurteil gefällt und gar bald auch vollstreckt. Die Kapelle wurde demoliert und auf zwei Wägen das Material fortgeführt, das Marienbild aber wurde als gänzlich unnütz einfach weggeworfen. Bevor man es endgültig irgendwohin in ein Gebüsch warf, riß man es noch mitten auseinander. Es war nämlich auf Holz gemalt. Die Herren von der Kommission dachten dabei (vorausgesetzt, daß sie überhaupt etwas dachten) sicherlich mit Schadenfreude und Hohn: Aus ist's mit dem Aberglauben. Im Himmel droben aber war ein Stärkerer, der sprach anders: Nein, es nicht aus, sondern jetzt beginnt es erst!

Auferstehung.

Als seinen Boten sandte der himmlische Lenker der Menschengeschicke einen einfachen Bauersmann namens Hinterberger. Der kam mit seinem hölzernen Rechen, um Streu zusammenzuhäufen. Da stieß er auf das Bild. Er hob es auf und schaute es an und kannte es gleich: Das ist ja das Mariahilfbild aus der Kapelle. Und er nahm es mit Ehrfurcht und Freude auf und trug es heim. Dort begann er mit lobenswertem Kunstsinn die stilgerechten Restaurierungsarbeiten: ein Stück Spagat sollte die beiden auseinandergespalteten Bildteile in ihrer ursprünglichen Lage erhalten. So blieb es etliche Tage, bis der Bauer, mit seiner Kunstleistung doch nicht ganz zufrieden, den Spagat entfernte und anstatt dessen zwei hölzerne Rückenleisten annagelte.

Weil es ihm keine rechte Ruhe gab, so vermeinte er das beste zu tun, wenn er das Bild wieder an seinen eigentlichen Platz zurücktrüge. So tat er denn auch und hing es an derselben alten Fichte auf, an der es einst gehangen. Auch ein kleines Schutzdach gab er dem alten Bildnisse Mariens.

Dies war die zweite Gründung von Maria-Schmolln (1810).

Und nun war Maria-Schmolln wieder eine Waldandacht wie ehedem.

40 Jahre blieb es so. Wie langsam doch manche Gotteswerke heranwachsen! Viel zu langsam für die menschliche Ungeduld! Unterdessen brachten verschiedene Leute allerlei Opfer und Bilder, schleppten große Kreuze herbei und nahmen sich (dies war eine besonders beliebte und in Maria-Schmolln fleißig geübte Wallfahrersitte) Rindenabschnitte von den nächsten Bäumen mit, wohl zur Erinnerung an jenes Blutstillungswunder des Holzfällers.

Endlich im Jahre 1850 kam es zum neuerlichen Kapellenbau. Schon war die Beliebtheit dieses Ortes eine große und in kurzer Zeit waren alle Wände des neuen Heiligtums mit Bildern gänzlich bedeckt.

Bau der neuen Kirche 1859—1862.

Nun ging es in der Entwicklung dieser Wallfahrtsstätte mit großen Schritten weiter. Schon längst hatte man den Plan erwogen, ob man nicht an Stelle der Waldkapelle eine geräumige Kirche aus Stein aufbauen sollte. Nicht bloß der Zudrang der Pilger heischte dies, sondern es verband sich damit auch ein praktisches Interesse der nächstgelegenen Bevölkerung; gedachte man doch, die neue Kirche zur Pfarrkirche eines neuen Sprengels zu machen, den man von den anderen nahen Pfarren abtrennen wollte; selbstredend wäre dies für alle Leute der nächsten Umgebung eine wahre Wohltat gewesen.

Mit allseitigem Jubel wurde es also begrüßt, daß nach längeren Verhandlungen der schöne Entschluß feststand: In Schmolln wird eine neue Kirche gebaut! Die Landleute zeigten bei diesem Bau eine seltene Opferwilligkeit. In rühriger Arbeit gingen die Wintermonate 1859/1860 dahin und es wurde von allen Seiten das nötige Baumateriale (zum großen Teile Gratisspenden) zugeführt. Holz brauchte überhaupt kein weiteres gekauft zu werden; es war alles geschenkweise auf den Bauplatze zusammengekommen. Auch Geld fand sich in den Opferbüchsen immer ziemlich viel.



Phot. Seering, Wien.

Maria-Schmolln, Rückansicht der Kirche mit dem Franziskanerkloster.

Im Juni des Jahres 1860 wurde die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen. Sommer und Herbst verstrich mit dem Rohbau, im nächsten Jahre entstand der Turm. Zum nicht geringen Leidwesen der Leute mußten nun auch die beiden ehrwürdigen Fichten, zwischen welche hinein die Holzkapelle gebaut worden war, gefällt werden. Man zeigt noch heute den Ort, wo sie einst gestanden (in unmittelbarer Nähe des Altars).

Am 28. Oktober 1863 war man endlich so weit, daß die Konsekration vorgenommen werden konnte. Ein Tag der Freude für Schmolln und die ganze weite Umgebung.

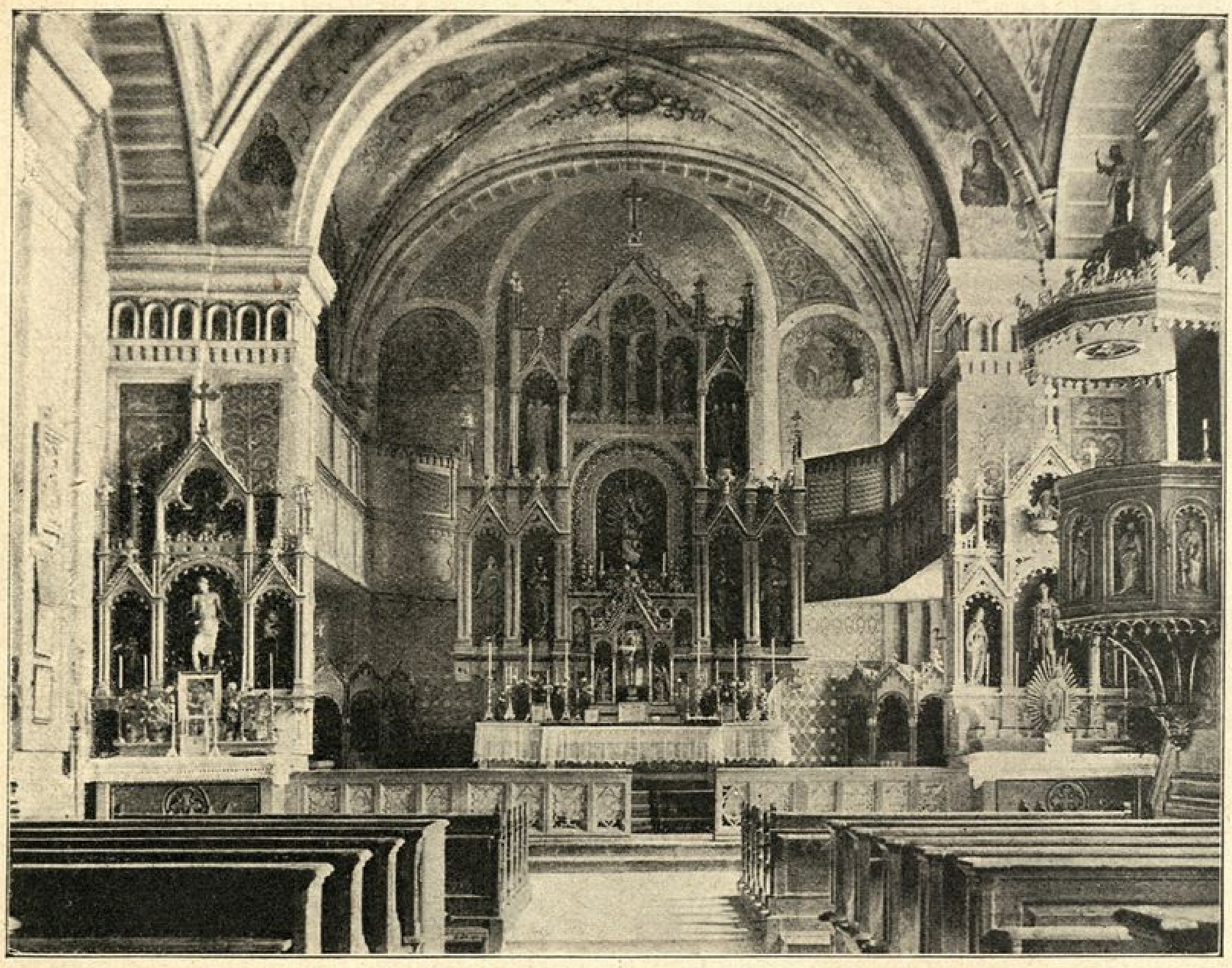
Die Franziskaner kommen.

Länger als ein Jahr stand die neue Kirche verwaist; man wußte noch nicht recht, wer die Wallfahrtsseelsorge übernehmen würde. Doch kam auch diese gewiß nicht unwichtige Angelegenheit zur befriedigenden Lösung und man

schloß ein Abkommen mit den Franziskanern der nordtirolischen Provinz, infolge dessen sie am 1. Februar 1864 als Verwalter der Kirche und Seelsorger der Wallfahrt in Maria-Schmolln einzogen. Sie wurden von der massenhaft angesammelten Landbevölkerung mit heller Freude empfangen und in ihr neues Heim eingeführt.

Wieder vergingen drei Jahre, bis daß ein neuer, längst gehegter Wunsch zur Erfüllung kam: Maria-Schmolln wurde im Jahre 1867 zur Pfarre erhoben.

Nunmehr war der Bestand von Maria-Schmolln als Wallfahrtsort gesichert und die Pilgerscharen kamen von weit und breit herbeigezogen.



Phot. Seering, Wien.

Maria-Schmolln, Inneres der Kirche.

Weil aber alles Irdische veraltet, so fand es sich Ende der Siebzigerjahre, nach etwa 15jährigem Bestande des Gotteshauses, daß alles schon recht geschwärzt und vom Kerzenrauche verrußt war. Es wurde also das Innere frisch ausgemalt und gleichzeitig ein neuerer Plan zur Durchführuug gebracht: die Erweiterung der eigentlichen Gnadenkapelle. Ein Franziskaner P. Johann M. Reiter unterzog sich dieser Aufgabe mit lobenswertem Verständnisse und stellte das neue Marienheiligtum in jener Größe und Ausdehnung her, wie man es heute noch in Maria-Schmolln sehen kann.

Dieser neue Zubau entstand im Jahre 1880 und erhielt ein Jahr darauf (1881) die kirchliche Konsekration.

Das Asyl.

Die anmutige Lage des Wallfahrtsortes, die vielen duftigen Wälder ringsumher ließen das Plätzchen als sehr geeignet erscheinen, um hier ein trautes Heim für ruhebedürftige alte Leute zu gründen; also ein Asyl. Im Verein mit den ehrwürdigen Schulschwestern von Vöcklabruck wurde diese Idee durchgeführt und ein geräumiges Haus gebaut, in dem nicht bloß dauernd eine Anzahl von Schwestern wohnen, sondern wo (und dies war die eigentliche Bestimmung) alte Leute gegen gewisse festgesetzte Preise volle Verpflegung und Wohnung bekommen könnten.

Die Erbauung des Asyls war begreiflicherweise in mehrfacher Beziehung für Maria-Schmolln zum Vorteil, da ja bisher auf jenem Kirchenhügel nur ganz wenige Häuser standen, also eine Vermehrung der Ansiedlungen recht sehr erwünscht war, und da insbesondere durch den Aufenthalt und die Wirksamkeit der Schwestern die Pfarrangehörigen und zumal die Kinder nur gewinnen konnten. Auch wirtschaftlich bedeutet die Entstehung eines derartigen großen Hauses für eine verschlagene Waldgegend immer die Eröffnung eines neuen, ständigen Absatzgebietes für die verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte. Ferner war auch zu hoffen (wie es in der Tat eintrat), daß sich unter den Asylbesuchern manch eine wohltätige Person finden würde, die sich für die schöne Kirche interessieren und für deren Erhaltung und Schmückung Opfer bringen werde.

Aufnahmsbedingungen im Asyl.

Wer im Asyle aufgenommen zu werden wünscht, hat sich einige Wochen früher brieflich an die Hausoberin daselbst zu wenden und den gewünschten Tag der Ankunft sowie die Klasse der Verpflegung anzugeben.

Preise. I. Klasse. Wenn eine Person Bett und Einrichtung selber mitbringt, so beträgt der im vorhinein zu entrichtende Verpflegsbetrag per Monat 60 Kronen. — Wünscht man Bett und Einrichtung vom Asyl, so erhöht sich der Preis um 10 Kronen. Beansprucht man ein Eckzimmer, um 20 Kronen (also in letzterem Falle zusammen 80 Kronen).

II. Klasse. Wird Einrichtung mitgebracht, per Monat 46 Kronen. Wenn nicht, 50 Kronen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1935 200jähriges Jubiläum der Entstehung.

1963 100jähriges Jubiläum der Weihe der Kirche.

Ständige Priester: 8 P. P. Franziskaner der nordtirolischen Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 300.

Kommunikanten jährlich: 28.000 bis 30.000.

Besucher jährlich: 80.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 150.

Hauptfest: 24. Mai (Mariahilf).

Seelenzahl der Pfarre 1105, des geschlossenen Ortes 200.

Meereshöhe der Wallfahrtskirche 557 m, relative Höhe zirka 60 m.

Ständige Devotionalienhändler: 4.

Gasthäuser: 5.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stabil.

Nationalität der Pilger: deutsch.

Zufahrten.

Linz—Maria-Schmolln. Über Steindorf (umsteigen)—Mattighofen. Schnellzug über 3 Stunden, K 5.50. Personenzug gegen 5 Stunden, K 4.20.

Salzburg—Maria-Schmolln. Über Steindorf (umsteigen)—Mattighofen. Schnellzug 1¼ Stunden, K 1.80. Personenzug über 1½ Stunden, K 1.50.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Schmolln—Pöstlingberg. Wie nach Linz.

Maria-Schmolln—Maria-Plain. Wie nach Salzburg.

Maria-Schmolln—Altötting. 9—10stündige Tagestour über Uttendorf—Schwand—Burghausen. Bei Benützung der Eisenbahnstrecke Uttendorf—Braunau (umsteigen)—Neuötting 1½ Stunden gegen K 2.—.

Maria-Schmolln—Kirchdorf am Inn. Am besten Fußtour über Altheim 4 bis 5 Stunden. Bei Eisenbahnbenützung: Uttendorf—Braunau—Oberndorf-Altheim 1¼ Stunden, K 1.10.

Maria-Schmolln—Mariahilfberg bei Passau. Eisenbahnfahrt Uttendorf—Braunau (umsteigen)—Ried (umsteigen)—Passau über 4 Stunden, K 3.50. Gute Fußgeher legen den Weg Maria-Schmolln—Ried zu Fuß zurück (5 bis 6 Stunden).

Literatur.

Anonym, Mariahilf, Endl, Salzburg 1860, 12°, 56 S.

Eisterer, Wallf.-Büchl., St. Norbertus, Wien, 1896, 12°, 88 S.

Ursprung und Wallf. Fischer, Innsbruck, 16°, 40 S.

Reg. Mar.-Kal. 1887, IV.

Hoppe, im „Vaterland", 28. August 1911. (Feuilleton.)

Kurze Erwägung.

Das einfache Bild, das die „aufgeklärten" Beamten hochmütig zerrissen und als unbrauchbar wegwarfen, fand Beachtung bei der Himmelskönigin. Wie sagt doch die Heilige Schrift: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckſteine geworden". (Matth. 21, 42.) Und welche Vermittler wählte sich Unsere Liebe Frau weiter? Ein oberösterreichischer Bauer sollte das Bild mit Spagat wieder zusammenschnüren, und nagelte dann zwei Holzleisten quer darüber. Und siehe da: dieses erbärmliche Bild ward das lebenspendende Samenkorn für den größten Wallfahrtsort Oberösterreichs! — Wir erkennen klar und scharf: dieselben Lehren, die der Göttliche einst den aufhorchenden Leuten Galiläas ans Herz legte, genau dieselben Lehren sprechen unzweideutig heute noch nach 2000 Jahren aus allen Gnadenbildern und Wallfahrtsorten. Es liegt „Programm" in dieser Sache und zielbewußte Ausarbeitung göttlicher Pläne, Pläne, die unendlich erhaben sind über die lächerlichen Anschauungen des platten Menschenverstandes.



Gebet.

O Herr, der Du dem Volke Oberösterreichs im Gnadenorte Maria-Schmolln eine reichlich fließende Quelle Deiner Erwartungen eröffnet hast, gib daß wir an allen Orten, zu allen Zeiten, in jeder Lage Dir treu und ergeben dienen, damit wir nach gut vollbrachter Pilgerfahrt auf Erden das große, heilige Wallfahrtsziel erreichen: Dich selber, dreieiniger Gott und in Dir und durch Dich die ewige Glorie der Seligkeit. Dies erflehe uns durch mächtiges Bittgebet Maria, Deine Mutter, die erwünschte Führerin und Patronin unserer irdischen Wanderschaft. Amen.

Hat sich Maria einen Ort erwählt,
So kann kein zornig Machtwort ihn zerstören,
Er wird ihr dienstbar ewig angehören,
Mag auch vor Grimm erstarren alle Welt.
So traf auch dich, unscheinbar Bild, ihr Blick,
Mocht' auch ob dir sich Feindeswut entladen,
Du warst und bist die Quelle reicher Gnaden,
Aus deinen Trümmern sproßte neues Glück. (M. S.)

Des Flusses träumerisch Fließen — ein Herold flüchtiger Zeit,
Die Felsen zu Deinen Füßen — ein Bild der Ewigkeit!
Die Blumen im Felsengarten — gemahnen an Tugendzier
Die Wallfahrtsstufen, die harten — sie sprechen vom Leiden mir,
Das hohe Gewölbe der Säulen, — ein Zeichen stolzer Kraft —
Doch laßt uns zum Größesten eilen: Zum Bilde, das Gnade schafft.

Bechin.

Südböhmen. 25.000 bis 30.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Von Tabor aus, der stolzen, hochberühmten Stadt im Süden Böhmens, führte uns die elektrisch betriebene Kleinbahn durch eintöniges, welliges Hügelland eine Stunde gegen Südwest. Auch dann noch, als wir schon die Kirchentürme unserer Endstation erschauten, hatten wir kaum bessere Augenweide genossen: noch dehnten sich die mäßigen Hügel nach allen Seiten, noch hatte sich die waldige Gegend ihrer Einförmigkeit nicht entwunden; und wir ahnten nicht, was wir heute noch Schönes erblicken sollten.

Wir stiegen aus und kamen nach wenigen Minuten an eine Stelle, wo sich das Terrain plötzlich senkte, und wo ein gutgepflegter Promenadeweg, die lange Straßenserpentine wesentlich abkürzend, in das tiefeingegrabene Bett der dunklen Luschnitz hinabführte.

Wir durchschritten den abschüssigen Wald und standen kurz hernach am Ufer des genannten Flusses, der hier in schluchtartiger Felsenenge seinen Weg gefunden hat. Und wir schauten empor zu den Felsengebilden des jenseitigen Ufers, wo Schloß und Kirche und Stadt auf steinernen Thronkolossen ihre Stätte sich erkoren haben.

Es war ein Anblick, der Lust und Freude in unserem Herzen löste.

So überschritten wir denn auf langer Brücke den melancholisch ernsten Fluß und standen nun, kaum drüben, hart unter hohen überhängenden Gesteinsmassen, von wo aus linkerhand die schöne Straße durch Wald und Fels an Türmen vorbei zu des Schlosses stolzer Pracht, und durch das Schloß hindurch zum Herzen der kleinen Landstadt führt. Rechterhand jedoch — und dies war unser Weg — führte der Fußsteig an ein paar in die Felsen hineingebauten Häuschen vorbei, zuerst dem Flusse entlang und dann auf hoher Steilstiege direkt zur Wallfahrtskirche empor.

Von den Felsen herab grüßten tausend Büschlein grellgelber Kresse, die gerade damals die Zeit ihrer Hochblüte hatte. Sie grüßten, die tausend kleinen, genügsamen Felsenblümlein und wir wußten nicht, galt ihr stiller Gruß uns, dem fremden Wanderer, oder war's ein Grüßen hinauf zur hohen Kirchenfrau Maria? Wir faßten es in der zweiten gerechteren Weise, und vereinigten freudevoll unseres Herzens Grüße mit dem der Blümlein und sahen zielfroh zu den hohen stattlichen Mauern unserer Wallfahrtskirche hinauf, die in majestätischer Gotik uns entgegenstarrten. Droben auf des Daches breiter, hoher Masse ein einzig Türmlein, ein Dachreiterlein, ein Zwerglein im Reiche der Kirchturmriesen; aber das hehre Gotteshaus scheint zufrieden zu sein mit seinem kleinen Turmfinger und hätte die Kirche Menschensprache, wer weiß, sie spräche vielleicht mit zufriedenem Blick auf ihr kleines Türmchen: „Klein, aber mein!"

Wir wüßten sofort ein anderes niedliches Wortspiel, das wir uns selber erdacht beim Anblick der Front dieser Gnadenkirche: „Groß, aber bloß!" Wahrhaftig groß und hoch ist diese Front; aber sie ist die allereinfachste und leerste, die uns jemals unter die Augen gekommen; übertrifft sie doch an Einfachheit sogar die Front von „Maria in der Wüste" im Südsteirischen. Es ist nämlich nur eine vollkommen kahle, bloße, graue Mauer, die oben in eine Spitze ausläuft, und die in der Mitte, und zwar etwas über halbe Höhe hinauf einen einzigen schnurgeraden, einfachsten Strebepfeiler als Stütze und Haltmittel aufweist. Weiter kann die Einfachheit schon gar nimmermehr gehen. Doch Geduld, mein Leser! Geduld! Wir werden besseres zu sehen bekommen, wenn wir das Innere des Gotteshauses beschreiten, Geduld aber auch, ehe wir es beschreiten können, denn dies wird solange verzögert werden, bis wir uns an der Klosterpforte den Kirchenschlüssel ausgebettelt haben. Denn auch diese doch ansehnliche Wallfahrtskirche lag hinter Schloß und Riegel, wie so viele andere böhmische, besonders tschechische Wallfahrtskirchen. Man scheint in allen diesen Gegenden das Wallfahren überhaupt nur als Sonntagsbeschäftigung zu kennen, während die Gnadenbilder an den anderen Wochentagen unter die „Dornröschen" zu zählen sind. Also gewiß ein einschneidender Gegensatz zu den meisten unserer deutschen Wallfahrtsorte.

Die Gnadenkirche.

Wir betraten also das Gotteshaus und zwar durch die Sakristei. Alsogleich boten sich uns zwei Anblicke, die eben zugleich die schönsten sind, die die Kirche überhaupt zu bieten hat; der erste Blick war der auf den Hochaltar, wir werden davon ein wenig später sprechen, der zweite Blick nach rückwärts, schief durch die Kirche hindurch, gegen die ferne Seitenkapelle hin.

Man braucht nicht viel Kunstgeschichte zu verstehen, so weiß man sofort, daß hier ein spätgotischer Bau die Blicke fesselt; und auch die Spätgotik hat ihre unbestrittenen Reize. Wer vermöchte die drei schlanken Säulen mit ihren fast palmenartigen Bogenbildungen tadeln, die das große rückwärtige Schiff der Kirche in zwei Schwesternschiffe teilen? Wer vermöchte das sogenannte „diamantene Zellengewölbe", das wir nirgends so schön gefunden haben, als gerade hier, ohne aufrichtiges Bewundern betrachten? Wie treffend ist diese Bezeichnung: „Diamantenes Zellengewölbe", denn das ganze sieht aus wie die großen Schleifflächen eines Brillanten.

Wir stehen nicht an, gerade diese Form des Gewölbes der Kirche zu Bechin als ein seltenes Schaustück zu bezeichnen, dessen Anblick die Reise von Tabor her wohl befriedigend belohnt. Eine Blume der Spätgotik!

Wir haben schon angedeutet, daß die Kirche aus zwei von einander streng geschiedenen Hälften besteht, von denen die soeben geschilderte rückwärtige entschieden die größere, breitere, und baulich wohl auch schönere ist, während die vordere Hälfte eigentlich nur als eine Fortsetzung des einen Schwesterschiffes betrachtet werden kann.

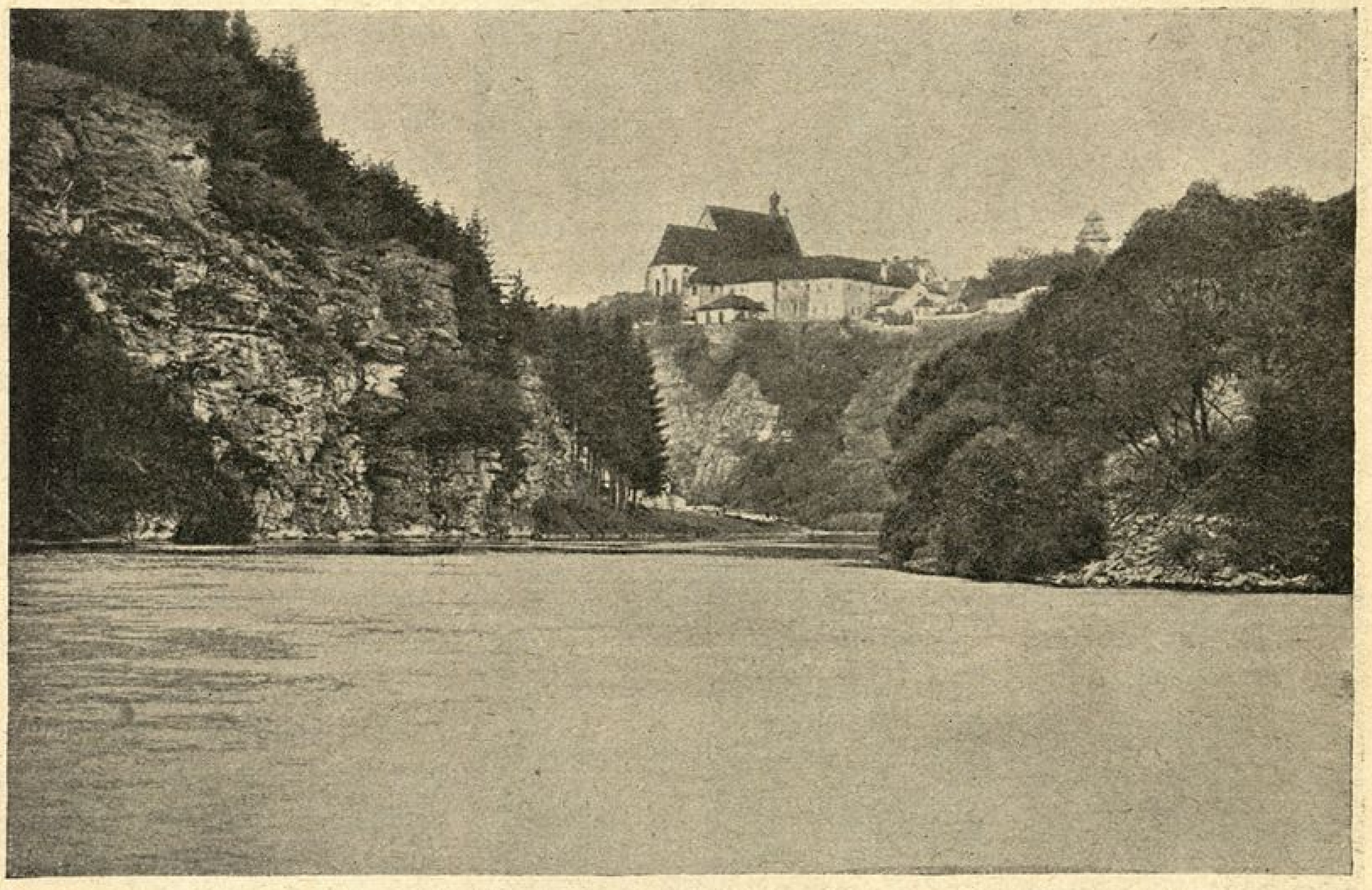
Um klarer zu sprechen, sagen wir: Man stelle sich den Grundriß der Kirche so vor, wie ein viereckiges Fenster mit vier Scheiben, von denen aber die obere, rechte Glasscheibe fehlt; die drei übrigbleibenden Scheiben geben den Grundriß der Kirche; die obere linke entspricht dann dem Presbyterium, die beiden unteren dem zweiteiligen Hauptschiffe.

Verweilen wir noch ein wenig bei der großen rückwärtigen zweischiffigen Halle. Sie ist es, die dem gesamten Gotteshause das Gepräge der Erhabenheit verleiht. Sie ist licht, hoch, und wie es sich für gotische Kirchen geziemt, ohne jedwede malerische Ausschmückung.

Gegen rückwärts hin hat sie (an der Seite) noch einen Anbau, eine ziemlich geräumige Kapelle, zu der man über etliche Stufen emporsteigen muß. Diese Kapelle weist Barockstil auf und hat eine kleine gemalte Kuppel mit Laterne; ferner einen ziemlich dunklen Barockaltar mit gewundenen Säulen. Ehemals stand in dieser Seitenkapelle jenes schöne große Kruzifix, das heute die Zierde des Hochaltares der Hauptkirche bildet. Die staatlichen Organe Kaiser Josefs II. hielten diese Seitenkapelle für unnötiges Beiwerk und ließen sie darum von Staatswegen vermauern, das erwähnte Kreuz jedoch auf den Hochaltar bringen. Was half die staatliche Maurerarbeit? Heute ist die anbefohlene Mauer längst wieder niedergerissen, wieder steht wie früher die schöne Kapelle allen Pilgern offen, ja am Kapellenaltare hat sich Unsere Liebe Frau von Lourdes ein Ehrenplätzchen errungen. Wie triumphierend und selig bei solchen Gedanken unser „Ave!“ klingt, das wir gerade in dieser Kapelle unserer hochverehrten Unbefleckten Empfängnis widmen!

Nun noch ein wenig von der schmäleren Vorderhälfte der Kirche, an deren Ende sich der Hochaltar mit dem Gnadenbilde findet. Hier sei nebenbei erwähnt, daß neuestens die ganze Kirche, besonders aber Hochaltar und Lourdeskapelle elektrisch beleuchtet werden können.

Der Anblick des Hochaltares ist herrlich. Und zwar nicht so sehr wegen seines Aufbaues, sondern insbesondere wegen des feinen Geschmackes, mit dem man es verstanden hat, alles zu arrangieren. Den Mittelpunkt bildet wohl das Gnadenbild, ein Bild der schmerzhaften Muttergottes, etwa 130 cm hoch, und zwar geschnitzt in der ganz ausgesprochenen Manier des 15. Jahrhunderts. Es werden uns wohl die meisten zustimmen, daß die Kunst dieser Zeit für uns überholt ist; wir können vom Standpunkte der Schönheit daran wenig vorfinden, was uns etwa in Begeisteruug versetzen könnte. Doch es ist einmal Gnadenbild und darum für uns ein Gegenstand der Verehrung. Über dieser Gruppe der schmerzhaften Mutter hat man nun das erwähnte große Kruzifix postiert. Man hat seine erhabene Einfachheit durch gut angebrachte Strahlen vortrefflich



Bechin, Gesamtansicht der Kirche und des Franziskanerklosters.

gehoben und hat dem Kreuze — wir können dies nicht genug loben — den richtigen Hintergrund zu geben verstanden.

Es befindet sich nämlich dahinter irgend ein großes Altarbild. Dieses Altarbild hat man — wir glauben, es war der gegenwärtige P. Guardian, der diesen genialen Gedanken faßte — mit einem großen dunkelroten Tuche völlig überdeckt, so daß nun das von Goldstrahlen umgebene Kruzifix einen außerordentlich guten Hintergrund besitzt, von dem es sich vortrefflich abhebt. Der Gesamtanblick des Altares hat dadurch ungemein gewonnen.

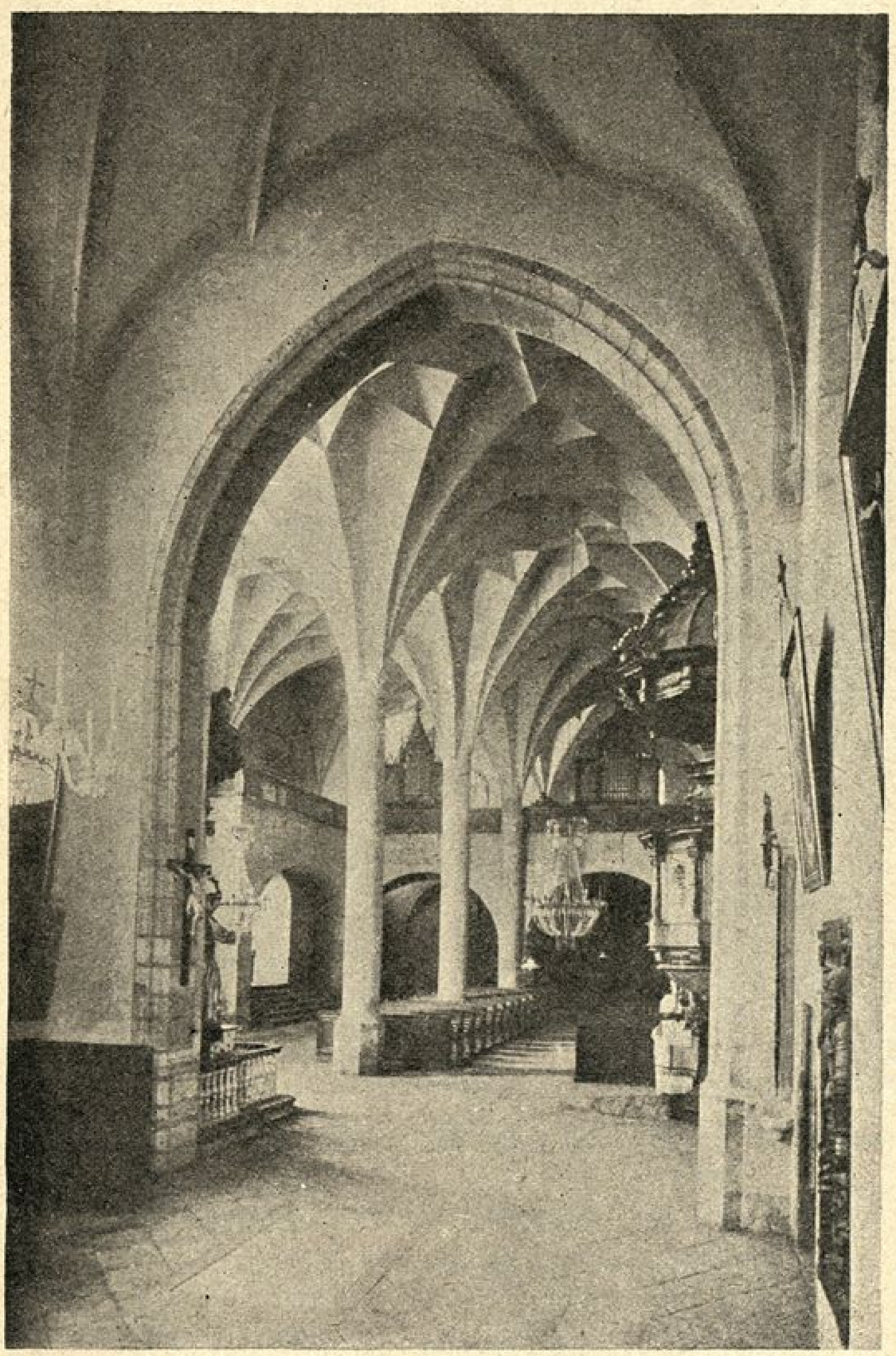
Auch sonst macht der Altar in seinem würdigen Aufbau und durch seine reichlich und gut erhaltene Vergoldung einen sehr befriedigenden Eindruck.

Noch einer kleinen Nische müssen wir Erwägung tun, die sich ebenfalls in diesem vorderen Teile der Kirche befindet. Man sieht dort auf einem ganz kleinen Altärchen eine etwa spannenhohe Statuette der schmerz-

haften Muttergottes, die hier in dieser Kirche gleichsam als zweites Gnadenbild verehrt wird. Jedenfalls steht historisch fest, daß die Schweden diese kleine Holzfigur dreimal ins Feuer warfen, und daß sie dennoch, ohne irgend einen Schaden zu nehmen, in den Flammen wunderbar erhalten blieb, welche Begebenheiten wir wie folgt verzeichnet finden:[1])

„Die kleine schmerzhafte Jungfrau."

Als einst ketzerische Soldaten in die Kirche eindrangen und dieses Gnadenbild erblickten, machten sie, trotz



Bechin, Inneres der Kirche.

des bitteren Leides einiger in der Kirche anwesenden Katholiken, in der Mitte der Kirche ein Feuer, ergriffen die Gnadenstatue und warfen sie unter greulichem Lästern in die Flammen. Aber siehe, das Bild entwich auf wunderbare Weise dem Feuer und fand sich unversehrt auf seinem Platze am Altare. Wütend rissen die Soldaten das Bild herab und schleuderten es abermals in das Feuer. Doch auch dieses- und noch ein drittesmal entschwand die Statue den Flammen und kehrte unsichtbar auf den Altar zurück. Erschreckt, wutschnaubend und sowohl das Gnadenbild, als auch die anwesenden Katholiken furchtbar lästernd, flohen die Ketzer aus dem Gotteshause.

Vierzehn mit Namen und Charakter angeführte Augenzeugen bestätigen diese wunderbare Begebenheit.

Aber noch eines dritten Gnadenbildes rühmt sich diese Kirche, und auch dieses dritte ist, wie die beiden andern, ein Vesperbild, also ein Bild der schmerzhaften Mutter des Herrn. Es steht auf einem der Seitenaltäre und ist etwa 70 cm hoch. Es ist wie die beiden andern aus Holz gefertigt. Die Legende weiß zu berichten, daß in der Zeit der Rebellion, da diese Kirche leer stand, ein plündernder Soldat in die Kirche drang und in frevlem Übermute der Statue den Kopf vom Leibe trennte und dabei gräßliche Lästerungen ausstieß. Aber schnell folgte die Strafe des Allerhöchsten, denn alsbald stürzte der Frevler zusammen, ward irrsinnig und begann zu brüllen wie ein wildes Tier. Mit Gewalt mußte man den tobsüchtig um sich Schlagenden aus der Kirche tragen, ihn mit Ketten binden und streng bewachen. Er aber schrie wild auf, daß ihn der böse Feind verfolge. Dann, ruhiger geworden, gestand er seinen Fehler, ließ untrügliche Zeichen wahrer Reue schauen und starb nach fünf oder sechs Tagen.

Die nächste Umgebung der Kirche.

Unser würdiger Führer, der Pater Guardian des Franziskanerklosters, hatte die Güte, uns allüberall herumzuführen, wo immer sich auch nur irgend etwas Sehenswertes befand. Da sahen wir denn zuvörderst die Sakristei, ebenfalls mit einem diamantenen Zellengewölbe von hervorragender Schönheit ausgestattet, sonst aber dunkel und darum für Sakristeizwecke kaum zu brauchen.

Weiter wurden wir in die weiten Grufthallen geführt; irgend ein adeliges Geschlecht, oder ihrer zwei, halten dort ihren Todesschlaf. Es ist nicht viel zu sehen in dem geräumigen Gewölbe: Sarg neben Sarg, des Todes Beutestücke! — starre Rufzeichen der Vergänglichkeit!

Idyllischer schon hat man die Franziskanerpatres gebettet. Auf hoher Felsenklippe, hoch über der Luschnitz unter freiem Himmel sind ihre Gräber und mitten unter ihnen das Bild des Gekreuzigten.

Und wieder standen wir in schwindelnder Höhe auf Felsenterrassen im Klostergarten. Knapp hinter uns die hohen Mauern des Gotteshauses, der Gruftgewölbe, tief unter uns die Schlucht der Luschnitz, zur Rechten auf tiefer gelegenen Seitenterrassen blühende Apfelbäume, und weiter hinüber ein Blick zu den breiten Fronten eines gräflichen Schlosses — wahrlich ein wonniges Schauspiel. Nicht umsonst waren wir hier. Wir werden des schönen Wallfahrtsortes und seiner Felsgehänge, seiner Steinkobolde, seiner gelben Blumenbüschlein nimmermehr vergessen! Und nimmermehr vergessen der schönen Kirche stattlichen Hallen, wo da wohnt und thront der Gnade Bild, das Bildnis einer, die den Schmerz verkostet in siebenfach schneidender Qual. Ave Maria! Ave Dolorosa!

Kurzer geschichtlicher Überblick.

Das Franziskanerkloster in Bechin mit der Kirche zu Mariä Himmelfahrt war ursprünglich ein Minoriten-

[1]) Poselkyně starých Příběhů českých II. 127.

kloster, das von den Bürgern im Jahre 1274 erbaut, im Hussitenkriege 1420 aber zerstört wurde.

Im Jahre 1491 stellte Graf Zdislav von Sternberg das Kloster nebst Kirche wieder her und übergab es Franziskanerordenspriestern.

Bis zum Jahre 1619 weilten die Franziskaner hier in Frieden; in diesem Jahre jedoch von den Ketzern vertrieben, flohen die Mönche nach Prag. Einige wurden von den feindlichen Soldaten gemartert und ins Gefängnis geschleppt, das Kloster bis auf die Steine niedergebrannt. Das Allerheiligste, die Altäre und Bilder wurden verunehrt, die Leichen aus den Grüften gerissen und zerstreut, und alles, was irgend einen Wert bezeigte, mitgenommen. Von zwei, am Eingange des Klosters befindlichen, aus dieser Zeit stammenden Bildern, zeigt uns eines einen Ketzer auf der Kanzel stehend und einen Stein nach dem Bilde des Gekreuzigten schleudernd (der Stein prallte ab und traf zurückweichend den Frevler selbst, der kopfüber die Kanzel hinunterstürzte).

Nun lag an der Stelle des Klosters eine Brandstätte und auch die Kirche trug noch immer die Spuren der Verwüstung.

Die Gnadenbilder wurden indes in den Häusern frommer Stadtbürger aufbewahrt, wo sich die Gläubigen versammelten, um vor denselben ihre Andacht zu verrichten. Späterhin ließ Graf Adam von Sternberg die Bilder in seine Bechiner Schloßkapelle bringen, wo sie verblieben, bis im Jahre 1623 Kirche und Kloster von ebendemselben Wohltäter wiedererbaut, die Franziskaner wieder hier eingeführt, und von ihm und seinem Sohne mit Einkünften versehen wurden.

Unter dem Hochaltare ist eine Kapelle S. Callixti, gleichfalls von Adam von Sternberg 1623 erbaut. Früher wurde dortselbst an jedem Freitage das heilige Meßopfer dargebracht; gegenwärtig ist sie geschlossen.

1673 wurde von Johann Graf von Sternberg die schöne Meßkapelle zu Ehren der schmerzhaften Muttergottes angebaut. 1725 wurde diese Kapelle vergrößert und eingeweiht und 1884 die Statue der Unbefleckten Empfängnis, eine prächtige Arbeit des Tiroler Meisters Ferdinand Demetz, dort aufgestellt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1924 650jähriges Jubiläum der ersten Klostergründung.
1941 450jähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration und zweiten Klostergründung.

Ständige Priester: 3 Franziskanerpatres der böhmischen Provinz; außerdem ein definitiver Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 250—300.

Kommunikanten jährlich: 25.000 bis 30.000 (samt Andachtskommunikanten 60.000).

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 80 bis 90.

Hauptfest: 15. August.

Ständige Devotionalienhändler: 3.

Gasthäuser (in der Stadt): 17.

Fassungsraum der Kirche: 2300 Personen.

Einwohnerzahl der Stadt: Gegen 5000.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Nationalität der Wallfahrer: Nicht einmal 1% Deutsche, sonst Tschechen.

Zufahrten.

Wien (F. J. B.)—Bechin. Über Tabor (umsteigen). Bis Tabor Schnellzug 4½ St., K 11.60, Personenzug 8 St., K 8.80. Von Tabor nach Bechin 1 St., K 1.30. (Retourkarte K 2.20.)

Prag (F. J. B.)—Bechin. Über Tabor (umsteigen). Bis Tabor Schnellzug 1¾ St. K 5.16, Personenzug 3 St., K 3.90. Dann weiter nach Bechin.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Bechin—Klokot. Klokot liegt nächst Tabor. Fahrt bis Tabor wie oben.

Literatur.

Schaller, Topographie. Prag und Wien 1789. XIV, S. 137.

Sommer, Böhmen. Prag 1842. X, S. 30.

Košnar, Poutnicka mista, Prag 1903. 407—412.

Poutni misto Bechine. Anonym. bei Nedvidka, Tabor. 4°, 8 S.

Beckovsky, Poselkyně. II, 127.

Labe Henr. Trias sacra. Pragae 1685, 8°.

Gež. Kryst. Hystorye o třech swatých obrazých. Praze 1746, 8°.

Kaltenbäck, Marienſagen. Wien 1845. S. 173.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1886, XVI, CXI—XVIII, 290—1894, 101—1896, 12.

Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, II, 228.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien IX, 86.

Kurze Erwägung.

Der reizvolle Name „diamantenes Zellengewölbe", den man jener eigenartig geformten Gewölbekonstruktion gegeben hat, löst in unserem Herzen eine Gedankenreihe, die es wert ist, daß man ihr ein Weilchen sinnend folge. Möchte doch — so wünscht es jeder — das Heiligtum unseres Herzens eingewölbt sein mit einem geistigen diamantenen Zellengewölbe! Möchte sich, wie Zelle an Zelle, Tugend an Tugend reihen! Möchte unser Glaube mit dem Diamant an Härte, Reinheit und Glanz wetteifern! Möchten die schlanken Palmensäulen echt christlicher Werke unser geistiges Gebäude tragen, stützen und festigen! Möchte unser Herz allzeit ein schönes, geschmücktes, dem Herrn geweihtes, ihm allein gewidmetes Heiligtum sein.

Gebet.

O Herr, der Du den Felsen, den Wassern, den Blumen die Stimme versagt, dem Menschen aber die Gabe der Sprache gnädigst verliehen hast, — wir bitten Dich, daß im ernsten, ewigen Schweigen der Steine, der Wasser und der Blumen wir Menschen unsere Lobesstimme um so mächtiger erheben und dankbar Dich preisen möchten, den Schöpfer, den Vater, den Richter! Und wenn schon Mauern und Steine Dich, o Herr, durch ihre schöne Gestaltung allein zu loben vermögen, so gib, daß wir Menschen in solchen Lobpreisungen niemals der willen- und stimmlosen Natur nachstehen, sondern als begeisterte Chorführer im großen Weltenkonzerte, Dich, den Ewigen, den Heiligen, den Allmächtigen verehrend preisen alle Tage unseres Lebens. Amen.

Viel tausend Wellen, vom Winde geführt,
Sie haben, Barbana, dein Ufer berührt,
Und jede lernt' ein Preislied dort
Und trug es mit sich in die Weite fort,
Und murmelt fortan in Wellenweise
Ihr „Ave Maria!" bald laut, bald leise.

Die Insel Barbana.

Im Adriatischen Meere.

25.000—30.000 Kommunikanten.

Zufahrt zur Insel.

Die Insel Barbana liegt im nördlichsten Teile des Adriatischen Meeres, nur 3 km von der Küste entfernt, in den Lagunen der Seestadt Grado. Von Triest beträgt die Entfernung 24 km (westnordwestlich); die Insel kann von dort aus tatsächlich mittels Dampfers erreicht werden; freilich landet der Dampfer nur in Grado, nicht aber in Barbana selbst.

Der gewöhnliche Zugang zur Insel ist der von der Nordseite. Die Eisenbahn bringt den Pilger bis hart an die Meeresküste (Belvedere); von dort aus ist die nahe Insel mittels Mietboot (2 K) in einer halben Stunde zu erreichen. Häufig kommen auch Gäste von Grado; dieses Seebad liegt aber schon weiter draußen im Meer. Boote von Grado fahren nach Barbana in dreiviertel Stunden. Fahrpreis (hin und zurück) 3 K.

Gnadenkirche und Gnadenaltar.

Unser Schifflein landet also unmittelbar vor dem Kirchenplatze der Insel Barbana. Wir begrüßen im Geiste Kirche und Gnadenbild und steigen aus, um uns über einen mit vielen großen Bäumen besetzten Platz hin dem Heiligtum zu nähern. Dazu ist es notwendig, daß wir uns nach rechts (westwärts) wenden, denn unser Landungsplatz liegt an der Nordseite des Inselchens, also an einer der Breitseiten der Kirche.

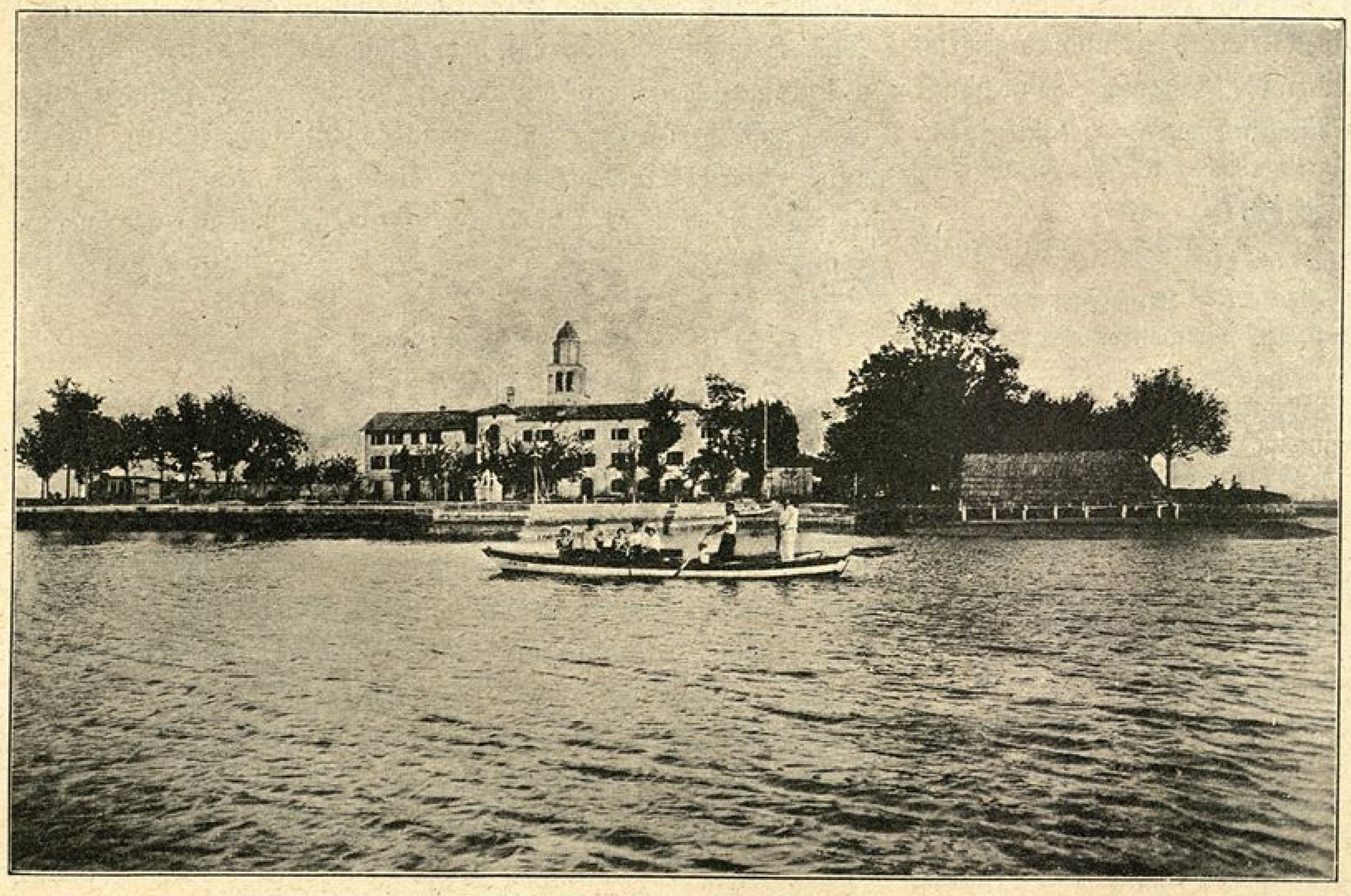
Als wir im Jahre 1911 die Insel besuchten, fanden wir noch die alte Kirche, die ganz anders aussah, als die jetzige neue, welch letztere bis zur Zeit der Drucklegung dieses Buches (1913) zur Hälfte fertiggestellt war.

Wir bringen diese alte Kirche im Bilde. Sie hatte eine stattliche Vorhalle, die uns jedenfalls besser zusagte, als die neue romanische Front, die man der Kirche nunmehr gegeben hat. Sie hatte nach vorn hin (gegen Westen) drei hohe offene Steinbögen, nach jeder andern Seite aber deren zwei. Rings um die Gesimse, sowie an den Flächen der Wände, sahen wir da nebst anderen Bildern ganze Reihen von Kirchenfürsten, Brustbilder in Lebensgröße, weiße Stuckarbeit. Wir hielten sie anfangs für Bilder der Päpste. Aber man hat uns eines Bessern belehrt, es waren die Bilder der Patriarchen von Aquileja.

Patriarchen von Aquileja! Wie eigenartig wird unser Herz durch die Nennung solcher Worte berührt. Wir haben ja gestern dieses Aquileja geschaut. Wir haben gesehen, welch heruntergekommenes Dorf es sei. Wir hätten dort beinahe nicht einmal ein Nachtlager zum Schlafen gefunden. Und das ist die einst so mächtige, gewaltige Patriarchenstadt, die ehemals zweitgrößte Stadt des Römerreiches. Heute sitzt dort statt eines Kardinal-Patriarchen ein Pfarrer mit seinem Kooperator. Und hier auf der Insel Barbana müssen wir die Bilder dieser längst dahingegangenen, einflußreichen Kirchenfürsten schauen. Ein Stück Vergangenheit lebt wieder auf in unserem Geiste und mächtiger als sonst klingt die alte Urwahrheit in unser Ohr: O Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist eitel!

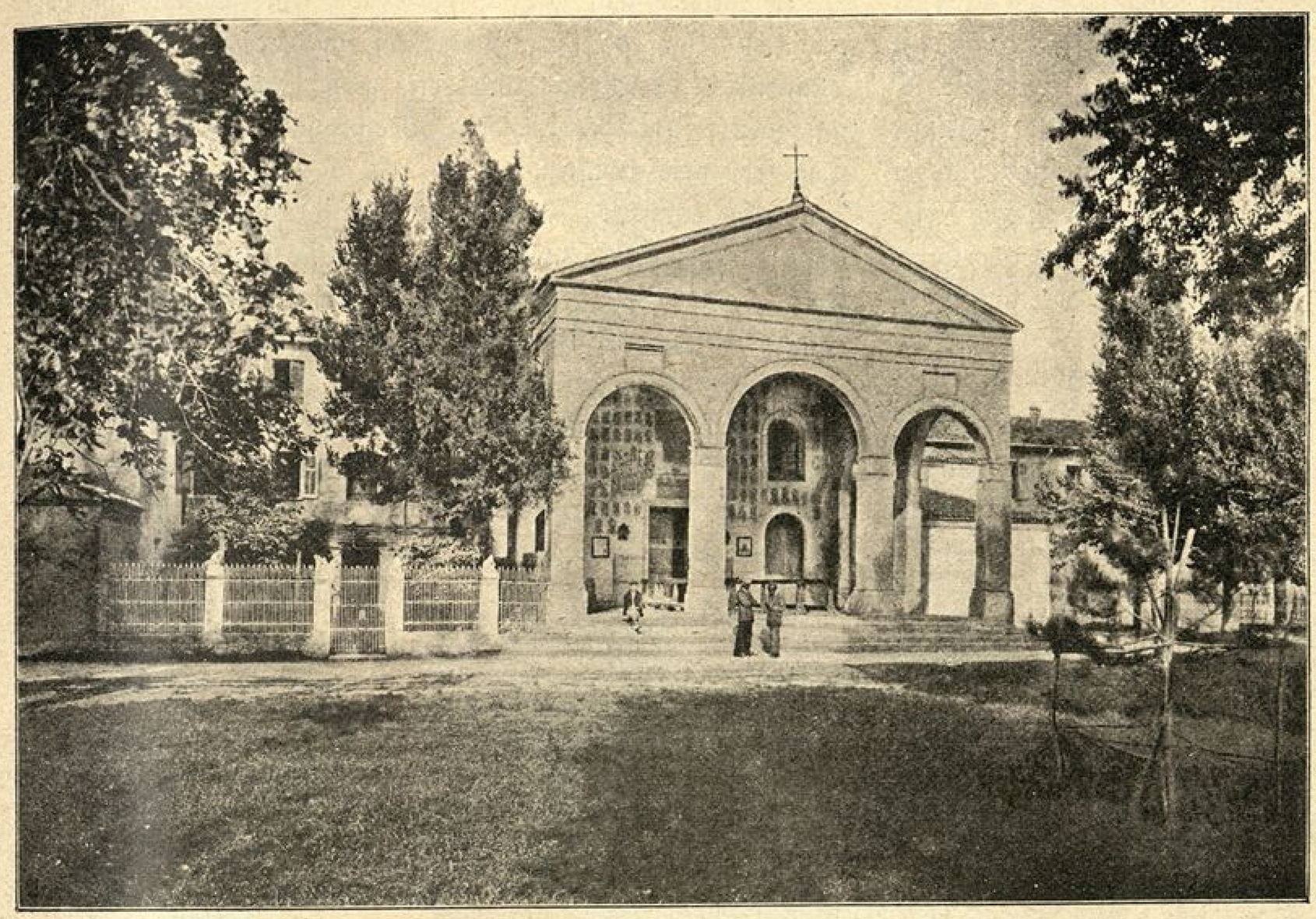
Der Baustil der alten Kirche, die etwa für 1000 Personen Platz bietet, ist außerordentlich einfach: man denke sich einen rechteckigen Kasten, der mit einer Langseite auf der Erde liegt, so haben wir das zutreffendste Bild dieses Gotteshauses: „Kastenstil!"

Dieser Kasten hat an der Vorderseite eine von einem Bogen überwölbte Öffnung, durch die man zum Hochaltar gelangt, der in einem hohen, sehr lichten Turme zu stehen scheint. Dieser Hochaltar, mit der von oben einströmenden Lichtfülle ist wahrhaft schön zu nennen und versöhnt uns in etwas mit der übergroßen Einfachheit des Kirchenschiffes. Ja, wir stehen nicht an zu sagen, daß durch diesen hellbeleuchteten Altar das ganze Bauwerk ungemein gewinnt und daß man eben deswegen im großen und ganzen die Kirche immerhin als schön bezeichnen kann.



Insel Barbana, Landungsplatz.

Den Ehrenplatz dieses Hochaltars, nämlich den Platz über dem Tabernakel, nimmt die etwa lebensgroße Statue Unserer Lieben Frau ein. Sie ist aus Holz geschnitzt, zeigt die Mutter-



Insel Barbana, die alte Gnadenkirche mit Vorhalle, an welcher Stelle jetzt die neue Kirche gebaut wird.

gottes in sitzender Stellung, das Jesulein sitzt gar lieblich auf dem linken Oberschenkel der Mutter. Das Bild wurde im Jahre 1863 feierlich gekrönt und ist gewöhnlich mit Prunkgewanden umgeben. Der Gesichtsausdruck von Mutter und Kind ist sehr anmutig, besonders das Antlitz Mariens zeigt einen Ausdruck von Milde und Ernst, der uns das Bild recht lieblich erscheinen läßt.

Eine Sehenswürdigkeit für sich bildet die Sakristei; sie ist mit sehr lehrreichen Bildern, die die Entstehungsgeschichte sowie weitere Schicksale der Gnadenkirche und des Gnadenbildes darstellen, reichlich geziert, trägt unterhalb der Decke wieder ein schönes Gesimse mit einer langen Reihe von Brustbildern verschiedener Kirchenfürsten und ist auch sonst in weißer Stuckarbeit prächtig ausgestattet.

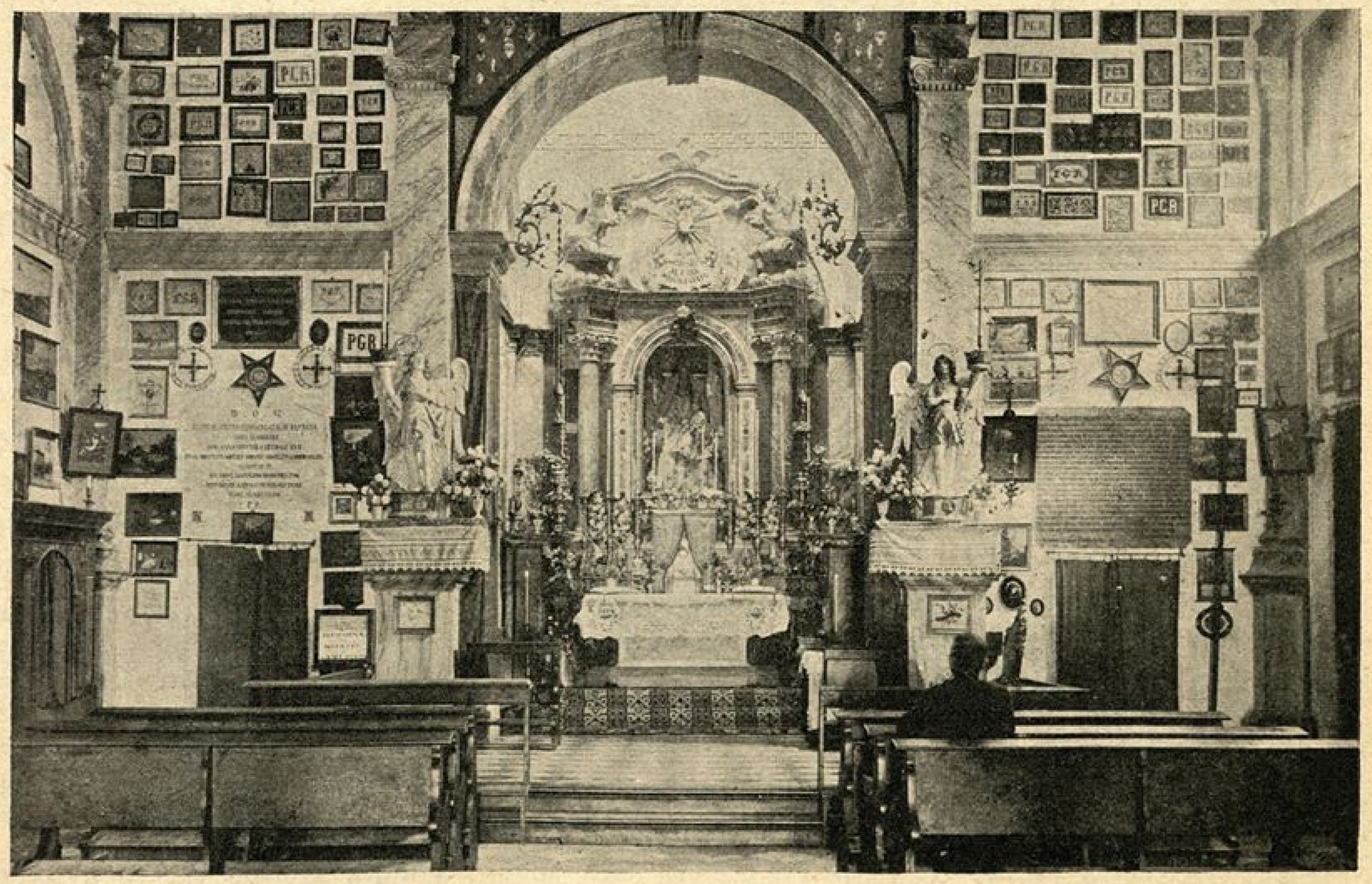
An die beiden Breitseiten der Kirchen schließen sich zwei kleinere Kreuzgänge an, von denen der eine ziemlich vernachlässigt ist, während der andere, wohlerhalten, in die Wohnungen der gegenwärtig dort befindlichen Geistlichkeit führt.

Schon seit vielen Jahren wurde von allen Seiten der Wunsch ausgesprochen, die alte, kleine Gnadenkirche — wenn auch allen Freunden des Gnadenortes lieb und teuer; weil sie jedoch viel zu klein und elend war —, durch eine neue, geräumige und dem heiligen Orte angepaßte Kirche zu ersetzen, die imstande wäre, die immer zahlreicher und stärker werdenden Pilgerzüge aufzunehmen und die als wahres Denkmal des Glaubens und der Liebe inmitten der Lagunen von Grado gelten könnte.

Die vom Erzbischof von Görz, Kardinal Missia, an den Gnadenort berufenen Patres Franziskaner griffen den frommen Wunsch nach einem neuen Marientempel liebevoll auf und entschlossen sich, im vollen Vertrauen auf Maria, zum Baue der neuen Kirche, von der bis jetzt nur die vordere Hälfte (wo nämlich früher die alte Vorhalle stand) vollendet ist.

Die neue Kirche ist im romanischen Stile geplant, dreischiffig, mit einem schönen Chor. Die Baukosten, welche mehr als 100.000 Kronen betragen, werden durch milde Gaben der Marienverehrer allmählich zusammengebracht werden.

Nicht unerwähnt mag die sogenannte Ursprungskapelle bleiben, die, ganz abgetrennt von den übrigen Bau-



Insel Barbana, Inneres der Kirche.

lichkeiten, gegen Süden hin zwischen Bäumen und Grasanlagen sich erhebt. Innerhalb einer steinernen niedrigen Umfriedung sehen wir da eine kleine, achteckige Kapelle, deren einziger Altar als Altarblatt ein Bild Papst Pius' IX. zeigt, wie er vor der ihm erscheinenden Muttergottes kniend, sich ihr durch einen Weiheakt hingibt.

Die übrigen Wandteile der Kapelle bedecken Bilder aus der Entstehungsgeschichte, unter denen wieder das Erscheinungsbild der Muttergottes auffällt, die im Jahre 582 n. Chr. an dieser Stelle dem Patriarchen Elias zuteil ward (nicht zu verwechseln mit dem Propheten Elias, der dem Alten Testamente angehört).

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Ursprungsgeschichte des Marienwallfahrtsorts Barbana reicht in ein sehr weit zurückliegendes Zeitalter hinauf, so daß diese Inselwallfahrt zu den ältesten und ehrwürdigsten Gnadenorten der allerseligsten Jungfrau gehört.



Insel Barbana, Auffindung des Gnadenbildes. Phot. Heß u. Wessely, Grado.

In jenen spätrömischen Zeiten, da die Stadt Aquileja noch eine führende Rolle spielte und zu den ersten Städten des Weltkreises gehörte, hatten die Bürger von Aquileja auf der benachbarten Insel eine Quarantainestation eingerichtet, wo die aus der Fremde kommenden Schiffe und Boote ihre Kontumazzeit zu verbringen hatten. Auch ein Lazarett war bei dieser Gelegenheit für die etwa kranken Passagiere errichtet worden.

Nun traf es sich im Jahre 582 nach Christi Geburt, daß ein ungeheurer Sturm die Lagunen des Adriatischen Meeres aufpeitschte und die wilden Wogen mit solcher Wucht über die Insel trieb, daß alle darauf befindlichen Gebäude, also auch das Lazarett, zusammenstürzten und der Vernichtung anheimfielen.

Doch dieselben Meereswogen, die der bedrohten Insel so schweres Unheil brachten, sollten für Jahrtausende hin zum Segen gereichen. Denn siehe da, von den Wellen getragen schwamm ein hölzernes Marienbild, eben die heutige Gnadenstatue, herbei, und verfing sich in dem Geäste eines Baumes, der an der Stelle der heutigen Ursprungskapelle seinen Standort hatte.

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen die arme Bevölkerung diesen vom Himmel gesandten Schatz empfing, mit welcher Verehrung das Volk zu dieser Statue aufblickte, als sie dieselbe nach dem Sturme hoch im Baume hängend erblickte. Von dieser Stunde an datiert die Verehrung Mariens in Barbana; und wie man aus den statistischen Angaben ersieht, hat sich diese Verehrung bis auf den heutigen Tag sehr rege erhalten.

In kürzester Frist wurde die Kunde von dem angeschwemmtem Marienbild dem damaligen Patriarchen von Aquileja, dem Erzbischofe Elias hinterbracht. Elias, von Geburt ein Grieche, war ein Mann von heiligem Lebenswandel und hochgeehrt von allen, die ihn kannten. Auch er sah in dieser sonderbaren Ankunft des Bildes ein Wunder des Herrn und einen deutlichen Fingerzeig, daß Gott die besondere Verehrung dieses Bildes auf diesem kleinen Eilande wünsche, so daß er sich also sofort entschloß, am Fundorte der Statue eine Kapelle zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria zu errichten.

Die Kapelle ward also erbaut. Nun wird aber von etlichen alten Schriftstellern, die in den damaligen Zeiten lebten, berichtet, daß die Gottesgebärerin dem Patriarchen Elias zu mehrerenmalen erschienen sei und mit ihm geredet habe. Insbesondere sprach sie den Wunsch aus, daß man auf der ihr so liebgewordenen Insel eine Kirche und ein Wohnhaus für Priester errichte. Zugleich versprach sie, sie wolle dann die Insel zu einem heiligen Orte machen, wo alle Gläubigen, die mit Vertrauen sich zu ihrem dortigen Heiligtume wendeten, einen sicheren Hafen für die Stürme der Leiden und eine Troststätte in allen ihren Seelenanliegen finden würden.

Der fromme Patriarch zögerte nicht lange, diesem Wunsche Mariens nachzukommen und erbaute alsbald die gewünschte Kirche. Mit großem Pompe und unter Beteiligung gewaltiger Volksmassen wurde am Tage der Einweihung die Gnadenstatue auf den Ehrenplatz ob dem Hauptaltare übertragen, eine Wohnstätte, die sie nun mehr als ein Jahrtausend in ungestörtem Besitze hat.

Bald darauf, als die herankommenden Pilgerscharen immer größer und das Bedürfnis einer geordneten Wallfahrtsseelsorge immer ausgeprägter wurde, schritt man auch an die Errichtung eines Klosters, das dann an die Brüder des heiligen Benedictus überging. Der erste Prior, der mit einem Genossen als Flüchtling von Tarvis gekommen war

und späterhin auf der Insel das Amt eines Abtes bekleidete, trug den Namen Barbanus, der dann auf das Eiland selber überging: „die Insel des Barbanus"; sie hat den Namen bis heute bewahrt.

Wie die Insel früher hieß, ist uns nicht bekannt.

Der Baum, an dem das Bild der allerseligsten Jungfrau zum erstenmale erblickt wurde, war begreiflicherweise für das Pilgervolk ein Gegenstand allerhöchsten Interesses und man begann sehr bald damit, sich irgend einen Splitter oder auch ein größeres Stück abzuschneiden und als kostbares Andenken mit nach Hause zu nehmen. Da nun Tausende und Hunderttausende dasselbe taten, schrumpfte der Baumstrunk begreiflicherweise bald zusammen, so daß zum Schlusse der Klostervorstehung mit Mühe und Not ein einziges größeres Stück übrig blieb, das nun in guter Obhut auf der Insel selbst verwahrt wird. Dieses letzte Stück des Baumes wurde im Jahre 1730 von dem Superior in Gewahrsam genommen. Zugleich richtete derselbe an seine Nachfolger im Amte die Bitte, sie möchten diese kostbare Reliquie sorgsam bewahren, damit sie als letzte Erinnerung an die gnadenreiche Ankunft des Bildes Mariens auch noch für spätere Zeiten aufbewahrt bliebe.

Nachdem die Insel jahrhundertelang unter der Leitung der Benediktiner gestanden war, wurde sie späterhin im 15. Jahrhunderte der Obsorge des aufstrebenden Franziskanerordens übertragen.

Im Jahre 1593 wurde die Kirche einer gründlichen Renovierung unterzogen.

Nachdem die Franziskaner durch mehr als drei Jahrhunderte Kirche und Kloster treulich verwaltet hatten, gefiel es dem venetianischen Senate im Jahre 1768, die Ordensbrüder von der Insel zu vertreiben. An ihre Stelle traten Weltpriester, denen nun durch 133 Jahre die Fürsorge für das Heiligtum oblag.

1901 brachte abermals eine große Änderung, indem durch den seligen Erzbischof von Görz, Kardinal Missia, zum zweitenmale die Franziskaner eingeführt wurden, die nun bis zur Stunde des Heiligtums treue Hüter sind.

Gebetserhörung.

Der 28jährige Melchior Romualdo von Gemona erkrankte im Jahre 1899 an beiden Füßen und konnte sich nur mit Krücken bewegen. Aber er hatte ein lebendiges Vertrauen zur seligsten Jungfrau von Barbana. Er ließ sich also in das Heiligtum Mariens tragen. Wie groß mußte sein Zutrauen zur Madonna gewesen sein! Kaum wurde er in die Kirche hineingetragen, kaum hatte er sein inbrünstiges Gebet gesprochen, so wurde er sofort von der Madonna erhört, legte seine Krücken nieder und ging fröhlich in seine Heimat zurück.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1932 1350jähriges Jubiläum der Entstehung.
1963 100jähriges Jubiläum der Krönung.

Ständige Priester: 3 bis 4 Franziskaner der dalmatinischen Provinz. Im Sommer 6 bis 8, in starken Konkurszeiten 12 bis 14 Priester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 300.

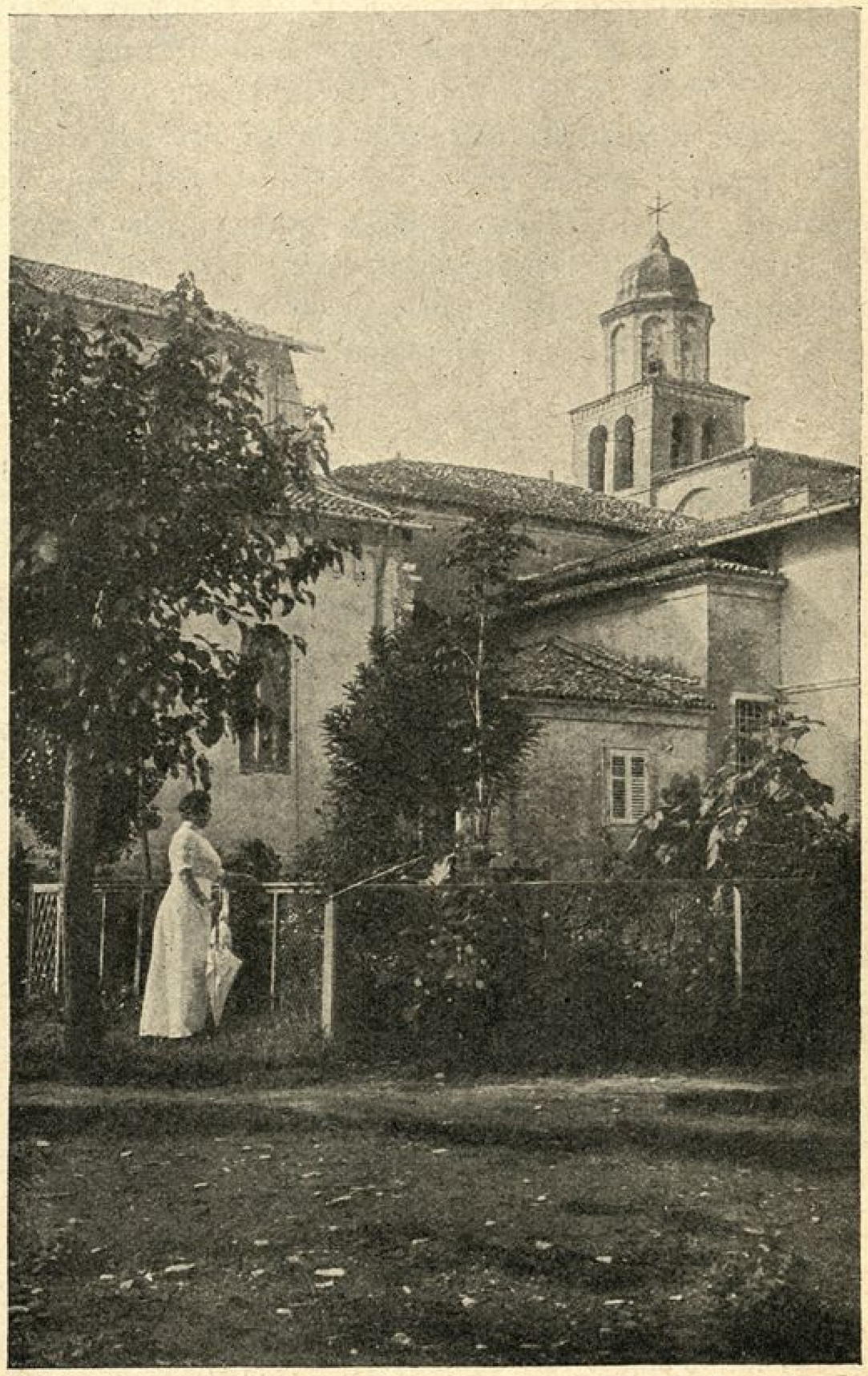
Kommunikanten jährlich: 25.000 bis 30.000.

Besucher jährlich: 40.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 60, darunter eine sehr interessante Prozession auf dem Meere von Grado nach Barbana und zurück, jährlich am ersten Juli-Sonntage.

Hauptfest: Maria Himmelfahrt.

Inselbewohner: 17 Personen.
Meereshöhe: 1 m.
Devotionalienhändler: 1.



Phot. J. Sengsbratl, Wien.

Insel Barbana, Gnadenkirche.

Gasthäuser: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrt.

Wien—Barbana. Eisenbahnfahrt von Wien-Südbahnhof über Laibach, Monfalcone nach Belvedere. Schnellzug zirka 13 Stunden, K 29.—. Personenzug 22 Stunden, K 22.10.

Triest—Grado. Dampfer 2½ Stunden.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Insel Barbana—Monte Santo bei Görz. Eisenbahn Belvedere—Cervignano (umsteigen)—Monfalcone (umsteigen)—Görz-Südbahnhof, zirka 2½ Stunden, K 2.20.

Literatur.

Ave Maria, Linz, VI, 183.

Il Santuario di Barbana, Tarcento 1908, gr.-8°, 66 S.

Il Santuario di Barbana, Hermanstorfer, Trieste 1896, 8°, 24 S.

Zeitschrift: La Madonna di Barbana, seit 1910, Monatshefte, illustr. per Jahr K 1.—. (Franz. Konvent Barbana)

Kurze Erwägung.

Kommet, lasset uns nach Barbana eilen, zu Maria! Nur ein Schifflein kann uns in ihre Nähe bringen, dieses Schifflein ist der heilige Glaube. Und schneller gleitet das Fahrzeug, wenn der Wind seine Segel bläht, der Wind des heiligen Vertrauens, oder auch der der kindlichen Liebe. Der Ruder kräftige Stöße helfen uns unser Ziel zu erreichen: Buße, Mühe, Selbstüberwindung sind unsere Ruderschläge. Fest eingerammte Pflöcke zeigen uns die einzigen Zufahrtsstraßen zu der gnadenreichen Insel in der Lagune; auch der Christ kennt gar wohl jene heiligen Straßen der Tugend, die ihn zu Gott bringen und seiner heiligen Mutter, jene Straßen, die durch die tausendjährigen Richtpflöcke der Gebote bezeichnet sind. Also Glück auf zur lieblichen, sinnigen Fahrt! Und bist du bei ihrem Heiligtum angelangt, hast du deinen Fuß über die Schwelle ihres Gnadentempels gesetzt, so grüß' auch von uns aus die liebe Mutter in den Lagunen und sag' ihr, daß wir sie noch immer lieben, wie wir sie zuvor geliebt haben.

Gebet.

O mildeste Mutter, die Du unseren heilsbedürftigen Herzen auf der gesegneten Insel Barbana ein heilkräftiges Seebad eröffnet hast, verleihe uns die Gnade, daß wir in den Wellen Deiner Liebe, in den Wassern Deiner Gnade, in den Tiefen Deines Erbarmens gerne und willig unsere Herzen baden, auf daß wir gestärkt, gereinigt und getröstet Dir mit immer größerer Liebe, mit immer heiligerem Vertrauen ergeben seien und in dieser kindlichen Ergebenheit unwandelbar verharren bis zu unserem Tode. Amen.

Weißenstein.

Südtirol.

20.000 bis 25.000 Kommunikanten.

Weißenstein, dein schöner Anblick
Ist der Preis des Müdegehens:
Nur wer treu und lang gepilgert,
Hat den Wonnelohn des Sehens,
Bist ein Vorbild so des Himmels,
Den nur jene froh erlangen,
Die die harten Erdenwege
In Geduld und Treu gegangen.

Örtliche Lage und Zugänge zum Wallfahrtsorte.

Weißenstein liegt von der Stadt Bozen in südwestlicher Richtung 12½ km Luftlinie entfernt. Der Höhenunterschied zwischen Bozen (265 m) und Weißenstein 1520 m) beträgt 1255 m.

Ein gut markierter Weg führt direkt von Bozen nach Kohlern, an Stadlegg-Rotwand vorbei über Deutschnofen nach Weißenstein. Dieser Weg ist besonders zu empfehlen, weil jetzt die Schwebebahn in wenigen Minuten nach Kohlern hinaufführt. Dadurch ist schon die Hauptsteigung des ganzen Weges, der vier bis fünf Stunden beträgt und fast ununterbrochen durch schattigen Wald führt, überwunden.

Der gewöhnliche Weg ist der von den Pilgern von jeher begangene Wallfahrerweg von Station Leifers aus. Von dieser Station führt eine gute Straße in das Dorf Leifers (20 Minuten). Hinter dem Dorfe führt der durchwegs gute und trefflich markierte Steig rechterhand vom tiefeingeschnittenen Brantentale bei einer halb verfallenen, schon ziemlich hoch gelegenen Kapelle vorbei, bleibt dann immer oberhalb der Brantentaler Schlucht und führt fast in direkter Linie, ohne viele Umwege und immer durch schattige Wälder zum Ziele.

Dort, wo außerhalb Leifers beim Wirtshaus „zum Steilenberg" die eigentliche Steigung ihren Anfang nimmt, findet sich die erste Kreuzwegstation; die zweite trifft man schon hoch oben nach einer guten Viertelstunde, die vierzehnte und letzte nach drei Stunden! — So weit auseinanderstehende Kreuzwegstationen haben wir noch nie gesehen, aber sie haben das Gute, daß sie, weil in ziemlich gleichen Abständen aufgestellt, dem Pilger ein untrügliches Zeichen sind, wie weit er schon sei.

Ein dritter Weg, der als Proviantweg für Weißenstein gilt, weil auf ihm allein, wenn auch mühselig, gefahren werden kann, führt unten in der Schlucht des Brantentalbaches weiter, umgeht dann in großem Bogen den Wallfahrtsort und trifft endlich von Südosten her am Ziele ein. Er ist um ½ St. länger als der zuvor beschriebene.

Ein vierter Weg, zwar etwas umständlicher, aber für diejenigen zu empfehlen, die sich etwa ein Drittel der Steigung ersparen wollen, führt über die noch südlicher gelegene Eisenbahnstation Neumarkt-Tramin; von dort ein Stück Fahrt mit dem Staatsautomobil, endlich über Dorf Aldein in schwach 3 Stunden nach Weißenstein empor.

Die übrigen Zugänge nach Weißenstein vom südlich gelegenen Fleimstal und vom östlichen Fassatal sind alle bedeutend weiter, für die Allgemeinheit viel weniger von Interesse; daher wir nicht weiter darauf eingehen.

Das Kreuz in Steinen.

Wir kommen also — so nehmen wir es an — auf dem Wege von Leifers her. Da treffen wir, nur mehr etliche Minuten von der Gnadenkirche entfernt, eine lebensgroße Kreuzgruppe. Rings um den hohen Stamm des Kreuzes ein ganzer Hügel von kleineren und größeren Steinen. Wir erfahren, daß diese Steine von den Pilgern aus Buße weither zusammengetragen worden seien, viele sogar vom Tale unten.

Dasselbe Schauspiel wiederholt sich noch einmal beim sogenannten Urlaubskreuz, auch hier rings um das Kreuz ein ansehnlicher Steinhügel, gleichfalls auf die angegebene mühevolle Weise zusammengetragen.

Die Gnadenkirche.

Durch die Fichten und Lärchen, die dichtgedrängt die letzte Teilstrecke unseres Weges umgeben, lugt endlich der

breite Bau des ersehnten Gnadenortes hervor. Wir mußten wahrhaftig an jenes Knabenseminar in Ober-Hollabrunn denken, wo wir unsere Studentenjahre verbrachten, als wir dieses Weißensteiner Gebäude vor unseren Augen auftauchen sahen. Die Lage auf einer ansteigenden Wiese, der Mittelaufgang, die breite Fensterfront, der Turm in der Mitte, — alles dies sind auffallende Ähnlichkeitspunkte.

Wir wissen alsbald nach dem ersten Anblicke, wie der Hauptplan des Gebäudes sei. In der Mitte die Kirche, die uns ihre schmale Vorderfront zuwendet, rechts und links unmittelbar angebaut das Klostergebäude der Serviten. Die Kirche hat von uns aus betrachtet etwas nach rückwärts stehend einen viereckigen Hauptturm mit birnförmigem Helm, außerdem in der Mitte des Gebäudes einen achteckigen niedrigeren Turm mit achteckigem, sich verjüngendem Helme und endlich links und rechts von dem dreieckigem breiten Frontgiebel zwei Ziertürmchen.

Die Front zeigt drei sehr hohe, schmale, viereckige Fenster, die dazwischen liegenden Mauerteile sind rosarot gefärbelt, im dreieckigen Giebel leuchtet in hellen Farben ein prächtiges Mosaikbild, die Gottesmutter von Weißenstein darstellend, in der Größe von 24 m². Zwei Engel umschweben die Schmerzensmutter; der eine zeigt ihr die zu ihr kommenden hilfsbedürftigen Pilger, der andere weist die Pilger zur Mutter der Gnaden. An sonnigen Abenden sieht man tief unten im Tale der Etsch das Bild leuchten und glitzern, ein Abendgruß für die müden Talbewohner. Unter dem Mosaikbilde steht die Inschrift: „Maria, Zuflucht der Sünder, bitte für uns!"

Von einer gewissen Stelle, etwa unter der Aufgangsstiege aus betrachtet, bietet diese Front mit all der eben beschriebenen Zier einen wunderlieben Anblick, den man nicht so leicht vergessen kann.



Weißenstein, Vorderansicht.

Das Innere der Gnadenkirche.

Wir betreten eine mittelgroße gefällige Kirche. Ziemlich reiner Renaissancestil, ab und zu Anzeichen der beginnenden Barocke, licht, hoch, schön, Platz für 1000 Personen, vielleicht auch für 1500.

Sehr in die Augen stechend sind die großartigen Deckengemälde des Hauptschiffes. Es sind deren zwei, sie stammen beide vom Kunstmaler Sieber aus den Jahren 1895/96. Das rückwärtige ist eine Verklärung, eine Glorifizierung der schmerzhaften Mutter, die, von Himmelslicht umflossen, von huldigenden Engeln umschwebt, ihren toten Sohn auf dem Schoße hält. Dieses Bild ist großartig! Das zweite, vordere Bild ist gleichfalls herrlich im Entwurf; es stellt dar die Huldigung des christlichen Volkes und des Servitenordens in der Gnadenkirche; leider läßt die Perspektive an diesem Bilde manches zu wünschen übrig. Ganz vorn an der Decke sieht man das Bild von Weißenstein.

Aber das Vollendetste vom künstlerischen Standpunkte sind die beiden Deckengemälde unter dem Musikchor: Auffindung des Gnadenbildes durch den seligen Leonhard und der Ritt der Karnuderritter, die nach einer Legende das im Leben gemachte Gelöbnis einer Wallfahrt nicht erfüllten und darum noch im Tode nach Weißenstein hinaufreiten mußten.

Außer der reich in Stukkatur und Gemälden prangenden Decke zeigt sich die Kirche an ihren Seitenwänden einfach weiß ausgemalt und nur die hochstrebenden Mamorpilaster (Halb-Pfeiler) mit ihren goldenen Kapitälern bringen Leben und Abwechslung in das Weiß der Wände. Ein Kleinod der Kirche ist die schmucke Kanzel.

Merkwürdig bleibt jedenfalls der Rückblick vom Presbyterium auf das Musikchor, denn dort scheint Himmelslicht von oben herniederzufluten. Das Musikchor steht nämlich genau unter dem Mittelturme, der, wie sich nun herausstellt, eigentlich eine wenn auch etwas schmale, aber dafür um so höhere, achtseitige Kuppel ist: ein lichter Riesenbaldachin über dem Musikchor!

Noch etwas verdient ganz besondere Erwähnung: Etwa 15 Schritte vom rückwärtigen Eingange entfernt steht an der

Evangeliumseite eine ganz kleine, gänzlich schmucklose Kapelle. Sie hat kaum zwei Quadratmeter Flächeninhalt; ein halbwegs hoher Mann stößt mit dem Kopfe an die Decke,



Weißenstein im Winterkleide, Rückansicht.

Eintritt nur in gebeugter Stellung möglich, die beiden Seitenwände leicht mit beiden Armen gleichzeitig zu berühren. Das ist jene Ursprungskapelle, die von der Hand des frommen Leonhard gebaut, in der Entstehungsgeschichte der Wallfahrt eine große Rolle spielt. Man hat sie in ihrer ersten Einfachheit und Schmucklosigkeit belassen. Nur eine Marienstatue, von Trauerengeln umgeben, steht auf einer Art Altarplatte; Kerzen brennen davor. Diese Kapelle, klein und unscheinbar, ist dennoch der Magnet der Kirche, wo im Sommer von früh morgens bis spät abends fromme Beter sich befinden.

Der Hochaltar hat edle Renaissanceformen und zeigt als Altarblatt Mariä Himmelfahrt. Auf dem kostbaren, mit Goldblättchen überzogenen Tabernakel steht als größter Schatz das zierliche Gnadenbildchen aus Alabaster, kaum 15 cm hoch, an Kleinheit nur übertroffen von der Hollbrucker Marienstatue und vom Steyrer Christkindlein. Zwei fliegende Engel scheinen das auf einem Steinsockel ruhende Bild zu tragen. Darstellung: Die schmerzhafte Muttergottes mit dem toten Herrn auf den Knien.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Des frommen Leonhards Krankheit und Gesundung.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, also in jener Zeit, da sich die Irrlehren Luthers schon ziemlich weit in den deutschen Landen verbreitet hatten und in immer weitere Gegenden vordrangen, gefiel es der allerseligsten Jungfrau Maria, dem frommen Tiroler Volke eine neue Gnadenstätte zu eröffnen und einen Ort zu begründen, in welchem sein alter katholischer Glaube gleichsam ein Asyl, einen Zufluchtsort finden, mit frischer Kraft aufblühen und neu erstarkt die Herzen der Gutgewillten gewinnen könnte.

Dieser von himmlischen Mächten gewählte Ort war eben Weißenstein, in unmittelbarer Nähe des Weißhornes, eines 2316 m hohen Kalkkegels. Ursprünglich lagen an dem Orte zwei Bauernhöfe, der Hypoldhof und der Weißensteinerhof. Von diesem letzteren Hof hat das jetzige Weißenstein seinen Namen erhalten. Den Weißensteinerhof bewirtschaftete damals „Leonhard Weißensteiner", ein äußerst frommer, tugendhafter Mann, der, wenn man den glaubwürdigen Berichten traut, nach jeder Richtung hin ein geradezu musterhafter Christ genannt werden konnte. Dieser gottesfürchtige Mann wurde zum Werkzeuge göttlicher Gnade gewählt; der Weg aber, auf dem er diesem Ziele entgegengeführt wurde, war der Kreuzesweg, der Weg allerbittersten Leidens.

Es trug sich nämlich zu, daß dieser Diener Gottes im Jahre **1547** in eine Geisteskrankheit verfiel, die bald so stark ausartete, daß er vollständig tobsüchtig wurde. Er verlor gänzlich seinen Verstand und wurde so unbändig und gefährlich, daß man ihn zum Leidwesen aller seiner Angehörigen mit starken Stricken an sein Bett fesseln mußte. Drei Jahre dauerte dieser mitleiderregende Zustand. Irrenhäuser gab es damals noch nicht, helfen konnte ihm auch niemand, und so mußte er denn sein großes Leid tragen, wie es ihm Gott eben geschickt hatte.

Ab und zu hatte er lichte Augenblicke. Dann erfüllte immer große Traurigkeit sein Herz und er rief inständigst zum Himmel um Hilfe und Heilung. Und siehe da: Es geschah, daß die allerseligste Jungfrau Maria sich würdigte, ihn in einigen Erscheinungen (die wohl Traumbilder gewesen sein mögen) zu trösten. Sie deutete ihm an, daß dieses sein Gehöfte einst ein Gnadenort sein werde, ferner, daß er selber berufen sei, ihr hier an diesem Orte eine Kapelle zu errichten. Solche Zuflüsterungen trösteten den armen Leidenden ungemein und er glaubte dann immer, in des Paradieses Seligkeit sich zu befinden; aber leider waren diese himmlischen Trostbilder nur allzuschnell wieder seinem Auge entschwunden und er mußte wie früher sein arges Leid weitertragen.

Nachdem nun das große Weh schon drei Jahre angedauert hatte, traf es sich, daß unser frommer Leonhard einen so heftigen Anfall seiner Tobsucht bekam, daß er alle Stricke, die ihn an die Lagerstatt fesselten, mit fürchterlicher Kraftanstrengung zerriß und wahnsinnig aus dem Hause rannte; über Stock und Stein eilte er von dannen und zwar in nördlicher Richtung, dorthin, wo heute die Leonhardikapelle zu schauen ist. Dort stürzte er nun kopfüber über den schauerlichen Abgrund hinunter. Nach menschlicher Voraussicht hätte er in der grausigen Tiefe nicht anders als tot und zerschmettert ankommen können; aber dem war nicht so. Er blieb auf dem Rasen liegen, ohne daß ihm irgend ein Leid geschehen wäre. Gleichzeitig klärte sich sein umnachteter Geist vollends auf und er sah mit großem Erstaunen umher und wußte nicht, wo er sich eigentlich befinde.

Und wieder kam in dieser Not eine himmlische Erscheinung, die allerseligste Jungfrau, um ihn zu trösten. Von Glanz umleuchtet trat sie vor ihn, verlangte abermals, er möge eine Kapelle errichten, und fügte endlich beiläufig folgendes hinzu: „Damit du alle diese Vorgänge als übernatürlich erkennest, so sage ich dir, daß du hier neun Tage und neun Nächte ohne Speise und Trank verbleiben wirst; du wirst aber dadurch keinerlei Schaden an deiner Gesundheit erleiden; und dann erst werden dich deine Angehörigen auffinden." Zur Erinnerung an diese Erscheinung steht jetzt hart am Wege, der zur Leonardi-Kapelle führt, ein zierliches Bildstöckchen aus ungehauenen Porphyrsteinen; ein künstlerisch vollendetes Hochrelief vergegenwärtigt den Vorgang.

Die Vorhersage traf pünktlich ein, und der wiedergefundene Bauersmann wurde mit großem Jubel in sein Haus gebracht.

Der Bau der ersten Kapelle.

Mit großem Schrecken sah der glücklich Gesundete, daß während der drei Jahre seiner Krankheit die schöne Wirtschaft seines Gehöftes stark bergab gegangen sei, und mit allem Eifer ging er daran, das Versäumte wieder einzuholen. Dabei vergaß er aber des Kapellenbaues, den er nun schon einigemale gelobt und versprochen hatte. Die Sorgen um's Irdische schienen ihm drängender, wichtiger. Und er verschob und verschob. — Da zürnte ob solcher Untreue der Himmel und schickte ihm das, wovon er ihn in Gnaden befreit hatte: Raserei und Wahnsinn. Der Bauer Leonhard war wie früher: tobsüchtig und geistesgestört.

In derselben Zeit aber sahen die Leute des Hofes in der Nähe ein sonderbares Licht. Immer war es auf derselben Stelle; kein Sturm, kein Regen konnte es verlöschen. Sie wußten sich die Erscheinung nicht zu deuten. Leonhard selber aber hatte wie in den früheren Zeiten wieder lichte Augenblicke. O, wie er in solchen Zeiten weinte, bereute, versprach und gelobte! Und der Himmel hatte Mitleid mit seinen Tränen, mit seinen Leiden und machte ihn abermals gesund.

Nun aber gab's für den frommen Mann kein Halten mehr: die Kapelle, die Kapelle! Und wenn alles darüber zugrunde ginge!

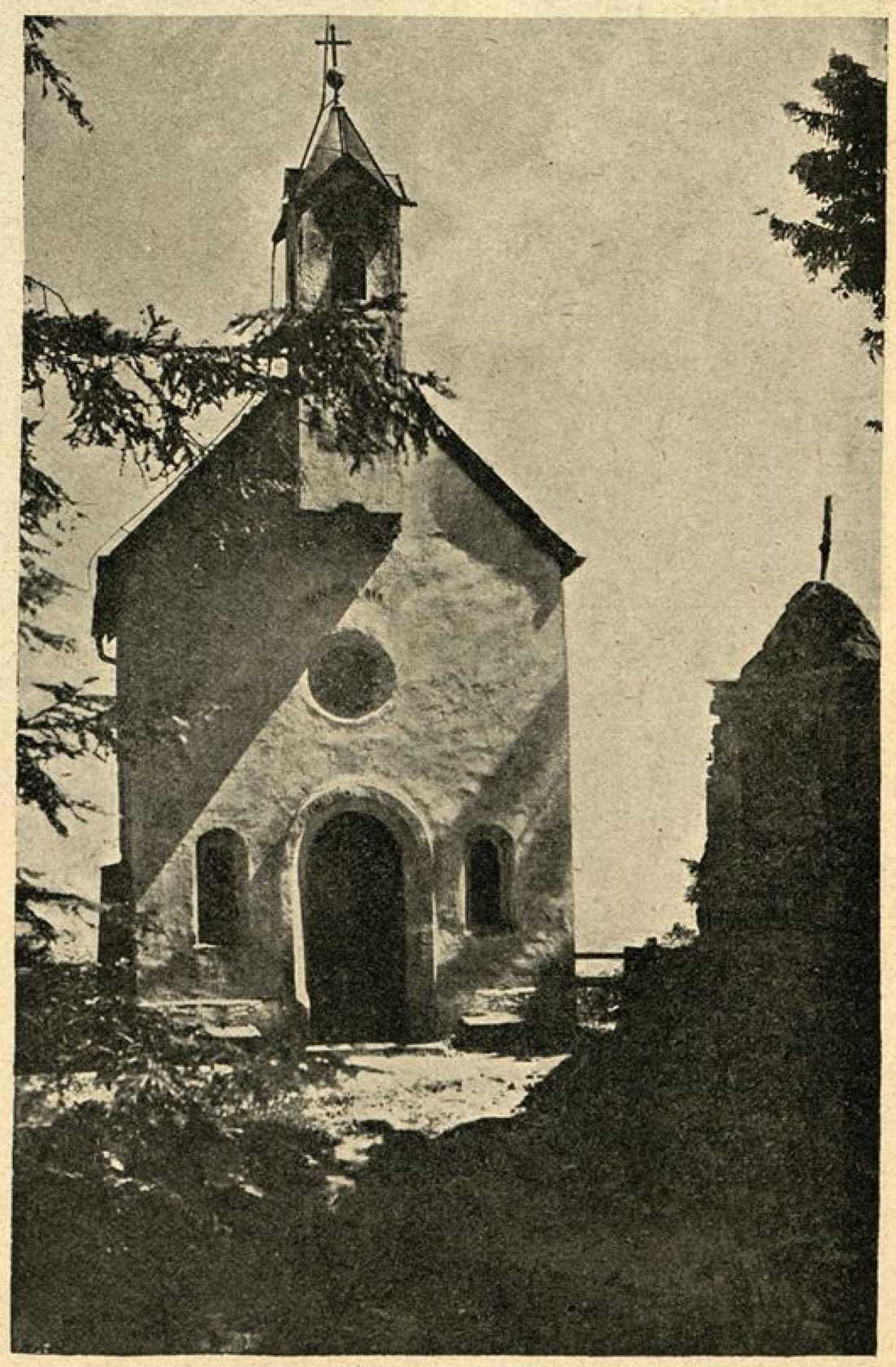
Wohin mit der Kapelle? Seine Leute erzählten ihm von den absonderlichen Lichtern. Er horchte auf: „Das ist der Finger Gottes! Das ist der Platz für die Kapelle!" Er ließ sich den Ort des Lichtes genau zeigen. Man führte ihn dorthin, wo heute noch die kleine Kapelle in der Gnadenkirche steht. „Hier also bau' ich die Kapelle!" Und er entwarf sich einen Plan, allerdings einen recht einfachen, bezeichnete am Erdboden die Umrisse und begann die Fundamentaushebung.

Nicht lange hatte er geschaufelt, da fuhr er mit dem Eisen an einen harten Gegenstand, faßte ihn mit der Hand und zog ihn heraus: das heutige Gnadenbild! Eine kleine Alabasterstatue der schmerzhaften Mutter Maria! Daß dieser merkwürdige Fund seinen Eifer verdoppelte und daß er nun alle Kräfte anspannte, um bald das begonnene Werk zu vollenden, ist leicht zu begreifen. So stand denn in kürzester Frist die Kapelle vollendet da, und mit Jubel trug nun Leonhard die vom Himmel gesandte Statue in das kleine von ihm erbaute Heiligtum. Dies trug sich im Jahre **1553** zu; es war der bescheidene Anfang des großen Tiroler Wallfahrtsortes Weißenstein.

Beginn und Fortschritt der Wallfahrt.

Ein so merkwürdiges Ereignis, wie es Leonhard erlebt, konnte begreiflicherweise nicht verborgen bleiben und wurde in der Umgebung viel besprochen. Und es kamen viele den langen weiten Weg herauf, um mit eigenen Augen zu sehen was es dort gäbe. Oft und oft mußte der Erbauer der Kapelle seine Geschichte erzählen. Er tat es unverdrossen, und ward so ein bereitwilliger Verkünder und Förderer der Ehre Mariens. Doch war es ihm nur mehr vier Jahre vergönnt, dieses apostolische Amt zu üben; 1557 ward er ins bessere Jenseits abberufen.

Der Stein, der in's Rollen gekommen war, hielt in seinem Laufe nun nicht mehr auf. Der Zuzug der Neugierigen und der Frommen, ließ es bald für nötig erscheinen, die allzukleine Kapelle durch eine größere zu ersetzen. Dies geschah im Jahre 1561, das ist vier Jahre nach dem Tode Leonhards.



Weißenstein, die Leonardikapelle an der Absturzstelle.

Der Bau der Kirche. (1638 bis 1654.)

Nun kam eine lange Zwischenzeit (77 Jahre), bis endlich ein großer entscheidender Schritt nach vorwärts unternommen wurde: der Bau der heutigen Kirche. Diese Zwischenzeit war jedoch nicht müßig verstrichen; im Gegenteile hatte sowohl der Himmel gar manche Gnade geschenkt, und auch die Menschen hatten das ihrige dazu beigetragen, um durch langjährige, genaue, kanonische Untersuchungen eine feste Grundlage zu erhalten, auf der dann weitergebaut werden konnte. Unter Bewilligung und Gutheißung des Bischofes Madruz ward also das Werk des Kirchenbaues in Angriff genommen und mit Gottes Hilfe vollendet, allerdings



Weißenstein, Partie der Kirche nächst dem Eingange. Rechts die ursprüngliche Gnadenkapelle.

erst nach 16 Jahren. Weitere neunzehn Jahre gingen dahin, bis das längst fertige Gotteshaus 1673 die kirchliche Konsekration erhielt.

Im selben Jahre, in welchem der Kirchenbau vollendet wurde, stiftete die gräfliche Familie von Khuen zur Besorgung der Wallfahrtseelsorge ein Benefizium für einen Priester in Weißenstein. Die Stiftung war gut gemeint, erwies sich aber in Kürze als gänzlich unzulänglich. Außerdem ergaben sich anderweitige Schwierigkeiten, und so mußte man endlich daran denken, den groß gewordenen Wallfahrtsort einem leistungsfähigen Orden zu übergeben.

Hiezu wurden denn die Serviten, „die Diener Mariens", ausersehen und konnten nach Abwicklung aller ämtlichen Vorverhandlungen endlich am 21. November 1718 in Weißenstein einziehen. Mit diesem Tage beginnt die höchste Glanzperiode des hochberühmten Bergheiligtums.

Die drei Patres, die anfänglich den Wallfahrtsdienst versahen, erwiesen sich in Bälde als beiweitem nicht hinreichend für das scharenweise herbeiziehende Volk; so kam es, daß zeitweise 8 bis 10 Priester in Weißenstein wohnten. Und auch diese große Priesterzahl wollte bei den größten Konkursen nicht immer hinreichen, und die Patres waren zeitweise im Beichtstuhle sehr angestrengt. Im Jahre 1753, gelegentlich des 200jährigen Entstehungsjubiläums, wurde die Kirche durch gründliche Renovierung in neuem Glanze hergerichtet. Es war ein würdiges, erhebendes Fest.

„Herr, schau' mein Trübsal,
Denn der Feind hat sich erhoben!"
(1787.) (Klagelieder 1, 9.)

Wie ein Wettergewölk zog's heran, finster, dumpf, grollend, unheilschwanger. Von der Haupt- und Residenzstadt Wien ging es aus, und mit unheimlicher Raschheit hatte es sich bis an die äußersten Grenzen des Kaiserstaates verbreitet. Blitze zuckten hernieder, und jeder dieser Blitze galt einer geheiligten Stätte des Gebetes und der Andacht: dort sank ein Kloster in Trümmer, dort wieder ward ein alter gnadenreicher Wallfahrtsort gesperrt. Es waren Triumphestage für die Freimaurerei und den Unglauben, Trauertage für Religion und Christentum.

In Weißenstein zitterte man, wie ein Sterbender zittert, dem der nahende Tod vor Augen schwebt. Aber um der rohen Gewalttat das Mäntelchen einer langen, bedächtigen Überlegung umzuhängen, ließ man die Opfer langandauernde Todeskämpfe verkosten.

Das Jahr 1785, das für so viele Ordensniederlassungen ein verhängnisvolles war, ging an Weißenstein glücklich vorüber. Als auch der Sommer 1786 vorbeistrich, ohne daß das Unheil hereingebrochen wäre, begann man droben im Kloster wieder aufzuatmen. Doch kamen schon im Herbst sehr beunruhigende Gerüchte. Und da war droben in Weißenstein auch ein 66jähriger Servitenpater Namens Fortunat Snalsberg, dem ging das drohende Unheil seines geliebten Klosters bitter zu Herzen, und er verlegte sich also aufs Beten und Bitten bei Gott, daß der Herr seine Augen dieses Unheil doch nicht sehen lassen möge. Und wenn es nicht abzuwenden sei, so bitte er früher aus diesem Leben abberufen zu werden.

Der Himmel hörte das Beten des frommen Paters. Am 12. November 1786 eilte seine Seele ins himmlische Vaterhaus — der Weg für die Kirchenstürmer war frei. Und sie ließen in der Tat nicht mehr lange auf sich warten. Zwei

Tage vor dem Fronleichnamsfeste 1787 erschien plötzlich der Richter von Deutschnofen und las dem versammelten Konvente von einem Bogen Papier das Todesurteil des Wallfahrtsortes Weißenstein vor. Zugleich wurden alle Ordensbrüder zu einem Eide gezwungen, daß sie ja nichts vom Klostervermögen verheimlichen, verschleppen oder verbergen wollten.

Und alsogleich wurde das auf solche Weise neu und „vollkommen rechtlich" erworbene Staatsvermögen abgeschätzt und genau verzeichnet. Das traurige Dokument dieser Abschätzung ist noch vorhanden. Einige Stichproben daraus dürften interessant sein; es sind zugleich Stichflammen, die das kirchenfeindliche Treiben grell beleuchten.

Das ganze Klostergebäude mit mehr als 40 Räumlichkeiten wurde auf 533 fl. 12 kr. abgeschätzt. (Diese Abschätzung bis auf einen Kreuzer ist geradezu drollig!) Die Kirche mitsamt allen Altären erzielte einen um 12 fl. höheren Preis: sie war nämlich genau 545 fl. und 6 kr. wert. Die 14 Stationen in der Kirche erhielten die Bemerkung: ganz wertlos. Ein Gemälde der schmerzhaften Muttergottes wurde auf 4 kr. taxiert. Von der Bibliothek hieß es: „Diese besteht aus in drei Schränken befindlichen Büchern und die Hälfte davon in derzeit unbrauchbaren Asceten (Geisteslehrern)." Dann geriethen die ehrenwerten Herren auf ein klösterliches Devotionaliengewölbe. Daselbst fanden sie „mehrere Centner Mirakul- und Wallfahrtsbücher, dann Bilder und außerdem bei 100 figirln Maria Weissenstein vorstellend"; über diesen Fund ward das salomonische Urteil gefällt: „wird ohne Anschlag belassen, da solche zu vertilgen sein dürften." In einem anderen Zimmer befanden sich: „Hengleichter und verschiedene unbrauchbare Aufsätze, Engelsköpfe, Krippenberg und anderes dergleichen unnutzes Gezeig" (Kirchen-Einrichtung usw.), geschätzt auf 1 fl. 30 kr.

Interessante Schicksale des Gnadenbildes.

Für das Weißensteiner Gnadenbild hatte man gelegentlich des Jubiläums 1753 eine Art Monstranze angeschafft, die ziemlich reich mit Edelsteinen verziert war. So zählten die Herren Schätzmeister damals 41 Diamanten, 42 Rubinen, 19 Smaragden ꝛc. Alles dies gehörte jetzt „selbstverständlich" dem Staate. Man verschacherte es an einen Goldarbeiter, der das ganze Stück samt allen Edelsteinen um einen verhältnismäßig geringen Preis erstand. Er hatte scheinbar ein glänzendes Geschäft dabei gemacht. In wenigen Jahren war er ein Bettler. Die Leute sagten: „Das ist der Finger Gottes!"

Mit der Statue selbst, die man ober dem Altare fand, verfuhr man sehr gnädig; man erlaubte nämlich, daß sie an einen andern, anständigen Ort übertragen werde, und zwar auf einen Seitenaltar zu Leifers. Aber die Übertragung geschah auf strenges Einschärfen der Obrigkeit in einer so famosen Manier, die man wirklich nur mit dem Namen „Diebsmanier" bezeichnen darf. Die Statue wurde nämlich um Mitternacht aus der Kirche entfernt, und noch in derselben Nacht zu Tal getragen. Die Träger hatten strenge Weisung, Seitensteige und abgelegene Waldpfade zu wählen. In Leifers wurde die Statue bei gesperrter Kirche, ohne daß jemand dabei Zeuge sein konnte, auf einem Seitenaltare hingestellt. — Wie haben sich diese Herren durch solches Vorgehen doch selber das Kainszeichen der Unehrlichkeit und des Unrechtes auf ihre Stirne gebrannt!



Weißenstein, Inneres der Gnadenkirche.

Aber wer weiß, ob nicht einige von den vertriebenen PP. Serviten sich bei dieser großen Prozedur heimlich ins Fäustchen lachten. Denn wenn man einer vielverbreiteten, gut beglaubigten Sage trauen darf, so war diese so sorgsam und heimlich verschleppte Statue gar nicht das Gnadenbild. Die schlauen Patres hatten denselben Kniff angewendet, den man in Maria-Lankowitz mit prächtigem Erfolge durchführte: sie hatten die Gnadenstatue vergraben und dafür ein in der Eile angefertigtes ähnliches Bild auf den Altar gestellt.

Doch wie dem auch sei, so steht jedenfalls das eine fest, daß man in Leifers mit dem Weißensteiner Bild nicht viel

aufsteckte. Wohl kam das Volk, solange Weißenstein zerstört darniederlag, zur vermeintlichen Gnadenstatue nach Leifers, aber sobald nur wieder Weißenstein auflebte, vergaß man das Bild in Leifers und eilte nach wie vor nach Weißenstein hinauf. Auch bei der später erfolgten Krönung kümmerte sich die Kirche um das Leiferer Bild nicht im mindesten. Es wurde einfach das in Weißenstein vorhandene Bild feierlich gekrönt. Wir fragen aber erstaunt: Warum haben die in Leifers das Bild nicht zurückgegeben, als Weißenstein wieder



Weißenstein, Deckengemälde.
Huldigung der sieben Stifter des Servitenordens vor der schmerzhaften Mutter.

eröffnet wurde? Wer es wissen will, lese im Wallfahrtsbüchlein „Die Wallfahrt zur Schmerzensmutter nach Weißenstein" auf Seite 70 nach. Die Ursachen sind auch dort nur verschleiert angedeutet. Sie sind etwas zu unwürdig und taugen deshalb weniger zur Veröffentlichung.

„In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen."

„Versteigerung von Kloster, Kirche und sämtlicher Einrichtung!" — So ward es kundgemacht in allen Nachbarorten. Aber es kamen der Käufer nicht viele; es trauerten die Bewohner der ringsumliegenden Orte, daß ihnen der Kaiser, für den sie bereit waren, ihr Herzblut zu vergießen (und für den sie wirklich wenige Jahre nachher ohne Zögern ihr Leben in die Schanze schlugen), daß ihnen dieser Kaiser die Stätten, an denen ihr Herze hing, ohne Erbarmen raubte. Gerade an diesen Stätten hatten sie unter anderem gelernt, der Obrigkeit sich zu unterwerfen; sie taten's, wenn es auch im Innern mächtig räsonnierte und grollte.

Die meisten wollten von dieser himmelschreienden Versteigerung nichts wissen. Aber einer von Bozen kam hin, und Gutes sinnend, kaufte er alles, was da war, um 8000 fl. zusammen. Er hatte beim Kaufe sich verpflichten müssen, alles zu zerstören. Wohl versprach er's, aber er wollte den Bau jedenfalls erhalten. Um den Wichtigmachern Sand in die Augen zu streuen, trug er die zwei Türmchen und die Kuppel ober dem Chore ab. Dann ließ er alles stehen und machte sich aus der Kirche ein Heu- und Holzmagazin. Nachdem er es einige Jahre besessen, gab er es wieder weiter, denn er bildete sich ein, daß er mit dem neuen Besitztum gar keinen Segen hätte.

Der zweite Besitzer hielt nicht lange aus; voller Schulden und ohne Kredit mußte er Weißenstein nach wenigen Jahren weiterverkaufen.

Der dritte Besitzer hatte zwei Großgasthäuser und dazu noch einen Bauernhof. Der richtete die Ruine Weißenstein zu einer Sommerfrische ein. Auf vier verschiedenen Kegelbahnen tummelten sich die Einheimischen und die Sommerfrischler, und bald gab es dort, wo ehemals Gebet und heilige Gesänge schallten, Ausschreitungen aller Art, Saufereien, Flüche, Roheiten und sogar blutige Schlägereien. Das ärgste war, daß auch schwere Unsittlichkeiten an der Tagesordnung waren; kurz ein Greuel der Verwüstung. Das nahm so überhand, daß man allgemein verlangte, daß dieses Gebäude endlich gesperrt oder gänzlich vernichtet werde. Übrigens hatte der Besitzer gar kein Glück damit, und bekannte selber: Was er an seinen zwei anderen Großwirtshäusern gewann, das mußte er in Weißenstein draufzahlen [1]).

Und so kam der ganze Komplex wieder in andere Hände, doch auch dieser neue Besitzer hielt nicht lange aus, er merkte, daß es schief ging. — Es war gerade, als ob ein Fluch auf diesem Orte lastete!

Endlich, als schon ernstliche Verhandlungen wegen des Niederreißens mit dem Fürstbischofe von Trient

[1]) Dieses Vorkommnis legt uns zwei Gedanken nahe: 1. Die Zugkraft, die von Weißenstein ausgeht, scheint durchaus nicht in den Reizen der Natur gelegen zu sein, vielmehr vermag nur die Begeisterung eines großen religiösen Gedankens so viel Waller dorthin zu ziehen. Die Muttergottes war und ist imstande, jährlich 40.000 bis 50.000 Pilger dort zusammenzubringen, — ein erfahrener Wirt aber wurde ebendort beinahe bankerott.

2. Die Kloster- und Wallfahrtskirchenwürger führen und führten gern das Wort im Munde: „Durch das Wallfahren geschehen viele Unzukömmlichkeiten, an den Wallfahrtsorten gibt es viele Mißbräuche." In der Geschichte von Weißenstein jedoch ersehen wir, daß die ärgsten skandalösen Mißbräuche sich dann erst breitmachten, als längst die Wallfahrt aufgehört hatte.

gepflogen wurden, kam dieser selber gelegentlich einer Visitationsreise nach Deutschnofen, stieg dann auch zum Weißenstein empor, und war von der Lage so entzückt und hingerissen, daß er ausrief: „Nie und nimmer wird dieses Gotteshaus geschlossen, nie und nimmer diese Gnadenstätte zerstört!“

Es wurde auch tatsächlich bald darauf bestimmt, daß die Kirche, soweit dies möglich war, in einen besseren Stand zu setzen sei, und daß allsonntäglich ein Kooperator vom nahen Petersberg dort die heilige Messe zu lesen habe.

Weißenstein wieder unter den PP. Serviten.

Eine liebliche, im Volke weitverbreitete Sage erzählt: Als im Jahre 1787 die Serviten ihr liebgewonnenes Kloster verließen, legte einer von den Patres einen Kirschkern in die Erde neben der Kirchentüre gegen Süden hin und sprach also: „Wenn aus diesem Kern ein Baum wird, und wenn auf dem Baum schwarze Kirschen wachsen, dann kommen die schwarzen Ordenspriester, das ist die Serviten, wieder nach Weißenstein.“ Wirklich traf beides ein: der Baum wuchs, trug schwarze Kirschen, und — die Serviten kehrten fast genau nach 50 Jahren ihrer Vertreibung wieder zurück.



Phot. S. A. Knoll, Bozen.

Gnadenbild zu Maria-Weißenstein.

Im Jahre 1835 zogen die ersten Patres wieder ein, nachdem die tirolische Ordensprovinz das Haus und die Kirche, die sich beide jetzt im ruinenhaften Zustande befanden, um den Preis von 21.000 fl. gekauft hatte.

Von jetzt an gab's wieder fröhliches Emporblühen der heiligen Stätte, und von weit und breit kamen die Tiroler wieder zum neuerstandenen Gnadenorte.

Im Jahre 1853 wurde mit großem Glanze das dreihundertjährige Jubiläum gefeiert. In den acht Tagen der eigentlichen Festesfeier wurden 10.000 Kommunionen gespendet, während die Zahl der Anwesenden auf 15.000 geschätzt wurde. Als ein wahres Mirakel aber wurde bei dieser Festlichkeit ein steinaltes Mütterchen aus dem Nonstale angestaunt, dem es gegönnt war, nun schon das zweite hundertjährige Jubiläum auf dem Weißenstein mitzumachen; sie war nämlich als siebenjähriges Mägdelein beim 200jährigen Jubiläum im Jahre 1753 in Weißenstein anwesend gewesen, und war nun auch als hundertsiebenjährige Greisin hiehergewandert, um der Gnadenmutter ihre Huldigung zu zu Füßen zu legen.

Noch großartiger als dieses Jubiläum gestaltete sich im Jahre 1884 in der Oktave des Festes Mariä Himmelfahrt die feierliche Krönung des geliebten Wallfahrtsbildes. Man schätzte damals die Zahl der Anwesenden auf 40.000 bis 50.000; im Verlaufe der Woche wurden 16.000 Kommunionen ausgespendet. Es nahmen an der Feier mehrere Bischöfe und 130 Priester teil. Im ganzen wurden während dieser acht Tage 23 Predigten gehalten, also gewiß eine anerkennenswerte Leistung.

Neuherstellung der Einsiedelei.

Der Ort, wo Leonhard Weißensteiner einst in die Tiefe stürzte und der also mit der Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsortes innigst zusammenhängt, war den Weißensteiner Pilgern stets eine liebe traute Stätte, zu der sie gerne zogen. Man nannte dieses romantische Plätzchen von jeher Einsiedelei. Bald nach dem Beginne der Wallfahrten wurde dieser denkwürdige Platz durch eine Kapelle verziert. Daneben ward ein einfaches Haus gebaut, das weltflüchtigen Einsiedlern Gelegenheit gab, hier dem Gebete und der Betrachtung zu leben.

Als später das Kloster zerstört und die Kirche dem Verfalle preisgegeben wurde, sank auch das verlassene Kapellchen in Trümmer, so daß nach mehreren Jahrzehnten nur mehr einige geborstene Mauern und herumliegende, abgebröckelte Steine den Platz der Gnade bezeichneten.

Nach langer Zeit sollte auch für diese Ruinen die Auferstehung kommen. Im Jahre 1870 faßte ein Priester des Klosters den Plan, die Einsiedelei wieder herzurichten. Er fand begeisterte Helfer und erhielt viele Geldspenden. So ging das Werk leicht und flott vonstatten. Zuerst wurden nur die Wege geebnet und ein Kreuzweg aufgestellt, während man die Kapelle nur provisorisch mit Benützung der alten Mauerteile herstellte. Doch flossen die Gaben so reichlich, daß schon im darauffolgenden Jahre 1871 dieser provisorische Bau kassiert und dafür eine recht nette, kleine Kirche mit einem Spitztürmchen aufgebaut wurde. Den Altar ziert ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter von Weißenstein. Das Kirchlein hat uneingeschränkte Meßlizenz und wird derzeit fast von allen Weißensteiner Wallfahrern mit Vorliebe aufgesucht.

Hier nur noch einige Worte über die landschaftlichen Reize, die gerade dieses Hochplateau der Leonardikapelle, und zwar in wesentlich erhöhtem Maße zeigt, als die Kirche selber. Wir befinden uns hier in einem der schönsten Landesteile Tirols; ringsherum stehen in einem kolossalen Bergeskranze die gefeiertsten und schönsten Spitzen der Tiroler Dolomiten: der Schlern (2565 m), die gepriesene Rosengarten-

gruppe (bis 2998 m), der Latemar (2846 m) und die Palla di Santa (2493 m), eine wahrhaft vornehme Gesellschaft erlesener Bergmajestäten!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1918 200jähriges Jubiläum des Einzuges der PP. Serviten.
1934 50jähriges Jubiläum der Krönung.
1953 400jähriges Jubiläum der Entstehung.

Ständige Wallfahrtspriester: 5 Serviten der Tiroler Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 200—220.

Kommunikanten jährlich: 20.000 bis 25.000.

Besucher jährlich: zirka 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 20—30.

Hauptfest: III. Sonntag im September. (Fest der sieben Schmerzen.)

Einwohner um die Kirche herum: 40.

Ständige Devotionalienhändler: 1.

Gasthaus: 1 (auch ein Pilgerhaus mit 109 Betten). Seit 1910 ein Neubau, Bethania genannt, mit über 100 Betten.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalitäten der Wallfahrer: 4/5 Deutsche, 1/5 Italiener.

Zufahrten.

Wien (Südbahnhof)—Bozen; über Leoben—Villach. Schnellzug über 14 St., K 32.50, Personenzug 22 St., K 25.—.

Wien (Westbahnhof)—Bozen; über Salzburg oder Selztal—Wörgl. Schnellzug 13 St., K 30.70, Personenzug 22½ St., K 24.—.

Innsbruck—Bozen. Schnellzug 4 St., K 7.50.

Innsbruck—Leifers. Personenzug 6 St., K 5.80.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Weißenstein—Montagnaga. Von Leifers Eisenbahnfahrt nach Trient 1½ St., K 1.70. Von dort 2½ St. Fußpartie. Oder von Trient auch per Bahn nach Civezzano oder Pergine, von dort 1½ St. zu Fuß.

Weißenstein—San Romedio. Zunächst nach Bozen. Von Bozen nach Kaltern, dann mittels Drahtseilbahn zum Mendelpaß; dann per Bahn weiter nach Sanzeno, von dort ½ Gehstunde nach San Romedio. — Vom Mendelpaß auch zu Fuß direkt nach San Romedio in 2½ St. Fahrzeit von Leifers nach Sanzeno bei guten Anschlüssen etwa 4 St.

Weißenstein—Waldraft. Eisenbahnfahrt von Leifers nach Matrei (über den Brenner) 5 St., K 5.—. Von dort 2 St. Fußtour.

Weißenstein—Trens. Eisenbahn Leifers nach Freienfeld 3½ St., K 3.10. Von dort ¼ St. Gehzeit.

Weißenstein—Säben. Eisenbahnfahrt Leifers—Klausen 1½ St., K 1.60. Von Klausen auf den Säbener Berg ¾ St.

Literatur.

Trost- und freudenreicher Myrrhenberg, Brixen 1733, 8°.
Kurzer Auszug. München 1754, 12°.
Gumppenberg, Mar. Atlas. München 1673, I. 568.
Beda Weber, Das Land Tirol, II, 238.
Austria-Kal. 1845, 194.
Kaltenbäck, Mariensagen, 132.
Krönes, Geistige Wallfahrt, Wien 1872, 40.
Ave Maria, Linz, Jahrg. VI, S. 17.
Anonym, Die Wallfahrt z. Schm. n. W., Selbstverlag PP. Serviten in W., 1885, 16°, 414 S.
Anonym, Kurze Geschichte, Fischer Innsbruck, 16°, 64 S.
Ott, Marianum, 2276.
Reg.-Mar.-Kal. 1894, XI.
Volksvereinskal. 1906 (Erz. v. Gheri).
Brixener Chronik 1906, Nr. 74.
Tiroler Bauernkal. 1907.
Dietrich in Allg. Tir. Anz. 1909, Nr. 294.
Dietrich in Monatrosen, Innsbruck 1910, Nr. 11.
Buol, Eine seltsame Wallfahrt, in Monika 1909, Nr. 45.
Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 96.

Kurze Erwägung.

In der geheimen Offenbarung des hl. Johannes steht ein verheißender Satz geschrieben, der in mehrfacher Beziehung für unseren lieben Gnadenort angewendet werden kann. Dieser Satz lautet also: „Wer überwindet, dem will ich von dem verborgenen Manna geben, und will ihm einen weißen Stein geben, und auf dem Stein einen neuen Namen geschrieben, den niemand kennt, als der ihn empfängt." (Off. 2, 17.) Hier könnte folgendes bedacht werden:

1. „Wer überwindet..." Der Weg zum Weißenstein bedarf mehr Überwindung, als irgend ein anderer Weg zu einem Wallfahrtsorte Österreichs: keine Wallfahrtskirche ist vom Tale aus so hoch gelegen wie Weißenstein.

2. „Dem will ich von dem verborgenen Manna geben." Hier denken wir an die vielen tausend Kommunionen, die dort auf rauher Bergeshöhe gespendet werden.

3. „Und will ihm einen weißen Stein geben," und zwar einen weißen Stein in dreifacher Beziehung: erstens, er wird schauen den Wallfahrtsort „Weißenstein", zweitens er wird schauen die weißen Felsen des Weißhorns, drittens er wird schauen den weißen Alabasterstein des Gnadenbildes.

4. „Und auf den Stein einen neuen Namen geschrieben"; d. h. der Pilger wird im Innern umgeändert, mit neuem Herzen, mit neuem Mute ausgerüstet werden.

5. „Den niemand kennt, als der ihn empfängt"; die meisten, und gerade die schönsten Gnaden bleiben verborgen, sind nur demjenigen bekannt, der sie erhalten hat.

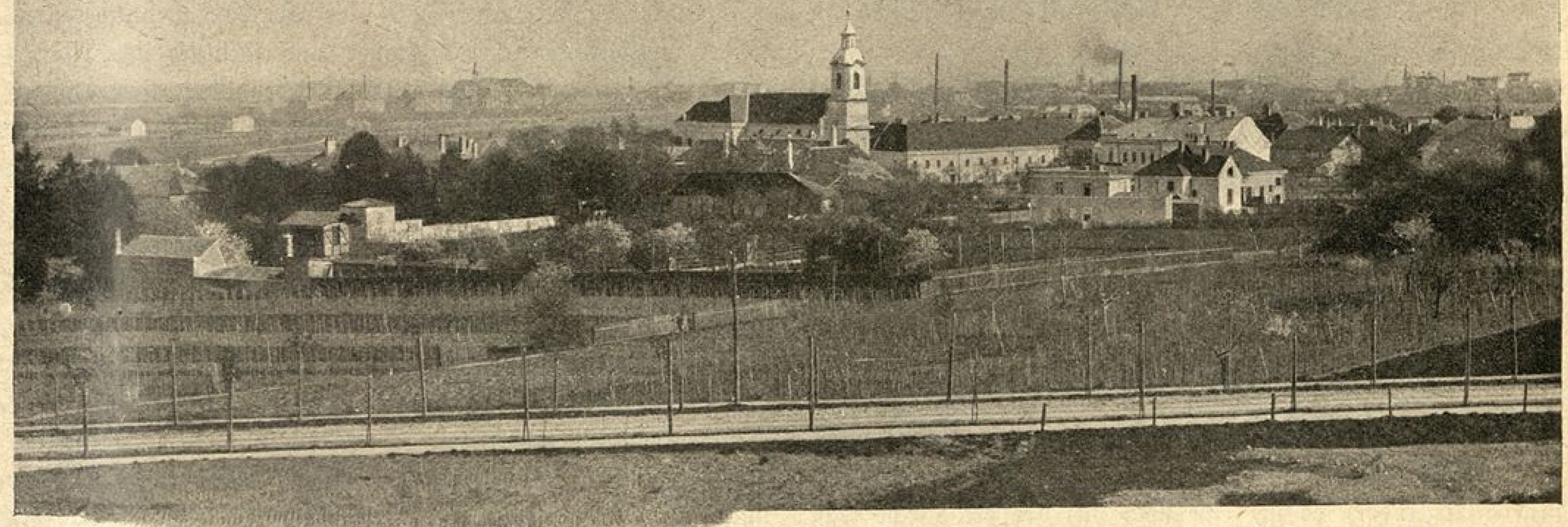
Gebet.

(Erste Begrüßung der Gnadenmutter beim ersten Anblicke der Gnadenkirche. Entnommen dem Wallfahrtsbüchlein.)

O seligste Jungfrau und Muttergottes Maria, im Namen aller Engel und Erzengel, im Namen aller Cherubim und Seraphim, im Namen aller Patriarchen und Propheten, im Namen aller Apostel und Evangelisten, im Namen aller heiligen Märtyrer und Bekenner, im Namen aller heiligen

Jungfrauen und Witwen, in der Hoheit der allerheiligsten Dreifaltigkeit selbst grüße, lobe, preise, ehre und benedeie ich Dich in tiefster Demut soviel millionentausendmal als Sandkörnlein am Ufer des Meeres, Tröpflein im Wasser, Blätter auf den Bäumen, soviel Blümlein auf den Wiesen, soviel Sonnenstäublein in der Luft, soviel Sterne am Firmamente sind. Alle diese Grüße begehre ich alle Augenblicke zu erneuern geradeso, wie Dich der Erzengel Gabriel als die auserwählte Mutter des Sohnes Gottes begrüßet hat und spreche daher aus dem Grunde meines Herzens: Gegrüßet seist Du Maria voll der Gnaden usw.

Sei mir gegrüßt, Du Schatz von Weißenstein,
Schneeweißes Marmorbildchen, zart und fein!
Von Lieb umjauchzt, von Tausenden verehrt,
Blickst Du unendlich milde und verklärt
Herab auf der Tiroler fromme Schar,
Die betend knien um Deinen Hochaltar!
Und mancher lernte wieder glücklich sein
Vor Dir, Du Marmorbild von Weißenstein! (M. H.)



Maria-Enzersdorf, Gesamtansicht.
Links im Hintergrunde Missionshaus „St. Gabriel".

Verstehst du, was aus tausend Bildern
Zu Enzersdorf im Kreuzesgang
So deutlich klingt, und was sie schildern
In nimmermüdem Dankesdrang? —
Sieh' Pilger, — tausend deiner Brüder,
Mit größrem Leid als du es hast,
Sie kamen her und legten nieder
Am Gnadenort die Herzenslast.
Und wurden froh! — Ihr Dankespfand —
Hier hängt es an der Kreuzgangswand.

Maria-Enzersdorf.

Niederösterreich.

25.000 Kommunikanten.

Die Fahrt zum Gnadenorte.

Eine Wallfahrt nach Maria-Enzersdorf ist den Bewohnern von Wien ziemlich leicht gemacht, in drei Stunden kann man bequem wieder zurück sein.

Maria-Enzersdorf liegt südlich von Wien, und wäre zu Fuß (vom Mittelpunkte der Stadt aus gerechnet) in etwa 3½ St. zu erreichen. Die Eisenbahn besorgt den Transport vom Südbahnhofe aus in einer halben Stunde. Von Sehenswürdigkeiten während der kurzen Fahrt sei nur die neue Rosenkranzkirche im zwölften Bezirke Wiens zu erwähnen, die man bald nach dem Verlassen der Station Hetzendorf rechterhand in ziemlicher Nähe liegen sieht; ferner unmittelbar nach der Station Atzgersdorf-Mauer das neue Kloster der Redemptoristinnen, die früher ihr Heim in Wien III., Rennweg hatten; endlich nach der Station Liesing rechterhand in einiger Entfernung der dicke viereckige Kirchturm von Perchtoldsdorf, so groß, daß sieben Kirchenglocken (aus ehemaligen türkischen Kanonen geschmolzen) nebeneinander darin hangen.

Die fünfte Station „Brunn—Maria-Enzersdorf" ist unsere Aussteigstation. Auf schöner schattiger Straße, auf der uns links und rechts allseits die Devotionalienstände entgegenwinken, gelangen wir in etwa 10 Min. zur Gnaden- und Wallfahrtskirche Maria-Enzersdorf, genannt: „Maria-Heil der Kranken".

Massenhaft strömen hier an schönen Sommertagen die Besucher zusammen; so sehr, daß man sich manchmal staunend fragen möchte, ob denn irgend ein besonderes Fest gefeiert werde; und doch ist nur gewöhnlicher Wochentag. Man schätzt die Durchschnittsanzahl der täglichen Besucher für schöne Sommertage auf 400 bis 500. Freilich sind davon nicht alle fromme Wallfahrer, sondern zum großen Teile Ausflügler, die nur so nebenbei der Muttergotteskirche ihren Anstandsbesuch abstatten. Diese Ausflügler lockt die anmutige, ja herrliche Umgebung des Ortes. Einladend winkt ja aus ziemlicher Nähe die Schloßruine Liechtenstein auf dem Rauchkogel (311 m), während weiter gegen links die prächtige Gebirgslandschaft der Brühler Berge und des Anningergebietes dem ganzen Anblick hohen Reiz verleiht.

Die Kirche.

Wer die Enzersdorfer Wallfahrtskirche, wie sie noch vor kaum fünf Jahren aussah, kannte, wird sich heute beim Anblicke sowohl der nächsten Umgebung, als auch des Innenraumes der Kirche hochbefriedigt fühlen.

Was die nächste Umgebung betrifft, so war es gewiß ein vortrefflicher Gedanke der Gemeindevertretung, den Platz vor der Kirche frei zu machen, und die neue Straße,

die sich jetzt direkt von der Kirche gegen das Gebirge hin zieht, zu eröffnen. Denn früher war gegenüber der Kirche eine ununterbrochene Häuserfront. Wie sehr hat die Kirche dadurch an Schönheit gewonnen, wie vorteilhaft ist für die Tage großen Andranges dieser geräumige Vorplatz, wie angenehm die schnelle, direkte Verbindung mit der nächsten Station der Dampftramway!

Doch nun zur Kirche selber. Die Front des Gotteshauses blieb unverändert. Noch steht wie ehedem als Hüter der Heiligtumsschwelle der zierliche, nicht allzuhohe Turm. Noch halten auf dem kleinen gepflasterten Vorraum zwei überlebensgroße Steinfiguren treulich Wache. Ja sogar die Farbe des Anstrichs ist noch immer dieselbe; seit unseren Knabenjahren wissen wir es: die Enzersdorfer Kirche ist immer gelb.

Wir betreten den kleinen Vorraum und sehen nun zum erstenmale das Innere der Kirche. Ei, wie groß die Kirche jetzt geworden! Welch freudig stimmenden, befriedigenden Eindruck machen die lichten Wände, die erlesenen Bilder an den Wänden! In dieser Kirche haben doch etwa 2000 Menschen Platz! Wie viel besser ist dies alles als früher, wo in die kleine, für einen Wahlfahrtsort allzukleine Kirche mit Mühe und Not etwa 800 Personen hinein konnten! Wie viele Wallfahrer mußten damals draußen bleiben oder im benachbarten Kreuzgange!

Wohl könnte ein so vielbesuchter Wallfahrtsort wie Maria-Enzersdorf es ist, eine noch viel größere Kirche recht gut brauchen, — ist ja doch die Wallfahrtskirche zugleich die einzige Pfarrkirche eines Marktes von 3000 Seelen, — doch immerhin ist mit dem nun vollbrachten Zubau der allerärgsten Not abgeholfen.

Der rückwärtige Teil der Kirche, also ein Teil, in dem man zuerst gelangt, bildete das Hauptschiff der alten Kirche. Es ist unverändert geblieben. Wo jetzt die Erweiterung nach links und rechts zu sehen ist (das Querschiff), dort war ehedem das schmale Presbyterium. Der vorderste Teil sowie die beiden Seitenflügel sind also neu hinzugekommen.

Der Hochaltar ist wie er früher gewesen, nur wurde er an die neue Rückwand geschoben.

Der Hochaltar.

Wir betrachten diesen Hochaltar. Da fällt uns vor allem die große Frauensgestalt, die ihre Hände betend erhebt, in die Augen. Es ist die heilige Magdalena, die Patronin der Kirche. Denn so eigentümlich es erscheinen mag; die Enzersdorfer Gnadenkirche ist nicht der Muttergottes Maria, sondern der heiligen Büßerin Magdalena geweiht.

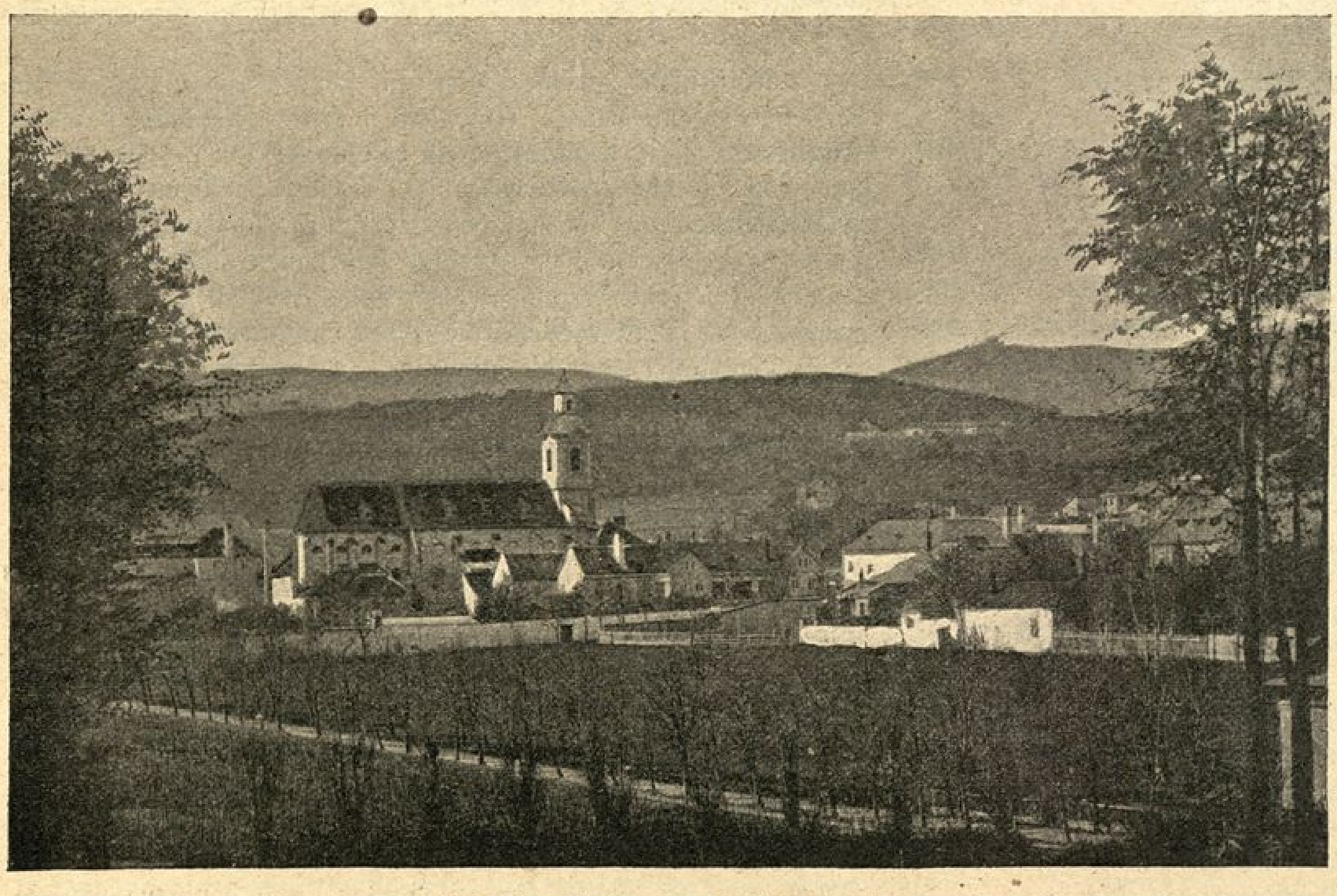
Das kommt daher, weil die Kirche jahrhundertelang früher im Besitz der Franziskaner und eigentlich ihre Klosterkirche war. Die Aufstellung des Gnadenbildes aber erfolgte, wie wir dies sogleich berichten werden, erst viel später: in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; erst von da an wurde Enzersdorf ein Maria-Wallfahrtsort.

Das Gnadenbild selber ist nichts anderes, als eine getreue Nachbildung der hochberühmten Statue in Mariazell in Steiermark.

Hoch oben auf dem Altare steht auf einem Spruchbande der Titel: „Heil der Kranken“. Unter diesem Namen wird die allerseligste Jungfrau in diesem Wallfahrtsorte besonders angerufen und verehrt. Die beiden Statuen nächst dem Gnadenbilde sind zwei hervorragende Heilige des Franziskanerordens: Der hl. Franziskus und der heilige Antonius.

Der Kloster-Kreuzgang.

Der vierseitige, von einem Quergange durchschnittene Kreuzgang in Maria-Enzersdorf ist zwar in seiner Bauart recht einfach und niedrig, bildet aber in anderer Beziehung eine wahre Sehenswürdigkeit. Man wird nämlich selten sonst wo einen Kreuzgang finden, der derartig mit Votivbildern behängt wäre, wie der Maria-Enzersdorfer. Beiläufig tausend Bilder zieren seine Wände.[1]) Wer diese Bilder aufmerksam mustert und ihre Unterschriften studiert, wird bald etwas Sonderbares herausfinden: daß hier in Maria-Enzersdorf vorzüglich Danksagungen für Genesung oder Rettung von Kindern erwähnt sind. Es scheint fast zu sein, als ob die Muttergottes von Maria-Enzersdorf eine ganz



Maria-Enzersdorf, gegen den Wienerwald.

[1]) Bei der letzten Restaurierung wurde etwa die Hälfte davon entfernt.

besondere Schutzfrau für die unschuldsvolle, fröhliche Kinderwelt wäre.

In einer Ecke des Kreuzganges, und zwar linker Hand vom Eingange, ist der Zugang zu einer Lourdes-Grotte. Ein dreifacher Felsenbogen aus Kalksteinen ist hier errichtet; in dem mittleren sieht man eine beiläufig lebensgroße, schöne Statue der vielverehrten weißen Muttergottes von Lourdes. Zu ihren Füßen sprudelt eine klare frische Wasserquelle, die man künstlich hiehergeleitet hat. Die Pilger lieben es, von diesem Wasser zu trinken und sich damit zu benetzen.



Maria-Enzersdorf mit dem neuen Vorplatze und der neuen Zufahrtsstraße zur Kirche.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Vorgeschichte.

1454. Gründung des Franziskanerklosters in Enzersdorf, und zwar durch Herrn Ulrich Graf Cilli. Bei dieser Gründung half auch der sehr berühmte Prediger, der heilig gesprochene Franziskanerpater Johann v. Kapistran mit. Man sieht vom Kreuzgange des Klosters aus im Garten auf hoher Säule das Standbild dieses redegewaltigen Mannes errichtet. Etwa 75 Jahre lebten die Franziskaner ruhig und ungestört in ihrem kleinen Konvent. Da kam ein schweres Jahr, nämlich:

1529, die erste Belagerung Wiens durch die Türken. Bei dieser Gelegenheit wurde Kirche und Kloster in Enzersdorf von den wilden Horden zerstört, geplündert und niedergebrannt. Alle Klosterleute hatten die Flucht ergriffen, nur ihrer zwei nicht. Von diesen beiden berichtet die verläßliche Chronik: „Pater Wolfgangus von Steinkirchen, ein andächtiger Priester und fürtrefflicher Prediger, hat zu Enzersdorf derentwegen die mögliche Flucht nicht ergriffen, damit er durch den türkischen Schwertstreich zur Marter und Belohnung wurde aufgenommen. Pater Germanus de Kreuzenach (Kreuzbach), sein Mitgespann zum Marterkranz, ein sehr alter Priester, welcher des Tages nur einmal speisete und von dem andächtiglich besuchten heiligen Land an dem Armb sein Kennzeichen aufweisete, war mit ihnen von den Muchametanern an den Stufen des Altares getötet."

1632 kamen die Franziskaner, die fast hundert Jahre hindurch wegen Personenmangel das Kloster nicht mehr inne gehabt hatten, wieder zurück, und zwar zur großen Herzensfreude aller Leute der ganzen Umgebung, die sie mit feierlichstem Jubel empfingen.

1683 standen die Türken zum zweiten Male vor den Toren Wiens. Wieder brandschatzten sie ohne Erbarmen die ganze Gegend ringsumher; wieder steckten sie Kloster und Kirche zu Enzersdorf in Brand und schleppten alles, was sie nicht mordeten, in harte Gefangenschaft. Auch diesmal war als Hüter des Klosters ein Laienbruder zurückgeblieben. Er wurde von den Türken niedergehauen. Sein Totenschädel ist noch in einer vergitterten Nische im Kreuzgange (und zwar im mittleren Quergange) zu sehen. Man bemerkt noch die Spur eines gewaltigen Hiebes durch die Hirnschale. Darunter liest man eine Inschrift „Hier ruht in Gott Frater Guttbertus Lenz, Ordens Sancti Franzisci Laien und Conventkoch, welcher den 13. Juli 1683 von den türkischen Tartaren, nach vielen empfangenen Wunden um Christi willen enthauptet, und allhier, wo er nach der Wienerischen Belagerung gefunden, begraben worden".

Durch die Freigebigkeit von edlen Gönnern wurde Kirche und Kloster nach dieser schweren Kriegszeit bald wieder aufgebaut.

Die Entstehung der Wallfahrt.

Bis zum Jahre 1729 dachte niemand daran, daß jenes Enzersdorf einmal Maria-Enzersdorf heißen und ein berühmter Wallfahrtsort sein werde. Das eben genannte Jahr aber brachte unerwartete Änderung.

Ein vornehmer Mann, namens Franziskus v. Ghelen, hatte sich nämlich sechs Jahre zuvor (1723) jener Mariazeller Prozession angeschlossen, die alljährlich vom Franziskanerkloster in Wien aus unternommen wurde. Am Gnadenorte angelangt, wurde er so sehr ergriffen, daß er sich kaum von der lieben Stätte zu trennen vermochte. Um nun wenigstens irgend ein teures Angedenken zu haben, erbat er sich von den Patres eine Nachbildung des Mariazeller Gnadenbildes, eine Bitte, deren Erfüllung ziemlich schwierig war. Aber er bekam die Kopie

doch. Voll Freude reiste er mit diesem so wertvollen Schatze heim.

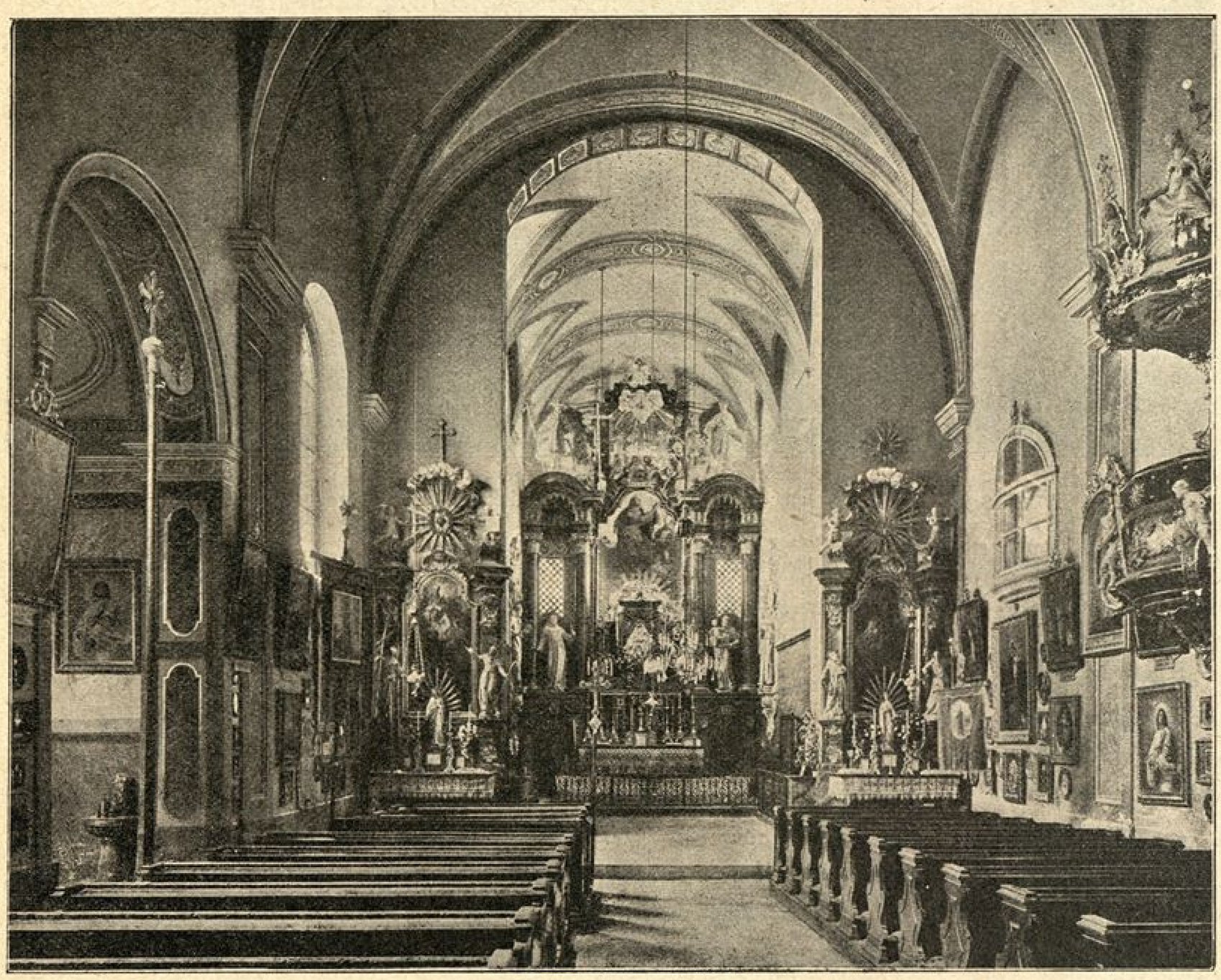
Schon auf dem Wege sollte er die Gnadenhilfe der Muttergottes empfinden. Da nämlich die Pilgerschar wegen beständigen Regens in große Wassergefahr kam, gelobte er, dieses Bild treu zu hegen und es in seinem Hause auf ehrenvollem Platze auf eigens hiezu errichtetem Altare zu stellen. Die Gefahr ging in der Tat schadlos vorüber.

Gar andächtig verehrte nun der fromme Mann mit seiner Familie das Mariazeller Bild und in kürzester Zeit fanden sich auch nicht wenige andere Leute aus der Nachbarschaft, die in ihren Nöten zu diesem Bilde ihre Zuflucht nahmen. Ja, einigen war es sogar im Traume vorgekommen, daß ihnen die Muttergottes oder ihr göttliches Kindlein von dieser Statue aus ihre Hand zum Kusse gereicht hätte.

So blieb es mehrere Jahre hindurch. Da nun im Sommer 1729 abermals die Mariazeller Prozession durch Enzersdorf zog, bat der damalige Pater Guardian zuvor den Besitzer dieser Mariazeller Statue, er möge zur Freude der Wallfahrer seine Statue öffentlich in der Enzersdorfer Kirche ausstellen und sie dort bis zur Rückkehr der Prozession von Mariazell belassen.

Gerne willigte der gute Mann ein und bereitete dadurch den Wallfahrern herzlichste Freude. Diese Herzensfreude aber steigerte sich zu einem wahren Jubel, als es ruchbar wurde, daß ein kranker, und zwar unheilbarer Knabe, nachdem seine Eltern vor dieser ausgesetzten Statue innigst um seine Gesundheit geflehet hatten, alsbald völlig genesen sei.

Auch im darauffolgenden Jahre ward das Bild abermals in Enzersdorf während der Prozession nach Mariazell zur Verehrung ausgesetzt und die Begeisterung wurde nur noch größer, ja so sehr, daß viele von da ab den glücklichen Besitzer bestürmten, er möge die Statue als gemeinschaftliches Gut hergegeben und sie für immer der Enzersdorfer Kirche belassen. Großmütig willfahrte er dieser Bitte, einerseits schmerzlich bewegt, daß sein eigenes Haus diesen Edelstein verlieren müsse, andrerseits voll heiliger Freude über die große allgemeine Verehrung für dieses Bild. Und so ward denn dieses Abbild der Mariazeller Muttergottes am 8. Dezember 1730, also am Festtage der unbefleckten Empfängnis Mariens, unter unbeschreiblichem Jubel des zahllosen Volkes feierlich auf dem Hochaltare der Enzersdorfer Kirche erhöht, um von jetzt an allda zu bleiben für immerwährende Zeiten.



Maria-Enzersdorf, vor der Erweiterung der Gnadenkirche.

Hiemit hatte Enzersdorf begonnen, ein Wallfahrtsort zu sein. Der damalige Kardinal-Erzbischof von Wien aber verfügte, daß dieses neue Gnadenbild nunmehr den schönen Titel tragen möge:

„Maria, Heil
der Kranken."

Von dieser Zeit an steigerte sich der Besuch dieses neuen Wallfahrtsortes von Jahr zu Jahr.

In der Zeit Kaiser Josef II.

Da kam das Jahr 1784, dieses für die Wallfahrten in Österreich so verhängnisvolle Jahr, in welchem Kaiser Josef II. das Wallfahren verbot. Es wurde auch für Maria-Enzersdorf verboten. Nun hatte aber Maria-Enzersdorf damals außer den Franziskanern keine anderen Priester, und so wurde der Kaiser gebeten, er möchte doch Enzersdorf zu einer Pfarre machen. Er wollte nicht recht und tat es erst auf ein zweitmaliges Bitten. Merkwürdigerweise aber übergab dieser hitzige Klosterstürmer die Pfarre Enzersdorf nicht den Weltpriestern, sondern den Franziskanern, die eben dort ansässig waren. Seitdem ist der Guardian immer Pfarrer in Enzersdorf.

Das Verbot der Wallfahrten konnte sich nicht lange verbindlich erhalten. Kaum war Kaiser Josef II. tot, so regte sich allenthalben wieder die alte Lust und der tief im Herzen innewohnende Zug nach dem Wallfahren, und überall begann der gewaltsam unterdrückte Brand wieder aufzulodern. So sehen wir auch in Maria-Enzersdorf schon etwa zwei Jahre

nach der strengen kaiserlichen Verordnung wieder Wallfahrer um das Gnadenbild.

Seit dieser Zeit bis heute gilt Maria-Enzersdorf als einer der besuchtesten Gnadenorte von Niederösterreich.

Gebetserhörungen.

Vom Laster befreit.

Tausend Dank der Muttergottes für die Gnade meiner Bekehrung! Fünfzehn Jahre lang war ich einem abscheulichen Laster unterworfen, habe tausendmal meine arme Seele und beinahe auch meinen Körper getötet. Es half kein Flehen, Bitten und Seufzen; alles schien vergeblich zu sein. Vielleicht wollte Gott nur meine Beharrlichkeit im vertrauenden Gebete auf die Probe stellen.

Da lenkte ich denn am 8. Dezember 1898, am Feste der Geburt Mariens, meine Schritte nach Maria-Enzersdorf. Die Augen tränenvoll, das Herz in Reue zerknirscht und voll Demut warf ich mich dort vor den Gnadenthron der Mächtigen nieder. Und aus meiner Seele quoll der Ruf: „Maria, barmherzige, liebe Mutter, wenn Du die Macht hast, so befreie mich von diesem Laster und erbitte mir die Gnade einer aufrichtigen Bekehrung!“

Und siehe da, meine Mutter hat mein Seufzen und Rufen vernommen und erhört. Denn von dieser Stunde an war diese böse Gewohnheit endgiltig über Bord geworfen. Seit dieser Zeit fühle ich mich unsagbar glücklich, Gottes Friede, jener Friede, den die Welt nicht geben kann, jener Friede, den mein geplagtes Herz jahrelang gesucht, aber niemals gefunden, dieser Friede war nun eingekehrt in mein seliges Herz. Nochmals tausend Dank Dir, o barmherzige Mutter, daß Du Dich meiner erbarmt hast, und zum Dank dafür verspreche ich Dir, Dein treues Kind bleiben zu wollen bis zum letzten Atemzuge. Amen.

P. W. in O.

Dem Kinde die Gesundheit erbetet.

Im November des Jahres 1899 erkrankte mein damals zweijähriges Söhnlein plötzlich an heftigem Erbrechen und hochgradigem Fieber. Die vom Arzte verordneten Mittel steigerten nur das Fieber, so daß der Arzt den Ausbruch einer schweren Krankheit befürchtete. Das Kind lag wie besinnungslos da, purpurrot im Gesicht.

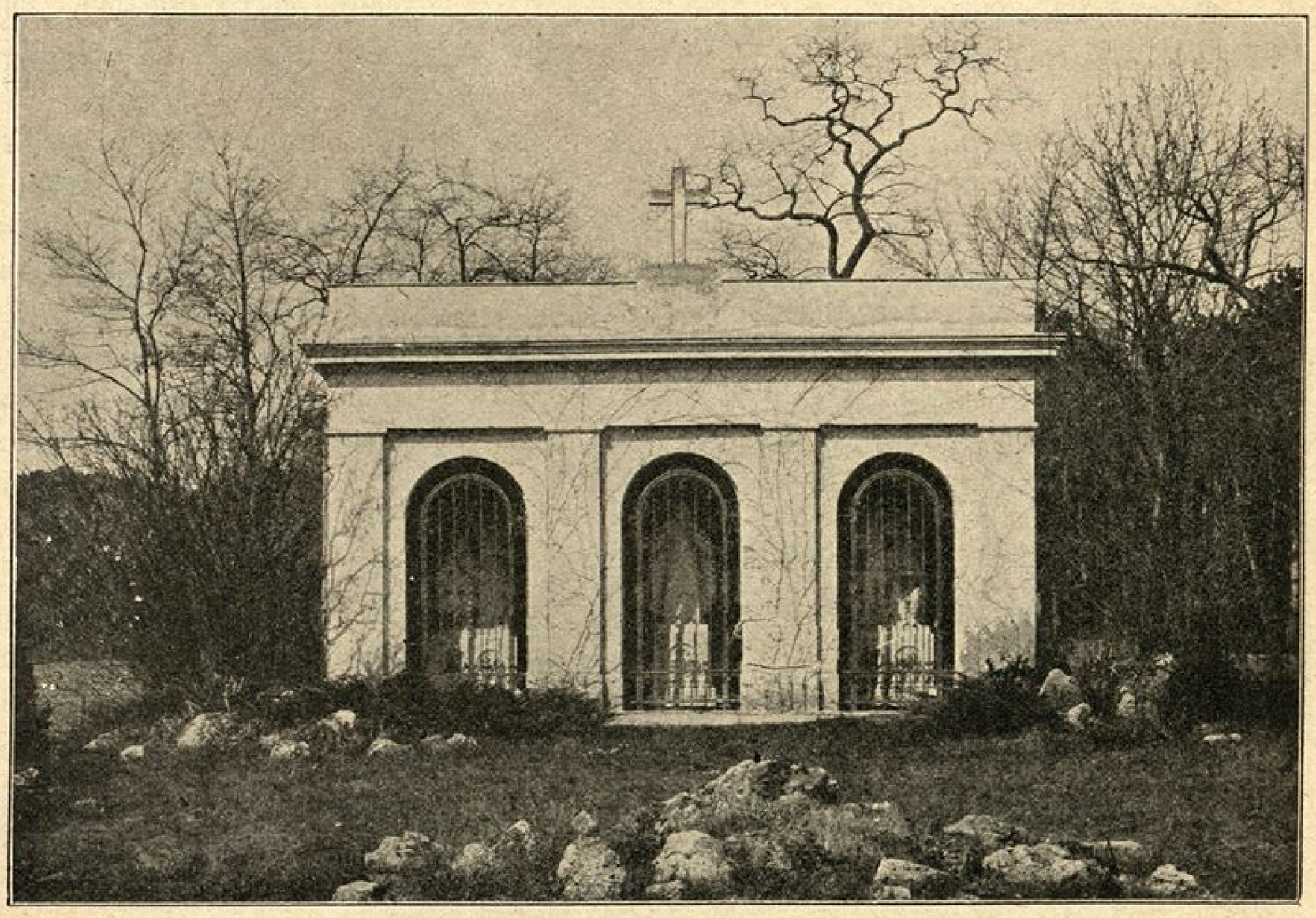
Da lief ich in den Stephansdom, fiel vor dem Altare des hl. Aloisius hin und flehte mit Inbrunst zum Heiligen und zur Muttergottes um Hilfe für meinen Knaben und gelobte, zu Ehren der mächtigen Jungfrau am ersten Sonntage nach der Genesung des Kleinen nach Maria-Enzersdorf zu fahren und dort die heiligen Sakramente zu empfangen.

Das war am Abende. In der Nacht weckte mich meine Frau, mich ersuchend, ich möchte das Kind anfühlen. Und siehe da: das Fieber war vollständig verschwunden und mein Walter schlief ruhig; ein paar Tage darauf war er gesund.

Freudig brachte ich in Maria-Enzersdorf mein Dankopfer dar.

Wien, 1899.

Max Taubert, Beamter.



Maria-Enzersdorf, Urlaubskapelle am Liechtenstein. Phot. Weingartshofer, Mödling.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1954 500jähr. Jubiläum der Klostergründung.

1930 200jähr. Jubiläum der Wallfahrtsgründung.

Wallfahrtspriester: 6 Patres aus dem Franziskanerkloster in Wien.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 70—75.

Kommunikanten jährlich: 25.000.

Besucher jährlich 250.000 (¼ Million), davon Wallfahrer: 40.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 35—40.

Hauptfest: Mariä Geburt und Mariä Namen, doch zeigen alle Marienfeste des Jahres sehr starken Besuch.

Einwohnerzahl des Ortes: Gegen 3000.

Devotionalienhändler 27 (davon 10 im Brunner Gemeindegebiet).

Gasthäuser: 15 (davon 3 im Brunner Gemeindegebiet).

Kaffeeschänken: 4.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist ein gleichmäßig anhaltender.

Zufahrt.

Wien, S.-B.—Maria-Enzersdorf. ½ St. K —.80.

Wien, Lainz (Dampfstraßenbahn) — Maria-Enzersdorf. 50 Min. K —.42.

Benachbarte Wallfahrtsorte kommen bei Maria-Enzersdorf kaum in Betracht, da dieser Wallfahrtsort fast immer nur für sich allein besucht wird, wie dies seine große Nähe an der Zweimillionenstadt begreiflich macht. Doch sei nebenbei bemerkt, daß der Gnadenort Maria-Lanzendorf, der

11 km östlich liegt, von Maria-Enzersdorf aus in 2½ Stunden am besten wohl über Vösendorf, bequem zu erreichen wäre.

Die Besucher Maria-Enzersdorf können auch mittels halbstündigen Spazierganges das Missionshaus Sankt Gabriel besichtigen. Schöne, sehenswerte Kirche. Im Klostergarten eigenartige, unterirdische Grotte: Leidensstationen des Herrn in färbiger Beleuchtung; sehr interessant. Nur gegen Anmeldung bei der Pforte zugänglich.

Literatur.

Kurzer Bericht, Wien 1781, 12°.

Bericht und Betrachtung, Wien 1830, 12° (Jub.-Schrift).

Maurer Kolb, Mar. N.-Ö. 146.

Zehetbauer O. S. Fr., Guardian, Kurzgef. Gesch. Wien, Norb.-Druck. 1890.

Kaltenbäck, Marienſagen, 289.

Schweickhardt, I, 161.

Donin, Mar. Auſtr. 107.

Reg.-Mar.-Kal. 1896, V.

Auſtria-Kal. 1847, S. 100.

Jordan im Wiener Diöc.-Bl. 1909, Nr. 15.

Pürrer (Regeſten) im W. Diöc.-Bl. 1907, Nr. 10, 11 und 12.

Jordan in Monatsbl. d. Alt. Ver. VIII, Nr. 6, 7 (1907).

Starzer in „Reichspoſt", 1907, Nr. 159, 14. Juli.

„Der Bote aus dem Waldviertel", 1903, 1. April.

Monat-Roſen 1893, 174.

Niederöſt. (Landesverband), Lechner, Wien 1911, S. 63.

Förſter, Touriſtenführer, Wien. S. 48.

Kurze Erwägung.

Siehe hier das „Heil der Kranken"! O, wie mannigfach ſind doch die Krankheiten der Menſchenkinder! Wie mannigfach warſt du ſelber ſchon krank, oder biſt es noch immer. Biſt du krank am Leibe, ſo eile zu Maria, ſie iſt das Heil der Kranken, ſie wird vielleicht auch dir gnädig ſein! Biſt du krank an deinem Herzen, nagt die Not an dir, der Kummer, der Verdruß, o, ſo eile zu Maria, ſie iſt ja das Heil der Kranken, auch der kranken Herzen. Biſt du krank im Gewiſſen, quält dich das Bewußtſein vielfacher Sündenſchuld, ſo nimm ſchnell deine Zuflucht zu Maria, ſie iſt ja das Heil der Kranken, auch der kranken Gewiſſen! Biſt du krank in deinem Glauben, ängſtigen dich bange Zweifel, will die Hoffnung nicht recht aufkommen in den Nebeln deiner Verſuchungen, o, ſo eile, fliehe, rette dich zu Maria, dem Heile der Kranken, damit ſie geſund und licht mache deinen kranken Glauben. Kurz: Mag deine Krankheit noch ſo eigenartig, noch ſo tief, noch ſo alt ſein, geh' zu Maria, arme Seele, und bitte ſie, daß ſie auch dich wie tauſend andere heil mache und geſund.

Gebet.

Heilige Mutter, erhöre das innige Flehen deiner irdiſchen Kinder! Um deinen Thron verſammelt, rufen ſie zu dir. Von Krankheit gequält, vom Leide verfolgt, von Kummer bedrückt ſchreien ſie auf zu dir, Mutter, Retterin, Helferin der Chriſtenheit! Dir, o Maria, empfehlen wir uns! Du ſchütze uns auf unſeren Wegen, du halte ferne von uns jeglichen Schaden am Leibe und an der Seele, du erfülle unſere Herzen mit zeitlichem und himmliſchem Segen, auf daß wir dir fröhlich und heiter dienen mögen alle Tage unſeres Lebens. O, heilige Mutter der Gnade, bringe allen, allen deine Gnade! Sei mit uns, o Mutter, alle Tage unſeres Lebens, ſei mit uns am Tage unſeres Sterbens! Wenn das Lebensſchifflein zuſammenbricht, dann führe uns in Frieden ein in ſelige Ewigkeit. Amen.

Maria-Lankowitz.

Steiermark. 25.000 Kommunikanten.

O zartes Bild, ſo unſcheinbar,
Und doch an Gnaden wunderbar.
So klein, ſo einfach und ſo bleich
Und doch an Ehren überreich!
An Größe eine Spanne bloß,
An Herrlichkeit unendlich groß!

Örtliche Lage.

Schon ſehr frühzeitig, im Jahre 1860 wurde die Eiſenbahn von Graz nach Köflach gebaut. Es handelte ſich da um den raſchen Transport der ſchönen Kohle, die in Köflach, Lankowitz und Voitsberg zutage gefördert wurde.

Dieſe Bahn kommt uns wie gerufen; ſie bringt uns in raſchem Fluge bis an die Endſtation Köflach, von wo aus wir in einer ſchwachen halben Stunde unſer Wallfahrtsziel erreicht haben. —

Die Eiſenbahnfahrt bis Köflach iſt nicht übermäßig romantiſch und großartig, aber gerade an der Endſtation öffnet ſich der Ausblick auf ein hohes Hinterland, durch welches die ganze Gegend das herrliche Gepräge einer Gebirgslandſchaft bekommt. Erheben ſich doch im Norden und Weſten die Bergzüge der Gleinalpe und der Stubalpe bis nahe an 2000 m Meereshöhe. Am Fuße der Stubalpe nun, und zwar auf einem Hochplateau, liegt unſer Wallfahrtsort: Maria-Lankowitz.

Hat man, vom Bahnhofe Köflach kommend, nach etwa 20 Minuten Wanderung auf ſehr gleichmäßig ſanft anſteigender Straße den Markt Maria-Lankowitz erreicht, ſo muß man noch weiters, um zur Kirche zu gelangen, den Ort ſo ziemlich in ſeiner ganzen Länge durchſchreiten, was noch 5 bis 6 Minuten Zeit in Anſpruch nimmt. Dann kommt man zu einer breiten, kurzen Allee, die mit drei Paaren ſteinerner Standbilder geziert iſt und direkt bei der gemauerten Eingangspforte endet, die, einem bemalten Triumphbogen gleich, in den eigentlichen Kirchenplatz führt. Dieſer Platz iſt ringsherum von einer Ringmauer eingeſchloſſen, mit Bäumen beſetzt und enthält nebſt der Kirche noch eine ziemlich geräumige, ganz abſeits freiſtehende Antoniuskapelle, an deren Außenwand ſich ein Bild des Dismas, des guten Schächers befindet.

Die Gnadenkirche.

Die Gnadenkirche, die mit dem daranstoßenden Franziskanerkloster ein zusammengehöriges Bauwerk bildet, trägt als Hauptzier einen schlanken Turm von gefälligen Formen, dazu am anderen Ende der Kirche noch einen zierlichen Dachreiter.

Wir betreten durch das Hauptportal, über das sich, auf Säulen ruhend, ein schönes Schutzdach breitet, das Innere der Kirche.

Groß, licht, gefällig in den Formen, mit besonderer Sorgfalt reichlichst ausgemalt — das sind die sofort in die Augen springenden Haupteigenschaften dieses Gotteshauses. Der Baustil ist Renaissance, Fassungsraum etwa für 2500 Personen, die zahlreichen Gemälde zum Teil schon etwas verblaßt, aber immerhin noch schön. Inhaltlich blieben uns die Deckengemälde (eine große Zahl einzelner Heiligenfiguren in den einzelnen Feldern der Wölbung) rätselhaft. Wir wissen nicht, ob ein einigender, großer Gedanke all diese mannigfachen Figuren miteinander verbindet.

Leichter und durchsichtiger sind die großen Seitengemälde, die verschiedene Szenen aus dem Leben Jesu und auch aus der Heiligengeschichte des Franziskanerordens darbieten.

Zwei Dinge fielen uns besonders auf und fanden unsere vollste Zustimmung.

1. An den Kirchenwänden hängen, und zwar (was wir besonders loben) so niedrig, daß man sie genauestens besehen und studieren kann, eine ganze Reihe von älteren Ölgemälden in ovalrunden Rahmen, die verschiedene Ereignisse aus der so reichen Geschichte dieses Wallfahrtsortes in Wort und Bild zur Darstellung bringen. So ist man in der Lage, mittels eines einzigen Rundganges um die Kirche gleichsam spielend und vergnüglich die ruhmvolle Vergangenheit dieser Gnadenstätte kennen zu lernen.

2. Sehr wohl gefielen uns die beiden hohen, schon von außen leicht erkennbaren Seitenkapellen, die neben einander an der Epistelseite an das Hauptschiff angebaut sind. Die innere Ausstattung dieser Kapellen zeugt von gutem Geschmack. Die vordere der beiden Kapellen enthält ein Bild des heiligen Ordensstifters Franziskus, die rückwärtige ein Kreuzigungsbild mit den beiden Schächern. Die Hauptfiguren in beiden Kapellen sind plastisch gearbeitet, alles übrige ist Malerei. Die Höhe und Lichtfülle dieser Seitenkapellen trägt nicht wenig dazu bei, daß sie einen guten Eindruck auf den Besucher machen.

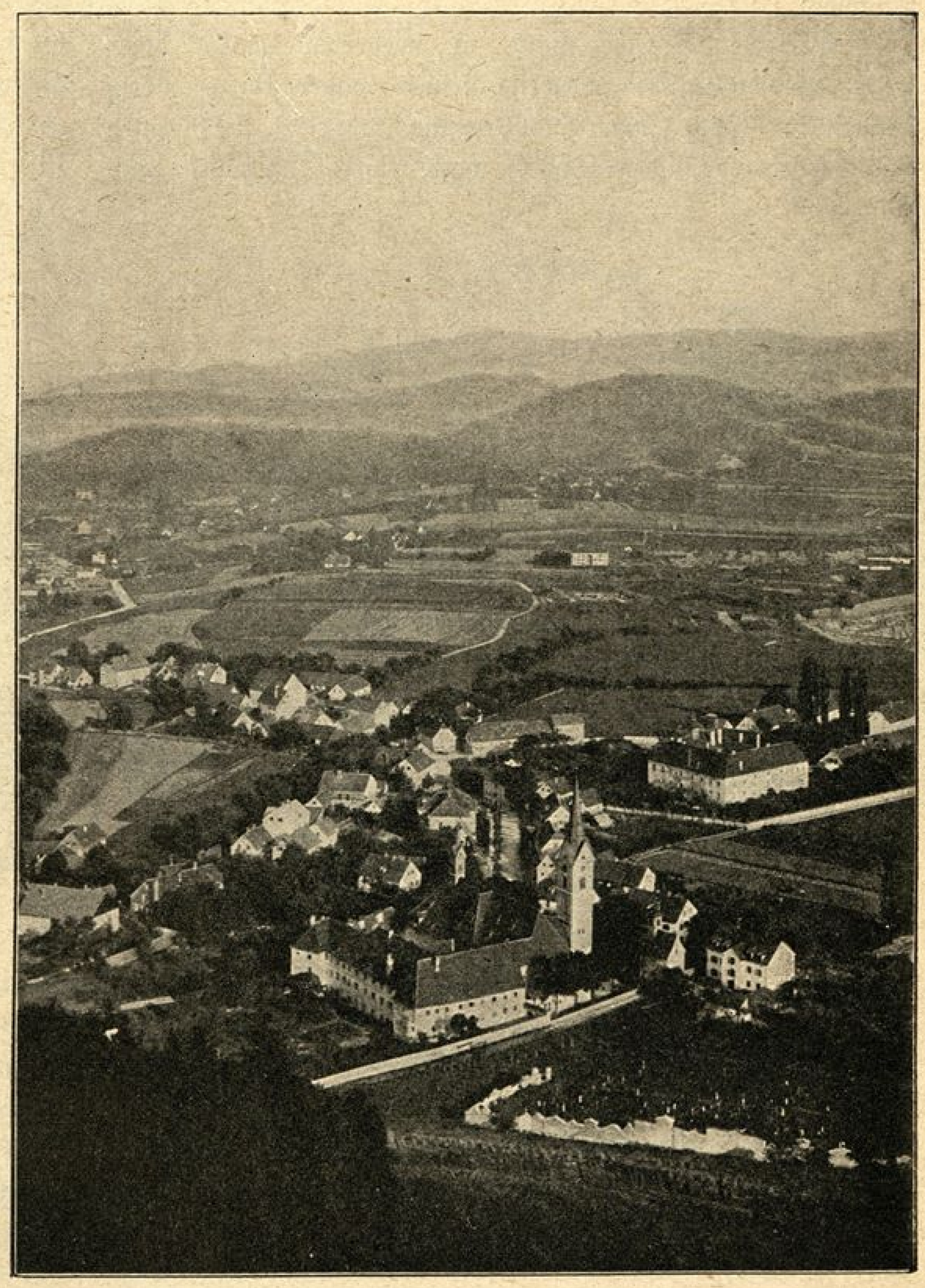
Nun zum Hochaltar. Es ist ein würdiges, großes, stilgerechtes Bauwerk, daß aber keine hervorstechenden Eigenschaften zeigt.

Das Gnadenbild selber ist sehr klein, kaum 30 cm hoch. Man hat es daher von seinem Sockel getrennt und ihm längere Stoffkleider gegeben, so daß es tatsächlich größer erscheint, als es in Wirklichkeit ist. Das Bild hat seinen Platz in einer Art von Drehtabernakel und ist von einem netten Baldachin überragt.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die alte Prophezeiung.

Vor etwa 500 Jahren war an jener Stelle, wo heute die Gnadenkirche und das Kloster zu schauen sind, eine stille Waldwiese. Unentweiht, ungestört prangte sie in üppigem Grün und brachte dem Schöpfer alljährlich tausendfache Opfergabe von duftenden, leuchtenden Blumen. Am Waldessaum wiegte eine mächtige Linde ihre Krone; am Stamm aber trug sie als zierenden Ehrenschmuck ein holzgeschnitztes Kruzifix; stille hing es da, jeden der vorüberging, zu kurzem Geistesaufschwunge einladend.



Maria-Lankowitz, gegen Köflach. Phot. H. Koren, Köflach.

Hier vor diesem Bilde des Gekreuzigten kniete nun gar oft ein Bauernbursche — Thomas Weiß war sein Name — im stummen, verzückten Gebete. Dieser Bursche war ein außerordentliches Gnadenkind Gottes. Er stand im wohlverdienten Rufe der Heiligkeit; oft und oft war er vor dieser Linde zu sehen; es war sein Lieblingsplätzchen.

Befragt, was ihn den gerade an diesen Ort so machtvoll hinziehe, sprach er in prophetischem Geiste: „Weil hier

an dieser Stelle einmal ein großer Gnadenort der allerseligsten Jungfrau Maria entstehen wird; Mönche in graubraunen Kleidern werden hier wohnen; anfangs nur wenige, dann aber immer mehr; später werden sie durch eine neue gottlose Lehre (Ketzerei) vertrieben werden, worauf dann der Gnadenort öde und durch 20 Jahre verwüstet dastehen wird; endlich aber werden die Mönche doch wieder zurückkehren und dann dableiben bis zum Ende der Welt."

Diese Prophezeiung wurde ausgesprochen etwa 100 Jahre vor der Begründung des Wallfahrtsortes Maria-Lankowitz.

Derselbe Bursche hatte zu wiederholtenmalen deutliche, unwiderlegliche Beweise seiner wahrhaftigen, übernatürlichen Gabe der Prophezeiung abgelegt. Er starb eines sehr erbaulichen Todes, nach einer Wallfahrt nach Mariazell.

große Schar der Ortsbewohner eilten hinaus, um den so lange verlorenen Schatz wieder in die Kirche zu tragen. Aber sonderbarerweise waren sie nicht imstande, die Statue von der Stelle zu bringen.

Da gab der Pfarrer guten Rat. „Wer weiß, was Gott mit dem Bilde vor hat! — Machen wir es so, wie die Philister es einst mit der Bundeslade machten: spannen wir die zwei Ochsen, die das Bild gefunden, vor einen Wagen, legen wir das Bild darauf und lassen wir sie ohne Fuhrmann gehen, wohin sie wollen.

Der etwas abenteuerliche Rat fand großes Wohlgefallen bei der versammelten Menge, und zwar schon deshalb, weil er doch etwas Außerordentliches war und die Neugier nicht wenig reizte. Alsbald war das Gespann hergerichtet. Man trieb die Ochsen an und sie gingen. Aber wie verwunderten sich alle, als sie beim nächsten Scheidewege nicht etwa in das



Vier Proben der alten, in den Kirchenwänden eingemauerten Ölgemälde in Maria-Lankowitz.

Das Gnadenbild kommt angefahren.

Weitab von Maria-Lankowitz, ganz im Osten Steiermarks, schon in der Nähe der ungarischen Landesgrenze, liegt unweit des Ortes Radkersburg das Dorf Warth. Dieses erhielt wie viele andere Orte im Jahre 1426 den sehr unliebsamen Besuch der wilden rohen Türkenhorden. Es war ein Jammer ohne Grenzen! Die Türken raubten und plünderten alles aus und nahmen unter anderem zum größten Leide der Ortsinsassen auch eine kleine, hochverehrte Frauenstatue mit sich; doch von den nachfolgenden Christen hart bedrängt, warfen sie „den Plunder" ins Gebüsch.

Sieben Jahre lang blieb die Statue verborgen.

Dann endlich wurde das Bild durch ein Mirakel wieder gefunden. Ein Hirt fand abends zwei seiner Ochsen in kniender Stellung vor dem Dornstrauche, durchstöberte hierauf aus Neugierde das Dickicht und fand die Marienstatue, die noch jenes Kleidchen an sich trug, das heute in Lankowitz sorgsam aufbewahrt wird.

Die Nachricht von solch liebem Funde verbreitete sich alsbald im Dorfe und sowohl der Pfarrer als auch eine gewohnte Dorf trabten, sondern auf jene Straße abbogen, die gegen Obersteiermark führt. Vergeblich suchte man sie zum Dorfe zu lenken; sie blieben auf dem einmal eingeschlagenen Wege und gingen ohne Futter zu nehmen drei Tage hindurch an der Mur aufwärts gegen Köflach hin und hielten endlich zwischen Köflach und Voitsberg für kurze Zeit an. (An diesem Orte der Rast hat man später eine Kapelle erbaut, die Gradnerkapelle.) Dann gingen sie wieder weiter und blieben schließlich vor jener Linde mit dem Kruzifixe stehen. Versuche, die man anstellte, sie noch weiterzubringen, blieben ohne Erfolg; die Tiere verweigerten hartnäckig jede weitere Arbeit.

Man sah in diesem Vorfall einen Fingerzeig Gottes, daß er gerade an diesem Orte dieses Bild verehrt wissen wolle. —

So nahm man es denn vom Wagen und brachte es vorläufig am Stamme der Linde an.

Dies geschah im Jahre 1433; diese Jahreszahl muß sonach als Gründungsjahr für den Wallfahrtsort Maria-Lankowitz angesehen werden.

Die Prophezeiung erfüllt sich.

23 Jahre nach diesem Vorfalle wurde, da der Zudrang zu dem Gnadenbild ein großer war, an dieser Stelle die erste Kirche und daneben ein Kloster für die Franziskaner erbaut, — es zogen also, wie es jener Prophet vorhergesagt, Mönche mit graubraunen Kleidern ein.

Über hundert Jahre blieben sie daselbst. Dann kamen die Protestantenstürme und im Jahre 1566 mußten die Franziskaner dem ruchlosen Treiben dieser Religionsverbesserer weichen, wurden vertrieben und die Kirche ausgeplündert; wieder war ein Teil der Prophezeiung zur Wahrheit geworden.

Unterdessen geschah es, daß eine adelige Frau sich mit der Gnadenstatue ihren Spott gestattete und sie mit Nadelstichen, die heute noch zu sehen sind, am Angesichte zerstach und dann anspuckte. Kurz darauf wurde die Spötterin von einer argen Krankheit befallen und vom Tode hinweggerafft.

22 Jahre nach der Vertreibung der Franziskaner kehrten sie durch die Hilfe Herzog Karl II. wieder zurück und brachten unter unsäglichen Mühen Kirche und Kloster wieder in guten Zustand, so daß die Wallfahrt wieder zu Ehren kam. Seit jener Zeit — es sind seitdem schon mehr als dreihundert Jahre vergangen — wirken Mitglieder des Franziskanerordens noch immer segensreich an jener Gnadenstätte. Wir sehen also wieder eine glänzende Erfüllung jener geheimnisvollen Vorhersagung, und wünschen, daß die mühevolle Tätigkeit der Ordensmänner, wie es die Prophezeiung verkündete, von Dauer sein möge: bis an das Ende der Tage.

Das durch viele Wundertaten verherrlichte Bild wird feierlich für „gnadenvoll" erklärt.

Die auffallenden Gebetserhörungen, die sich frommgläubige, vertrauende Pilger von diesem Gnadenorte mit heimtrugen, wurden so zahlreich, daß sich im Jahre 1653 der damalige Bischof von Seckau eingehend mit der Untersuchung dieser Tatsachen befaßte, und als Schlußurteil in einem Hirtenbriefe das Gnadenbild als wirklich „gnadenvoll" erklärte.

Wir geben aus dem Hirtenschreiben einige Stellen wieder:

„. . . . da wir vernommen haben, daß zu Lankowitz in unserer Diözese . . . . ein Bildnis der seligsten Jungfrau „von den Gnaden" genannt, unter häufigem Zulaufe des Volkes verehrt werde . . . . so haben wir es auf uns genommen, die Sache genau zu untersuchen, da wir doch früher niemand Glauben beimessen, bis wir nicht einen vollständigen und bewährten Bericht der ganzen Sache, und zwar von glaubwürdigen und ernstlich geprüften Personen entgegengenommen hätten.

Wir haben uns daher . . . . mit der uns gebührenden und schuldigen Sorgfalt an obbenannten Ort verfügt, um die Wahrheit der Gnaden zu erforschen, und nachdem wir von den früher erzählten und durch den Ruf verbreiteten Dinge zur Genüge unterrichtet waren, haben wir die betreffenden Zeugen, abgesondert, sowohl über die wirklichen Tatsachen und Gnaden, als auch über die einzelnen Umstände derselben, persönlich verhört. Endlich, nachdem wir die Aussagen vieler gesammelt und Dokumente geprüft hatten, und sonach viele, durch die Hilfe der allerseligsten Jungfrau gewährte Gnaden gut beglaubigt vorlagen, überzeugten wir uns, daß . . . . dieselben wahrhafte Gnaden waren und daß sie nach dem Urteile der Ärzte und anderer glaubwürdiger Personen jede menschliche Kunst und natürliche Kraft überbieten.

Nach der uns zustehenden Macht erklären wir hiemit das genannte Bildnis . . . . für gnadenvoll und empfehlen allen Christgläubigen, dasselbe als ein gnadenreiches Bild besonders zu verehren . . . .

Graz, am Feste Maria Schnee, 5. August 1653."

Fromme List und sichtbarer Schutz in der josefinischen Zeit.

Nachdem im Laufe der Jahrhunderte wegen stets anwachsenden Zudranges die Kirche immer mehr vergrößert und



Maria-Lankowitz, Gnadenbild.

verschönert wurde, kamen auch für Maria-Lankowitz jene düsteren Zeiten der Klosteraufhebungen und Wallfahrtsstürmereien, wie sie unter Kaiser Josef II. in Szene gesetzt wurden.

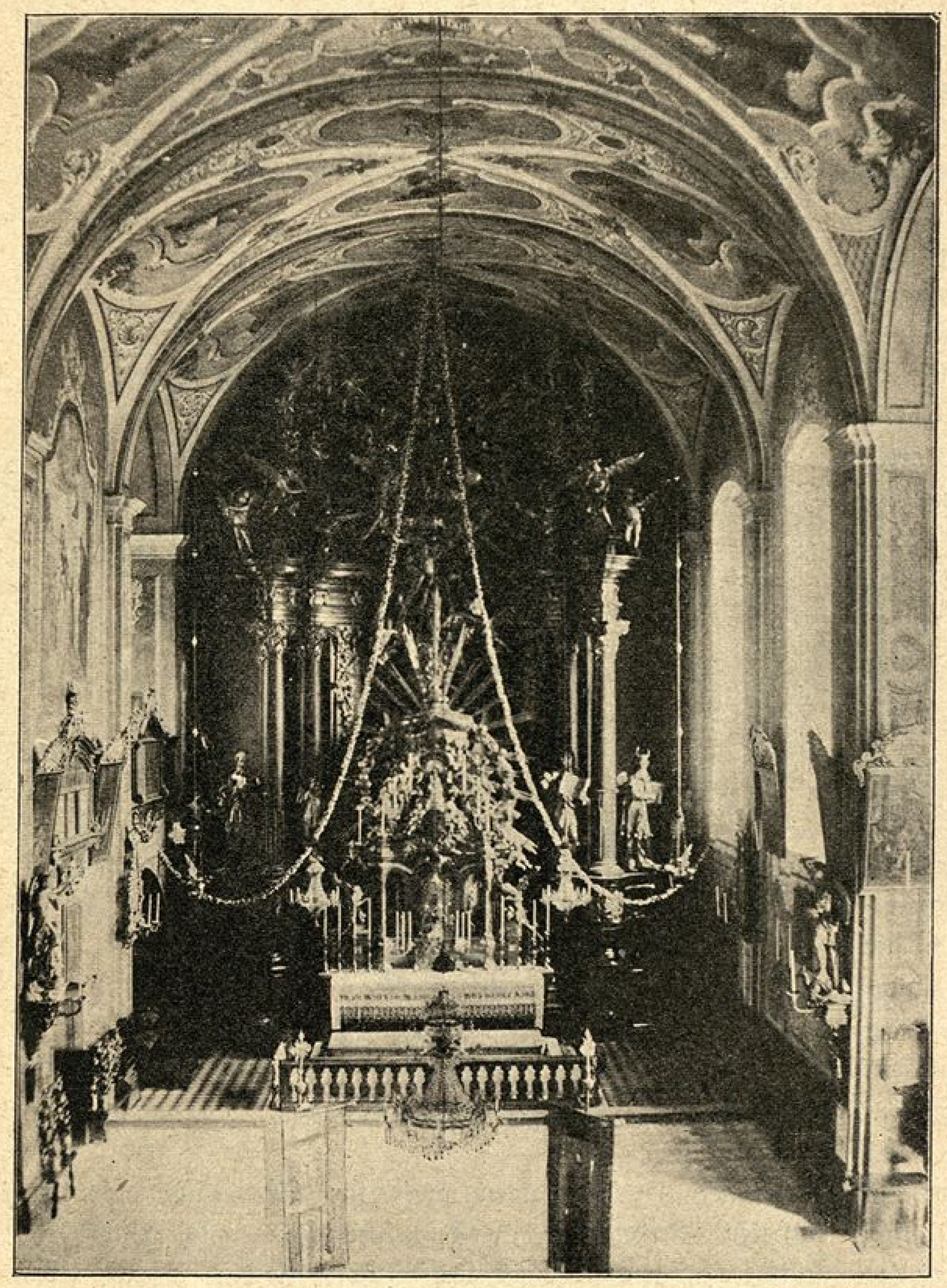
Um die Wallfahrt in Maria-Lankowitz endgiltig umzubringen, wurde durch hohes Dekret verordnet, daß das Gnadenbild von Lankowitz weggetragen und im benachbarten Köflach auf den Altar gesetzt werde.

Der damalige Oberhirte gab sich wirklich dazu her, dies Dekret durch seine Gutheißung gleichsam zu sanktionieren und beorderte einen hochgestellten Geistlichen dazu, nach Lankowitz zu fahren und alldort die Übertragung des Gnadenbildes zu bewerkstelligen.

Nun lebte damals in Maria-Lankowitz ein schlauer Pater. Dem kam es in den Sinn, ob man den hohen, eifrigen Herren nicht doch ein feines Schnippchen schlagen könnte. In aller Heimlichkeit wurde, so gut es ging, ein

einfaches Abbild der Gnadenstatue geschnitzt, grob übermalt, anstatt der kostbaren Prunkgewänder wurde ein grober bemalter Holzmantel dazu angefertigt und dieses neue Schnitzwerk in aller Heimlichkeit an Stelle der hochverehrten Gnadenstatue hingesetzt; die Gnadenstatue selber am wohlgewählten Verstecke für bessere Zeiten aufbewahrt.

Doch die allerseligste Jungfrau schien selbst dafür sorgen zu wollen, daß ihr Bild, das so wundersam einst hiehergebracht worden war, auch hier verbliebe; und dieses Verbleiben sollte nicht Menschenwitz zustande gebracht haben,



Maria-Lankowitz, Hochaltar.

sondern sie wollte zeigen, daß es ihr eigenster Wille und ihr persönliches Werk sei.

Als nämlich jener vornehme Priester eben daran war, die Gnadenstatue von ihrem bisherigen Standorte abzuheben, hielt er plötzlich inne, auf seinen Mienen sah man, daß ein heftiger Kampf in seinem Innern ausgebrochen sei, eine ganze Weile stand er stille, sah empor, dann sagte er laut mit feierlicher Stimme:

„O, Mutter, bleib auf deinem Throne
Mit deinem vielgeliebten Sohne!" —

verbeugte sich dann, stieg wortlos herab und kehrte unverrichteter Dinge heim. Das Bild hatte von dieser Zeit an Ruhe. Aber die Bevölkerung von Lankowitz brach in hellen Jubel aus.

Dem Gnadenorte drohen unterirdische Gefahren.

Maria-Lankowitz steht auf einem Boden, der sehr große, geschätzte Steinkohlenlager enthält. Da nun gerade unter der Kirche und dem Kloster eine vorzügliche Sorte zu finden ist, so wurde der Berg darunter ausgiebig durchwühlt, so sehr, daß man schon ernstlich fürchtete, es müsse schließlich zu einer Katastrophe führen.

Da schickte der Herr scheinbar ein großes Unglück, das sich aber endlich als sehr segensreich und nutzbringend für den Wallfahrtsort erwies; am Feste der unbefleckten Empfängnis 1861 brach nämlich unter der Kirche in einem Stollen Feuer aus, welches dann, weil man es nicht löschen konnte, durch sechs Jahre innerlich fortfraß, bis es endlich am Rosenkranzsonntage 1867 durch einen Schacht hervorbrach. Da an ein Löschen nicht zu denken war, wurden alle in der Nähe liegenden Schachte verschüttet, so daß das Feuer ersticken mußte; zugleich wurde endgiltig beschlossen, fernerhin in dieser Gegend um die Kirche herum keine Kohlen mehr zu graben.

So bekam der Wallfahrtsort Ruhe. Das Feuer ist wahrscheinlich längst erstickt. Die unterirdische Gefahr ist beseitigt. Und wer weiß, vielleicht ist jener Feuerbrand vom 8. Dezember 1861 eines der größten Huldbeweise, den die allerseligste Jungfrau Maria ihrem so oft bevorzugten Gnadenorte erwiesen hat.

Möge sie diesen Ort fernerhin schützen, bewahren, segnen, fördern!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1933 500jähr. Entstehungsjubiläum.
1953 300jähr. Jubiläum der kirchlichen Anerkennung als Gnadenort.
1955 500jähr. Jubiläum der ersten Kirche und der Patres Franziskaner. (Stiftbrief-Ausfertigung.)
Hauptfest: 2. Juli (Mariä Heimsuchung).
Ständige Priester: 8 Franziskaner aus der österreichischen Provinz.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 25.
Kommunikanten jährlich: 25.000.
Besucher jährlich: 40.000—50.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: 35.
Seelenanzahl der Pfarre 3300.
Gasthäuser: 10.
Ständige Devotionalienhändler: 4 (mit 6 Buden).
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist etwas abnehmend.

Zufahrt.

Graz—Köflach, 1½ St. K 1.90.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Lankowitz—Steinwand bei Ligist. Bahnfahrt Köflach—Krottendorf, ½ St. K —.60.
Maria-Lankowitz—Straßgang, 1 St. K 1.60.
Alle übrigen Wallfahrtsorte über Graz.

Literatur.

Panacea Mariana Lancoviensis, Wien 1661 und 1684, 12°, 422 S.

Hietling, Marianisches Jahrbuch, Wien 1720, 4°, 640 S.

Geschichts-Auszug, Wien 1720, 8°, 432 S.

Bericht von dem Gnadenbilde, Graz 1766, 8°, 16 Bl.

Geschichte des Gnadenortes (vierte Säkularfeier), Graz 1837, 8°, 76 S.

Geschichte des Gnadenortes, Graz 1858, 8°, 71 S.

Kollmann, Maria-L. in „Der Aufmerks.", 1825, Nr. 34.

Kollmann, Schrecklich gebüßter Frevel (Sage), „Der Aufmerks.", 1837, Nr. 19—21.

(Anonym), Geschichte, Verlag Franziskaner in M.-L., 1892, 8°, 344 S., geb. K 2.—.

(Anonym), Der Wallfahrtsort, Verl. Franz. i. M.-L., Druck Schemm, Nürnberg, 16°, 104 S.

Austria-Kal., 1845, S. 181.

Reg.-Mar.-Kal., 1886, V.

Mitt. d. Zent.-Komm., XIX, 242.

Leo-Gschft. d. soz. W. d. kath. K. Wien, II, 225.

Kurze Erwägung.

Betrachte, wie der Gnadenort Maria-Lankowitz vielleicht mehr als viele andere ein Ort besonderer Gnadenauswahl Mariens ist, also ein Lieblingsort der Muttergottes. Sein Entstehen wurde hundert Jahre früher vorhergesagt. Die Gnadenstatue drei Tagreisen weit ganz merkwürdigerweise an diesen Ort gebracht. Der Gnadenbezeigungen waren so viele, daß der Ort von der kirchlichen Behörde aus feierlich als „gnadenvoll" bezeichnet wurde. Und bis in die letzte Zeit scheint Maria über das Wohl dieses Ortes treulich zu wachen. Darum: ist es dir möglich, einmal diesen auserlesenen Ort aufzusuchen, wohlan, so begib dich hin; ist dies aber ausgeschlossen, so grüße wenigstens von ferne, im Geiste, im vollen Glauben, in dankbarer Liebe und Verehrung die „gnadenreiche" Mutter.

Gebet.

Mutter, siehe dein Kind steht vor dir, armselig, gebrechlich, schwach, voller Leiden und hilflos. Der Gnade bedarf es, nach Gnade verlangt es, nach Gnade ruft es zu dir, die du bist voller Gnade, die du die Mutter der Gnade bist, die du genannt und gepriesen wirst: „gnadenreich"! So sende uns deine Gnade: Gnade für unser Arbeiten und Beten, Gnade, daß wir unsere Schwachheit einsehen, bereuen und unser Leben bessern könnten. Gnade, daß wir stets den Weg zum Himmel pilgern; Gnade, daß wir die Gebote Gottes treu befolgen; Gnade, daß wir selig sterben, und größte Gnade, daß wir ein gnädig Gericht bei Gott erlangen mögen. Mutter der Gnade, verschließe nicht dein Ohr, neig' dich zu uns, sei gnädig, sei versöhnlich! Dich haben wir geliebt, dich lieben wir noch heute, dich wollen wir lieben in Ewigkeit. Amen.

Der Trauerberg bei Nassenfuß.

(Žalostna Gora pri Mokronogu.)

Unterkrain. 20.000 bis 25.000 Kommunikanten.

Laßt uns ziehn zum Berg der Trauer
Und in heil'gem Mitleidschauer
Bei der Schmerzensmutter stehn,
Die wir dort am Gnadenthrone
Mit dem lieben, toten Sohne
Unterm Kreuze weinen sehn.

Örtliche Lage.

Der Trauerberg, unter den Wallfahrtsorten Unterkrains wohl der bedeutendste, liegt ostsüdöstlich von der Landeshauptstadt Laibach, von wo er in dreistündiger Eisenbahnfahrt (Umsteigen in Treffen) zu erreichen ist. Fahrpreis K 2.50. Absteigestation heißt Nassenfuß-Feistritz.

Für die aus Norden kommenden Pilger bietet sich noch ein anderer Zugang: Man verläßt nämlich die Hauptstrecke der Südbahn bei Steinbrück, fährt von dort mit der Flügelbahn, die südöstlich gegen Agram zieht, zwei Stationen weit, nämlich bis Lichtenwald ($^1/_2$ St. K —.80), steigt dort aus und hat nun dreierlei Möglichkeit, nach Nassenfuß und somit auf den Trauerberg zu kommen, nämlich: 1. zu Fuß, etwa 4 St. Gehzeit, durchwegs Straße; 2. teils zu Fuß (bis Johannistal), teils per Bahn (von Johannistal zwei Stationen bis Nassenfuß). Hiebei Ersparnis an Gehzeit ungefähr 1 St. oder etwas mehr; 3. per Stellwagen von Lichtenwald nach Nassenfuß, 4 St., K 2,—, täglich eine Fahrt in jeder Richtung.

Sind wir in Station Nassenfuß-Feistritz abgestiegen, so sehen wir den Trauerberg südöstlich als ziemlich bedeutende Erhebung aufragen. Eine zierliche Kirche winkt uns entgegen, und ein hoher schlanker Turm gereicht dem Gotteshause, wie dem Hügel selber zur Zier.

Übrigens ist unser Trauerberg nicht die einzige Kirche in der Gegend, die frommen Slowenen haben ja Kirchen und Kirchlein auf allen Hügeln. So winken weiter rechts auf niedrigeren Hügeln zwei andere turmgekrönte Gotteshäuser, während links gar nicht weit von unserem Weg die Kirche von Martinsdorf steht. Unser Trauerberg aber ist unter allen diesen die höchste und wohl auch die schönstgelegene.

Wir können nicht umhin, zu bemerken, daß unweit des Trauerberges, von diesem in $1^1/_2$ St. zu erreichen (gegen Nordwesten), in der Pfarre St. Ruprecht, auf einem Hügel eine zweitürmige Kirche liegt, die den Namen Freudenberg führt. Sie ist offenbar ein Gegenstück zu unserem Trauerberge (den sieben Freuden Marias geweiht), hat jedoch als Wallfahrtsort keinerlei Bedeutung.

Die Straße bringt uns in einer halben Stunde von der Eisenbahnstation in den Ort Nassenfuß, der allerdings seinem größten Teile nach linkerhand liegen bleibt, während wir uns nach rechts wenden, und den Trauerberg etwas umgehend, beim Pfarrhofe anlangen, von wo der Trauerberg in zwei Minuten zu ersteigen ist.

Die Meereshöhe der Gnadenkirche beträgt 336 m., diejenige des Ortes Nassenfluß 251 m., so daß die relative Höhe des Berges 85 m ausmacht. Allerdings hat man, beim Pfarrhofe angelangt, etwa schon die Hälfte dieser 85 m überwunden.

Kirche und Gnadenbild.

Der Hügel, auf dessen Spitze die Kirche thront, ist ein recht idyllisches Plätzchen. Von dem grünen Rasenteppich und



Trauerberg bei Nassenfuß, rechts oben die heilige Stiege.

den gewaltigen Kronen einzelstehender Bäume heben sich die blendenden Mauern der Kapellen und der Kirche deutlich ab. Ein breiter, wenig gepflegter, aber sehr stark abgetretener Weg führt an etlichen kleinen Kapellchen vorbei zur Höhe. Die Kapellchen enthalten Darstellungen der sieben Schmerzen Mariä.

Die heilige Stiege, schon ziemlich weit oben gelegen, trägt über der Eingangshalle einen kurzen, dicken Turm, steht im übrigen vollkommen frei und zeigt schon nach außen hin durch ihr schräg ansteigendes, übrigens einfaches Bauwerk ihre Bestimmung. Nun sind wir bei der Kirche angelangt, die nach unten, gegen den Pfarrhof hin, ihre Breitseite zeigt, und deren schönste Zier ein schlanker quadratischer Turm ist, der in seiner oberen Hälfte mit vier Schmucktürmchen ausgestattet, in einem achtseitigen gespitzten Helm ausläuft. Im übrigen erhebt sich das Bauwerk der Kirche nicht über die gewöhnlichen Formen einer landläufigen Dorfrenaissance.

Was das Innere der Kirche betrifft, so ist sie in einfachem Barockstile gehalten, ohne dabei besonders überladen zu sein. Sie ist mäßig groß und dürfte etwa für 1500 Personen Platz bieten. Das Gnadenbild ist ein schönes steinernes Bild in Lebensgröße und stellt die allerseligste Jungfrau Maria unter dem Kreuze vor (daher der Name Trauerberg). Die Statue ist bemalt, und zwar trägt die Muttergottes einen blauen Übermantel und einen roten Rock. Bezeichnend ist, daß sowohl die allerseligste Jungfrau selbst, als auch die beiden Schwebe-Engelein zu ihren Häuptern Skapuliere in den Händen tragen.

Geschichtliches.

Diesbezüglich besitzen wir nur die spärlichsten Nachrichten. Das Jahr 1670 dürfte das Erbauungsjahr des Gotteshauses sein. Fünf Jahre nachher, 1675, wurde der Hauptaltar, eine schöne Marmorarbeit im Barockstile von Johann Daniel Kajzel gespendet. Sehr alte noch vorhandene Ex voto-Tafeln aus den Jahren 1690, 1712, 1730 und späteren Datums bezeugen das Alter der Wallfahrt. In das Jahr 1730 fällt auch die Stiftung der Bruderschaft von der schmerzhaften Muttergottes.

Statistisches.

Nächstes Jubiläumsjahr:
1920 250jähr. Jubiläum der Entstehung.

Ständige Priester: 2 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 100.

Kommunikanten jährlich: 20.000—25.000.

Besucher jährlich: 100.000 oder mehr.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 30.

Hauptfest: 3. Sonntag im September (Sonntag der sieben Schmerzen).

Seelenzahl der Pfarre: bei 2000, der geschlossenen Ortschaft: 800.

Devotionalienhändler: keiner.

Gasthäuser: 9.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität: Slowenisch.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Trauerberg—Zaplas. Eisenbahn Nassenfuß—Groß-Lack 1 St. K 0.70.

Trauerberg—Neustift in Krain. Eisenbahn Nassenfuß—Groß-Lup (umsteigen)—Reifnitz 3¼ St. K 3.20.

Trauerberg—Brezje. Eisenbahn Nassenfuß—Laibach (umsteigen)—Ottotsche. 4½ St., K 3.90.

Literatur.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Laibach 1906. IV, 27.

Kurze Erwägung.

Also auch im fernen Krain, im Lande der Slowenen, hat man einen Trauerberg errichtet. So ist denn auch dort das Leiden daheim, denn hätte man wohl einen Trauerberg erbaut, wenn man Trauer nicht kannte? Und auch in diesem fernen Lande geht man mit seiner Trauer — zu Maria der Mutter des Herrn, auch dort gereicht ihr Bild, wie sie den toten Sohn auf dem Schoße hält, allen Trauernden zum Trost, zur Stärkung und Erquickung. Und da sich jährlich Hunderttausend und mehr zu diesem Heiligtum drängen, so ist dies ein sicherer Fingerzeig, daß auch dort die Liebe, Verehrung und das Zutrauen zur Trösterin der Betrübten allgemein verbreitet sei. Wahrlich ein Ehrenzeugnis für unsere liebe gute himmlische Mutter Maria.

Gebet.

O himmlische Mutter, die Du keinen Unterschied des Ranges und der Würde, keinen Unterschied der Nation und des Landes kennst, sondern alle an Dein mütterliches Herz drückest, die Du als Deine Kinder erkennest, und die Du alle jene tröstest, die Du trauernd gewahrest, siehe auch mich, Dein Kind, Dein leidendes Kind! Zu dem Bilde Deiner großen Schmerzen eile ich, neben Dich, die Schmerzensmutter, setze ich mich, im Schatten des Kreuzes ruhe ich, und so wie Du den Leichnam Jesu umfassend und seine Wunden betrachtend, zur Königin der Leidenden geworden bist, so hoffe ich in Deiner Gesellschaft und an Deiner Seite es dahin zu bringen, in allen meinen Leiden die rechte, christliche Geduld zu bewahren. Hilf mir dazu, meine Mutter! Amen.

Maria-Dreieichen.

Niederösterreich. 22.000—24.000 Kommunikanten.

Manhartsberg, die höchste Zierde
Deiner Berge, — deine Würde
Ist das Heiligtum Dreieichen,
Wo Maria ihre reichen
Gnadenschätze spendet allen,
Die zu ihr vertrauend wallen.

Örtliche Lage.

Die nördliche Hälfte Niederösterreichs wird durch eine ausgedehnte Hügelkette, die man Manhartsberg nennt, in zwei fast gleiche Teile geteilt. Dieser Manhartsberg streicht von der Donau, und zwar etwa von Krems aus gegen Nordosten, also in der Richtung gegen Znaim. Während seine Erhebungen von der Ostseite her ganz belanglos erscheinen, so daß man schon mit der Franz Josef-Bahn eine gute Weile mitten durch das Gebiet des Manhartsberges fährt, ohne recht zu wissen, daß dieses wellige Land ein „Berg"-Land sei, scheint derselbe Manhartsberg von Westen her, wo das ziemlich tief gelegene Kamptal streicht, oder wie man auch sagt, vom Horner Becken aus ziemlich ansehnlich. Seine höchste Bergesspitze hat 536 Meter Meereshöhe.

Im Gebiete dieses Manhartsberges liegt nun gegen die Stadt Horn hin, und zwar unmittelbar über dem Dorfe Mold, eine Bergeserhebung, die man den Molderberg nennt. Auf seiner Höhe steht unsere zweitürmige Wallfahrtskirche Maria-Dreieichen, die dank ihrer erhöhten Lage (sie hat 378 m Meereshöhe) von allen Teilen des Horner Beckens leicht gesehen werden kann.

Unser Wallfahrtsort Dreieichen hat keine eigentliche Eisenbahnstation, liegt aber derartig, daß in einer durchschnittlichen Entfernung von einer Wegstunde die Eisenbahn von drei Seiten, von Westen, Norden und Osten, um den Molderberg läuft, so daß Dreieichen von einer ganzen Reihe Bahnstationen verhältnismäßig leicht erreicht werden kann. Die Bahnen, die unseren Berg in solcher Weise umkreisen, sind ihrer zwei: die Franz-Josefsbahn im Osten, und die Kamptalbahn (Hadersdorfer Lokalbahn) im Norden und Westen.

Man kann demnach von folgenden Stationen nach Dreieichen kommen: Von Eggenburg in etwa 1½ St., von Klein-Meiseldorf über Stockern in schwach ¾ St., von Sigmundsherberg in 1¼ St., von der Stadt Horn in einer schwachen Stunde, von der Haltestelle Mold in einer guten halben Stunde, endlich von der Stadt Gars im Kamptale in stark 1½ St. Von den genannten Stationen liegen Eggenburg und Klein-Meiseldorf östlich, Sigmundsherberg nördlich, Horn und Mold westlich, Gars südwestlich von dem Wallfahrtsorte Dreieichen.

Hier können wir eine kleine Nebenbemerkung nicht unterdrücken. Es wundert uns nämlich gar sehr, daß von Sigmundsherberg nach Dreieichen keine ordentliche Straße vorhanden ist. Sigmundsherberg ist doch eine wichtige Station, Schnellzugshaltestelle, Knotenpunkt von drei verschiedenen Bahnen, und dennoch führt nach Dreieichen nur ein stellenweise recht miserabler Feldweg, der obendrein einen großen Umweg macht. Dieser Weg ist seit 1912 rot markiert und an Wegkreuzungen sind Wegweiser aufgestellt.

Gnadenkirche und Gnadenbild.

Über eine große, halbkreisförmige steinerne Platte, die mit Ketten eingefaßt ist, kommen wir über einige Stufen empor zum Portale der Kirche. Wir blicken empor. Eine Sonnenuhr fällt uns auf. Bedeutungsvolle Worte sind dabei zu lesen: »A solis ortu usque ad occasum laudabile nomen Domini«, zu deutsch: „Vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange sei gepriesen der Name des Herrn!" Eine Versicherung für den Pilger, daß er diese Pforten des Gebetes zu jeder Tagesstunde rechtzeitig betrete; es gibt hier kein zu früh, kein zu spät, es ist jede Minute geeignet, des Herrn Lob zu künden. Und mag der Schatten der Sonnenuhr zeigen, welche Stunde immer, es wird immer eine Stunde des Gebetes sein!

Unter der Sonnenuhr ist über dem Haupteingange eine Schrift angebracht, deren groß geschriebene Buchstaben, als lateinische Ziffern betrachtet, zusammen die Jahreszahl 1814 ergeben (ein Chronographikon). Sie lautet zu deutsch:

„Eiche! Mögest du grünen und blühen an diesem Orte zu Ehren der schmerzhaften Mutter!" Freilich, dieser Wunsch ist nicht ganz wörtlich in Erfüllung gegangen; denn jene dreifache Eiche, die man fast eine Wundereiche nennen könnte, ist längst verdorrt, und nur wie eine Reliquie, wie ein Überbleibsel von ihr, wird hinter dem Hochaltare in verschlossener

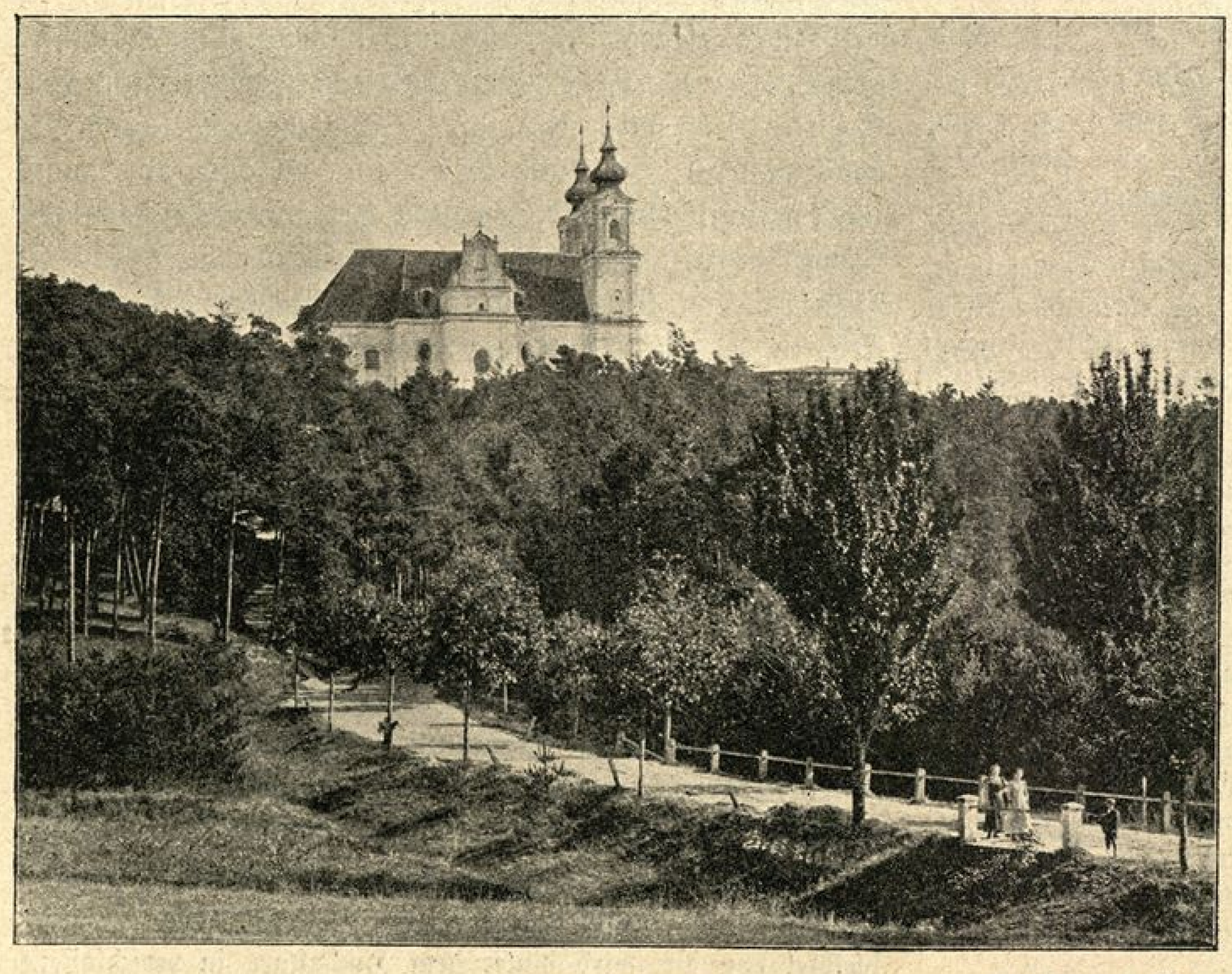
Nische ein ziemlich bedeutendes Stück dieses Baumes bewahrt. Aber sind auch die „drei Eichen“ dahin, „Dreieichen“ steht, grünt, blüht, segnet und — Gott sei Dank — wächst noch immer fort, Gott zur Ehre, der Schmerzensmutter zur Freude, den schmerzvollen Erdenkindern zum Trost und Segen.

Wir betreten nun das Innere der Kirche; sie ist ziemlich groß (sie mißt in ihrer inneren Länge über 47 m), licht, einfach, von ansehnlicher Innenhöhe, im Barockstile erbaut. Die Deckengewölbe sind mit verschiedenen schönen Gemälden geziert, denen auch von Kennern ein ziemlich hoher Kunstwert zugesprochen wird.

Der Hochaltar ist im großen und ganzen nicht als besonders gelungen zu bezeichnen. Es stört nämlich die etwas mißlungene und einen ziemlich großen Raum einnehmende Darstellung der drei Eichen unmittelbar über dem Gnadenbilde. Wer nicht besonders gut sieht, weiß sich anfangs mit diesem scheinbar leeren Fleck nichts anzufangen, und erkennt erst bei deutlicherer Untersuchung zur nachträglichen Befriedigung, daß hier drei Eichen dargestellt werden sollen.

Dafür ist das Gnadenbild, das, mit reichem Edelsteinschmuck geziert, in einem Glasschranke über dem Hochaltare thront, ein wahrer Schatz und eine liebliche Zierde dieser Kirche. Die Schmerzhafte Mutter ist in diesem Dreieichnerbilde wirklich schön und ergreifend dargestellt. Sie hat des toten Sohnes Haupt in die Hände genommen und sich selber niederbeugend und das Antlitz des totbleichen Kindes an ihre Wange pressend, scheint sie einen heißen Mutterkuß auf die erkalteten Lippen zu drücken.

Gib, o Mutter, Quell der Liebe,
Daß ich mich mit Dir betrübe,
Flöße Deinen Schmerz mir ein!
Laß mich liebend ihn umfangen,
Der zum Tod für mich gegangen,
Und gefallen ihm allein!



Maria-Dreieichen. Phot. Ledermann, Wien.

Im Jahre 1867 wurde das Gnadenbild von unbekannten Dieben seiner wertvollen Kleinodien beraubt. Ein Diamantring, echte Perlen, drei wertvolle Goldketten und die reichen Kronen ob den Häuptern des Heilandes und seiner Mutter wurden entwendet. Wird wohl den unseligen Dieben solch ein Raub an gottgeweihter Stätte Segen bringen? Die Frevler sind wahrscheinlich längst schon tot, und vielleicht haben sie für ewig zu bereuen, was sie in unseliger Stunde am Gnadenbilde der Schmerzenskönigin verbrochen!

Die Schatzkammer.

Schon das Wort Schatzkammer übt auf manches empfindsame Herz einen eigenartigen Zauber aus. Doch der Zauber verschwindet, wenn man diese Schatzkammer tatsächlich einer eingehenderen Musterung unterzieht. Da hängen rundherum bis oben hinauf eine Unzahl meist recht wertloser Bilder. In den Kästen verschiedene Gegenstände von Metall, auch Silber, ab und zu ein kleiner goldener Gegenstand; das ganze weit zurückstehend gegen jeden beliebigen Juwelierladen am Wiener Graben oder in der Kärntnerstraße. Die Kelche und Meßgewänder, die da zu sehen sind, sind nicht besser, als sie jede halbwegs reiche Stadtpfarrkirche aufzuweisen hat. Den einzigen Schatz, den wir suchten, die ärztlichen Zeugnisse eines in Dreieichen plötzlich Geheilten, konnten wir damals nicht finden, weil der Betreffende diese ärztlichen Zeugnisse bei seiner letzten Pilgerschaft wieder heimgenommen hatte. Endlich aber ersahen wir in einer Ecke eine Reihe von Gegenständen, die uns wirklich für den Gang in die Schatzkammer entschädigten: eine ziemlich ansehnliche Zahl von Krücken, Bandagen, Gliedermaschinen und dergleichen, wie sie die hier Gesundeten als Zeichen ihrer Dankbarkeit an Ort und Stelle gelassen. Es wird zwar mancher nicht unsere Ansicht teilen, aber dennoch sprechen wir sie ohne zu zögern und unverhohlen aus: diese Krücken und Stahlschienen dünkten uns die größten, wirklichen Schätze dieser Kammer zu sein. Wir haben an ihnen unsere himmlische Mutter Maria so recht erkannt.

Und durch den Sinn zog uns der Spruch:

Wo Millionen Trost genossen,
Herzenswunden sich geschlossen,
Wird auch mir noch Trost zuteil,
Wird auch meine Wunde heil!

Die Brünnlkapelle.

Das ist ein stillfriedlicher, waldumrauschter Ort, den wohl jedes Pilgers Fuß betritt. Es ist so viel Friede, so viel stille Einsamkeit, so viel Weltabgeschiedenheit über dieses trauliche Örtlein ausgebreitet.

Sonst ist weiter nichts daran; inmitten hoher, verschiedener Waldbäume steht eine gemauerte Kapelle und ein Brünnlein davor; der Zugang

links und rechts mit Mauern eingefaßt. Rechterhand ein großes steinernes Kreuz und die schlichte fromme Inschrift darauf: Zum Andenken des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi 1849.

Man sagt, das Wasser des Brünnleins habe manchmal wundertätige Kräfte gezeigt. Viele glauben daran, gehen hin und benetzen dort ihr Angesicht, oder ihre Augen und trinken davon.

Aus der Geschichte des Gnadenortes.

Vorbemerkung.

Die Entstehung des Wallfahrtsortes Dreieichen datiert aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und zwar erhielt ein Bürger aus Horn, der lange Zeit krank gewesen war, durch ein Traumbild die Weisung, sein Marienbild an jene Stelle zu bringen, wo sich heute die Gnadenkirche erhebt.

Es ist ganz merkwürdig und gibt Stoff zum Nachdenken, daß damals in Niederösterreich binnen 19 Jahren drei neue Wallfahrtsorte entstanden, und daß alle drei eine staunenswert ähnliche Entstehungsgeschichte bieten. Wir deuten diese drei Ereignisse hier kurz an.

1642. Mariataferl. Schinagl bekommt im Traume den Auftrag: „Alexander, willst du gesund werden, dann nimm dieses Bild und trage es auf den Taferlberg zur Eiche!“

1656. Maria-Dreieichen. Mathias Weinberger aus Horn, der lange Jahre krank war, erhält im Traume die Mahnung, das Vesperbild, das er im Besitze hat, auf den Molderberg zu bringen, und zwar dorthin, wo er eine Eiche finden werde, die von der Wurzel aus geteilt sei.

1661. Gutenstein. Sebastian Schlager erhält im Traume die Weisung, ein Bild malen zu lassen, und es auf den Berg Buchschach zu tragen, und dort an einem Baume zu befestigen.

So werden also Schlag auf Schlag drei der bedeutendsten Wallfahrtsorte Niederösterreichs durch übernatürliche Traummahnungen begründet, Wallfahrtsorte, die sich bis heute in voller urkräftiger Frische erhalten haben.

Die Sache wird noch viel interessanter, wenn wir erwägen, daß noch andere große Wallfahrtsorte Niederösterreichs beiläufig um dieselbe Zeit entstanden, nämlich Langegg **(1600)** und Maria-Enzersdorf **(1723)**, daß ferner das Gnadenbild, am Sonntagsberg ebenfalls um das Jahr **1614** gemalt und zur Verehrung aufgestellt wurde, und daß auch in der Gnadenkirche Hoheneich sich **1621** jenes merkwürdige Wunder ereignete, durch das dieser Ort ziemlich berühmt wurde. Auch Maria-Schutz am Semmering gründet sich auf ein im Jahre **1679** gemachtes Gelöbnis der Ortsgemeinde Schottwien.

Das heißt also: Mit Ausnahme von Maria-Lanzendorf sind sämtliche bedeutendere Wallfahrtsorte Niederösterreichs um jene Zeit des siebzehnten Jahrhunderts entstanden. — —

Was soll das bedeuten? — —

Wir wissen natürlich keine bestimmte Antwort auf diese Frage; aber es will uns vorkommen, als ob Gott durch die Sprache dieser Tatsachen sagen wollte: Du Niederösterreich und dein Fürstenhaus Habsburg, ihr seid in den schweren Zeiten der Reformation, in den Zeiten der lutherischen Irrlehre im 16. Jahrhundert fest und treu zum katholischen Glauben gestanden. Darum sei euch jetzt Schlag auf Schlag eine ganze Kette von Gnadenorten gewährt. Der Dank Gottes für die bewiesene Treue Niederösterreichs und seines Herrscherhauses! — Wer wird die Kühnheit haben, auch nur annähernd abzuschätzen, wie viele Niederösterreicher an diesen ihren Gnadenorten Trost, Heil, Frieden, Glück, Gesundheit, Segen für sich und die Ihrigen gefunden haben!

Heil dir, Niederösterreich, daß dir Gott in deine grünenden Fluren solch himmlische Edelsteine eingewoben hat. Sei stolz, mein Österreich, auf deine Gnadenstätten:

Wo der Sünder selig weinet,
Wo das Leid sich froh versüßt,
Wo die Gnadensonne scheinet,
Wo Maria niedergrüßt.



Maria-Dreieichen, Gnadenkirche.

Doch wir müssen uns endlich der Geschichte Dreieichens zuwenden.

Entstehung des Wallfahrtsortes.

Wir haben gehört, daß jener Mathias Weinberger, Kürschnermeister in Horn, im Traume gemahnt wurde, sein wächsernes Marienbild zu den drei Eichen auf den Molderberg zu tragen.

Sein Beichtvater, den er diesbezüglich befragte, riet ihm gar sehr, dieser Weisung Folge zu leisten, und er nahm sich's tatsächlich vor. Da jedoch von diesem Tage an seine Gesundheit sich merklich besserte, so begann er sich so ausschließlich mit seinem lange Zeit vernachlässigten Handwerke zu befassen, daß er darob seines Versprechens vergaß. Aber Gott mahnte ihn daran. (Vergl. die ähnliche Geschichte von Weißenstein.)

Eben war er auf dem Wege nach Eggenburg, wo er seine Kürschnerwaren anzubringen hoffte, als ihn, gerade in der Nähe jener dreifachen Eiche eine derartige Müdigkeit

überkam, daß er unter einem Birnbaume hinsank und in Schlaf verfiel. Zwei Träume zogen da an seinem Geiste vorüber; der erste, ein sehr lieblicher, da er Gott zu schauen glaubte, der zweite ein fürchterlich drohender, als ob alle Elemente es auf sein Verderben abgesehen hätten. Da er nun zum Tode erschreckt erwachte, gewahrte er herumschauend ganz in seiner Nähe den dreifach geteilten Eichbaum. Sofort gedachte er da seines ersten Traumes und Versprechens, erkannte in den heutigen Träumen eine Fügung und Mahnung Gottes, eilte heim nach Horn, holte sein Bild und stellte es in der Eiche in geeigneter Nische unter freiem Himmel auf.

Dies ist der eigentliche Anfang des Wallfahrtsortes Dreieichen.

Wechselvolle Schicksale.

Das neue Bild zog bald die neugierigen und andächtigen Bewohner der Umgebung gar sonderlich an, und sie kamen herbei, zuerst einzeln, dann immer mehr, und nicht lange hernach wußte man allerlei zu erzählen von gar merkwürdigen Gebetserhörungen und Tröstungen, die man sich dort geholt hätte. So wurde der Zudrang zu dem Bilde von Jahr zu Jahr stärker, und sogar von Böhmen und Mähren kamen Kreuzscharen herbei zu dem Marienbilde auf den drei Eichen.

Doch das Bild sollte nicht übermäßig lange bestehen. An die Eichen ward Feuer gelegt, manche sagen, es sei Bosheit gewesen, andere wieder behaupten, es sei nur ein unglückseliger Zufall; vielleicht war's Fügung Gottes. Das Bild zerschmolz bei diesem Brande.

Aber siehe da, die verbrannten Eichen schlugen bald hernach wieder vom frischen aus und begannen zu grünen (ganz ähnlich wie in Mariataferl!) Dieses unerwartete Wiedergrünen der ausgebrannten Bäume sah man als Fingerzeig höherer Mächte an, daß Gott hier geehrt und angebetet sein wolle, und so fand sich denn kurz hernach ein gewisser Sebastian Friedrich, Färber und Bürgermeister zu Horn, der nach dem Muster des zerschmolzenen Vesperbildes nun ein neues, holzgeschnitztes anfertigen ließ und es an der frischauflebenden Eiche befestigte. Um es vor den Unbilden der Witterung zu schützen, ließ er ein gutes Dach über das Bild anfertigen und den ganzen Platz ordentlich einzäunen.

Die damaligen kirchlichen Behörden sahen scheelen Auges auf den sich immer vergrößernden Zulauf zu dem Bilde, hielten die ganze Sache nur geeignet, die Leute vom sonntäglichen Gottesdienste abzuhalten und verboten endlich die mißliebige Andacht zu dem Bilde.

Aber das Verbot hatte keinen Erfolg; die Andacht nahm ihren Fortgang.

Endlich nach vielen Jahrzehnten sah man denn doch ein, daß solch eine beharrliche Zugkraft nur dadurch zu erklären sei, daß Gott selber diese Andacht gutheiße, ja verlange, — und so ward denn endlich nach Untersuchung der ganzen Angelegenheit die bischöfliche Erlaubnis zum Baue einer Kirche gegeben. Dies geschah im Jahre 1729.

Schon im nächstfolgenden Jahre 1730 wurde der Grundstein gelegt, die Kirche begonnen und im Jahre 1735 (andere geben das Jahr 1737 an) vollendet und eingeweiht.

Nun ereignete sich etwas Sonderbares; nämlich schon neun Jahre darnach war wieder Grundsteinlegung. Die erste Kirche, die acht Klafter lang und vier Klafter breit war, hatte sich als gänzlich unzureichend herausgestellt. Und so wurde im Jahre 1744 die neue, jetzt noch stehende Kirche begonnen. Diese so rasch aufeinanderfolgenden Kirchenbauten sprechen sehr deutlich dafür, daß der Aufschwung, den Maria-Dreieichen damals nahm, großartig und unerwartet gewesen sein muß.

Mit der begonnenen zweiten Kirche hatte es aber seine Schwierigkeiten. Sie blieb jahrzehntelang unvollendet und wurde erst im Jahre 1819 durch den Ausbau der beiden Türme fertiggestellt. Also weist sie eine Bauzeit von 75 Jahren aus. Da denkt man unwillkürlich an das Sprichwort: Gut Ding braucht Zeit!

Gebetserhörungen.

Maria Macek.

Wir bringen in folgenden Zeilen eine Schilderung einer Heilung, die im ganzen Lande Niederösterreich und Mähren bekannt wurde; wir haben sie schon zu wiederholtenmalen gedruckt gelesen; auch sind persönliche, schriftliche Mitteilungen von Augenzeugen in unserem Privatbesitze.

Maria Macek lebte bei ihren Eltern in Joslowitz, einem südmährischen Orte. Sie war im Jahre 1876, als sich ihr Heilungsfall zutrug, 20 Jahre alt, und war seit fünf Jahren stumm und trübsinnig. Ihr krankhafter Zustand schrieb sich von jener Zeit her, da sie, als fünfzehnjähriges Mädchen in Wien bedienstet, eine sehr traurige Nachricht betreffs ihres Vaters erhielt, die sie derart erschütterte, daß sich bald darauf Anzeichen der Geistesverwirrung zeigten. Auch hatte sie sofort ihre Sprache verloren. Noch an demselben Tage wurde sie in ein Spital transportiert, dann in die Wiener Irrenanstalt, endlich in jene zu Brünn gebracht. Dortselbst wurde sie einige Zeit hindurch ärztlich behandelt und dann als gesund entlassen.

Man kennt dieses leere Wort: gesund entlassen! Maria Macek war nicht gesund. Vor allem fehlte ihr die Sprache, und ferner war ihr, wenn sich auch ihr Geist wieder gelichtet hatte, eine hochgradige Menschenscheu geblieben; sie konnte stundenlang einsam in einem Winkel verborgen sitzen. Auch war sie sonst schwach und kränklich.

Nachdem sie diesen Zustand vier Jahre hindurch ertragen hatte, nahm sie sich innerlich vor (sie konnte sich ja niemand mitteilen), an der Prozession nach Dreieichen, die am 26. Mai 1876 von Joslowitz abgehen sollte, teilzunehmen. Tatsächlich ward der Entschluß auch ausgeführt.

Als sie nun am 27. Mai um halb 2 Uhr, da sich die Wallfahrerschar in Dreieichen zum Abschiede rüstete, von einer ihrer Verwandten in der Kirche gefragt wurde: „Nun, wie hat es dir in Dreieichen gefallen?" so nickte sie bloß bejahend mit dem Kopfe. Die Kirche verlassend, drehte sie sich an der Schwelle des Gotteshauses noch einmal um und betete wehmütig: „O, Liebe Frau, so lässest Du mich denn wieder so abziehen, wie ich gekommen bin!" Dann faßte sie die neben ihr gehende Verwandte bei der Hand und sprach laut und deutlich: „Und wie hat es denn dir gefallen?"

Die fünf Jahre hindurch Stumme hatte unter dem Kirchenportale von Maria Dreieichen die Sprache wiedergefunden. — — —

Eine mächtige Aufregung ergriff die ganze Schar. Wie klangen jetzt so froh, so begeistert die Gebete, die Gesänge! Welche Andacht, welche Sammlung!

Ein Telegramm brachte vorauseilend dem Vater die frohe Kunde. Da war denn ganz Joslowitz auf den Beinen, um die Begnadete festlich zu empfangen.

Und nicht lange hernach setzte sich eine aus beinahe 400 Personen bestehende Dankprozession (eine für eine Landgemeinde sehr große Zahl!) gegen Dreieichen in Bewegung. Ein Votivbild sollte am Orte der Gnade überreicht werden; eine Schar weißgekleideter Erstkommunikantinnen trugen das Geschenk. Neben der Fahne schritt die Geheilte, in der Rechten ein Kreuz tragend, in der Linken Palmzweige, die man ihr unterwegs gereicht. Es war ein Tag des Jubels für alle Teilnehmer, ein Tag der Ehre für den friedlich stillen Wallfahrtsort am Manhartsberge.

Das Brillantenkreuzlein.

Es war im Jahre 1883, als eine feingekleidete Dame in die Sakristei kam und dem Priester, den sie dort traf, ein Kreuzlein überreichte, mit der Bitte, es möge der Gnadenstatue umgehängt werden. Der Priester versprach es, legte das ihm wertlos scheinende Kreuzlein beiseite, wollte es gelegentlich tatsächlich an der Statue anbringen, aber vergaß schließlich gänzlich darauf.

Da kam nach einigen Wochen ein Brief, auf den hin der Priester sich alsogleich beeilte, das Geschenk hervorzusuchen und es der Statue umzuhängen. Dieser Brief besagte beiläufig folgendes: Eine hochgestellte Beamtensgattin (die Schreiberin des Briefes) hatte wie eben so viele Menschenkinder schwer und hart unter verschiedenen Mühsalen und Kümmernissen zu leiden. Da wendete sie sich an die heilige Mutter Gottes und versprach ihr, wenn ihr geholfen würde, so wollte sie das liebste, was sie besitze, gerne der himmlischen Mutter zum Opfer bringen.

Es geschah nun kurz nach der Ablegung dieses Gelöbnisses, daß sie sich eines Nachts im Traume in einer großen, ihr fremden Kirche befand. Es war eine Marienkirche, über dem Hochaltare war das Bild einer schmerzhaften Mutter; Kind und Mutter hatten Kronen, doch fiel ihr auf, daß nur des Jesukindleins Krone ein Kreuzlein hätte, nicht aber die Krone der Muttergottes. Da dachte sie im Traume: Ei, hier fehlt das Ehrenkreuzlein, da könnte ich ja leicht und passend mein Brillantenkreuzlein opfern.

Das Traumbild schwand; die Schläferin erwachte.

Das hat seine Bedeutung! dachte sie. Aber zugleich war sie ratlos, was für eine Kirche das wohl gewesen sein möge; große Marienkirchen gibt es ja gar viele! Und sie schlief wieder ein. Und vor ihrem Geiste stand abermals die Kirche, die sie nie zuvor gesehen. Aber diesmal befand sie sich selber draußen. Und da kam (im Traume) ein altes Mütterchen daher. Die fragte die Träumerin: Was für eine Kirche ist denn das? Und sie erhielt die Antwort: Das ist die Gnadenkirche Maria Dreieichen.

Wach geworden, beeilte sich die Frau, diesen Namen sofort aufzuschreiben, damit er ihrem Gedächtnisse nicht entfalle. Sie hatte ihn zum erstenmale im Leben gehört und wußte in der Tat nicht einmal, ob es denn wirklich eine derartige Kirche gebe. Bald erhielt sie die sehr willkommene und staunenswerte Nachricht, daß wirklich solch eine Kirche existiere, und beeilte sich, der merkwürdigen Weisung gemäß, ihr kostbares Brillantenkreuz persönlich an die Gnadenstätte zu bringen.

Bemerkt muß noch werden, daß die Spenderin seit jener Wallfahrt sich gesund am Leibe und fröhlich an der Seele fühlte; sie hatte wohl einen trefflichen Tauschhandel gemacht!

Der Bienenschwarm.

Ferdinand Jungmayer aus Seefeld, Niederösterreich, schrieb uns in einem Briefe folgendes: Seit den Tagen seiner Jugend war in seinem Herzen Liebe und Verehrung für Unsere Liebe Frau von Dreieichen. Und diese Verehrung wuchs mit ihm selber und ward immer stärker. In allen Drangsalen und Kümmernissen schloß er heilige Bündnisse mit Unserer Lieben Frau und machte seine Gelöbnisse, und kein Jahr gab es, da er nicht die Wallfahrt nach Dreieichen mitgemacht hätte.

Längst war er schon verheiratet. Da kam aber ein Jahr, da es ihm herzlich schlecht ging. Nicht ein Kreuzer

Maria-Dreieichen, Gnadenbild.

war im Hause. Schon nahte der Tag der gemeinsamen Prozession. Es jammerte sein Weib: „Ach Gott, daß wir doch gar kein Geld haben, daß doch nicht eine einzige Person von uns nach Dreieichen mitgehen kann!“ „Laß gut sein,“ sprach vertrauend der wackere Mann, „Maria wird uns Reisegeld schicken.“

Das Vertrauen ward belohnt; das Reisegeld kam, und — es kam in der Tat aus Himmelshöhe. Ein Bienenschwarm kam angeflogen und setzte sich an der Eiche hinter dem Hause an. Gar bald war der Bienenschwarm glücklich in einem Korbe eingefangen.

Kam der Förster. „Herr Förster, kaufen Sie mir einen Bienenschwarm ab.“

„Ach nein, ich hab kein Glück gehabt mit den letztgekauften, ich kaufe keinen mehr.“

„Herr Förster, kaufen Sie ihn; es wird Segen liegen auf dem da. Denn es soll mein Reisegeld sein nach Maria Dreieichen. Herr Förster, geben Sie mir einen Gulden dafür."

Da schlug der Förster schnell ein. „Wenn's so ist, ja. Da ist der Gulden! Glückliche Wallfahrt!"

Und der Mann machte sich mit der vom Himmel geschickten Wegzehr auf die Reise. Und der Bienenstock? — Wahrhaftig, es schien der Segen Gottes darauf zu liegen. Nicht weniger als 40 Schwärme entsandte im Laufe der Jahre dieser an jener Eiche eingefangene Schwarm.

Die kranken Augen wieder heil.

Folgender Fall, der uns von Johanna Biribauer in Sitzendorf bei Oberhollabrunn mitgeteilt wurde, hat sich nicht in Dreieichen selber, sondern in einer jenem Gnadenorte nachgebildeten Kapelle ereignet, die sich Klein-Maria-Dreieichen nennt. Jedoch kann der Fall gewiß passend hier Erwähnung finden.

Da ich ein Kind von drei Jahren war, so schreibt uns obgenannte Person, wurde ich an beiden Augen so krank, daß ich weder etwas sehen, noch überhaupt die Augen öffnen konnte. Vier Wochen schon waren die Augen geschlossen geblieben. Da riet man meinen Eltern, eine Wallfahrt nach Klein-Maria-Dreieichen zu unternehmen.

Gerade am Festtage des heiligen Rosenkranzes war es, als mich meine Mutter in Begleitung meiner älteren Schwester hintrug. Wir brachten als Opfer ein Marienbild hin und eine Kerze. Und siehe da, in der Kapelle schlug ich die Augen auf und sah umher. Kaum waren wir aus der Kapelle fort, so schlossen sich die Augen aufs neue und blieben volle acht Tage uneröffnet. Dann öffneten sie sich wieder und blieben seit dieser Zeit rein und klar und gesund. Jährlich wallfahren wir zum Danke dafür an den Gnadenort Klein-Maria-Dreieichen.



Dir zu helfen, krankes Kind,
Stieg vom Himmel ich hernieder,
Bringe dir als Angebind
Fröhliche Gesundheit wieder

Das Augenlicht erhalten.

Maria Voglsang aus Eggenburg schreibt uns:

Ich glaube, es war im Jahre 1860. Mein Bruder Karl hatte die Skrofeln; diese hatten sich nun auch in die Augen geschlagen. Der Knabe, damals sechs Jahre alt, wurde infolgedessen ganz blind und mußte, wenn er sich vorwärtsbewegte, mit den Händen um sich tasten, um nirgends anzustoßen. Da die Ärzte ihn aufgegeben hatten, wandten wir uns an übernatürliche Hilfe und brachten ihn nach Maria-Dreieichen.

Da wir nun vor der Statue der schmerzhaften Mutter innigst beteten, rief auf einmal mein Bruder aus: „Mutter, ich sehe!"

Von diesem Augenblicke an sieht Karl ganz gut. Er hatte niemals mehr ein Augenleiden.

Vor dem Tore der Gnadenkirche.

Dem uns gütigst zur Verfügung gestellten Gedenkbuche der Pfarrkirche Maria-Dreieichen haben wir folgendes entnommen:

1905. Am Festtage Mariä Namen, während der zweiten heiligen Messe, trug sich eine wunderbare Heilung zu. Unter vielen anderen Prozessionen war auch diejenige von Unter-Retzbach hier, bei der auch eine Frau teilnahm, die nur mittels Maschinfußes zu gehen imstande war. Sie hatte sich vor fünf Jahren den Fuß gebrochen und war wahrscheinlich infolge schlechter Einrichtung zu ihrem gegenwärtigen Leiden gekommen. Das Gehen verursachte ihr stets große Schmerzen. Die Frau hieß Theresia Dungl und war aus Unter-Retzbach. Als sie nach innigem Gebete um die Heilung ihres kranken Fußes mit der Prozession die Kirche verließ, verspürte sie bei der untersten Stufe der Kirche plötzlich eine Bewegung im Fuße; seit dieser Zeit konnte sie ohne Maschine gehen. Viele Leute von Unter-Retzbach, darunter die Vorbeter der Prozession, Johann Wagner und Franz Eder, beide aus Unter-Retzbach, bestätigen, daß die Frau früher ohne Maschine nicht gehen konnte.

Strafe für nicht erfülltes Gelöbnis.

Vinzenz Rockenbauer aus Obernalb bei Retz berichtet folgendes:

Als mein Töchterlein anderthalb Jahre alt war, bekam sie eine schreckliche Wunde am Oberschenkel, und zwar am linken. Die Wunde war etwa 12 cm lang. Zwei Ärzte konnten uns nicht helfen. Der eine riet endlich, die Wunde immer mit lauwarmem Wasser fleißig auszuwaschen, dies würde ihr die Schmerzen lindern. Heilen, so sagte ein Arzt, können wir sie nicht, das könnten auch zehn Ärzte nicht. Da versprachen wir im Falle der Genesung der Kleinen sie nach Maria-Dreieichen zu bringen und dort ein Bild zum Danke zu opfern.

Was niemand geglaubt hatte, das geschah: Unsere Kleine wurde nach und nach gesund, und zwar vollständig. Bis hieher ist die Sache vollkommen einfach und wir verwehren es niemand, die Heilung als eine natürliche Folge der warmen Bäder anzusehen.

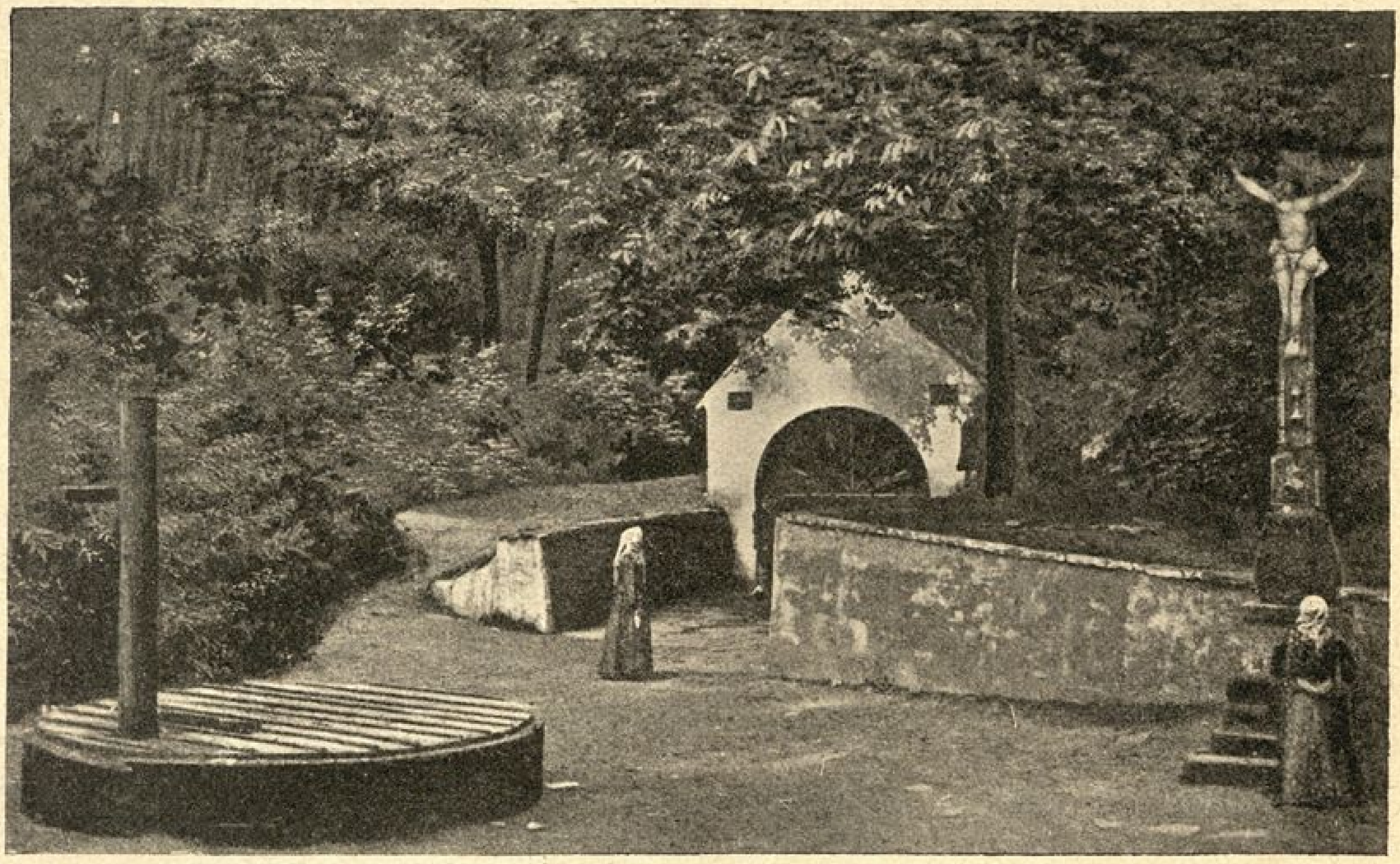
Mein Weib nahm nun, gemäß dem Gelöbnisse, das Kind und fuhr mit ihr nach Maria-Dreieichen; aber wie es schon geht,

vergaß sie dabei absichtlich auf das versprochene Bild. Es ging uns damals eben recht schlecht zusammen. Unser Gelöbnis war also eigentlich nur zum Teile erfüllt.

Was geschah nun?

1. Nach kurzer Zeit stieg das kleine Mägdlein mit demselben linken Fuß in ein siedend heißes Gefäß, in welchem sich soeben gekochte Kartoffel befanden. Sie stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Die Haut ging ihr bis an die Knöchel weg. — Aber es ging uns dadurch kein Licht auf; das Kind mußte noch mehr leiden!

2. Nach zwei Jahren hatte ich ein scharfgeschliffenes Pflugeisen im Hofe stehen. Plötzlich vernahmen wir einen entsetzlichen Schmerzensruf; wir eilten hinaus. Da sahen wir die Kleine mit ganz blutüberronnenem Fuße. Sie hatte sich in die Waden eine klaffende Wunde, etwa 2 cm breit, geschnitten. — Aber auch diesmal erkannten wir nicht die rufende Stimme Gottes.



Maria-Dreieichen, Brünnl-Kapelle.

3. Wieder ging eine Zeit vorüber. Da hutschte sich unsere kleine „Wettl" am Haustore. Sie fiel dabei an einen Pfosten an und stach sich die Häckelnadel, die sie im Sacke hatte, 8 cm tief in den Schenkel hinein. Es war eine schreckliche Sache. Der Großvater mußte sie mit Gewalt halten, während wir mit einer Zange die Nadel aus dem Fleische rissen. —

Aber jetzt begann uns die Erkenntnis aufzudämmern, was denn all dies zu bedeuten hätte: das Bild nach Dreieichen war versprochen und nicht gegeben! — Gott forderte es blutig ein. —

Schnell wurde das versprochene Bild angekauft, schnell nach Maria-Dreieichen getragen. Es war damals der Festtag Mariä Verkündigung 1898. Gott sei Dank, seit dieser Zeit ist unserem Kinde nichts Übles mehr zugestoßen.

Unheilbare Erblindung geheilt.

Während der Drucklegung dieses Buches schreibt uns der hochw. Herr Pfarrer P. Ambros Minarz von Dreieichen folgendes: Aus neuerer Zeit wäre auch noch ein Vorfall an dem Schmied Franz Kantner, damals (im Jahre 1903) in Wien, XIV., Selzergasse 21 wohnhaft, zu erwähnen. Er war an beiden Augen blind und sein Leiden von den Ärzten als unheilbar deklariert. Er fand hier seine Heilung. Der Mann lebt noch und kommt alle Jahre hieher, um zu danken. Der Fall ist durch ärztliches Parere nachgewiesen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1930 200jähr. Jubiläum der ersten heiligen Messe und Grundsteinlegung der ersten Kirche.

1944 200jähr. Jubiläum der Grundsteinlegung der gegenwärtigen Kirche.

1956 300jähr. Jubiläum der Aufstellung des Bildes an den drei Eichen.

Fassungsraum der Kirche: 3500 Personen.

Ständige Priester am Wallfahrtsorte: 2 PP. Benediktiner vom Stifte Altenburg, dazu 3 Sonntags-Aushelfer.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 70—80.

Kommunikanten jährlich: 22.000—24.000.

Besucher jährlich: 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 300.

Hauptfeste: Mariä Himmelfahrt und der schmerzhafte Freitag (vor Palmsonntag).

Seelenanzahl der zur Kirche gehörigen Pfarre: 950.

Bewohner der Häusergruppe um die Kirche: 50.

Ständige Devotionalienhändler: 38.

Gasthäuser: 5.

Kaffeeschänker: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes war in der letzten Zeit immer ziemlich gleichbleibend.

Gottesdienstordnung.

An Sonn- und Feiertagen: Heilige Messe um 7 Uhr; Hochamt um 10 Uhr.

An Wochentagen heilige Messen gewöhnlich um 1/2 8 Uhr und um 8 Uhr.

Im Mai an Wochentagen um 1/2 7 Uhr abends Maiandacht.

Zufahrt

Wien (Franz Josefs-Bahnhof)—Klein-Meiseldorf, Personenzug 2 3/4 St., K 3.20. Von dort 1/2 St. Gehzeit. Bei Schnellzugsbenützung Endstation Sigmundsherberg gegen 2 St. K 4.20. Von dort 1 St. Gehzeit.

Die Fahrt bringt uns bei Heiligenstadt (wo die Zelle des hl. Severinus stand), ferner St. Andrä-Wördern (wo der hl. Severinus zuerst den Boden Noricums betrat) vorüber. Schließlich fährt man auch beim Dorfe Zeiselmauer vorbei; es bietet heute gar nichts Auffallendes. Und dennoch ist

es uns eine teure Stätte, denn einer unserer beliebtesten, vielverehrtesten Heiligen wurde dort geboren. Nämlich der heilige Florian. Das war noch etwa hundert Jahre vor der Zeit des hl. Severin, als der blutdürstige römische Kaiser Diokletian regierte. Sankt Florian stellte sich freiwillig seinen Verfolgern und gab sich als Christ an. Dies geschah aber nicht hier in seinem Geburtsorte Zeiselmauer, sondern in der Stadt Lorch an der Enns, wo er, mit einem Steine am Halse in die Fluten des Flusses geworfen wurde. Er war ein hochangesehener Hauptmann im römischen Heere. —

Haben wir endlich die Endstation Klein-Meiseldorf erreicht, so führt uns von dort aus eine gute Straße nach Stockern, wo wir die neue, erst 1906 erbaute, anmutige Herz-Jesukirche betreten und eine kurze Andacht verrichten. Dann geht es noch eine starke Viertelstunde weiter. Wir kommen durch ein kleines Wäldchen und plötzlich erhebt sich vor uns, kaum mehr dreihundert Schritte entfernt, die Wallfahrtskirche Maria-Dreieichen. Unser Ziel ist erreicht.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Dreieichen—Maria-Taferl. Eisenbahnfahrt Mold—Hadersdorf (umsteigen)—Krems (umsteigen)—Marbach, gegen 4 St. K 3.20.

Dreieichen—Salapulka, 3 St. Fußweg gegen Norden.

Dreieichen—Hoheneich (und Waldenstein). Eisenbahnfahrt Meiseldorf—Hoheneich, 2¼ St. K 2.80.

Dreieichen—Brünnl bei Gratzen. Eisenbahnfahrt Klein-Meiseldorf bis Gratzen, 3 St. K 3.50.

Literatur.

Comp. hist. v. d. Ursprung, Rötz, 1770, 8°.

Entstehungsgeschichte, Wien 1840, 8°.

Kaltenbäck, Mariensagen, 227.

Austria-Kal. 1846, 100.

Donin, Mar. Austr., 171.

Maurer Kolb, Mar. N.-Ö., 365.

Schweickhardt, I, 185.

Burger, Gesch. d. Stiftes Altenburg, S. 214.

Endl O. S. B., Die Wallfahrtskirche, St. Norbertus, Wien 1894, gr.-8°, 24 S., ill.

Anonym, Entstehungsgeschichte, Horn 1903, kl.-8°, 40 S.

Ott, Marianum, 2216.

Reg.-Mar.-Kal. 1891, I.

„Waldviertler Bote", 1907, Nr. 9—11.

(Fresken) „St. Leopoldsblatt", 1894, 3, 4.

Endl in St. Leopoldsblatt, 1893, 3.

(Ein Ölgemälde), Endl in St. Leop.-Bl., 1893, 5.

Endl in Ber. u. Mitt. d. Alt. Ver., XXVII (1892).

Endl in Bl. d. Ver. f. Land.-Kd., 1892, 415.

Endl in St. Leopold-Bl., 1892, 7.

Top. v. N.-Ö. II, 339.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1891, 68. 1903 (N. F. I.), 355.

Gerhard, Die hl. Sage, Wien 1866, II, 426.

Leo-Gschft. d. f. W. d. kath. K., Wien, VII, 181, 255, 300.

Kurze Erwägung.

Hier in Dreieichen ist der stille Gnadenort, wo das fromme Waldviertler Volk zu seiner Mutter betet. Hier weisen die zwei Türme so bedeutungsvoll hinauf zum himmlischen Vaterlande. Hieher steigt die himmlische Mutter hernieder, um mit ihrer Gnade die Ihrigen zu beglücken. Hieher kommen aber auch von weit und breit die Mühseligen und Beladenen und bringen mit ihre Bitten und Klagen, ihre Sorgen und Mühen, ihre Zweifel und Kämpfe, ihre Nöten und Qualen. Hier nähert sich das Kind der Mutter und die Mutter dem Kinde. Von hier ziehen die erquickten Pilger fröhlich von dannen, Gnade im Herzen, Licht in den Augen, das blühende Rot der Freude auf den Wangen. — O Gnadenort, ich grüße dich im Geiste!

Gebet.

O meine Mutter und Königin! die du so gerne bei den Armen und Niedrigen weilst, schaue doch auf mich, da ich arm und elend und sorgenvoll und von Kummer heimgesucht bin. Siehe, ich komme zu dir, um dich zu loben und zu preisen! Ich komme zu dir, um dir aus Herzensgrund für alle mir und den meinigen erwiesenen Wohltaten zu danken; ich komme zu dir, um über meine armseligen Sünden und Vergehungen bitterlich zu weinen; ich komme zu dir, um deinem mütterlichen Herzen alle meine Anliegen, die kleinen und die großen, zu empfehlen. Ja, in deine Hände, in deinen Schoß lege ich vertrauensvoll mich selber und alles, was ich habe und besitze. Ich lege in deine mütterlichen Hände meine Arbeiten, mein Leiden, mein Leben, mein Sterben. So sei und bleibe mir denn eine Mutter und hilf mir, daß auch ich zeitlebens bleiben kann dein ergebenes, liebendes Kind. Amen.

Zur Mutter geh' im Gnadenort Dreieichen,
Und klag' ihr alles, was dich schmerzt und drückt,
Dort wird dein Weh ihr mildes Herz erreichen,
Von ihr getröstet scheidest du beglückt. (M. H.)



Der Heilige Berg bei Olmütz, Gesamtansicht. Phot. F. Derka, Heiliger Berg.

Verlangt es dich, ein fürstlich Haus zu sehen
Ein Gotteshaus von hoch erhabner Pracht,
So mußt mit mir zum Heilgen Berge gehen,
Sollst schauen dort, was Menschenkunst gemacht!

Doch lockt es dich, des Mutterherzens Schläge
Belauschend — selbst zu sein ein glücklich Kind,
So wandle, Pilgrim, nur dieselben Wege,
Weil es die Wege zu Maria sind!

Der Heilige Berg (Svatý Kopeček) bei Olmütz.

Mähren. 20.000—24.000 Kommunikanten.

Vorbemerkung.

Unvergeßlicher Tag, da wir dich geschaut, du herrlicher Tempel des Herrn! Weit sind unsere Füße herumgekommen in österreichischen Landen, manches Prunkgebäude hat seine Zauberhallen vor unseren Blicken geöffnet und machte uns trunken von Begeisterung. Aber wenn wir — in seliger Erinnerung gedenkend dessen, was wir geschaut, der Kirchen herrlichste an unserem Geistesauge vorbeiziehen lassen — dann nahest auch du, prächtiger Gottesdom, und drängest dich vor unser Auge, auch deine hinreißend schönen Hallen gaukeln und erstehen dann vor uns und scheinen im Vollbewußtsein ihrer Pracht die kühne Frage an uns zu stellen: „Wanderer, Wallfahrtspilger, sag', bin ich nicht schön?"

Ja, du bist schön, mein Heiliger Berg, wunderschön! Und deiner Schönheit werden wir wohl nimmermehr vergessen! Du wirst als würdiger Bruder eingereiht bleiben in der Ehrenhalle der erhabensten Dome, die unseren Beifall im Sturme sich errungen: der Weizberg in der schönen Steiermark, der Dreifaltigkeitsdom im Windischen und der Sonntagsberg in Österreichs Voralpen.

Dies wollten wir vor allem sagen; und jetzt erst, nachdem wir gleichsam einer drängenden Ehrenpflicht genug getan, wollen wir daran gehen, in schildernder Sprache des nüchternen Beschreibers alles das zu erwähnen, was geeignet scheint, den werten Lesern eine genauere Kenntnis dieses Gnadenortes zu vermitteln.

Örtliche Lage.

Wir nennen Olmütz und die meisten der Leser wissen, wo beiläufig diese Stadt zu suchen sei: es ist die zweitgrößte Stadt des mährischen Landes.

Nordöstlich von dieser Stadt breitet sich ein Berggelände aus, das wir sowohl an Gestalt und Ausdehnung, Höhe und Entfernung von der Stadt, und um alles zu sagen, auch an der Kahlheit seiner Hänge mit dem Bisamberge bei Wien vergleichen möchten.

Will man vom Hauptbahnhofe Olmütz zum Heiligen Berg kommen, so kann dies nur per Wagen (Einspänner bis hinauf 7 Kronen) oder zu Fuß geschehen. Der Fußgänger hat für seinen Marsch immer eine sehr gute Straße unter den Füßen, die überdies durchwegs mit alten schattigen Alleebäumen besetzt ist. Nach einer Wanderung von 1¼ Stunden gelangt man an jene Stelle, wo die Steigung beginnt. Der Höhenunterschied zwischen Bahnhof Olmütz (215 m) und Kirche Heiliger Berg (382 m) beträgt 167 m. Von dem soeben erwähnten Punkte führt die Fahrstraße, nach rechts abzweigend, auf bedeutendem Umwege zur Höhe, der Fußgänger aber wählt gewiß den schnurgeraden Aufstieg zum Heiligtum, der etwa noch 20 Minuten Zeit in Anspruch nimmt.

Außer sechs steinernen, hohen, schlanken Säulen, die uns die fünf schmerzhaften Rosenkranzgeheimnisse sowie eine Muttergottesdarstellung bieten, hat der Weg keinerlei religiöse Sehenswürdigkeiten.

Das Äußere der Gnadenkirche.

Und nun Gruß dir, Heiliger Berg! Wir grüßen deine blitzenden Turmkreuze und das Kreuz auf dem Giebel zwischen deinen Türmen. Die liebe Marienstatue auch grüßen wir, die, hoch über deinem Portale thronend, dem Ankömmling Segen und Gnade zu verkünden scheint. Gruß auch euch, ihr steinernen Gestalten, die ihr auf dem langen Gesimse des Klostergebäudes als Wache stehet, als Ehrenwache unserer Lieben Frauen Heiligtum!

Den weiten, mit Gras bewachsenen Vorplatz überschreitend, gelangen wir an eine sehr breite, stattliche Aufgangstreppe, die uns alsbald auf die große Steinterrasse unmittelbar vor dem Portale bringt.

Wir stehen hier vor einem preiswürdigen, gleichsam sebstbewußten Gebäude aus der besten Renaissancezeit.

Von Andacht und Begeisterung warm gemacht, schauen wir die beiden vollkommen gleichen, weit ausladenden Trakte des Klostergebäudes wie zwei Flügel an, weit ausgebreitet, zum Fluge geöffnet, als ob uns das Heiligtum entgegenfliegen möchte, Gnaden und Erbarmen bringend, oder wie zwei Arme, die unsere liebe Kirche ausstreckt, als wollte sie uns Willkomm und Umarmung bieten und uns sagen: „Kommet zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid!“

Bevor wir die heiligen Hallen betreten, machen wir noch einen Rundgang um das prächtige Gotteshaus, um es von allen Seiten zu besehen. Wir schauen es also von der Seite. Und siehe da! Das große Kirchendach ist in der Mitte seiner Länge nach durchschnitten, als ob ein Zimmermann mit einem allerdings ungeheuren Beile einen Zwickel herausgeschlagen hätte; und in diesem Zwickel sitzt nun eine ziemlich hochstrebende Kuppel. Ein kleines Dachreiterlein auf dem rückwärtigen Teile der Kirche hilft nicht unwesentlich mit, dem ganzen Baue Ebenmaß und Schönheit zu verleihen.

Der Kreuzgang rund um die Kirche.

Da wir uns eben zu einem Rundgange um die Kirche angeschickt haben, so wollen wir alsogleich das anfügen, was wir dabei sonst noch geschaut.

Und wir fanden, daß die Kirche nach rückwärts hin in weitem Umkreise von einer Art Kreuzgang hufeisenförmig umschlossen ist, so zwar, daß der sonst offene Teil zwischen den beiden Enden eines Hufeisens hier durch die Kirche und die links und rechts daran stoßenden Klosterfronten ausgefüllt erscheint.

Dieser hufeisenförmige Klosterhof, in dessen Mitte sich eine sehenswerte Marmorgruppe erhebt, ist wohl ein idyllischer, lieber Ort, wo Frieden und Ruhe zu walten scheint. Ein weicher Rasenteppich lagert sich über der ganzen Fläche, während Reihen von altehrwürdigen Bäumen Leben und Reiz in diese sonst so ungestörte Einsamkeit bringen.

Langsam durchschreiten wir den einen Teil des großen Hallenbogens und befinden uns nun fast ganz hinter der Kirche. Dort nun erweitert sich die Halle, und da man diese Erweiterung von beiden Seiten mit Toren abgeschlossen hat, so finden wir eigentlich eine ziemlich geräumige Kapelle, die wohl für 800 Personen Platz bietet. Diese Kapelle hängt in architektonischer Beziehung innigst mit den Bogengängen zusammen, steht genau hinter der Kirche, und läßt sich am allerbesten und passendsten mit einem Edelsteine vergleichen, der an dem sonst gleichstarken Fingerringe eine erhöhte Stelle einnimmt; so fügt sich diese Kapelle in den hufeisenförmigen Bogen des Kreuzganges ein.

Uns Deutsche interessiert es besonders, daß in dieser Kapelle, die recht hübsch im Geschmack der Barocke ausgestattet ist, deutsche Predigten gehalten werden, während naturgemäß die Hauptkirche den Tschechen eingeräumt bleibt, die hier die Stammbevölkerung bilden.

Des Gnadendomes Pracht im Inneren.

Wenn man irgendwo das oft gebrauchte Wort anwenden darf: „Der erste Eindruck ist überwältigend“, so gilt dies gewiß mit Recht von der verschwenderischen Prachtfülle dieses kostbaren Gebetstempels auf dem Heiligen Berge.

Eine langgedehnte, dabei hochansteigende Halle, als deren Hauptfarben Grau und Gold erscheinen, die mit Stukkatur und Gemäldeschmuck geradezu überladen ist, groß, hoch und majestätisch, das etwa ist das Ergebnis des ersten forschenden und zugleich hochentzückten Blickes.

Man muß sich erst einige Augenblicke fassen, man muß sich erst in dem bestrickenden Gewirre von Kunst und Pracht zurechtfinden, bis man in der Lage ist, weitere Einzelheiten ins Auge zu fassen.

Mit freudig klopfendem Herzen knieten wir zunächst huldigend vor dem Bilde der Gnade, und was wir da stammelten, das war nicht so sehr ein zusammenhängendes Gebet als eine unwillkürliche Gratulation, ein Glückwunsch, dargebracht der Frau und Königin dieses Hauses, ein halb unbewußtes Frohlocken, weil sie hier im Tale der Tränen, in Menschenelend und Menschenarmut, dennoch ein so würdiges Wohnhaus gefunden.

Dann erhoben wir uns. Langsam unsere Schritte abzählend, gingen wir bis hart zum Haupteingange. Gleich darauf maßen wir ebenso die Breite des Bauwerkes, ein kurzer Überschlag und wir hatten den Fassungsraum der Kirche herausgerechnet: sie ist imstande 6000 Personen aufzunehmen.

Und nun schritten wir wieder langsam nach vorne. Zur Linken und zur Rechten nacheinander vier Seitenkapellen, so groß und so reichlichst geziert, daß manch eine Kirche nur allzugern über einen derartigen Altar als ihren Hochaltar verfügen würde. Was sollen wir sagen von diesen Seitennischen: überall kostbarster Marmor, überall herrlichste Stuckarbeiten, überall Gemälde an Gemälde.

Nun sind wir bis zur Kuppel gelangt. Hoch über uns — man hat uns gesagt, es seien 45 m — schließt eine schwach durchleuchtete Laterne den kühnen Bau. Eines gottbegnadeten Künstlers Hand hat dort die einzelnen Sätze und Anrufungen des „Salve Regina“ in der beredten Sprache der Farben dem staunenden Auge des Pilgers vorgeführt.

Darunter aber erscheinen vier sehr große Bilder in den Bodenwinkeln der stützenden Pfeiler, wo die Vertreter der verschiedenen Weltteile: Europa, Asien, Afrika, Amerika Unserer Lieben Frau Huldigung und Verehrung darzubringen scheinen.

Wir blicken um uns und schauen der Orgel wundersames Gefüge.

Alles zeigt hier Einheit, Großartigkeit, künstlerischen Schwung, besten Geschmack. Es ist eine Wonne hier zu weilen, ein wahrer Kunstgenuß, hier den Blick betrachtend umherschweifen zu lassen.

Der Hochaltar.

Und doch haben wir der Schönheit Krone, den Glanzpunkt dieses Zauberbaues noch kaum erwähnt: den Hochaltar. Der hochwürdige Herr, der uns in liebenswürdigster Weise den Führer und Erklärer machte, hat uns mitgeteilt, daß Kunstverständige gesagt hätten, der Hochaltar am Heiligen

Berge hätte in ganz Österreich seinesgleichen nicht. Dieses fachmännische Urteil gilt, soweit uns gesagt wurde, in erster Linie dem Säulenaufbau, der den Tabernakel umschließt, sowie dem Baldachine über dem Gnadenbilde und dem herrlichen Antipendium.

Wir bringen dieses geschätzte Urteil ebenso wie wir es vernommen. Aber etwas anderes war es, was bei diesem Hochaltare unser eigenes, persönliches Interesse in allererster Linie erregte: die geradezu wundersam schöne, harmonische Eingliederung und Anpassung des Gesamtaufbaues dieses Hochaltares zu dem Hintergrunde, den das Bauwerk des Presbyteriums gibt.

Wir haben nunmehr auf unseren Reisen mehr als hundert Kirchen mit kritischem Blicke beschaut. Und wir haben oft gefunden, daß der Hochaltar irgendwie als ein Fremdkörper im Gefüge des Gesamtbaues erschien. Und gerade von diesem Standpunkte aus möchten wir den Hochaltar vom Olmützer Heiligen Berge als ein in jeder Beziehung musterhaftes Schaustück empfehlen. Die Größe, die Farbe, die Gestalt, die Richtlinien, alles dies ist so, daß es im Verhältnis zum Presbyterium „wie gegossen" erscheint: eine leitende Idee, ein einheitlicher, künstlerischer Zug ist hier ganz unverkennbar und in glücklichster Weise zum Ausdruck gebracht. Heil dir, Heiliger Berg bei Olmütz!



Der Heilige Berg bei Olmütz. Phot. J. Derka, Heiliger Berg.

Das Gnadenbild.

Nicht überall hatten wir die Vergünstigung, das Gnadenbild in allernächster Nähe betrachten zu dürfen. Am Heiligen Berge aber wurde sie uns zuteil. Unser dienstfertiger hochwürdiger Führer ließ es sich nicht nehmen, uns das Gnadenbild mit eigener Hand herunterzuholen, eine Arbeit, die nicht ganz leicht, ja nicht einmal ganz gefahrlos ist.

So stand es denn vor uns; es befand sich in einem schweren, silbernen tragbaren Kasten von rechteckiger Form. Der Kasten selber war etwa einen halben Meter oder etwas weniger hoch und vielleicht 30 cm breit. In diesem Gehäuse fanden wir gut befestigt das steinerne Bild Mariens. Welcher Art der Stein sei, weiß man nicht genau, jedenfalls ist er dem Sandstein nicht unähnlich.

Es ist keine Statue, sondern Reliefarbeit, und zwar von kunstfertiger Hand aus einer 36·8 cm hohen und 15·8 cm breiten Steinplatte herausgearbeitet. Man hat dieser steinernen Platte, soweit sie Umrahmung für das eigentliche Bild abgibt, die Bläue des Himmels und dazwischen hinein das blinkende Gold der Sterne gegeben: wohl eine passende Umrahmung für die Königin des Himmels, die hier aufrechtstehend, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem rechten Arme dargestellt erscheint. Das Angesicht Mariens zeigt sehr regelmäßige, schöne Züge, und wir freuen uns ehrlich, dieses liebliche Bild von so unmittelbarer Nähe gesehen zu haben. Unsere Liebe Frau hält in ihrer freien linken Hand nicht, wie man es sonst oft sieht, ein königliches Szepter, sondern einen Apfel, und das göttliche Kind weist noch ganz besonders mit seiner erhobenen Rechten gerade auf diesen Apfel in seiner Mutter Hand hin: ein tiefsinniges Gegenstück zu jenem Vorfalle im Paradies. Heil Dir, du neue Eva, und dreimal Heil Dir, Du neuer Adam, der Du gekommen bist, um die unheilvollen Folgen des ersten Apfelgenusses hinwegzunehmen durch den Tod am Kreuze! Und noch rührender wird dies Bild, wenn man Dich, göttliches Kind, in voller Nacktheit auf dem Arme der Mutter sieht: Bist in Armut zu uns gekommen, hast nichts gewollt von dieser Welt, bist unberührt geblieben von Sünde und Unheil, und wolltest nur eines: erlösen, erretten, beglücken! Heil Dir Erlöser! Heil Dir, erhabene Mutter dieses Welterlösers!

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Das Gelöbnis des Kirchenbaues.

Bis zum Jahre 1629 dachte wohl niemand daran, daß die Bergeshöhe nordöstlich von der Stadt Olmütz einst eine so stattliche, weitberühmte Gnadenkirche krönen werde. Doch Gottes Fügungen sind eben wunderbar; und mitten im Dreißigjährigen Kriege, der doch auch dem Mährerlande nicht unerheblichen Schaden zufügte, sorgte die allerseligste Jungfrau Maria in aller Stille, daß hier ein herrlicher Gottestempel erstände.

Die Uranfänge dieses Gnadenortes sind merkwürdig genug.

Lebte da um die genannte Zeit in Olmütz ein reicher Weinhändler mit Namen Johann Andrysek. Er war ein frommer, gottergebener Katholik; schon der Umstand, daß



Der Heilige Berg bei Olmütz, Inneres der Kirche.

alle seine drei Kinder sich dem geistlichen Stande widmeten (der Sohn wurde Priester, die beiden Töchter Klosterfrauen), läßt uns den Mann als einen sehr gottesfürchtigen Menschen erscheinen.

Dieser Andrysek hatte nun behufs größerer Weinkäufe eine weite Reise nach Österreich unternommen. Eine Zahl von Fuhrleuten begleiteten ihn. Als sie nun bei ihrer Rückfahrt eines Samstags abends in die Gegend von Wischau kamen, waren sie gezwungen, wegen der hereinbrechenden Finsternis im Dorfe Tutschap zu stationieren und zu übernachten. Am andern Tage gingen alle miteinander in die auf einer Höhe gelegene Pfarrkirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Nach demselben betrachteten sie die umliegende Gegend, von der Andrysek so begeistert wurde, daß er sofort an Ort und Stelle ein Gelöbnis machte: Wenn Gott der Herr seinen Weinhandel segnen und ihm die nötigen Reichtümer verleihen wollte, so würde er in der Nähe von Olmütz auf irgend einer Anhöhe eine Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau erbauen.

Maria selber zeigt den Platz zum Kirchenbaue.

Das schöne Gelöbnis war gemacht, und Gott der Herr schien Wohlgefallen daran zu haben, denn es mehrten sich zusehends des frommen Weinhändlers irdische Güter. Er selber dachte gar oft an sein Versprechen, aber, wie es schon bei so großen, weittragenden Beschlüssen geht: er wollte sich alles recht überlegen und wußte sich auch betreffs des Ortes keinen rechten Rat. Deshalb verzögerte sich die Ausführung des Planes.

Da kam doppelte Mahnung. Im Traume sah er sich an schöner, lieblicher Waldesstelle, die ihm unbekannt war. Heller Lichtschein blendete sein Auge und in strahlender, paradiesischer Schönheit stand die allerseligste Jungfrau vor ihm. Das Gotteskind ruhte auf ihren Armen.

Das Traumbild schwand. Nur mit hohem Entzücken dachte der Begnadete daran, und sah es als eine Mahnung an, den Kirchenbau zu beginnen. Und siehe da, als er sich soeben wegen eines Platzes alles überlegte, kamen jene Fuhrleute zu ihm, die einst beim Weinhandel in seinen Diensten standen, und fragten ihn, was es denn wäre mit dem Kirchenbau, den er versprochen? Und sie wären noch immer, wie sie es ihm damals zugesagt, gerne bereit, ihn durch unentgeltliche Fuhren soweit als möglich zu unterstützen.

Diese doppelte Mahnung: durch den Traum und durch die Fuhrleute machte einen mächtigen Eindruck auf seine Seele, und er begann in inbrünstigem Gebete um Erleuchtung zu beten, Gott möge doch in seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit ihm, dem armen Sünder behilflich sein, das Werk dort zu beginnen, wo er es haben wollte.

Und da geschah es zum zweitenmale, daß Gott der Herr sich gnädig erwies und ihm tröstenden Traum sandte. Wieder befand sich unser Andrysek im fremden wunderschönen Walde. Er war dort ganz allein; eine feierliche Stille lagerte über den unbewegten Wipfeln. Eine Menge prächtiger und wohlduftender Blumen erfüllten den weiten Wald. Er beschloß, sich recht viele davon zu pflücken; aber soeben die Hand ausstreckend, sah er die Himmelskönigin vor sich stehen; wieder hielt sie ihr heiligstes Söhnlein auf ihrem rechten Arme und würdigte sich, ihrem eifrigen Diener huldvolle Worte zu sagen: er möge nur getrost seinen Bau beginnen, und dort (sie zeigte mit dem Finger auf einen bestimmten Ort hin), dort sei ja ein vortrefflicher Platz zum Baue, und überdies sei schon Material vorhanden. Noch immer träumend, machte Andrysek in seligem Entzücken die Zusage: „Ja gewiß, ich will bauen!“ Da hob das Kindlein am Mutterarm seine Hand und segnete den Träumer.

Der aber erwachte. Eine namenlose Freude durchflutete seine Seele. Von jetzt ab hatte er nur mehr den einen großen Gedanken: Bauen! Bauen!

Wohl war die Jahreszeit ziemlich ungünstig; es war im Februar; aber der glühende Eifer ließ den begeisterten Mann weder Kälte noch Schneegestöber achten. Er kaufte sich eigens ein frisches Pferd, sattelte es und wollte die ganze Gegend abstreifen, nur um den rechten Platz für die Kirche aufzufinden.

Man schrieb damals den 26. Februar 1629. Es war ein herzlich schlechtes, abscheuliches Schneewetter. Andrysek kam mitten im Unwetter an den Fuß jenes Berggesenkes heran, auf dem heute die Kirche steht. Vor ihm dehnte sich

nunmehr dichter Wald empor. Was tun? Er band sich ein Tuch um das Gesicht, um sich vor den entgegenschnellenden Baumzweigen halbwegs zu schützen, ließ den Zügel des Pferdes los, trieb es an und ließ es gehen, wohin es wollte. Es trug ihn langsam durch den Wald empor, zur Höhe hinauf. Als er droben war, erhob sich ein schrecklicher Wirbelwind; das Pferd bäumte sich vor Angst; Andrysek mußte trachten, rasch vom Sattel herabzukommen, um das scheue Tier zu beruhigen. Da hörte auch das wilde Toben des Orkanes auf und in erhabener Ruhe lag der Wald vor seinen Blicken. Vom Schnee belastet, standen die Bäume gar feierlich stille da. Er schaute herum; da fiel es wie Schuppen von des Mannes Augen: „Das ist ja der Ort, den ich im Traume geschaut!"

Es überkam ihn ein wonniges, freudiges Gefühl. Mitten im Schnee kniete er nieder, nahm seinen Hut vom Haupte und begann zu beten: „Heiliger Herr und Du allerseligste Jungfrau Maria, wenn es wirklich der Wille des Allerhöchsten ist, daß ich hier ein Haus zu seiner Ehre erbaue, so wolle mich schützen und mit Deiner Gnade begleiten!"

Dann ritt er fort, nachdem er zuvor die gefundene Stelle recht gut seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Kurz darauf begegnete ihm ein einsamer Holzhauer. Wie der sich wunderte, hier einen fremden Reiter zu treffen! Dieser Holzhauer aber konnte ihm zugleich Auskunft erteilen, daß dieses Waldgebiet allhier dem Prämonstratenser-Kloster in Hradisch gehöre. Das war dem frommen Manne sehr erwünschte Kunde.

Der Bau der ersten Kirche.

Andrysek war Feuer und Flamme für seinen Plan. Rasch setzte er sich mit dem Abte von Hradisch in Verbindung und bat um Grund und Baubewilligung. Beides wurde ihm mit großer Bereitwilligkeit gegeben und der Abt selber legte noch im Mai des laufenden Jahres 1629 den Grundstein zur künftigen Kirche. Schon nach drei Jahren war der Bau soweit vollendet, daß er die kirchliche Weihe erhalten konnte.(1632.)

Das Erscheinen des Wunderbildes.

Während des Baues kam ein fremder Pilger, Sigar mit Namen, der verlangte, sich als Einsiedler ständig hier niederlassen zu dürfen und an dem Baue sich nach Kräften zu beteiligen. Der Mann erwies sich so brauchbar, daß ihm Andrysek nach Vollendung der Kirche die Schlüssel des neuen Gotteshauses anvertraute und ihn zum Hüter des Tempels machte.

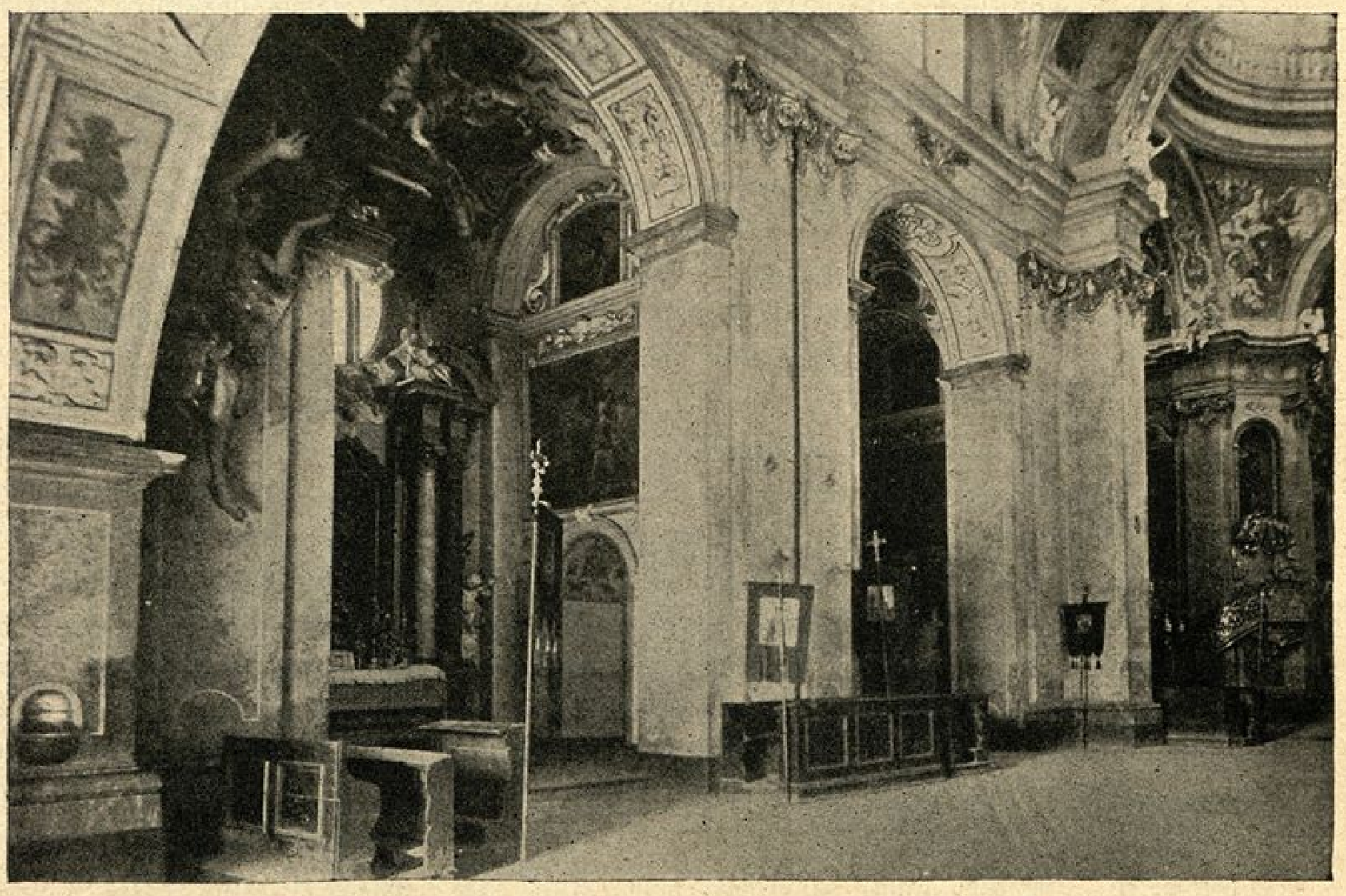
Da trug es sich im Jahre 1632, also noch im Jahre der Weihe, zu, daß dieser Sigar zeitlich am Morgen, da er noch im Bette lag, einen schönen Gesang von vielen Stimmen vernahm. Rasch erhob er sich, um der vermeintlichen Wallfahrtsschar die Pforte des Kirchleins zu öffnen; aber wie erstaunte er, da er die Kirche bereits offen fand und in ihr vorne um den Hochaltar geschart, eine Menge von weißgekleideten Männern erblickte. Vor Angst und Ehrfurcht fiel der Einsiedler auf sein Angesicht nieder, und da er sich erhob, waren die weißen Scharen verschwunden. Vorsichtig und zögernd trat er nun näher und fand zu seiner allergrößten Überraschung auf dem Hochaltare ein Bild Mariens aus Stein, das anscheinend die himmlische Schar hier zurückgelassen hatte.

Mit größter Zärtlichkeit küßte er den heiligen Fund, nahm ihn dann in seine Arme und, das Herz voller Jubel, eilte er damit nach Olmütz zu Andrysek, um ihm zu vermelden, was sich zugetragen hatte. Dem frommen Bauherrn rannen die Tränen der Rührung über die Wangen, es wollte ja Gott der Herr offenbar auf solche Art die Kirche zu einer Gnadenkirche machen, und dieses sonderbare Bild sollte das Bild der Gnade werden! In feierlichem Zuge ward es denn an seinen Fundort zurückgetragen und auf dem Hochaltare gleichsam auf einem Throne der Gnade erhöht und herrlich geschmückt.

Seit dieser Zeit begann ein starker Zuzug von Pilgern und eben damals reihte sich der Heilige Berg bei Olmütz in die Schar der Mariengnadenorte ein.

Die wunderbare Heilung eines Blinden.

Am Tage der Kirchweihe trug sich vor den Augen des versammelten Volkes ein augenscheinliches Wunder zu, das



Der Heilige Berg bei Olmütz, rückwärtiger Teil der Gnadenkirche. Phot. J. Derka, Heiliger Berg.

sehr viel dazu beitrug, diese neue Kirche als eine Gnadenkirche weit und breit bekannt werden zu lassen. Der Vorfall, der auch von Seite eines Arztes sehr gut beglaubigt ist, war folgender: In Olmütz hielt sich damals ein Edelmann, Freiherr v. Bora auf, um sich dort von den Augenärzten behandeln zu lassen, damit seine vollständige Blindheit behoben werde. Aber alle menschliche Kunst scheiterte an dem Übel.

Der fromme Andrysek riet nun dem Freiherrn, er möge sein Vertrauen auf himmlische Helfer setzen, was denn der Kranke auch von ganzer Seele tat.

Und welch ein Ereignis! Als der Freiherr v. Bora während der heiligen Messe des Bischofs auf dem Kirchenpflaster kniete und zur Trösterin der Betrübten betete, öffneten sich plötzlich seine Augen, so daß der Hochbeglückte mit einem Schlage alles um sich herum deutlich sehen konnte. Man kann sich denken, mit welchem Jubel das versammelte Volk von diesem augenscheinlichen Wunder vernahm, und wie sehr und wie herzlich nun Dankgebete und Lobgesänge zum Himmel stiegen!

Es war eine schöne, gnadenreiche Kirchweihe!

Zerstörung der Kirche.

Die wilden Schwedenscharen hatten es auf kirchliche Bauten ganz besonders abgesehen. Sehr begreiflich! Ihr König Gustav Adolf hat ja alles Schöne zusammengeflunkert, daß er nur wegen des „Evangeliums" nach Deutschland eingefallen sei: seine Scharen bemühten sich, zu diesen geheuchelten Worten die nötigen handgreiflichen Erklärungen zu geben.

So ward denn Olmütz erobert und geplündert und das Hradischer Kloster zerstört, angezündet und die Mönche verjagt. Elf Jahre irrten sie dann heimatlos umher. Auch den Heiligen Berg traf ähnliches Schicksal: im Jahre 1645 zündeten die nordischen Apostel die dortige Kirche an und zerstörten, was sich eben zerstören ließ: wahrhaft evangelische Taten!

Das Gnadenbild war dabei weggekommen; niemand wußte wohin; alles trauerte, am meisten wohl Andrysek, der so das Werk, das er mit größten Opfern zustandegebracht, schon nach wenigen Jahren seines Bestandes in Schutt und Trümmer sinken sah! Die Wallfahrten hörten gänzlich auf.

Dann kam der westfälische Friede und in zwei Jahren hernach räumten die Schweden endgiltig das Feld. Diese Apostel des Evangeliums kehrten in ihre Heimat zurück: Blut an den Fingern, Raub in den Taschen und das Kainszeichen des Mordes an den Stirnen.

Zum dritten und letzten Male sah jetzt Andrysek seine hohe himmlische Gönnerin im Traume; sie mahnte ihn, das verwüstete Haus wieder herzustellen. Mit willigem Herzen ging er daran. Er wußte nicht, daß die Vernichtung der ersten Kirche nur die Wege zu einem anderen Baue zu ebnen hatte, der durch seine Pracht und seine Majestät dem Heiligen Berge zum Krondiamanten werden sollte, weithin leuchtend über die Lande, auf daß von der Schönheit dieses Juwels alle sich entzücken sollten, deren glückliche Augen es geschaut.

Schweren Herzens ging Andrysek zum Abte von Hradisch. Ach, die Herren hatten mit ihren eigenen Klosterruinen übergenug zu tun; aber dennoch, sie waren sofort bereit, auch den Heiligen Berg, der mit schnurgerader Allee mit ihrem Kloster verbunden, lieblich bittend zu ihnen niedergrüßte, wieder nach Kräften zu fördern. Wohl dauerte es zwanzig Jahre, bevor man Hand an das große Werk legen konnte; aber erstens war alles ausgesaugt, verarmt, zugrundegerichtet, und zweitens entstand nach und nach der immer kühner anwachsende Plan, das ehemalige Bergheiligtum in nie geschauter Pracht zu neuem Leben erstehen zu lassen.

Mitten in diese Pläne fiel wie ein Sonnenstrahl des Trostes ein ganz unerwartetes Ereignis. Lange nach dem Abzuge der Schweden kam ein Mann auf den Heiligen Berg und brachte das Bild Mariens wieder zurück. Bis heute ist es ein Rätsel geblieben, wer der Mann war, woher er kam, wohin er ging und wie er in den Besitz des verloren gegangenen Bildes gekommen war.

Dieses geheimnisvolle Dunkel, das die Rückbringung des Wunderbildes begleitete, trug wieder seinen Teil dazu bei, den alten Eifer für das Gnadenbild in neue Flammen emporschlagen zu lassen.

Der Bau des heutigen Prachtgebäudes.

Es war ein denkwürdiger, großer Tag für den Heiligen Berg, als am 30. März des Jahres 1666 Abt Sedlak von Hradisch den Grundstein zum kühnen Gottesbaue legte. 13 Jahre der Arbeit gingen dahin, dann war das Riesenwerk vollendet und die doppeltürmige stattliche Kirche grüßte von Bergeshöhe freundlich zu Tal. Es war im Jahre 1679, als der Bischof von Olmütz die Weihe des neuen Hauses vornehmen konnte.

Ob Andrysek damals noch lebte — wir wissen es nicht! Aber ob auf Erden lebend, ob im Himmel weilend, jedenfalls war es für ihn ein Freudentag, ein Tag der Ehre und des Ruhmes.

Doch das Gotteshaus sollte späterhin eines noch höheren Glanzes und der hehrsten Pracht verschwenderische Zier erhalten. Es war Abt Sancius, der in dem Jahrzehnte seiner würdigen Regierung (1722—1732) alle Ehre daransetzte, den Tempel am Heiligen Berge nach bestem Vermögen zu zieren. Er sparte nicht Gold, nicht Silber, nicht Marmor. Er gab dem kunstverständigen Prior am Heiligen Berge uneingeschränkte Vollmacht, die Wände und die Decke durch prächtige Gemälde und ausgesuchten Zierat zu schmücken. Das Bild der Mutter der Gnade ließ er in silbernen Schrein setzen. Für Meßgewänder und sonstige Kirchenbedürfnisse gab er große Summen hin und er war es auch, der die wunderschöne Orgel herbeischaffte, die nach damaligem Gelde den gewaltigen Preis von 12.000 Gulden kostete.

Der freigebige Abt sehnte sich gar sehr, das hundertjährige Jubiläum des Wallfahrtsortes zu erleben. Es lag dies jedoch nicht im Plane der göttlichen Vorsehung. Kurz vorher ward er ins Jenseits abberufen.

Die Hundertjahrfeier aber ward mit festlichem Pompe begangen und dabei auch das Gnadenbild feierlich gekrönt, und zwar im Namen des Heiligen Vaters zu Rom. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die breite Straße

angelegt, die jetzt vom Berge hernieder gegen Olmütz führt, zu diesem Zwecke der damals noch bestehende Wald ausgerodet und jene anfangs erwähnten Obelisken mit den Leidensbildern Christi zur Aufstellung gebracht.

Untersagt!

Wir nennen bloß das Jahr 1784 — und wir brauchen sonst kein Wort weiter hinzuzusetzen. Jeder Leser weiß, was diese Jahreszahl für die Klöster und Wallfahrtsorte bedeutete. Es war der Unglückskomet für manches gottgeweihte Werk.

Auch das Kloster Hradisch ward dem Untergange geweiht. Im genannten Jahre wurde es aufgehoben und seine Güter verkauft und dem Religionsfonde einverleibt. Bis zum 18. Jänner 1785 blieben die Geistlichen des Klosters noch beisammen. An diesem Tage, dem Sterbetage der Kommunität, wurde im Kloster sowohl als droben am Berge feierlicher Gottesdienst gehalten; es war der letzte Chordienst derer von Hradisch! Dann klang wie täglich nach dem gemeinschaftlichen Stundengebete das »Salve Regina«! „Sei gegrüßt Du Königin!“ Noch sterbend sandten sie der Mutter ihre Grüße. Es rannen ihre Tränen. Wehmütig drückten sie sich die Hände zum Abschiede und ergriffen dann den Pilgerstab, nun ging's hinaus in die weite Welt. Am Heiligen Berge aber war in selbigem Jahre ein Pfarramt errichtet und die Kirche als Pfarrkirche belassen. Das Klostergebäude aber hatte ausgelebt; nicht mehr sollte es fürderhin auch nur durch sein Dasein die aufgeklärten Religionsfeinde beleidigen. Es kam unter den Hammer, ja noch mehr, sogar unter den Demolierkrampen! Es wurde zertrümmert und zerstört und aus den verschleppten Steinen baute sich der neue Besitzer in Olmütz ein großes Haus.



Phot. J. Derka, Heiliger Berg.
Der Heilige Berg bei Olmütz, Statue des hl. Norbert und St. Anna-Kapelle.

Also verfuhren irdische Gewalten mit den ihr verhaßten geistlichen Gütern.

Neue Zeiten — neue Besitzer — neuer Geist.

Jahrzehntelang schwebte die Wallfahrtskirche zwischen Leben und Tod. Denn nicht mehr lebten die splendiden Äbte von Hradisch, um das herrliche, weitläufige Gebäude in gutem Stande zu erhalten; und so litt es gewaltig durch den fressenden Zahn der Zeit und durch des Wetters Unbild.

Aber es kam Rettung. Rettung durch den Erzbischof von Olmütz. Und zwar kam die Rettung im Jahre 1846. Es gelang nämlich dem wackeren Kirchenvorsteher, jene Summe, die der Staat einst durch den Verkauf der Klostergüter bekommen, wieder herauszubringen und sie stiftungsgemäß dem ursprünglichen Zwecke zuzuführen. Wir bewundern dieses gelungene Kunststück des Bischofs!

Diese Summe wurde nun einem anderen Prämonstratenserstifte, nämlich demjenigen zu Prag, übergeben mit der Bestimmung, daß die Zinsen zur Erhaltung mehrerer Klostergeistlicher auf dem Heiligen Berge bei Olmütz dienen sollten. Die feierliche Übergabe an das Kloster geschah im Jahre 1846.

Wieder also weht wie ehedem auf dem Heiligen Berge das weiße Gewand der Prämonstratenser, wieder haben nach wie vor eifrige Söhne des heiligen Ordensstifters Sankt Norbert die Pflege und Fürsorge für die zahlreichen Wallfahrer, die den Berg ersteigen, in ihrer Hand. Mögen sie mit der Hilfe Gottes recht Ersprießliches und Gnadenreiches erwirken und ihr Amt zum Heile der Seelen in größter Treue verwalten!

Gebetserhörungen.

Der hochwürdigste Herr Propst P. Josef Hendl hatte die Güte, uns unter anderem folgendes brieflich mitzuteilen:

Wunderheilungen gibt es eine große Menge. Aus der letzten Zeit sind folgende Tatsachen zu verzeichnen:

1. Očenášek Paul und Maria in Křelov hatten ein zehnjähriges taubes Mädchen. Die Ärzte versuchten alles, aber umsonst. Sie machten eine Wallfahrt nach dem Heiligen Berg und am Rückwege wurde das Kind hörend und hört bis jetzt gut.

2. Das siebenjährige Töchterlein des Häuslers Soukup Rudolf aus Groß-Rakov ist am 2. Februar 1910 erblindet und blieb trotz angewendeter Mittel blind. Am 2. Juli 1910 unternahm der Vater des Kindes eine Wallfahrt hieher und opferte sein Kind der Gottesmutter auf. Als er abends heimkehrte kam ihm das Mädchen bereits gut sehend entgegen.

3. Philomena Navratil aus Holic bei Olmütz war drei Jahre lang magenkrank und behielt keine Speise. Am Körper hatte sie viele kleine Geschwüre und war lange Zeit bettlägerig. Am Pfingstmontag 1910 ließ sie sich hieher führen, verrichtete die heilige Beichte, nach der heiligen Kommunion wurde sie vor Schwäche ohnmächtig. Bei der darauffolgenden Votivmesse de Beata wurde sie gesund und ging bald darauf zu Fuß zwei Stunden weit nach Hause. Von jener Stunde ist sie gesund, zu jeder Arbeit fähig und auch am Körper frei von aller Unreinheit.

Diesen uns brieflich mitgeteilten Fällen fügen wir noch zwei aus dem Wallfahrtsbüchlein ausgewählte Vorfälle an:

Im Jahre 1907 lag im Olmützer Krankenhause ein 14jähriges Mädchen krank darnieder und sollte an der rechten Hand wegen Beinfraß operiert werden. Am letzten Tage vor der Operation wandte sich die Patientin in heißen Gebeten an Unsere Liebe Frau am Heiligen Berge um Hilfe. Über Nacht wurde darauf die Hand vollständig gesund. Mit dankbarem Herzen kam das Mägdlein bald darauf

in Begleitung ihrer Eltern hieher, um durch die Darbringung eines Votivbildes ihren lebhaften Dank zu bezeugen.

Ein Kind von Proßnitz war erblindet gewesen; jede ärztliche Hilfe hatte sich als umsonst erwiesen. Da brachten die Eltern die kleine Patientin in die hiesige Gnadenkirche, wo sie, es war im Jahre 1909, ihr Augenlicht wieder erhielt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1929 250jähriges Jubiläum der Vollendung und Einweihung der jetzigen Kirche und
300jähriges Jubiläum der Entstehung.
1932 200jähriges Jubiläum der feierlichen Krönung.
1946 100jähriges Jubiläum der Übergabe an das Kloster Strahov.

Ständige Priester: 6 Prämonstratenser aus dem Kloster Strahov, darunter ein infulierter Propst.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 70—80.

Wallfahrtskommunikanten jährlich: 20.000 bis 24.000.

Besucher jährlich: 120.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 150—170.

Hauptfest: Mariä Heimsuchung und darauffolgender Sonntag. — Auch Sonntag, Montag und Dienstag nach Mariä Himmelfahrt.

Seelenanzahl der Pfarre 3200, des geschlossenen Dorfes 400.
Meereshöhe: 379 m.
Ständige Devotionalienhändler: 12.
Gasthäuser: 6.
Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend.
Besondere Sehenswürdigkeit wäre auch die heilige Stiege.
Nationalität der Wallfahrer: 80% Tschechen, 20% Deutsche.

Zufahrt.

Wien—Olmütz, Schnellzug 3½ St., K 9.50, Personenzug 7 St., K 7.40.

Brünn—Olmütz (über Prerau), Schnellzug 3 St., K 5.50, Personenzug 4 St. K 4.20.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Heiliger Berg—Altwasser, Eisenbahn von Olmütz oder Bystrowan nach Domstadtl ¾ St., K 1.10, von Domstadtl 2¼ St. zu Fuß.

Heiliger Berg—Dub, Eisenbahnfahrt Olmütz—Brodek, 13 km, 20 Min., K —.50.

Heiliger Berg—Welehrad, Eisenbahn Olmütz—Ung.-Hradisch, Schnellzug 2 St., K 3.30, Personenzug 2½ St., K 2.50.

Heiliger Berg—Heiliger Hostein. Per Bahn nach Prerau (34 Min., K —.80), dann 4 St. zu Fuß.

Literatur.

Mons praemonstratus, d. i. ausführliche Beschreibung ... Olmütz 1679, 8°.

(Man achte in dem lateinischen Titel dieses Buches auf das sinnreiche und gewiß beabsichtigte Wortspiel: praemonstratus heißt nämlich „vorhergezeigt", eine Bezeichnung, die in der Entstehungsgeschichte sehr gut begründet erscheint. »Praemonstratus« spielt aber auch auf die „Prämonstratenser" an, die bis zum heutigen Tage die Wallfahrtsseelsorge innehaben.)

Continuatio gratiarum o. Fortsetzung der Gnaden. Olmütz 1712, 4°.

Kayser, Athenäum s. Universitas ..... Ollomucii 1731, fol.

Mons praemonstratus, d. i. Beschreibung .... Königgrätz 1726, 8°.

Erbsmann, „Heylsame Reflexion" (über den großen Brand), Fulnek 1706, 8°, 264 S.

Moravia 1815, S. 459: Die große Feuersbrunst (1705).

Kaltenbäck, Marienſagen, 188.

Austria-Kalender 1845, 205.

Krönes, Geistl. Wallf., Wien 1872, S. 121.

Reg.-Mar.-Kal. 1899, VII.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1898, 102.

St. Angelablatt, XIV, 111.

Gebhard, Die heilige Sage, Wien 1866, I, 198.

Kurze Erwägung.

In klarster Weise zeigt die merkwürdige Entstehungsgeschichte des Heiligen Berges, daß die himmlischen Mächte in gar mancher Beziehung auf den guten Willen und die Mitwirkung der Menschen rechnen. Dieser Andrysek muß nicht nur seine Zeit und Mühe, sondern auch sein Vermögen hinopfern, damit der Bau zustande käme. Zu diesen Opfern wird er zu wiederholtenmalen durch Traumbilder gedrängt. Es hat fast den Anschein, als ob Maria ohne die Mithilfe dieses frommen Mannes nichts machen könnte oder wollte. Dieser Andrysek muß dann auch in anderer Weise durch seinen Gram und Kummer über die so schnell verwüstete Kirche gleichsam den für jedes gute Werk erforderlichen Teil des Leidens aufbringen, muß durch Schmerzen die Gnaden verdienen, muß dann abermals bereit sein zum zweiten Opfer des Neubaues. — Solche Menschen braucht Gott, an solche hängt er seine Gnade. Versuche darum, o Leser, das folgende Gebet mitzubeten. Aber kannst du es nicht ehrlich mitbeten, so überschlage es lieber, damit anstatt des Gebetes nicht etwa bloß eine geredete Heuchelei deinen Lippen entströme.

Gebet.

O Gott, der Du die Mithilfe der Menschen nicht nur haben willst, sondern sie zu der Ausführung Deiner ewigen Pläne fast zu bedürfen scheinst: Siehe mich Armseligen an, der heute vor Dir folgendes beteuert. Ob ich an Kraft, Talent, Besitz, Lebensdauer, Wirkungskreis viel oder wenig habe — ich habe es jedenfalls von Dir — von Dir allein — und zwar als Lehen, als geliehenes Gut für eine kurze Spanne Zeit. So stelle ich Dir denn, damit Deine Ehre dadurch befördert, damit Dein Name geheiligt werde, alles dies zu Deiner Verfügung, und zwar ohne Einschränkung, ohne Bedingung, ohne „Wenn und Aber". Verfüge über mich, über meine Talente, über meine Kräfte, über mein Geld, über meine Ehre, über meine Lebenszeit, über meine Gesundheit! Ich stelle Dir dies alles ohne jedwede Einschränkung zur Verfügung, damit Du damit waltest und schaltest nach Deinem Plane. Nicht mein Wille soll zur Ausführung kommen, sondern der Deine; nicht mein Verstand soll leiten, sondern der Deine, göttliche; nicht meine Ehre soll erstrebt werden, sondern die Deinige! Nimm hin diese Opfer und wahrhaft glücklich wirst Du mich an jenem Tage machen, da Du dieses Opfer gnädigst und huldreichst anzunehmen geruhest! Amen!



Waidhofen a. Y. mit Sonntagberg. Phot. Alois Ruzicka, Waidhofen.

O Sonntagberg, ich eilt so manchesmal
Im Flug an dir vorbei im schönen Tal.
Blickt auf zu dir und grüßte minniglich
Und — ohne dich zu kennen — liebt ich dich. — — —
Da kam der Tag, da dich mein Fuß erklommen
Und ich als Pilger war zu dir gekommen; —
Mein Sonntagberg! Voll Staunen hochentzückt
Hab deines Tempels Pracht ich da erblickt!
Du bist wahrhaftig aller Berge Kron
Und Öst'reichs allerschönster Gnadenthron!

Sonntagberg.

Niederösterreich.

20.000 bis 22.000 Kommunikanten.

Zum Sonntagberge sollen wir heute alle unsere Leser laden; — eine leichte Arbeit fürwahr, eine hoffnungsreiche! Denn wenn ein Berg solche Reize in sich vereint, wie unser Sonntagberg, wenn wir dem frommen Waller einen majestätischen, ehrfurchtgebietenden, glanzvollen Gebetstempel, dem Naturfreunde zugleich eine wundersam herrliche, ja großartige Rundsicht vom Gipfel dieses Berges versprechen können, dann wird wohl mancher, angeregt durch unsere warme Empfehlung, sich aufraffen und sagen: „Wohlan, laßt uns zum Sonntagberge gehen, um das mit eigenem Auge zu schauen, von dem uns so Verlockendes verkündet wurde."

Und wir sind überzeugt, es wird keiner sein, der vom Sonntagberge niedersteigend, nicht zu sich selber sagte: „Es freut mich, daß ich hinaufgegangen bin."

Aufstieg zur Gnadenkirche.

So pilgern wir denn die schöne Straße von der Westbahnstation Rosenau zum Heiligtum des Sonntagberges empor. Fast ununterbrochen sehen wir die hohe Kirche, das Ziel unserer Sehnsucht, vor unseren Augen. Und gerade dies, daß man auf dem Rosenauer Wege fast immer das angestrebte Wanderziel vor sich hat, zeichnet diesen vor den übrigen sonst noch möglichen Aufstiegen vorteilhaft aus.

Je höher man kommt, desto größer, desto ehrfurchtgebietender erscheint das stattliche Bauwerk des gewaltigen Tempels, desto deutlicher sieht man die das Gotteshaus umkränzenden Baulichkeiten sich der Gnadenkirche anschmiegen. Der Anblick wird geradezu großartig, wenn man einige hundert Schritte unterhalb der kleinen Häuserrotte Halt macht und, das hehre Bild beschauend, in Bewunderung emporblickt.

Sei mir gegrüßt, o hehre heil'ge Höhe,
Wohin das Aug in gläub'ger Sehnsucht schaut,
Wo still geheimnisvoll des Himmels Nähe
Des Erdenpilgers Herz erquickt so traut!

(Von einem Wittelsbacher.)



Sonntagberg, Oberer Teil einer Türken-Gedenktafel aus dem Jahre 1683.

Bald durchschreiten wir die letzte, schattige Allee und begrüßen mit frommem Pilgergruße das schöne steinerne Dreifaltigkeitsbild, das, in ziegelgemauerter Kapelle stehend, von dichten Kastanienbäumen überschattet, einen würdigen Anfangspunkt für das hochbegnadete Heiligtum der Allerheiligsten Dreifaltigkeit bildet.

Noch die letzten Schritte. An gastlichen Einkehrhäusern, an reichlich ausgestatteten Devotionalienhandlungen vorbei, erreichen wir endlich die breite, nach links gewundene steinerne Stiege, die zur Terrasse der Kirche emporführt. Diese Terrasse, dem steil anstrebenden Boden mühevoll von Menschenhand abgezwungen, mit großen viereckigen Platten schön gepflastert, ringsum auf senkrechten Mauerwerken ruhend, gibt der gesamten Baulichkeit das kühne Aussehen einer stolzen Felsenburg. Unwillkürlich empfindet man beim Anblicke dieser mächtigen Steinterrasse das beruhigende und befriedigende Gefühl der Sicherheit, der Festigkeit, der vertrauenswertesten Kraftentfaltung. Und es ist uns, als vernähmen wir leise anklingend ein uraltes Psalmwort Davids in unserer Seele, das sich hier im gewaltigen Bauwerke verwirklicht findet:

„Ehrenreiches ward von dir gesprochen, du Stätte Gottes! Auf heiligen Bergen gegründet sind deine Fundamente" (Psalm 86).

Die Gnadenkirche.

Mit heiliger Scheu und frommer Neugierde betreten wir die Pforte der Gnadenkirche. Was wir da erschauen, ist einfach großartig. Nie hätten wir auf dieser Bergesspitze solches erwartet. Nachdem wir alle Wallfahrtskirchen Österreichs geschaut, ist es hier mit einem Schlage klar und sicher: Wir haben soeben die schönste, die größte Wallfahrtskirche Niederösterreichs vor uns. Maria-Lanzendorf, Maria-Dreieichen, ja selbst Mariataferl müssen zurücktreten vor der Pracht des Sonntagberges. Auch an Größe ist der Gottestempel am Sonntagberg allen andern Gnadenkirchen Niederösterreichs voran: Bei einer Länge von 60 m und einer Breite von 28 m wird der Fassungsraum der Kirche auf 5000 Personen geschätzt, also beträchtlich mehr als Mariataferl. Dazu noch die an allen Wänden, Pfeilern und Gewölben hervortretende reiche Stukkaturarbeit und die zahllosen, frisch restaurierten, gewaltigen, farbenreichen Gemälde. Alles dieses läßt uns für einen Augenblick wie erstarrt stehen und in stummer Bewunderung hängt unser Blick an solch herzerhebender Pracht.

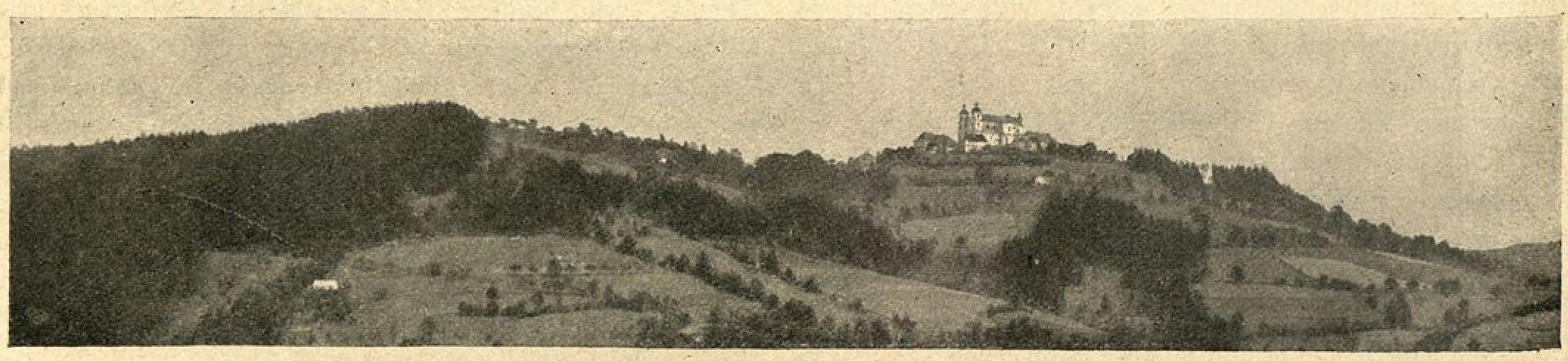
„Es wird der Blick wohl trunken mir vom Schauen,
Mein Lied verstummt vor solcher Anmut Glanz." — —

Langsam, andachtsvoll schreiten wir in den riesigen Hallen weiter. Unser Blick sucht das Gnadenbild am Hochaltare.

Da blick' ich auf zu einem nur der Sterne,
Der an dem Himmel, der mich blendet, steht.
Es sammelt sich mein Geist aus jeder Ferne,
Andächtig sinkt die Seele im Gebet.

(Richard Wagner, „Tannhäuser".)

Dieser Stern, den unser Auge und unsere Seele sucht, ist das Gnadenbild. Wir finden es in der Mitte des Hochaltares, von leuchtenden Strahlen umgeben, von Engelsfiguren getragen. Was es darstellt, ist von unten aus nicht wahrzunehmen, das Bild ist fast ganz geschwärzt. Und auch wenn wir (durch besondere Güte von Seite der Kirchenvorstehung) auf anderem Wege uns dem Gnadenbilde von rückwärts nähern dürfen, wenn es uns aufgeschlossen und zur genauen Besichtigung gezeigt wird, ist kaum mehr irgend eine Farbe zu unterscheiden. Nur so viel ist zu erraten, daß es



Sonntagberg, Anblick vom Böhlerwerk (an der Bahnstrecke). Phot. Alois Ruzicka, Waidhofen.

eine Darstellung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit sein soll.[1]) Das Bild ist auf Kupfer gemalt und etwa 75 cm hoch und 60 cm breit. Gegenwärtig ist es von einem breiten Silberrahmen umschlossen.

Wir steigen wieder in das Innere der Kirche hinab und betrachten beschauend den Hochaltar, die Seitenaltäre und die Gemälde. Der Aufbau über dem Hochaltare, nämlich der oberste Teil mit dem Baldachin, ist wunderschön.

Wir blicken weiter um uns; zu unserer Befriedigung ersehen wir, daß alles an diesem Gnadenorte der Allerheiligsten Dreifaltigkeit den Ruhm und die Macht dieser dreimalheiligen Gottheit verkündet.



Sonntagberg, Inneres der Gnadenkirche. Phot. Prizl, Steyr.

Da sind zunächst die Seitenaltäre in dem riesigen Querschiffe der Kirche: Der linke Altar stellt die Krönung Mariens dar: wir sehen dort deutlich die drei göttlichen Personen abgebildet: Vater, Sohn und Heiliger Geist. Der rechte Altar ist dem Geheimnisse der heiligen Taufe Christi im Jordan geweiht; und siehe da, auch hier sind die drei heiligen, göttlichen Personen, der Vater in den Wolken erscheinend, der Sohn im Jordanfluß stehend, der heilige Geist in Gestalt einer Taube in den Lüften schwebend.

Fragend schweift nun unser Blick zu den Deckengemälden empor. Auch hier sind Bilder der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, und zwar in den drei Hauptgemälden über den drei vorderen Kreuzesbalken des Kirchengrundrisses. Nämlich: Über dem Hochaltare ist ein liebliches Bild der Erschaffung der Welt, auf dem wir Gott Vater, die erste göttliche Person, in Tätigkeit erblicken. Im linken Querschiffe (also über dem Altare der Krönung Mariens) leuchtet an der Decke das Bild der Geburt Christi, also die zweite göttliche Person. Im rechten Kreuzesbalken erinnert uns das Deckengemälde an die Herabkunft des heiligen Geistes, spricht also zu uns von der dritten göttlichen Person. So betrachtet, erzählen uns diese drei Gemälde in den drei Kreuzesbalken: von Gott Vater, der uns erschaffen, von Gott Sohn, der uns erlöset und von Gott dem Heiligen Geiste, der uns geheiliget hat.

Wir sprechen soeben von den Darstellungen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit am Sonntagberge. Da sei denn gleich hier an dieser Stelle von jener wirklich interessanten, sehr großen und schweren Monstranze die Rede, die in der Schatzkammer aufbewahrt und nur zweimal im Jahre wirklich verwendet wird. Wir nennen diese Monstranze darum so interessant, weil dieses ganze Stück nichts anderes ist, als eine sinnvolle Darstellung der Verklärung Christi. Wieder erscheinen hier die drei oft genannten göttlichen Personen, nämlich oben der Vater, der aus der leuchtenden Wolke spricht, der Heilige Geist, der in Gestalt einer Taube über dem Heilande ruht und endlich der Platz für die verklärte, zweite göttliche Person, für Jesus Christus, der dann hier gegenwärtig, und zwar wahrhaft, wirklich und wesentlich gegenwärtig ist, sobald er unter der weißen Broteshülle von Priesterhand in diese Monstranze eingesetzt wird.

Links, etwas unterhalb der reich mit Edelsteinen besetzten Lunula (die Vorrichtung zur Befestigung der heiligen Hostie) erscheint (ganz nach dem Berichte über die Verklärung) Moses mit den Gesetzestafeln, rechts aber Elias auf seinem feurigen Wagen.

Am Fuße der Monstranze sieht man die drei Gestalten der Apostel, wie sie vom Lichte geblendet, erschreckt zu Boden gesunken, ihr Angesicht mit den Händen verhüllen. — Diese Monstranz ist ein Meisterstück! Im übrigen umschließt die Schatzkammer, wie die meisten derartigen Räumlichkeiten an Wallfahrtsorten keine besonders wertvollen Gegenstände.

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung. Gar so unkenntlich ist das Bild keineswegs. Bei genauerer Betrachtung und günstiger Beleuchtung ist die Darstellung, auch die Farbe recht gut kennbar.

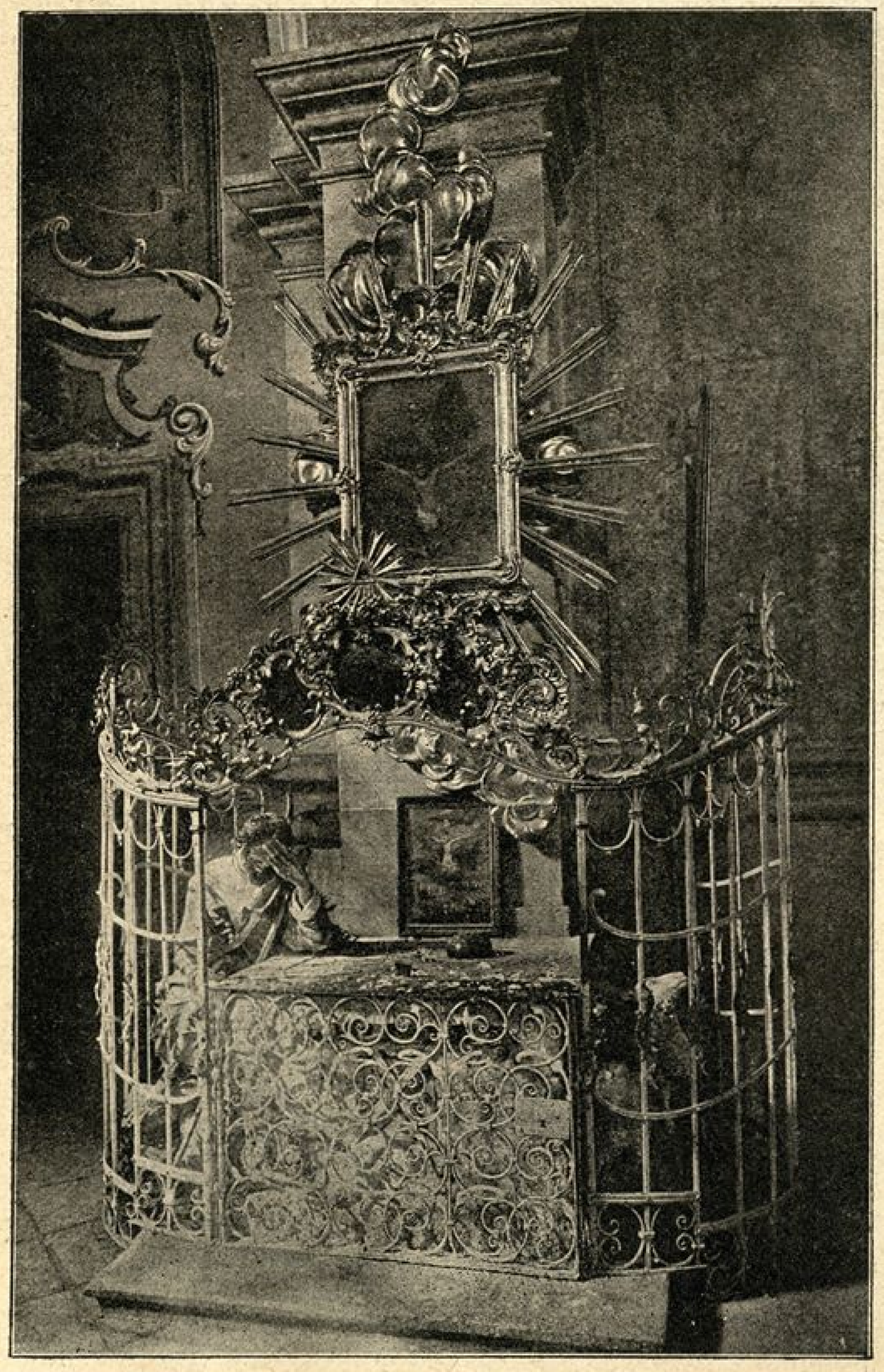
Einiges davon werden wir übrigens noch im Verlaufe der geschichtlichen Darstellung erwähnen müssen.

Wir verlassen die Schatzkammer und gehen durch die ganze Länge der stattlichen Kirche zurück, im Vorbeigehen einen anerkennenden Blick auf die in ihren Formen sehr gefällige und elegante Kanzel werfend, die nur eine einzige Farbe an sich trägt, nämlich die Farbe des Goldes. Dabei vergessen wir auch nicht, den zierlich geschnitzten Kirchenstühlen unsere anerkennende Aufmerksamkeit zu schenken und bleiben endlich, schon wieder ganz nahe dem Ausgange (oder wenn man will, dem Eingange) stehen, um eine merkwürdige steinerne Gruppe zu betrachten, die von einem Eisengitter umschlossen, etwas ganz Ungewöhnliches darzustellen scheint, was wir in anderen Kirchen nicht zu sehen gewohnt sind. Mit der Erklärung dieser Gruppe kommen wir aber wie von selber auf das geschichtliche Gebiet, dem wir alsogleich unsere Aufmerksamkeit schenken wollen.

Geschichtliches.

Ursprungslegende.

Das majestätische Bauwerk, das uns heutzutage am Sonntagberge erfreut, ist nicht immer an dieser Stelle gestanden. 1929 wird es erst 200 Jahre, daß dieser wunderschöne Tempel seine Weihe erhielt. Früher stand an dieser Stelle 200 Jahre lang eine viel einfachere Kirche.



Sonntagberg, Zeichenstein. Phot. Ledermann, Wien.

Noch früher, bevor diese erste Kirche erbaut ward, schaute man hier eine Kapelle von kleinem Umfange, die schon damals, im 15. Jahrhundert, der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht war. Diese erste Kapelle ward vom Stifte Seitenstetten, dem der Berg gehörte, im Jahre 1440 errichtet, und blieb etwa 50 Jahre stehen, bis im Jahre 1490 jene erste, einfache Kirche, von der wir vernommen, eingeweiht werden konnte.

Und noch früher? Vor der Errichtung jener ursprünglichen Kapelle? — Da war eben nichts auf dieser ungastlichen, rauhen Höhe; das heißt, es war kein Heiligtum da. Menschen gab es schon ab und zu an jener unwirtlichen Stätte, ja es war sogar eine Einsiedelei dort. Einsiedelei aber nennt man eine einfache Hütte, wo sich fromme, Gott suchende Personen fern vom Weltgetriebe dem ungestörten Gebetsleben ergeben. Nun hatten sich ab und zu gerade von jenem Stifte Seitenstetten besonders fromme Ordensmitglieder von ihrem Abte die Erlaubnis erbeten, ein Einsiedlerleben führen zu dürfen, und hatten sich, um ja recht ungestört zu sein, zu diesem Zwecke die verödete, fast niemals besuchte Spitze des Rauding (so hieß früher einmal unser Berg) auserkoren.

Von einem dieser Seitenstettner Einsiedler erzählt man sich, daß er ganz besonders fromm und gottesfürchtig war; und so geschah es, daß wegen seiner Frömmigkeit das eintrat, was er fliehen wollte: es begannen die Leute zu ihm zu pilgern, um bei ihm, dem Gottesmanne, sich Trost und Kraft zu holen. Dieser fromme, gottesfürchtige Einsiedler dürfte nun der Erbauer und Begründer jener Ursprungskapelle gewesen sein.

Der Bau dieses ersten Heiligtums aber wurde durch ein Vorkommnis, das die Leute für ein Mirakel hielten, noch besonders beschleunigt.

Trieb da eines schönen Tages ein Hirt seine Herde auf den Berg hinauf. Unachtsam übergab er sich der Ruhe und bemerkte endlich nach längerer Zeit zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die ganze Herde sich verlaufen habe. Atemlos suchte er die ganze Gegend ab und brach endlich nach stundenlangem, vergeblichem Suchen ermattet und todmüde bei einem Felsen zusammen. Der Schlaf senkte sich auf seine Lider. Aber siehe da, im Traum erschien ihm, dem frommen Hirten, der inbrünstig zu Gott gerufen hatte, ein liebliches Bild, durch das ihm der Ort geoffenbart ward, wo seine Herde sich verlaufen hätte. Der Traum verschwand, der Hirte erwachte. Freude durchzuckte sein Herz; aber was war dies? neben sich bemerkte er ein weißes Brot. Dieses genießend, fand er alsbald seine Kräfte wieder, eilte so rasch ihn seine Füße trugen, an die im Traume geschaute Stelle und fand zu seiner unbeschreiblichen Freude dort seine verlorene Herde.

Rasch verbreitete sich solches Gerücht im ganzen Tale und viele stiegen hinauf und betrachteten mit heiliger Scheu jene Stätte, wo Gott der Herr nicht bloß rettenden Traum, gesandt, sondern auch wunderbare Speise gegeben. Bald war

man allseits einig über den neuen Namen dieses Steines und niemand nannte ihn fürderhin anders als den Wunderstein oder den Zeichenstein.

Eben dieser Stein ist in der Nähe des Kirchenportales bis heute zu schauen. Man hat dazu eine aus Holz geschnitzte Statue eines Hirten gestellt, während ein Brot, das neben dem Manne liegt, an die wunderbare Himmelsgabe erinnert. So wird der andächtige Sonntagbergpilger gleich beim Betreten des Gotteshauses an die alte, schöne Entstehungsgeschichte gemahnt.

Nun aber sofort den Blick nach aufwärts. Wie sinnig und zutreffend hat man doch den Gegenstand des Deckengewölbes hoch droben über dem Wundersteine gewählt. Dort droben erscheint im Bilde der Patriarch Jakob, schlummernd auf einem Steine, wo ihm im Traume die Himmelsleiter erscheint und er erwachend ausruft: „Wahrhaftig, der Herr ist an diesem Orte und ich wußte es nicht."

Auf solche Art entstand dieser luftige, hohe Gnadenort, und wie wir schon früher vernommen, wurde der Volksandrang bald so stark, daß schon nach 50 Jahren eine ziemlich große, geräumige Kirche daselbst erbaut werden mußte.

Das Türkenbründl und seine Geschichte.

Im 16. Jahrhunderte treffen wir auf ein hochinteressantes Ereignis, das nicht bloß Sage, sondern wirkliche Tatsache ist. Dieser Vorfall spielte sich beim heutigen Türkenbründl ab, das wir uns zunächst im Geiste beschauen. An vierzehn kleinen Kreuzwegstationen, die längs des Weges auf kleinen hölzernen Säulen stehen, führt uns von der Kirche weg ein Waldpfad sanft hinab, bis wir endlich nach etwa fünf Minuten an sehr traulicher, anmutiger Stelle eine mäßig große Kapelle erreichen, die etwa für 50 Personen Raum bietet und inwendig ganz und gar mit Tuffsteinen grottenartig ausgemauert ist; in der Grotte verschiedene Nischen, in denen sich etliche Heiligenstatuen befinden. Doch uns fesseln jetzt nicht diese Figuren, unser Blick richtet sich empor bis zu jenem Bilde, das über der steinernen Dreifaltigkeitsstatue, fast schon ganz oben an der Decke ziemlich groß gemalt ist.

Was man hier im Bild erschaut, das trug sich einst in Wahrheit zu.

Als nämlich im Jahre 1529 die wilden Türkenhorden das belagerte Wien umschwärmten, verblieben noch mehrere Jahre hindurch vereinzelte Türkenscharen in der ganzen Umgebung zurück. Und da geschah es im Jahre 1532 (das Jahr ist nicht ganz sicher, die Tatsache selber aber wohl), daß eine plünderungssüchtige Reiterabteilung den Sonntagberg hinaufritt, um die Kirche und ihre vermutlichen Schatzkammern auszurauben.

Aber siehe da, Gott schützte wunderbar sein Haus. Die Türken waren soeben an jener Stelle angelangt, an der wir selber jetzt im Geiste stehen, als die Pferde insgesamt halt machten und sich dann niederließen. Weder gütiges Zureden, noch die Schärfe der Peitsche brachte sie wieder auf die Beine. Da erfaßte die wilden Gemüter Grauen und Entsetzen vor dieser Stätte der Wunder, und so rasch sie konnten, stürmten sie in wilder Flucht den Berg hinab, ohne sich jemals wieder zu zeigen.

Abwendung der Irrlehre durch das Gnadenbild.

Bald sollte dem Gnadenorte eine ärgere Gefahr drohen als die Türkennot: nämlich die damals aufstrebende Lehre



Sonntagberg, Türkenbründl.

Luthers, der Protestantismus. Auch um den Sonntagberg herum erfaßte gar viele der wilde, aufrührerische Taumel des Abfalles von der Kirche und wenige Jahre bloß dauerte es, so war ein großer Teil der Bevölkerung protestantisch geworden. Da hatten nun die treu gebliebenen Katholiken harte Zeiten und mußten mancherlei Spott ertragen, besonders auch, so oft sie zum Wundersteine am Sonntagberg emporzogen, denn da wallten sie, so spotteten die Protestanten, hinauf, um Götzendienst zu treiben, um einen Stein dort abgöttisch zu verehren.

So geschah es, daß die heilige, früher so besuchte Stätte fast der Verödung anheimfiel. Schon war es so weit gekommen, daß kein eigener Priester mehr droben blieb, sondern daß nur etlichemale im Jahre einer hinaufstieg, um dort das heilige Meßopfer darzubringen.

Das war wohl eine traurige Zeit, die Zeit des Verdorrens, des innerlichen Absterbens.

Da kam Rettung und Umkehr zu Gott und seinem Heiligtume durch das heutige Gnadenbild. Im Jahre 1614 war es, daß der damalige glaubenstreue Abt von Seitenstetten dieses Dreifaltigkeitsbild malen und es ob dem Wundersteine aufhängen ließ.

Merkwürdig! Dieses Bild übte Zauberkraft auf das Volk. Die alte Lust zum Wallfahren erwachte wieder, aufs neue entbrannte die Liebe zum heiligen Berge und in unglaublich kurzer Zeit herrschte wieder frohes, religiöses Leben auf der Bergesspitze. Das Bild der heiligsten Dreifaltigkeit hatte dies vollbracht; der Segen Gottes ruhte offenbar darauf.

Durch 63 Jahre blieb dann dieses Bild an jener Stelle, wo heute noch der Wunderstein zu sehen ist.

1677 aber ward es unter ungeheurem Zulauf des Volkes von seinem bisherigen Standorte gehoben und an den



Sonntagberg, Wandgemälde im Türkenbründl. Phot. Ruzicka, Waidhofen.

Ehrenplatz der Kirche versetzt, wo es bis heute noch den Gegenstand heißer Verehrung vonseite der massenhaft zuströmenden Gläubigen bildet.

Noch gäbe es jetzt manches nicht Uninteressante zu berichten: von dem Brande, der in fast wunderbarer Weise gelöscht ward, — von der Pest, die keinen von denen ergriff, die am Sonntagberg gebetet hatten, — von der zweiten Türkengefahr, um deren Abwendung mitternächtliche Betstunden am Sonntagberge abgehalten wurden.

Wir haben anderes zu berichten.

Der Bau der heutigen Prachtkirche.

Wir haben zu berichten von jenem wundersamen Gottvertrauen, daß der damalige Superior P. Bonifaz hatte, als er in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhundertes sich mit dem Gedanken trug, das kühn gedachte Bauwerk zu beginnen, das wir heute anstaunend preisen. Gottvertrauen sagen wir, weil der gute Superior nach langem Betteln und Sparen mit einer Summe begann, die nicht einmal den zwanzigsten Teil der Baukosten zu decken imstande war.

Fast noch mehr müssen wir aber jenes Gottvertrauen des damaligen Abtes P. Benedikt Abeltzhauser preisen, der in dem Augenblicke, da jener Superior mit dem Riesenplane der neuen Kirche vor ihn trat und um seine Erlaubnis zum Beginne bat, ohne Zögern das gewagte Werk erlaubte. War es doch sein Lieblingsspruch, den er oft im Munde führte: „Brüder, aller Segen kommt vom Sonntagberg!"

Und so begann der Bau. Und Gottes Segen ruhte auf ihm. Menschenkraft, Kraft der Pilger war es, durch die die Steine und all das übrige Material auf die steile Bergeshöhe emporgeschafft wurde. Wohl dauerte es 23 Jahre, bis die Kirche soweit fertig war, daß sie die Weihe, die Konsekration erhalten konnte. Aber, dauerte es auch lange, sie steht ja doch!

Und da weiß uns die Überlieferung Merkwürdiges zu berichten. Es war einmal in der Bauzeit an einem Samstage, dem Zahltage, als der Superior alles verausgabt hatte und sich vollständig mittellos sah. Es wurde ihm angst und bange, was denn jetzt werden sollte und er rief in seiner Not zum starken, mächtigen Helfer im Himmel. Und siehe, da öffnete sich die Türe und herein humpelte ein altes Weiblein, einen Korb am Arme. Den übergab sie dem würdigen Priester: „Der Korb gehört dem Pater Superior". Sprach's, machte „Kehrt euch" und verschwand. Wer beschreibt den freudigen Schreck des Superiors, als er in den Korb blickend, selben bis oben mit Geld angefüllt sah.

Schnell eilte er der Botin nach; aber er fand sie nimmer. Er fragte die Leute nach ihr, aber sie alle schüttelten die Köpfe; sie hatten nichts gesehen. Dem Superior aber war augenscheinlich geholfen!

Ob wir in diesem Vorkommnisse ein übernatürliches Ereignis sehen müssen? Vielleicht war es doch kein Engel, vielleicht war es doch ein Menschenkind aus Fleisch und Blut. Man bringt den sonderlichen Vorfall mit einer sehr frommen, heiligmäßigen Wachshändlerin in Verbindung, die damals, im siebzehnten Jahrhunderte, auf dem Sonntagberge ihren Verkaufsladen hatte. Soviel ist sicher, daß der Leib dieser Person nach hundert Jahren noch unversehrt im Grabe gefunden ward, ja noch mehr: auch im Jahre 1891, im Jubiläumsjahre, ward diese Wachsverkäuferin in dem Gewande des dritten Ordens, dem sie zeitlebens angehörte, noch immer unversehrt im Grabe gefunden. Sie selber gilt dem Volke als Heilige und ihre irdische Hülle als „heiliger Leib".

Weitere geschichtliche Ereignisse.

Wir überfliegen die neueren Zeiten mit wenigen Worten. Die Regierung Kaiser Josefs II. war natürlich auch für den Sonntagberg eine Zeit des Jammers. Aber die Drangsale gingen vorüber wie eine Prüfung Gottes, die auch über den Gerechten auf eine Weile kommt und dann wieder verschwindet. Der Sonntagberg hat sich bald von dieser Unterdrückung erhoben und lebt und wächst und blüht und — segnet rings um sich das ganze Land.

Dann kamen die schweren Kriegsjahre, die Brandschatzungen, die Metallablieferungen, die teils mit eisernem Säbel in der Faust von Feindesscharen erpreßt, teils mittels glatten, geschriebenen Dokumenten nicht minder gewalttätig anbefohlen wurden. Doch auch diese Zeiten gingen vorüber und der Sonntagberg steht und wächst und blüht!

Dann kam das wilde Element des Feuers. Zweimal ward die Kirche fast wunderbar gerettet. Das zweitemal war's

erst im Jahre 1873, als gelegentlich eines Gewitters der Blitz einschlug und das Gebälke der Kirche Feuer fing. Gott bediente sich da eines zarten Kindes, das gerade hinsah, das Feuer gewahrte und zu schreien anfing. Noch war's Zeit zu löschen und zu retten. In der Schatzkammer sieht man noch heute gleich im ersten Kasten links beim Eingange in dem untersten Fache angebrannte Dachschindeln, die von diesem gefahrdrohenden Tage stammten. Gleich ober denselben liegen in der Schatzkammer Erinnerungen an die Türkeneinfälle: mehrere türkische Pfeile sowie ein Roßschweif, den die Muselmänner an ihren Kopfbedeckungen, den Turbanen, zu tragen pflegen.

Doch nun genug von diesem Gottesheim auf anmutiger Bergeshöhe, das Menschenkunst und Menschenfleiß so wunderschön geschaffen hat. Genug auch von den geschichtlichen Erinnerungen an längst vergangene Zeiten. Wohlan, wir wollen uns wieder zur Gegenwart wenden.

Der Ausblick vom Sonntagberge.

Wir befinden uns, wenn wir auf dem Gipfel des Sonntagberges stehen, 704 m über dem Meeresspiegel. Wir sind also in Sonntagberg bedeutend höher als Mariataferl, und zwar um 261 m. Andererseits aber ist der Standplatz der Mariazeller Gnadenkirche noch um 158 m höher als der Gipfel des Sonntagberges.

Das Tal jedoch, das sich unter uns zu Füßen des Sonntagberges ausbreitet, hat bei Rosenau etwa 350 m Meereshöhe; wir sind also 354 m hoch emporgestiegen, bevor wir diesen Bergesgipfel erreichten. Der Sonntagberg ist also, wenn man den Aufstieg vom nächstliegenden Tale berechnet, fast genau anderthalbmal so hoch als der Mariataferlberg.

Der Sonntagberg ist weithin übers Flachland sichtbar; aber eben deshalb ist auch die Aussicht von seinem Gipfel eine umfassende, weitausgreifende. Er ist gleichsam ein vorgerückter, vorgeschobener Posten der Alpen und zugleich Grenzwächter gegen die im Norden sich dehnende Ebene.

Diese Ebene liegt denn auch in aller ihrer Pracht vor uns und unser Auge schaut entzückt liebliche Städte und Dörfergruppen, und dahinter, weit von uns die Waldviertler und Wachauer Berge und endlich auch die Höhen der böhmischen Gebirgszüge.

Nach Süden aber bietet sich ein gewaltiger Fernblick; da stehen in ununterbrochener Felsenreihe die ehrfurchtgebietenden Spitzen der nördlichen Kalkalpen. Da sieht man im Westen des Ötschers Pracht, gegen Süden winken die Felsenzacken des Gamstein und des Hochkaar. Die meist schneebedeckte Pyramide des Grimming ragt gar ernst zum Himmel, die Majestäten der Ennstaler Berge, das Hochtor mit seiner breiten Felsenmauer, der Buchstein und die vielen anderen prächtigen Felskolosse stehen vor unserem Blicke. Sengsengebirge und der hohe Priel haben sich eingefunden, um das schöne Bild zu vervollständigen; auch der Traunstein will in der Ehrenkette des Sonntagberges nicht fehlen.

Überaus anmutig winkt auf nachbarlicher Höhe, fast genau so hoch wie der Sonntagberg selber, ein Haus des Herrn, ein Gotteshaus, ein Tabernakel des Allerhöchsten: die Kirche von Windhag. Rechts davon tief im Tal, eingebettet in grüner Wiege, Waidhofen an der Ybbs; und gegen Westen das Vaterhaus unserer wackeren Wallfahrtspriester: das Stift Seitenstetten, eine Heimat der Benediktinermönche.

Dies alles betrachtend, fühlt sich das Herz gedrängt, ein andächtig inniges Tedeum, ein „Großer Gott, wir loben Dich!" anzustimmen, um denjenigen zu preisen, der die Erde so schön, so wunderschön erschaffen hat.

Jedenfalls bleibt der Sonntagberg eine Stätte, die den Menschen wie von selber zwingt, des Schöpfers Macht und Weisheit und Erhabenheit in demutsvollem Beten anzuerkennen.

Wollen Sie vielleicht beichten?

Ein ehemaliger Herr Kooperator am Sonntagberge erzählt in der „Korrespondenz der ass. pers. sac.", Jahrgang 1910, 1. Heft, folgendes Ereignis, das er uns selbst auch mündlich mitteilte.

Am Sonntag nach dem Weißen Sonntag des vergangenen Jahres war ich im Beichtstuhle. Während der 7 Uhr-Messe trat ein bessergekleidetes Ehepaar in die Kirche und ging nach vorne. Mir fiel auf, daß der Herr sich nach allen Seiten umschaute, als suchte er etwas. Ich meinte, sie wollten beichten gehen und wüßten nicht, wo gerade Beichte gehört werde. Nach der Messe ging ich durch die Kirche, um auf mein Zimmer zu gehen. Ich sah beide beim Sakramentsaltar stehen. Ich trat auf den Herrn zu und fragte: „Wollen Sie vielleicht beichten?" Seine Antwort war: „Nein." Ich ging auf mein Zimmer. Nach ungefähr einer Viertelstunde klopfte es an meiner Tür. Ich gehe hinaus und sehe das Ehepaar stehen. Der Mann sagte: „Ich möchte



Sonntagberg, Türken-Votivbild von Purgstall. Phot. Alois Ruzicka, Waidhofen.
Von der Marktgemeinde Purgstall aus Dankbarkeit für glückliche Errettung vor der Türkengefahr gespendet.

mit Euer Hochwürden sprechen." Ich lud beide ein, aufs Zimmer zu kommen. Die Frau blieb indes auf dem Gange. Der Mann sagte: „Ich wollte nicht beichten, aber seit Ihrer Frage läßt es mir keine Ruhe. Es ist mir, als sagte eine Stimme zu mir: ‚Du sollst doch wieder einmal beichten.' Aber heute wird es nicht gehen. Wir kommen von N. und haben dort bereits gefrühstückt." Meine Antwort war natürlich: „Beichten können Sie schon, nur nicht kommunizieren. Aber wohin fahren Sie heute noch?" Er sagte: „Nach Wien." „Nun," sage ich, „da gehen Sie heute hier beichten. Morgen haben Sie in Wien leicht Gelegenheit, die heilige Kommunion zu empfangen. Gehen Sie nur hinab in die Kirche, ich komme gleich, um Ihre Beichte zu hören. Morgen gehen Sie zur heiligen Kommunion." Es geschah wie ich gesagt. Ich hörte beiden die Beichte. Nach etwa vier Tagen erhielt ich einen Brief aus Wien, von Frauenhand geschrieben. Da stand wörtlich: „Euer Hochwürden! Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, daß Sie durch Ihre Frage meinen Mann zum Beichten gebracht haben. Sie haben dadurch wahrscheinlich seine Seele gerettet, denn mein Mann war schon jahrelang nicht bei den heiligen Sakramenten. Denken Sie sich, welches Unglück uns passiert ist. Wir kamen glücklich nach Wien und gingen Sonntags beide zur heiligen Kommunion, nachmittags in den heiligen Segen. Wie wir nach Hause kommen, klagt mein Mann über heftiges Unwohlsein. Er will hin zum Sopha, stürzt indes mit einem Aufschrei tot zu Boden. Ein Herzschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht. So trostlos ich über das Unglück bin, so ist es doch der Gedanke, der mich aufrichtet: Mein Mann hat an seinem Todestag die heilige Kommunion empfangen. Und das verdanke ich der heiligen Dreifaltigkeit auf dem Sonntagberg."

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914 300jähr. Jub. der Aufstellung des Gnadenbildes.

1929 200jähr. Jub. der Einweihung der gegenwärtigen Kirche.

1940 450jähr. Jub. der Einweihung der ersten Kirche, zugleich 500jähr. Jub. der Errichtung der ersten Kapelle.

Ständige Wallfahrtspriester: 4 Benediktiner von Seitenstetten.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 100.

Kommunikanten jährlich 20.000 bis 22.000.

Besucher jährlich 40.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 100.

Hauptfeste: Dreifaltigkeitsfest und Sonntag nach Michaeli.

Seelenanzahl der Pfarre Sonntagberg: 2267; Einwohner der Häuserrotte rings um die Kirche: etwa 100.

Ständige Devotionalienhändler: 5 (mit 7 Verkaufsständen).

Gasthäuser: 4.

Metschänker: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist betreffs der Kommunikantenanzahl immer ziemlich gleichbleibend, betreffs der ankommenden Prozessionen fallend.

Zufahrt.

In Amstetten teilt sich die von Wien kommende Hauptstrecke der Westbahn in zwei wichtige Linien: die eine gegen Linz (die geht uns heute nichts an), die zweite gegen Hieflau und das Gesäuse; auf dieser, die nun fast genau gegen Süden zieht, müssen wir weiterfahren und kommen nach Zurücklegung zweier Haltestellen nun zu jenen Stationen, die für die Besteigung des Sonntagberges in Betracht kommen: sie heißen nach der Reihe: Hilm-Kematen, Rosenau, Sonntagberg und endlich Waidhofen an der Ybbs.

Von Hilm-Kematen dauert der Aufstieg 1¼ Stunde, von Rosenau eine Stunde, von Haltestelle Sonntagberg ¾ Stunden, von Waidhofen etwa 1½ Stunde. Der erste Weg wird wohl seltener betreten, der zweite von Rosenau ist der bequemste und beste; es geht nämlich von dort eine gut erhaltene Straße, teilweise auch abkürzende Fußsteige zur Bergeshöhe empor. Alle diejenigen, die möglichst leicht zur Gnadenkirche gelangen wollen, besonders aber den Wallfahrtsscharen ist einzig und allein die Straße von Rosenau aus zu empfehlen. Der dritte Weg, von Haltestelle Sonntagberg, eigentlich der kürzeste, kann nicht angeraten werden: es ist ein ganz vernachlässigter, holperiger, steiler Karrenweg ohne Markierung. Der vierte Weg von Waidhofen a. d. Ybbs wird wohl nur von solchen gewählt, die mit Schnellzügen gekommen sind, folglich in den früher genannten Haltestellen nicht aussteigen konnten. Er ist teilweise recht steil.

Wien-Sonntagberg. Schnellzug bis Waidhofen a. d. Ybbs 2¾ St., K 7.— oder Personenzug bis Rosenau 4¾ St., K 5.30. Man kann auch bis Amstetten Schnellzug, von dort bis Rosenau Personenzug benützen.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Sonntagberg—Mariataferl. Direkte Personenzüge Rosenau-Krummnußbaum 1½ St., K 1.50. Oder Schnellzug von Waidhofen a. d. Ybbs—Pöchlarn.

Sonntagberg—Mariazell. Diese Tour ist nur in den längsten Sommertagen in einem einzigen Tage zu bewältigen. Hiebei Eisenbahnfahrt von Linz nach Waidhofen (Rosenau) 3 St., K 2.30. Ein umständlicherer, aber weit bequemerer Weg ist folgender: Von Waidhofen (Rosenau) mittels Eisenbahn über Linz und Kienberg-Gaming nach Station Neubruck 4 bis 5 St., K 3.60; von Neubruck 2stündige Fußpartie nach Station Winterbach der Mariazellerbahn, von dort per Eisenbahn nach Mariazell 1¼ St., K 1.50.

Sonntagberg—Neustift (O.-Öst.) Fußpartie von zirka 4 St. Auch mittels Eisenbahn: Rosenau—Klein-Reifling (umsteigen) —Groß-Raming 1½ St., K 1.50. Von Groß-Raming noch 2 St. zu Fuß.

Literatur.

Abt Nivard, Sonntagberg. Linz 1705, 4°.

Beständig fruchtbarer Gnadenberg. Steyr 1752, 8°.

Pampichler, de sacris peregrinationibus . . . Styrae 1759, 4°.

Sammlung der Gnadenfrüchte. Steyr 1780, 8°.

Austria-Kal. 1845, 177.

Rak, Die Wallfahrtskirche, St. Pölten 1909, Verl. der Kirche, 8°, 38 S.

Ave Maria, Linz, IV, 57.

Dillingers Reiseführer XIX, Nr. 14, S. 212.

Gspann in Vaterland 1907, Nr. 142, 26. Mai.

Monatsblatt d. Alt. Ver. 1906, Bd. VIII.

Amstettner Wochenblatt 1900, 24. Juni.

Queiser in Amstettner Wochenbl. 1896, 19. u. 26. Juli.

Dillingers Reise- u. Frd.-Ztg. 1897, Nr. 27.

Ill. öst. Weckstimmenkal. 1896.

Mitt. d. Sekt. Wienerwald 1893, Nr. 86.

St. Pöltner Ztg. 1891, Nr. 22 z. Jubiläum.

Kremser Ztg. 1891, Nr. 17 z. Jubiläum.

(Restaurierung) Ber. u. Mitt. d. Alt. Ver., Wien XXVI (1890), 137.

Frieß (Rundschau n. d. Natur) Waidhofen, Lex Lith. 1888.

Nied.-Öst. (Landesverband) Lechner. Wien 1911, S. 266.

Förster, Touristenführer, Wien, 309.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K., Wien VII, 47, 63, 69, 85, 150, 210, 212, 380.

Gebhard, D. hl. Sage. Wien 1866. II, 51.

Kurze Erwägung.

Betrachte, wie der dreieinige Gott noch bis zum heutigen Tage für tausende und abertausende von Pilgern dasselbe Wunder wirkt, das er einst vor 500 Jahren an dem armen Hirten getan am Wundersteine. Er gab ihm das, was er verloren hatte, wieder zurück und gab ihm überdies ein weißes Brot zur Kräftigung seiner Natur. — Bedenke nun, daß die viel tausend Wallfahrer, die am Dreifaltigkeitsberge die heiligen Sakramente empfangen, ganz ähnlicher Gnade teilhaftig werden: Durch die priesterliche Lossprechung erhalten sie in der heiligen Beichte dasjenige zurück, was sie verloren hatten, den Herzensfrieden, die Liebe Gottes, die Reinheit der Seele; — und außerdem empfangen sie zur Stärkung ihres geistlichen Lebens ein wunderbares weißes Brot, die heilige Hostie, den Leib unseres Herrn Jesu Christi.

Gebet.

Wir beten Dich an, ewiger Vater, Schöpfer Himmels und der Erde, von dem wir Leben haben, und Leib und Seele und alle irdischen Gaben.

Wir beten Dich an, göttlicher Sohn, menschgewordener Gott, durch den wir Erlösung haben und Rettung und ewiges Heil.

Wir beten Dich an, Heiliger Geist, Spender der Gnade, durch den uns Licht und Liebe und mannigfacher Himmelssegen zuteil ward.

Wir beten Dich an, unzerteilte, einige Dreifaltigkeit, und bitten Dich in Demut: So wie Du uns im Geiste emporgeführt an diese Gnadenstätte des heiligen Sonntagberges, so wolle dieser Gnade die neue und größere Huld hinzufügen, daß Du einst bei unserem Sterben uns zum ewigen Sonntagberge der Freude, zum Himmel einführen wollest; damit wir Dich dort nicht mehr im Bilde bloß, sondern in deiner glorreichen Wesenheit erschauen und Dich anbetend, ein ewiges Heilig zu singen vermögen. Amen.

Nimm meinen Dank, erhab'ne Gottesstatt,
Wo ich beseligt durfte niedersinken
Vor meinem Gott, der mich erschaffen hat,
Vor diesem Bild des Ew'gen, des Dreieinen,
In dem sich allen Glückes Güter einen, —
Daß ich am dreimal heil'gen Quell durft' trinken,
Die Gottheit durft' dem armen Staub vereinen. (M. H.)

Rankweil.

Vorarlberg. 20.000 Kommunikanten.

Wußte man einst nur „Schönberg" zu sagen,
Sagt man mit Stolz „Liebfrauenberg" heut,
Wirst dich, o Berg, darob nicht beklagen,
Da man statt „Schön" dir das „Schönste" ja beut.

Örtliche Lage.

Unter den drei wichtigeren Marienwallfahrtsorten des Landes Vorarlberg: Maria-Bildstein, Rankweil und Tschagguns nimmt Rankweil jedenfalls die erste Stelle ein. Es liegt so ziemlich in der Mitte des Landes, und zwar unmittelbar an der Eisenbahnstrecke, die vom Arlberg gegen Bregenz führt.

Der Ort Rankweil ist schön zu nennen, ohne daß wir uns über seine natürliche Lage besonders entzücken können; es zeigt sich eben auch in Rankweil der hervorstechende Zug der gesamten Vorarlberger Landschaft: Ein sehr breites, flaches, von Dörfern dicht bedecktes Land, das gegen Westen und Osten von hohen Bergen abgeschlossen wird, die, je weiter südlich es geht, desto mächtiger aufstreben. Ein schönes Bild, aber fast ohne jegliche Abwechslung.

Doch hat Rankweil zum Unterschiede von den übrigen Ortschaften ein leicht erkennbares Merkmal: Aus den rings umlagernden Häusern hebt sich in der Mitte der Stadt ein Felsenkegel mit ausgedehntem, altertümlichem Gebäude, einem massigen Rundturm, dazu einem hochragenden, gespitzten Kirchenturm; und siehe da: dieses weitläufige Gebäude auf dem Felsenkegel ist eben unser heutiges Ziel, es ist die Wallfahrts- und Gnadenkirche zu Rankweil.

Menschenkunst hat dem trotzigen Felsen einige Wege zur Höhe empor abgerungen, so daß der Wallfahrer nunmehr, wenn er nicht die Wallfahrtsstiege benützen will, von zwei Seiten auf ziemlich bequemen Promenadewegen zur Höhe emporkommen kann.

Benützen wir die Fahrstraße, so kommen wir an mehreren stattlichen, einzeln in umgebenden Gärten stehenden Häusern vorbei, die den hier beschäftigten Wallfahrtspriestern zur Wohnung dienen.

Die Gnadenkirche.

Haben wir nach kurzem Anstiege jene Stelle erreicht, wo rechter Hand eine Kaffeeschenke (Mesnerei), linker Hand einige Verkaufsbuden stehen, so befinden wir uns schon unmittelbar beim Stiegenaufgange, der durch ein altertümliches Durchgangstor auf den Friedhof und von dort, immer wieder aufwärtsführend, zum Gotteshause empor leitet.

Ganz eigenartig sind die vielen Galerien, die teils um den Friedhof herum, teils knapp an der Kirche den ganzen großen Platz umringen. Man nennt diese Galerien

den Umlauf; was für einen Zweck diese Galerien eigentlich haben, ist uns unbegreiflich, um so mehr, als wir überall strenge Verbote lesen, während des Gottesdienstes auf dem Umlaufe zu verweilen. Denn wenn man bloß schöne Ausblicke in das Tal und auf die rings sich türmenden Bergesmassen hätte bieten wollen, so hätten dazu unseres Erachtens einige wenige Aussichtswarten vollkommen genügt.

Doch wie dem auch sei, jedenfalls bleiben diese traulichen Bogengänge an den Felsenbrüstungen ein ganz besonderes Abzeichen für unseren Gnadenort, und wir freuten uns selber, unter ihren schützenden Dächern dahinwandelnd das schöne Landschaftsbild, das sich von da aus unseren Augen entrollte, zu genießen.

Wir betreten die Kirche.

Die wunderschön ornamentierte und ausgemalte Kirche, licht, romanisch gebaut, macht den allerbesten Eindruck. Wir sind ohneweiters bereit, ihr, was Schmuck und Zierlichkeit anbelangt, einen recht achtenswerten Platz in der Reihe der verschiedenen Wallfahrtskirchen zu geben.

Nachdem wir diesen ersten Eindruck gewonnen, beginnen wir unsere eingehendere Betrachtung. Und da sehen wir, daß diese Kirche linker Hand noch ein zweites kleineres Schiff, vom ersten durch drei stattliche niedrige Pfeiler abgetrennt, besitzt; dieses zweite Schiff schließt, wie wir dann später gewahren, nach vorne hin mit dem Gnadenaltare ab.

Noch immer im ersten, im Hauptschiffe stehend, fällt unser Auge auf eine große, gut gemalte Kreuzigungsgruppe, die den ganzen Chorbogen ausfüllt. Ihr Anblick ist jedenfalls erbauend und Andacht weckend. Doch nicht nur die größeren Gemälde, sondern auch die vielfach hervortretende Kleinmalerei zwischen den Ornamenten ist herrlich schön.

Und jetzt erst fällt uns etwas Eigentümliches auf, daß das Chor, nämlich das Presbyterium nicht in der Mitte der Kirche, sondern merklich nach rechts verschoben ist. Warum wohl diese Unregelmäßigkeit? Es werden wohl die sonderlichen Formationen des Felsenuntergrundes Schuld daran tragen; tatsächlich sieht man, sobald man die Kirche verläßt und im Umlauf genauer umherblickt, an einigen Stellen künstliche Mauern mit natürlichen Felsenmassen gleichsam kämpfend, so daß mehrere Wände direkt natürliche Felsenwände sind.

Indem wir schließlich mit einem gewissen Wohlgefallen den herrlichen Bau der drei Altäre bewundern, wenden wir uns dem zweiten Schiffe zu. Dabei führt unser Weg an einem Altare vorbei, der ein etwa mannshohes, scheinbar silbernes Kreuz hinter einer Glaswand, und überdies vergittert, zeigt. Wir werden von dem Kreuze später noch zu sprechen haben.



Phot. Fitz, Rankweil.
Rankweil, das Gnadenbild.

Und nun das zweite Schiff. Es besteht aus einer Lorettokapelle, die den Gnadenaltar umschließt und einem durch ein Gitter von dieser Lorettokapelle getrenntes Schiff. Beide zusammen, Lorettokapelle und Schiff, sind jedoch nicht so lang wie das früher erwähnte Hauptschiff.

Wir möchten die Lorettokapelle mit ihrem Schiff eine „Seitenkirche" nennen. Dort nun, wo in den übrigen Kirchen das Musikchor seinen Platz hat, hat man auch in dieser Seitenkirche eine „Empore", einen großen viereckigen Raum hergerichtet, der ausschließlich für die Frauen bestimmt ist. Man sieht von diesem Chore direkt auf die Lorettokapelle hinunter. Wir erwähnen diesen Frauenchor deshalb, weil wir uns in dieser sonst so schönen Kirche geradezu entsetzten über diese Sünde der Geschmacklosigkeit, die man mit der Errichtung dieser wahrhaft unschönen Empore begangen, und die durch ihre niedrig dahinschleichende, horizontale, langgedehnte Brüstung die Kirche arg entstellt. Besonders beleidigend ist der Anblick von der Hauptkirche aus. Man vermauere doch gegen die Hauptkirche hin den ganzen Trakt und schmücke ihn mit einem monumentalen Ölgemälde — ob das besonders schön sein wird, wissen wir nicht, aber jedenfalls schöner, als es sich jetzt präsentiert!

Doch genug davon — der Anblick des Gnadenaltares versöhnt uns wieder vollkommen mit diesen Unregelmäßigkeiten der Bauart.

Der Rankweiler Gnadenaltar ist eine der lieblichsten Gebetstätten, die wir gesehen. Er ist scheinbar aus Holz, doch ganz versilbert oder, wenn wir wollen, vergoldet; denn der Metallglanz der von ihm ausgeht, hält die Mitte zwischen Silber und Gold. Dieser ungewöhnliche Schimmer übt in der halbdunklen Lorettokapelle einen sonderbaren Reiz.

Inmitten dieses Altares erhebt sich, etwa 120 cm hoch, das Gnadenbild, eine Marienstatue mit weißem Kleide, umwallt von blauem, sternenbesätem Mantel.

Wie gerne kniet man da hin, um seine andächtigen Gebete zu verrichten, in dieser Stätte, wo wir uns in das Häuschen von Nazareth zurückversetzt fühlen! Denn siehe da: an den Wänden sechs Gemälde, die uns verschiedene Szenen vor Augen führen, wie sie sich eben im Hause zu Nazareth, im Schoße der heiligen Familie zugetragen haben.

Wahrlich, wenn wir den Gnadenaltar von Rankweil verlassen, so entfernen wir uns mit dem erhebenden Gefühle, eine wunderliebe und würdige Gebets- und Gnadenstätte geschaut zu haben.

Der Stein des heiligen Fridolin.

Unter all den Sehenswürdigkeiten dieses interessanten Wallfahrtsortes hat der Fridolinsstein, den man links vom

Kirchenportale in einer eigenen, engen Kapelle sieht, unsere Blicke ganz besonders gefesselt. Es ist ein klotziges Felsstück von nicht ganz einem Meter Höhe und recht unregelmäßigen Formen; der Stein weist zwei tiefe Löcher auf, die ganz ausgesprochen die Form von menschlichen Knien zeigen. Das eine dieser Löcher (wohl 40 bis 50 cm tief) liegt etwas tiefer als das andere, so daß man, sobald man die Knie tatsächlich hineinstellt, das eine Knie merklich höher halten muß als das andere.

Diesen Felsblock umspinnt eine uralte, wunderbar liebe Sage. Schon im sechsten Jahrhunderte, so heißt es, war von Schottland her ein Mönch Namens Fridolin [1]) ins Land gereist und hatte von einem neubekehrten reichen Manne Urso beträchtliche Güter für einen Klosterbau erhalten.

Urso starb unvermutet und dessen geiziger Bruder Landolf bestritt die Schenkung seines toten Bruders. Es kam zum obersten Gerichte, das damals in Rankweil seinen Sitz hatte. Der Mönch Fridolin wurde gerichtlich aufgefordert, für seinen Klagegegenstand lebendige Zeugen vorzuführen. Aber er hatte keine. Urso, der freigebige Schenker, lag schon zwei Jahre im Grabe.

Traurig ging der heilige Mönch Fridolin in den Wald oberhalb Rankweil, um dort ungestört zu Gott beten zu können. Auf hartem Steine (dem heutigen Fridolinssteine) kniete er hin; beklommenen Herzens flehte er zu Gott um Hilfe. Da hatte er eine himmlische Vision: von leuchtenden Wolken umsäumt trat ihm eine übernatürliche Gestalt entgegen, die ihm sagte: „Zieh' gegen Glarus und rufe den toten Urso, daß er zeuge gegen Landolf!" Und da die Erscheinung schwand, fühlte Fridolin seine Knie in den Stein sinken, als ob er weiches Wachs wäre. Da mag er wohl im ersten Schrecken aufgesprungen sein; die natürliche Stellung der Knie bei einem Menschen, der sich soeben erhebt und dessen ganzes Gewicht sich nun, während das eine Knie bereits erhoben ist, für eine Sekunde auf das andere Knie legt (das nun in unserem Falle selbst tiefer in den Stein einsinken mußte), entspricht recht gut den am Steine in der Tat ersichtlichen Vertiefungen.

Die auf solch unerwartete Art entstandenen Löcher, die sich sofort verhärteten, gaben dem heiligen Manne die Versicherung und den Mut, das merkwürdige, unerhörte Unternehmen zu wagen: er machte sich auf und ging gegen Glarus zum Grabe des Urso. Auf göttliche Eingebung hin rief er ins Grab hinein; und siehe da, es erschien am Grabesrand der tote Urso. Ohne Zögern ging er mit dem heiligen Mönche gegen Rankweil. Noch traf er die Versammlung (die ja längere Zeit tagte) beim Malstein vereint. Mit Urso an der Hand trat Fridolin vor die Richter. Und alsogleich wandte sich Urso an Landolf und rief ihm zu: „Bruder, warum hast du meine Seele der Güter beraubt, die mir angehörten!" Helles Entsetzen ergriff da alle Versammelten und totenbleich vor Aufregung erklärte sich Landolf bereit, das Zurückbehaltene herauszugeben.

Da drehte der Auferstandene sich um und von Fridolin geleitet ging er zum Grabe, stieg hinein und schlief weiter den großen Schlaf des Todes bis zur einstigen nimmer endenden Auferstehung.

[1]) Ein Teil der Gebeine dieses hl. Fridolin liegen in der St. Stephanskirche zu Wien, der Rest in Säkkingen. Sein Fest fällt auf den 6. März.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Uralte Geschichten.

Rankweil und seine Umgebung gehören zu jenen Orten, wo sich schon in den allerersten Zeiten menschlicher Ansiedlungen ein regeres Leben zeigte und die sich alsbald zu Mittelpunkten für menschlichen Verkehr emporschwangen.

Schon im Jahre 2874 nach der Erschaffung der Welt (das wäre also etwa 1300 Jahre vor Christi Geburt) sollen hier etruskische Ansiedler eingezogen sein und sich einen Götzentempel errichtet haben, der allerdings nicht



Rankweil, der Stein des hl. Fridolin. Phot Fitz, Rankweil.

in Rankweil selber, sondern in dem sehr benachbarten Feldkirch zu sehen war.

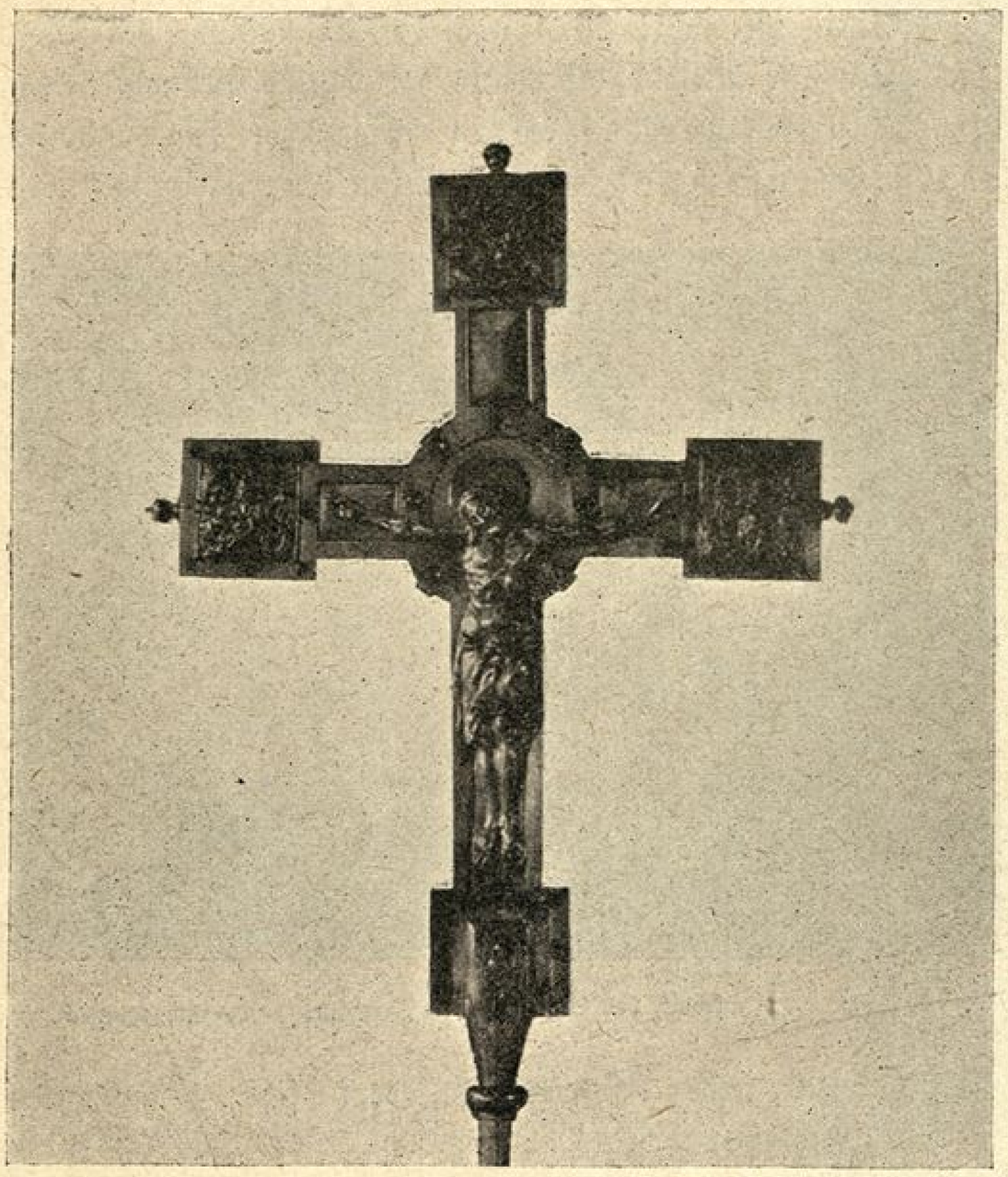
Als Christus seine wunderbare, himmlische Lehre auf Erden verkündigt hatte, brachten eifrige Glaubensboten die frohe Botschaft des Evangeliums verhältnismäßig sehr früh in die Rankweiler Gegend. Der Überlieferung nach soll schon der hl. Lucius hier als Glaubensbote aufgetreten sein, der späterhin als Bischof von Chur am Ende des zweiten Jahrhundertes seinen Tod fand.

Fernerhin haben wir aus dem sechsten Jahrhunderte schon die merkwürdige Geschichte des hl. Fridolin vernommen.

Als ganz auffallenden Beweis für das hohe, ehrwürdige Alter Rankweils mag der Umstand gelten, daß in St. Peter, der ersten und ursprünglichen Pfarrkirche von Rankweil, noch alljährlich am 30. Juni eine Stiftmesse für die beiden austrasischen Könige Sigebert (gestorben 656) und Dagobert (gestorben 679) gelesen wird.

Hier in der Umgebung Rankweils spielte sich auch das blutige Schauspiel des Martyriums des hl. Eusebius ab. Es liegt nämlich $^1/_2$ St. westlich der nach Rankweil ein-

gepfarrte Ort Brederis, während man nördlich von Rankweil nach einer guten Gehstunde den Viktorsberg antrifft. Auf diesem Viktorsberge lebte etwa 30 Jahre hindurch der Schotte Eusebius, ein Benediktinermönch aus St. Gallen, als Einsiedler. Als er dann predigend nach Brederis kam, wurde er von einer ihm feindselig gesinnten, noch heidnischen Rotte angefallen; man schnitt ihm mit einer Sense den Kopf ab. Zum Entsetzen aller aber soll St. Eusebius das abgeschlagene Haupt auf seine Arme genommen und damit auf jenen Berg gegangen sein, wo er so lange als Einsiedler gelebt hatte. Dort wurde endlich sein Leichnam bestattet. Die Mörder sollen von der Erde verschlungen worden sein. Die Dorfkirche von Brederis steht an der Stelle des Martyriums.



Phot. Fitz, Rankweil.

Rankweil, das wunderbare Kreuz.

Die Erbauung der Kirche auf dem Liebfrauenberge.

Wir müssen wohl gestehen, daß die Vorgeschichte unseres Wallfahrtsortes der Merkwürdigkeiten recht viele bietet. Nun erst kommen wir dazu, den Bau derjenigen Kirche, die uns heute vor allem anderen interessiert, zu besprechen. Aber auch hiebei sind wir, wenigstens in den Anfängen, nicht in der Lage, das nebelige Gebiet der Sage zu verlassen.

Die so lieben Ereignisse, die wir zu berichten haben, gründen sich nur auf mehr oder weniger verläßliche Überlieferungen, sind aber nicht als historisch sicher anzusehen.

Ja nicht einmal die Zeit der Entstehung der Wallfahrtskirche kann mit Bestimmtheit angegeben werden, obwohl sie wahrscheinlich im 12. Jahrhunderte zu suchen ist. Historisch sichere Kunde von ihrem Bestehen haben wir erst im Jahre 1300.

Früher einmal, so erzählt uns die Legende, stand auf diesem Rankweiler Felsenkegel, der so recht für ein festes Schloß geschaffen erscheint, eine Burg, die den Herrn von Hörnlingen gehörte. Unruhige Kriegszeiten brachten dem bedrängten Schlosse Belagerung, Zerstörung, Brand und Einäscherung.

Aber siehe, in der Schloßkapelle blieb ein altes, großes Marienbild aus Holz mitten im Feuermeer unversehrt. Es war das heutige Gnadenbild. Sofort wendete sich die Aufmerksamkeit des Volkes diesem gesegneten Bilde zu.

Bald dachten die Burgherren daran, ihr niedergebranntes Schloß aufzubauen. Aber übernatürliche Mächte störten den Bau und was Menschenfleiß in schwerem Tagwerk mühselig geschaffen, das rissen unsichtbare Hände in der Nacht leise wieder zusammen. Zugleich vernahm ein alter, beim Bau beschäftigter Arbeiter zu wiederholtenmalen eine Stimme, man möge anstatt des Schlosses eine Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria errichten. Dieselbe innere Mahnung empfanden auch andere. Der Menschenwille fügte sich endlich dem Willen des Herrn und statt der Burg ward die Kirche gebaut. Aber noch bis heute kann die Kirche in manchen ihrer altertümlichen Formen ihre Entstehungsgeschichte nicht verleugnen: vieles darin, sogar noch vorhandene Schießscharten, erzählen von einstiger, vergangener Schloßherrlichkeit. Und insbesonders ist es der dicke Rundturm, der so ganz und gar das weltliche Gepräge eines Schloßturmes zur Schau trägt.

So war denn anstatt der Ritterburg eine Frauenkirche auf der Bergesspitze und der Berg, der früher mit vollem Rechte der „Schönberg" hieß, begann nun, sich eines anderen Ehrentitels zu rühmen: „Unser-Lieben-Frauenberg."

Schon seit dieser Zeit soll die neue Bergkirche das Ziel von Wallfahrern gewesen sein, das es bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Das wunderbare Kreuz.

Es kam ein Kreuz geschwommen,
Der Wildbach trug's daher,
Viel Leute, die eilig gekommen,
Die stritten um's Kreuz gar sehr.

Tagtäglich kommen geschwommen
Viel Kreuze; sie sendet der Herr,
Doch selten noch hat man vernommen,
Daß Hader und Streit drum wär'.

Die Rankweiler Marienkirche besitzt außer dem Marienbilde noch ein zweites hochverehrtes Kleinod, das wunderbare Kreuz. Es ist in der Kirche öffentlich ausgestellt und gerade dort zu sehen, wo zwischen Presbyterium und Gnadenkapelle der Weg von der Hauptkirche in den Anbau vorbeiführt.

Wann dieses ehrwürdige Stück nach Rankweil kam, weiß man nicht. Jedenfalls erst nach der Erbauung der Marienkirche und wahrscheinlich viel früher als im Jahre 1347, weil es in diesem Jahre nachweislich „erneuert" wurde. Wir werden also nicht stark in die Irre gehen, wenn wir seine Ankunft in das 13. Jahrhundert verlegen.

Ein wilder Bach, der Frühdischbach genannt, brachte das Kreuz auf seinen wilden Sturzwellen daher. Beim

Dorfe Muntlix warf er die fremdartige Schnitzerei auf den Kiessand. Staunend betrachteten die Leute den absonderlichen Fund. Woher war das Kreuz gekommen? Wer hatte es in den Bach geworfen? Niemand wußte Auskunft und man weiß bis heute nichts davon. Nur soviel vermutet man, daß es etwa von einem kreuzfahrenden Ritter aus dem Morgenlande mitgebracht sein könnte. Wie es aber in den Bach kam, ob absichtlich hineingeworfen, oder von den wilden Wellen irgendwo gewaltsam geraubt, darüber schweigt jegliche Überlieferung.

Nun wohin mit dem Kreuz? Sowohl die Leute von Rankweil, als die von Zwischenwasser wollten es für sich haben, denn der Ortsgrenze zwischen diesen es Hader und Zank. Frühdischbach bildete gerade die beiden Ansiedlungen. Schon gab Da kam ein alter Friedensrichter daher, ein anderer Salomon und riet also: „Spannt zwei wilde Ochsen vor ein Gespann, legt das Kreuz darauf und laßt die Ochsen gehen, wie sie wollen: wohin sie dann gehen, dorthin soll das Kreuz gehören!“ Man folgte dem Rate und die Ochsen gingen geradewegs über Geröll und Gestrüpp auf den Rankweiler Liebfrauenberg hinauf. Alldort verblieb das Bild nun schon sechshundert Jahre Tag und Nacht. Ja, als es die Rankweiler einmal versuchten, das hochgeehrte Bild mit nach Einsiedeln auf eine Pilgerfahrt zu nehmen, verschwand es am Weg bei der ersten Nachtstation und ward später wieder am Liebfrauenberg gefunden. Seit dieser Zeit nimmt man es nimmer auf Prozessionen mit.

Der Ort, an dem das Kreuz damals am Frühdischbach zum erstenmale gesehen wurde, bewahrt noch bis heute ein kleines Erinnerungszeichen: ein in der Nähe stehender Brunnen trägt noch jetzt den Ehrennamen: Kreuzesbrunnen.

Der Umbau der Kirche. (1470—1490.)

Als im Verlaufe der Jahrhunderte die ursprüngliche Kirche etwas baufällig und auch schon viel zu klein geworden war, dachten die Rankweiler an eine neue Kirche, und zwar wollten sie selbe unten im Tale haben.

Aber — wie uns die anmutige Sage berichtet — waren die himmlischen Mächte damit nicht einverstanden, sondern wollten, daß anstatt der neuen Kirche im Tale die Marienkirche am Berge neugebaut oder vergrößert würde. Denn also geschah es: In nächtlicher Weile wurde das ganze begonnene Fundament vom Tale aus emporgebracht, und man fand des Morgens droben die begonnenen Aushebungen und die Fundamente genau nach den Plänen vor, nach denen man im Tale begonnen hatte. Diese auffallende Mahnung vom Himmel befolgte man und baute die Kirche am Berge droben.



Rankweil, Inneres der Kirche, Hochaltar, links das wunderbare Kreuz. Phot. Fitz, Rankweil.

Wenige Jahre später verdankte Rankweil seine Rettung vor Plünderung oder vielleicht sogar Zerstörung seinem Gnadenbilde; denn die im Jahre 1499 heranziehenden schweizerischen Eidgenossen verschonten den Ort, und zwar nur aus dem Grunde, „weil sich daselbst ein wundertätiges Marienbild befand“.

1629 wurde das „Frühmesser-Benefizium“ errichtet, so daß fortab zwei Priester zu Rankweil tätig waren.

Die Lorettokapelle. (1657.)

In diesem Jahre gab der Edelsinn eines sehr frommen reichen Ehepaares Veranlassung, die Kirche zu vergrößern, und zwar durch den Zubau eines zweiten, wenn auch kleineren Schiffes, dessen Presbyterium als Lorettokapelle gedacht war.

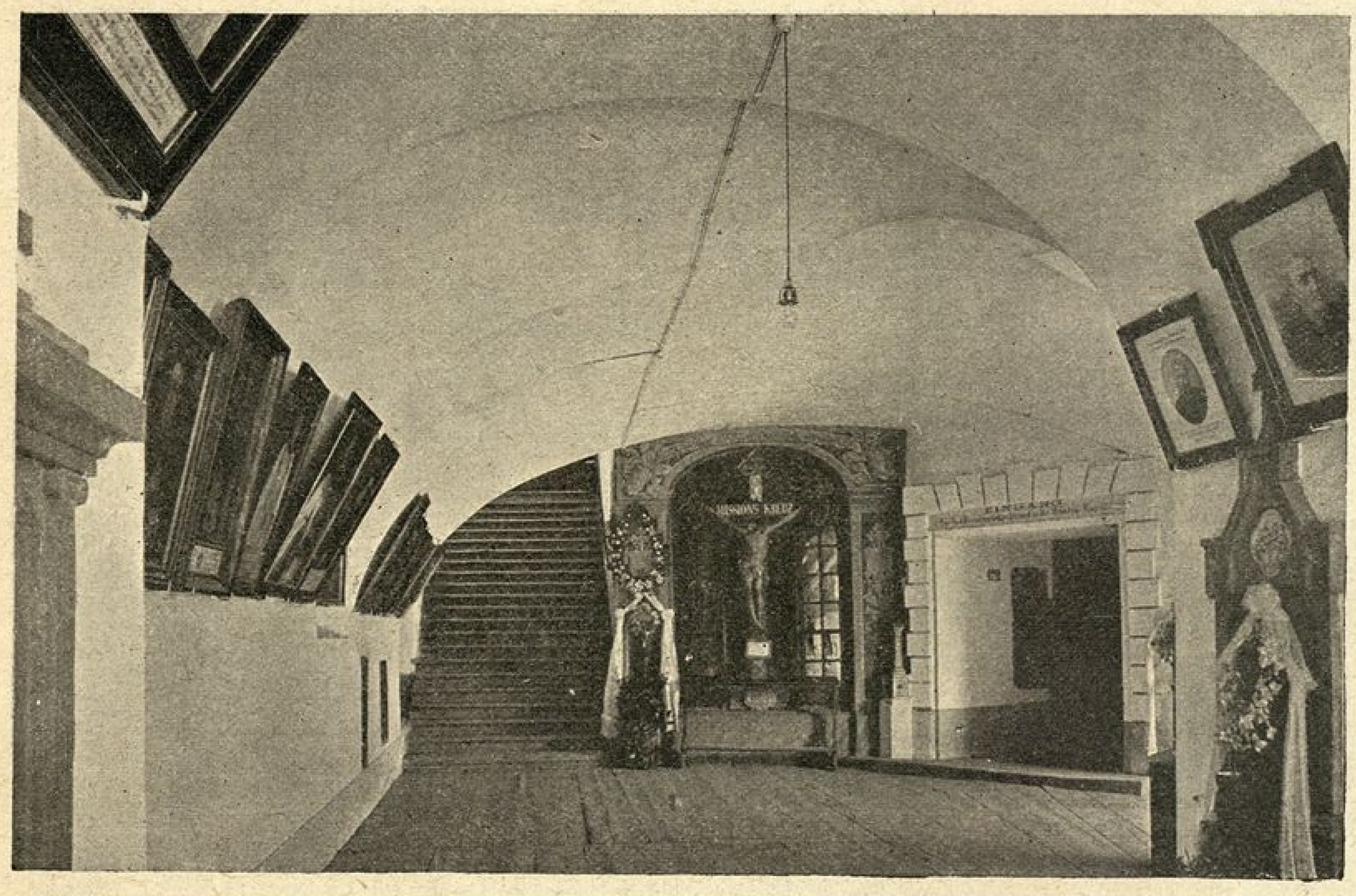
Die Bodengestaltung der Felsen war aber eine derart ungünstige, daß zur Herstellung des nötigen Untergrundes sechzigtausend Fuhren Material notwendig waren.

Ein Teil des Neubaues mußte auf hohen Pfeilern nnd gewaltigen Gewölben errichtet werden.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein schauerliches Unglück. Da man nämlich den alten, kreisrunden Festungsturm erhöhen wollte, um ihm doch mehr das Aussehen eines Kirchenturmes zu verleihen, stürzte das hiezu erbaute Gerüste ein und begrub fünf Arbeiter mit seinen Trümmern; zwei davon waren augenblicklich tot, drei starben kurz darauf. Man stellte sofort die beabsichtigte Erhöhung des Turmes ein und ließ ihm seine frühere Gestalt, die er bis heute noch besitzt.

Heldenmut in Sturmeszeit.

Am 7. August 1759 wurde Josef Hannibal Graß als Pfarrer für Rankweil präsentiert. Er sollte, wie sich später erwies, dem berühmten Heldennamen Hannibal keine Unehre machen.



Rankweil, Partie aus den Hallen um die Kirche. Phot. Fitz, Rankweil.

Unter ihm war es, daß im Jahre 1768 die Stiftung für den dritten Wallfahrtspriester, den 10 Uhr-Messer, zustande kam.

Und nun rückten die Zeiten Kaiser Josefs II. heran. Wie sich unser Hannibal Graß dabei benahm, das möge uns P. Seithner S. J., der das Büchlein „Unsere Liebe Frau von Rankweil“ schrieb, erzählen.

Die Freude, die Pfarrer Graß über diese Hilfe in der Seelsorge empfinden mußte, wurde bald getrübt durch die neuen kirchenfeindlichen Dekrete und Maßnahmen der Regierung Kaiser Josefs II. Nur zu sehr wurde die Pfarrei Rankweil durch dieselbe betroffen und namentlich die Wallfahrt beeinträchtigt.

Kaiser Josef verbot auf's strengste, daß an Wochentagen ein Amt in der Gnadenkapelle gehalten, oder ein Opfer aufgenommen werde. Die Bruderschaften wurden unterdrückt und eine fromme Übung nach der anderen abgeschafft.

Die Rankweiler ertrugen diese Neuerungen nur mit Unwillen, und wenig hätte es im Jahre 1789 gefehlt, so wäre es zu einem förmlichen Aufstande gekommen.

Die Regierung schob natürlich die Schuld der Widersetzlichkeit ganz auf den Pfarrer, an dem allerdings das Volk wie an einem Vater hing. Als dieser fortfuhr, bisweilen Seelen- und Wallfahrtsämter auch an Wochentagen in der Gnadenkapelle abzuhalten, wurde er von dem Vogteiamte zu Feldkirch zur Verantwortung gezogen, ohne jedoch eine schärfere Maßregel zu erfahren.

Interessant sind und bleiben hiebei die Bemerkungen, die bei diesem Anlasse der Vogteiverwalter an das Ober- und Kreisamt zu Bregenz in betreff des Herrn Dechant Graß machte; sie zeichnen nicht undeutlich die Verlegenheit, in der man sich diesem strammen Pfarrer gegenüber befand.

„Wir kennen,“ so schreibt er, „den Anhang des Pfarrers von Rankweil zu gut und sind mehr als überzeugt, daß wenn dieser Pfarrer wirklich seiner verbotwidrigen Handlungen wegen, der allerhöchsten Verordnungen gemäß, an Geld gestraft werden würde, die geschöpfte Strafe ihm gewiß von dem gutherzigen und für jene alten Gebräuche und Mißbräuche schwärmerisch eingenommenen Volk vielleicht zum Nutzen des Pfarrers in doppeltem Maße ersetzt, dadurch aber die höchste Willensmeinung niemals erzielt werden und endlich der wegen seines beharrlichen Ungehorsams ohnehin von den Bauern geschätzte Pfarrer nur noch größeren Anhang erhalten würde.“

Der Vogteiverwalter macht sodann den Vorschlag, den Pfarrer Graß auf eine andere landesfürstliche Stelle zu versetzen und an seinerstatt einen anderen, „für abgetane Mißbräuche“ nicht so sehr eingenommenen Geistlichen nach Rankweil zu geben. Im gleichen Sinne berichtete das hohe Kreisamt zu Bregenz an die Landesregierung zu Innsbruck.

Es heißt in dem Schreiben unter anderem: „Das Ober- und Kreisamt ist von der fast in allen Stücken widrigen Denkungsart dieses Pfarrers schon mehrfältig überzeugt und versichert, daß er sich niemals von seinem Eigensinn und Andächteleien abwendig machen, auch das dortige, ihm sehr anhängliche Volk immerfort bloß nur nach seinem Gutdünken zu Überandachten verleiten, mithin im wesentlichen die Religion niemals aufklären werde, maßen



Rankweil (Vorarlberg).

Phot. Kilophot, Wien XIX.

(Seite 331).

1 2 3 4 5 6



1. Vorderes Ochsenhorn. (2288 m)
2. Mitter Ochsenhorn
3. Großes Ochsenhorn (2513 m)
4. Lärchhorn (1844 m)
5. Sattelhorn, Reifhorn (2130 m), davor die Wehrgrube
6. Praxkopf.

} Loferer Steinberge.

Kirchental (Salzburg).

(Seite 415.)

Phot. Kilophot, Wien XIX.

er hiezu aus Abgang der erforderlichen Wissenschaft und wahren Begriffen auch nicht imstande sein dürfte." — Half alles nichts.

So sehr auch dieses Amt auf die Absetzung dieses unverbesserlichen Pfarrers drang, blieb er doch zum großen Troste der Geistlichkeit und des Volkes auf dem Liebfrauenberge. Er erlebte noch nach dem Tode Kaiser Josefs II. ruhigere Tage; wenigstens wurden viele die Wallfahrt beschränkenden Verordnungen wieder außer Kraft gesetzt und die Bruderschaften des heiligen Rosenkranzes, des schwarzen Skapuliers und der heiligen Dreifaltigkeit wieder eingeführt."

So der Bericht in P. Seithers Büchlein.

Wir gestehen unumwunden, daß uns derartige Heldengestalten, wie diejenige dieses herrlichen „Hannibal" immer mit großer Begeisterung erfüllen. Und zu den seligsten Zeiten, die die Abfassung dieses Werkes über die Wallfahrtsorte uns, dem Verfasser brachte, gehören diejenigen, da wir die Wonne genossen, solchen markigen Kraftgestalten zu begegnen. Mit schwärmerischen Gefühlen malen wir uns das Idealbild aus (das leider nur in unserer Einbildungskraft besteht), daß nämlich jene kaiserlichen Eingriffe in heiligste Rechte der Kirche allüberall in allen Wallfahrtsorten auf solche „Hannibal"-Gestalten gestoßen wären! Ei, da wären diese Dekrete zerstiebt und zerplatzt wie Seifenblasen am Granit!

Geschehnisse der letzten Zeit.

1805 kam Vorarlberg an Bayern. Damit begann eine systematische Verfolgung der Geistlichkeit. Es entstanden Streitigkeiten wegen einer Änderung der Pfarrgrenzen von Rankweil. Endlich brachte das Jahr 1814 der bayerischen Regierung in Vorarlberg ein Ende; damit hörten auch die häßlichen Reibereien auf.

1826 bekam die Kirche einen ihr sehr werten Schatz: die Gebeine des heiligen Märtyrers Benedikt, die bisher in Rom in den Katakomben gewesen waren.

1863 schlug der Blitz in den Spitzturm, zerstörte in der Kirche den Altar des heiligen Benedikt und verwüstete ihn so sehr, daß man seine Teile, sowie die Teile des heiligen Märtyrerleibes in den Kirchenbänken zusammensuchen mußte. Auch wurde an fünf Stellen das Kirchenpflaster ruiniert; der Turmknopf fand sich unten im Dorfe.

Später tauchte abermals der Entschluß auf, unten im Tale eine neue Kirche zu bauen, wie schon vor einigen Jahrhunderten. Die göttliche Vorsehung vereitelte diesen Plan; es wurde nichts daraus. Die Durchführung hätte wahrscheinlich eine Verödung der Bergkirche und vielleicht sogar ein Aufhören der Wallfahrten mit sich gebracht.

Bald darauf kamen einige große, freiwillige Spenden zur Restaurierung der Wallfahrtskirche, darunter auch das Legat einer frommen Jungfrau, die alles, was sie sich in ihrem Leben durch harte Arbeit zusammengespart hatte, kurz vor ihrem Tode der Wallfahrtskirche, und zwar zuhanden des Pfarrers und zu seiner freien Verfügung vermachte.

So konnte denn eine recht umfassende und auch planvolle Renovierung der altertümlichen Kirche vorgenommen werden, derart, daß nunmehr die hübsche Kirche allen Besuchern wohlgefällt und ihre Herzen wie von selber zur Andacht stimmt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1915 750jähriges Jubiläum der Entstehung der Kirche (eigentlich des Datums der ältesten bezüglichen Urkunde.)

1957 300jähriges Jubiläum der Lorettokapelle.

Ständige Priester: 3 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 60.

Kommunikanten jährlich: gegen 20.000.

Besucher jährlich: nicht bestimmbar.

Geschlossene Prozessionen jährlich: zirka 50.

Hauptfeste: Mariä Geburt.

Häuser um die Kirche herum (auf dem Felsenkegel): 5.

Ständige Devotionalienhändler: 1 (mit 4 Buden).

Gasthäuser: oben keines.

Kaffeeschänker: 1 (Mesner).

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Zufahrten.

Wien—Rankweil. Personenzug 27 St. K 22.60. Schnellzug bis Feldkirch gegen 15 St. K 30.30. Von Feldkirch eine Gehstunde oder eine Eisenbahnstation.

Bregenz—Rankweil. Personenzug 1 St. K 1.20.

Innsbruck—Rankweil. Schnellzug bis Feldkirch 3¾ St. K 8.80, Personenzug bis Rankweil 6½ St. K 6.70.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Rankweil—Gebhardsberg. Wie Rankweil—Bregenz.

Rankweil—Maria Bildstein, Bahn bis Schwarzach 50 Min. K —.80.

Rankweil—Tschagguns. Über Bludenz (umsteigen)—Tschagguns; bei gutem Anschluß 1½ St. K 1.40.

Literatur.

Summer, Marianischer Wallfahrter. Augsburg 1728, 8°.

Kaltenbäck, Marienfagen, 131.

Seither S. J. U. L. Fr. v. R. Verlag Pfarramt R. 1893. 16°, 184.

Anonym, Beschreibung, Verlag Hämmerle, Rankweil, 16°, 32 S.

Ave Maria, Linz, XV, 87.

Reg.-Mar.-Kal. 1885, VIII.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1878, 22. — 1882, LVIII. (Taufstein.) — 1895, 41.

Gebhard, Die hl. Sage. Wien 1866. I, 87. II, 183 (Kreuz). 185, 193 (St. Fridolin). 1888 (Pfarrkirche).

Kurze Erwägung.

Wer immer die Rankweiler Gnadenkirche von außen besieht, dem scheint sie eher eine Trutzburg zu sein als eine Wallfahrtsstätte. Noch sieht er da Schießscharten — aber keine Pfeile werden mehr abgeschossen, es seien denn Pfeile der Liebe und des Erbarmens. Noch steht der runde massige Turm, — aber nimmer tönt von ihm das Hifthorn ins Tal, sondern der Glocken milder Ton ruft zum hehren, friedvollen Gottesdienste. Noch dräuen gar schrecklich die senkrechten

Felsenabstürze, — aber sie sind seit Jahrhunderten friedliche willige Träger, die das Haus der Himmelsfürstin auf steinerner Schulter tragen. Früher herrschten mächtige Adelsgeschlechter in diesen Räumen, — jetzt die liebste und einflußreichste Burgfrau: Maria, die Mutter Gottes. Ehemals gab es Gelage und Festlichkeiten, — heute wird an tausende und tausende das Brot der Engel verteilt. Ehemals herrschten die Gebieter der Burg über alles Volk, das ringsum wohnte; — heute beherrscht in weiterem Umkreise stillfriedlich alle Menschenherzen die Herrin von Rankweil.

Gebet.

O große, starke Burgfrau, meine Mutter Maria! Siehe vor der Zugbrücke Deines Schlosses, vor dem Tore Deiner Burg harrt und klopft ein müder Pilger. Nicht in feindlicher Absicht, nicht als Verräter heischt er Einlaß; den Frieden des Herzens sucht er bei Dir, die Ruhe der Seele, die er vergeblich draußen gesucht! Mutter, laß ein den Abgematteten, stoße nicht hinweg den Flehenden! Wohin, sag', Mutter, wohin soll ich gehen, wenn Du mich nicht aufnimmst? Wohin meine Wanderung wenden, wenn bei Dir keine Herberge mehr ist? Wer wird barmherzig sein gegen mich, wenn die Mutter der Barmherzigkeit selber mich nicht aufnimmt? Soll der Tag, an dem ich klopfend vor Deiner Pforte stand, mir zum Trauertage werden? Soll er mir künden, daß die Mutter, allen sonst eine Mutter, nur für mich kein fühlend Herz mehr habe! Nein, o Mutter, schließ auf das Tor! Nur rasten bei Dir ein Weilchen! Nur küssen den Saum Deines Gewandes, nur ein einzigsmal den Segen Deiner Hand, den milden Blick der Güte! Dann will ich fröhlich wandern weiter, weiter, die Wege der irdischen Pilgerschaft bis zu den Grenzpfählen der kommenden Ewigkeit. Amen.

Welehrad. (Velehrad.)

Mähren.

26.000 Kommunikanten. [1])

Die Morgensonne stieg herauf;
Ich sah von Licht umstrahlt das Kreuz,
Das dort auf hohem Turmesknauf
Ob Welehrad zum Himmel weist.

Vor tausend Jahr stieg Jesus Christ
Als Gnadensonne hier empor,
Der, Welehrad, Dein Licht nun ist,
Den jubelnd preist der Völker Chor.

Die Bedeutung Welehrads.

In vierfacher Beziehung ist Welehrad interessant:

1. Welehrad ist der heißumstrittene Gegenstand einer ganzen Reihe von namhaften Geschichtsforschern. Denn es ist höchstwahrscheinlich, wenn auch nicht vollkommen sicher, daß sich in Welehrad der Herrschersitz und das Hauptlager des großmährischen Fürsten Swatopluk (im 9. Jahrhunderte) befunden habe.

2. Welehrad ist bekannt als echt slawischer Wallfahrtsort, wo hauptsächlich die beiden großen Slawenapostel St. Cyrillus und St. Methodius verehrt werden.

3. Welehrad ist besonders in den letzten Jahrzehnten der Zentralpunkt für soziale Vereinigungen aller möglichen katholischen Vereine.

4. Welehrad ist berühmt durch seine herrliche Kirche, die jedenfalls in Mähren die größte ist und von der zudem viele behaupten, daß sie auch betreffs der Schönheit die erste Stelle unter allen Landeskirchen einnehme.

Wenn nun uns in diesem Werke hauptsächlich der zweite der vier genannten Punkte nahe liegt, so können wir dennoch nicht umhin, auch betreffs der übrigen unseren Lesern mehr oder minder ausführliche Notizen zu bieten.

Örtliche Lage.

Welehrad liegt in einem anmutigen Talkessel, der nur gegen Osten (Lng.-Hradisch) einen ebenen oder eigentlich ganz sanft abfallenden Ausgang besitzt, sonst aber von allen Seiten von meist reich bewaldeten niedrigen Bergen umschlossen ist. Diese Berge erheben sich gegen Westen hin bis zu 553 m, überragen also in ihren höchsten Partien die Kirche Welehrad (209 m) um fast 350 m. Man nennt dieses Waldgebirge im Hintergrunde Welehrads das Marsgebirge.

Als wir selber die stattlichen Gebäudemassen von Welehrad zum ersten Male erschauten, war ein schöner Septembermorgen und schon von weitem blinkten uns, von den Strahlen der Sonne entzündet, die beiden Turmbildnisse des hl. Cyrillus und Methodius als erste Grüße der ehrwürdigen Gnadenkirche entgegen.

Dann führte uns unser Weg an einer hohen Gartenmauer vorbei. Durch ein großes Gittertor sahen wir da zunächst die vielverehrte „Cyrillka", die nach dem hl. Cyrillus so benannte Gnadenkapelle, die uns ein wenig an die Gnadenkapelle zu Altötting erinnert.

Weiter schritten wir bis zur Ecke der langen Gartenmauer, bis sich endlich linkerhand der große Vorhof oder, richtiger gesagt, Zwischenhof unseren Blicken in seiner ganzen Ausdehnung zeigte.

Der erste Anblick ist etwa folgender: man sieht vor sich in eine lange und dabei sehr breite Sackgasse hinein, die von drei Seiten von gelben Gebäuden eingeschlossen erscheint. An der linken Längsseite gewahren wir die Kirchenfront mit ihren Türmen, an der rechten Längsseite (also der Kirche gegenüber) eine ganze Reihe von nicht regelmäßigen, ja nicht einmal in ganz gerader Linie stehenden Baulichkeiten, die offenbar zum Kloster gehören. Weit vor uns schließt der Riesenplatz mit ähnlichen Gebäuden ab.

[1]) Infolge dieser erst während der Drucklegung richtig gestellten Kommunikantenanzahl wäre dieser Wallfahrtsort schon auf Seite 286, zwischen Barbana und Weißenstein einzureihen gewesen.

Der weite Raum ist ganz leer. Devotionalienhändler haben kein Recht, hier ihre Buden aufzuschlagen; wir finden sie in einer nahen Seitengasse, dicht nebeneinander, wohl ihrer zehn.

Wir nähern uns der Kirchenfront.

Von der Gartenmauer, die uns noch ein Stück begleitet, blicken die großen steinernen Figuren verschiedener Heiligen auf uns hernieder. Dann sehen wir links, schon ganz nahe der Kirche, von Bäumen überschattet eine schneeweiße überlebensgroße Statue des göttlichen Herzens Jesu; der Heiland hat (nach französischer Manier) die Arme segnend erhoben und wie einladend ausgebreitet.[1])

Das Kirchengebäude im großen und ganzen.

Bei einem Gotteshause, das so altehrwürdig, so gerühmt, so viel besprochen ist, das zudem an Größe die erste Stelle im Lande einnimmt, müssen auch wir notgedrungen uns länger aufhalten als sonst.

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung: Diese Statue ist ein Geschenk von schlesischen Wallfahrern, die jährlich in einer bis 1600 Wallfahrer zählenden Prozession den Gnadenort besuchen.



Welehrad, Gesamtansicht.

Wir stehen also vor der zweitürmigen Kirche, und zwar auf der großen Steinterrasse vor ihr. Wir blicken empor. Die Gestalt der Türme, die vielen Gesimse an der Front, die verschiedenen Heiligenstatuen, die man in die Nischen der Front eingestellt hat, droben über allen andern Heiligen das schöne Standbild der Muttergottes — all dies hat uns genügsam die Stilart des Gotteshauses, das wir betreten wollen, verraten: es ist reinster Renaissancestil.

Wir treten ein.



Welehrad, Kirche und Kirchenplatz.

Welch eine enorme Länge hat doch diese Kirche! Weit vor uns (die Kirche mißt 86 m innere Länge) schauen wir den Hochaltar. Er hat gutes Seitenlicht, kein störendes Hinterlicht, ebenso ist das knapp vor dem Hochaltare liegende Querschiff trefflich beleuchtet; die Lichtverhältnisse dieser Kirche sind also brillant zu nennen; die wichtigsten Teile der Kirche haben das allerbeste Licht! Das ist eine der ersten angenehmen Empfindungen, die uns der Anblick dieser Kirche einflößt.

Noch stehen wir am Eingange und schauen nach vorne. Links und rechts von uns sehen wir eine ganze Reihe von mächtigen

Rundbögen und oben über den Rundbögen wieder rund abgeschlossene Fenster; die Sache mutet uns fast an, wie ein echt romanischer Bau. Aber die Marmorpilaster an den dicken Pfeilern (wenn dieser etwas widersinnige Ausdruck erlaubt ist), die reichen Gesimse, die verschwenderisch angebrachten Stuckverzierungen, die Art der Gemälde, alles dies spricht laut für Renaissance.

So sind wir denn bis zum Querschiffe gekommen. Aber siehe da! Die ganz ausgesprochen quadratische Form der



Welehrad, Inneres der Kirche.

Vierung und der beiden Querschiffe! Nun ist das architektonische Rätsel gelöst. Der ganze Bau ist ein streng stilgerechter altehrwürdiger romanischer Bau, den jüngere Geschlechter, so weit es ging, in Renaissance modernisierten.

Diese Lösung gibt uns nun über manches weitere sofort aufklärende Antwort.

Unser Blick eilt zum Beispiel zur Höhe, zur Decke über der Vierung empor. Wir sehen dort eine Kuppel. Aber welch eine Jammerkuppel gegen die bekannten stattlichen Riesenkuppeln aus der Renaissancezeit! Sie wird nämlich nach außenhin ganz und gar vom Kirchendach verdeckt, so daß kein Mensch, der sich die Kirche bloß von außen ansieht, auf das Vorhandensein einer Kuppel schließen würde. Dementsprechend hat sie auch nur eine verhältnismäßig kleine Laterne.

Wenn wir all dies erwähnen, so sind wir weit davon entfernt, etwa diese Kuppel tadeln zu wollen. Im Gegenteile: sie ist recht schön und da sie als Grundfarbe ein helles weiß trägt, sticht sie dadurch sogar recht gut von der übrigen gelblichen Malerei der Kirche ab.

Hier sei noch bemerkt, daß wir die Kirche nach unserer sorgfältigen Berechnung und unter Anwendung unseres gewöhnlichen Maßstabes auf 8000 Personen Fassungsraum schätzen, also eine ganz außerordentlich große Kirche vor uns haben.

Wir haben schon erwähnt, daß die Kirche eine gelbliche Färbung zeigt. Nun setzen wir hinzu, daß gerade in der Art und Weise der Ausmalung der Kirche der Grund liegt, warum wir (im Gegensatze zur fast allgemeinen Meinung und Behauptung), die Welehrader Kirche nicht für die schönste Landeskirche anzusehen gewillt sind, sondern daß wir diesbezüglich der Kirche am Heiligen Berge bei Olmütz die Palme des Sieges zuerkennen möchten.

Die Malerei in der Welehrader Kirche hat etwas Verschwommenes, Unklares, Abgeblaßtes. Kein einziges Bild an der langgedehnten Decke tritt markant, gleichsam führend und tonangebend hervor. Nehmen wir dazu den Umstand, daß das Gewölbe der Kirche eigentlich niedrig ist, wenigstens niedrig für eine Renaissancekirche, daß aber diese Art Malerei, wie sie gegenwärtig in Welehrad sichtbar ist, ihrer ganzen Art nach höchstens für die kühnen Wölbungen der Renaissance und Barock geeignet erscheint, so werden wir bei einigem Nachdenken und noch besser bei verständigem Beschauen zur Erkenntnis kommen, daß gerade darin (in der Art der Gemälde) ein wesentlicher Schönheitsfehler für die sonst so bewundernswerte Kirche zu suchen sei.

Man sagt, die alten Zisterzienser hätten sich diesen Kirchenbau geleistet. Es ist aus alten Urkunden und Bildern zu ersehen und durch Ausgrabungen aus neuester Zeit erwiesen, daß diese mächtige Kirche ursprünglich noch viel mächtiger war. Anstatt der sieben Seitenbogen hatte sie deren neun und wo heute die niedrige Kuppel zu sehen ist, stand einst ein achteckiger Turm von gigantischer Höhe, der alle andern Türme Europas übertraf, nach dem großen Brande 1685 jedoch abgetragen wurde. Wie mag nun betreffs der Innenverzierung und Malerei diese Kirche in jener ursprünglichen Bauzeit ausgesehen haben, wie hatten sie sich die ersten Baumeister erdacht?

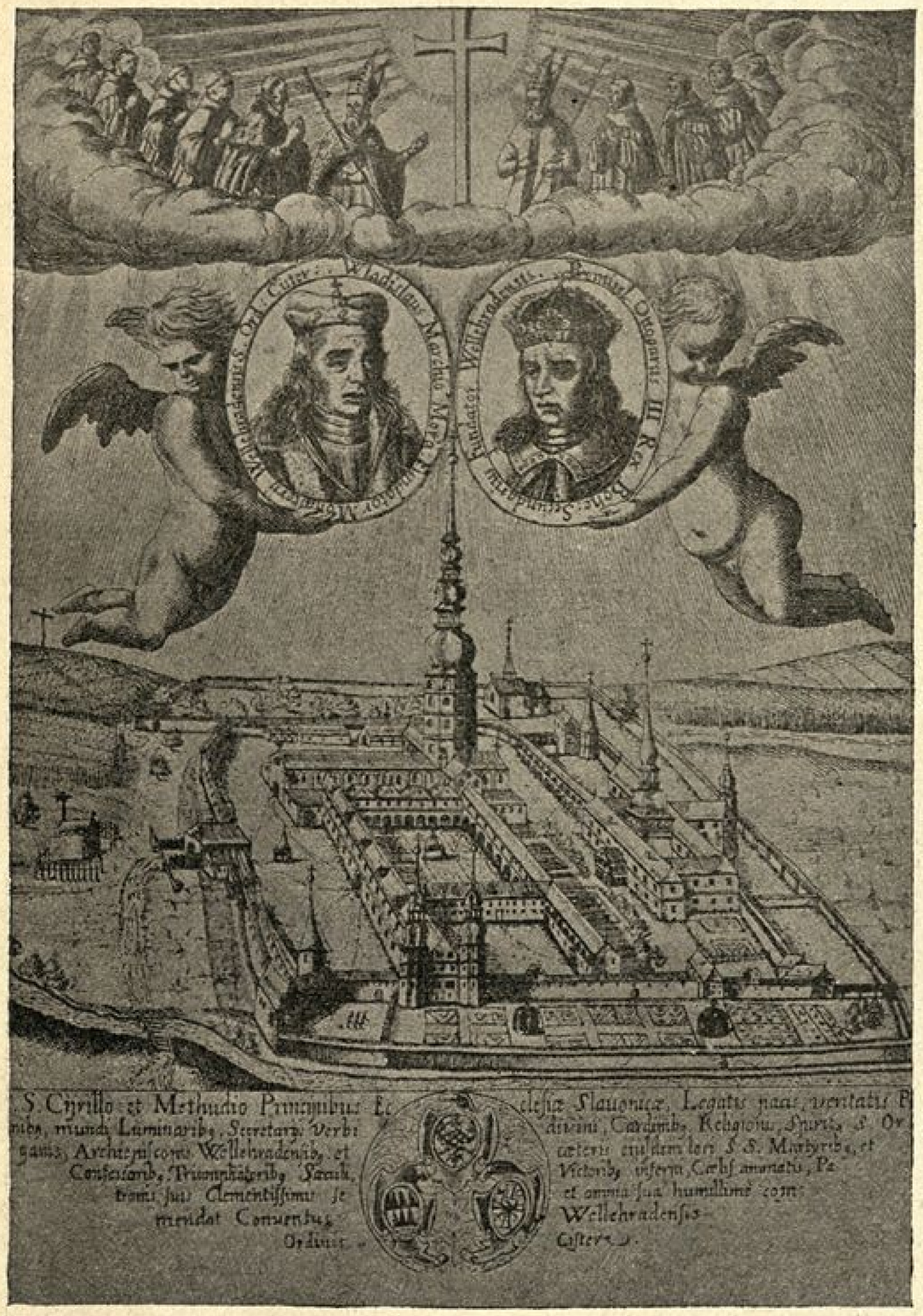
Wir kennen auch andere Zisterzienserkirchen aus dieser alten Zeit und wir wissen, daß die Zisterziensermönche den romanischen Stil nicht wenig liebten und fleißig verwendeten. Aber in welcher Art? Da standen oder stehen noch die gewaltigen viereckigen Pfeiler ganz nackt da, aus riesigen Quadern zusammengefügt, ohne den geringsten Anwurf, ohne die leiseste Spur einer Verzierung.



Welehrad, die Doppelstatue der heiligen Brüder Cyrillus und Methodius.

Wenn man solche Hallen mit solchen Pfeilern, mit solchen Mauern betritt, so wird man sich eines gewissen Gefühles des Erschauderns kaum erwehren können. Es liegt in diesen massigen altromanischen Riesenbauten ein Ernst, eine Wucht, die den Menschen niederdrückt, ihn demütigt und ihn so recht klein und nichtig erscheinen läßt.

Und in dieser Art und nicht anders stand auch sicherlich einst Welehrads Kirche da. So und nicht anders war das erste Ideal der kühnen Baumeister. Und wir fügen ohne Furcht hinzu: Gerade in dieser ursprünglich gewollten und beabsichtigten Ausstattung



Welehrad, Ansicht der ehemaligen Zisterzienser-Abtei und der großen romanischen Kirche mit dem Riesenturme, der alle anderen europäischen Türme an Höhe überragte.

wäre das höchste Schönheitsideal für die Welehrader Kirche zu suchen und zu verwirklichen.

Der Hochaltar.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir unsere Aufmerksamkeit einzelnen hervorragend schönen Stücken zuwenden. Nicht alles können wir beschreiben, dazu ist diese herrliche Kirche zu reich! Nur einzelnes!

Wenn wir soeben als Titel „Hochaltar" hingeschrieben haben, so gilt dies nicht von dem großen mächtigen Aufbau, der die ganze Rückwand der Kirche füllt, sondern speziell von dem niedrigen, marmornen, breiten Altar selber. „Ein Kunstwerk!" sagt man allgemein. Wir sagen noch mehr: „Ein schönes Stück!" Aus karrarischem Marmor, also schneeweiß! Gefertigt erst zum Jahre 1863.[1]) Ein Geschenk des Kardinals Fürstenberg! In Rom gearbeitet! Wert 72.000 Kronen!

Auf vier Paaren schön bekränzter Tragsäulen ruht die breite Mensa. Unter der Mensa, hinter den Säulenpaaren ein Reliefantipendium, das uns Szenen aus dem Leben der apostolischen Glaubensboten Cyrillus und Methodius vors Auge führt. Über der Mensa, links und rechts vom Tabernakel, zwei prachtvoll schön gearbeitete huldigende Engel. Wahre Meisterstücke in ihrer Art; die Gesichtchen zart gearbeitet, die Haare, die Kleider von wunderbarer Feinheit, das Rauchfaß samt Kette so natürlich!

Zwei herrliche Wachposten scheinen den Hochaltar und seine Zugänge zu behüten. Im Querschiffe nämlich, und zwar an den beiden Hauptpfeilern, mit welchen das Presbyterium beginnt, steht an der Evangelienseite die weiße Doppelgruppe des hl. Petrus und Paulus, an der Epistelseite die Doppelstatue des hl. Cyrillus und Methodius. Diese beiden schneeweißen Doppelstandbilder aus Marmor gehören infolge ihrer Größe, Schönheit sowie ihrer weithin leuchtenden, blendend weißen Farbe zu den auffälligsten Stücken der prächtigen Kirche.

Die Seitenkapellen.

Ist seiner ganzen Natur nach der Hochaltar, der der Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau geweiht ist, das auffallendste Stück der Kirche, so bilden die zahlreichen Seitenkapellen einen sehr würdigen, reichen, ja erhabenen Ruhmeskranz um dieses Zentralheiligtum des Hochaltares.

Nicht weniger als zwölf Seitenaltäre, jeder in einer eigenen Kapelle, entzücken hier Aug und Herz des aufmerksamen Betrachters. Man hat alle diese Kapellen in übereinstimmend gleicher Weise ausgestattet, ein Umstand, der jedenfalls den Eindruck einer vollendeten Einheit bedeutend zu erhöhen in der Lage ist. Die genaue Beschauung dieser Kapellen erfordert wohl geraume Zeit. Und gerade bei diesen Kapellen treten nun die Vorteile jener Neugestaltung der Kirche, die wir früher getadelt haben, erheblich hervor. Durch die zahlreichen Gemälde, mit denen nämlich die Wände der einzelnen Seitenkapellen buchstäblich überdeckt sind, bieten sie gleichsam bildlichen Unterricht. Allerdings erfordert die Entgegennahme dieses Unterrichtes seine Zeit und auch eine gewisse Schärfe der Sehkraft. Die Gemälde jeder einzelnen Kapelle haben nur Szenen zum Gegenstande, die sich auf das Geheimnis, dem diese Kapelle geweiht ist, beziehen.

Unter allen sechzehn Kapellen[2]) ragen nun zwei ganz besonders hervor. Sowohl durch ihre Stellung: man findet sie nämlich an den beiden Enden des Querschiffes, als auch durch ihre Größe und den Reichtum

---

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung: 1000 Jahre früher (863) kamen die heiligen Slawenapostel zum Fürsten Rostislaw nach Welehrad.

[2]) Notiz der Kirchenvorstehung: Es sind 16 Kapellen, aber nur 12 Altäre, in 4 Kapellen sind Beichtstühle aufgestellt.

ihrer Bilder; auch das ist an diesen zwei großen Kapellen rühmenswert, daß sie mit dem Presbyterium und seinem Hochaltar im ganzen Aufbau und in ihrer Eigenart sehr



Welehrad, bloßgelegte Fundamente der früheren noch größeren romanischen Kirche. Die Ausgrabungen wurden nach genauem Studium wieder verschüttet.

gut harmonieren; also erweist sich auch hierin eine sehr erfreuliche Gedankeneinheit.

Auch die Wahl der Heiligen, denen die beiden Kapellen geweiht sind, zeigt das Großzügige des ganzen Planes. Denn erschauen wir auf der Evangelienseite die Kapelle des hl. Benedikt, so grüßt uns gegenüber davon, auf der Epistelseite, das Heiligtum des hl. Bernard. Benedikt und Bernard — zwei Marksteine in der Geschichte der christlichen Orden. Wir brauchen nur diese beiden Seitenaltäre zu kennen, so wissen wir: Dieses Gotteshaus haben Mönche errichtet, und zwar haben hier Zisterzienser gehaust. Sie haben den Patriarchen aller Ordensleute, den Vater Benedikt, verherrlicht und dazu ihren glorreichen Ordensstifter, den hl. Bernard.

Der Altar des heiligen Bernard.

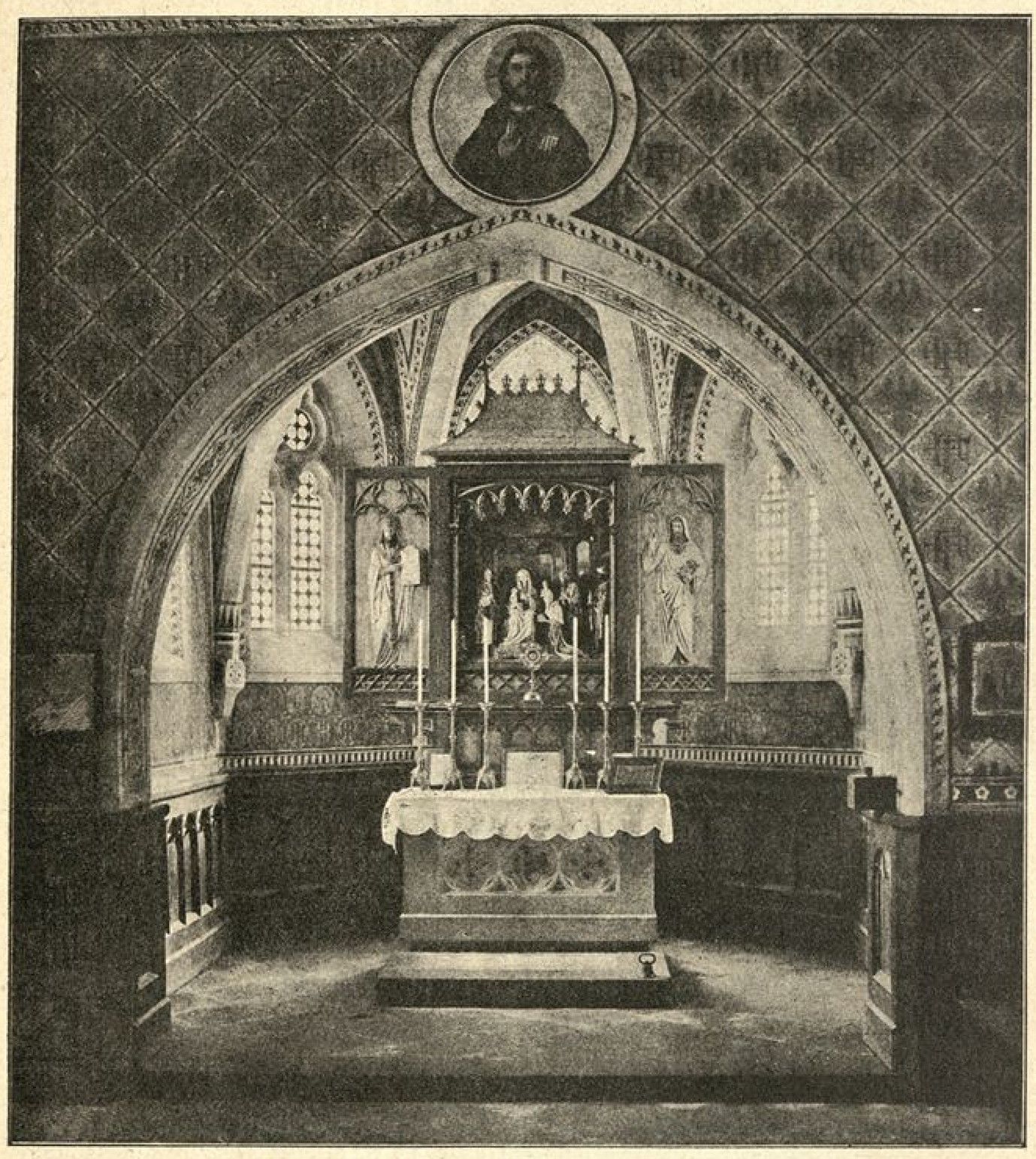
Nur eine dieser beiden Seitenkapellen werden wir jetzt (unter allen zwölf) noch ein wenig näher in Augenschein nehmen. Sie ist gleichsam typisch, vorbildlich für alle anderen; St. Bernards Altar und Kapelle gilt unser andachtsvoller Besuch. Mit Lust beschauen wir die reichen Bilder, die da an allen Wänden und Winkeln prangen und die uns erzählen vom wunderreichen Leben eines Heiligen, den wir seit unseren Jugendtagen höher schätzen als manch einen andern aus der glanzvollen Schar der Heiligen Gottes. Links und rechts vom Altare grüßen die stattlichen Figuren St. Bernards und seiner Schwester Humbeline, die er, der große Bruder, für Christus und Christusliebe gewann.

Das Hauptbild des Altars zeigt uns den Heiligen, wie er voll Herzensglut die allerseligste Jungfrau verehrt und grüßt. „Mariens Zitherspieler" lautet die sinnige Unterschrift. Rechts ein Bild zeigt uns den rosenrot gewandeten Jüngling, der soeben St. Stephans Kloster betritt: „Ordinem ingreditur" „Er tritt in den Orden ein".



Welehrad, die Cyrillka von außen (wurde jedoch neuestens umgebaut).

„Crucem praedicat", „er predigt das Kreuz" heißt eine weitere Darstellung, die uns zeigt, wie er seinen leiblichen, an einer großen Wunde darniederliegenden Bruder für Christi Heeresdienst zu gewinnen versteht.



Welehrad, Cyrillka von innen.

Ein Gegenstück dazu: „Er bekehrt die Schwester"; Humbeline, die, nachdem alle fünf Brüder sich dem Herrn geweiht, allein in der Welt zurückbleibt, bis Bernards siegendes Wort sie seinem Meister zuführt. Sie wird in ihrer neuen Laufbahn sich die Krone einer Heiligen erwerben.

Dann wieder erscheint der gewaltige Bernard vor dem Gegenpapste, den er durch seine durchdringende Beredsamkeit in Demut niederzwingt vor dem einzigen und rechten römischen Papste und so Einheit nach der Spaltung, Friede nach dem Kriege, Ruhe nach dem Sturme schafft; „Ecclesiam defendit" heißt dieses Bild: „Er verteidigt die Kirche."

Droben aber auf dem Gewölbe prangt in herrlichen Farben St. Bernards Heimgang. Von Engeln umgeben schwebt er empor in lichtvolle Höhen zu Gott: „Er eilt zum Himmel."

Wahrhaftig, ein lehrhafter Bilderkranz, wohl geeignet, den aufmerksamen Beschauer zu fesseln, zu interessieren, zu unterrichten.

Ganz ähnlich dieser Bernardskapelle erhebt sich gegenüber am anderen Ende des Querschiffes die Benediktuskapelle, in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück des Heiligtums des großen Mönches St. Bernard.

Die Chorstühle.

Als wir diese schauten, hielten wir unwillkürlich unseren Fuß an und blieben eine Weile wie festgewurzelt stehen, indem unser Aug sich an diesem Formenreichtum, an diesem Prachtwerke künstlerischer Holzschnitzerei, mit Wonne weidete und sättigte. Wir hörten späterhin, daß unsere persönliche Bewunderung nicht vereinzelt dasteht, wir vernahmen, daß das Lob dieser Chorstühle alle singen, die sie jemals geschaut haben.

Diese Chorstühle befinden sich im mittleren Hauptgange der Kirche zwischen Kanzel und Presbyterium. Sie sind ein mächtiges Zeugnis von dem Fleiße und dem Kunstsinne der Mönche. St. Bernards eifrige Schüler vollendeten nämlich mit eigener Hand das herrliche Stück im Jahre 1695 zur Ehre des Herrn, damit in so zierlichen Chorstühlen ihr gemeinsames Ordensgebet um so würdiger und flammender zum Himmel stiege.

Aber der Meister geschickte Hände vermochten es auch hier nicht, ihre Ordensangehörigkeit, den Stolz ihres Lebens, zu verleugnen. Denn jenen Heiligenfiguren, die jedem Mönche von Citaux lieb und wert sind und immer wert bleiben werden, haben auch die Künstler, die diese Stühle fertigten, die besten Ehrenplätze angewiesen.

Und wie sie das schön angeordnet haben! Auf der Epistelseite steht zu oberst der Sohn Gottes, Jesus Christus, und unter ihm die zwei Ruhmesmänner, die wir schon kennen: St. Bernard und Sankt Benedikt; auf dem gegenüberliegenden Chorstuhle, auf der Evangelienseite, winkt ein sinniges Gegenstück: Dem Heiland gegenüber steht seine Mutter Maria und unter ihr, den beiden großen Mönchen vis à-vis, ihre beiden heiligen Schwestern Scholastika und Humbelina.

Und unter diesen Hauptgruppen weiter unten reiche Gruppen von Engeln, Aposteln und Evangelisten! Welch eine bedeutungsvolle Gleichförmigkeit in dem Ganzen doch zu finden ist! Das eben ist das Schöne an dieser Riesenkirche, daß die Meister, die daran gearbeitet, fern waren von jeder Kleinherzigkeit und von engem Gesichtskreise! Alles, was sie arbeiteten, ist groß, groß an Schönheit, groß in der Idee!

Die Deckengemälde.

Wenn wir, bei den Chorstühlen stehend, unseren Blick nach aufwärts lenken, so überschauen wir einen Großteil der reichen und herrlichen Deckengemälde des Hauptschiffes. Wir erwähnen einige von diesen Gemälden aus dem Grunde, weil sie zugleich historisch lehrhaft sind und so den Leser mit einzelnen Zügen aus der Geschichte dieser Stätte bekannt machen.

Wir sehen da gegen den Hochaltar hin eine blutige Metzelei von Ordensleuten: „Wertvoll in den Augen Gottes

ist der Tod seiner Heiligen", sagt uns die Überschrift. Das kunstreiche Bild mahnt an eine schreckliche Szene des Jahres 1421, als aus einem benachbarten Dorfe fanatische Taboriten in das Kloster einbrachen und drei der Insassen, den Abt und zwei Laienbrüder, ermordeten und obendrein das Kloster plünderten. Die drei Ermordeten wurden in der Kirche selber verbrannt. Der Stein, auf dem sich diese grauenhafte Tat zutrug, dient heute als Fundament für das Kreuz an der Welehrader Straße.

Noch eine andere Kunde bringt uns der große Triumphbogen, daß nämlich ein großer Brand im Jahre 1716 das Heiligtum einäscherte, daß es aber alsbald unter Abt Florian wieder hergestellt wurde.

Gegen die Kanzel hin trägt die Decke ein großes Gemälde, das die Taufe Bořiwojs darstellt. Der taufende Bischof ist der heilige Methodius, der Taufpate der berühmte Fürst des großmährischen Reiches Swatopluk.

Ferner liest der aufmerksame Beobachter der Gemälde und Inschriften, daß die Kirche im Jahre 1885, also zur Zeit des tausendjährigen Jubiläums des Todes des hl. Methodius, gründlich und allseitig renoviert wurde. Wir fügen hinzu (was allerdings nicht als Inschrift zu lesen ist), daß diese Restaurierung fünf Jahre dauerte (1880—1885) und daß sie 80.000 Gulden kostete. Dieser Betrag wurde großenteils durch die Freigebigkeit und Opferwilligkeit verschiedener Pilger und besonders auch mehrerer Priester aufgebracht.

Der rühmenden Erwähnung verdient sicherlich noch, genau über den Chorstühlen, der sogenannte „Himmelsthron" eine Darstellung der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und des umgebenden Heiligen- und Engelchores. Es macht den Eindruck, als ob sich dieser sehr plastisch gemalte Himmel auf den Säulen der Kirche erhöbe; wir wissen nicht, ob diese treffliche Wirkung beabsichtigt war oder einem günstigen Zufall zuzuschreiben ist.

Sonstige Sehenswürdigkeiten.

Es gibt in dieser reichen Kirche soviel zu schauen, zu bewundern! Welche Gedankenfülle liegt in der reichen Bilderkette verborgen, die sich im Meisterstücke der überaus gelungenen Kanzel dem Beschauer zeigt! Ferner das imposante Musikchor mit seiner reichgezierten, guten Orgel. Auch das große Kreuz beim Eingange der Kirche, das jedem Besucher auffällt und das um so interessanter wird, wenn man erfährt, daß dieses schöne Stück nicht von einem gelernten Künstler, sondern von einem Manne angefertigt wurde, der ohne jeglichen Unterricht in der Bildhauerei dieses Bild in dieser Art zuwege brachte.

Endlich rühmen wir noch die schon erwähnte Cyrillka, eine Kapelle außerhalb der Kirche, die vormals durch lange Zeit vernachlässigt, in neuerer Zeit wieder herrlich restauriert wurde. Der Flügelaltar mit dem Hauptbild der anbetenden heiligen drei Könige wird wohl jedem Besucher unbedingt gefallen. In der Cyrillka, die früher als Pfarrkirche für die Klosterbediensteten galt und heutzutage als besonderes Heiligtum des heiligen Cyrillus gilt und daher stark besucht wird, werden zu gewissen Zeiten auch die Reliquien des hl. Cyrillus zur öffentlichen Verehrung ausgestellt.

Auch dies soll nicht unerwähnt bleiben, daß Welehrad ein historisches Museum besitzt, in welchem eine große Menge bedeutender Funde — das Ergebnis mannigfacher Ausgrabungen — geborgen sind.

So haben wir denn diesen Wunderbau zur Ehre des Herrn flüchtig betrachtet. Wie ein Märchen aus Stein mutet er uns an. Die mehr als 1000jährige hochberühmte Vorgeschichte gibt ihm eine große Ehrwürdigkeit. Er ist ein sprechendes Zeugnis für die Emsigkeit und Schaffensfreudigkeit der alten Zisterziensermönche. Zugleich bietet die



Welehrad, Umzug einer größeren Pilgerschar.

tadellose, sorgsame Erhaltung dieses Riesenbaues den Beweis, daß auch die jetzigen Hüter des Gnadentums ihrer hohen Aufgabe vollkommen gewachsen sind und sich derselben mit Lust und Hingebung widmen. Möge Welehrads Heiligtum gedeihen, blühen, segnen!

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Welehrad war einst die Hauptstadt des großmährischen Reiches des König Swatopluk und zugleich ein Hauptwirkungsfeld der beiden Slawenapostel Cyrillus und Methodius. Damals war Welehrad wohl ziemlich groß und wahrscheinlich auch stark befestigt.

Die erste Kirche, die damals die genannten Heiligen hier errichteten, war schon der allerseligsten Jungfrau Maria geweiht. Das Jahr 906 war ein Unglücksjahr für Reich und Stadt. Welehrad fiel in die Hände der Feinde.

Neuer Glanz sollte die berühmte Stätte umfließen, als der erste Markgraf von Mähren, Wladislaw Heinrich, daselbst ein Zisterzienserkloster gründete, 1198. Die Zisterzienser waren dazumal einer der strengsten Orden, die überhaupt in der katholischen Kirche bestanden und hatten mit den Gesinnungen ihres heiligen Ordensstifters St. Bernard eine große Neigung zu besonderer Marienverehrung gleichsam als geistige Erbschaft erhalten und auch treu bewahrt. Zeugnis von dieser nachhaltigen Verehrung der Gottesmutter gibt die grandios angelegte Ordenskirche, die ursprünglich noch größer war als heute und seit dem Jahre 1228, ihrem Vollendungsjahre, der Himmelfahrt Mariens geweiht war. Die Kirche, wie wir sie heute schauen, stimmt nur im allgemeinen mit dieser alten Riesenkirche überein, ist aber baulich vielfach umgeändert worden. Erst vor wenigen Jahren haben kunstsinnige Forscher durch tiefe Ausgrabungen die Fundamente der ursprünglichen romanischen Kirche der Zisterzienser bloßgelegt.

Fast 600 Jahre übten die Mönche des heiligen Bernards dort alle Art seelsorglicher Ämter, bis sie durch den zerschmetternden Blitzstrahl Josefs II. vernichtet wurden. Ihr Kloster wurde aufgehoben, die Seelsorge in Welehrad der Weltgeistlichkeit übergeben. Seit dem Jahre 1890 aber leben und wirken in der altehrwürdigen Klosterkirche die Söhne des heiligen Ignatius, die Jesuiten. Es weht also in den uralten tausendjährigen Mauern wieder derselbe alte Geist: der Geist des Mönchtums, diese Quintessenz der Lebensnorm Christi.

Was das Besitzrecht der Kirche und des Klosters betrifft, so waren selbe bei der Klosteraufhebung vom Staate konfisziert worden.

Vom Staate kaufte dann die ehemaligen Klostergüter im Jahre 1837 ein Privatmann. Im Jahre 1883 gingen diese Güter durch Kauf auf den katholischen Unterstützungsverein der Olmützer Erzdiözese über, der gegenwärtig als Grundbesitzer gilt. Im Jahre 1890 endlich wurden die PP. Jesuiten nach Welehrad berufen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1928 700jähriges Jubiläum der Marienkirche.

1935 1050jähriges Jubiläum des Todes des hl. Methodius.

1940 50jähriges Jubiläum der PP. Jesuiten.

1963 1100jähriges Jubiläum der Ankunft der beiden Slawenapostel in Welehrad.

Ständige Priester: 6 bis 7 Priester aus der Gesellschaft Jesu.

Heilige Messen fremder Priester jährlich 500 bis 600.

Wallfahrtskommunikanten jährlich: 26.000.

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000; im Jubiläumsjahre 1913 bis jetzt (25. Juli) etwa 130.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 50 bis 70.

Versammlungen und Exerzitien: Alle zwei Jahre die Versammlung der Unionisten (die die Vereinigung der nicht unierten Kirche mit unserer heiligen katholischen Kirche anstreben.) Jährlich Theologenversammlung, Bauernversammlung, Arbeiterversammlung. Jährlich gemeinschaftliche Exerzitien für Bauern, für alle Stände, für Burschen, Lehrer, Studenten, Akademiker, Priester.

Seelenzahl der Pfarre: 3055, des Ortes 700.

Ständige Devotionalienhändler: 10.

Gasthäuser: 5, außerdem zwei Unterkunftshäuser für Pilger (zusammen 160 Betten). Es existiert auch ein großer Versammlungssaal für Vereinsversammlungen im Klostergebäude selbst.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend, betreffs der Vereinstätigkeit und der sozialen Seite sehr steigend.

Nationalität: Tschechen; Deutsche nur einzeln.

Zufahrt.

Welehrad liegt eine Wegstunde nordwestlich der Nordbahnstation Ungarisch-Hradisch.

Von Wien nach Ung.-Hradisch, Schnellzug, 2½ St., K 6.50. Personenzug, 4 St., K 4.90.

Von Brünn über Gaya und Bisenz nach Ung.-Hradisch, Fahrzeit 4 St. K 3.50.

Von Olmütz über Prerau nach Ung.-Hradisch, 2½ St., K 2.50. Schnellzug, 2 St., K 3.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Welehrad—Heiliger Berg bei Olmütz (ähnlich nach Dub), siehe oben bei Olmütz.

Welehrad—Stipa (30 km nordöstlich von Welehrad), Ung.-Hradisch—Otrokowitz (umsteigen)—Zlin, gegen 1½ St., K 0.90, dann 1½ St. Fußtour.

Welehrad—Hl. Hostein (zirka 40 km nordöstlich von Welehrad). Eisenbahnfahrt von Ung.-Hradisch nach Hullein (umsteigen)—Bystritz am Hostein, über 2 St., K 1.80.

Welehrad—Turas (bei Brünn), siehe oben bei Brünn.

Welehrad—Sassin (Schoßberg, 56 km südsüdwestlich von Welehrad), Eisenbahn Ung.-Hradisch nach Lundenburg (umsteigen)—Sassin, zusammen bei günstigem Anschlusse gegen 3 St. K 2.80.

Literatur.

J. V. Welehrad. Brünn 1898, Gr. 8°, 32 S.

Nevekil. In „Vaterland" Nr. 8, 1908. (Davon Separatabdruck, Wien, St. Norb., 1908, 8°, 28 S.)

Ave Maria, Linz XII, 5.

Nevekil, Velehrad, Olomouc, 1907. 4°, 9 S. 4 Tafeln.

Vychodil, Popis. Velehradu, 1909. Gr. 8°, 110 S., reich illustriert.

Rejzek S. J. Popis svatyně velehradské, 1900, Gr. 8°, 43 S.

Mitt. d. Zentr.-Komm. 1885, XIII. — 1890, 37. — 1893, 62. 166. — 1894, 119. — 1891, 134. 188. — 1902 (XXVIII), 40. — 1905 (3. F. IV) 50—84.

Kurze Erwägung.

Siehe Welehrad als die mehr als tausendjährige Wiege des jungen Christentums in den Slavenländern! Wie ehrwürdig ist dieser Ort! Dort ward zuerst der Samen des Heils gestreut! Von dort gingen die wärmenden, leuchtenden Strahlen des Sonnenlichtes Christi in die bis dahin kalten und finsteren Herzen. Dort, in Welehrad, sproßten die ersten zarten Keime christlicher Tugend und besonders christlicher Nächstenliebe hervor. Und mag sein, daß wir betreffs unserer Nationalität nicht dem Volke der Mährer angehören, so gehören wir betreffs der Religion doch ihnen als Brüder an. Und wir ehren den Ort und die heilige Stätte, an der Christus, der Welterlöser seinen ersten Bund mit Mährens Volke schloß!

Gebet.

O Herr, der Du uns durch Deine Barmherzigkeit die Gnade des Glaubens erteilet, o hilf, daß wir ihn nie verlieren! O Herr, der Du uns eine Perle geschenkt, gib, daß wir sie nimmer verächtlich wegwerfen! O Herr, der Du uns zu Christen gemacht, hilf, daß wir als Christen denken, handeln, leben können — und als Christen auch sterben! Gib uns Treue, gib uns Mut, gib uns wahre Liebe zu Dir! Laß uns wandeln auf den Bahnen jenes Lichtes, mit dem Du uns voranleuchtest, laß uns warm sein von den Strahlen Deiner Liebe, die größer und stärker ist als Sonnenbrand! Laß uns Dir heute und immer und ewig Dir, Dir allein nur gehören, in Freud und Leid, in Ehre und Schmach, in Not und Tod, in Zeit und Ewigkeit. Amen.

Maria-Nazareth im Sanntale.

Steiermark.

20.000 Kommunikanten.

Wir grüßen dich, du Heiligtum,
Du stilles, holdes, trautes,
Zur hehren Gottesmutter Ruhm
Im lieblichen Sanntal erbautes!

Du trägst den Namen Nazareth,
Den hohen, werten, schönen,
Gewiß, hier wird so manch' Gebet
Zu Nazareths Herrin ertönen.

Örtliche Lage.

Dort, wo Südsteiermark gegen Westen hin eine Landesspitze gleich wie einen Keil zwischen Kärnten und Krain einzuschieben trachtet, liegt in großer Weltabgeschiedenheit unsere Wallfahrtskirche Maria-Nazareth. Sie befindet sich, nach Luftlinien gerechnet, etwa 30 km südlich von Unter-Drauburg, ebenso viele Kilometer westnordwestlich von Cilli und etwa 45 km nordöstlich von Laibach.

Der nächste größere Ort, zugleich Poststation, ist Praßberg, nördlich davon erhebt sich die Praßberger Alpe bis über 1500 m Meereshöhe. Steht man auf der Anhöhe von Maria-Nazareth, so sieht man die meist mit Schnee bedeckten Gebirgsstöcke der Karawanken gegen Westen hin: den Grintouz (2559 m) und die etwas niedrigere Oistriza. Überhaupt genießt man vom Vorplatze der Kirche aus einen entzückenden Rundblick auf die prächtigen Berge und Täler ringsumher.

Will man unserem Wallfahrtsorte Maria-Nazareth mittels Eisenbahn möglichst nahe kommen, so bieten sich hiezu zwei Wege:

1. Von Laibach aus mit der Bahn Laibach—Stein bis zur Endstation Stein. Von dort in etwa 6 Wegstunden nach Maria-Nazareth über einen Sattel (422 m relative Höhe).

2. Der zweite, viel kürzere Zugang von einer Eisenbahnstation aus, ist jener von Osten herein, und zwar von der Haltestelle Packdorf (Linie Cilli—Zeltweg), oder auch von der Station Ritzdorf an der Pack. Von Packdorf bis Maria-Nazareth schwach 2 St., von Ritzdorf ¼ St. länger. Auf diesem Wege durchwandert man den Ort Praßberg und kommt endlich zum kleinen Dorfe Prihova, über dem sich in romantischer Lage das Kloster Nazareth, etwa 50 m hoch über dem Spiegel des Flusses Sann erhebt.

Die Wallfahrtsstiege.

Sind wir in dem schon erwähnten Dörfchen Prihova angekommen, so müssen wir zunächst den Sannfluß mittels Brücke überschreiten, dann noch über eine zweite, kleinere Brücke hinüber, die ein Nebenflüßchen der Sann, die Drieth, überquert und befinden uns dann auch sofort beim Beginne der Wallfahrtsstiege.

Schon drängen sich hier die mahnenden Heiligtümer zusammen. Ein vergoldetes Kreuz inmitten der Brücke hat uns an das Werk der Erlösung erinnert, gleich neben der Brücke mahnt uns Sankt Johann von Nepomuk an seine Tugenden und seinen Martertod.

Dann geht es fröhlich aufwärts.

Wir haben viele Wallfahrtsstiegen gesehen, auch viele, die vielleicht kunstreicher, die länger waren; aber so idyllisch schön, so romantisch, wie die Wallfahrtsstiege nach Maria-Nazareth hinauf war nicht bald eine zweite.

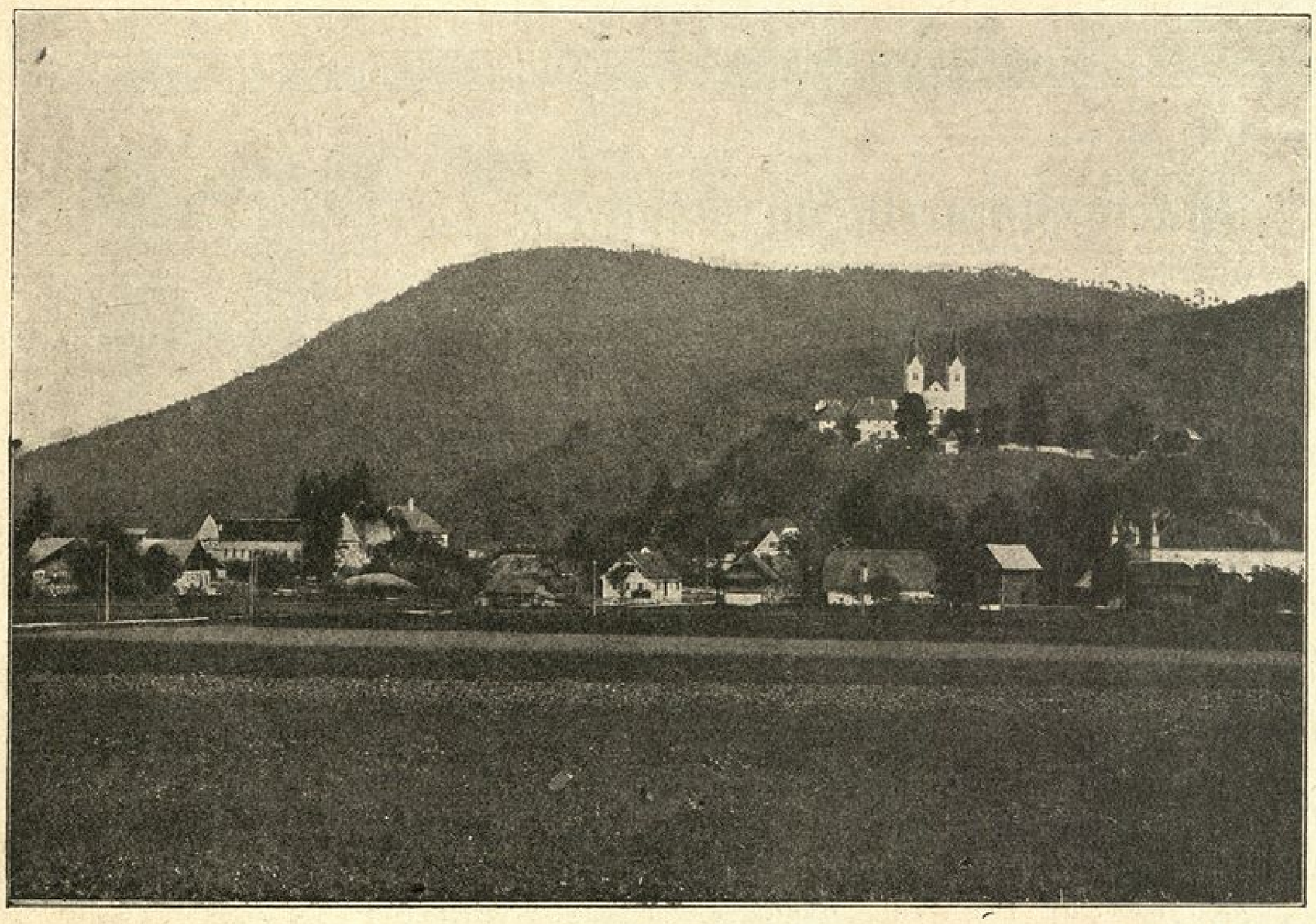
Während uns zur rechten Hand die jäh anstrebenden Berggelände zum Greifen nahe sind, geht es linker Hand steil hinab zur Sann. Aber auf diesem abschüssigen Boden haben mächtige Baumriesen Wurzel gefaßt, uralte Herren, wahre Majestäten in ihrer Art. Und so stehen sie in urwüchsiger Pracht einer nach dem andern zu unserer Seite, während wir langsam die Stufen emporsteigen.

Nach der 46. Stufe haben wir Gruß mit Gegengruß auszutauschen: eine Kapelle steht da, auf deren Altarbilde der Gruß des Engels Gabriel dargestellt wird. Welcher Pilger würde da nicht sicherlich freundlichen Gegengruß von der Hausfrau zu „Nazareth“ erhalten. „Sei gegrüßt, mein Pilger!“

Dann wenden sich die Stufen im rechten Winkel direkt zur Höhe des Berges. Von beiden Seiten her neigen sich die Baumkronen über die schmale Stiege, um dem Wanderer Schatten zu bieten. Aber nach der 121. Stufe dürfen wir im besseren Schatten eines weit erhabeneren Baumes rasten, im Schatten des Kreuzes Christi. So bleiben wir denn ein Weilchen bei dieser Kreuzigungskapelle stehen und gedenken sinnend des schönen Verses aus dem Preisliede des Kreuzes:

O edler Baum, des Preises wert,
Den unsres Königs Blut verklärt,
Der Christi heil'ge Glieder trug,
Als unsre Sünd' ihm Wunden schlug.

Und weiter schreiten wir auf dem traulichen Stufengang. Endlich haben wir nach 192 Stufen die Höhe erreicht,



Maria-Nazareth, Gnadenkirche und Dorf Prihova. Phot. Lenz, Cilli.

den großen Kirchenplatz. Ei, ei, eine Lourdeskapelle! In Felsen stehet die weiße Madonna der Pyrenäen und ihr zu Füßen kniet die hochentzückte Bernadette Soubirous. „O Maria, ohne Makel der Sünde empfangen, bitt für uns!"

Jetzt schauen wir um uns herum. Ein weiter, etwas ansteigender Platz, eine mit starken Kastanienbäumen bewachsene Bergwiese. Wohl ist unser Ziel die Gnadenkirche, aber es geht fast nicht anders, man muß unwillkürlich von diesem herrlichen Plätzchen in die Weite blicken, wo eine reizende, entzückende Landschaft sich den trunkenen Blicken bietet.

Doch zur Kirche! Dort steht sie vor uns: zweitürmig, groß, schmucklos. An einem Friedhofe vorbei, der zu unserer Linken liegen bleibt, nahen wir dem Portale. Noch haben wir elf Stufen zu ersteigen, bis wir an der Schwelle der Kirche uns befinden. Ein nettes Tor, fast die einzige Zier der sonst ganz einfachen äußeren Kirchen- und Turmwände bringt uns in das Innere.

Das Innere der Gnadenkirche.

Ich grüße dich aus ganzer Seele, du zierlich liebes Kirchlein; bist ein Schmuckkästchen in deiner Art und die dich verwalten und für dich sorgen, werden einst für solche Verwaltung gar leichte, angenehme Rechenschaft legen können. Ein Blick in diese Kirche und wir fühlen uns heimisch darin. Nicht als ob das Ganze etwas Großartiges wäre. Nein, das nicht, aber lieb und traulich und freundlich und peinlich rein erhalten.

Bei jedem Altare (und wir haben deren zehn gezählt!) möchte man stehen bleiben und recht ausgiebig betrachten.

Doch daß wir die Sache regelrecht beschreiben. Wir haben als Grundriß ein Rechteck vor uns; Fassungsraum etwa 2000 Personen. In dieses Rechteck schieben sich von jeder Seite (links und rechts) je drei Mauern hinein, so daß dadurch an den Seiten der Kirche gleichsam Zellen entstehen. In diesen Zellen stehen die Altäre. Ganz vorne steht der Hochaltar und unmittelbar neben ihm noch rechts und links ein anderer Altar. Diese beiden Seitenaltäre sind aber von rückwärts (und zwar wegen der schon erwähnten vorgeschobenen Seitenwände) gar nicht zu sehen.

Mit diesem großen Rechteck aber ist die Kirche noch nicht abgeschlossen. Wenn wir zwischen Hochaltar und Seitenaltar hindurchgehen, finden wir hinter dem ersteren einen weiteren Raum, das Herz und Heiligtum dieses Gnadenortes, eine Nachbildung des heiligen Häuschens von Nazareth. Erst als wir diese fromme Stätte gesehen hatten, wußten wir, warum sich dieser Ort „Nazareth" nennt.

Bleiben wir in diesem Herzen Nazareths! Hier haben wir das Gnadenbild. Man hat uns gesagt, es sei aus Holz; es hat aber ein so wunderbar feines Gesichtchen, daß wir unbedingt der Meinung waren, diese Statue müsse aus Wachs sein. Das ganze Bildnis ist etwa lebensgroß, die Muttergottes hat ihr Kindlein auf dem linken Arme. Sie trägt als Zierat immer Gewänder aus kostbaren, verzierten Stoffen.

Diese Lorettokapelle in „Nazareth" gehört zu den schönsten und zierlichsten in ihrer Art, die uns unter die Augen gekommen. Sie ist sehr licht, und sehr geschmackvoll und reichlichst ausgemalt. Die Wandgemälde, eine ganze Reihe marianischer Darstellungen, darunter auch Abbildungen von

anderen Gnadenorten, wirken sehr erbaulich und erwecken unwillkürlich Andacht im Herzen des Beschauers.

O vielgeliebte Mutter mein,
Sollst mir gegrüßt in Andacht sein,
Und segne mich, der doch Dein Sohn,
Der hoffend kam zu Deinem Thron!

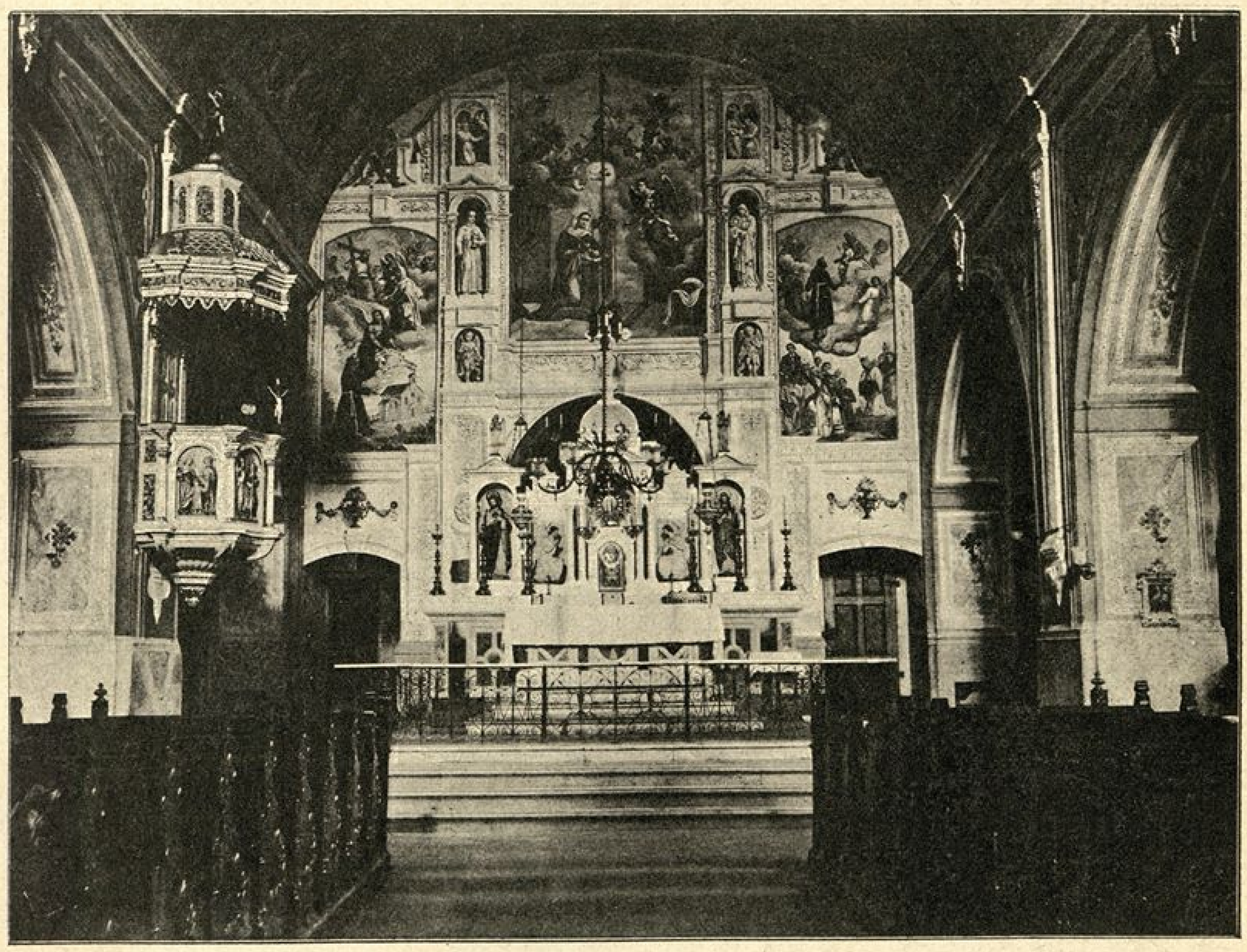
Von der wunderlieben Gnadenkapelle begeben wir uns noch einmal zurück in die Hauptkirche.

Wie sehen da am Hochaltare als Altarbild eine sehr schöne Darstellung der Verkündigung Mariens, also wieder eine offenbare Erinnerung an das größte Ereignis von Nazareth. Neben diesem Hauptbilde fallen uns zwei schöne seitliche Bilder auf, die wohl den hl. Franziskus von Assisi darzustellen haben.

Im großen und ganzen ist der Hochaltar etwas breit, aber nicht unschön. Überhaupt ist die ganze Kirche mehr breit als hoch angelegt und auch die Decke ziemlich flach abgewölbt. Der Baustil der Kirche muß wohl romanisch genannt werden.

Zur besonderen Zier und zum Aufputze der Kirche gereicht das schöne Pflaster, sowie gut geschnitzte Kirchenstühle, die offenbar neueren Datums sind.

Bevor wir die traute Kirche wieder verlassen, statten wir noch unter dem von vier Säulen getragenen Musikchore einem Seitenaltare einen Besuch ab, der der Königin des heiligen Rosenkranzes geweiht ist und an dessen gelungenem Altarbilde wir uns erfreuen und erbauen.



Maria-Nazareth, Inneres der Kirche. Phot. Lenz, Cilli.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Dem Laibacher Fürstbischof Thomas Chrön gefiel es, auf jenem Hügel, der heute das Franziskanerkloster trägt, eine Lorettokapelle zu erbauen; er wollte dadurch der allerseligsten Jungfrau Maria eine besondere Ehrung bereiten.

Da jedoch der betreffende Hügel, der den Namen Gradišče führt, nicht sein Eigentum war, so war es vor allem notwendig, sich das Eigentumsrecht zu verschaffen. Dies geschah denn auch, und zwar so, daß der bisherige Herrschaftsinhaber den ganzen Hügel aus seinem Landesgerichtsbezirke ausschied.

Im Jahre 1625 mußte der Kapellenbau so ziemlich zu Ende geführt gewesen sein, wie ein ober der Türe eingesenkter Denkstein es kundtut. Die nächsten Jahre wurden dazu verwendet, die neue Lorettokapelle inwendig recht schön und nett einzurichten.

Nicht nur das Volk, sondern auch der Bischof selber nahm seine Zuflucht zum neuentstandenen Heiligtume Mariens, wie es eine interessante Aufschreibung aus seiner Hand beweist, in welcher er sagt, daß ihm der unerfahrene Doktor in Laibach beinahe ums Leben gebracht hätte; und deswegen habe er nun seine Zuflucht zu Loretto und Nazareth genommen.

Eben um diese Zeit baten die durch das Vordringen der Türken aus der kroatischen Ordensprovinz vertriebenen Franziskaner-Ordenspriester den Laibacher-Bischof um Überlassung der Kirche zu Maria-Nazareth, damit sie sich hier niederlassen und ein Kloster errichten könnten. Dieser Bitte willfahrte der Bischof und schon am 25. Oktober 1632 wurde das Übergabsprotokoll aufgenommen. Aus diesem Protokoll ersehen wir, daß die Marienstatue während der sieben Jahre des Bestandes der Lorettokapelle mancherlei Pretiosen als Weihegeschenke erhalten hatte (drei goldene Fingerringe, vier Alabasterkronen, verschiedenen Silberzierrat), ein Zeichen, daß die Verehrung des Volkes für das neue Heiligtum nicht unbedeutend gewesen sein mag.

Sicherlich aber trug die neue Niederlassung einer verhältnismäßig großen Ordensfamilie nicht wenig dazu bei, dem Orte noch größere Anziehungskraft zu verleihen, da es ja den Pilgern dadurch leicht gemacht war, ihr Bedürfnis nach dem Sakramentenempfange zu befriedigen.

Die Franziskaner schritten alsogleich zum Baue des erforderlichen Klostergebäudes und bestritten die Baukosten zumeist aus den zahlreichen bei der Kirche eingehenden

Opfergeldern, sowie auch durch eigens hiezu eingeleitete Sammlungen in der Umgebung.

Etwas später (wohl um das Jahr 1661) wurde die heute noch bestehende Kirche an die Lorettokapelle angebaut und der Empfängnis Mariens geweiht.

In den josefinischen Zeiten wurde in Nazareth eine Lokalie errichtet; selbe wurde zuerst einem Weltpriester übergeben, aber bald hierauf der jeweilige Guardian des Klosters zum Kuraten bestellt.

Phot. Pfarrer Franta, Ossiach.

Maria-Nazareth, Altar und Gnadenbild in der Loretto-Kapelle.

Seit jener Zeit weist die Geschichte der Kirche und des Klosters keine hervorstechenden Ereignisse auf. Friedlich und stille, wie seine natürliche reizvolle Lage, war allezeit auch die nun schon dreihundertjährige Geschichte dieser gnadenreichen Stätte des Gebetes und der Andacht.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1925 300jähriges Jubiläum der Erbauung der Lorettokapelle.

1932 300jähriges Jubiläum der PP. Franziskaner.

1961 300jähriges Jubiläum der Vollendung der Kirche.

Ständige Priester: 6 Patres Franziskaner der Krainer Provinz (Heiligenkreuz).

Heilige Messen fremder Priester: jährlich 20 bis 25.

Kommunikanten: jährlich 15.000 bis 20.000 (dazu noch gegen 10.000 Pfarrangehörige).

Besucher: jährlich 30.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich keine.

Hauptfest: Mariä Verkündigung. Auch alle anderen Marienfeste.

Seelenanzahl der Pfarre: 890.

Nächste Post: Praßberg in Steiermark.

Meereshöhe: Zirka 390 m.

Ständige Devotionalienhändler: Keine.

Gasthäuser: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes nimmt ab.

Nationalität: Alles slowenisch.

Zufahrten.

Laibach—Stein. 1¼ St., K —.80. Von dort etwa 6½ St. Fußtour ostnordöstlich.

Cilli—Packdorf, 1 St., K —.90. Von dort 1¾ St. westsüdwestlich.

Klagenfurt—Packdorf, über Unter-Drauburg (umsteigen), 4 St., K 4.80.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Nazareth—Maria-Neustift (bei Oberburg), 4 Gehstunden westsüdwestlich.

Maria-Nazareth—Pletrowitsch, Eisenbahn Packdorf—Pletrowitsch, 50 Min., K —.70.

Maria-Nazareth—St. Josef ob Cilli, Eisenbahnfahrt nach Cilli (wie oben).

Maria-Nazareth—Marburg, Eisenbahn Packdorf—Unter-Drauburg (umsteigen)—Marburg, 4 St. und mehr, K 4.80.

Literatur.

Orozen, Bistum nnd Diözese Lavant, Selbstverlag, Laibach 1877, II/2, 246 ff.

Austria-Kal. 1845, 203.

Schematismus der Krainer Franz.-Prov. (lat.), Laibach.

Gebet.

Erhabene Mutter des Herrn! Die Du einst in Nazareth ein heiliges, verborgenes Leben geführt hast und nun unter vielen anderen Heimstätten auch im stillen Waldestale der Steiner Berge das Bild Deines geliebten Häuschen erschaueſt, wir bitten Dich, daß Du uns, die wir jetzt im Geiste an diese Stätte gewandelt sind, vom Himmel aus segneſt! Laß uns mit heiligen, erhebenden Gedanken, mit neuen, guten Vorsätzen, mit gestärkter Hoffnung von dannen ziehen und verleihe uns, daß wir, die wir Dich auf Erden in Deinem bescheidenen Wohnhause aufgesucht haben, Dich bald in Deinem himmlischen Palaste schauen und verehren dürfen. Amen.

Wenn die Frühlingsblumen blühen,
Blickt der Kärntner auf zur Höh'
„Zum Luschari muß ich ziehen,
In die Muttergottesnäh'!"
Und er klimmt auf steilen Wegen
Froh zum Heiligtum hinauf,
Holt sich seiner Mutter Segen
Dort für seinen Lebenslauf.

Luschariberg[1]).

Kärnten. 13.000 bis 20.000 Kommunikanten.

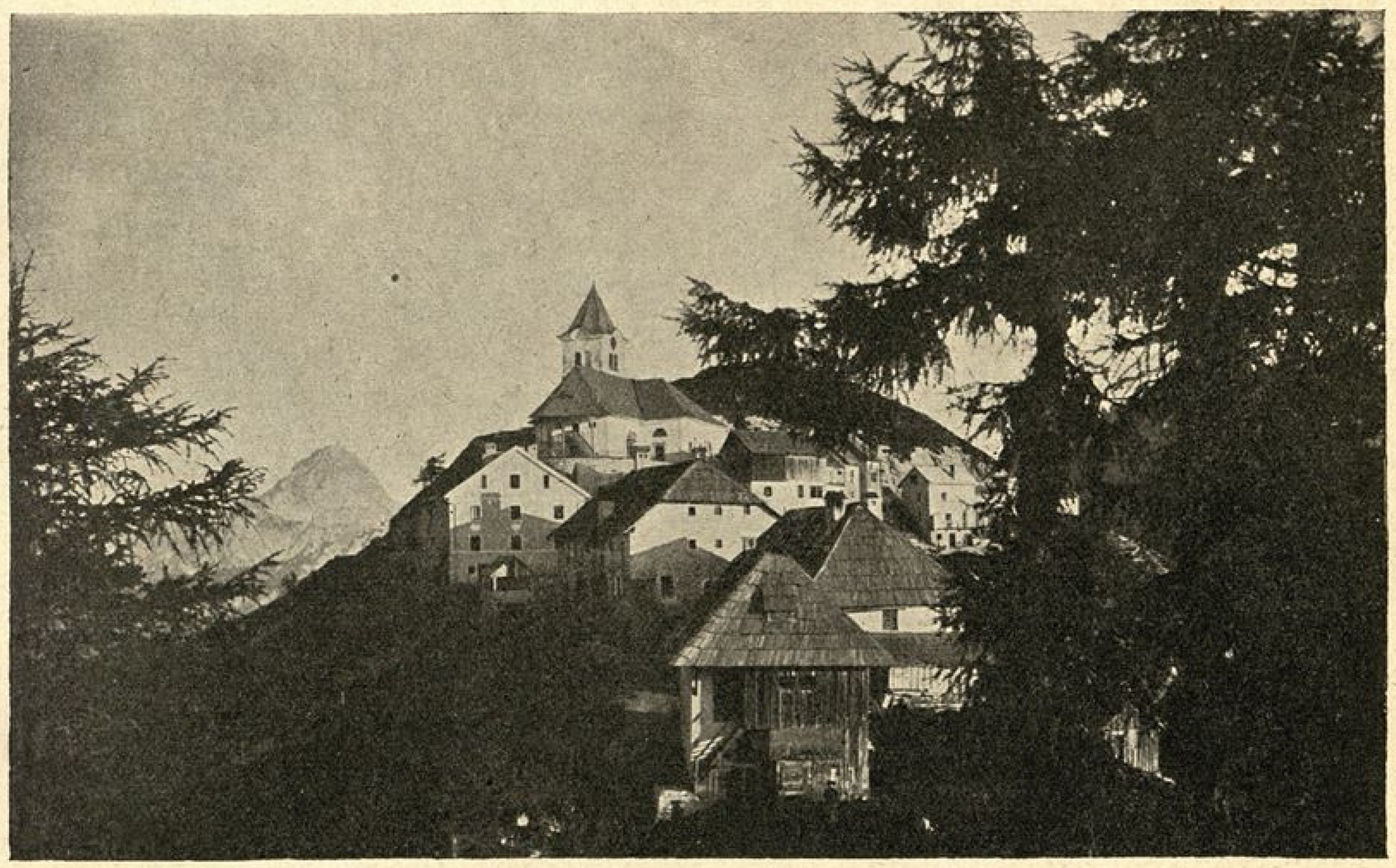
Einleitung.

Sei mir gegrüßt, du hoher, heiliger Berg, du stolzer Ruhm des Kärntnerlandes, du kostbares Juwel im Steingeschmeide der Julischen Alpen! Dich grüßen von allen Seiten her deine ungeheuren Felsenbrüder: des Mangarts Riesenwände, des Wischbergs stolzer Grat, des Triglavs kahle Häupter, wahrhaft die Fürsten der julischen Berge. Dir winkt ganz nahe des Steinernen Jägers wildes Gehänge, dir winkt — ein Bruder dem Bruder — der vielgerühmte, schöne Dobratsch. Zu deinen Füßen öffnet der grausige Felsenkessel der Seissera seinen kraterförmigen Schlund, als wollt' er laut dein Lob verkünden, das Lob des Berges Luschari! Dörfer und Gehöfte grüßen herauf aus riesiger Tiefe und der Bäche Silberglanz winkt und blinkt aus dem umgebenden Grün der Matten und Wiesen.

Fröhlich und herzlich stimmen wir ein in diese mannigfachen Grüße. — Aber nicht du selber bist es eigentlich, schöner Berg, dem unsere Begeisterung gilt, nicht die toten Felsen, nicht die starren Massen des Gesteins, auch nicht deine steilen Halden, nicht der grüne Waldesmantel, der deinen riesenhaften steinernen Leib verhüllt, kann heute unseres Grüßens Ziel und Gegenstand sein.

Anderes ist's, was heute unseren Sinn und Geist mit den Ketten der Liebe in deinen Bannkreis zieht: — bist ja einer von jenen glücklichen Bergen, die Gottes Erbarmen sich gewählt zu Stätten der Gnade und Huld, einer von jenen Bergen, denen (um mit einem uralten Worte der Schöpfungsgeschichte zu sprechen) Gott selber seinen Odem einzuhauchen sich gewürdigt hat.

Jahrtausende, ja vielleicht Hunderttausende standest du vergessen, unbeachtet, an Wert in keiner Weise vorgezogen deinen Bergesbrüdern rings um dich. Da kam des Himmels Königin, die holde, milde, unaussprechlich süße Frau, — sie kam, in ihren Armen tragend ein blitzendes Füllhorn der Gnaden, ein Füllhorn zum Überfließen reich an Segen und Erbarmung. Und sie stand ob den Julischen Alpen, weithin blickend und sinnend, wo sie des Füllhorns Segen am besten und schönsten über das arme Geschlecht ihrer menschlichen Brüder auszugießen vermöchte. Und ihr suchendes Auge fiel auf dich, glücklicher Berg! Und sie nahm Besitz von dir und sprach: „Hier ist's gut sein, hier will ich meine Hütte bauen, einen Gnadenthron zugleich für meine Brüder, die Menschen!" — Und sie machte dich groß und berühmt und beliebt, und ließ deinen Namen „Luschari" einen Namen der Wonne und des Trostes werden. Und darum, wenn wir dich heute rühmen und preisen, du prächtiger Berg, — nicht dich rühmen wir, nicht deiner eigenen Schönheit schallt unser Preislied, nein: Maria ist's, die wir grüßen, — sie alleine, die wir jubelnd preisen.



Luschariberg.

Aufstiege zum Luschariberge.

Der Berg Luschari liegt 1789 m über dem Meere, 1044 m über der Schnellzugsstation Tarvis, 984 m über der nächsten Station Saifnitz. Es gibt zu seiner Höhe folgende fünf Aufstiege:

1. Von Tarvis gegen Südwesten, markierter Touristenweg, $3^1/_2$ St.

2. Von Saifnitz gegen Süden, der Pilgerweg, auch Grabenweg genannt. Es ist der am allermeisten begangene, verhältnismäßig beste Weg. Dieser Weg zweigt etwa $^1/_4$ St. außerhalb Saifnitz von der Landstraße ab; sein Beginn ist durch einen steinernen Engel, der mit der Hand gegen die Luscharibergkirche weist, markiert. Anfangs geht es ganz gemächlich und so lange man noch das Kirchlein

[1]) Das „sch" in Luschari wird weich ausgesprochen. Eine seltenere Schreibweise ist Uscharye.

winken sieht, vermeint man, in Kürze droben sein zu können. Die Sache ändert sich wesentlich, sobald man in den Luschari-graben gekommen ist. Der Weg geht dann steil empor, ist zum Teile erst den Felsen abgerungen, führt oft im Schatten mächtiger Nadelholzbäume dahin und bringt uns, an zwei Quellen vorüber, nach etwa zwei Stunden auf die lieblich gelegene Luscharialm, wo wir eine dritte Quelle und auch ein Wirtshaus finden, in dem man gegen wenig Geld gute Ware bekommt. Diese Luscharibergalm ist ein sehr liebes, trautes Plätzchen. Nun kommt das letzte Stück des Weges. Links starren da die trotzigen Felsgebilde des wilden Steinernen Jägers auf den Wanderer hernieder.

Die Sage weiß von diesen drohenden Gesteinsmassen folgendes zu berichten: Es waren einst zwei kühne Jäger; ihnen war's nicht recht, daß am nahen Luschariberge ein Gnadenbild Einzug hielt und mit dem Gnadenbilde betende, singende, also lärmende Wallfahrtsscharen; ihr kostbares Wild, so grollten sie, werde ihnen verscheucht. Da gingen sie denn hin und schossen im wilden Übermute ihre spitzigen Pfeile gegen das Bild Mariens; die Strafe Gottes sollte ihnen nicht erspart bleiben; in Stein verwandelt müssen sie als warnende Standbilder ob dem Luschari stehen, Jahrhundert für Jahrhundert, unfreiwillige Zeugen der Herrlichkeiten dieses marianischen Gnadenthrones.

Noch folgt, am Bettlerkreuz vorbei, ein recht steiles Wegstück gegen Westen, dann aber führt ein schön gebahnter Weg an der Westseite der eigentlichen Luscharibergkuppe sanft empor, bis die Kirche erreicht und die dritte Wegstunde so ziemlich erschöpft ist.

3. Der Steinweg. Ebenfalls von Saifnitz herauf. Er verbindet, ohne die Alm zu berühren, die Kirche direkt mit dem untersten ebenen Teile des Pilgerweges. Seinen Namen Steinweg trägt er in allen Ehren. Er ist zugleich der Schlittenweg; doch davon später noch.

4. Der Raiblerweg. Dieser kommt von Osten her, ist anfangs sehr steil, dann etwas leichter, führt immer durch Wald, bietet ab und zu schöne Ausblicke auf die Felskolosse der Julischen Alpen und vereinigt sich schließlich (von der Straßenabzweigung aus gerechnet in etwa 2 St.) mit dem Saifnitzer Wege auf der Alm. Dann also noch das letzte Stück von der Alm empor.

5. Ein letzter Weg, der von Westen heraufführt, soll besonders steil sein, kommt aber nur für die dort Ansässigen in Betracht.

Die Gnadenkirche.

Nun ist die stolze Höhe erreicht! Um die letzte Bergeskuppe biegend, sehen wir das ersehnte Ziel, die Kirche, nur wenige hundert Schritte vor uns.

So sei uns denn herzlich gegrüßt, Maria, Heil der Kranken, der Sünder Zuflucht, der Betrübten Trösterin, den Irrenden ein Licht, allen die guten Willens sind, liebende Mutter! Sei uns gegrüßt an dieser Stätte, die Dein freier Wille sich zum Orte des Erbarmens erkoren, sei uns gegrüßt in diesem schlichten Tempel, in diesem bescheidenen Gnadenbilde!

Ein einfaches, niedriges Kirchlein mit einem ebenso einfachen dicken, viereckigen Turme, das ganze an eine Berglehne hingebaut und von fünf bis sechs Häusern umgeben, das ist die Gnadenstätte Luschari.

Durch eine Doppelreihe von Verkaufsbuden hindurch und vorbei an dem „Pfarrhofe", oder richtiger gesagt, an dem Wohnhause der Franziskaner-Wallfahrtspriester, kommen wir zur Kirche. Wir treten ein. Wir finden nichts besonders Rühmenswertes darin. Eine Dorfkirche, die etwa für 800 Personen Raum bietet und genau in Kreuzesform erbaut ist. Der Hochaltar, auf dem das Gnadenbild ausgestellt ist, ist gerade an jener Stelle aufgebaut, an der einst das Bild aufgefunden ward; eine lateinische Inschrift am Chorbogen, oberhalb des Presbyteriums, erinnert an diese Auffindung: „In hoC LoCo Mater ChrIstI InVenta stetIt"; zu deutsch: „An dieser Stelle ist die gefundene Mutter Christi gestanden". Dieser etwas geschraubte Satz wurde erwählt, weil er zugleich ein „Chronographikon" sein soll, es geben nämlich die großen Buchstaben zusammengezählt die Jahreszahl MCCCLVIIIII (1360).

Die Kirche hat im ganzen vier Altäre, zeigt an der Decke Gemälde, macht aber sonst den Eindruck einer gewissen Leere. Doch muß man bedenken, daß diese Baulichkeit schon uralt ist, ferner daß in einer so bedeutenden Höhe mehr auf solide Bauart als auf besonders prunkende Ausstattung gesehen werden muß; und endlich kommt auch noch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß dieses Gotteshaus nur Sommerkirche ist; die Wallfahrtssaison dauert vom Feste Christi Himmelfahrt bis zum Rosenkranzsonntage; die übrige Zeit des Jahres steht der Bau vollständig verlassen, da sich alle Bewohner in das schützende Tal zurückziehen und die Gebäude auf der Bergeshöhe oft ganz und gar verschneit und vereist sind. Der Luschariberg ist, was die Seehöhe betrifft, der allerhöchst gelegene Wallfahrtsort der Monarchie und man muß sich wahrhaftig wundern, daß an einem so schwer zugänglichen Orte jährlich 13.000 bis 20.000 Kommunikanten gezählt werden. Wenn man noch obendrein bedenkt, daß in der Fasten- und Osterzeit, sowie an den drei goldenen Samstagen im Oktober unser Wallfahrtsort Luschariberg vollkommen menschenleer ist, während andere Wallfahrtsorte gerade in diesen Zeiten hohen Besuch aufweisen, so ergibt sich daraus, daß wir mit vollstem Rechte diese Kommunikantenzahl um 100 Prozent vermehren und den Luschariberg so einreihen könnten, als ob er 40.000 Kommunikanten aufwiese. Jedenfalls gehört der Luschariberg zu den berühmtesten, bekanntesten und häufigst genannten Wallfahrtsorten Österreichs.

Das Gnadenbild.

Hast nicht Hände, hast nicht Füße,
Gnadenbild, das ich hier schau,
Dennoch wärmstens ich begrüße
Hier die hohe Himmelsfrau.
Arm wie einst in Bethlems Stalle,
Scheint ihr schlichtes Gnadenbild,
Dennoch ist und bleibt für alle
Sie die Mutter wundermild.

Die hier folgenden Notizen über das Gnadenbild von Luschari, die wir sonst nirgends vorgefunden hätten, hat uns der Hochw. Herr Pater Guardian von Saifnitz, P. Adolf



1. Mangart (2678 m).
2. Jalovec (2644 m).
3. Luschariberg (1792 m).
4. Steinerner Jäger (2078 m).

Maria-Luschari (Kärnten).

(Seite 351).

Phot. Kilophot, Wien XIX.

Karl Heidrich, Wien, fec.

Maria-Luschari, die Auffindung der Statue.

Seite 354).

Eigentümer: A. Hoppe, Wien.

Cader in einem eigenen Handschreiben mitgeteilt. Wir geben seinen interessanten Aufschlüssen mit Vergnügen und bestem Danke ungeschmälert Raum:

Im Gnadenaltare Unserer Lieben Frau am Luschariberge ist ein altes Bildnis der heiligen Gottesmutter. Es ist eine stehende Statue der Gottesmutter mit dem heiligen Jesukinde auf dem linken Arme. Es ist aus Lindenholz und 0·54 m hoch. Beim Bildnisse sind nur die beiden Köpfchen ausgearbeitet, wie es bei alten Muttergottesbildnissen gewöhnlich der Brauch war, der übrige Körper ist mit Seide, das heißt, wie es scheint, mit einem Velum aus Seide umwickelt und nur an der Vorderseite mit einem silbernen Mantel versehen, wie es bei den Heiligenbildern in der griechischen Kirche häufig vorkommt. Demnach sind von dem ganzen Körper nur die beiden Köpfchen zu sehen und nicht einmal die Hände.

Das Bildnis hat an und für sich nichts Auffallendes, doch die Köpfchen sind nicht schlecht ausgearbeitet. Das Haupt der Gottesmutter ist in ziemlich guter Proportion zum ganzen Körper (1 : 6). Das Haupt des Jesukindes ist halb zu seiner Mutter, halb zum Volke gewendet, die Muttergottes schaut direkt auf das Volk. Beide Häupter bedecken vergoldete Silberkronen. Die Augen beider scheinen dunkelgrau zu sein, ebenso ist ihre Gesichtsfarbe sehr dunkel, sei es vom Alter, sei es, daß sie schon anfangs so dunkel angebracht war. Auch die Qualität der angebrachten Farben ist nicht möglich festzustellen. Das Bildnis erinnert sehr an die orientalischen (griechischen) und an die alten Katakombenbilder, was gewiß ein Zeichen von hohem Alter ist.

Diesen Mitteilungen des Hochw. Herrn P. Cader fügen wir noch an, daß das Bild, scheinbar auf einer großen aber sehr schmalen Mondsichel stehend, samt dieser Mondsichel in einem ovalen Barockrahmen eingefügt ist, der eine ziemlich ungefüge Darstellung von Wolken bietet. Vor dem Gnadenbilde hängen an langen Kettchen mehrere Reihen von großen Gold- und Silbermünzen, die einen ganz eigenen Anblick gewähren.

Die Gasthäuser.

Außer dem schon erwähnten Wohnhause der Franziskanerpatres und den Häusern der Devotionalienhändler gibt es auf der Höhe des Luschariberges noch zwei geräumige Gasthäuser, deren verfügbare Lagerstätten meistens bis auf das letzte Plätzchen besetzt sind.

Es geht in diesen Wirtshäusern noch recht patriarchalisch zu. Da sitzen in großen, rauchigen Stuben (doch gibt es auch Extrastübchen) die Pilger an langen Tischen beisammen; man hört da slowenisch, deutsch und italienisch sprechen; so führt die Liebe und Verehrung zur Mutter des Herrn die Nationen in Eintracht zusammen.

Die großen Wirtsstuben sind zugleich Küchen. Um einen gewaltigen Herd hantieren die flinken Köchinnen. Sie sind von der „Außenwelt" durch feste eiserne Barrieren, die etwa einen Meter weit vom Herde abstehen und ringsherumlaufen, abgesperrt. Kellner und Kellnerinnen gibt es hier nicht; wer etwas haben will, muß zu den Barrieren kommen und es sich direkt aus den Händen der Köchinnen gegen Barbezahlung erkaufen. So sonderbar diese Einrichtung, die freilich nicht an ein erstklassiges Hotel in der Hauptstadt erinnert, anfänglich scheint, so praktisch und vorteilhaft ist sie bei den gegebenen Umständen in der Wirklichkeit. Es wird dadurch das so teure Menschenmaterial erspart, und diese Ersparnis scheint wieder dem Pilger zugute zu kommen: denn was man hier bekommt ist im großen und ganzen gut und billig.[1])



Phot. Pfarrer Franta, Ossiach.

Luschariberg, Gnadenbild.

Schlittenfahrten ins Tal hinab.

Luschari steht jedenfalls auf der Höhe der Zeit; denn wenn das Rodeln heutzutage als hochmoderner Sport angesehen werden kann, so ist auf dem Luschariberge diesem Sport schon seit Jahrhunderten fleißig gehuldigt worden, aller-

[1]) Zu dieser Schilderung, die unsere persönlichen Erfahrungen aus früheren Jahren wiedergibt, macht die hochw. Kirchenvorstehung anno 1913 folgende Notiz: Dies entspricht derzeit (1913) nicht mehr der Wahrheit, denn die Wirtsstuben sind seit sieben Jahren nicht mehr zugleich Küchen; diese sind nunmehr von den Gaststuben getrennt.

dings mit zwei Unterschieden: Sonst nämlich wird nur im Winter gerodelt, am Luschariberg aber nur im Sommer. Ferner liest man jetzt jeden Sonntag von zahlreichen oft



Phot. Tucher, Saifnitz
Fertig zur Talfahrt vom Luschariberg.

schweren Unfällen beim Rodelsporte, am Luschariberge soll trotz der gewaltigen und außerordentlich steilen Rodelbahn sich bisher noch kein Unfall ereignet haben.

Wir hatten schon früher von diesen ganz eigenartigen Talfahrten vom Luschariberge ins Tal hinab vernommen und wir müssen gestehen, daß uns die Neugierde nicht wenig reizte. Wir wollten die abenteuerliche Fahrt jedenfalls probieren, um darüber aus eigener Erfahrung berichten zu können. Vor allem ist es notwendig, daß man sich im Tale unten, in Saifnitz, einen Schlitten eigens bestelle. Die Schlittenführer aber wohnen zumeist im untersten Teile des Luscharigrabens, dort wo die starke Steigung beginnt; dort ist ja auch das Ende der Talfahrt. Eine feste Taxe gibt es unseres Wissens für diese Fahrten nicht, wenn wir uns recht erinnern, zahlten wir dafür 5 Kronen.

Der Führer muß da zunächst den schweren, gut mit Eisen beschlagenen Schlitten auf seinen eigenen Schultern über den sehr steilen Steinweg hinauftragen. Dieses Hinaufschleppen ist nach Aussage der Führer das allerschwerste. Dennoch kommt es vor, daß manche dieser Leute diese beschwerliche Partie an einem einzigen Tage sogar zweimal mitmachen.

Bei der Talfahrt setzt sich der Passagier rittlings auf den Schlitten, während der Führer das Fahrzeug meistens zieht, manchmal aber auch an den steilsten Stellen sich selber vorn auf den Schlitten kauert und darauf zu achten hat, daß das Gefährte stets in einer ungefährlichen Richtung dahingleite. So geht's über Stock und Stein, über Baumwurzeln und Geröll bergab. In etwa 25 Minuten ist die merkwürdige Fahrt zu Ende.

Wir müssen ehrlich gestehen, daß uns das Ganze wenig befriedigte. Wir hatten uns die Sache so vorgestellt, daß die Fahrt zumeist über glatte Wiesengehänge mit einer gewissen Eleganz und Leichtigkeit vor sich gehen würde; dafür aber mußten wir erkennen, daß es vielmehr eine schwere, hart anstrengende Arbeit für den Führer war. Wir hatten das Gefühl einer gewissen Beschämung, daß uns hier von einem Mitmenschen, den wir als ein uns vollkommen ebenbürtiges Geschöpf betrachten, uns so niedrige, fast möchten wir sagen „zugtierartige" Dienste geleistet werden mußten. Freilich wirken demgegenüber Ueberlegungen anderer Natur etwas versöhnend und besänftigend: Erstens die vielleicht Jahrhunderte alte Gewohnheit und zweitens der Umstand, daß diese Dienste für die Leute in der Tat eine fast ständige Erwerbsquelle bilden, die sie selber wollen und mit der sie sich stillschweigend einverstanden erklären.

Also Lebwohl für diesmal, lieber Luschariberg! Noch von Saifnitz aus blicken wir empor und grüßen das liebe Kirchlein hoch droben auf der Bergeshöh', das sich vom Tale aus wie die Holzfigürlein einer Spielereischachtel präsentiert.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die Auffindung des Gnadenbildes.

An einem Samstage abends des Jahres 1360 soll es gewesen sein, da wollte der Gemeinde-Schafhirt des Dorfes Saifnitz die zerstreuten Tiere in die Hürde treiben, damit sie des Nachts vor Unwetter und Gefahr gesichert wären. Aber wer beschreibt seine Angst, als er die ihm anvertraute Herde auf den gewohnten Weideplätzen nicht vorfand. Rasch machte er sich auf die Suche, begann zu rufen und zu flöten und durchstreifte eiligen Schrittes die Wald- und Wiesengebiete ringsumher. Umsonst! Die Herde war nicht zu finden. Immer schneller ward da sein Schritt, immer dringender sein Ruf, immer angstvoller sein Herz.. Schon hatte er auf seinen Streifungen fast die Höhe des Berges erreicht. Da bot sich seinen überraschten Augen ein sonderliches Bild: er sah seine ganze Herde regungslos um einen Busch versammelt. Schnell eilte er hin; und siehe da, die Schafe waren alle in einer Stellung, als ob sie die Knie gebeugt hielten, und alle schauten, ohne ihre Augen abzuwenden, auf den Wachholderstrauch, den sie so sonderlich umzingelten.

Da trat der erstaunte Hirte näher, nachsehend was es da gäbe. Schauder ergriff ihn, als er nun im Wachholderstrauche eine zwei Fuß hohe, aus Holz geschnitzte Marienstatue vorfand — das heutige Gnadenbild.

Mit Ehrfurcht nahm er den unerwarteten Fund in seine Arme, küßte das Bild und beschloß, es alsogleich, noch an demselben Tage zum Pfarrer von Saifnitz ins tiefe Tal hinabzutragen. Doch kaum hatte er begonnen sich zu bewegen, so war seine ganze Herde sofort hinter ihm her und alle miteinander gaben ihm das Geleite talab. Da kamen wohl ob solcher Prozession aus allen Häusern von Saifnitz die Leute heraus und betrachteten mit Staunen den merkwürdigen Zug, und viele schlossen sich sofort an und gingen zum Pfarrhause mit.

Der würdige Pfarrherr horchte auf den Bericht, war darob erstaunt und fragte die versammelte Menge, ob denn niemand von der Herkunft dieses Bildes zu berichten wisse, ob es jemand als Eigentum zugehöre und ob niemand wisse, wie es in jenen Wachholderbusch geraten; aber niemand wußte Antwort zu geben.

Da faßte der Priester den lobenswerten Entschluß: er wolle das Bild vorderhand bei sich behalten und im Pfarrhofe aufbewahren; man könnte ja später überlegen, was damit zu geschehen hätte. Alle waren mit diesem Entschlusse zufrieden.

Aber am Morgen, Sonntags, sollte sich etwas ganz Unerwartetes ereignen. Die Statue war aus dem Pfarrhofe verschwunden und niemand wußte wie und wohin.

Die Schafe aber, die am vorhergehenden Tage die Finder der Statue gewesen waren, liefen in der Frühe, kaum aus der Hürde gelassen, in schnellstem Laufe über die Bergeshalden empor, zur Spitze hinauf. So schnell, daß ihnen der Hirt kaum zu folgen vermochte. Und alsbald sammelten sie sich wieder um den Wachholderstrauch und stellten sich gleichsam verehrend rings herum auf. Und siehe da! Im dichten Busche stand, wie Tags zuvor, das Bild der Muttergottes.

Ganz erstaunt nahm der Hirt das wundersame Bild abermals an sich und wieder trug er es, begleitet von seiner Herde, ins Tal. Da schüttelte der Pfarrer wohl bedächtig sein Haupt, nicht wissend, was er von der Sache zu denken hätte. Nochmals nahm er das Bild und verwahrte es sorgsam in seinem Hause.

Doch dieselben geheimnisvollen Kräfte, die sich nun schon zweimal so wirksam gezeigt hatten, traten noch ein drittesmal in Tätigkeit und zum drittenmale ward das Bild am darauffolgenden Morgen in jenem Wachholderstrauche entdeckt.

Da nahm es der Pfarrherr zu sich und reiste damit alsbald zu seinem Bischofe und Oberhirten, dem Patriarchen von Aquileja; ihm erzählte er den unerhörten Fall.

Mit gespanntem Interesse horchte der Kirchenfürst auf den Bericht und nachdem er sich hinlänglich von der Wahrheit des Erzählten überzeugt, küßte er ehrfurchtsvoll die Statue, gab Erlaubnis, sie öffentlich zu verehren und sprach den Wunsch aus, daß an jener Stelle, wo der Wachholderstrauch grüne, eine Kapelle erbaut, und daß die aufgefundene Statue als Gnadenbild auf den Hochaltar dieser Kapelle aufgestellt würde.

Mit Jubel nahm die Bevölkerung diesen Wunsch des Oberhirten entgegen, willig brachte sie Geldopfer und rüstig machte man sich an den neuen Bau. Und da war auch, so erzählt uns die Legende, ein von Geburt aus blinder Mann. Der vernahm von dem Fund der Statue, von der neuen Kapelle, die auf der Spitze des Luschari gebaut werden sollte. Da ergriff glühendster Eifer sein Herz. Soweit seine Blindheit es gestattete, wollte er sich an dem heiligen Werke beteiligen. Deshalb begehrte er, daß man ihn hinaufführe; dort wolle er wenigstens Steine zusammentragen zum Heiligtume. Und da er nun an die Arbeit ging, ward ihm herrlicher Lohn seines Vertrauens zuteil: die von Geburt aus unbrauchbaren Augen erlangten alsbald ihre Sehkraft wieder. Hei, wie durch solches Wunder der Eifer der Bauleute, die Andacht der Wallfahrer sich mächtig entfachte!

Seit jener Zeit krönt die Felsenspitze des Luschari ein ehrwürdiges Heiligtum Mariens; seit jener Zeit gehört der Luschari zu jenen auserwählten Gnadenstätten, die der müden, kranken, betrübten Menschheit Kraft und Gesundheit und Tröstung vermitteln.

Heil Luschari! — —

Das Jubiläum im Jahre 1760.

Die Geschichte des Luschariberges ist arm an hervorragenden Zügen und mit Recht bemerkt einer der Geschichtsschreiber dieses Berges: Das größte geschichtliche Ereignis ist die Entstehung selber und ihr wunderbarer Fortbestand durch 550 Jahre bis auf den heutigen Tag. — Dieser Gedanke hat etwas für sich: daß eine so abgelegene schwer zugängliche Kirche sich durch mehr als ein halbes Jahrtausend als gefeierte Wallfahrtskirche behaupten konnte — scheint dies nicht fast ein Mirakel?

Mit großer Feierlichkeit wurde das Jubiläum im Jahre 1760 gefeiert. Am Maria Himmelfahrtstage versammelte sich eine ungezählte Menge Volkes auf der luftigen Höhe. Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten. In feierlicher Prozession wurde das wunderbare Bild um die Spitze des Berges getragen.

Todesurteil und Auferstehung.

Kaiser Josefs II. Wille und Machtgebot bereitete auch der Wallfahrt auf dem Muttergottesberge zu Luschari ein gewaltsames Ende. Im Jahre 1786 war es, da auch für diese berühmte Stätte das Dekret der Aufhebung, der Befehl der Zerstörung eintraf. Man fragt sich vergebens, was der Luschariberg verschuldet und auch das andere fragt man sich, welche Mißbräuche denn bei dieser so opferreichen, mühseligen Pilgerfahrt zum Luschariberge empor vorgefallen seien.

Das Gnadenbild wurde von seiner bisherigen Stätte weggetragen: nach Saifnitz in die Pfarrkirche hinunter. Die Altäre wurden zerstört, die Glocken entfernt, das Kirchenpflaster aufgerissen. Das öde Gemäuer ward dem zerstörenden Einflusse der Witterung überlassen. Schade, daß die eifrigen Herren in Wien damals nicht das zweite Buch Mosis, und zwar das 19. Kapitel, Versikel 12 und 13 vor



Luscharibergalm. Phot. Tucher, Saifnitz.

Augen hatten und daß sie das nicht taten, was dort so deutlich und klar geschrieben steht:

„Du sollst dem Volk rings herum Schranken setzen, und zu ihnen sagen:

Hütet euch, den Berg zu besteigen! und seine Grenzen zu berühren; und jeder der den Berg berührt, soll des Todes sterben; er soll gesteinigt oder mit Pfeilen erschossen werden!"

Also diese eine so wichtige Maßregel war vergessen worden, und darum eilte das Volk von Kärnten und das vom Küstenlande nach wie vor hinauf zu den Ruinen der Muttergotteskirche. Wohl empfing sie dort nimmer, wie ehedem, fröhliches Glockengeläute, kein Priester spendete ihnen Segen vom Altare aus, kein Gnadenbild grüßte vom Hochaltar hernieder, — aber die Pilger knieten wie vor Jahren an der hochheiligen Stätte, in heißen Gebeten den Himmel bestürmend, daß er ihnen das geliebte Heiligtum wieder herstelle. Und da man in Wien auch noch obendrein vergessen hatte, der Muttergottes das scharfe Dekret zukommen zu lassen, daß sie sich künftig nicht mehr unterstehen dürfe, irgend jemand mit einer himmlischen Gnade zu belästigen, so stand die Höhe wie ehedem droben am Luschariberg in der Mitte ihrer treuen Kinder, um sie zu segnen und ihre Herzensseufzer zu erhören.

Schon nach vier Jahren der Verödung kam ein seliges Auferstehen. Am 15. September des Jahres 1790 gab Kaiser Leopold den Befehl, das Gnadenbild von Saifnitz wieder auf den Luschariberg zu tragen, und die Kirche wieder instand zu setzen. Mit unendlichem Jubel ward dieser kaiserliche Befehl befolgt und bald war alles wieder so, wie es früher allezeit gewesen war.

Wenn das Datum der Wiedereröffnung richtig ist (und wir haben gar keinen Anlaß, daran zu zweifeln, um so weniger, da wir es in zwei Büchern vollkommen gleich angegeben finden), so drängt sich hier zweierlei mit Macht dem denkenden Geiste auf.

1. Am 20. Februar 1790 hatte Kaiser Josef II. die Augen für diese Erde geschlossen, und nicht ganz sieben Monate hernach, am 15. September desselben Jahres, liegt schon das kaiserliche Dekret seines Nachfolgers betreffend die Wiedereröffnung Luscharis perfekt vor; uns will dies erscheinen wie eine rasche, entschiedene Verurteilung der früheren Politik.

2. Während die bis zur Wiedereröffnung verstreichende Zeit bei anderen Wallfahrtsorten viel länger dauerte und während manche der damals zerstörten Kirchen bis heute nicht wieder aus den Trümmern erstanden, wurde gerade die Wallfahrt am Luschariberge so rasch wieder hergestellt, daß uns wenigstens kein anderes, ebenbürtiges Beispiel bekannt geworden ist. Dies spricht zunächst für die Berühmtheit des Luschariberges und vielleicht auch (obwohl wir dies letzte nur mit Rückhalt aussprechen) dafür, daß das slowenische Volk seine Heiligtümer mit besonders großem Eifer reklamierte. Noch mehr Nachdruck erhält dieser letztere Grund, wenn man erwägt, daß der zweite gewaltige slowenische Gnadenort Monte Santo, schon 1793 sein Auferstehen feierte, während z. B. nach Mariazell die erste Prozession erst vier Jahre später (1797) gestattet wurde.

Die beiden letzten Jubiläen.

Als im Jahre 1860 das fünfhundertjährige Jubiläum gefeiert wurde, war der Andrang auf dem Berge so groß, daß man es wohl in der Geschichte dieses Wallfahrtsortes als beispiellos bezeichnen muß. Nicht weniger als 103.000 Kommunikanten wurden in diesem Jahre auf der so unwirtlichen Bergeshöhe gezählt, das ist also, wenn man die Wallfahrtszeit auf den Luschari mit 150 Tagen ansetzt, im Durchschnitt eine tägliche Kommunikantenanzahl von 680 Personen. (Das heißt nicht bloß an Sonn- und Feiertagen, sondern auch an jedem Wochentage!) Um diesem Andrange Genüge leisten zu können, mußte die heilige Kommunion häufig genug im Freien ausgespendet werden, wobei die Kommunikanten auf der bloßen Erde um die Kirche herum niederknieten.

Über die letzte Jubelfeier (550jähr. Jub. der Entstehung im Jahre 1910) liegt uns folgender Bericht vor:

Die Jubelfeier begann unter großen Schneefällen am 4. Mai 1910 und dauerte bis zum Rosenkranzfeste am 2. Oktober. In allen Monaten ohne Ausnahme gab es heuer auf dem Luschariberge Schnee, bei der Eröffnung lag er noch 3 m hoch. In der ganzen Zeit wurden 21.150 heilige Kommunionen gereicht, 705 heilige Messen daselbst zelebriert und 65 Vorträge gehalten, und zwar 32 in slowenischer und 33 in deutscher Sprache. Die Beichtväter waren sehr in Anspruch genommen und mußten häufig bis 10 und 11 Uhr, einige Male auch bis 12 Uhr nachts Beicht hören. Es waren beständig drei Beichtväter auf dem Berge tätig. Es kamen neben einzelnen und gruppenweisen Wallfahrern im ganzen 50 Prozessionen, darunter solche aus weiter Ferne, z. B. aus Süd- und Nordsteiermark, aus Krain, ja sogar Prozessionen von Görz und dem noch entfernteren Küstenlande wallten zum heil. Berge. Am 2. Oktober fand die schöne Feier mit einem feierlichen Pontifikalamte ihren Abschluß.

Gebetserhörungen.

Von einer Lawine gerettet.

In Tirol lebte eine fromme Frau, die zum Luschariberge eine ganz besondere Zuneigung hatte; sie war schon sechzehnmal droben und sagte, obwohl sie mehrere Wallfahrtsorte kannte: „Nirgends kann man so andächtig und innig beten, als auf dem Luschariberge."

Nun wurde das Haus dieser Frau im Jahre 1882 von einer Lawine gefährdet. Ein furchtbares Gewitter mit starken Regengüssen tobte die ganze Nacht hindurch; die Wildbäche schwollen an, Erdreich ablösend dröhnten die Lawinen mit unaufhaltsamer Wucht in die Tiefe und bedrohten auch jenes Haus gar sehr. Die fromme Tirolerin aber vertraute auf das Bild Unserer Lieben Frau vom Luschariberge, das in ihrem Zimmer hing und empfahl sich dem Schutze Mariens; das Bild, das sie stets so treu verehrt hatte, war ihr Hoffnungsstrahl. Und was geschah! Am nächsten Tage fand man, daß eine furchtbare Lawine, die unfehlbar das Grab des Hauses geworden wäre und deren Dröhnen man wohl vernommen hatte, gerade ober dem Haus von ihrer bisherigen Richtung abgewichen und seitwärts weiter niedergegangen war. Für dieses Abschwenken von der ursprünglichen Richtung war aber nach menschlichem Denken keinerlei Ursache zu finden. — Die Tirolerin aber sagte: „Das hat Unsere Liebe Frau vom Luschariberge getan!"

Allein gerettet!

Im Jahre 1905 wurde ein Slowene, ein geborener Krainer, in Amerika in einem Bergwerke mit mehreren an-

deren Arbeitern bei einem Grubeneinbruche verschüttet. In dieser Not flehte er zu Maria von Luschari um Hilfe und gelobte den ganzen Wochenverdienst nach Luschari zu senden, wenn er mit dem Leben davon komme. Und siehe! Er allein ist gerettet worden. Und der gelobte Wochenverdienst, ein Goldstück, ziert gegenwärtig das Gnadenbild der Muttergottes auf dem Luschariberge.

Der Blick zum Luschariberg.

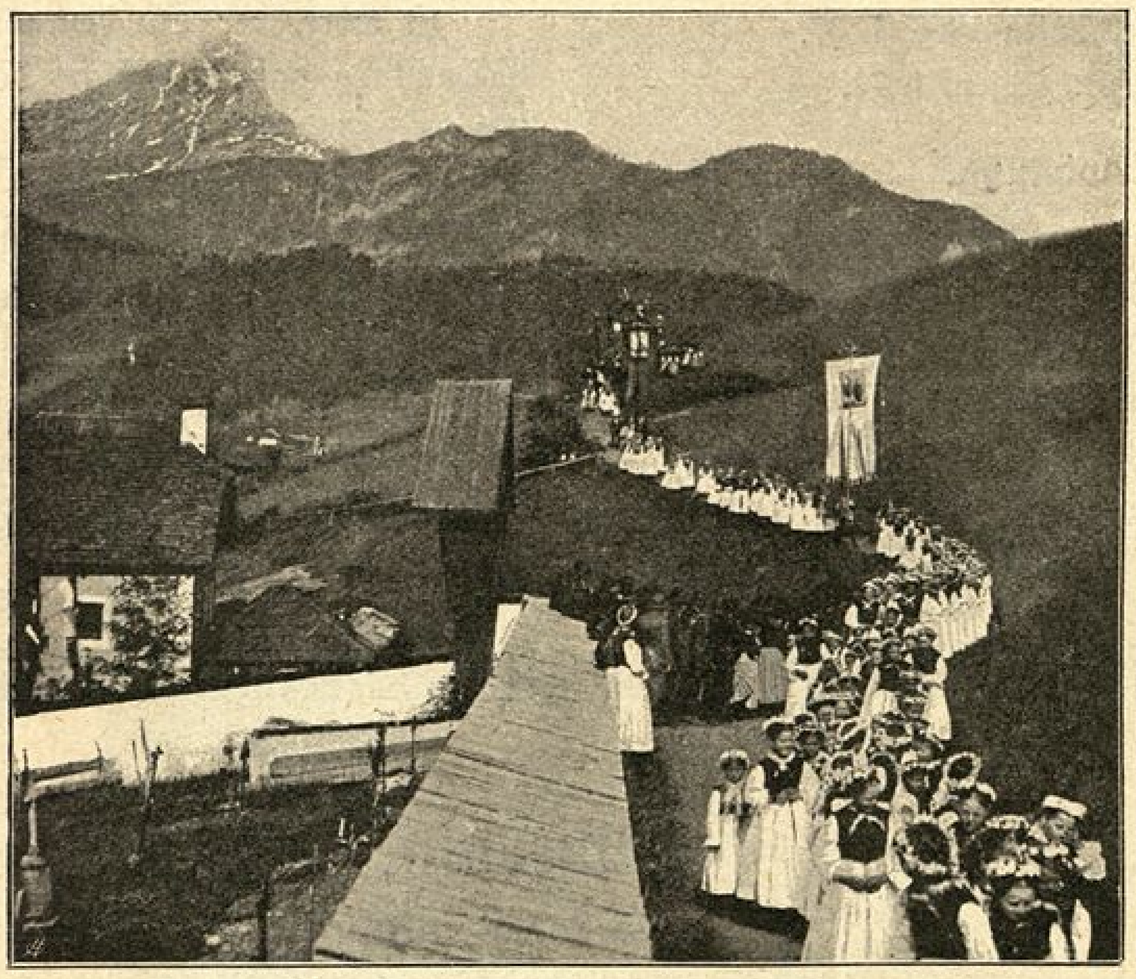
Ein Bürgermeister aus Kärnten schreibt uns folgendes:

Ich Gefertigter war einmal so glücklich, daß sich mir die Fürbitte Mariens in wunderbarer Weise bezeugte, wie ich es nötigenfalls durch einen Eid bekräftigen könnte. Ich werde den Fall erzählen. Ich, Johann Schumack, bin im Jahre 1845 geboren, und zwar in Kühnsdorf in Kärnten, und genoß, weil ich schon frühzeitig in der Wirtschaft beschäftigt wurde, nur zur Not den Schulunterricht. Schon im Jahre 1859 kam ich als Roßknecht zu einem Bauern. Ich mußte im Herbst die Rosse auf die Kleeäcker führen und sie nach dem Abendessen wieder heimtreiben.

Da ich nun einmal beim Hinaustreiben der Rosse reiten wollte, sprang ich so unglücklich auf, daß ich einen Hodenbruch erlitt. Ich hatte große Qualen und noch mehr deshalb, weil ich dann oft schon in der Finsternis über die holperigen Ackerschollen stolpern mußte, wenn die Pferde nach Hause getrieben wurden. Oft waren die Schmerzen so groß, daß ich bitterlich weinte.

Da ich nun im Jahre 1859 am 22. September, wenn ich nicht irre, am Quatembersamstage um neun Uhr abends, da schon große Finsternis herrschte, über die Felder ging, wurden die Schmerzen unerträglich groß. Wieder weinte ich; und in meiner großen Herzensnot wendete ich mich gegen Sonnenuntergang hin, dorthin, wo ich die Gnadenstätte Maria-Luschari wußte, und begann weinend zu seufzen: „O, Maria von Luschari, hilf mir in dieser Krankheit!" — Und siehe da, in dem Augenblicke, da ich in meiner Kammer an demselben Abend das Licht auslöschte, hörten auch die Schmerzen auf und ich wußte nur mehr so viel, wo sie früher einmal waren.

Ich habe früher nicht reiten können und mußte immer zu Fuß gehen und die Pferde treiben, habe früher geweint vor Schmerzen, dann aber geweint vor Freuden, weil ich keine Schmerzen mehr hatte, und die Pferde leicht reiten konnte. Seit dieser Zeit kommen, wie zur Erinnerung, ab und zu an dieser Stelle nur mehr ganz unbedeutende Schmerzempfindungen. Ich bin jede Stunde bereit, diese Erzählung mit einem Eide zu bezeugen.



Prozession im Gebirge.

Ach schwer drückt mich der Sünden Last,
Kann länger sie nicht mehr ertragen,
D'rum will ich nimmer Ruh und Rast
Und wähle gern mir Müh und Plagen.
Am hohen Fest der Gnad und Huld
In Demut sühn' ich meine Schuld.
Gesegnet, wer im Glauben treu,
Er wird erlöst durch Buß und Reu.
Glück auf! Glück auf!

(R. Wagner, Tannhäuser, Pilgerchor).

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1960 600jähriges Jubiläum der Entstehung.

Ständige Priester: 3 Franziskanerpriester der Krainer Provinz (Heiligenkreuz).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 130 bis 150.

Kommunikanten jährlich: 13.000 bis 18.000.

Besucher jährlich: 30.000 bis 35.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: Mindestens 14.

Hauptfeste: Pfingsten und alle Marientage.

Bewohner um die Kirche herum: Zirka 50.

Ständige Devotionalienhändler: 8 bis 9.

Gasthäuser: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist etwas fallend.

Nationalität der Wallfahrer: Drei Viertel Slowenen, ein Viertel Deutsche, sehr wenig Italiener.

Zufahrten.

Da die nächste Eisenbahnstation Saifnitz keine Schnellzugsstation und überdies von Tarvis aus mit der Bahn in zwölf Minuten zu erreichen ist (K —.30), so geben wir hier nur die Verbindungen mit der großen Station Tarvis an.

Wien—Tarvis, über Leoben—Villach, Schnellzug, 10 St., K 20.20, Personenzug 14 St., K 15.40.

Wien—Tarvis über Amstetten (längere Fahrzeit), Schnellzug K 20.10, Personenzug K 17.60.

Villach—Tarvis (Tarvis liegt 23 Kilometer südwestlich von Villach), Schnellzug 50 Min., K 1.30, Personenzug 1¼ St., K 1.—.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Luschariberg—Monte Santo, Eisenbahnfahrt von Tarvis über Aßling (umsteigen) nach Görz, 4 St., K 4.90.

Luschariberg—Brezje, von Tarvis direkte Bahnverbindung nach Ottotsche, 2 St., K 2.50.

Luschariberg—Sankt Jodoci, genau so, nur anstatt Ottotsche zwei Haltestellen weiter.

Luschariberg—Gallenberg, dieselbe Strecke jedoch bis Vizmarje, 3 St., K 3.50.

Luschariberg—Maria im Veldessee, dieselbe Strecke bis Lees, 1¾ St., K 2.10.

Luschariberg—Maria-Luggau, Eisenbahn Tarvis—Arnoldstein (umsteigen) weiter nach Hermagor. Von dort 12 St. zu Fuß. Oder mit Eisenbahn über Villach nach Ober-Drauburg (großer Umweg). Von Ober-Drauburg 9 St. zu Fuß.

Zu allen übrigen Wallfahrtsorten des Landes Kärnten geht der Weg von Luschariberg jedenfalls über Villach, da der

Luschariberg gerade in der äußersten Südspitze von Kärnten gelegen ist.

Literatur.

Kaltenbäck, Mariensagen, S. 256.

Anonym, Maria-Luschari, Klagenfurt (Hermagoras) 1910, 16°, 96 S.

Schlossar, Feuilleton der Wiener Zeitung, Okt. 1906.

Rudniki, Die berühmtesten Wallfahrtsorte, Paderborn 1891, S. 148.

Ave Maria, Linz, V, 161 und X, 229.

Ott, Marianum, 1785.

Reg.-Mar.-Kal. 1879, VII.

St. Angelablatt VII, 38.

Alte u. n. Welt, 1901, 342.

Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866, I, 67.

Leo-Ges. d. f. W. d. kath. K., Wien, I, 71.

Kurze Erwägung.

Es hat dem Herrn gefallen, uns stolzen Menschen bei der Entstehung dieses Wallfahrtsortes eine Lehre der Demut zu geben: Tiere waren nämlich dem Menschen Wegweiser, Pfadfinder, und sozusagen erste Vorbilder in der Verehrung des neuen Gnadenbildes. Er hat aber zugleich diese empfindliche Verdemütigung gemildert, indem er unter den Tieren gerade jenes erwählte, das an Sanftmut allen andern vorangeht, und das er selber zu wiederholtenmalen, im Alten wie im Neuen Testamente zum herrlichsten Vergleiche mit seiner eigenen Person herangezogen hat: „Er wird wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt" und wieder: „Sehet das Lamm Gottes!" und noch mehrere ähnliche Ausdrücke in der geheimen Offenbarung. Darum schäme dich nicht zu sagen: Ja, wie jene Lämmlein voll Begierde zum verborgenen Marienbilde eilten, also will auch ich, einem treuen, anhänglichen Lamme gleich, meiner großen Hirtin und Mutter im Himmel nachfolgen Schritt für Schritt.

Gebet.

O Herr, der Du den unvernünftigen Tieren Einsicht und Erleuchtung gabest, daß sie dort, wo niemand das Bild der Gnade vermutete, es dennoch fanden — verleihe auch uns, daß wir von Deinem heiligen Geiste erfüllt und durchglüht, Dich an jenen geheimnisvollen Orten und in jenen Zeiten unseres Lebens aufzufinden und zu erkennen vermögen, wo die Augen der Welt Dich nimmer schauen: in Leiden, in Kreuz und in allen Führungen Deiner göttlichen Vorsehung. Dies verleihe uns, o Herr, auf die Fürbitte unserer Mutter, der allerseligsten Jungfrau Maria. Amen.

Alwernia.

West-Galizien.

14.000 bis 20.000 Kommunikanten.

Dornenkron' und Diamanten
Prangen an dem Bilde Dein,
Und, wie alle es uns nannten,
Soll's ein Bild der Gnade sein.

Bild der Gnade? — An Juwelen
Hängt die Gnade sicher nicht!
Und nur Dornen sind's, die zählen,
Und nur Leiden führt zum Licht.

Örtliche Lage.

Wallfahrtskirche und Kloster Alwernia liegt 30 km genau westlich von Krakau in einer Seehöhe von 317 m, auf einem vorspringenden weithin sichtbaren Hügel etwa anderthalb Kilometer südlich von der Eisenbahnstation Alwernia — Regulice (Meereshöhe 259 m). Der Höhenunterschied zwischen Station und Kirche beträgt demnach 58 m.

Die genannte Eisenbahnstation Alwernia—Regulice ist eine der wenigen Haltestellen einer Flügelbahn, die in nordsüdlicher Richtung die beiden Stationen Trzebinie (Nordbahn) und Wadowice (Eisenbahn Bielitz—Kalwarya) verbindet.

Da übrigens auf dieser Flügelbahn täglich nur zwei Züge in jeder Richtung verkehren, so wird es sich in vielen Fällen empfehlen, wegen Vermeidung von Zeitverlust eine Strecke zu Fuß zu gehen, und zwar erreicht man von Alwernia nach Norden gehend, in $2^1/_2$ Stunden die Nordbahnstation Trzebinie, während man von Alwernia nach Süden wandernd ebenfalls in $2^1/_2$ Stunden zur Station Spytkowice gelangt. (Von dort westwärts per Bahn in kurzer Zeit nach der bedeutenden Nordbahnstation Oswiecim.)

Die Kirche.

Etwas abseits von dem Städtchen Alwernia liegt von Waldesgrün umgeben die eintürmige Wallfahrtskirche Alwernia. Durch Gittertore betreten wir den Kirchenplatz, der von einer umfriedenden Mauer abgeschlossen wird.

Hier auf diesem Kirchenhofe finden wir eine Kapelle, in welcher zur Zeit des großen Ablasses ein feierliches Hochamt gesungen wird. Auch sind die vierzehn Kreuzwegstationen zu sehen, die die Pilger mit Vorliebe vor dem Empfange der heiligen Sakramente besuchen.

Sobald wir, die Schwelle der Kirchenpforte überschreitend, das Innere des Gotteshauses erblickt haben, sind wir uns sofort klar, daß wir diese Kirche zu den schönen und gut erhaltenen rechnen müssen. Sie hat ausgesprochen Kreuzesform, trägt alle Kennzeichen des Renaissancestiles an sich und zeigt als Grundfarbe ein schmutziges Gelb (Drap). Die Seitenwände sind mit lieblichen Ornamenten, die himmelblaue Decke mit Goldsternen herrlich verziert. In lebhafter Erinnerung ist uns auch die prächtige Färbelung über der Vierung (Schneidefläche der Kreuzesbalken) geblieben.

Einen Augenblick nach rückwärts blickend sehen wir hinter dem Orgelaufbau eine Wandmalerei, die einen

Vorhang darstellt, der die Orgel wie in einem Baldachin erschauen läßt. Diese Idee ist charakteristisch und schön.

Noch immer im schmalen, rückwärtigen Teile des Hauptschiffes verweilend, betrachten wir mit Wohlgefallen die beiden schief in den Winkel eingebauten Seitenaltäre, die als Hauptfiguren in Lebensgröße zwei Bilder Mariens und des heiligen Antonius, und zwar ganz aus Silber, zeigen, also wieder eine seltene Sache. Überhaupt zeigt diese Kirche mancherlei Eigentümlichkeiten und ist, wenn auch nur halb so groß, dennoch an Schönheit ihrer vielbesuchten Schwesterkirche in Kalwarya entschieden voraus.

Der Hochaltar, den wir etwas zu massiv und ein wenig zu weit in die Kirche vorgeschoben finden, überrascht hinwider durch sein außerordentlich plastisch gemaltes überlebensgroßes Bildnis des Gekreuzigten.

Hinter dem Hochaltar entdecken wir noch einen mäßig großen Chorraum, in welchem uns besonders zwei Marienbilder, die übereinander an der Rückwand des Hochaltares Platz gefunden haben, fesseln. Wie wir vernehmen, soll das untere, das bloß ein Kopfbild ist, aus dem 11. Jahrhundert, das obere, das ganze Figur zeigt und Kleider von eigenartigem Gewebe darstellt, aus dem 15. Jahrhundert stammen.

Das Gnadenbild.

Man hat diesem geschätzten Bilde eine eigene Seitenkapelle errichtet, und zwar parallel mit dem Hochaltare, so daß also der Gnadenaltar in derselben Richtung steht, wie der Hochaltar. Der Eingang in die Gnadenkapelle ist jedoch nur von dem Querschiffe der Kirche aus möglich, nicht aber vom Presbyterium.

Über die Kapelle, die im Barockstile erbaut ist und an deren Wänden eine Zahl von offenbar silbernen Votivgegenständen in Glasschränken untergebracht sind, ist nicht viel zu sagen.

Das Gnadenbild selbst, für gewöhnlich mit einem Vorhange verhüllt, zeigt kein Marienbild, sondern ein Bild des dornengekrönten Heilandes. Es ist etwa 80 cm hoch und 60 cm breit und soll von hohem Werte sein. Es zeigt in sehr breitem, reichem Rahmen einen mit Goldsternen verzierten hochroten Hintergrund, von dem sich das Brustbild des dornengekrönten Erlösers um so mehr abhebt, weil der Schultermantel Christi in hellstem Silber funkelt, während Strahlenkranz, Dornenkrone, Untergewand, ferner die um die Gelenke gewundenen Stricke, sowie der dicke Rohrstock in Gold erglänzen. In derlei hellen Zierfarben: rot, silber, gold kommt dann das dichtgelockte, ganz dunkle Haar zur vollen Geltung. Es ist jedenfalls ein schönes Bild. Menschendank hat den Strahlenkranz des Bildes mit echten Juwelen reichlichst geziert.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Entstehung von Kirche und Kloster.

Im schönen Italien, unweit des berühmten Ortes Assisi, findet sich ein hoher Berg, Alverno genannt. Dort erhielt der heilige Franziskus von Assisi zwei Jahre vor seinem Tode die Wundmale des Herrn in sichtbarer Weise an seinem lebendigen Leibe eingegraben: an den Händen, an den Füßen und an seiner Brust. Seit jener Zeit hat der Berg eine hohe Berühmtheit und gehört zu den häufigst besuchten Andachtsstätten Italiens.

Nun trug es sich zu, daß ein polnischer Edler, Herr Christof Korycinski auf seiner großen Wallfahrt nach Spanien und Rom auch Assisi besuchte und von dort aus



Alwernia, die Gnadenkirche.

dann zum Berg Alverno emporstieg. Aber siehe da, eine tückische Krankheit erfaßte ihn daselbst und brachte ihn mit Riesenschritten an den Rand des Grabes. Der edle Pole, den es nach heimatlicher Erde verlangte, machte in seiner Todesnot das Gelöbnis, er wolle im Falle seiner Gesundung in Polen irgendwo auf seinen Gütern Kirche und Kloster erbauen und selbes den Mindern Brüdern des heiligen Franziskus schenken.

Der Herr erhörte das Gebet des Kranken und gab ihm die erwünschte Gesundheit zurück; dieser aber erfüllte gar schnell, was er in schwerer Stunde gelobt.

Auf seinen weiten Besitzungen gab es manche schöne passende Stelle zum geplanten Kirchenbau. Doch zeichnete sich gerade eine, die damals „Podskale" hieß, besonders aus. Denn es ging merkwürdiges Gerede schon seit längerer Zeit unter dem Volk herum, daß Hirten und Schäfer zu wiederholten Malen dort unerklärlichen Lichtschein gesehen, daß sie Melodien und Sängen gelauscht, die

droben am Berge erschollen und von denen niemand wußte, wer denn die Sänger seien.

Auf diesem Berge nun ward das versprochene Kloster samt der Kirche im Jahre 1618 aufgebaut. Der neue Ort bekam seinen neuen Namen nach dem italienischen Heiligtum: Alwernia hieß er fürder und heißt es auch heute noch.

Doch der ewige Herr schien mit dem hölzernen Bau wenig zufrieden und sandte, nachdem er 30 Jahre Geduld gehabt, seinen schnellen Diener, das Feuer, auf daß es den Holzbau in flammender Glut verzehre und verbrenne. So sahen denn die Bewohner Alwernias im Jahre 1648 tränenden Auges anstatt der geliebten Kirche ein rauchendes Trümmerfeld. Aber des Herrn Zuspruch und Mahnung



Alwernia Gnadenbild.

trieb den Sohn des Gründers liebevoll an, das Werk seines toten Vaters schöner als zuvor zu erneuern; gar bald machte sich nämlich der wackere Mann ans Werk und, unterstützt von anderen Wohltätern, vollendete er im Jahre 1660 den stattlichen Porphyrbau, wie er heute noch steht. Aber erst acht Jahre darnach bekam das neue Werk seine Krone durch die feierliche Konsekration.

Geschichte des Gnadenbildes.

Das Bild, das heute Alwernias Kirche als Gnadenbild ziert, befand sich ehemals lange Zeit in Konstantinopel. Späterhin kam es geschenkweise in den Besitz des österreichischen Hofes zu Wien, wo es besonders von Kaiser Ferdinand II. hoch verehrt wurde. Dieses Bild war es auch, von dem der kummervolle Herrscher nach inbrünstigem Gebete die Trostesstimme vernommen haben soll: „Ferdinand, ich werde dich nicht verlassen." — Dieser Bericht, der sich in polnischen Büchern findet, ist jedoch darum zweifelhaft, weil ebendasselbe Vorkommnis einem anderen Marienbilde — „Maria mit dem geneigten Haupte" — zugeschrieben wird. Wir sind nicht in der Lage, bestimmt anzugeben, welcher von beiden Berichten der Wahrheit entspricht.

Sterbend gedachte Kaiser Ferdinand noch dieses seines Bildes und überreichte es, um es vor etwaigem Mißbrauch durch Protestanten zu bewahren, seinem frommen Hofkaplan, ihn bittend, den ehrenreichen Schatz gut zu bewahren und in treuer Obhut zu behalten.

Aus den Händen dieses Kaplans ging das herrliche Bild in den Besitz einer reichen, frommen ungarischen Familie über, Hollo mit Namen. Der Besitzer überreichte es auf seinem Sterbebette einem seiner polnischen Freunde, Johann Michlayski.

Da nun der soeben genannte Pole auf seiner Heimkehr nach Norden begriffen war, erkrankte er in der Nähe Alwernias schwer, so daß er die Reise unterbrechen und im Kloster der Bernardiner bleiben mußte. Dort wurde er zwar bestens verpflegt, aber den Tod vermochten die sorgsamen Wärter nicht mehr abzuhalten, und so starb Michlayski in den Armen der Ordensleute. Schnell ward der Sohn verständigt und eilte herbei. Vergebens bot er den sorgsamen Pflegern seines Vaters Geld und Entschädigung; sie wiesen alles von sich. Da machte er ihnen den Antrag, er wolle das Bild, das sein Vater so hoch geehrt, ihrer Kirche überlassen. Mit großem Jubel ward der Vorschlag angenommen und alsbald wurden Vorkehrungen getroffen, damit das kostbare Bild auch würdig empfangen werde. Es war ein wahrer Triumphzug, da es vom letzten Orte in festlicher Weise abgeholt wurde. Man stellte es zunächst auf den Hochaltar der Kirche.

Weil aber in den darauffolgenden Zeiten Gottes Macht durch dieses Bild gar manche Wundertat vollbrachte, da sich dort die Kranken Genesung, die Traurigen Trost, die Bedrängten Hilfe holten, so tauchte der Gedanke auf, dem Bilde besondere Ehre zu erweisen und ihm eine eigene Kapelle zu erbauen. Der schöne Gedanke wurde rasch zur Tat und so steht denn das Bild, hochgeehrt vom Volke, seit jener Zeit an seinem neuen Ehrenplatze, wo es in Liebe, Eifer und Andacht verehrt wird.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1918: 250jähr. Jub. der Kirchenkonsekration, zugleich 300jähr. Jub. der Entstehung.

1936 250jähr. Jub. des Gnadenbildes.

Ständige Priester: 5 Franziskaner der gal. Provinz (Bernardiner genannt).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 500 bis 600.

Kommunikanten jährlich: 14.000 bis 20.000.

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich: 60 bis 80.

Hauptfeste: Portiunkulafest und Sonntag nach Fronleichnam.

Stabile Devotionalienhändler: 1 (Sakristei).

Gasthäuser: keines.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Zufahrten.

Wien N.-B.—Alwernia. Über Trzebinie (umsteigen). Wien—Trzebinie, Schnellz. 6½ St., K 17·50. Persz. 12 St. K 13.30. Von Trzebinie schwach 3 St. zu Fuß oder 14 km mit sehr wenig befahrener Flügelbahn.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Alwernia—Kalwarya. In Wadowice umsteigen. Bei gutem Anschlusse 1¾ St., K 1.80.

Alwernia—Friedek 6 bis 7 St., K 4.90.

Literatur.

F. St. Podworski, Pamiątka z góry Alwernii, 12°, 16 S.

Kurze Erwägung.

Es ist unleugbar, daß in der Geschichte dieses Gnadenortes zweimal irgendeine Krankheit des einzelnen Menschen zum großen Segen für viele gereichte und daß diese Krankheit ein Werkzeug im Plane der Vorsehung Gottes war. In der Krankheit machte jener erste Adelige Korycinski das Gelöbnis, Kirche und Kloster zu bauen; durch die Krankheit des zweiten, Michlayski, kam das Bild an seinem ihm von Gott bestimmten Platz.

Wie häufig aber kommt es vor, daß gerade der Kranke in großer Kurzsichtigkeit nur das Klagen und Seufzen kennt und nur allzuoft vergißt, zu sprechen: „Herr, Dein Wille soll geschehen und nach Deinem Plane möge mein Leben verfließen!“

Gebet.

O Herr und Heiland, der Du allen Leidenden voran die Dornenkrone auf dem Haupte trugst, der Du Dein dorngekröntes Haupt zum Gnadenbilde machtest, auf daß des Menschen Schmerz im Meere Deiner eignen Schmerzen Trost und Linderung fände, wir bitten Dich, gib uns Geduld im Leiden, gib uns Ergebung in Deinen Willen, wenn unsere Lebensbahn sich anders gestaltet, als unser töricht Herz es sich wünscht. Verleihe Kraft unserer Schwäche, lege Deinen Segen auf unser Ringen und laß aus den Dornen unseres Schmerzes die Rosen der Vergeltung blühen. Amen!

Maria-Luggau.

Kärnten.

Bis 20.000 Kommunikanten.

In der Berge Riesen eingebettet
Liegst du, weltverlorner Gnadenort,
Doch der Kärntner Herzen sind gekettet
An das Herz der Gnadenmutter dort.

Was dem Alpenvolke Du gegeben,
Keine Zunge würdig dies bespricht,
Mancher Kärntner ließe wohl sein Leben,
Doch zu Dir die Liebe ließ er nicht.

Örtliche Lage.

Wenn der Ruhm und die Glorie eines Wallfahrtsortes darin gelegen wäre, daß er recht versteckt und weitab von menschlichen Verkehrswegen in Bergestiefen vergraben sei, daß eine Pilgerfahrt zu ihm eine fast heldenmütige Bußfahrt genannt werden müsse, dann würde unserem Luggau gewiß der erste Platz unter allen Wallfahrtsorten Österreichs gebühren. Da ist keine Wallfahrtsstätte in ganz Österreich, die so schwer zu erreichen, die so viele anstrengende Märsche erforderte als Luggau. Weder Weißenstein, noch St. Georgenberg in Tirol, weder Luschari noch der Monte Santo bei Görz können sich in dieser Beziehung mit Luggau messen.

Wo liegt Luggau? Nach den Landesgrenzen betrachtet, liegt Maria Luggau an der äußersten Westgrenze Kärntens. Nur eine Viertelstunde westlich von Luggau ist schon die Grenze gegen Tirol. Ferner bilden die hohen Berge, die sich unmittelbar südlich von Maria-Luggau erheben, die Grenzberge des österreichischen Staates gegen das italienische Königreich hin.

Hätten wir aber Adlersflügel und machten wir von Maria-Luggau genau nordwärts über die Berge hin einen Flug, so kämen wir nach etwa 15 km zur Stadt Lienz in Tirol und nach etwa weiteren 30 km zur Großglocknerspitze.

Sollen wir die Lage Luggaus noch nach den Flußläufen bestimmen, so können wir sagen: Maria-Luggau liegt im obersten Teile des Gailtales, fast schon am Ursprunge der Gail (Maria-Luggau selber hat eine Meereshöhe von 1170 m). Doch heißt dieses Tal, das die noch junge Gail durchströmt, hier oben noch nicht Gailtal, sondern Lesachtal und wird erst von Kötschach abwärts Gailtal benannt.

Zugänge zum Wallfahrtsorte.

Wir wollen einmal nach den verschiedenen Weltrichtungen die Zugänge nach Maria-Luggau genauer visitieren.

Von Süden her. Paschersteige, die über die Höhen des Paralba und seiner Berggenossen von Granvilla und Sant Stefano aus dem Italienischen her führen, und zwar über Bergsättel, die 2200 m und mehr Meereshöhe zählen. Wir können uns hier wohl eine nähere Beschreibung derartiger Verkehrsmittel ersparen.

Vom Norden her. Der Lienzer Steig. Ein rot markierter Touristensteig, der wie man uns sagte, 6 St. Gehzeit erfordert. Man muß da zunächst von der Stadt

Lienz an der Drau etwa 1½ St. flußaufwärts gehen, übersetzt dann beim sogenannten Luggauer Brückel den Wasserlauf und muß nun über ein Joch, das auf seinem höchsten



Maria-Luggau, Gesamtansicht gegen Norden. Phot. J. Unterrainer, Lienz.

Punkte 1880 m erreicht (also von Lienz aus zirka 1200 m Steigung), südwärts wandern. Wir hatten gute Lust, diesen Steig zu versuchen; aber man riet uns ab: Einer allein, so hieß es, sollte ihn nicht gehen; stellenweise müsse man sich über Trittstufen, die in die Felsen eingehauen seien, weiterbewegen, und in die Tiefe schauen dürfe man, so warnte man uns weiter, dabei schon gar nicht. Nach solchen Beschreibungen ließen wir den Versuch bleiben. Wir halten uns für unseren Teil lieber auf den sicheren, wenn auch oft verspotteten „Kuhwegen", von denen nicht leicht jemand abstürzen kann.[1])

Von Nordost her. Da soll, ebenfalls mit 6—7 St. Gehzeit, ein Steig von dem Wallfahrtsorte Lavant nach Maria-Luggau führen. Man muß dabei noch etwa 200 m höher klimmen als beim Luggauer Steig. Markiert ist dieser Weg nicht. Wir hörten nichts davon, daß er Schwindelfreiheit erfordere, doch wurde uns gesagt, daß er sehr schlecht sei.

Nun bleiben die beiden Zugänge von Ost und West. Behandeln wir zunächst den von West her. Er ist jedenfalls der kürzeste und nach unserer Erfahrung der beste Zugang nach Maria-Luggau. Jedoch nur für Fußgänger eingerichtet. Equipagen und andere Lohnwagen sind nicht zu bekommen.

Dieser Weg beginnt so ziemlich genau in der Mitte zwischen den beiden Südbahnstationen Abfaltersbach und Sillian (in Sillian halten auch einige Schnellzüge). Man kann also in beiden absteigen.

[1]) Notiz der Kirchenvorstehung: Dieser Weg „Koflweg" genannt, wird aber doch von vielen Wallfahrern beschritten.

Der in Sillian absteigende Wallfahrer wähle nur bei sehr trockener Witterung die Abkürzung bis zum Eintritt ins Tal, denn bei nur mäßig nassem Wetter gibt es dort geradezu unpassierbare Sumpfstrecken. Man wird in der Regel zuerst in das Dorf Sillian gehen und dort die Straße benützen müssen. Hat man einmal (nach etwa ¾stündigem Marsche) den Eingang zum Luggauer Seitental erreicht, so wird uns der Pfad sehr bald steil emporführen und uns in das Dorf Kartitsch und weiterhin zur höchsten Paßhöhe (1533 m) bringen. Die vortrefflichste, nie versagende Markierung auf diesen Wegen sind die Telegraphenstangen, man lasse sie nie außer acht: sie führen stets die kürzesten und verläßlichsten Steige.

Übrigens wird von Sillian nach Maria-Luggau bereits eine fahrbare Straße gebaut, von der heute (1913) etwa die Hälfte fertiggestellt ist.

Von der erwähnten Paßhöhe geht es dann nach Tilliach, dem letzten Tiroler Orte abwärts, und zwar an der ganz jungen Gail. Und endlich von Tilliach nach Luggau auf halbwegs ebenen Wegen. Die Gesamtdauer des Marsches wird verschieden angegeben. Man spricht von 6—8 St. samt Rastezeit. Wir selber machten die Tour in ziemlich flottem Tempo und brauchten dazu samt zwei Rastzeiten von je ¼ St. zusammen 6 Gehstunden.

Der Weg muß im ganzen etwas eintönig genannt werden, da die sich allseits erhebenden niedrigeren Vorberge den Ausblick auf die dahinter gelegenen Bergesriesen besonders gegen die Nordseite hin beständig verdecken.

Zugang von der Ostseite. Dieser letztere Zugang beginnt bei der Südbahnstation Oberdrauburg (50 km östlich von der früher erwähnten Absteigstation Sillian), führt zunächst auf sehr langgezogener Serpentinenstraße (die der Fußgeher ganz bedeutend kürzt) auf den Gailbergsattel (Steigung von Oberdrauburg 350 m) und dann sanft hinab gegen Kötschach, einen Wallfahrtsort; Gehzeit 2½ St.

Von Kötschach führt der Weg gegen Westen, und zwar über Sankt Jakob bis Bierbaum auf minderer Straße, von Bierbaum ab auf einem Wege, den man zwar auch Straße nennt, der aber im Grunde genommen nur ein besserer Karrenweg ist. Da die dortigen Terrainverhältnisse recht schwierige sind, mußte man den Weg ziemlich hoch an der Bergeslehne führen, wo man nun auf der sechsstündigen Strecke (Rastzeit nicht mit eingerechnet) Kötschach bis Maria-Luggau nicht weniger als 74 Gräben zu passieren hat. Das

Sträßchen zieht infolgedessen in endlosen Windungen und dabei unaufhörlich bergauf und bergab dahin, und zwar in einer Weise, wie wir sie so arg noch nirgends anders beobachtet haben.

Aber diese oft riesigen Windungen haben zur Folge, daß der Weg betreffs der Naturschönheit sehr abwechslungsreich ist, und daß also die ganze Strecke als herrlich bezeichnet werden muß. Insbesondere ist die größte aller Straßenwindungen, unmittelbar vor dem Orte Bierbaum, ungemein romantisch und versöhnt uns in etwas mit den ermüdenden Windungen unseres Weges.

Was die Steigung von Oberdrauburg bis Maria-Luggau (Gehzeit zusammen samt Rastzeit zum mindesten 10 St.) betrifft, so wäre sie nach der Karte 550 m (Oberdrauburg liegt nämlich 620, Maria-Luggau 1170 m hoch). In Wirklichkeit ist die Steigung ganz bedeutend größer: 1. Steigung von Drauburg nach Kötschach 350 m. 2. Neuerliche Steigung von Kötschach nach Maria-Luggau 462 m. 3. Da der Weg, wie erwähnt, immer wieder stark bergab geht, um dann um so mehr anzusteigen, so wären zu diesen 800 m, nach unserer Schätzung noch mindestens 400 m zu addieren, was eine Gesamtsteigung von Oberdrauburg bis Luggau von 1200 m ergibt.

Aus dem Gesagten folgt, daß für einen Besuch von Maria-Luggau sich jedenfalls der Zugang von Westen (Sillian) empfiehlt, während der Weg nach Oberdrauburg als Rückweg von Luggau benützt werden mag. Denn man hat in Sillian einen Ausgangspunkt, der um 468 m höher liegt, als Oberdrauburg, also offenbar eine Verringerung der Höhenleistung.

Auf diesem schwierigen Straßenwege Kötschach-Luggau ist auch täglich einmalige Postbotenfahrt eingeführt. Natürlich braucht die Fahrt entsprechend lang. Von Oberdrauburg bis Kötschach 2 St. Und dann ganz separat, ohne Rücksicht auf diese Fahrt eine zweite Postbotenfahrt zwischen Kötschach und Luggau, die in der Richtung nach Luggau 7½ St. Fahrzeit hat, in der umgekehrten Richtung (abwärts) 6½ St. Fahrpreis von Oberdrauburg bis Kötschach K 2.—, von Kötschach bis Maria-Luggau K 7.—, zusammen K 9.—. Daraus ergibt sich, daß ein rüstiger Fußgänger möglichst den Postwagen vermeiden wird, denn dieser braucht ebenso lange als der Fußgeher, fährt nur zu ganz bestimmter Zeit und kostet obendrein Geld.

Kirche und Gnadenbild.

Ob der Pilger von Westen oder Osten gegen Maria-Luggau kommt, so werden ihm von jeder Seite die 14 Kreuzwegstationen am Wege in den Wallfahrtsort einbegleiten und seine Seele in entsprechende Stimmung bringen. Von Kötschach her kommend wird er überdies in der Nähe des Wallfahrtsortes eine sehr liebliche Lourdeskapelle am Wege antreffen.

Ja noch mehr: er wird hier die Erfüllung eines Schriftwortes vorfinden: „die Steine werden laut ausrufen“: denn siehe da, an mehreren Stellen hat man in die Felswände den Engelsgruß in großer Schrift gemeißelt: „Ave Maria!“ Und was im Stein geschrieben steht, es steht auch in unseren Herzen, wenn wir schließlich die leichte Steigung zum Kirchenplatze überwindend uns der Gnadenstätte nähern: „Ave Maria!“

So steht denn vor unseren Blicken die Gnadenkirche. Ein hochstrebender, viereckiger Turm ist das Wahrzeichen dieses Ortes. Vor dem Turm ein Brünnlein. Doch haben wir nichts vernommen, daß dieses Brünnlein etwa als heilkräftige Quelle betrachtet würde. Neben dem Turme steht ganz frei ein außerordentlich hohes, aber ganz einfach aus Balken zusammengefügtes Kreuz da; wohl ein Missionskreuz.

Wir betreten das Innere der Kirche; sie ist eher klein als groß zu nennen; 1000 bis 1200 Personen dürften in ihr Platz finden. Das Bauwerk zeigt an verschiedenen Stellen noch den ursprünglichen gotischen Baustil; doch gewahrt man zugleich deutlich, wie späterhin der Barockstil sich gelegentlich weitgreifender Renovierungen mitten in der Gotik Platz verschafft hat.

Die Decke der Kirche ist mit sehr schöner Stukkaturarbeit und Gemälden verziert. Die Kirchenstühle zeigen eine ganz eigenartige, durchbrochene Arbeit, wie man sie sonst nur selten vorfindet.

Der Hochaltar, zugleich Gnadenaltar, ist von einem großen, geschmackvollen Baldachin überwölbt, und trägt über



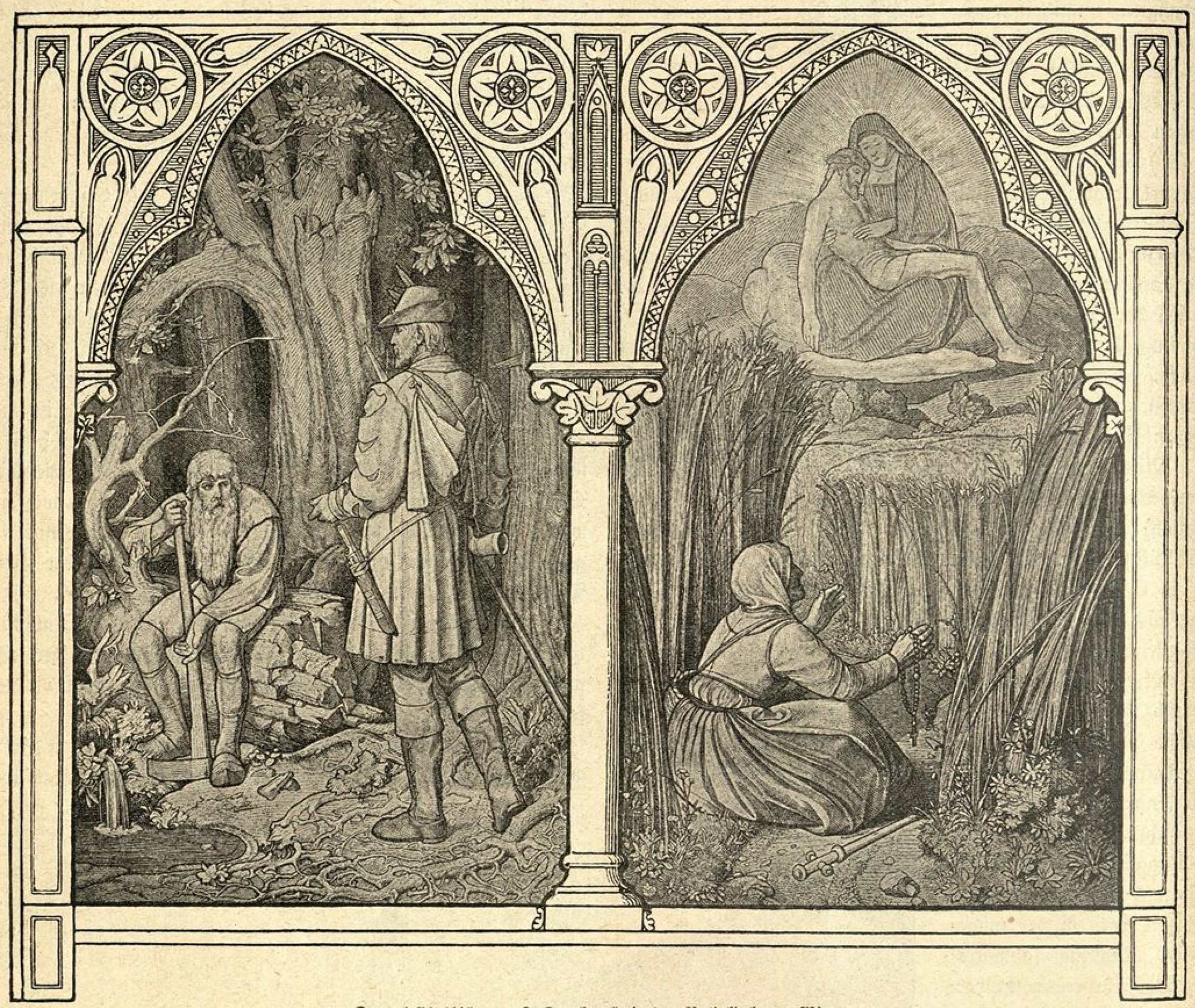
Maria-Luggau, Gnadenkirche von Westen.

dem Tabernakel das aus Holz geschnitzte, etwa 60 cm hohe Gnadenbild, das meistens, wenn gerade kein Gottesdienst abgehalten wird, nach italienischer Sitte mit einem Vorhange verhüllt ist. Die Darstellung, die das Gnadenbild bietet, ist die der schmerzhaften Mutter, jedoch in einer ganz sonderbaren Auffassung: Der Leichnam Jesu, den Maria auf dem

Geschichtliches.

Der Weizenacker.

Das Entstehungsjahr dieses Wallfahrtsortes entnehmen wir nur dem Titel eines alten Wallfahrtsbuches aus dem Jahre 1731, der folgendermaßen lautet:



Doppel-Glasbild von J. Trenkwald in der Votivkirche zu Wien.

Mariabrunn in Krain.
Herzog Bernhard von Kärnten findet an einer Quelle sitzend jenen Greis, der ihm vorher im Traume gezeigt ward.

Maria-Luggau.
Eine Taglöhnerin erhält von Maria den Auftrag, an Stelle eines Weizenfeldes eine Kirche zu erbauen.

Schoße trägt, ist nämlich in auffallend kleinerem Maßstabe ausgeführt, als die Muttergottes, so daß der erwachsene Sohn scheinbar kaum die halbe Höhe seiner Mutter erreicht. Das Gnadenbild, das auf einem niedrigen Sockel steht, trägt gewöhnlich Prunkgewande aus kostbaren Stoffen.

Auf einem Seitenaltare sieht man das Bild des heiligen Lukas. Soll ja doch der Name Luggau nach der wahrscheinlicheren Ansicht aus „Lukas-Au" entstanden sein, während andere minder wahrscheinlich es von „Lug in d'Au!" ableiten wollen.

„Der vollkommene Weizenacker, welchen die schmerzhafte Muttergottes anno 1513 in dem Tal Lessach an der Luggau selbst gesäet hat, und durch mehr denn 217 Jahre mit unverwelkten Früchten sowohl der Wunder als der Guttaten bereichert."

Es trug sich also im Jahre 1513 zu, daß eine recht fromme Taglöhnerin, von der nur der Taufname bekannt ist — sie hieß Helena — auf einem Weizenacker beschäftigt war, der sich gerade an jener Stelle befand, wo

heute die Gnadenkirche steht. Ermüdet von langer Arbeit legte sie sich auf ein Weilchen auf die Erde hin, um zu ruhen; bald war sie eingeschlafen und hatte nun ein Traumbild:

Es ward ihr nämlich auf irgend eine Weise kundgemacht, daß an dem Platze, wo sie sich soeben befinde, gar bald eine Kirche stehen werde; und sie — die Taglöhnerin — sei dazu ausersehen, diesen himmlischen Willen in Ausführung zu bringen und den Kirchenbau zu veranlassen.

Als sie erwachte, konnte sie sich zwar des Traumbildes ganz deutlich erinnern, erachtete es jedoch nur als gewöhnliche nichtssagende Träumerei und beschloß das Vorkommnis weiter nicht zu beachten. Aber merkwürdigerweise brachte sie den Gedanken nicht mehr aus ihrem Kopfe und mußte immer wieder an den Traum denken; und so sehr sie sich auch das Unmögliche an der Sache, daß sie, die Taglöhnerin, eine Kirche bauen sollte — vorstellte, so hatte sie trotzdem fürderhin Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Da sprach sie endlich zu sich selbst:

„Ich will mich doch einmal vergewissern, ob was dran ist; ich will auf dem abgeernteten Acker eine brennende Kerze aufstecken, und wenn die Kerze drei Tage und drei Nächte ohne zu verlöschen brennt, dann will ich darin einen Fingerzeig Gottes erkennen, daß mein Traumgesicht wirklich von oben gekommen sei."

Sie führte ihren Vorsatz aus, zündete die Kerze an, und siehe da, trotz Wind und unruhiger Luft brannte die Kerze drei Tage und drei Nächte lang.

Der Bau der Kapelle.

Nun war denn Helena für ihre Person überzeugt, daß sie nicht irgend einer Täuschung unterliege, sondern daß tatsächlich der Himmel das Werk von ihr begehre; und so sann sie denn nach, wie sie es am besten beginnen könnte. Sie entschloß sich zu folgendem: Von ihrem mühselig zusammengespartem Gelde kaufte sie ein Bild der schmerzhaften Mutter Christi, ein sogenanntes Vesperbild, und begann, mit diesem Bild auf dem Arme von Haus zu Haus zu gehen und um Beiträge zur geplanten Kapelle zu bitten.

Man kann sich denken, daß sie da genug des Spottes, des Hohnes und der Verachtung einheimste. Ja es gab sogar solche, die sie einfach für verrückt hielten, so daß sie schließlich sogar ins Gefängnis kam. Aber sie ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen und erduldete alles mit froher Geduld.

Die Gefängnisstrafe dauerte nicht lange. Denn gar bald erkannten die Richter, daß das Mädchen unschuldig sei, und ließen sie wieder frei. Sofort begann sie jetzt wieder ihre Bettelgänge, und zwar mit bedeutend mehr Glück als das erstemal. Die Herzen schienen durch eine geheimnisvolle Macht umgewandelt zu sein und viele, die früher nur Spottworte für die Sammlerin hatten, gaben ihr jetzt Geld und sicherten ihr werktätige Hilfe zu.

Und so dauerte es nicht lange, daß tatsächlich am Weizenacker eine Holzkapelle fertig dastand.

Der erste merkwürdige Vorfall.

Damals wohnte in der dortigen Gegend ein armer Mensch, den man allgemein als einen Blödsinnigen kannte. Er hatte den Gebrauch seines Verstandes gänzlich verloren. Da traf es sich, daß dieser Bedauernswerte zur neuen Kapelle kam, an der noch ein Zimmermann eine letzte Arbeit verrichtete. Die Statue stand damals schon drinnen. Der Tölpel nahte sich, sah mit verlornem Blicke auf den kleinen Altar; und vielleicht geblendet von den bunten Farben der Statue, trat er ganz nahe hinzu, nahm die Statue herunter und schickte sich an, damit fortzugehen.

Da schrie ihn der Zimmermann derb an: „Untersteh dich!"



Maria-Luggau, Inneres der Wallfahrtskirche.

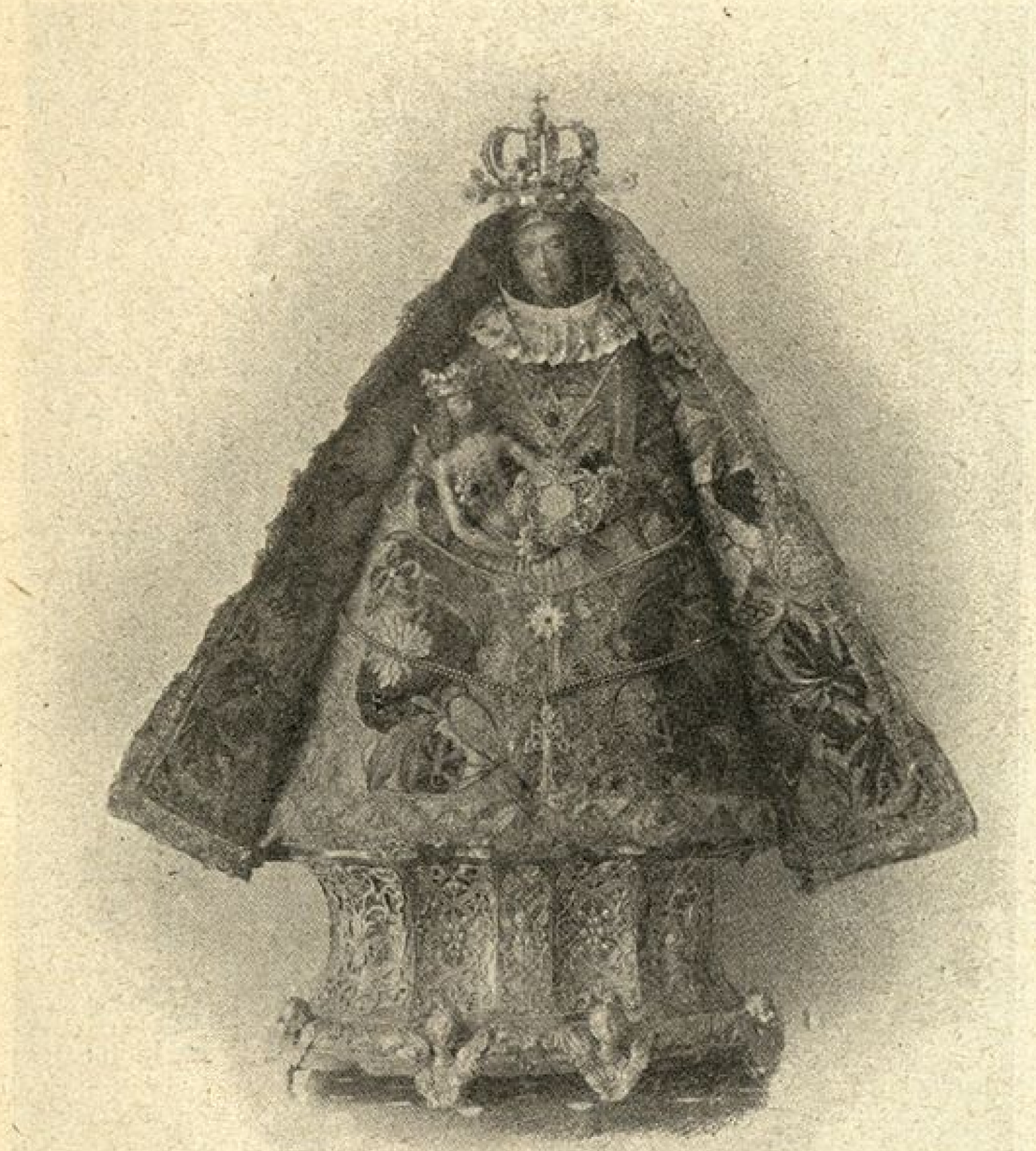
Von dem Drohworte erschreckt und eingeschüchtert, kehrte der Arme um und stellte das Bild wieder an seine Stelle. Aber dieser Augenblick war für ihn ein Moment der Gnade: sein Geist wurde licht, wie Schuppen fiel es von seinem umnachteten Verstande, und von Stund an sprach und handelte er vollkommen vernünftig wie alle anderen Leute. Dieses Ereignis machte in der ganzen Umgebung sehr großes Aufsehen, da der Blödsinnige überall als solcher wohlbekannt gewesen war.

Bau einer kleinen Kirche.

Nun dachte Helena daran, anstatt der schlichten Holzkapelle eine aus Stein gefertigte Kirche zu errichten. Sie begab sich in dieser Angelegenheit nach Pittersberg zu einem gewissen Herrn Johann v. Manndorf, um von ihm die Bewilligung znm geplanten Baue zu erhalten. Dieser Herr

aber war von der Absicht des Mädchens so begeistert, daß er nicht nur den Bau erlaubte, sondern vielmehr die ganze Sache selber in die Hand nahm.

Aber sein ursprünglicher Eifer erwies sich alsbald nur als Strohfeuer. Verschiedene Schwierigkeiten und besonders der Widerstand einiger Bauern machte seinen ersten Mut bald schwinden und seine Spannkraft erlahmen. Er wollte schon alles gehen und stehen lassen und ritt mißmutig nach Hause. Da scheute plötzlich sein sonst sehr zahmes Rößlein, warf ihn aus dem Sattel und schleppte ihn, während sein Fuß noch im Steigbügel hing, eine Strecke mit sich fort. In dieser großen Gefahr durchleuchtete ihn blitzartig die Erkenntnis,



Phot. J. Unterrainer, Lienz.
Maria-Luggau, Gnadenbild.

daß dieser Unglücksfall eine Strafe für seine Feigheit sei. Und schneller als man es beschreiben kann, machte er das heilige Gelöbnis, im Falle der Errettung den Kirchenbau sofort mit aller Macht zu betreiben. Kaum hatte er das Gelöbnis in seinem Herzen gemacht, als das wilde Rößlein stille stand; er war gerettet.

Nun hielt ihn nichts mehr auf; bald stand die versprochene, allerdings kleine Kirche aus Stein vollendet da.

Eine neue, große Kirche.

Der Andrang zum neuen Heiligtume wurde rasch so bedeutend und wuchs so auffallend, daß schon nach zwei Jahren die neue Kirche zusammengerissen und ein großes würdiges Gotteshaus an ihrer Stelle errichtet wurde. Bis zur Vollendung verging freilich manches Jahr, aber im Jahre 1536 war die Kirche soweit fertig, daß sie die heilige Weihe erhalten konnte. Sie wurde unter dem Titel „Maria Schnee" geweiht, freilich bloß aus dem Grunde, weil sie wegen der hohen natürlichen Lage und wegen des rauhen Klimas oft genug mit Schnee bedeckt erscheint.

Weitere Ereignisse.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts war es ein gewisser Herr Graf v. Ortenburg, Landeshauptmann von Kärnten, der dem Wallfahrtsorte Luggau sein größtes Interesse entgegenbrachte. Weil nun bis dahin noch nichts Geschriebenes über den neuen Gnadenort vorlag, so ließ er eines Tages alle hochbejahrten Bewohner des ganzen Tales, darunter auch den 116 Jahre alten „Matthias von der Wiesen" zusammenkommen, und forderte sie auf, alles was sie über die Entstehung des Gnadenortes wüßten, wahrheitsgetreu zu berichten und kundzugeben. Sie erzählten nun alle einhellig das, was wir soeben berichtet haben.

Derselbe Graf errichtete im Jahre 1593 neben der Kirche ein Kloster und übergab selbes den Franziskanern.

1594 wurde Luggau zu einer selbständigen Pfarre erhoben.

1640 entstand ein großer Brand, dem das Kloster zum Opfer fiel. Doch blieb die Kirche davon verschont.

Schon fünf Jahre früher, 1635 war das Kloster einem anderen Orden, nämlich den „Dienern Mariens", auch Serviten genannt, übergeben worden, die tatsächlich bis heute die Wallfahrts- und Pfarrseelsorge in Luggau zu leisten haben.

Wir erwähnen schließlich noch, daß mehrere Vorkommnisse der Entstehungsgeschichte in der heutigen Kirche an der Decke durch Gemälde verewigt sind.

Gebetserhörungen.

(Dem Gedenkbuche der H. H. Patres Serviten entnommen.)

Selbst der Tod muß vor Dir weichen
O Maria von Luggau!
Durch erstaunungsvolle Zeichen
Zeigst Du Dich als Wunderfrau!
(Auf einem Votivbilde zu Luggau.)

Von den Fraisen geheilt.

Am 9. Juni 1909 erschien in Luggau Frau Rosa Ortner v. Waldi mit ihrem vierjährigen Töchterlein, um für eine merkwürdige Heilung zu danken, derer das Kind ein Jahr früher teilhaftig geworden war. Das Kind hatte so starke und so andauernde Fraisenanfälle, daß es dadurch an den Rand des Grabes kam und dem Tode unfehlbar verfallen schien. Da machte die Mutter das Gelöbnis, sie wolle mit dem Kinde eine Wallfahrt nach Luggau machen, wenn es gesund würde. Und sonderbar: Von dem Augenblicke an hatten alle Fraisenanfälle ein jähes Ende und kehrten nie mehr zurück. Das Kind war das ganze verflossene Jahr vollkommen gesund geblieben.

Dank der lieben Gnadenmutter von Luggau!

Eine Doppelheilung.

Am 7. September 1907 kam eine Bauersfrau aus dem Pustertale (also doch sehr weit her) und brachte uns die Kunde ihrer auffallenden Heilung. Sie war wegen eines Fußleidens schon ein ganzes Jahr im Bette gelegen; alle Mitte

Historische Bilder

von Maria-Luggau, nach den zirka 3/4 m hohen Original-Ölgemälden, die im Kreuzgange dortselbst zu sehen sind. (Zusammen 15 Bilder; hievon hier einige Proben).



Helena bekommt im Traume den Auftrag, auf dem Weizenacker eine Kirche zu bauen.



Eine auf dem Acker aufgestellte Kerze brennt ununterbrochen drei Tage und drei Nächte hindurch.



Die Träumerin wird verlacht und von der Obrigkeit ins Gefängnis gesetzt.



Der Pfleger von Pittersberg, vom Pferde stürzend, gelobt, sich des Kirchenbaues anzunehmen.

Die Klischees zu obigen Bildern wurden von der Redaktion der „Monat-Rosen", Serviten-Konvent Innsbruck, bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

die sie anwendete, um dem Übel Einhalt zu gebieten, waren ganz umsonst gewesen. Menschliche Hilfe versagte völlig. In dieser Not kam ein Bekannter zu ihr und riet ihr folgendes: „Gelobe du der schmerzhaften Mutter in Luggau, daß du im Falle der Genesung von nun an alle Jahre, so lange es dir möglich wäre, dorthin eine Wallfahrt unternehmen wollest. Siehe, auch ich hatte durch anderthalb Jahre ein Fußleiden, wie du; auch bei mir verzagten die Ärzte an der Heilung, und was hab ich getan? Dasselbe, was ich dir soeben angeraten habe: ich verlobte mich nach Luggau, und wurde bald darauf gesund."

Die Bäuerin ging auf den Gedanken ein und verlobte sich in angegebener Art nach dem großen Gnadenorte. Und siehe, sie konnte bald aufstehen und die Reise antreten. Merkwürdig, daß die gewaltigen Fußtouren die Frau, die ein ganzes Jahr lang im Bette gelegen war, nicht ermüdeten! Ja mehr noch: Je länger sie ging, je näher sie dem Wallfahrtsorte kam, desto leichter wurde ihr, desto frischer schritt sie aus.

Dank sei der allerseligsten Jungfrau Maria für solch eine augenscheinliche Gnade!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1935 300jähriges Jubiläum der P. P. Serviten.
1936 400jähriges Jubiläum der Kirchenweihe.
1944 350jähriges Jubiläum der Pfarre.
1963 450jähriges Entstehungsjubiläum.

Ständige Priester: 5 P. P. Serviten der Tiroler Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 50—100.

Kommunikanten jährlich bis 20.000.

Besucher jährlich: 25.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: zirka 20.

Hauptfest: III. Sonntag im September und seine Oktave.

Einwohnerzahl der Pfarre: 450.

Ständige Devotionalienhändler: 5.

Gasthäuser: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend.

Zufahrten.

Wien—Oberdrauburg. Wien Südbahnhof über Leoben Villach; Schnellzug 10 St. K 23.30. Personenzug 16 St. K 17.90.

Wien—Sillian; ebenso, nur (Personenzug) um 1½ St. länger, Schnellzug K 26.30, Personenzug K 23.—.

Villach—Oberdrauburg; Schnellzug 1½ St. K 4.20, Personenzug 2¼ St. K 3.20.

Innsbruck—Sillian (über Franzensfeste); Schnellzug 4 St. K 7.90, Personenzug 5½ St. K 6.—.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Luggau—Lavant. 6 St. über das Gebirg. Auch über Sillian oder Oberdrauburg nach Station Dölsach.

Luggau—Kötschach. 7 St. zu Fuß oder mit Post (Leiterwagen) 6—7 St.

Literatur.

Ursprung, Wunder und Guttaten, München 1760, 4°.

Romer, origo et prosecutio. Viennae 1667, 4° p. 184 bis 217.

Der vollkommene Weizenacker, Raab 1731, 8°.

Austria—Kal. 1845, 190.

Kaltenbäck, Mariensagen 122.

Ave Maria, Linz, XIV, 229.

Reg.-Mar.-Kal. 1879, VI.

Anonym, Maria-Luggau, Selbstverlag Kloster, 1901, 16°, 147 S.

Mitt. d. Zent. Kom. 1881, XLIV, 1906 (N. F. 4/2), 28.

Gebhard, die heilige Sage, Wien 1866, I, 66. II, 169.

Leo-Gscht. d. s. W. d. kath. K., Wien I, 49.

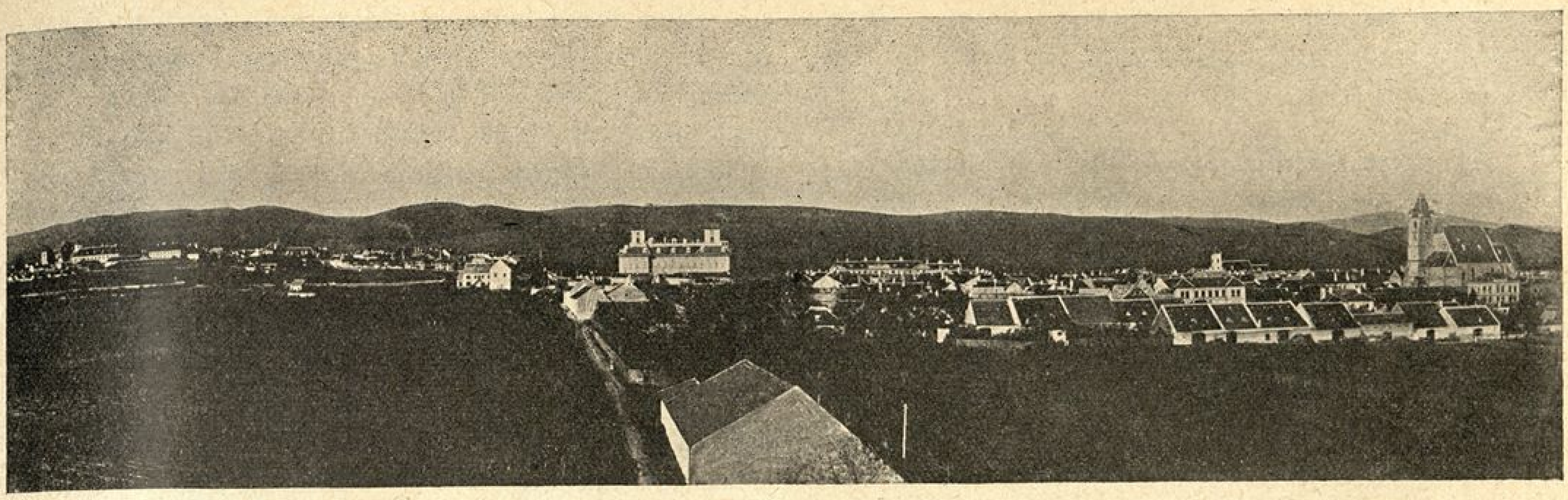
Anonym, Die Wallfahrt Maria Luggau. Verlag Serviten-Konvent, 1913, 12°, 32 S. mit 16 historischen Bildern.

Kurze Erwägung.

Mit der Statue der schmerzhaften Mutter, die sie sich um ihr letztes Geld gekauft, geht die arme Helene von Haus zu Haus sammeln. — Ein wahrhaft rührend schöner, poetischer Gedanke. Mach es nach in deiner Weise: Mit dem Bild der schmerzhaften Mutter auf den Armen, im Herzen, geh du Verdienste absammeln bei jeder Station deines Lebens, bei jedem Tage, bei jeder Stunde, die dir gegeben ist. Glaube es: in ihrem Namen unter ihrem Schutze wird dir dein Leben, mag es sich wie immer gestalten, unglaublich reiche Gaben und Geschenke abwerfen, aus denen du dir deine eigene Kirche, deine Wohnstätte im Himmel erbauen wirst können. Hab acht insbesondere auf die Leidensstationen deines Lebens. Vor diesen harten Leiden stehst du mit deiner Schmerzenmutter auf den Armen, im Herzen, und rufest: „Leid, im Namen der Mutter Jesu sollst du mir Verdienst geben für die Ewigkeit!" O Seele, wie freigebig wirst du da manches bisher so überspröde Leiden gegen dich finden.

Gebet.

O Gnadenmutter, die Du durch eine armselige Bauernmagd Großes leisten, eine Kirche bauen wolltest, die Du weiter durch Deine Berührung einem umnachteten Geiste Licht geschenkt hast, wir Arme bitten Dich: laß Großes, Edles geschehen durch unsere schwachen Kräfte, gib uns das helle Licht der Weisheit, daß wir die Wege Gottes recht erkennen, daß wir im Licht der Ewigkeit alles betrachten und dann froh die Wege ziehen, die Wege Gottes, und wenn es auch des Leidens Wege sind! So hilf uns, Mutter, bleib an unserer Seite und weiche nicht von uns im Leben und im Sterben, damit wir einst von Dir nicht trauernd weichen müßten in der Ewigkeit. Amen.



Maria-Eisenstadt, Gesamtansicht. Der Kalvarienberg befindet sich ganz links (der achteckige Turm neben dem Kirchendache). Phot. Stotz, Eisenstadt.

Maria-Eisenstadt.

Ungarn. 17.000 Kommunikanten.

Ungarns Herrin, wundermilde,
Sieh vor Deinem Gnadenbilde
Mich, den Sünder reuig knien.
Habe Mitleid mit mir Armen,
Schenk' mir Gnade und Erbarmen, —
Will dann fröhlich heimwärts zieh'n!

Fußpartie Loretto—Eisenstadt.

Wenn es gilt, dem allberühmten Kalvarienberge zu Eisenstadt ehrenden Besuch abzustatten, so wählt das Wiener Kind am besten und passendsten den Weg über Loretto in Ungarn. Loretto und Eisenstadt! — Sind ja doch diese beiden Gnadenorte wie Schwestern, sind auf ein und demselben Boden grundständig: schmiegt sich ja das eine von Westen, das andere von Osten an die lieblichen waldigen Abhänge des Leithagebirges. Schwestern auch darum, weil sie dieselbe hohe Patronin als Mutter ehren: Maria.

Wir brechen also vom heiligen Loretto auf, um die schöne, dankbare Fußpartie über den mäßig hohen Kamm des grünenden Gebirges anzutreten. Man hat uns darauf aufmerksam gemacht, daß ein rot-weiß markierter Weg die beiden Orte miteinander verbinde. Aber da die Markierung von der Lorettoseite über verschiedene Heiden und offene Flächen führt, dingten wir uns um wenige Heller einen Schulknaben, daß er uns bis zur „Allee" geleite, von wo aus ein Verfehlen des Weges kaum mehr möglich ist.

Etwa 40 Minuten lang braucht man bis zu der eben genannten Allee. Ein kleiner Abstecher bringt uns zur Dreifaltigkeitskapelle, die die Lorettaner vor mehr als 200 Jahren zum Danke für endgiltige Befreiung aus Türkennot erbauten. Die „Allee", von der wir sprachen, ist ein etwa ½ Stunde langer, schnurgerader Durchschlag durch den Wald, der auf beiden Seiten von prächtigen, zum teil uralten Buchen besäumt ist. Langsam steigen wir über die sanft ansteigende Höhe empor, erreichen den Kamm des Gebirges, schreiten dann noch immer in derselben Allee auf ebenem Wege voran, bis uns die rechts abzweigende rote Markierung veranlaßt, die schöne Buchenallee zu verlassen und nun den etwa dreiviertelstündigen Abstieg gegen Eisenstadt zu beginnen.

Bald vereinigt sich unsere rote Markierung mit einer gelben, die uns nun direkt zur „Wallfahrtskirche am Berge", also zu unserem eigentlichen Reiseziele führt.

Kalvarienberg und Kirche.

Wir nähern uns nun im Geiste dem Kalvarienberge. Wir sehen einen ziemlich breiten Stiegenaufgang mit etwa 20 Stufen. Links und rechts gemauerte Geländer mit verschiedenen Statuen als Verzierung. Daneben zu beiden Seiten Gartenanlagen, die den Kalvarienberg mit schönem Grün umrahmen.

Wir betreten, nachdem wir die ersten Stufen emporgestiegen, die Gnadenkapelle. Es ist ein kleiner Rundbau mit Kuppel. Es werden kaum mehr als 200 Personen darin Platz finden. Über dem Hochaltare steht, in Prachtgewänder gehüllt, eine Statue Mariens aus Sandstein. Dieses Gnadenbild dürfte etwa 1 m hoch sein. Die Muttergottes ist stehend dargestellt und hält auf dem linken Arme das Jesukindlein.

Diese Gnadenkapelle, ein zum stillen Beten recht geeigneter Ort, ist das Herz und der Mittelpunkt eines großen Steinbaues, der sich weit über und um diese Kapelle herum auftürmt. Die Spitze des kleinen obersten Türmchens dürfte wohl 25 m hoch sein. Dieser Steinbau besteht eigentlich aus einer Menge von neben- und übereinander liegenden Hohlräumen und Kammern, größer und kleiner, von verschiedener Gestalt und Bauart. Die Kammern sind durch Rundgänge, die außen an dem Bauwerke herumlaufen, miteinander verbunden. In jeder Zelle ist mittels entsprechender Statuen irgend ein Geheimnis aus der Leidensgeschichte Christi dargestellt.

Wir kommen, den Stufen folgend, nach und nach sehr hoch hinauf; wenn wir bei der zweiten, oberen Kapelle angelangt sind, können wir schon über den Giebel des ziemlich hohen nachbarlichen Propsteigebäudes nach Ungarland hinübersehen. Diese zweite, kleinere Kapelle, nach unserer Schätzung etwa 20 m über dem Boden erhöht, hat einen Altar, auf dem ab und zu die heilige Messe gelesen wird. Von unten aus gesehen, ist die Kapelle in jenem achteckigen Raum zu suchen, der als Turm das ganze, jedenfalls interessante Bauwerk nach obenhin abschließt.

Wir erwähnen, daß dieser Kalvarienberg im Jahre 1910 einer gründlichen Restaurierung unterzogen wurde.

Neben dem soeben beschriebenen Kalvarienberge befindet sich noch die Pfarrkirche, die durch einen Gang mit dem Kalvarienberge zusammenhängt. Diese Kirche, die, streng genommen, kein Gegenstand der Wallfahrt ist, zeigt sich als ziemlich geräumiger Rundbau, der etwa für 1500 Personen Platz bietet. Von außen sieht der Bau wie eine alte Festung

aus, die auf der Seite gegen Müllendorf, also gegen Westen hin, zwei massige, viereckige Türme zeigt, die jedoch nur wenig über die Kirche selber hervorragen.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Der fromme Fürst Paul Esterhazy wohnte im Jahre 1690 irgendwo einer Fronleichnamsprozession bei. Dabei sah er eine Marienstatue, die ihm über alle Maßen gefiel, und alsogleich begehrte er, eine ähnliche zu besitzen. Er gab also den Auftrag, daß eine solche aus Stein ausgehauen würde; dies geschah. Als nun die Statue fertig war, ließ der Fürst sie in sein Badhaus nach Groß-Höflein bringen, also nicht in eine Kirche, sondern in ein Privathaus. (Groß-Höflein liegt etwa 3/4 Stunden außerhalb Eisenstadt gegen Müllendorf und Wiener-Neustadt zu.)

Besagter Fürst Esterhazy kam nun gelegentlich nach Maria-Lanzendorf. In diesem Wallfahrtsorte war aber damals erst kürzlich jener Kalvarienberg vor der Kirche erbaut worden, der bis heute noch steht. (Vergleiche das, was beim Wallfahrtsorte Maria-Lanzendorf davon gesagt wurde.) Dieser Kalvarienberg, der damals als Kunstwerk galt, stach dem Fürsten, wie man zu sagen pflegt, stark in die Augen und sofort gedachte er auch in seiner Heimat etwas ähnliches herstellen zu lassen. Also mußte derselbe Baukünstler, ein Franziskanerlaienbruder, nach Eisenstadt übersiedeln und dort den Kalvarienberg nach dem Muster von Maria-Lanzendorf bauen, aber gleich viel größer und höher.

Der Platz, den sich der fromme Fürst für die Errichtung des neuen Kalvarienberges ausersehen hatte, war aber damals ein nicht unbeträchtlicher Sumpf. Darum ließ also jener großherzige Marienverehrer unter unzähligen Mühen den Sumpf verschütten und gewann auf diese Art den Bauplatz für das geplante Heiligtum. Die Errichtung des Kalvarienberges fällt in das Jahr 1701.

Unterdessen war jenes steinerne Muttergottesbild, von dem wir früher vernommen, noch immer im Badhause des Fürsten. Um dem frommen Begehren der Leute entgegenzukommen, hatte der Besitzer es an solchem Platze aufstellen lassen, daß es dem Volke zugänglich war. Es kamen auch gar viele, um dort ihre Andacht zu verrichten und durch volle 17 Jahre verblieb das Bild an besagtem Ort als ein Trost und Zufluchtsbild für die leidende Menschheit.

Nun kamen stürmische Kriegszeiten. Feindliche Scharen drangen in die Gegend, kamen auch nach Groß-Höflein und steckten den ganzen Ort in Brand; auch das fürstliche Badhaus wurde ein Raub der Flammen. Doch siehe da, das Bild der allerseligsten Jungfrau Maria ging ungeschwärzt und unversehrt aus diesem Flammenmeere hervor. Man hielt dieses Begebnis für ein Mirakel und ging sofort daran, dieser Statue einen würdigen Platz anzuweisen; dazu erkor man die Sakristei der Groß-Höfleiner Kirche.

Wenige Jahre blieb das Bild allda und war während dieser Zeit das Ziel mannigfacher Verehrung vonseite der Gläubigen. Und wenn wir den damaligen Berichten Glauben schenken dürfen, so ereigneten sich durch die Fürbitte vor diesem Bilde damals unzählige Wunder.



Maria-Eisenstadt, Kalvarienberg. Phot. E. Stotz, Eisenstadt.

Dieser Umstand veranlaßte den frommen Fürsten Esterhazy, jener Steinstatue einen noch ehrenvolleren Platz anzuweisen: er ließ sie in den Kalvarienberg übertragen, allwo sie in der unteren Kapelle über dem Altare die vornehmste Stelle einnimmt. Dort steht sie nun seit jener Zeit und wird von andächtigen Pilgerscharen, die von weit und breit herbeiströmen, fleißig besucht und verehrt.

Statistisches.

Nächstes Jubiläumsjahr:

1951 250 jähriges Jubiläum der Entstehung.

Ständige Wallfahrtspriester: 3 Weltpriester, und zwar ein Propst und 2 Kapläne.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: nur einige wenige.

Kommunikanten jährlich: 17.000 (vor 17 Jahren nur 4000).

Besucher des Wallfahrtsortes jährlich: 30.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich etwa 60, darunter Deutsche in größter Zahl, dann Ungarn, Kroaten, Slowaken.

Hauptfest: Mariä Namen.

Einwohnerzahl der zur Kirche gehörigen Pfarre: 1400 (dieselbe Pfarre hat noch eine zweite Kirche, Klosterkirche der Barmherzigen Brüder). Außerdem besteht in Eisenstadt noch eine zweite Pfarrkirche.

Ständige Devotionalienhändler: Etwa 10.

Gasthäuser: 4.

Kaffeeschänker: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist im ganzen steigend.

Zufahrten von Wien.

1. Die empfehlenswerteste Zufahrt bleibt jedenfalls diejenige über Loretto in Ungarn. Also von Wien-Südbahnhof mit der Pottendorfer Linie bis Haltestelle Weigelsdorf, 1 St., K 1.60, oder vom Staatsbahnhof über Gramatneusiedl (umsteigen) nach Unter-Waltersdorf, von dort 2 St. zu Fuß nach Loretto; von dort weitere 2¼ St. nach Eisenstadt. Von Eisenstadt (resp. Station Müllendorf) nach Wien retour. Diese Partie läßt sich in einem Tage absolvieren. Hiebei sowohl in Loretto als in Eisenstadt je dreistündiger Aufenthalt. Gesamtleistung von Fußtouren für den ganzen Tag: 6 St.

2. Bequemer, aber weniger interessant ist die Fahrt vom Aspangbahnhof nach Station Müllendorf, 2¼ St., K 2.—, von Müllendorf 1¼ St. zu Fuß (Müllendorf heißt auf den ungarischen Fahrplänen: Szárazvám). Wer zeitlich in der Früh von Wien abfährt, kann hiebei in Maria Lanzendorf absteigen, vier Stunden daselbst verweilen, dann nach Müllendorf weiterfahren und noch an demselben Tage in Wien zurück sein.

3. Eisenstadt hat auch eine eigene Bahnstation, ungarisch Kismarton genannt. Die Zufahrt wäre vom Staatsbahnhof über Bruck an der Leitha (umsteigen). Fahrpreis K 2.70. Diese Strecke kann wegen langer Fahrtdauer (4 St.) weniger empfohlen werden.

Literatur.

Persianisch-Marianisches Gnaden-Brünndel. Wr.-Neustadt 1732, 8°.

Zwey Traktätlein: Myrrhenbüschlein und Gnaden-Bad Mariä. Wien 1716, 4°.

Austria-Kal. 1845, 202.

Jordánszky, Kurze Beschreibung. Preßburg 1836. 4°, S. 64.

Von mehreren Priestern. Geschichte des Kalvarienberges, Raab 1912, 8°, 132 S., illustriert.

Kurze Erwägung.

Vor 200 Jahren hat der Zuzug zu diesem Bilde Mariens begonnen und hat nicht aufgehört bis auf den heutigen Tag. Nicht aufgehört hat der Eifer frommer Seelen in der Andacht zu dieser Mutter der Christenheit. Nicht aufgehört hat aber auch der Reichtum himmlischer Gegengeschenke und Gnaden, die den Bittenden an diesem Orte gespendet werden. Nicht aufgehört die Güte und die Erbarmung Mariens für diejenigen, die zu ihr sich wenden. Dafür sei gepriesen die allerheiligste Dreifaltigkeit, gepriesen auch die große Gnadenvermittlerin bei Gott: die allerseligste Jungfrau Maria!

Gebet.

O Maria, die Du in steinernem Standbilde länger als 200 Jahre inmitten des heiligen Kalvarienberges verweilst, verweile gnädig auch bei uns denn auch unser Leben ist nur oft genug ein Kalvarienberg des Leidens. Sei Du uns Helferin, sei uns Schützerin, sei uns Trösterin! Hilf uns aufwärts steigen die mannigfachen Stationen des schmerzensreichen Kreuzweges, damit wir zur Höhe der Tugend und zum Lohne Deiner ewigen Anschauungen gelangen mögen. Amen.

Einst am blutigen Kalvaria
Standest schmerzensvoll, o Mutter, Du!
Zeigtest weinend uns zum Kreuze:
„Seht die Liebe!“ riefest Du uns zu.

Heut in Eisenstadts Kalvaria
Strahlt verklärt, o Mutter, uns Dein Bild,
Lächelst huldreich uns entgegen:
„Seht die Liebe! Seht dies Kindlein mild!“

Ja, wir seh'n die Liebe und wir grüßen Dich,
Dich und auch Dein Kindlein minniglich. (M. H.)



Huldigungsengel.

Partie aus den Deckenmälden der Kirche zu Haindorf.



Haindorf, Partie aus den Deckengemälden. Phot. Ferd. Stracke, Reichenberg.

(Raumhalber an dieser Stelle zur Darstellung gebracht)

Wallfahrtsorte

von 15.000 bis 5000 Kommunikanten.



Gnadenbild von Mariathal.

Ein Brünnlein im Wald an lauschiger Stell',
Das hatte geheilt viel Kranke schnell —
Bis endlich am Grunde verschwemmt von Sand
Das forschende Aug' das Gnadenbild fand.

O Mutter vergib, wenn oft im Sand
Des irdischen Sinnes Dein Bild mir schwand!
Zu tiefst im Herzen liegt's doch in mir
Und ewig gehört mein Lieben nur Dir.

Mariathal.

Ungarn.

15.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Dort, wo die kleinen Karpathen sich gegen den Donaustrom hin ziehen, liegt, von Waldeshöhen umringt, nur 12 km nördlich von der Stadt Preßburg, unser Wallfahrtsort Mariathal. Man kann, von Mariathal westwärts wandernd, in $1^1/_2$ St. die träge March und damit zugleich die Landesgrenze gegen Niederösterreich erreichen.

Die nächste Bahnstation wäre Stampfen, von wo aus ein dreiviertelstündiger Weg zum Wallfahrtsorte führt. Doch hat diese Station so schlechte Zugsanschlüsse, daß wir allen, die von Wien oder Niederösterreich überhaupt kommen, empfehlen, in Theben-Neudorf (Dévény-ujfalu) oder in Blumenau (Lamacs) auszusteigen. Von beiden letztgenannten Zugängen empfehlen wir den Blumenauer Weg mehr, u. zw. deswegen, weil man dabei immerfort am Rand des Gebirges und doch auf guter, halbwegs schattiger Straße wandelt, während der Weg von Neudorf herüber über sonnige Feldwege führt. Im übrigen braucht man sowohl von Neudorf als auch von Blumenau zirka $1^3/_4$ St. nach Mariathal.

Der Wallfahrtsort liegt nicht unmittelbar an der Landstraße, sondern ein kleines Halbstündchen ostwärts in einem Bergkessel, den von Norden her eine hochthronende Burgruine bewacht.

Hat man endlich das slowakische Dörfchen Mariathal erreicht, so sieht man zunächst nicht das Geringste, was an einen Wallfahrtsort gemahnen könnte; nicht einmal eine Kirche. Dann plötzlich senkt sich der Weg zu einem Gasthause hinab, führt dann sofort über eine Brücke und nach wenigen Schritten wieder hinauf; da sieht man sich auf einmal von einer Schar Devotionalienkaufbuden umgeben, von denen wir an einem ganz gewöhnlichen Frühlings-Wochentage ihrer sechs geöffnet fanden, also gewiß ein Zeichen von starkem Wallfahrerverkehr.

Aber noch immer beliebt es der Kirche, Verstecken zu spielen. Doch führt von den Buden ein schnurgerader, prächtiger, breiter Promenadeweg nach Süden. Ist man diesen etwa zwei Minuten lang fortgewandert, so befindet man sich bei einem alt aussehenden Klostergebäude und sieht nun, schon beim Eingangstore stehend, endlich den hohen, starken, viereckigen Turm nur wenige Schritte vor sich in die Höhe ragen.



Mariathal. Phot. k. k. Postmeister Wetschl, Stampfen.

Der Vorplatz.

Der erste Anblick ist nicht übermäßig einladend. Es machte uns das alles den Eindruck wie eine alte, verlassene, weitgedehnte Fabrik. Doch ändert sich alles sehr bald, wenn man an dem Turm vorüber den eigentlichen Vorplatz der Kirche erreicht. Hier beginnt die Poesie und die Schönheit.

Unter dichtschattigen Bäumen, die den größten Teil des Hofes verdunkeln, winkt eine alte, efeuumsponnene, lange Mauer, die uns des Idyllischen gar manches bietet. Eine Lourdesgrotte, in diese Umgebung vortrefflich passend, ist das erste Objekt der Andacht, dem wir hier begegnen. Nicht weit davon ein Paulusbild aus Stein neben einem Baum, den man auf mehr als 300 Jahre schätzt. Dort ist die Gruft der Pauliner (doch unterirdisch und nicht sichtbar), in der die alten Mönche ohne Särge, nur angetan mit ihrem Ordenshabit, zur Ruhe gebettet wurden.

Weiterhin die Kapelle der heiligen Anna, ein schön erhaltenes Heiligtum im Barockstile, das etwa für 100 Personen Platz bietet und auf seinem durch ein schönes Eisengitter abgefriedeten Altare ein weißes, lebensgroßes Bild Sankt Annas und ihrer heiligen Tochter Maria zeigt.

Die Wallfahrtskirche.

All das Beschriebene haben wir Stück für Stück an der alten Mauer gesehen. Gegenüber dieser Mauer ist, etwa 15 m entfernt, die eine Breitseite der Kirche, durch welche zwei stets offene Eingangstüren in das Innere geleiten.

Über dem rückwärtigen Eingange (wohl dem Haupteingang) prangt eine Statuengruppe der Krönung Mariens.

Nun betreten wir die Kirche. Wir empfinden als ersten Eindruck eine hochgradige Befriedigung. Es ist kein Prachtbau ersten Ranges, aber es ist ein mit Sorgfalt und Freigebigkeit geziertes Gotteshaus, dessen Anblick erhebt und zur Andacht stimmt.

Wir stehen im rückwärtigen, hohen, großen Teile der Kirche. Hoch oben zwischen dem gotischen Rippengewölbe wimmelt es von Bildern. Die Mannigfaltigkeit und der Farbenreichtum dieser Gemälde besticht förmlich das Auge. Man verzeiht gerne und schnell die Sünde gegen den Baustil, die sich da oben breit macht.

Und auch drunten gibt es genug, ja übergenug zum Schauen. Man hat diesen freilich nicht streng gotischen Bau in der Manier der Barocke ausgeziert. Die Seitenaltäre kleben sozusagen einer neben dem andern. Und jeder von ihnen hat seine Eigenart. Freilich haben sie alle (mit einziger Ausnahme des Herz Jesu-Altares) das Einigende, daß sie durchweg schöne weiße, lebensgroße Figuren zeigen, von denen uns etwelche recht sehr gefallen haben.

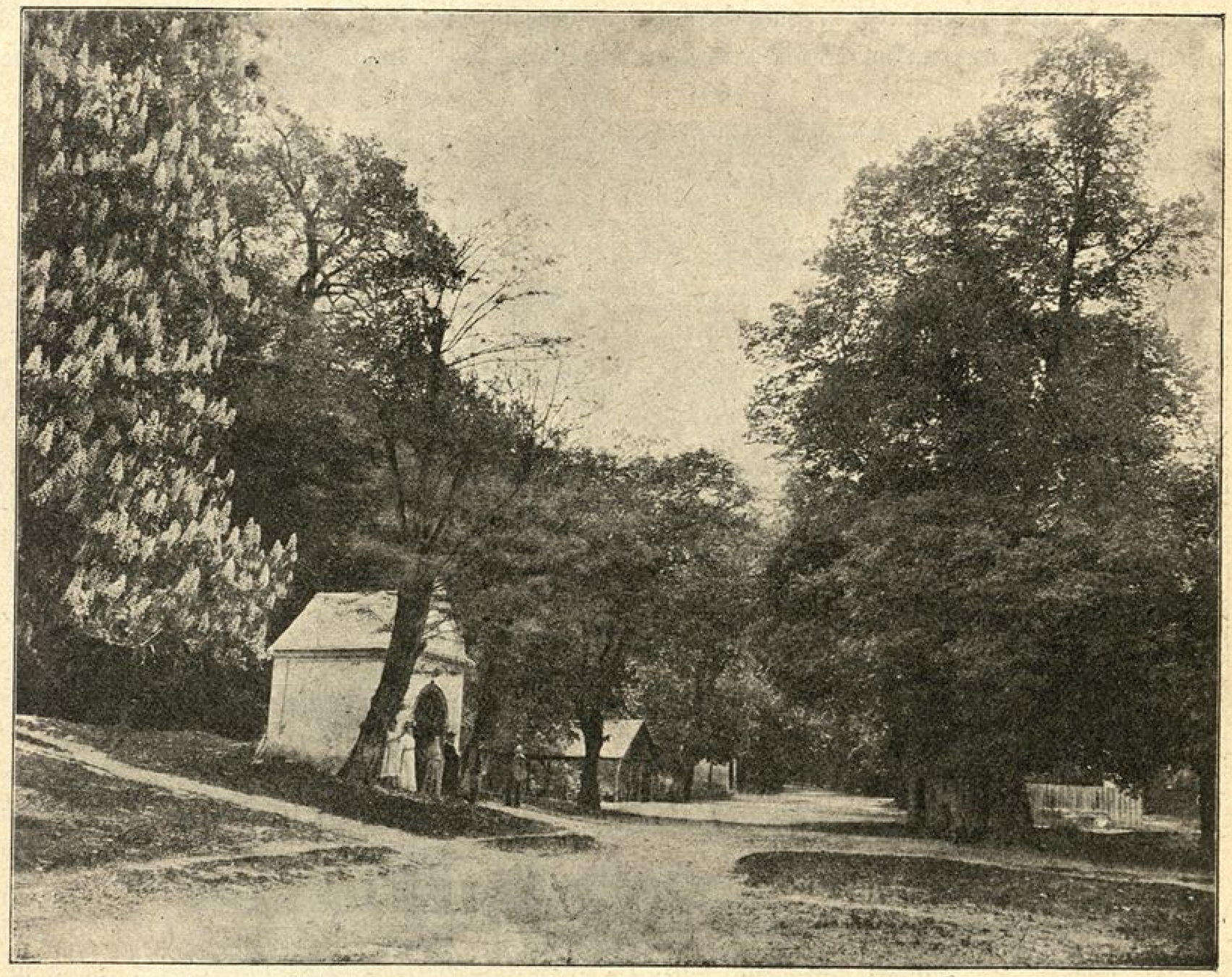
Die Kanzel bleibt an würdigem Schmuck nicht zurück. Hoch hinauf dehnt sich die Zier des Schalldeckels, auf dem ganz zu oberst eine himmelblaue Erdkugel balanciert, die dem in Gold erstrahlenden, kühnen Bilde der unbefleckt empfangenen Gottesgebärerin zum Fußschemel dient.

Doch nun zum vorderen Teile, zum Presbyterium.

Sehen wir es uns zunächst von der Ferne an. Es sticht auffallend von dem rückwärtigen Teile ab. Einfache Färbelung, strengere gotische Formen, dementsprechend sparsamere Zier — dies alles läßt auf den ersten Fernblick das Presbyterium fast ärmlich erscheinen.

In der Mitte erhebt sich ein Flügelaltar von gefälligen Formen, dessen Mittelfeld ein großer silberner Stern ausfüllt; im Herzen des Sternes aber thront das Bild der Gnade. Vom Silberstern aus leuchten goldene Strahlen.

Näher tretend und das heilige Bild genauer beschauend, gewahren wir es in kostbare Kleider gehüllt, so daß nur das Haupt der Hochgebenedeiten und jenes ihres göttlichen Kindleins wahrzunehmen ist. Mit mildiglichen Zügen neigt die Hohe ihr Antlitz etwas nach links und gleichzeitig zum Pilger hernieder; und ganz übereinstimmend mit der Mutter neigt auch das Kindlein seinen Kopf, der zudem Mariens Haupte in starker Ähnlichkeit entspricht, nach links und abwärts nieder. Es weht aus dem Bilde sozusagen liebenswürdig freundlicher Empfang dem Wallfahrer entgegen und könnte das Bild sprechen, es spräche sicherlich: „Pilger, sei willkommen!“



Phot. k. k. Postmeister Wetschl in Stampfen.

Mariathal, die Allee von der Kirche zum Brünnlein.

Noch bemerken wir, daß die Gottesmutter in ihrer Rechten einen Apfel trägt.

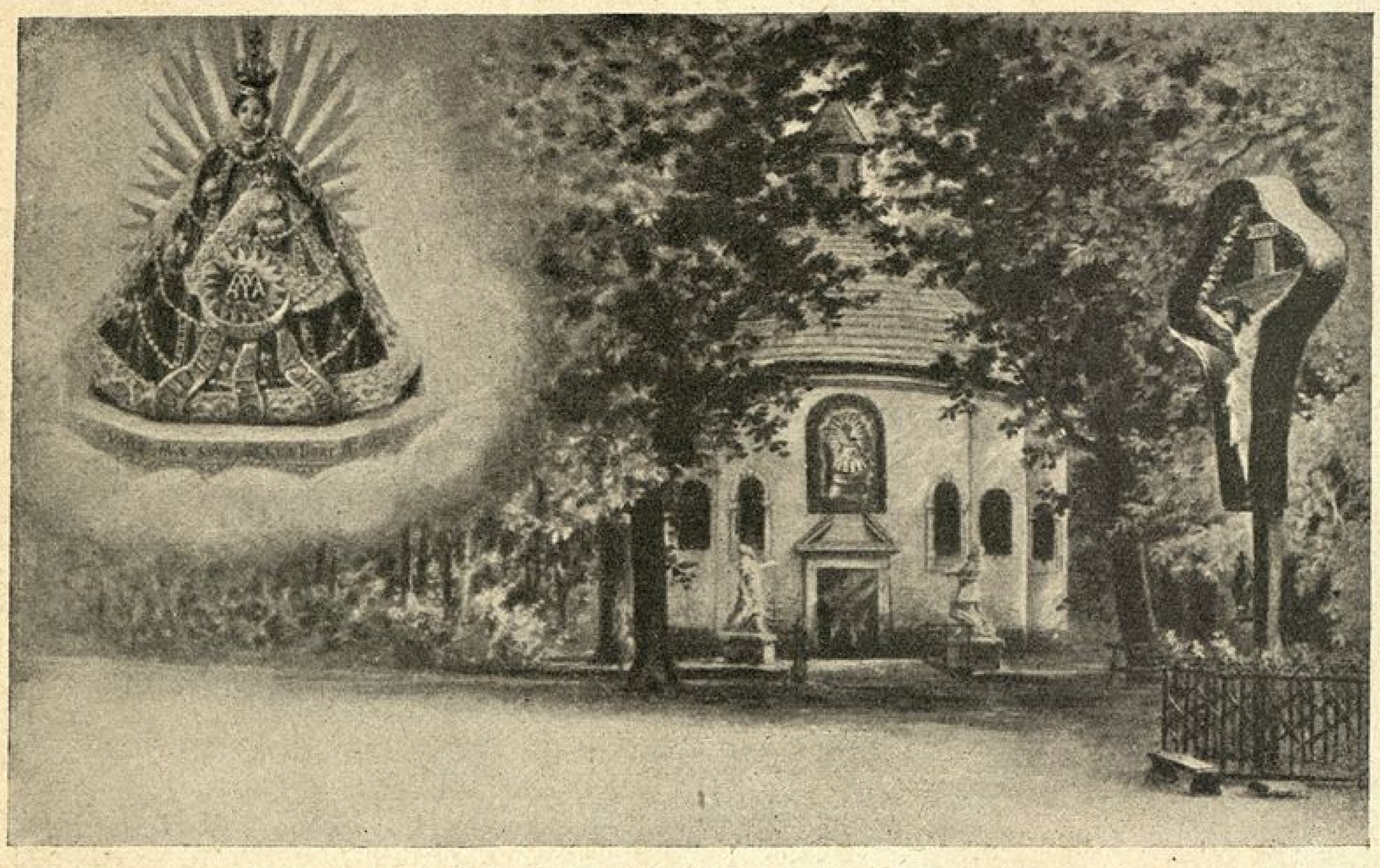
Noch immer im Presbyterium weilend, schauen wir hinauf und sehen, daß hier das gotische Gerippe mit lichtblauem Grundtone recht zierlich ausgefüllt ist. Die Fenster sind mit zahlreichen Glasgemälden verziert, was zur Folge hat, daß in dieser Kirche das Tageslicht ein wenig gedämpft ist, ein Umstand, der gewiß zur Andacht stimmt.

Neben dem Hochaltare, und auch sonst an anderen Orten, hat die Kirche mancherlei Zubauten und Nebenräume,

so daß sie insgesamt wohl an 2000 Personen zu fassen in der Lage ist, während wir die eigentliche Kirche nur auf etwa 1500 Personen schätzen.

Der Park und seine Kapellen.

Aus der Kirche tretend, finden wir in der Nähe nochmals mehrere offene Verkaufsläden und kommen dann in einen wunderschönen uralten Park, der den Stolz des Wallfahrtsortes und gewiß eine hohe Anziehungskraft für jedweden Pilger besitzt. Man wandelt da, an prächtigen, ehrwürdigen Waldesriesen vorüber, einen ebenen, gut erhaltenen Weg. Sechs Kapellen, jede mit irgend einer Darstellung aus dem Leben Mariens geziert, tauchen an der linken Seite dieser anmutigen Waldespromenade in ganz kurzen Zwischenräumen auf und bringen uns unfehlbar an das eigentliche Ende des



Mariathal, die Brunnenkapelle im Walde.

Parkes, nämlich zur heiligen Brunnenkapelle. (Von dort aus dehnt sich dann der Wald stundenlang nach allen Richtungen hin.)

Die Brunnenkapelle ist eine herrliche Waldandacht, die uns ein wenig an das Brünnlein bei Dreieichen gemahnt. Doch bietet sie eigentlich mehr. Denn solche Baumriesen hat Dreieichen nicht; Dreieichen hat auch nicht das kleine, freilich ganz schwache Gebirgsbächlein, das man auf zwei altertümlichen gewölbten Brücken überschreitet. Und vor allem: Dreieichen hat nicht die schöne Brunnenkapelle; denn wir haben ja hier in Mariathal über der Quelle fast eine Kirche. Auf dem Grundrisse, der einem vierblättrigen Kleeblatte ähnelt, erhebt sich die schön erhaltene, reich ausgemalte, mit zierlichen Fenstern versehene Kapelle, in der sicherlich 500 Personen zu gleicher Zeit Platz finden. Die Bilder vn der Decke erzählen dem aufmerksamen Beschauer die ganze so reiche Geschichte dieser denkwürdigen Stätte. Die Pilger pflegen diese Brunnenkapelle die „Gnadenkapelle" zu nennen.

Hinter dem Hochaltare, der so ziemlich genau in der Mitte der Kapelle steht, findet sich der eigentliche Brunnen, ein kreisrund herausgemauertes, mit Schutzgeländern versehenes, 1½ m weites Becken, aus dem man mittels blecherner Strickeimer das Wasser etwa aus (1 m) Tiefe herausziehen muß. Zu diesem Zwecke stehen an den Bänken ringsumher mehrere solche recht reinliche Eimer und dabei eine ganze Schar Gläser.

Daß von dieser Einrichtung fleißig Gebrauch gemacht wird, davon überzeugte uns das reichlichst verschüttete Wasser auf dem Pflaster rings umher.

Der Park und das Brunnenhaus sind die Prunkstücke des Gnadenortes, die Mariathal zu einem wirklich empfehlenswerten Wallfahrtsorte machen.

Aus der Geschichte.

Der heilige Gerard und seine Genossen.

Bis hinauf in die ersten Zeiten der Geschichte des Königreiches Ungarn müssen wir zurückgehen, um die Uranfänge dieses Gnadenortes kennen zu lernen. Da lebte denn, es war im Beginne des elften Jahrhunderts, in Ungarn ein gottesfürchtiger Mann, der spätere Märtyrer und erste Bischof von Csanad, Gerard mit Namen. Der hatte in heiligem Bußeifer eine Reise in die heiligen Länder unternommen und dort das Leben der ägyptischen Einsiedler kennen gelernt. Da erfaßte ihn mächtiger Drang, das, was er in lebendigen Beispielen geschaut, auch durch die eigene Tat nachzuahmen.

Und so zog er sich denn, nach der ungarischen Heimat zurückgekehrt, alsbald vom Getriebe der Welt zurück und suchte in abgelegener Waldeseinsamkeit in treuem, ernstem Sinne Gott allein zu dienen. Bald scharten sich Genossen um den eifrigen Diener Christi, so daß an vielen Orten solch heilige Einsiedeleien entstanden. Darunter war nun auch jene Waldesstätte, wo heute Mariathal gelegen ist; damals hieß sie „Thalerwald". Wenn die alten Bäume des Thalerwaldes Verstand und Denkkraft besessen hätten, sie hätten sich gar sehr gewundert über die neuen kleinen Kapellen, die da in ihrer Mitte auferbaut wurden, über die ernsten, bußfertigen Männer, die hier in einfachen Hütten weilten und heiligen Geistesübungen oblagen.

Im Jahre 1030 geschah es nun, daß einer dieser Ansiedler des Thalerwaldes, von Gott mit der Anlage zur Bildnerkunst ausgestattet, in seinen Mußestunden eine

Statue der allerseligsten Jungfrau aus weichem Lindenholze schnitzte, die er dann nach ihrer Vollendung mit heiliger Freude auf den Altar einer der Waldkapellen stellte; es war das erste Muttergottesheiligtum im stillen Thalerwald.

Doch nicht lange blieb es an Ort und Stelle, da die noch junge Kirche des Ungarlandes noch einmal die Bluttaufe erhalten sollte. Mordgierige Scharen, lechzend nach dem Blute der Christen, durchzogen die Gefilde und Wälder. Da nahm denn jener heilige Künstler, um sein liebes Marienbild vor Zerstörung zu retten, den ihm so teuren Schatz und vertraute ihn einem schweigsamen alten Baumriesen an, in dessen hohlem Stamme er das holde Bildnis barg. Es stand aber jener Baum an der Stelle, wo heute der Hochaltar des Brunnenhauses zu finden ist.

Der Einsiedler selbst muß bald darauf gestorben sein, vielleicht des blutigen Martertodes. Das Geheimnis der Stätte seiner Statue nahm er mit sich ins Grab und niemand hatte eine Ahnung, wo das Bild Mariens hingekommen wäre.



1



2



3



4

Vier obere Plafondbilder der Heiligen Brunnenkapelle.

Zwei wunderbare Heilungsfälle.

Hundert Jahre waren vergangen. Da lebte in derselben Gegend ein armes Weib, das sich durch Heirat an einen lasterhaften Mann gekettet hatte. Zu ihrem größten Leidwesen gebar sie dann zwei Kinder, die von Geburt aus gänzlich mißgestaltet waren. Da weinte das Weib gar sehr und in inständigem Flehen schrie sie zu Gott um Hilfe. Und siehe da, einst träumte ihr, sie sähe die Himmelskönigin in unvergleichlicher Pracht vor sich. Und sie hörte den geheimnisvollen Befehl: Geh hin in den Wald, da wirst du einen hohlen Baum antreffen, an dessen Fuß ein frischer Quell aus dem Boden quillt. Dort wasche deine Kinderlein, so werden sie heil von ihren Gebrechen!"

Die Frau erwachte. Hochbeglückt durch die himmlische Weisung säumte sie nicht einen Augenblick, eilte in den Wald, fand den Baum und die Quelle und wusch ihre Kleinen im frischen Wasser. Und siehe da: Die Gebrechen schwanden unter der waschenden Hand dahin und in wenigen Augenblicken lächelten liebliche, wohlgestaltete Kindergesichter dem hochbeglückten Weibe entgegen. — Das war das erste Wunder bei der Quelle im stillen Thalerwald. (Bild 3).

Gar bald sollte dem ersten ein zweites, nicht minder großes folgen.

Ein tief bedauernswertes Weib, an doppeltem Übel leidend: blind an den Augen, lahm an den Gliedern, vernahm von dem Wunder, das wir erzählt. Wie Himmelsbotschaft klang ihr der Bericht und alsbald erhob auch sie voll innigstem Flehen ihr Herz zu Gott empor um Hilfe rufend in der großen Not. Und siehe da, auch ihr erschien im Traume bald darauf die hohe, lichtumflossene Gestalt der Himmelskönigin. Auch sie erhielt den seligen Befehl: „Geh hin in den Wald zum hohlen Baum, zur Quelle daneben und wasche dich, so wirst du heil!"

Sie tat es und ihre Übel schwanden sofort und für immer dahin.

Diesen zwei ersten großen Wundern folgten noch viele andere nach.

Das Bild im Brunnen.

Aber woher hatte das Brünnlein im Wald die Heilkraft? Warum lag gerade auf seinen Wassern des Himmels augenscheinlicher Segen? Gar bald sollte ein liebliches Geheimnis gelüftet werden, der ganzen Gegend zur großen Freude.

Auch damals nämlich, wie vor hundert Jahren, lebten in der Nähe des Brünnleins fromme Siedler in einfachen Hütten. Auch sie vernahmen die herrliche Mär der Wundertaten Mariens beim benachbarten Brünnlein und freuten sich herzlich darob. Doch einer von ihnen, ein Greis schon an Jahren, wollte die Sache tiefer erforschen. Und von nun an flocht er in seine täglichen Gebete den Wunsch, Gott der Herr möge ihm seine Pläne betreffs des Brünnleins ein wenig enthüllen. (Bild 4).

Und so ging er denn eines Tages, wie schon oft, dem Brünnlein entgegen. Heute trieb ihn ein ganz besonderer innerlicher Drang dazu. Im Lichte der Sonne schimmerte das nahe kleine Bächlein und auch die Quelle flammte vom Licht. Aber Sonnenlicht, so dachte der Greis, kann doch solch ein Schimmern nimmer sein. Rasch trat er hinzu, da sah er aus der Tiefe der Quelle leuchtende Strahlen blitzen. Mit höchster Erregung stieg er nieder, grub und untersuchte und siehe, im Sande verschwemmt lag



Mariathal, Inneres der Kirche. Phot. k. k. Postm. Wetschl, Stampfen.

da ein Bild Mariens. Mit unsäglicher Wonne nahm der fromme Greis den Fund und küßte das Bild mit erstem verehrenden Kusse, brachte es alsbald in die Mitte seiner Brüder und stellte es dann in einer der Kapelle auf. (Bild 2).

Wie aber war das Bild in den Brunnen gekommen? Wahrscheinlich hatte die fortschreitende Fäulnis im Innern des alten Baumes eine Gasse gebildet, so daß dadurch das Bild abwärts gleitend in die Quelle gefallen war. Nun war es wieder gefunden! Nun hatte der Thalerwald ein liebes, teures, schönes Gnadenbild.

Der Bau der Kirche (1377).

Wieder ging mehr als ein Jahrhundert vorüber. Der stille Thalerwald hatte sich unterdessen zu einem ganz stattlichen Wallfahrtsorte herausentwickelt, zu dem aus nah und fern gar viele fromme Pilgerscharen verehrend zogen.

Da lebte denn im Ungarlande der fromme König Ludwig I., auch der Große genannt, derselbe, der im hochheiligen Mariazell die große Kirche zu errichten befahl. Der hörte von Mariathal und seinen Wundern und seinem Bilde. Von Frömmigkeit getrieben, suchte er die heilige Stätte auf und kniete lange Zeit verehrend vor dem Bilde. Dann aber, sich erhebend, sprach er beiläufig also: „Viel zu gering scheint mir für solches Gnadenheiligtum diese einfache Kapelle! Wohlan, ihr Leute, wir wollen eine große, stattliche Kirche bauen!“ (Bild 1).

Hundertfaches freudiges Echo weckte in den Herzen der frohlauschenden Zuhörer dieses königliche Wort. Es war ein großer Tag, als am Vorabende des Pfingstfestes 1377 der fromme König mit eigener Hand den Grundstein zum neuen Gotteshau und gleichzeitig zu einem Kloster legte, das fortan die Pauliner bewohnen sollten. Und als der Bau vollendet war, kam der König abermals herbei und mit eigener Hand trug er die gnadenreiche Statue aus der bisherigen engen Kapelle heraus, in feierlichem Triumphzuge in die neue Kirche und stellte sie auf des Hochaltares Höhen, als auf dem ihr künftig gebührenden Thronsitze auf.

So war Mariathal als Wallfahrtsort begründet und gefestigt.

Späterhin, unter der Regierung Kaiser Leopolds I., ließ ein frommer ungarischer Palatin Esterhazy das Brünnlein in Stein fassen und darüber jene schöne, geräumige Brunnenkapelle errichten, die heute noch allen Pilgern so sehr gefällt.

Die Mutter der Gnade aber zeigte sich den Kindern, die zu ihrer Waldesstätte pilgerten, gar huldreich und half ihnen sichtlich und wunderbar in gar vielen Leiden, Krankheiten und Trübseligkeiten; 139 merkwürdige Heilungsfälle finden sich bis heute noch aus jenen Zeiten verzeichnet.

Letzte Ereignisse.

Viele hundert Jahre hatte der Orden der Pauliner in dieser schönen Waldeinsamkeit gelebt und das liebliche Gnadenjuwel gar sorgsam gehütet. Doch im Jahre 1786 traf ihn ein schwerer Schlag: Josef II. hob diesen ungarischen Orden auf. Seit dieser Zeit verwalten Weltpriester das Erbe der ehemaligen Ordensgemeinde.

Zweimal wurde dieses marianische Haus in kurzer Zeit von verheerendem Brande verwüstet, zuerst 1812, dann 1821.

Gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war die Kirche schon recht baufällig geworden. Da wurde sie dann gelegentlich des 500jährigen Jubiläums 1877 gründlich restauriert, hiebei der frühere Hochaltar entfernt und durch den heutigen gotischen Flügelaltar ersetzt.

Besonderen Aufschwung erhielt in den letzten Jahren der Wallfahrtsort durch die sich jährlich wiederholenden großen Männerwallfahrten von Preßburg.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1927 550jähriges Jubiläum der Kirche.
1930 900jähriges Jubiläum der vermutlichen ersten Aufstellung der Gnadenstatue.

Ständige Priester: 2 Weltpriester, nämlich Pfarrer und Kaplan.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: zirka 200.

Kommunikanten jährlich: 14.000 bis 15.000.

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 250 bis 300.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Ständige Devotionalienhändler: 17.

Gasthäuser: 2.

Kaffeeschänker: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer: 60% Slowaken, 20% Magyaren, 15% Deutsche, 5% andere Slawen.

Zufahrten.

Wien-Staatsbahn über Marchegg, direkte Fahrt ohne Umsteigen bis Blumenau, 2 Stunden, K 2.—.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Mariathal—Schoßberg (Sassin). Eisenbahnfahrt Blumenau—Kutti (umsteigen)—Schoßberg. 2¼ Stunden. K 2.50.

Literatur.

Grieskirchner, Magnae Ung. dominae mirabilia, Viennae 1661, 4°.

Kummer, Puteus aqu. viventium (deutsch), Preßburg 1734, 8.°.

Koptik, Thalleidos (!) libri duo de ortu . . . (in Versen) Sopronii 1744, 4°.

P. S. C. Erneuerter mar. Gnadenbrunn, Preßburg 1764, 8°.

Kollenitz, Der im Acker verborgene Schatz, Wr.-Neustadt 1714, 12°.

Austria-Kal. 1845, 174.

Kaltenbäck, Marienfagen, 147.

Jordánszky, Kurze Beschr., Preßburg 1836, 4°, 13.

Krönes, Geist. Wallfahrt, Wien 1872, 101.

Ott, Marianum, 342.

Holik, Mariathal, Preßburg 1908, 12°, 16 S.

Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866. II, 325.

Kurze Erwägung.

In der Geschichte dieses Gnadenortes ist es ganz besonders interessant, wie der Himmel diesen Gnadenort gleichsam jahrhundertelang früher vorbereitete, indem er den frommen Künstler veranlaßte, die Statue zu schnitzen, wie diese Statue aber, kaum daß sie da war, auch verschwinden und nun durch Gottes Vorsehung durch sehr lange Zeit in Verborgenheit liegen mußte. Und als später dann die von Gott gewollte Zeit der Offenbarung herankam, schritt der Allmächtige selber ein, indem er durch die vor jedem Menschenauge verborgene Statue geheimnisvoll heilende Kräfte walten ließ. Und endlich sollte ein Ordensbruder des ersten Schnitzers diese Statue wieder finden und sie so erst auf „den Scheffel stellen" und zur allgemeinen Verehrung bringen.

Gebet.

O holdselige Mutter, die Du uns aus dem Mariathaler Bilde so liebreich und verheißend anblickst, die Du uns mildreich Dein Haupt entgegenneigst, wir bitten Dich, laß' dieses zarte Bild an uns armen Pilgern nicht zur Lüge werden. Was das Bild uns kündet, das vollführe Du, Himmelskönigin: Neig' Dein barmherziges Auge uns zu! Nimm uns in Hulden auf! Sei uns eine liebreiche, gute Mutter! Amen!

Maria-Trost in Brünnl bei Gratzen.

Böhmen.

12.000 bis 15.000 Kommunikanten.

Sei mir gegrüßt, o Brünnlein hell,
Des Himmels lieblicher Gnadenquell;
Ich hör „Maria-Trost" Dich nennen —
Laß mich Betrübten nun erkennen,
Daß nicht umsonst Dein Name ist,
Daß Du des Trostes Brünnlein bist.

Örtliche Lage.

Als wir uns anschickten, die Gnadenorte des südlichen Böhmens aufzusuchen, ward uns von befreundeter Seite gesagt: „Im Brünnl bei Gratzen wird es ihnen sicher gefallen." — Ein wahres Wort fürwahr! In Brünnl bei Gratzen ist es schön!

Wir haben auf der Hauptstrecke der Franz Josefsbahn von Wien aus ganz Niederösterreich durchfahren und befinden uns in der Schnellzugsstation Gmünd. Gleich darauf rollt der Zug über die böhmische Landesgrenze und die allererste Station hinter dieser Grenze, Gratzen, ist auch unsere Aussteigstation.

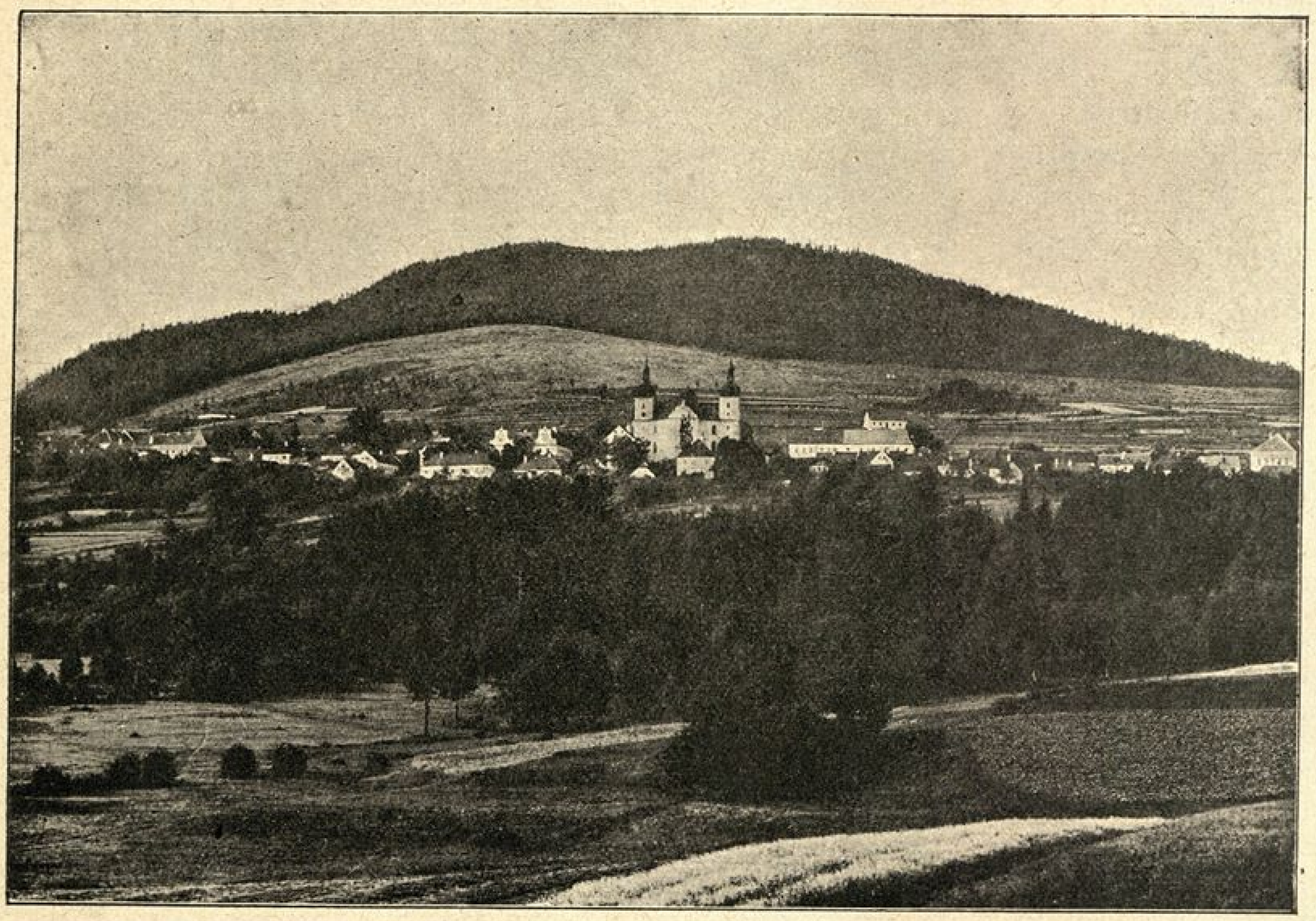
Schon während der Eisenbahnfahrt von Gmünd her sieht des Spähers scharfes Auge im Südwesten, etwa zwei Stunden entfernt, bedeutendere Bergeserhebungen auftauchen, die um so mehr auffallen, weil sie die einzigen namhaften Höhenzüge dieser Gegend sind. Einzelne Gipfel dieser Gebirgskette erreichen eine Höhe von mehr als 1000 m, so der Hochwald und der Nebelstein.

Schauen wir genauer aus, so bemerken wir an einem dieser Berge, und zwar an dem, der ziemlich weit rechts steht, in halber Höhe seines Abhanges eine Dorfschaft und mitten in dieser Dorfschaft eine zweitürmige Kirche: das ist

die Kirche Maria-Trost, die wir suchen; die Ortschaft aber, in der diese Kirche liegt, heißt Brünnl.

Wir verlassen nun in Gratzen den Zug und haben die Wahl, entweder die ganze Tour bis Brünnl in $2^1/_2$ Stunden zu Fuß zurückzulegen, oder aber die erste Hälfte des Weges, nämlich bis Stadt Gratzen, in einem Stellwagen, der fast zu jedem Zuge da ist, zu absolvieren. Übrigens ist die Straßenwanderung gar nicht langweilig und führt uns durch schöne Auen, durch Wald, dann an fischreichen großen Teichen vorbei.

Bis Strobnitz geht die Straße mit wenigen Unebenheiten so ziemlich eben fort, von Strobnitz an, das 558 m hoch liegt, ist eine ziemlich bedeutende Steigung (137 m) bis zur Höhe der Wallfahrtskirche zu überwinden.



Maria-Trost in Brünnl bei Gratzen. Phot. J. Seidel, Krummau.

Der Stiegenaufgang.

Doch hinan zum Heiligtume selber.

Sei mir gegrüßt, du Doppelpaar der Türme! Seid mir gegrüßt, ihr hohen Pappeln, ihr grünende Schildwachen vor Mariens Gnadenthrone. Euch auch grüß ich, ihr breiten, steinernen Stiegen, die meinen Fuß emportragen sollen zum „goldenen Hause"! Und ihr, steinerne Engelein an den Gesimsen des mächtig breiten Stiegenaufganges, nehmt meinen Gruß! Nicht umsonst soll euer einladendes Winken sein, denn sehet, ich komme.

Aber laßt uns noch zuvor den sprudelnden Quell besuchen, der da vorne, umrauscht von mannigfachen Waldesbäumen, mit seinem Gurgeln und Plätschern uns zuruft: „Komm und trinke! Es wird dir zum Heile sein!" Und während wir aus einer der beiden Quellen unseren Durst löschen, den Durst des Leibes und den Durst der Seele, grüßt unser Herz in frommer Verehrung die schmerzhafte Mutter, die in niedriger Felsenkapelle hinter dem Brünnlein in lieblichem fast lebensgroßem Steinbilde die ankommenden Pilger freundlich willkommen heißt.

Doch damit wir es deutlicher beschreiben: Die Kapelle der schmerzhaften Mutter samt den beiden eisernen Auslaufröhren des Brünnleins bilden den Mittelpunkt, sozusagen den Kern der gewaltigen Stiegenanlage; neben und über der Kapelle führen die steinernen Stufen empor zum Gotteshause.

Die Gnadenkirche.

Es blitzt und blinket in strahlendem Gold,
O Mutter, Dein Ruhmesbau,
Und wenn ich noch schöneren nennen sollt',
Ich wüßte mir keinen, o Frau.

So gib dich zufrieden, verlange nicht
Auf Erden himmlische Pracht,
Wenn manches dem goldenen Hause gebricht,
Hat's doch die Liebe vollbracht!

Mit frommer Neugierde überschreiten wir die heilige Schwelle. Ein erster Blick und höher schlägt das Herz, wir wissen im selben Momente, daß das, was wir jetzt schauen, zu den herrlichsten Prunkstücken gehört, die unserem Auge auf unseren weiten Reisen begegnet. Vor unsere Seele drängt es sich mit Macht, was man uns wie prophetisch gesagt: „In Brünnl, bei Maria-Trost, wird es ihnen gefallen!" —

Wir stehen in einem mäßig großen kuppeltragenden Rundbau. Wie gebannt vom Glanze des Goldes starrt das Auge auf solcher Schönheit unvermuteten Glanz.

Das ist der erste Eindruck, den man hier empfängt: Gold! Gold! Überall Gold! In reichlichstem Golde prunkt der herrliche Hochaltar. Zwei Galerien, die aus ihm sozusagen hervorwachsen, eine nach links, die andere nach rechts, dienen ihm zur Zierde und zum Schmucke. Gold in verschwenderischer Fülle zeigen auch die beiden Seitenaltäre. Von Gold übergossen erscheint auch die figurenreiche, wunderbar gearbeitete Kanzel, die sich wegen der breiten Rundung des mächtigen Baues gleichsam verstecken muß. Goldglanz flimmert uns entgegen von den schönen Statuen an den Wänden, von den Beichtstühlen und zumal von dem kunstvollen, bewundernswerten Aufbau des Musikchores und seiner prächtigen Orgel. In breite, quadrierte Goldfelder laufen nach oben hin die gewaltigen Pfeiler aus und ihre goldenen Kapitäler weit ausbreitend, vereinigen sie sich oben zu einer riesenhaften goldenen Krone, die sich als entzückendes, breites Band unter dem hochragenden Kuppelbaue hinzieht.

Und so haben uns die Säulen mit ihrem Golde emporgezogen zur Höhe und unser Blick haftet nun

wie trunken an den Herrlichkeiten, die wir dort oben erschauen.

„Wohl den Meister will ich loben!“

Das Kuppelgewölbe füllt ein mächtiges Rundgemälde, das, in lichtgrauem Haupttone gehalten, wundersam zart zu dem vielen Golde ringsumher stimmt. Wir konnten uns den Inhalt dieses Gemäldes nicht ganz enträtseln, doch scheint es uns einen Huldigungszug aller Heiligen darstellen zu wollen, während Maria, die erste aller Heiligen, bereits vor dem Throne ihres Sohnes angelangt, kniend ihre Anbetung stammelt, und mit ausgestrecktem Arm auf die nach ihr kommenden Scharen weist und diese der göttlichen Huld und Güte zu empfehlen scheint.



Maria Trost in Brünnl bei Gratzen, Musikchor nnd Orgelgalerie.

Die Kuppelwölbung wird oben von einer sehr großen, lichtdurchfluteten, achtseitigen Kuppellaterne gekrönt und abgeschlossen. Ganz zu oberst, im hellsten Glanze des Tageslichtes, eine strahlenumwobene Taube, das Sinnbild des Heiligen Geistes, ein würdiger Abschluß des kühnen Baues, ein immerwährendes Flehen:

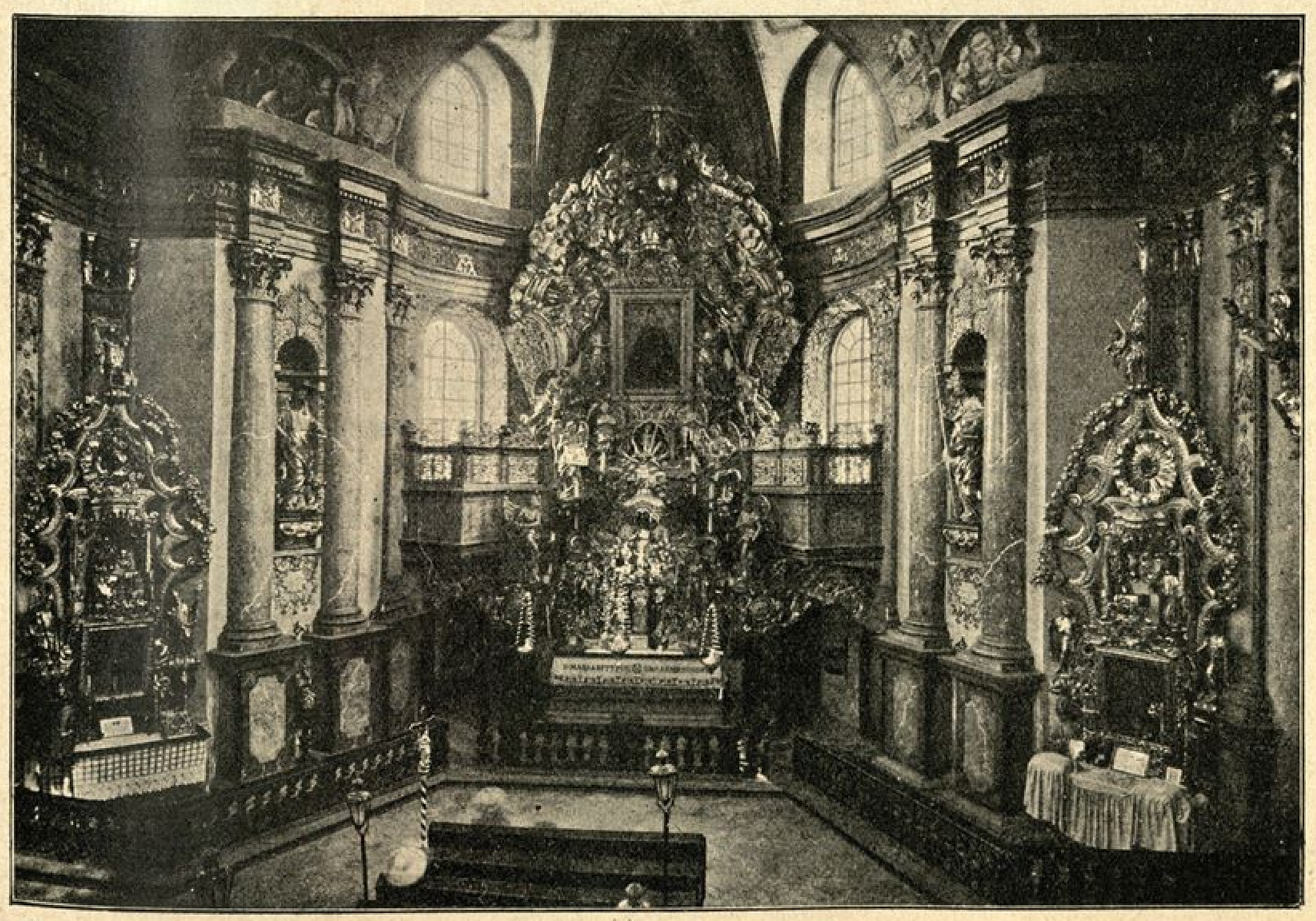
Veni Sancte Spiritus!
Komm Heiliger Geist!

und eine immerwährende Zusage gleichzeitig, daß diese Bitte des ehrlichen Beters Erfüllung erlange. Es dürfte hier der richtige Platz sein, vergleichend einer anderen Kirche zu denken, die sich ebenfalls Maria Trost nennt, die aber, ein Zierstück des Steiererlandes, unweit der Landeshauptstadt Graz ihre Doppeltürme zu luftigen Höhen erhebt. Wir haben nämlich vernommen, daß die Kirche in Brünnl nach dem Muster der Grazer Kirche erbaut sei.

Da uns nun die Kirche in Brünnl ganz außerordentlich gefiel, so sahen wir dem Besuche der Grazer Kirche mit einer gewissen neugierigen Spannung entgegen, müssen aber gestehen, daß wir uns ein wenig getäuscht fanden. Es wäre uns nämlich von selber gar nicht eingefallen, daß diese beiden Kirchen Maria Trost in Brünnl und Maria Trost bei Graz) als ähnliche Kirchen miteinander zu nennen seien, denn die Ähnlichkeiten sind wahrhaftig weit geringer als die klaffenden Unterschiede.

Die Ähnlichkeiten sind: Beide Kirchen sind zweitürmige Barockkirchen mit einer Kuppel, sind prächtig geziert und tragen denselben Namen.

Die Unterschiede aber sind: Die Kirche in Graz ist mehr als doppelt



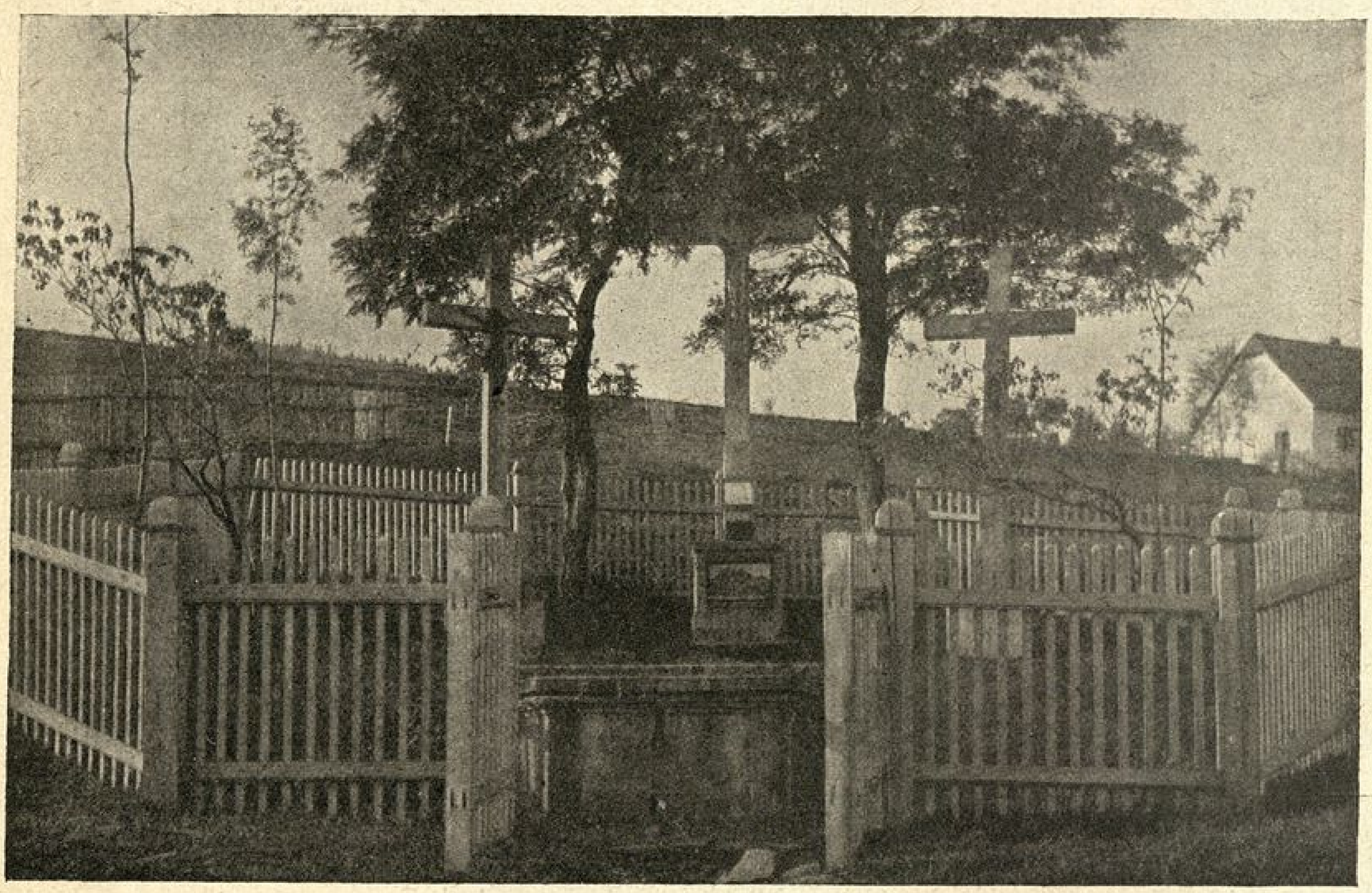
Maria-Trost in Brünnl bei Gratzen, Inneres der Kirche. Phot. J. Seidel, Krummau.

so groß als die in Brünnl, ja, vielleicht an Flächeninhalt sogar dreimal so groß. Die Grazer Kirche zeigt das Gepränge einer bunt ausgemalten Kirche, die in herrlicher Farbenfülle unsere Sinne bezaubert, während die Kirche in Brünnl nur eine einzige Farbe zu kennen scheint: Gold! Ferner ist die Ausstattung der Kuppeln eine ziemlich verschiedene und wir sagen: Die Grazer Kuppel kann sich mit jener in Brünnl an berückender Pracht, Eleganz und Geschmack wohl nimmer messen.

Un wenn es darauf ankäme, uns zu erklären, welcher dieser beiden Kirchen wir die Palme der Schönheit geben möchten, wir sagten wohl: der Kirche in Brünnl.

Das Gnadenbild.

Und nun zum Gnadenbilde! Ein ziemlich bedeutendes Ölgemälde, auf Leinwand gemalt zeigt sich uns ober dem



Maria Trost in Brünnl bei Gratzen, das Ursprungsbrünnlein (gleich oberhalb der Kirche).

Tabernakel. Die Gestalt der Mutter des Herrn dürfte etwa 130 cm hoch sein. Wir sehen sie stehend, das Kindlein auf dem linken Arme wiegend. Kind und Mutter tragen Kronen, mit denen sie im Jahre 1842 vom damaligen Pfarrer und späteren Kardinal Landgrafen Fürstenberg feierlichst gekrönt wurden. Kleine Engelgestalten, die das Bild umschweben, halten die Krone Mariens von beiden Seiten. Die Muttergottes trägt in diesem Bilde auffallend reichgelocktes, beiderseits bis zur Brust herabwallendes Haar. Kindlein und Mutter sind in festliche, krinolinenartige Gewande gehüllt.

Vor dem Altare brennen drei Ampeln, zwei davon in Gestalt großer silberner Herzen: Eine stille Mahnung für uns, auch unser eigen Herz hier zu lassen beim trauten Gnadenbilde der gebenedeiten Gottesbraut.

Kreuzgang, Ursprungskreuz.

Wir verlassen die goldene Tempelhalle und finden uns alsbald in einem von drei Seiten rings um die Kirche angebauten Kreuzgange (die vierte Seite bildet die Kirche mit ihren beiden Türmen). Und jetzt erst werden wir auf die absonderliche Bauart und ganze Anlage des Gotteshauses aufmerksam: Der Haupteingang der Kirche (die Stufenanlage) befindet sich an der Breitseite der Kirche, während die beiden Türme an den beiden Enden der Langseite stehen. Man kommt also, wenn man von der Seite eintritt, zuerst unter einem Turme durch, durchschreitet dann die ganze Länge der Kirche und findet am andern Ende den zweiten Turm.

Durch diese Anordnung der Türme bekommt die sonst kleine Kirche eine wahrhaft imponierende Front, da sich da, noch gehoben durch den kolossalen Stiegenaufgang, die Langseite der Kirche und dazu noch beide Türme vor dem Auge des Beschauers neben einander entfalten. Eine glückliche Idee!

Wir verlassen den Kreuzgang und steigen über eine etwas holperige Steinstufe ins Freie hinaus, wo wir auf der schräg ansteigenden Wiesenfläche, von der Kirche nur wenige Schritte entfernt, zum eigentlichen Brünnl kommen. Das Brünnl ist aber hier in Mauern eingefaßt und abgeschlossen, so daß man zum Wasser nicht dazukommen kann. Das Wasser dieser Quelle wird durch Röhren bis zu jenen früher erwähnten Ausflüssen im Stiegenhause geleitet.

Das Ursprungsbrünnl steht in einem durch einen Holzzaun abgegrenzten Raume, in welchem sich auch, von Bäumen beschattet, drei Kreuze vorfinden, deren mittleres, das Heilandskreuz, wohl 4½ m hoch ist, also eine ganz stattliche Höhe aufweist. Eine Tafel am Sockel des Kreuzes gibt uns Aufschluß, daß wir uns hier an einer historisch hochbedeutsamen Stelle befinden. Wir werden davon sofort vernehmen.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprungsgeschichte.

Im Jahre 1701 lebte im Dorfe Friedrichschlag bei Strobnitz in Böhmen ein Bauernbursche, der sich durch eine hervorragende Frömmigkeit auszeichnete. Sein Name war Mathias Egidi. Ihn erwählte Gott zum Vermittler reicher Gnaden, indem er ihn, gerade an der Stelle des heutigen Ursprungsbrünnleins hinter der Kirche, mit mehrfacher Erscheinung auszeichnete. Dort sah der Bauernbursche das heilige Kreuz Jesu Christi sowie auch ein Marienbild und erhielt den Auftrag, gleich in der Nähe

am Wilhelmsberge, eine Kapelle zu erbauen und sie auf den Titel „Maria Trost" einweihen zu lassen.

Der Bursche kam dem Auftrage nach und baute die verlangte Kapelle.

Sein Unternehmen fand den regsten Beifall der Bevölkerung, die Kunde von den stattgehabten Erscheinungen verbreitete sich bald und der Zulauf des Volkes zu dem Orte der Erscheinungen wurde von Jahr zu Jahr sichtlich größer.

Schon fünf Jahre später wurde der Grundstein zur heutigen schönen Kirche gelegt und das Gotteshaus nach 19jähriger Bauzeit vollendet.

Merkwürdige Ereignisse.

Hier fügen wir ein Vorkommnis ein, das darum erwähnenswert ist, weil es sich mit ähnlichen Tatsachen in der Entstehungsgeschichte einiger Wallfahrtsorte (z. B. Maria-Taferl, Heiligwasser u. a.) deckt. Nicht nur daß jener erwähnte Bauernbursche dichtgescharte Prozessionen zu einer ihm in der Vision gezeigten Kirche sah, sondern es sagten auch zwei Männer aus Rosenberg, Gemeinde Gallitsch, gerichtlich aus, daß sie am Tage vor Heiligen drei Könige beiläufig um acht Uhr gesehen hätten, wie aus der ganzen Gegend ringsherum ganze Scharen von Menschen über die Gipfel der Bäume hin gegen den Brünnler Berg hinschritten.

Ferner sei hier ein als besonders beglaubigt bezeichnetes Vorkommnis aus der Bauzeit der Kirche erwähnt. Eine gewisse Christine Gubernat aus Oppolz sagte verächtlich: in Brünnl wird ebensowenig eine Kirche gebaut, als mir auf der Stirne Hörner wachsen! Drei Stunden darnach zeigten sich Schmerzen an der Stirne und das Weib bekam hornartige eiternde Auswüchse, die einen üblen Geruch verbreiteten. In ihrer Angst eilte sie nach Brünnl und blieb dort volle acht Tage, die sie in Bußwerken zubrachte. Daraufhin verloren sich diese sonderbaren Gewächse wieder.

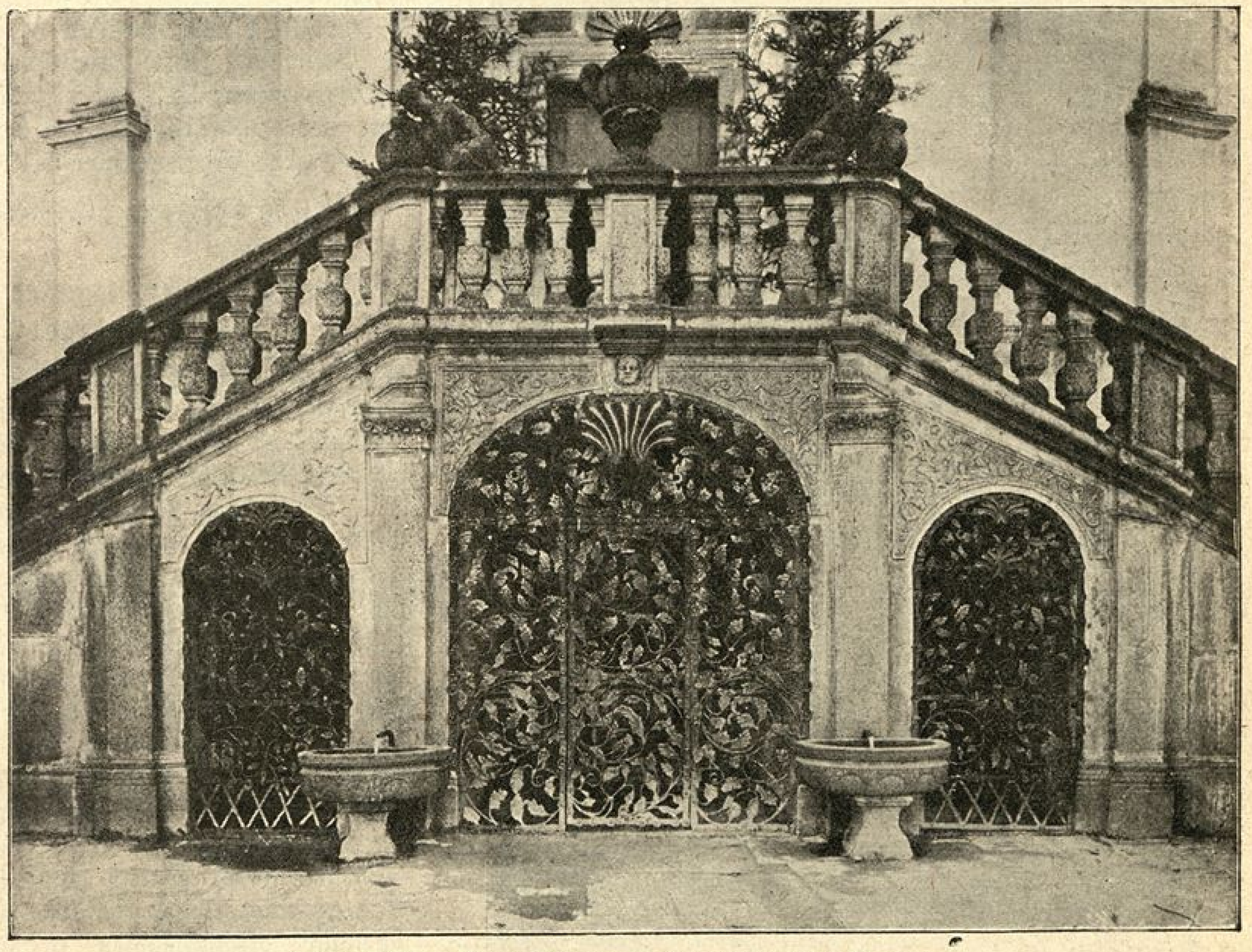
Die drei Gnadenbilder.

Schon im Jahre 1701 wurde an dem Orte der Erscheinungen in der neugebauten Kapelle ein Bild Mariens verehrt. Als es sich nun darum handelte, dieses Bild in die neue Kirche zu übertragen, hielt man es für zu unscheinbar und klein und besorgte die Herstellung eines anderen, neuen, das dann fast 120 Jahre in der Kirche verblieb.

Das ursprüngliche Bild scheint sich der Spender mit nach Hause genommen zu haben. Es kam dann später nach Eisgarn in Niederösterreich in die Propstei, wurde aber im Jahre 1887 nach Brünnl zurückgegeben, wo es bis heute in der Schatzkammer aufbewahrt wird.

Das zweite, größere Gnadenbild, das man in der neuerbauten Kirche zur Verehrung aufstellte, wurde im Jahre 1841 von einem Blitzstrahle getroffen und zum größten Teile zerstört; der noch übrige Rest ist ebenfalls in der Schatzkammer aufbewahrt.

Das dritte Gnadenbild, das bis heute noch den Hochaltar ziert, wurde nach jenem Brande besorgt, in Krummau gemalt und im Jahre 1842 geweiht und an seinen Ort gestellt.



Maria-Trost in Brünnl bei Gratzen, Kirchenstiege und Brunnen.

Sonstige Denkwürdigkeiten.

Die Geschichte dieses Wallfahrtsortes ist im Grunde genommen sehr arm an besonders hervorragenden Vorkommnissen.

Im Jahre 1762 erreichte Maria Trost den höchsten Grad seiner Blüte; es wurden nämlich damals 62.541 Kommunikanten gezählt.

Über die erste Säkularfeier, die am 15. August 1825 gefeiert wurde, enthält das pfarrliche Gedenkbuch unter anderem folgende schöne Sätze: „Das war eine für Brünnl höchst merkwürdige und schöne Festivität . . . Als am letzten Tage der Oktave bei dem heiligen Segen die matten Strahlen der untergehenden Sonne das mit der funkelnden Krone gezierte Gnadenbild umspielten und die ganze Halle Gottes gleichsam vergoldeten, da war das ein ergreifender Anblick und es ging wie ein Ahnen durch die Herzen, als ob die

Gottheit selber dem ungeheuchelten Ausdrucke frommer Andacht von so viel tausend Menschen das Siegel ihres göttlichen Wohlgefallens aufdrücken wollte . . ."

Im Jahre 1888 wurde die Kirche einer sehr weitgehenden und gründlichen Restaurierung unterzogen und darnach neu konsekriert. Die damals hergestellte Neuvergoldung hat sich als vorzügliche Arbeit erwiesen, denn sie hat sich seit dieser Zeit, durch 25 Jahre, vortrefflich frisch und kräftig erhalten.

Im Jahre 1901 endlich ward das 200jährige Jubiläum des Bestandes der Wallfahrt mit möglichst großem Zeremoniell festlich begangen.



Maria-Trost in Brünnl bei Gratzen, Gnadenbild.

Gebetserhörungen.

Das Pfarrarchiv enthält viele Akten, in denen Gebetserhörungen und wunderbare Heilungen verzeichnet sind.

Aus neuerer Zeit wurde uns mittels Privatbriefes folgender Fall mitgeteilt.

Keinen Schmuck mehr!

Am 28. März wurde ich im Kindbette so gefährlich krank, daß trotz ärztlicher Behandlung der Verlauf der Krankheit ein sehr bedrohlicher wurde. Ende Mai war ich fast nur mehr ein Häuflein Gebeine. Man hatte mich schon mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Schließlich war ich schon so schwach, daß ich niemand mehr erkannte; ich schlug die Augen nur dann auf, wenn mir die Wärter kalte Tücher auf die Schläfe legten.

Wie ich eben einmal wieder die Augen aufschlug, kam mir das Bild der heiligen Familie ober dem Bette in die Augen; es wird noch heute von unserer ganzen Familie hoch verehrt. Mit innigstem Vertrauen blickte ich auf die Muttergottes und fühlte mich plötzlich so außerordentlich gekräftigt, daß ich mich im Bette aufrichtete, dann heraussstieg und mich auf dem Fußboden auf die Knie niederließ. Meine Angehörigen eilten mir sofort zu Hilfe, denn sie vermeinten, ich würde zusammenbrechen; aber nein! Ich streckte meine Arme gegen das Bild aus und mit innigster Andacht betete ich also:

„Liebe Himmelmutter! So vielen hast du schon geholfen! Hilf auch mir! O schenk mir wenigstens sieben oder acht Jahre das Leben, bis meine fünf Kleinen, die sonst Waislein würden, herangewachsen sind! Denn sie bedürfen meiner mütterlichen Hilfe gar sehr! Und ich verspreche Dir dafür, liebe Himmelmutter: Mein Leben lang will ich keinen Schmuck mehr tragen und die Ohrgehänge in meinen Ohren bring ich als Opfer nach Brünnl zu Maria Trost!"

Von diesem Tag an begann die Krankheit zu weichen, die Gesundheit kehrte zusehends zurück. Bald konnte ich auch die versprochene Wallfahrt nach Brünnl machen und opferte dort meine Ohrgehänge, die heute noch in der Schatzkammer samt meiner Namensunterschrift zu sehen sind.

Wörnharts, Niederösterreich, 1899.

Pauline Stundner.

Geheilter Veitstanz.

Ein von Josef Křenek, Steinmetzmeister in Budweis, Altstadtgasse 57, am 4. September 1910 an hochw. Herrn Dechant P. Sigismund Bredl, Pfarrer in Brünnl, gerichteter Brief besagt unter anderem folgendes:

Am Tage Mariä Geburt, das ist am 8. September, werden es gerade zwanzig Jahre, daß wir mit einem Kinde, das den schrecklichen Veitstanz hatte und bei dem alle ärztliche Hilfe umsonst war (obwohl wir sieben Ärzte um ihre Hilfe ersucht hatten), in unserer Angst nach Maria-Brünnl hinzogen und dort unsere innigste Andacht verrichteten. Und wir haben wirklich an diesem Tage des Kindes Gesundheit erbetet, denn seit dieser Zeit bis heute, das sind zwanzig Jahre, hat sich keinerlei Anfall mehr gezeigt. Und jetzt ist aus dem geheilten Kinde eine barmherzige Schwester geworden, die dieses Jahr am Feste der heiligsten Dreifaltigkeit ihre Ordensgelübde abgelegt hat. Wir senden zugleich einen Betrag zu einer Dankmesse für diesen Tag und bitten den Fall öffentlich bekanntmachen zu wollen. Die Statue ober der Türe der Schatzkammer ist ja auch von uns; leider können wir heuer nicht selber nach Brünnl fahren und bitten Euer Hochwürden demütig, an unserer Statt die Bitte und den Dank der lieben Gottesmutter zu Füßen legen zu wollen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1915 200jähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration.
1951 250jähriges Jubiläum der Entstehung.

Ständige Priester: 2 P. P. Zisterzienser von Hohenfurt.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30 bis 40.

Kommunikanten jährlich: 12.000 bis 15.000.

Besucher jährlich: 40.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: gegen 400.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt und die anderen Marientage.

Einwohner des Ortes: 450.

Devotionalienhändler: 20 bis 24 Buden (doch nicht ständig).

Gasthäuser: 7.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Zufahrten.

Wien—Gratzen, 5½ Stunden, K 6.30. Bei Schnellzugsbenützung bis Gmünd 3½ Stunden. K 8.30.

Budweis—Gratzen, 1 Stunde, K 1.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Brünnl—Maria Schnee (bei Reichenau a. d. Maltsch), Fußtour, südwestlich, 5 bis 5½ Stunden über Beneschau.

Brünnl—Waldenstein, 6 bis 6½ Stunden Fußtour; oder Eisenbahn: Gratzen—Hoheneich, ½ Stunde, K —.70.

Brünnl—Řimau, 6 bis 6½ Stunden Fußweg. Vorzuziehen per Bahn, und zwar entweder: Gratzen—Budweis (umsteigen)—Holkau Řimau, oder: Beneschau—Zartlesdorf—Holkau Řimau.

Literatur.

Schaller, Top. XIII, 135.

Austria-Kal. 1846, 121.

Sommer, Böhmen, Budw. Kr., Prag 1841, S. 139.

Reg. Mar.-Kal. 1897, IV.

P. Raab, S. O. C., Jubiläumsbüchlein, Selbstverlag, Gratzen 1901, 8°, 28 S.

Leo Gschft. D. s. W. d. kath. K., Wien, IX, 86, 89, — IX, 90 (Heilbrunn).

Anonym (Dechant P. Sig. Bred). Die Pfarr- und Wallfahrtskirche .... Verlag Kirche, 1912, 16°, 32 S., 4 Bilder.

Kurze Erwägung.

Die Kirche Maria Trost in Brünnl ist ein Versuch, das in Stein und Bauwerk darzustellen, was die katholische Kirche so oft und oft in der lauretanischen Litanei ruft: „Du goldenes Haus, bitte für uns!“ Wie das Gold unter den Metallen das beste ist, so ist Maria unter den Menschen die erste. Sie wird ein „Haus“ genannt, weil sie den Herrn des Himmels und der Erde beherbergen durfte. Sie ist aber auch zugleich jenes gewaltige Weltenhaus, wo alle Menschen, die zu ihr Zuflucht nehmen, Platz und gütige Aufnahme finden. So nahe denn auch Du diesem goldenen Hause und birg Dich darin vor jeder Gefahr und sprich zu Maria: „O Mutter, laß mich in Deinem goldenen Herzen wohnen und weise mich nie von Dir hinaus, ich will Dir den Zins meiner kindlichen Verehrung wenigstens an allen Deinen Festestagen pünktlich zahlen.“

Gebet des heiligen Bernard.

O Maria! Du Überselige! Du Mutter Gottes und Mutter des schuldigen Sünders! Du Mutter des Richters und Mutter des Verbannten! Da Du Mutter von beiden bist, so gestatte nimmer, daß Dein Sohn, der göttliche Richter, mich, Deinen Pflegesohn, der ein Sünder ist, verdamme, sondern bewirke durch Deine Mutterliebe die Versöhnung von beiden und nimm durch Deinen Sohn, der Richter ist, mich, Deinen Sohn, der Sünder ist, ins ewige Vaterland auf. O überselige Maria. Amen.

Altbunzlau.

Böhmen.

15.000 Kommunikanten.

Ein Bild, gar reich behangen
Mit Goldes funkelnder Zier,
Der Böhmen Gesänge klangen
Schon tausend Jahre hier.

Ein Kaiser mit Krondiamanten
Verzierte dies Bildnis fein —
Ein König macht' ihn zuschanden:
Er schmückt's mit dem Blute sein.

Örtliche Lage.

Man findet diesen uralten Wallfahrtsort mitten im Herzen des Königreichs Böhmen; sagt ja doch der Volksmund, daß das Löwenstandbild nächst der Wenzelskirche der Mittelpunkt des Böhmerlandes sei. An der Elbe gelegen ist Altbunzlau von der Landeshauptstadt Prag 20 km nordöstlich entfernt. Eine breite Reichsstraße verbindet diese beiden Städte in fast gerader Richtung. Doch wird selbstverständlich von den meisten Pilgern die Eisenbahnroute gewählt. Altbunzlau ist nämlich eine Station der Nordwestbahn und also von Prag aus entweder über Lissa oder auch über Wschetat zugänglich.

Fast ebenso rasch, ja vielleicht noch rascher, gelangt man von Prag aus zum Ziele, wenn man als Absteigestation die Stadt Brandeis wählt, die als Gegenstück zu Altbunzlau, am andern Ufer der Elbe liegt und von deren Bahnhof die Gnadenkirche zu Altbunzlau in eben derselben Gehzeit (½ St.) erreicht wird, wie von der Station Altbunzlau selber.

Das charakteristische der Altbunzlauer Gegend ist eine weite, einförmige Ebene und mitten darin eine mächtig ansteigende zweitürmige Kirche: die Marienkirche. Nicht weit davon ragt noch ein anderer, merklich niedrigerer Turm in die Luft, nämlich jener der Wenzelskirche, auch Kollegiatkirche zum hl. Kosmas und Damianus genannt.

Die Marienkirche.

Wir haben in Altbunzlau zwei Kirchen, die man beide als Wallfahrtskirchen betrachten muß: die ältere Wenzelskirche und die neuere, aber größere und wohl auch schönere Marienkirche. Die erstere ist Pfarrkirche, die zweite ist Filialkirche.

Die Marienkirche gehört zu der bekannten Art jener großen, mächtigen Renaissancekirchen, die durch Höhe und Lichtfülle imponieren. Die Kirchenfront, die sich auf einer steinernen etwas erhöhten Terrasse zur Höhe hebt, ist gewaltig in ihrer Anlage, hat gedrungene, etwas nach aufwärts strebende Bauart, ist regelmäßig eingeteilt, zeigt die üblichen Nischen mit den Heiligenfiguren, hat sehr breites,

reichgegliedertes Gesimseband, durch das es augenscheinlich in eine untere und obere Hälfte getrennt wird, und schließt nach oben hin mit einem einfachen, großen dreieckigen Giebel ab,



Altbunzlau, die Marien-Wallfahrtskirche.

dessen Zier- und Mittelpunkt eine goldstrahlende, bedeutend vergrößerte Abbildung des Gnadenbildes ist.

Soweit wäre nun alles recht schön, wenn nicht die Türme, die an dem anderen Ende der Kirche stehen, den Gesamtfernanblick wesentlich stören würden. Der Anblick der Front wird dadurch für den Beschauer, der direkt von vorne hinschaut, etwas schwerfällig. Doch ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß gerade diese Bauart manchem andern Beobachter gerade wegen dieser Massigkeit besonders gut gefallen wird. Es hängt da eben gar viel vom Geschmacke des Einzelnen ab.

Das Innere der Kirche ist jedenfalls schön, wenn wir auch mit der Bezeichnung herrlich diesesmal zurückhalten wollen. Sie ist schön; denn bei ihrer respektablen Größe (sie bietet Raum für 4000 Personen) zeigt sie jenen edlen Renaissancebaustil, den wir schon an gar mancher anderen Kirche aufrichtig bewundert haben. In Altbunzlau ist es besonders das reichgliedrige, stark ausladende Gesimse, die ornamentale Ausschmückung der Chorbögen der Seitenkapellen, sowie eine Anzahl stattlicher quadratischer Pfeiler, die allerdings unmittelbar an den Wänden stehen und also den Charakter eines Pfeilers fast eingebüßt haben — alles dieses sowie die guten Lichtverhältnisse des prächtigen Hochaltares sind es, die uns beim Beschauen der Kirche mit hoher Befriedigung erfüllen.

Wir nennen sie aber nicht herrlich, und zwar aus dem Grunde, weil viele Teile der Kirche, unter anderem auch die Seitenwände des Presbyteriums bloß eine einfache graue Färbelung aufweisen, so daß uns in dieser Kirche, wie man zu sagen pflegt, etwas abgeht. Unsere Empfindung war etwa die: Es ist alles wunderschön, aber die Kirche vertrüge noch leicht für 100.000 bis 200.000 Kronen innere Ausschmückung.

Nicht übergehen wollen wir, daß uns der Blick nach rückwärts auf die Orgelgalerie aufrichtig erfreute.

Das Gnadenbild.

Das Altbunzlauer Gnadenbild, das Palladium (Schutzbild) des Königreiches Böhmen genannt, dessen lichtdurchflutetes Abbild den eintretenden Pilger schon aus weiter Ferne aus dem über dem Hochaltare befindlichen Glasfenster grüßt, ist ein recht kleines, etwa 18 cm hohes und 12 cm breites Metallreliefbild korinthischen Stiles. Als Rahmen hat es einen in dunklen Farben gehaltenen, recht zierlichen Miniaturaltar.

Das Bild selber trägt in seiner ganzen Ausstattung die Anzeichen hohen Alters und kann unseren modernen verwöhnten Anforderungen betreffs Schönheit nur mehr teilweise genügen. Das schönste daran scheint uns das Antlitz der Gottesmutter und der Faltenwurf sowohl des Schleiers, als des Mantels zu sein. Maria blickt mit einer gewissen Traurigkeit, wenn wir nicht etwa richtiger sagen wollten, Schläfrigkeit auf ihr Kind, das sich — vollkommen nackt — in ihren Armen windet. Die Finger ihrer Hände sind sichelförmig gebogen und besonders der Mittelfinger der linken Hand ungemein lang. Die Gestalt des Jesukindes ist in mehrfacher Beziehung verfehlt und vom Standpunkte der heutigen Kunst gewiß nur eine Karikatur.

Die Wenzelskirche.

Zweifellos die ältere und wohl auch die interessantere, wenn auch nicht die schönere der beiden Altbunzlauer Kirchen, ist die Kirche des heiligen Wenzel, die sich etwa fünf Minuten von der Marienkirche, und zwar in der Richtung gegen die Elbe hin und gegen die Stadt Brandeis befindet.

Schon von außen bietet sie ein ernstes Aussehen. Sie ist niedrig, ihre kurzen Stützpfeiler fest, stark und einfach. Um sie herum läuft eine alte Mauer. Ganz in ihrer Nähe die uralte Klemenskapelle, ein im Innern recht vernachlässigtes Heiligtum von turmähnlicher Gestalt; kaum erkennbare Freskenreste sind der einzige Schmuck der kahlen Wände; sie hat eine muschelförmige Apsis.

Doch nun zur Wenzelskirche, von der wir sagen können, daß sie ein Zentralheiligtum des böhmischen Volkes sei, ähnlich etwa wie Welehrad in Mähren.

Sie ist im Innern ganz merkwürdig eingerichtet und hat eigentlich drei Teile. Der vordere Teil enthält nämlich zwei Kirchen übereinander, deren untere die uralte Krypta des

heiligen Kosmas und Damianus ist, während die obere Kirche Presbyterium und Chorstühle umfaßt.

Tritt man von außen ein, so kommt man zunächst in die rückwärts gelegene, übrigens ausgedehnteste Kirche, die sich ebenerdig hinzieht und von der aus man dann, weiterschreitend, etwa über zwölf Stufen empor, zum Presbyterium oder etwa ebensoviele Stufen hinab in die Krypta des heiligen Kosmas und Damianus gelangen kann.

Im großen und ganzen muß man sagen, daß die beiden oberen Kirchen zusammengenommen, die etwa für 4000 Personen Platz bieten, nicht gerade großartig sind. Das ganze ist etwas zu niedrig. Darum hat sich auch der Rokoko-Hauptaltar notgedrungen mehr in die Breite als in die Höhe entfalten müssen, ein Umstand, der ihm nicht besonders günstig ist.

Der Stiegengang, der sich, wie wir früher erwähnt haben, zwischen dem vorderen und rückwärtigen Teile der Kirche befindet, muß als recht gut gelungen bezeichnet werden. Ebenso hat uns die Orgel gefallen, die mit vielen goldenen Schwebeengeln zierlich und zart geschmückt ist. Auch die vielen weißen Statuen an den Pfeilern oder, richtiger gesagt, an den Pilastern, die jedem der romanischen Pfeiler vorgestellt sind, machen einen sehr befriedigenden Eindruck. Von einem einheitlichen Baustile kann in dieser Oberkirche keine Rede sein. Romanischer Stil und Renaissance sind gleich stark vertreten, ja auch die Gotik hat sich ihren Teil zu sichern verstanden. An Bilderschmuck besitzt die Kirche eine Reihe großer viereckiger Gemälde, die an den Seitenflächen der Kirche nebeneinander hängen. Sonst entbehrt die Kirche einer weiteren malerischen Ausstattung und es ist auch ihre Decke nur einfach gefärbelt.

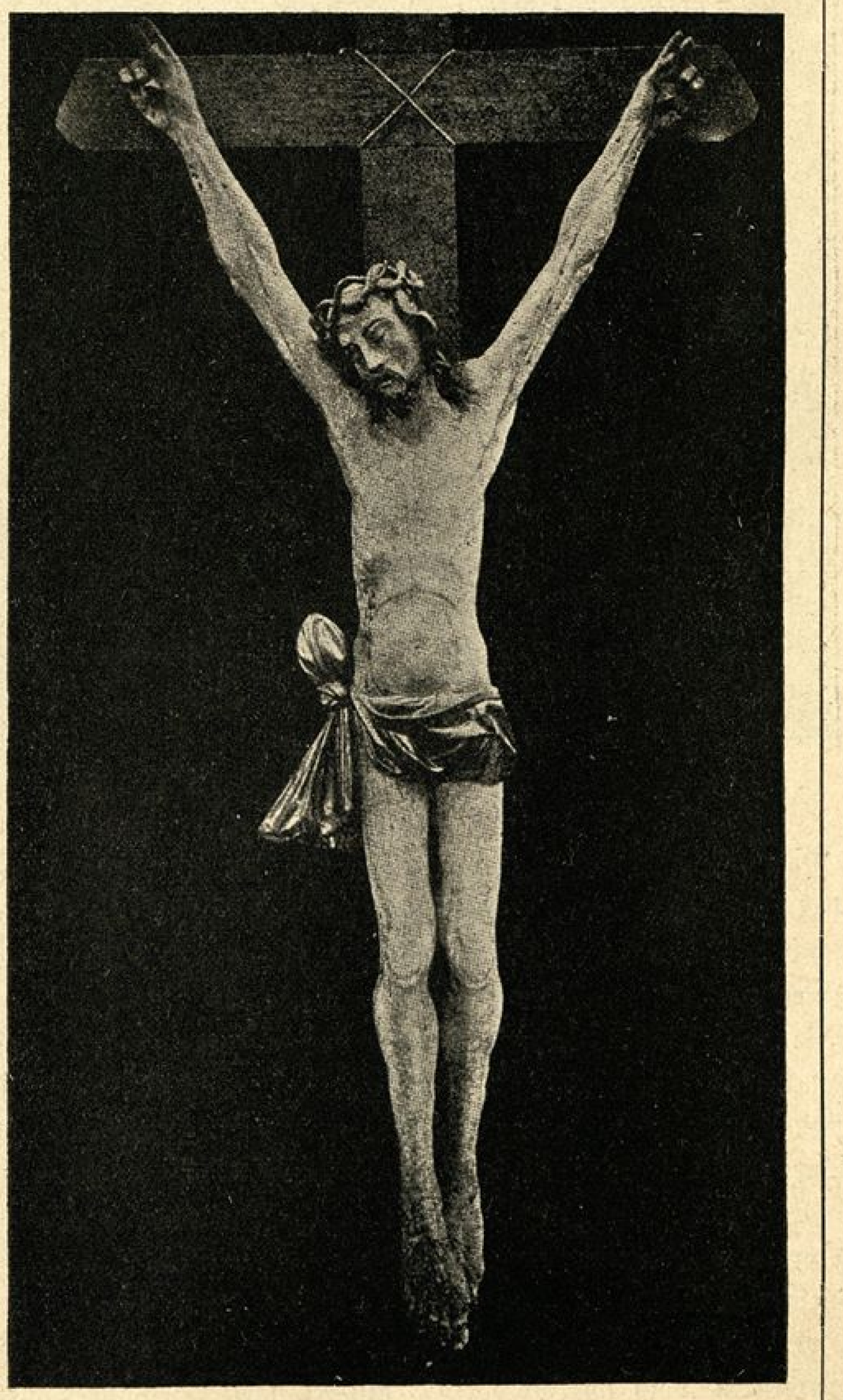
Erwähnt soll noch werden, daß sich der rückwärtige ebenerdige Teil der Kirche zangenartig nach vorne erweitert und also die beiden vorderen Kirchen gleichsam umarmt, so daß man bei weiterem Vordringen in die Seitengänge von links und von rechts in die Krypta hinuntersehen kann.

Von diesen Seitengängen enthält der eine auf der Evangelienseite eine hochinteressante historische Steingruppe: die Ermordung des heiligen Königs Wenzel durch Boleslav. Diese Steingruppe steht genau an jener Stelle, an der der Mord geschah und man sieht den König, wie er sich an den Ring der Kirchentüre anklammert. Ehemals war nämlich an jener Stelle eine Türe in die alte (damals einzige) Unterkirche. Heute ist allerdings durch Aufschüttung das Höhenverhältnis merklich geändert worden, so daß die alte Kirche eine Souterrainkirche geworden ist. Vorne im Mittelschiffe steht rechts vor den zum Priesterchor führenden Stufen ein Altar, der schmerzhaften Muttergottes geweiht, links ein Kreuzaltar.

Das darauf stehende große hölzerne Kreuz ist historisch denkwürdig. Es wurde von einem ungenannt sein wollenden Wohltäter nach dem 30jährigen Kriege der Kirche geschenkt und stand immer in großen Ehren. Im Jahre 1689 aber geschah es, daß in der Zeit vom 2. bis 8. Juli im Beisein vieler Personen das Christusbild öfters die Gesichtsfarbe wechselte und auch die Augen öfters öffnete und schloß. Diese Begebenheit wurde durch eine Kommission, die im Auftrage des damaligen Erzbischofs Johann Friedrich Graf Waldstein eingesetzt war, strenge und genau untersucht und als wahr bestätigt. Das Kruzifix, das während der Zeit der Untersuchungen vom Altare entfernt worden war, wurde dann am 20. August in feierlicher Prozession herumgetragen und auf den Altar zurückgebracht. Der obgenannte Erzbischof ließ im Jahre 1691 einen neuen Altar auf seine Kosten aufrichten, bei dem seither täglich eine heilige Messe zelebriert uud darauf besondere Gebete zu Ehren des Gekreuzigten verrichtet werden.

Die Krypta.

Baulich das hochinteressanteste Stück. Eine wunderschön regelmäßige fünfschiffige streng altromanisch erbaute Kirche, die allerdings sehr niedrig ($2^1/_2$ m) und sehr finster ist. Um uns die reinen romanischen Formen an den Säulen zu zeigen, hat man Zündhölzer anzünden müssen. Diese Kirche ist übrigens auch ziemlich groß: sie dürfte für 800 Personen genügen. Hier befand sich durch drei Jahre hindurch der Leib des heiligen Wenzel, bis er



Altbunzlau, das wunderbare Kruzifix.

endlich nach Prag überführt wurde. Seine Gruft befindet sich noch in der Mitte der Unterkirche. Der kleine Altar am vorderen Ende der Kirche ist den heiligen Märtyrern Kosmas und Damianus geweiht und hat anstatt eines Altarblattes ein gemaltes Fenster mit dem Bilde der beiden heiligen Märtyrer.

Andere Sehenswürdigkeiten.

1. **Die Schatzkammer.** In dieser befanden sich einst bedeutende Kleinode und kostbare Gegenstände. Aus zahlreichen Opfergaben, besonders aus den Edelsteinen, welche die Kaiserin



Altbunzlau, Ermordung des hl. Wenzel an der Kirchentüre.

Maria Anna dem Gnadenbilde verehrt hatte, ließ der Dekan des Kollegiatkapitels Johann Frik eine prachtvolle Monstranze zum Andenken an die damals stattgefundene Heiligsprechung des heiligen Johannes von Nepomuk anfertigen. Sie wiegt 25 Pfund, ist noch vorhanden und wird nur an den höchsten Festtagen in Gebrauch genommen. Außerdem sind in der Schatzkammer noch 19 flache Schreine auf die Art von eingerahmten Bildern angefertigt, in denen unter Glas Votivgeschenke aus Gold und Silber: Kreuze, Ringe, Ohrringe, Edelsteine, Perlen 2c. aufbewahrt sind. In einigen dieser Schreine befinden sich auch Reliquien verschiedener Heiliger. Die Schatzkammer war seinerzeit reicher an Votivgeschenken, doch im Jahre 1806 mußten viele wertvolle Opfergaben, so z. B. ein goldener Kelch mit Edelsteinen besetzt, 15 silberne Kelche, ein solches Ciborium und Kruzifix, von Kaiser Ferdinand III. gespendet (es wog 22 Pfund), ein silbernes Antipendium und viele kleinere Gegenstände dem Staate für die Kriegskasse abgeliefert werden.

2. **Der Ambitus.** An diesem Säulengang, der sich im Osten an das Heiligtum anschließt, begann man im Jahre 1728 zu bauen, fertiggestellt wurde er erst im Jahre 1731. Die Malerei in den zwölf Kapellen des Ambitus stammt vom Maler Wenzel Kramolin und stellt die ganze Geschichte des Gnadenbildes von der Auffindung bis zur letzten Rückkehr aus Wien dar. Auch sind einige besondere Gnadenerweise, die den Verehrern des Altbunzlauer Gnadenbildes zuteil wurden, bildlich dargestellt. Oben in den Wölbungen sind die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Marias veranschaulicht.

3. Unweit der Gnadenkirche steht an der Straße eine dem **heiligen Benedikt geweihte Kapelle,** wobei früher auch der Friedhof (bis 1835) war. Daneben steht ein vom Kapiteldekan Frik gestiftetes Siechenhaus. In demselben finden sechs ältere Frauen Unterkunft, denen die Reinigung beider Kirchen obliegt.

4. In der Straße gegen Benátek steht eine **Kapelle, dem seligen Podivin geweiht,** von dem der Chronist Kosma schreibt: „Er war der Knappe und unzertrennliche Gefährte des heiligen Märtyrers Wenzeslaus sowohl in der Arbeit als auch in der Pein." Sie steht an der Stelle, wo der Selige an einem Baum des Waldes, der sich damals bis hier erstreckte, erhängt wurde. Die Freskomalerei in ihr soll vom Maler Rajner ausgeführt sein.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes[1]).

Urgeschichte des Gnadenbildes.

Altbunzlau ist der älteste und darum ehrwürdigste Wallfahrtsort Böhmens. Seine Anfänge reichen wohl in das 11. Jahrhundert, ja viele sind der Ansicht, daß gleich nach dem Tode des heiligen Herzogs Wenzeslaus, der von seinem Bruder Boleslaus dem Grausamen am 28. September 935 in Altbunzlau am Kircheneingang ermordet wurde, der Ort das Ziel vieler frommer Pilger ward, die an der geheiligten Stätte des Märtyrers ihre Verehrung und Andacht zum Ausdrucke bringen wollten. Doch auch als marianischer Wallfahrtsort ist Altbunzlau altehrwürdig, wie wir aus den folgenden historischen Angaben ersehen werden.

Das Gnadenbild der Muttergottes, welches in Altbunzlau in der Marien-Wallfahrtskirche verehrt wird, wird bis auf die Zeiten des Slawenapostels, des heiligen Methodius, zurückgeführt und bestehen über den Ursprung desselben verschiedene Legenden. Die verbreitetste ist folgende: Als Herzog Bořiwoj vom heiligen Methodius in Mähren getauft worden war und nach Böhmen zurückkehrte, kam der Heilige auch nach Böhmen und unterrichtete die Gemahlin des Herzogs, Ludmilla, im heiligen Glauben. Ludmilla ergab sich nach ihrer

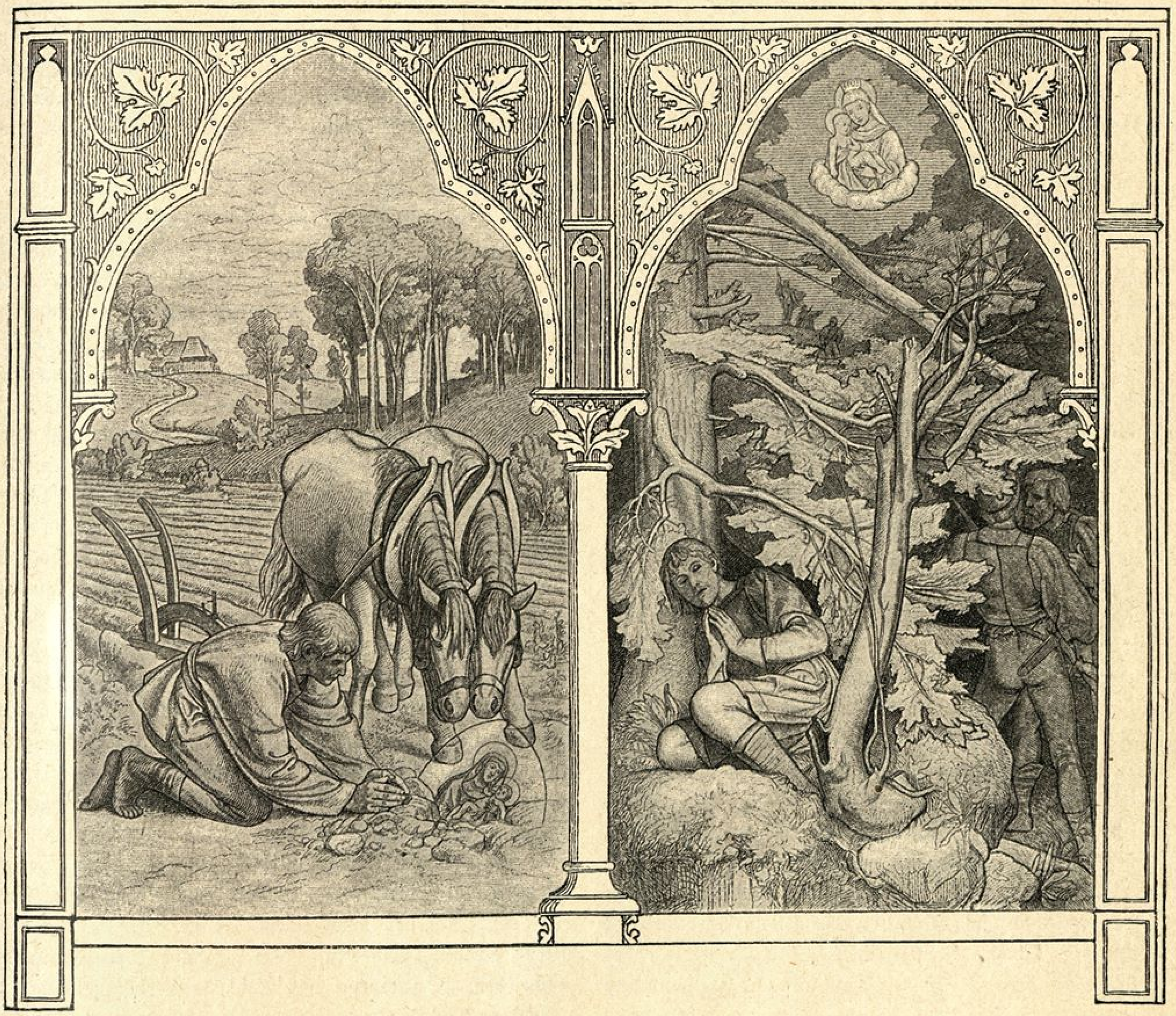
[1]) Bearbeitet von Hochw. Herrn Rudolf Nemeškal, Spitalkurat in Wien III, nach dem Buche „Stará Boleslav" von Sdrinko, Residialkanonikus in Altbunzlau, B. Styblo, Prag 1880.

Taufe mit ganzem Herzen dem Christentum und ließ ihre früher verehrten Götzenbilder vernichten. Aus dem Material, das teilweise edles Metall, auch Gold war, ließ sie verschiedene Geräte für den christlichen Gottesdienst anfertigen, darunter auch das Muttergottesbild, das bis jetzt in Altbunzlau vorhanden ist und verehrt wird. St. Methodius selbst soll es geweiht haben und St. Ludmilla bewahrte dies Bild ihr Leben lang bei sich, auch bei ihrem Märtyrertode († 15. September 921 [?] auf der Burg Tetin bei Beraun). Nachher hat ihr Enkel, der heilige Wenzeslaus, das Bild hochverehrt und stets bei sich auf der Brust getragen. Dann wurde es auch, wie die Legende erzählt, bei seinem Märtyrertode zu Altbunzlau mit seinem Blute befleckt. Zwei von den Mordgesellen erblickten das Bild an der Brust des Toten, nahmen es zu sich und vergruben es unterhalb der Burgfeste von Altbunzlau in einem Acker. Hier blieb das Bild lange Jahre, bis es im 12. Jahrhundert wiedergefunden wurde.

Zweite Auffindung des Gnadenbildes (1160).

Über diesen Fund berichtet Kaspar Arsenius aus Radbuza, Dekan des Kapitels bei St. Veit-Prag, in einem Buche über das Gnadenbild zu Altbunzlau, dessen zweite Auflage im Jahre 1629 erschienen ist, folgendermaßen:

„Unter der Regierung des Königs Wladislaus, etwa um das Jahr 1160, hat die Wallfahrt zum Bilde der Gottesmutter in Altbunzlau auf diese Art begonnen: Es war dort ein arbeitsamer Untertan, ein großer Verehrer der Gottesmutter; er hatte an der Stelle, wo jetzt die Muttergotteskirche und der Hochaltar steht, ein Stück Feld. Als er



Doppel-Glasbild von J. Trenkwald in der Votivkirche zu Wien.

Altbunzlau.
Ein Bauersmann findet beim Pflügen das Marienbild in den Erdschollen.

Heiliger Berg bei Přibram.
Ein verfolgter Ritter bleibt wunderbarerweise vor seinen Feinden verborgen. (Seite 80).

beim Ackern an die Stelle des jetzigen Hochaltars kam, blieben die Pferde stehen, wichen vor dem Orte zurück und wollten den Pflug nicht mehr weiterziehen. Der Bauer trieb die Pferde an, setzte die Pflugschar tiefer in den Boden und siehe, es kam eine kleine metallene Statue der seligsten Jungfrau mit dem Jesukinde auf den Armen zum Vorschein. Er verwunderte sich beim Anblicke derselben, hob das Bild ehrerbietig auf und trug es nach Hause. Als er es am nächsten Morgen besichtigen wollte, fand er es nirgends; doch als er aufs Feld zur Arbeit hinauskam, erblickte er dasselbe an der Stelle, wo er es vorher ausgeackert hatte. Er nahm es zum zweitenmal nach Hause, doch kehrte es in der folgenden Nacht von selbst wieder an die Fundstelle zurück. Darüber wunderte er sich sehr, dachte nach und erkennend, daß hier Gottes Macht walte, kam er zu dem Entschlusse, das Bild in die Kirche zu bringen. Er nahm es also von der Stelle und ging damit zum Kapiteldekan und den Domherren der St. Wenzelskirche in Altbunzlau, erzählte ihnen was vorgefallen war und übergab es zur Aufbewahrung in der Kirche. Aber o Wunder, auch aus der Kirche kehrte das Bild zweimal auf den bestimmten Ort des Feldes zurück. Die frommen und gottesfürchtigen Priester erwogen die Angelegenheit und kamen zur Erkenntnis, daß die seligste Jungfrau sich den Ort am Felde auserwählt habe und dort verehrt werden wolle. Sie ließen daselbst eine steinerne Kapelle bauen, damit darin das Bild würdig aufbewahrt und verehrt werde."

Er erzählt ferner, daß durch die Opfergaben der Wallfahrer bald ein größeres Kirchlein zustande kam und daß dort viele Erhörungen und Wundertaten durch die Gottesmutter geschahen. „Woher aber oder wie das Bild ins Feld gekommen sei," so berichtet Kaspar Arsenius weiter, „das geht aus der Erzählung alter Personen und den Memoiren der Kirche hervor: es war das Bild des heiligen Wenzeslaus, das er tagtäglich verehrte und als eifriger Diener der gebenedeiten Jungfrau Maria oft bei sich trug. Daß aber das betreffende Bild das des hl. Wenzeslaus sei, dafür spricht außer der ständigen Überlieferung auch der Umstand, daß man im Besitze der Altbunzlauer Kirche noch heutzutage (nämlich 1629) einen kleinen Trinkbecher des hl. Wenzeslaus schauen kann, der aus ganz ähnlichem Metall verfertigt ist wie das genannte Bild der gebenedeiten Jungfrau Maria."

Das Gnadenbild — das Palladium Böhmens.

Vom 12. Jahrhundert an bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts sind die Schicksale des Gnadenbildes sozusagen wie mit einem Schleier verhüllt, so daß wir nur aus Legenden ganz geringe Nachrichten schöpfen können, z. B. daß der hl. Johannes von Nepomuk vor seinem Märtyrertod zu dem Gnadenbilde eine Wallfahrt gemacht und sich dort auf den Tod vorbereitet habe.

Das Kapitel selbst mußte zu wiederholten Malen vor den Feinden flüchten, so im Jahre 1437 sogar nach Budapest in Ungarn, wohin auch die Kostbarkeiten und alten Urkunden mitgenommen wurden. Dieselben gingen dann verloren. In diesen schweren Zeiten waren zwar die Wallfahrten nach Altbunzlau nicht so zahlreich, doch haben sie nie aufgehört. Eine große Prozession von besonderer Bedeutung wurde von der St. Jakobskirche (Prag-Altstadt) aus am 18. August 1609 arrangiert und zwar auf die Meinung: Die Gottesmutter möge durch ihre Fürbitte bei Gott dem Lande und dessen Einwohnern in allen Widerwärtigkeiten beistehen und den katholischen Glauben bewahren helfen. Bei dieser Wallfahrt geschah es zum erstenmal, daß die Katholiken bei dem Gnadenbilde in Altbunzlau als dem Schutzbilde (palladium) des ganzen Königreiches Zuflucht nahmen. Unter diesem Ehrentitel wurde fortan die Gottesmutter zu Altbunzlau öfters verehrt und angerufen.

Der Bau der heutigen Marienkirche.

Im Jahre 1611 zwangen die Stände Kaiser Rudolf II. abzudanken und es wurde sein Bruder Matthias zum König gewählt. Dieser vermählte sich mit seiner Base Anna, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Diese Kaiserin, eine eifrige Katholikin, begründete das Gotteshaus in Altbunzlau in seiner jetzigen Gestalt. Der Geschichtsschreiber Balbin berichtet, daß sie einigemal tausend Dukaten für diesen Zweck geopfert und selbst entschieden habe, daß ein neues herrliches Gotteshaus zu Ehren des ehrwürdigen Gnadenbildes erbaut werden solle. Auf Befehl des Kaisers Matthias wurden im Jahre 1616 Holz, Kalk und Gelder für den Bau angewiesen. Mit dem Bau wurde im Jahre 1617 begonnen, Baumeister war der Italiener Jacobo Devacannis. Da bald darauf, im Jahre 1618, der Aufstand der protestantischen Stände Böhmens erfolgte und der dreißigjährige Krieg seinen Anfang nahm, erlitt der Bau Verzögerungen, um so mehr, da die größten Wohltäter des Heiligtums, die Kaiserin Anna († 15. Dezember 1618) und bald darauf auch Kaiser Matthias selbst († 20. März 1619) starben. Doch des Baues nahmen sich jetzt die Herren Wilhelm Slavata und Jaroslaw Martinitz an, die ihre wunderbare Rettung (sie wurden von den Rebellen aus einem Fenster der Burg in den tiefen Graben geworfen) dem Schutze der Gottesmutter zuschrieben. So wurde das Gebäude verhältnismäßig bald vollendet (1623), doch fehlten die Türme und die innere Ausschmückung.

Das Gnadenbild in Feindeshand (1632—1638).

Im Verlaufe des 30jährigen Krieges hatten Kirche und Gnadenbild viele Unbilden zu erleiden. Nachdem Prag in die Gewalt des protestantischen Sachsenführers Arnheim gekommen war (im November 1631), dauerte es nicht lange, daß auch Altbunzlau schwer heimgesucht wurde. Am 24. Februar 1632 überfielen zwei sächsische Rittmeister mit ihren Reiterscharen die Stadt, plünderten und raubten alles aus und verschleppten besonders aus den zwei Kirchen alle heiligen Gemälde, Gefäße und Paramente. Was sie nicht mitnehmen konnten, zerschlugen oder verbrannten sie. Unter

der Beute befand sich auch das Gnadenbild. Dieses übergaben sie in Prag ihrem Oberst, dem Baron Laurenz Hofkirch. Derselbe war Protestant und ein Renegat, denn er trat, obwohl Österreicher, in Dienste des Kurfürsten von Sachsen. Am 29. März ließ Hofkirch am Altstädter Ring, der Teinkirche gegenüber, einen neuen Galgen errichten, darauf einen Zimmermannsgesellen aufhängen und gleich dem Galgen gegenüber auf zwei alten, zerbrochenen Stühlen das Gnadenbild aufstellen und mit einer Pyramide aus Lanzen und Musketen umgeben. Auf einem Blatt Papier war mit Unterschrift und Siegel angegeben, warum diese Entehrung dem Bilde zugefügt wurde. Das Bild blieb im Besitze des Kommandanten, der es nach der Eroberung von Prag durch Wallenstein nach Leipzig mitnahm. Dort ließ er es sorgfältig hüten, damit er dafür gelegentlich großes Lösegeld bekomme. Den diplomatischen Bemühungen des Kaisers Ferdinand II. und seines Heerführers Wallenstein gelang es nicht, das Gnadenbild zurückzubekommen; erst im Jahre 1638 kam durch freiwillige Spenden, wozu den größten Teil Katharina von Lobkowitz bestritt, soviel zusammen, daß das Heiligtum heimlich ausgelöst werden konnte. Die edle Dame verwahrte das Gnadenbild einige Zeit in ihrem Palais zu Prag. Am 12. September wurde es von der Lorettokapelle in feierlicher Prozession auf einem Thron, hinter welchem Kaiser Ferdinand III. selbst mit seiner Begleitung schritt, nach Altbunzlau übertragen.

Das Gnadenbild zum erstenmal in Wien (1639—1646).

Doch das Verbleiben an der Gnadenstätte war von nicht langer Dauer. Da zu Beginn des Jahres 1639 die Protestanten abermals von Meißen aus nach Böhmen kamen, brachte der Dekan des Kapitels am 16. März alle Kirchenschätze und auch das Gnadenbild wieder nach Prag. Das letztere übergab er der edlen Frau Benigna Katharina von Lobkowitz in Obhut, die es bald darauf nach Wien dem Kaiser überbrachte. Derselbe war darüber hocherfreut und verehrte dasselbe innig mit seiner Gemahlin Maria Anna. Auf dem Altar, wo das Gnadenbild in der Hofburg aufgestellt war, ließ er täglich eine heilige Messe zelebrieren, der er selbst beiwohnte und hielt vor demselben mit der Kaiserin und dem Hofstaate Privatandachten. Die Kaiserin ließ auch, als sie glücklich eines Sohnes, des späteren Kaisers Leopold I., genesen war, das Gnadenbild mit kostbaren Perlen, Edelsteinen und Diamanten schmücken und für das Haupt der Gottesmutter eine kostbare Krone anfertigen. — Das Heiligtum der Gottesmutter und die Stadt Altbunzlau hatten unterdessen mehreremal unter feindlichen Einfällen zu leiden. Am 1. Mai 1639 wurden Stadt und Kirche von disziplinlosen kaiserlichen Truppen ausgeplündert, am 27. Mai kamen feindliche Scharen und verwandelten Stadt und Kirche in ein befestigtes Heerlager. Zu diesem Zwecke wurde das Dach des Turmes der Kollegiatskirche abgetragen, die Turmmauern mit Erde ausgefüllt und darauf Kanonen postiert. Am 27. Juni überfielen die Söldner das marianische Heiligtum und vernichteten darin alle Altäre, Bilder und Verzierungen. Im Jänner des folgenden Jahres wurden die Grüfte beider Kirchen erbrochen, die Leichname des Schmuckes und der Kleider beraubt und die Gebeine zerstreut. Bald darauf mußten aber die Schweden vor dem kaiserlichen Heer die Flucht ergreifen. Beim Verlassen ihres Lagers blieb zwischen den Zelten ein glimmender Feuerherd zurück, der, durch einen Sturmwind entfacht, das verlassene Lager in Brand steckte. Das Feuer griff zunächst auf das Dach der St. Klemenskirche, dann die St. Wenzeslauskirche über und vernichtete fast alles, so daß die Kollegiatskirche zur Ruine wurde (20. Jänner 1640). — Das Gnadenbild blieb die ganze Zeit beim kaiserlichen Hof bis zum Tode der Kaiserin Maria Anna (13. Mai 1646). Dieselbe äußerte vor ihrem Sterben dem Kaiser gegenüber den Wunsch, daß nach ihrem Tode das Gnadenbild, das sie beständig in ihrem Gemache fromm bewahrte, nach Altbunzlau zurückgebracht werde. Als dann Kaiser Ferdinand gelegentlich der Krönung seines ältesten Sohnes Ferdinand zum König von Böhmen (5. August 1646) nach Prag reiste, brachte er das Gnadenbild mit und händigte es dem Erzbischof von Prag, Kardinal Harach, ein mit der Bitte, dasselbe in feierlicher Prozession nach Altbunzlau bringen zu lassen. Dies geschah dann am 19. August desselben Jahres.



Altbunzlau, das Gnadenbild.

Das Gnadenbild zum zweitenmal in Wien (1648—1650).

Die Freude über den Besitz des Gnadenbildes war für Altbunzlau wieder nicht von langer Dauer. Zu Beginn des Jahres 1648 wurde dasselbe abermals nach Prag, und zwar in den St. Veitsdom gebracht, da man meinte, daß der Feind die den Dom bergende Burg nicht so leicht erobern werde. Doch dem feindlichen Heerführer Königsmark gelang es dennoch. Prag und dessen Kirchen, selbst der St. Veitsdom, wurden den Söldnern zur Plünderung überlassen und so kam das Gnadenbild wieder in die Hände der protestantischen Schweden. Diesmal blieb es aber nicht lange in ihrer Gewalt. Anfangs Oktober kam der neuernannte oberste Heerführer der Schweden, Pfalzgraf Karl Gustav, nach Prag. An diesen wendete sich die Tochter jener edlen



Altbunzlau, die Wenzelskirche (auch Kirche zum hl. Kosmas und Damianus genannt).

Frau Benigna Katharina von Lobkowitz, namens Anna Magdalena, mit der Bitte um Freigabe des Heiligtums. Sie legte ihm nahe, wie sehr er sich die neue Gemahlin des Kaisers Ferdinand III., Maria Leopoldine, zu Dank verpflichten würde, wenn er ihr das Gnadenbild als Geschenk nach Wien sendete. Pfalzgraf Karl Gustav ging auf diesen Rat um so lieber ein, da damals gerade zwischen dem Kaiser und ihm Friedensverhandlungen in der Schwebe waren. Das Gnadenbild wurde von der kaiserlichen Familie mit großer Freude in Empfang genommen und in der Hofburg wieder auf dem Altar der Hauskapelle wie vor Jahren aufgestellt. Nach Abschluß des westfälischen Friedens (1648) blieb das Gnadenbild noch einige Zeit in Wien. Die ersten Bemühungen des Altbunzlauer Kapitels um die Rückgabe des Heiligtums blieben erfolglos. Erst auf die Intervention des Kardinals Harach und des Grafen Georg von Martinitz befahl der Kaiser, daß das Gnadenbild nach Altbunzlau zurückgebracht werde. Dies geschah denn auch, und zwar in höchst feierlicher Weise. Von dieser Zeit an (1650) blieb das Gnadenbild bis zu den heutigen Tagen in Böhmen, mußte aber in Kriegszeiten öfters an andere Orte in Sicherheit gebracht werden. Im Jahre 1662 kam es zur Zeit des türkischen Krieges nach Prag in die Maria Schnee-Kirche (16. August), woher es am 20. November desselben Jahres nach Altbunzlau zurückgebracht wurde. Zur Erinnerung daran steht an derselben Stelle der Kirche bis jetzt eine vergoldete Nachbildung des Gnadenbildes. In den Kriegen gegen die Preußen im 18. Jahrhundert wurde das Heiligtum dreimal, und zwar in den Jahren 1744, 1756 und 1757 heimlich nach Prag gebracht und sobald die Gefahr vorüber war, gleich wieder zurückgestellt. Im Jahre 1778, als der Feind zum viertenmal nach Böhmen kam, wurde das Gnadenbild über Prag, wo auch Gefahr drohte, nach Beraun geflüchtet, bald darauf nach Prag und kurze Zeit später nach Altbunzlau zurückgestellt. — Es ist zu bemerken, daß in diesen bewegten Zeiten, da das Gnadenbild öfters jahrelang von Altbunzlau abwesend war, die Wallfahrten und die Verehrung der Gnadenmutter in der Kirche zu Altbunzlau nicht aufhörten und beständig Gnadenerweise und wunderbare Hilfe den Pilgern zuteil wurden.

Konsekration der Kirche.

Wie oben erwähnt worden ist, wurde der im Jahre 1617 begonnene Bau der Kirche bis 1623 soweit vollendet, daß er benediziert und in Benützung genommen werden konnte. Im Verlaufe des 30jährigen Krieges mußte die Benediktion (einfache Weihe) etwa sechsmal, in den Jahren 1632, 1634, 1639, 1642, 1646 und 1648 wiederholt werden, da das Gotteshaus immer wieder durch Plünderungen und Freveltaten entweiht worden war. Feierlich konsekriert wurde das wiederhergestellte Heiligtum erst am Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit (21. Mai) 1690 durch den heiligmäßigen Erzbischof von Prag, Johann Friedrich Graf von Waldstein. Die Kirche wurde zu Ehren Mariä Himmelfahrt geweiht. In den Jahren 1680 bis 1690 erbauten mehrere adelige Familien und Prälaten an der Straße von Prag nach Altbunzlau den sogenannten „heiligen Weg“, das sind 44 an der Straße gelegene Kapellen, in denen durch Statuen und Bilder die Muttergottes von Altbunzlau, auch andere Gnadenbider derselben und der hl. Herzog Wenzeslaus, der diesen Weg gar oft gewandelt, dargestellt und verherrlicht wurden. Ein großer Teil derselben besteht noch heutzutage.

Gelegentlich der Konsekration der Kirche wurde auch das Gnadenbild Mariens, das bis dahin in einer kleinen Seitenkapelle neben dem Altare gewesen, auf jenen Platz am Hochaltare gebracht, den es heute noch inne hat.

Die Kollegiatkirche zu Ehren der hl. Kosmas und Damian und des hl. Wenzeslaus.

Dieses berühmte Gotteshaus hat eine gar reiche geschichtliche Entwicklung und weist demnach auch die verschiedensten Bauarten auf. Wir wollen zunächst die allmähliche Entstehung des jetzigen Gesamtbaues geben; dadurch wird auch die jetzige Form und Gliederung verständlicher werden.

Ursprünglich war an dieser Stelle nur eine kleinere Kirche, die den hl. Kosmas und Damianus geweiht war. Am Eingang zu derselben wurde der hl. Wenzeslaus überfallen und getötet. Die Räume dieses Kirchleins bestehen noch heutzutage in ihren wesentlichen Teilen und bilden einen Teil der größeren, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts vom Herzog Břetislaw I. erbauten Basilika. Die Geschichte erzählt, daß dieser Fürst vom Papst Benedikt IX. zur Buße aufbekommen habe, eine Kirche zu erbauen, und zwar deswegen, weil er gelegentlich eines Kriegszuges nach Polen als Kriegsbeute außer vielen anderen kostbaren Dingen auch die Leichname des hl. Adalbert und Gaudentius und der fünf heiligen Brüder und Märtyrer: Benedikt, Isaak, Matthäus, Johannes und Christinus ohne kirchliche Erlaubnis nach Böhmen mitgenommen hatte. Fürst Břetislaw erfüllte bereitwillig diese Aufgabe, indem er in Altbunzlau eine Basilika zu Ehren des hl. Wenzeslaus erbaute und dabei ein Kollegiatkapitel stiftete. Dieses Gotteshaus wurde im romanischen Stile, der damals in Blüte stand, ausgeführt und hatte drei Schiffe, die mit halbrunden Apsiden abschlossen. Zur Zeit der Husitenkriege hatte diese Basilika viele Schäden erlitten und wurde dann im 16. Jahrhundert umgebaut, und zwar im gotischen Stile. Als ferner während des 30jährigen Krieges der romanisch-gotische Bau der Basilika durch die protestantischen Söldner fast zu einer Ruine gemacht worden war, wurde das Gotteshaus um die Mitte des 17. Jahrhunderts im Renaissancestile erneuert. Darum kann man an der heutigen Kollegiatkirche drei Baustile vereinigt sehen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1935 1000jähriges Jubiläum des Martertodes des hl. Wenzel.

1940 250jähriges Jubiläum der Konsekration der Marien-Kirche.

1960 800jähriges Jubiläum der Auffindung des Bildes.

Ständige Priester: 9 Weltpriester (6 Kollegiatkapitularen und 3 Kapläne).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 70 bis 80.

Kommunikanten jährlich: 14.000 bis 15.000

Besucher jährlich: 30.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 130.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt.

Seelenzahl des geschlossenen Ortes: 4000.
Ständige Devotionalienhändler: Mehrere.
Gasthäuser: Viele.
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.
Nationalität der Wallfahrer: Tschechisch.

Zufahrten.

Von Prag. Vier Zufahrten möglich:
1. Prag N.-W.-B.—Celakowitz (umsteigen)—Brandeis.
2. „ „ —Lissa (umsteigen)—Altbunzlau.
3. „ F. J.-B.—Neratovic (umsteigen)—Brandeis.
4. „ „ —Wschetat (umsteigen)—Altbunzlau.

Fahrzeit für alle Strecken 1½ bis 2 St. Fahrpreis K 1.20 bis K 1.60.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Altbunzlau—Heiliger Berg bei Přibram über Prag.

Altbunzlau—Filippsdorf. In Wschetat umsteigen. Schnellzug, 4 St., K 7.40; Personenzug, 7 St., K 5.60.

Literatur.

Arsenius, Liber de icone . . . (Dobner monumenta V.)
Austria-Kal. 1845, 162.
Kaltenbäck, Marienſagen 32.
Schaller, Top. IV, 104.
Sommer, Bunzlauer Kreis II, 64.
Krönes, Geist. Wallfahrt, Wien 1872, 77.
Ott, Marianum, 1203.
Reg. Mar. Kal., 1896, I.
Srdinko, Stará Boleslav, Selbstverlag, Altbunzlau 1880, 8, 120 S.
Dotřel, Stará Boleslava, Körbra, Praze, 8°, 50 S.
Mitt. d. Zent.-Kom. I., 197, XVI, LXXXI und CXVIII.
Gebhard, Die hl. Sage, Wien 1866 II, 228.
Leo-Gschft. d. f. W. d. kath. K. Wien. X, 3. 10. 50.

Kurze Erwägung.

Das Gnadenbild von Altbunzlau ist aus einem Materiale, das man nicht genau bestimmen kann. Die hl. Ludmilla soll dafür all ihr edles verschiedenartiges Metall zusammengeschmolzen haben: ein sinniges Symbol der Seele Mariens, die ja eine holde Verbindung aller erdenklichen Tugenden gewesen. Zugleich auch für dich, o Leser, eine sanfte Mahnung, alles Gute und Schöne in deinem Herzen zu vereinigen, damit du ein Gnadenbild Gottes werdest.

Gebet.

O Maria, selige Gottesmutter, die Du seit tausend Jahren im gnadenreichen Palladium Böhmens, im heiligen Bilde, wirken, segnen, helfen wolltest — o Maria, selige Muttergottes, die Du seit 2000 Jahren nicht nur Deinem Sohne Jesus, sondern auch uns eine liebliche Mutter sein wolltest — o Maria, selige Gottesmutter, von der seit 6000 Jahren der Seher und Propheten begeisterte Zunge gesprochen und gesungen und die ihr Auge entzückt geschaut, o Maria, selige Gottesmutter, wir bitten Dich, daß Du uns so leitest und führest und begnadest, daß wir im Himmel einst tausendmal tausend Jahre ohne Ende, ohne Aufhören Dich schauen, sprechen und jubelnd lobpreisen dürfen. Amen.

Maria-Plain.

Salzburg. 14.000 Kommunikanten.

Schmuck des Himmels, Hochverklärte,
Holde, Reine, Treubewährte,
Die so hoch erhoben ist!
Stern des Friedens, Tugendsonne,
Aller Engel Freud und Wonne,
O Maria, sei gegrüßt! (Alzog.)

Zugang zum Heiligtum.

Vergebens winkt ihr uns heute, ihr andern schönen Felsenkuppen, die ihr euch so malerisch um Salzburgs liebliche Hauptstadt scharet. Wir haben höchstens freundlichen Blick für euch und flüchtigen Gruß. Denn unserer Sehnsucht Ziel steht heute nordwärts, dort, wo uns von waldiger Höhe zwei Türme winken; sie haben heute gesiegt über all die andern zauberhaften Schönheiten, die sich verlockend um uns her verbreiten:

„Wir ziehen zur Mutter der Gnade!"
Wir pilgern nach Maria Plain!

Wo der Weg führe von Salzburg nach Maria Plain? Ach das ist wahrlich nicht schwer zu beantworten. Denn alle die möglichen Zugänge von Salzburg sind derartig, daß wir



Maria-Plain. Phot. Karl Hintner, Salzburg.

ab und zu immer wieder die beiden Türme einladend aufleuchten sehen; also nur immer gerade fort gegen die Türme hin!

Und da werden wir zum Schlusse, ob wir von rechts oder links kommen, am Fuße eines mäßig hohen Berges stehen, auf den ein ziemlich guter Fahrweg zum Heiligtum der Muttergottes emporführt. Einzelne Wohnhäuser finden sich da noch zu beiden Seiten. Auch Bildsäulen tauchen neben uns auf, mit Darstellungen aus den Rosenkranzgeheimnissen.

Ein schwaches Viertelstündchen mag so die Wanderung hügelan gedauert haben, da kommen wir endlich in den Bereich der Kirche, und der nächsten, unmittelbar davor lagernden Kapellen, gleichsam der Vorwerke dieser Festung Mariens.

Und daß wir gleich die Gehzeit genauer angeben: Wir sind, wenn wir von der Stadt selber kommen, etwa eine Stunde bis zur Höhe gegangen, wenn wir aber vom Staatsbahnhof ausgingen, haben wir etwa $^3/_4$ Stunden bis da herauf gebraucht.

Doch wir gedenken jetzt nicht mehr der vergangenen Zeit, wir freuen uns ja schon der Gegenwart und des Vorhandenseins dieser so anregenden Heiligtümer auf dem Muttergottesberge.

Vier ziemlich große Kapellen, nahe beieinander oder übereinander, kommen uns da in den Weg; sie sind auf recht abschüssiger Hügellehne hingebaut; Stiegen und kurze steile Wege führen von einer zur andern. Wir erschauen in ihrem Innern Darstellungen genau nach den Geheimnissen des schmerzhaften Rosenkranzes, und zwar in lebensgroßen würdigen Figuren ausgeführt: das Gebet Christi am Ölberge, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung.

Die fünfte und letzte dieser Stationen ist eigentlich keine gemauerte Kapelle, sondern ein luftiges Gebilde, daß unter einem hohen, von vier schlanken Säulen getragenem Dache das Kreuzesbild unseres Erlösers samt den gewöhnlichen Nebenfiguren zeigt.

Wir verrichten unsere fromme Andacht bei diesen fünf Kapellen und schreiten weiter. Zwischen wohlgepflegten Gebüschgruppen hindurch bringt uns der Weg zur großen Kapelle der schmerzhaften Muttergottes: dort ist in sehr schöner, großer Gruppe die Kreuzabnahme Christi dargestellt. Wir sagen, ohne uns lange zu besinnen, daß gerade diese Kapelle (es ist ein schöner, ziemlich großer Rundbau) und die darin enthaltene Darstellung unter allen Vorkapellen Maria-Plains die allerschönste ist. Diese bewegte Gruppe machte auf uns den tiefsten Eindruck. Leicht entflammt sich bei solchem Anblicke das Herz, um der Königin der Schmerzen ein mitleidsvolles, andächtiges Ave zu Füßen zu legen.

Ganz oben auf der Plattform zieht, bevor wir die eigentliche Gnadenkirche betreten, noch eine niedliche Kapelle, linkerhand gelegen, unsere Aufmerksamkeit auf sich: die heilige Grabeskapelle Christi, eine möglichst getreue Nachbildung jener gefeierten Stätte in Jerusalem, wo Christi Grab war. Diese Kapelle zeigt also im Innern die beiden viereckigen, durch eine niedrige Verbindungstüre getrennten Grabkammern und trägt als äußeres sichtbares Erkennungszeichen das kleine Türmchen.

Kirche und Gnadenbild.

Und nun zur Kirche selber. Da steht sie in ihrer ganzen Herrlichkeit vor uns. Wir betrachten sie von außen, von jener Seite, woher wir eben kommen. Sie sieht eigenartig aus: eine große breite Vorderfront mit zwei viereckigen, verhältnismäßig

niedrigen Türmen gibt dieser Vorderseite etwas Massiges, Wuchtiges. Es will einem fast vorkommen, als ob die Türme im Mauerwerk „stecken geblieben" wären; um ein Stockwerk höher hätten die Türme leicht sein können. Übrigens entspricht die ganze Bauart dem italienischen Barocco des Meisters Antonio Dario.

Ganz abstechend von dieser wuchtigen Vorderfront präsentiert sich der rückwärtige Teil der Kirche; der sieht nämlich wie abgeschnitten aus und scheint uns auf seine ganz respektable Höhe viel zu kurz zu sein. Der Gesamteindruck dieser Kirche (jedoch nur von außen) ist der: sehr breit, sehr hoch, aber viel zu kurz; die Türme zu niedrig. Sie kommt uns vor wie ein Mensch mit gewaltig starker Brust und kräftig entwickeltem Körper, der aber im ganzen zu kurz gewachsen ist.

Doch soll dies alles nicht etwa ein Tadel sein. Wir wollen ja doch nur beschreiben, was wir vorfanden. Ja wir betonen ausdrücklich, daß der ganze Bau durchaus nicht unschön sei; im Gegenteil: er ist wirklich schön zu nennen, wenn er auch in der ganzen Anlage von dem, was wir gewöhnlich erschauen, merklich abweicht.

Wir schreiten nun dem mittleren Eingangstore zu; wir hätten die Wahl zwischen drei Eingängen, die sich nebeneinander befinden. Wir bemerken noch beim Vorbeischreiten, daß vor der Kirche das Standbild des heiligen Benedikt (die Wallfahrtspriester auf Maria-Plain gehören ja dem Orden des heiligen Benedikt an) treue Wache hält vor der Gnadenkirche.

Schon von außen, über dem Haupttore, begrüßt uns ein marmornes Bild der allerseligsten Gottesmutter, und drei Inschriften ober den drei Portalen geben uns gute Hoffnung auf die Gnaden, die wir in dieser Kirche finden werden:

Hilfe der Christen,
Trösterin der Betrübten,
Zuflucht der Sünder,
Bitte für uns!

In weihevoller Stimmung betreten wir das Innere.

Wir sind überrascht; denn siehe da, diese Kirche will uns im Innern länger vorkommen, als sie von außen geschienen! Das Presbyterium steht nämlich in einem kleineren Zubau der von außen nicht oder eben nur schwer zu sehen ist, und durch den die Gesamtlänge der Kirche sich um ein beträchtliches vergrößert, so daß im Innern der Kirche der Gedanke, als ob das Gotteshaus zu kurz geraten wäre, fast ganz ausgeschlossen erscheint.

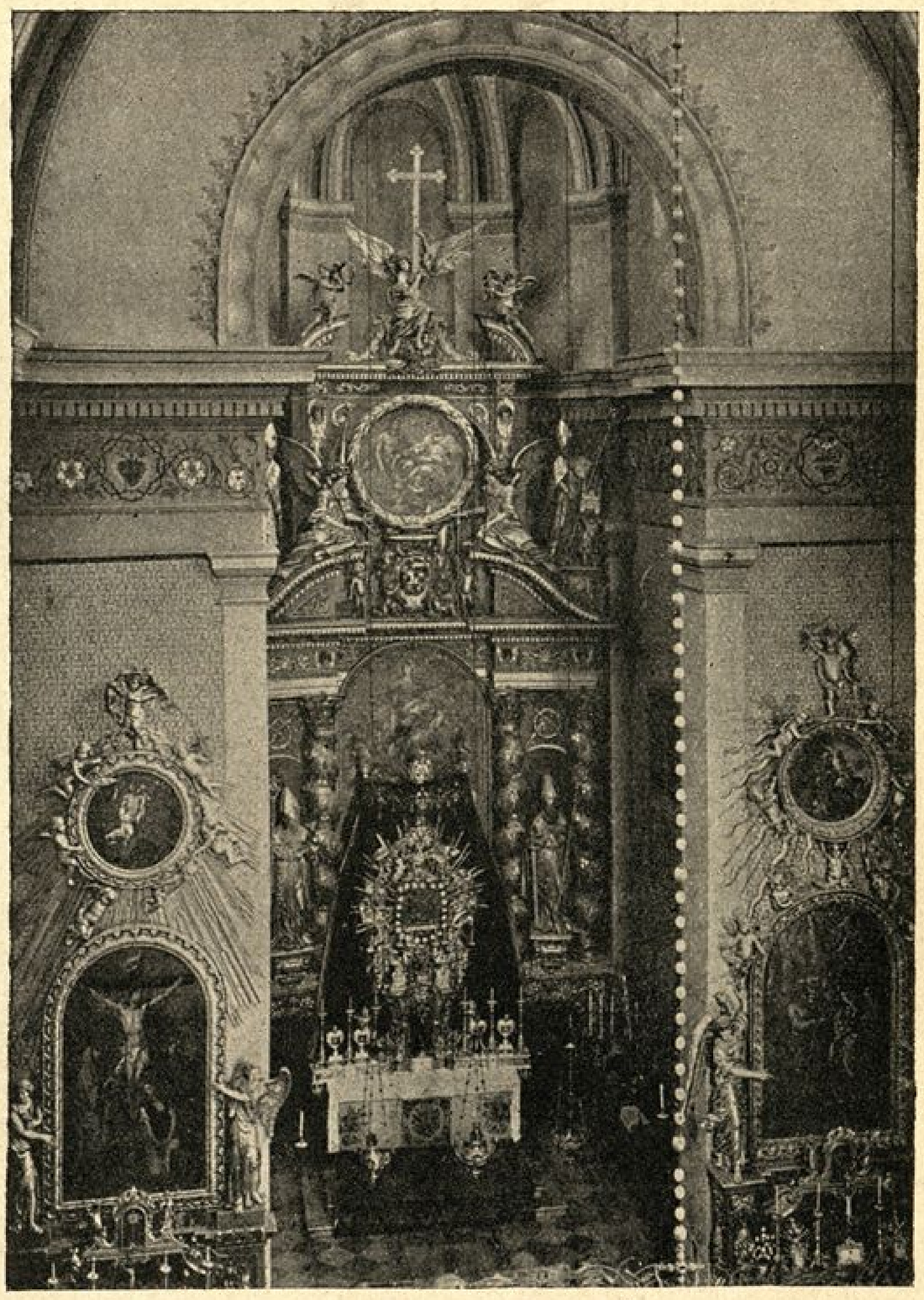
Im Gegenteile, wir stehen in einer großen, geräumigen Kirche, die gewiß für etwa 2000 Menschen Platz bietet. Ein einziges großes Schiff bildet den Hauptraum der Kirche, dem beiderseits je zwei Kapellen angebaut sind.

Der Hochaltar, in dessen Mitte sich das Gnadenbild befindet, kann als sehr gelungenes Kunstwerk bezeichnet werden. Das Gnadenbild selber ist ein kleines, nur 40 cm hohes, auf Leinwand gemaltes Bild, und stellt unsere liebe Frau vor, wie sie sitzend das liebe Jesukindlein, das auf ihrem Schoße liegt, enthüllt. Das Gesichtchen des göttlichen Kindes ist sehr anmutig und bekommt noch ganz eigenartigen Reiz durch die etwas große Krone, die man ihm um das Haupt gelegt hat. Mehrere offenbar wertvolle Gnadengeschenke dienen zur Zier des gnadenreiches Schatzes.

Das Bild selber befindet sich in breiter, goldener Umrahmung, die sich, von flimmernden Strahlen umglänzt, von einem geschmackvollen dunkelfarbigen Baldachin vortrefflich abhebt.

Ausblick und Abstiege von der Kirche.

„Den schönsten Anblick der Stadt Salzburg gewährt der Ausblick von Maria-Plain." Diese Wahrheit ist all-



Phot. Karl Hintner, Salzburg.

Maria-Plain, Hochaltar in der Gnadenkirche.

bekannt, allgemein anerkannt und unumstößlich wahr. Liegt ja doch der Berg Maria-Plain gerade im Norden dieser Stadt, während auf der entgegengesetzten Seite, im Süden, sich Berg an Berg erhebt, himmelragend, schneebedeckt, so daß Salzburg erscheint, als liege es in einer riesenhaften wunderschönen Felsenwiege.

Diesen herrlichen Ausblick genießend, erhebt sich unser Herz zu einem freudigen Tedeum und lobt den Herrn und Schöpfer, der die Erde so wunderherrlich erschaffen hat.

Und nun soll wieder Abschied genommen sein von der lieblichen Gnadenhöhe. Wohin also? Nach Salzburg wenden wir uns nimmer; diesen Weg kennen wir schon. Also bleiben uns zwei weitere, häufig beschrittene Abstiege offen; der eine

nach Osten, der andere nach Westen; der erstere führt zu einer Haltestelle der Hauptstrecke der Staatseisenbahn (Strecke Salzburg—Steindorf—Wels—Linz), die Haltestelle heißt Berg Maria-Plain. Doch bedarf es immerhin eines halben Stündchens, bis man von genannter Haltestelle zur Gnadenkirche emporgelangt; hinunter geht es allerdings etwas rascher. Der zweite Abstieg, nach Westen hin, ist derjenige, auf dem man am schnellsten zu einer Eisenbahnstation gelangt. Eine Viertelstunde flotten Marsches bringt uns nämlich zur Haltestelle Bergheim (die dritte Haltestelle der Lokalbahn Salzburg—Oberndorf—Lamprechtshausen). Von Haltestelle Bergheim erreicht man nach etwa 10 Minuten langer Fahrt den Bahnhof Salzburg.





Phot. Karl Hintner, Salzburg.

Maria-Plain, historische Gemälde.

Die wunderbare Rettung des Bildes aus der Feuersglut.

Baron von Grimming, der erste Verehrer des Gnadenbildes.

Aus der Geschichte des Wallfahrsortes.

Wie das Bild zum Gnadenbilde ward.

(Nach Kaltenbäck.)

Als im Jahre 1633 das bedrängte und verwirrte Deutschland in vollem, grausamem Kriegsfeuer entbrannte, also, daß auch Ströme des Blutes selbes nicht zu löschen vermochten, hat es sich begeben, daß den 10. Dezember des genannten Jahres Truppen Bernhards von Weimar den Marktflecken Regen in Niederbayern urplötzlich angefallen, geplündert, und die ganze Ortschaft den unersättlichen Flammen aufgeopfert. Alles stand in hellem, erschrecklichem Brande, kein Haus war übrig, das nicht in Glut und Asche zerfiel.

Unter anderen wohnte allhier ein ehrsamer Bürger und Bäckermeister, Paulus Regner mit Namen; dieser hatte in seiner Behausung zur eigenen Andacht den himmlischen Gnadenschatz, dessen Wohltaten nun in Plain so reichlich strömen, nämlich ein Bildnis der allerseligsten Jungfrau Maria. Als nun des gemeldeten Bäckers Dach und Fach ebenfalls von den Flammen ergriffen ward und alles bis in den Grund niederbrannte, ist gedachtes, auf schlechte Leinwand gemaltes Frauenbild mitten im Flammenmeere unversehrt erhalten worden, was die Bewunderung aller im höchsten Grade erregte. Alles umher war Glut und Asche; unser wundertätiges Marienbild allein stand unverletzt und unberührt da. Darüber sind nicht wenige Herzen zu besonderer Andacht und Ehrerbietung entzündet worden.

Das vom Feuer verschonte Bild auf Wanderung.

Vor allen aber entbrannte in Liebe gegen diesen goldenen Gnadenschatz die Gemahlin des Pflegers von Fürstenegg, die mit dem Familiennamen Grimming hieß. Sie wußte das Bild an sich zu bringen, ließ es in ein schönes Altärlein zierlich einfassen und in der Schloßkapelle zur Privatandacht aufstellen.

Nach ihrem Tode kam das Bild in den Besitz ihres Sohnes Rudolf, der es auf seinen Edelsitz Mühlegg bei Salzburg brachte und das Bild in hohen Ehren hielt. Nachdem er es mehrere Jahre in seinem Hause gehabt hatte, kam ihm der Gedanke, das bewußte Bild der öffentlichen Verehrung zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke ließ er es an einer idyllisch gelegenen, viel begangenen Stelle auf einem Waldsattel nächst Lengenfeld (unfern der heutigen Gnadenkirche) im Freien an einem Pfahle befestigen, wobei er nicht versäumte, dem Bilde zum Schutze gegen Unwetter einen hölzernen Kasten anfertigen zu lassen.

Das Datum dieses Tages ist in der Geschichte Maria-Plains jedenfalls wichtig: es ist der 8. Dezember 1652, also fast genau 19 Jahre nach dem erzählten Brande zu Regen. Bemerkenswert bleibt hiebei auch, daß die Aufstellung am 8. Dezember, also an einem Marienfeste vor sich ging.

Das Bild neuerdings auf Wanderungen.

Das neuaufgestellte Bild hatte sich bald das Vertrauen des Volkes errungen, und mancher verrichtete dort ein stilles Gebet. Aber das fürsterzbischöfliche Konsistorium wünschte, daß man es in einer Kirche unterbringe; dies wollte jedoch Baron Grimming nicht und so nahm er es bald wieder

zu sich nach Mühlegg, stellte jedoch an jener Waldesstelle eine Kopie des Bildes auf.

Aber auch in Mühlegg sollte das Bild nicht dauernd bleiben. Denn der fromme Herr beschloß, ein Einsiedlerleben zu führen und zog sich auf den Wankerberg bei Nesselwang im Bistum Augsburg zurück. Dort baute er sich eine Klause und stellte das Bild am Ehrenplatze auf einer von der Nachbarschaft erbauten Kapelle auf.

Kurz hernach mischte sich das Ordinariat aus pfarrlichen Gründen in die Angelegenheit ein und ließ das Bild zunächst in die Pfarrkirche Nesselwang, und wieder nach kurzer Frist zum Ordinariate nach Augsburg bringen. Dort blieb es dann etwa 20 Jahre liegen.

Die erste Kapelle auf dem Plainberge.

Sowohl die allerseligste Jungfrau selbst, als auch das Salzburger Volk schienen sich nicht allzusehr auf das Originalbild zu steifen, denn es entwickelte sich bei der Kopie im Wald bald ein reges und immer regeres Andachtsleben.

Bald wurde der Holzkasten durch eine Holzkapelle ersetzt und schon 1710 die gemauerte Kapelle erbaut, die bis zum heutigen Tage noch an Ort und Stelle steht; es ist die Ursprungskapelle.

Unterdessen hatte der eifrige Salzburger Erzbischof Graf Thun es für gut befunden, eine ziemlich geräumige Kapelle, die die Gestalt eines Achteckes hatte, auf der Spitze des Plainberges aufzubauen, östlich von dem Orte, wo heute die Gnadenkirche steht. In diese neue achteckige Kapelle ließ der Stifter eine Kopie jenes Waldbildes aufstellen. Dies geschah schon im Jahre 1657.

Es war also nun das Originalbild beim Ordinariate in Augsburg, eine Kopie davon in der Ursprungskapelle (wo sie sich bis zum heutigen Tage befindet), eine zweite Kopie in der achteckigen Kapelle auf der Bergesspitze.

Bau der Kirche.

Wieder lenkte die allerseligste Jungfrau Maria ihre Gnadenhuld und das Volk seine Andacht von dem bisherigen Bilde ab und übertrug es auf die neuaufgestellte Kopie auf der Bergesspitze.

Der Zulauf des Volkes machte den Bau einer geräumigen Wallfahrtskirche wünschenswert. Der Bau nahm drei Jahre in Anspruch, 1671 bis 1674. Gleichzeitig wurde ein Kloster errichtet. Zwei Jahre darauf bezogen tatsächlich vier Benediktiner den neuen Klosterbau, und waren von da an laut Schenkungsurkunde Besitzer der Wallfahrtskirche sowie der dazu gehörigen Baulichkeiten.

Das ursprüngliche Gnadenbild neuerdings auf Wanderung.

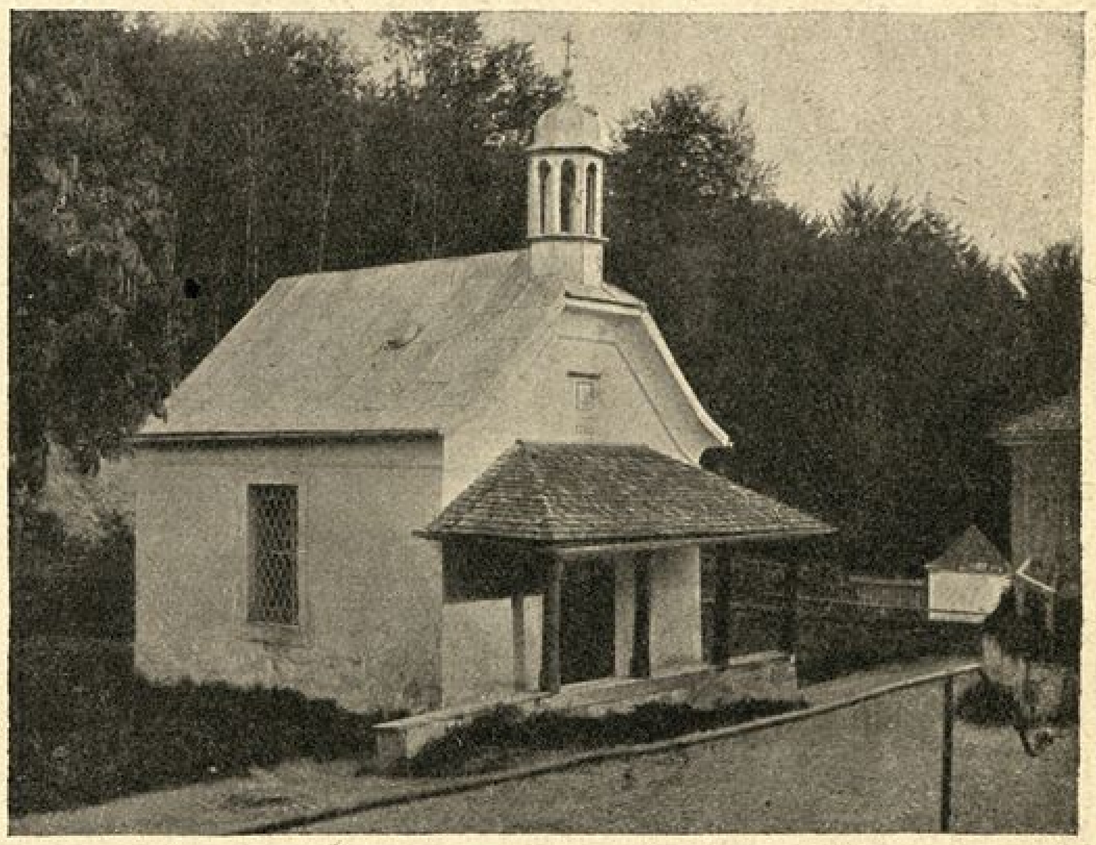
Dem erzbischöflichen Stifter der großen Wallfahrtskirche war durch den Bau der Gedanke an das ursprüngliche Gnadenbild wieder näher gerückt worden. Er wußte, daß es beim Ordinariate in Augsburg tatlos und ruhmlos lagerte und beschloß daher, den Versuch zu machen, es herauszubekommen. Der Versuch gelang, das Ursprungsbild wurde am 12. Mai 1676 freigegeben und kam nach Salzburg zurück.

Nun hatte man glücklich das Bild, doch wußte man augenscheinlich damit nichts Rechtes anzufangen. Am Plainberge sowohl, als in der Ursprungskapelle hatten sich die beiden Kopien mit der Zeit fast unbestrittenes Bürgerrecht erworben. Das Originalbild kam wie ein Fremdling dazwischen.

Also ließ es der Erzbischof eine Weile in seinem Palais. Dann aber besann er sich doch eines andern und gab es den Benediktinern, die es nun in ihrem Kloster am Plainberge an irgend einem geeigneten Platze aufstellten.

So blieb alles von 1676 bis 1732, also durch 56 Jahre.

Diese 56 Jahre bieten daher ein Schauspiel, wie man es ähnlich in der Geschichte der Wallfahrtsorte vergeblich suchen wird: In nächster Nähe voneinander standen nun drei vollkommen gleiche Bilder aufgestellt,



Phot. Karl Hintner, Salzburg.
Maria-Plain, die Ursprungskapelle.

von denen jedes einzelne ein gewisses Recht hatte, als Gnadenbild zu gelten.

1732 wurde diesem Zustande ein Ende gemacht, indem auf Anordnung des damaligen Erzbischofs das erste ursprüngliche Bild an die Stelle des dritten rückte und auf dem Hochaltare der großen Kirche aufgestellt wurde. Diese Aufstellung geschah unter großer Feierlichkeit am Feste Mariä Geburt des Jahres 1732. Das dritte Bild kam in die sogenannte Schatzkammer, zugleich Kapelle im 1. Stockwerke des Klosters.

Von nun an hatte das vielgewanderte Bild definitiv Ruhe; ja sogar die kritischen Zeiten Josefs II., in denen eine wahre Bilderwanderung stattfand, gingen am Maria-Plainer Bild spurlos vorbei. Wenigstens schweigen sich alle uns zugänglichen Maria-Plainer Geschichtswerke über diese Zeiten gründlich aus.

Die Krönung des Gnadenbildes. (1751.)

Not lehrt beten, sagt das Sprichwort. — Das sollten im österreichischen Erbfolgekriege auch die Be-

wohner der lieblichen Stadt Salzburg aufs neue erfahren. Als nämlich die blutigen Kriegeswürfel derart rollten, daß man allgemein vermeinte, daß binnen kürzester Frist feindliche Regimenter das Salzburger Talbecken überschwemmen und die ruhige Stadt zum Schauplatze blutiger Metzeleien machen wollten, da gedachte das Salzburger Domkapitel seiner Schutzfrau am Plainerberge und machte öffentlich ein feierliches Gelöbnis: wenn die drohende Gefahr schadlos vorüberzöge, so sollte das heilige Bildnis Mariens die Ehrenzier kostbarer Kronen erhalten.

Das ganze Land vereinigte sich mit dieser Bitte des Domkapitels und die mächtige Frau im Himmel hörte das Flehen der Menschen und wendete des Krieges Schicksal in unvorhergesehener Weise zugunsten der Stadt Salzburg, die



Maria-Plain, Gnadenbild.

gänzlich verschont blieb. Da wurden denn die versprochenen Kronen gefertigt, in Rom vom Heiligen Vater Benedikt XIV. eigenhändig geweiht und in pomphafter Feierlichkeit dem Gnadenbilde aufs Haupt gesetzt (1751). Bis heute wird alljährlich in der Woche zwischen dem fünften und sechsten Sonntage nach Pfingsten die solenne Erinnerungsfeier an diese Krönung begangen.

Zweihundertjähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration.

Vom 9. bis 16. August 1874 wurde diese Festlichkeit abgehalten, bei der uns besonders der Umstand gefällt, daß während dieser Zeit eine Mission mit täglich vier Predigten abgehalten wurde. Wir stehen dieser Art Jubiläumsfeier aus mehrfachen Gründen sehr sympathisch entgegen.

Sonst bietet die Geschichte Maria-Plains in neuerer Zeit nichts besonders Erwähnenswertes.

Gebetserhörung.

Des Kindes Gebet.

Ich war noch ein Kind, als mich meine Mutter nach Salzburg in einen Kostplatz gab, wo es mir sehr schlecht ging. Die Mutter selber war im Dechantshof und hatte wenig Zeit, sich um mich zu kümmern, und so konnte ich es ihr auch gar nicht sagen, wie schlecht es mir ging.

Da ging ich eines Tages heimlich von meinen Zieheltern weg, um meine Mutter aufzusuchen; doch hatte ich keine Ahnung von dem Weg. Und so bin ich nach Maria-Plain gegangen und habe dort die Muttergottes inständig gebeten, sie möchte mich doch zu meiner Mutter führen und dann der lieben Mutter einen solchen Platz schenken, wo sie mich doch zu sich nehmen könnte. So inständig hab' ich gebetet, wie es eben nur ein Kind mit fünf Jahren vermag! So alt war ich dazumal!

Und die Muttergottes hat mein Beten erhört und ließ mich bald meine Mutter finden, und die Mutter kam dann bald nach Grodig (?) als Wirtschafterin, wo auch ich selber bei ihr bleiben konnte.

Bagota, 1898. Anna Aiche.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1924 250jähriges Jubiläum der Kirchenkonsekration.

1926 250jähriges Jubiläum der zweiten Aufstellung des Gnadenbildes und 250jähriges Jubiläum der PP. Benediktiner.

1933 300jähriges Jubiläum der wunderbaren Errettung des Gnadenbildes.

1952 300jähriges Jubiläum der ersten Aufstellung des Bildes.

Ständige Priester: 4 PP. Benediktiner von Sankt Peter, Salzburg.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 200.

Kommunikanten jährlich: 12.000 bis 14.000.

Besucher jährlich: 40.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 25.

Hauptfest: 5. Sonntag nach Pfingsten. Auch die goldenen Samstage im Oktober.

Einwohnerzahl der Häuser um die Kirche: 35 Personen.

Ständige Devotionalienhändler: 2.

Gasthäuser: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrten zum Gnadenorte.

Wien—Salzburg. Schnellzug 6½ St., K 14.80, Personenzug (bis Berg Maria-Plain) zirka 11 St., K 11.20.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Plain—Pöstlingberg. Eisenbahnfahrt Berg Maria-Plain—Linz 3½ St., K 4.60. Schnellzug Salzburg—Linz 2¾ St., K 6.10.

Maria-Plain—Kirchental. Eisenbahnfahrt Salzburg—Reichenhall, von dort Stellwagen.

Maria Plain—Altötting. Eisenbahnfahrt Salzburg—Tüßling zirka 1¾ St., K 1.50.

Maria-Plain—Maria Schmolln. Eisenbahnfahrt Berg Maria-Plain—Steindorf (umsteigen)—Mattighofen 1½ St., K 1.50.

Literatur.

Faber S. B., Gekrönter Marian. Granatapfel. Salzburg 1697, 8°.

Austria-Kal. 1846, 98.

Kaltenbäck, Marienſagen.

Krönes, Geiſt. Wallfahrt, Wien 1872, 65.

Donin, Mar. Austria, 220.

Reg.-Mar.-Kal. 1880, VI.

Ott, Marianum, 368.

Reitlechner, Mar. Salzbg., 68.

Reitlechner, Wallfahrtsbüchlein, Salzburg Hartl, 1898, 16°, 64 S.

Rudniki, Die berühmt. Wallfahrtsorte, Paderborn 1891, 182.

Gebhard, Die heil. Sage, Wien 1866, I, 37.

Leo-Gſſchft. d. ſoz. W. d. kath. K., Wien V., 251.

Kurze Erwägung.

Komm, lieber Pilger und geh mit mir nach Maria-Plain. Und wir denken uns, es ſoll dieſe kleine Wallfahrt ein Vorbild unſeres Himmelsweges ſein, des Weges in die Heimat. Schau dich um und blick auf den Bergeskranz dort hinter Salzburg! Millionen haben ſich daran ſchon hochentzückt, und er iſt in der Tat feenhaft ſchön; — aber können dir die ſchönen Berge zu deinem Heile helfen? Können ſie dich glücklich machen? Nein, ſie können es nicht! — Drum wende weg dein Angeſicht, wir gehen nach Plain!

Nun kommen die Kreuzwegskapellen, eine nach der andern; ſo kommen ſie — auch in deinem Leben. Zum Schluſſe kommt doch die letzte! Schau hinein in die einzelnen: ſo mußt du leiden wie der da drinnen! In ſeinem Namen! Dann geht's ſchon. Komm weiter!



Doppel-Glasbild von J. Trenkwald in der Votivkirche zu Wien.

Maria-Plain.
Im Schutte eines niedergebrannten Hauſes wird das Leinwandbild Mariens gänzlich unverſehrt gefunden.

Csik-Somlyó (Siebenbürgen).
Die Frauen und Kinder erbeten vor dem Gnadenbilde den Sieg für ihre für den Glauben kämpfenden Männer.

Die Kirche! Siehst du die zwei Türme? Sie wären doch groß genug, daß du sie sehen könntest. So überseh' sie doch nicht: sie zeigen hinauf! Als man sie baute, haben die Bauleute hundertmal das Richtblei in den Händen gehabt, nur damit die Türme nicht schief geraten; und du? Wo hast du das Richtblei deiner Seele? Ist es denn wirklich so gleichgiltig, ob die Seele geradeaus zum Himmel wächst, oder ob es schief geht?

Komm zum Gnadenbild! Schau, dieses Bild hat sich im Feuer gut bewährt! Und die, die darauf abgemalt ist, und ihr göttlich Kindlein, die werden sich gut bewähren, wenn dir ein anderes Feuer droht. Du willst ja nicht in die Hölle, nicht einmal ins Fegefeuer. Gut denn, flüchte dich zu ihr, die sogar ihre Leinwandbilder vor Feuersflammen zu bewahren weiß. Bist ja doch mehr als ein Leinwandbild!

Gebet.

O Mutter, ich sinke vor Dir hin, nnd hab nur den einen Wunsch: nimm mich in Deinen Schutz! Der Weg ist schwer, der Weg ist lang, das Herz so bang, die Seele krank! Doch hier ist's gut, in Deiner Hut, da wächst mein Mut! O Mutter, liebe Mutter mein, laß mich ein Weilchen bei Dir sein und schick' nicht fort Dein blindes Kind, das ohne Dich den Weg nicht find't. O Mutter, reich' mir Deine Hand, die weiche zarte Mutterhand, und führ' mich dann in jenes Land, wo ich den ew'gen Vater weiß. Und führ' mich hin und sprich' zu ihm in Mutterweis': Lieb Vater schau, das Kindlein Dein, in Deinen Himmel laß es ein, ich denk es wird nun artig sein, und wird Dich loben voller Freud' o Gott, in alle Ewigkeit. Amen.

Maria-Saal.

Kärnten.

12.000 Kommunikanten.

Zum Herzogsstuhl, da wandern her
Gar viele Leut' und staunen sehr,
Weil Kärntens Fürst an dieser Statt
Sein Land zu Leh'n gegeben hat.

Ich aber denk': „Nicht weit davon
Steht mir ein lieb'rer Herzogsthron:
In Maria-Saal, der Kirche d'rin,
Wohnt doch des Himmels Königin."

Zu ihr hin lenk' ich meinen Fuß
Nur ihr gilt meines Herzens Gruß,
Und hoffe, sie belehnet mich
Mit Himmelsland für ewiglich.

Örtliche Lage.

Gar nicht weit von Kärntens Hauptstadt, in zwei Gehstunden spielend zu erreichen, liegt im Nord-nordosten von Klagenfurt auf einer Anhöhe die sehr stattliche, zweitürmige und wir können mit Recht sagen, hochberühmte Kirche Maria-Saal, oder wie sie ehemals hieß „Maria in solio", das heißt „Maria auf dem Throne".



Maria-Saal.

Merkwürdig: in ganz Österreich haben wir unter diesem Titel keine Gnadenkirche, kein Gnadenbild getroffen. Nur hier, wo ganz nah der historisch berühmte Herzogsstuhl auf offenem Felde zu sehen ist, hier hat auch Gottes Gnade ihren „Stuhl" aufgeschlagen „Maria in solio", „Maria auf dem Throne".

Maria-Saal ist auch Eisenbahnstation; die Kirche ist von der Station etwa zehn Minuten entfernt. Westlich von Maria-Saal schleicht in sumpfigem Grunde die Glan dahin, während ringsumher ein ganzer Kranz von mäßigen Bergen Ehrenwache um das Heiligtum halten. Diese Berge, deren höchster sich etwa 500 Meter über die Kirche hinaus erhebt, geben der ganzen Gegend ein gewisses Leben und das Gepräge der Anmut. Maria-Saal selber weist eine Meereshöhe von 505 Meter auf.

Die Umgebung der Kirche.

Das Imponierende, das der prächtige Bau schon an und für sich bietet, wird noch in bedeutendem Maße durch die ganz eigenartige altertümliche Umgebung gehoben. Wir stehen da nämlich in einer ehemaligen Festung und wenn auch längst friedliche Zeiten herangekommen sind, so gibt es noch auf allen Seiten eine Menge von altertümlichem Mauerwerk, von Winkeln und Gängen, daß man sich urplötzlich wie in längst vergangene Ritterszeit versetzt fühlt. Ehemals hatte die Kirche von zwei Seiten tiefe Wallgräben, die eigentlich heute auch noch vorhanden sind, wenn sie auch ihre wehrhafte Bestimmung verloren haben.

Sogar eine Zugbrücke war da. Wo einst die Herren Pröpste gewohnt haben (in einer Ecke des großen Festungsplatzes), da bemühen sich heute moderne Jugendbildner ihren jüngeren Erdgenossen die Geheimnisse des A B C beizubringen. Für die Pfarrherren von heute hat man ein anderes Gebäude hergerichtet.

Das Interessanteste in diesem Festungshofe ist jedenfalls das „Oktogon", vom Volke gern „Der Heidentempel" genannt. Ob wirklich hier die Kelten einst ihre Opferfeste hielten, ob die Römer dieses Achteck erbauten oder vielleicht gar die heidnischen Slawen — wer kann dies wissen? Das Wahrscheinlichste ist aber doch, daß es ursprünglich als eine christliche Taufkapelle auferbaut wurde, wie dies manchmal bei Bischofskirchen oder sonstigen wichtigeren Gotteshäusern der Fall war. Dieses Oktogon hat zwei Stockwerke und man kann darin im sogenannten Umgange sowohl ebenerdig als im ersten Stocke im Kreise herumgehen.

In der Gruft unter diesem Oktogon hat man später nach dem Muster in Jerusalem ein heiliges Grab Christi eingebaut.

Nicht weit von dem Oktogon findet sich eine mehrere Meter hohe Lichtsäule, die mitten im Friedhofe steht und in welcher kraft einer Stiftung eines Kaplans für immerwährende Zeiten ein Lichtlein zu brennen hat. Diese Lichtsäule ist ein prächtiges Zierstück in rein gotischem Stile, und gefällt gewiß jedem, der sie sieht. Man nimmt an, daß der untere Teil von einem ehemaligen Sakramentshäuschen genommen sei, das sich später infolge geänderter Bauart der Kirchen überflüssig gezeigt hatte.

Die Kirche selber zeichnet sich nach außenhin vornehmlich durch die schöne dreiteilige Apsis aus und ist an ihren Wänden, besonders an der Südseite, wo sich auch der gewöhnliche Eingang befindet, reich mit alten Fresken, Skulpturen und Bildern ausgestattet, so daß gerade durch diesen Schmuck die Altertümlichkeit des ganzen Bauwerkes noch stärker zum Ausdrucke kommt.

Das Innere der Kirche.

Wir überschreiten die Schwelle der herrlichen gotischen Kirche.

Es ist eine mächtige dreischiffige Halle, die sich unseren Blicken beim Eintreten zeigt. Mißt doch dieses Gotteshaus 50 Meter in der Länge, 20 Meter Breite, 19 Meter Höhe. Der Fassungsraum dieser Kirche kann also wohl auf 5000 Personen geschätzt werden. Im übrigen ist die mittlere der drei Hallen wesentlich höher als die beiden seitlichen. Der Hochaltar, in seinen Dimensionen ziemlich bedeutend, doch im ganzen mehr hoch als breit, zeigt schöne, jedoch von der Schablone nicht besonders stark abweichende architektonische Formen, in die hinein man einen großen Baldachin für das Gnadenbild gebaut hat, der jedoch unserem persönlichen Empfinden nicht ganz zusagen will. Er trägt, besonders in seinen oberen Partien, durch seine vielen geraden Abschlußlinien eine gewisse Steifheit zur Schau.

Das Gnadenbild selber ist ein Steinguß aus dem 15. Jahrhundert, den die Sachverständigen kunstvoll nennen. Die allerseligste Jungfrau Maria erscheint da in sitzender Stellung und schaukelt auf ihrem rechten Knie das schon ziemlich große Jesukindlein. Der sentimental affektierte Gesichtsausdruck Mariens, die mit etwas zur Seite geneigtem Haupte träumerisch nach oben blickt, ist nicht imstande, dem Idealbilde der erhabenen Gottesmutter, wie wir selber es uns denken, einen richtigen, entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Auch mit dem Bilde des Jesukindleins mit seinen sehr dicken Wangen und seinen zu kurzen Armen können wir uns nicht recht abfinden, obwohl es im übrigen recht lieb ist.

Doch wie dem auch sei. Die Muttergottes hat gerade dieses Bild zum Gnadenbilde erkoren und das ist schließlich für uns die Hauptsache. Die Begriffe Kunst, Schönheit ꝛc. spielen bei solcher Wahl vonseite der Himmlischen jedenfalls eine untergeordnete Rolle.

Auffallend ist in der Kirche auch der große Chorbogen und das darauf befindliche Gemälde: Das Weltgericht.

Im übrigen gibt es in dieser Kirche bei den verschiedenen Seitenaltären Nischen und Kapellen und noch mancherlei schöne, oft recht altertümliche Stücke, auf deren Beschreibung wir jedoch hier nicht weiter eingehen.

Im großen und ganzen kann man sagen, daß die Kirche zu Maria-Saal unter den verschiedenen Wallfahrtskirchen Österreichs, was Schönheit, Größe und Kunstwert betrifft, wohl einen ehrenvollen Platz für sich beanspruchen darf.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Gründung der ersten Kirche.

Die ersten sicheren Nachrichten über Maria-Saal gehen bis in das 8. Jahrhundert nach Christus zurück. Damals war es, daß durch die Bemühungen des Salzburger Bischofs Virgilius das Christentum in diese Gegend getragen wurde. Ceithumar, der damalige neubekehrte Slawenherzog, hatte diesen heiligen Bischof gebeten, selber zu kommen, um die ersten Blüten des Christentums im Lande Kärnten zu hegen und zu betreuen. Da der Bischof persönlich nicht abkommen konnte, sandte er ihm einen eifrigen Apostel, den heiligen Modestus mit vier anderen Mitarbeitern.

Der heilige Modestus bestimmte nun gerade Maria-Saal zu seiner Kirche, also zur Bischofskirche. Vielleicht fand er selber dort eine schon früher erbaute Kapelle vor. Das sogenannte Modestusstöckl wird als die erste Kapelle bezeichnet, in der dieser Apostel Kärntens die heiligen Geheimnisse feierte.

Mit großem Eifer arbeitete der heilige Mann an der Christianisierung des Landes und starb endlich reich an Verdiensten zwischen den Jahren 760—765. Sein Grabmal ist heute noch neben dem Kreuzaltare in der Kirche zu Maria-Saal zu sehen. Es ist eine große dicke Steinplatte auf sechs dünnen Säulen. Es wird von den Pilgern, die nach Maria-Saal kommen, noch gerne und andächtig aufgesucht. — Erwähnt sei die durch 1000 Eide bekräftigte Erzählung, daß dieses Grabmal von selber nach und nach seinen ursprünglichen Platz verlassen habe.

Die Einsetzung der Herzoge Kärntens.

Mit der Kirche Maria-Saal hängt innig zusammen jene ziemlich berühmte, durch viele Jahrhunderte gebräuchliche



Maria-Saal.

Zeremonie der Einsetzung des jeweiligen Herzogs von Kärnten. Da war auf dem Felde bei Karnburg, nahe der ehemaligen Herzogsburg, das Stück einer alten römischen Säule, das mit der Zeit den Namen Kärntens Fürstenstein erhielt. Dort erwartete irgend ein Vertreter des Bauernstandes den neugewählten Herzog und legte ihm in Gegenwart einer großen Volksmenge etliche Gewissensfragen betreffs seiner künftigen Regierung vor. (Modern gesprochen hatte der angehende Herzog seine Thronrede zum Besten zu geben.) Dann erst durfte der Herzog, nachdem er zuvor noch einen gelinden Backenstreich erhalten hatte, statt des nun abtretenden Bauers auf dem Fürstensteine Platz nehmen.

Gleich darauf zog man in feierlichem Zuge in die Kirche von Maria-Saal, wo der Herzog erst die kirchliche Weihe erhielt.

Nachmittags begab man sich dann auf das Zollfeld hinaus, wo der neue Landesherr am sogenannten Herzogsstuhl (nicht zu verwechseln mit dem Fürstensteine) Platz nahm und die Edlen des Landes belehnte und ihre Huldigung entgegennahm. Dieser Herzogsstuhl findet sich noch heute unweit der Straße, die von Maria-Saal nach Zollfeld führt, in einem umfriedeten Raume unter Bäumen.

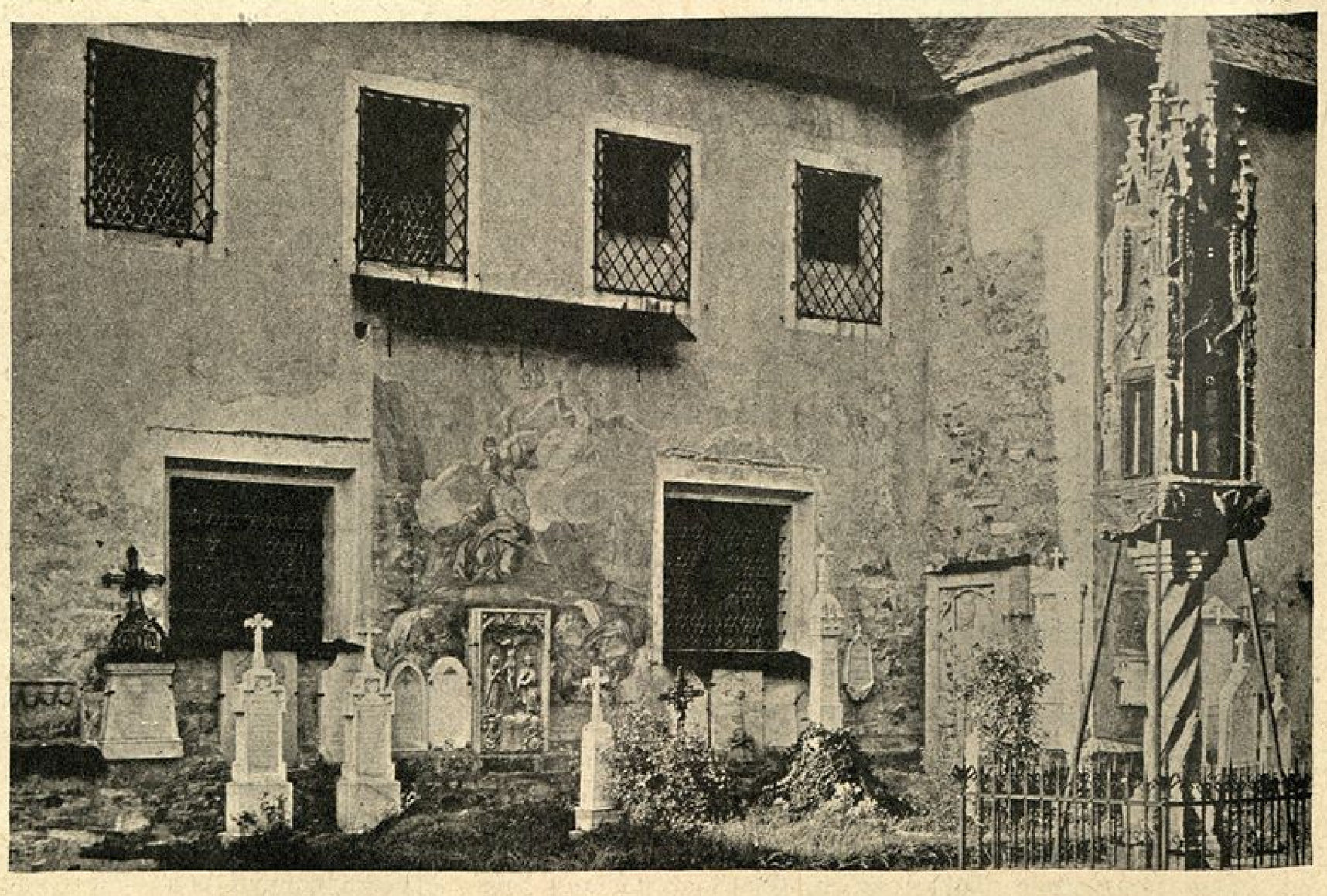
Erwähnt sei, daß sich die Zeremonie am Fürstenstein bis 1414 erhielt (Herzog Ernst der Eiserne), jene am Herzogsstuhle aber bis 1597 (Ferdinand II.). Die Herren Herzoge scheinen die Prozedur am Fürstensteine denn doch etwas lästig gefunden zu haben, während jene am Herzogsstuhle leichter annehmbar erschien.

Wie das Gnadenbild nach Maria-Saal kam.

Die Kunstverständigen belehren uns, daß der Steinguß, der gegenwärtig in Maria-Saal als Gnadenbild verehrt wird, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts stamme.

Die gesprächige Sage jedoch, die sich allzeit blutwenig um Kunst und historische Treue kümmerte, weiß ganz andere Dinge zu berichten. Sie verlegt die Herbeibringung der Statue in das Jahr 998, oder sagen wir rund: auf das Jahr 1000.

Der hl. Adalbert, Bischof von Prag, hatte sich aus Recanati in Italien (bei Loretto) ein steinernes



Maria-Saal, der Friedhof um die Kirche, interessante Bilder an der Mauer, rechts die sehr schöne gotische Lichtsäule.

Marienbild mitgebracht; dieses Bild sollte nun wieder aus uns nicht näher bekannten Gründen an seinen Ursprungsort nach Italien zurückbefördert werden. Zu diesem Geschäfte erwählte sich der Bischof zwei vertrauenswerte Männer. Diesen träumte aber auf der Reise, sie sollten das Bild nicht nach Italien, sondern nach Maria-Saal bringen. Begreiflicherweise mißtrauten sie dem Traume und setzten ihre Reise fort. Doch siehe da, als sie sich in der Gegend des heutigen Villach befanden, waren Pferd und Wagen nicht mehr von der Stelle zu bringen. Dieses Ereignis, das sich natürlicherweise nicht erklären ließ, erinnerte die Boten an den Traum, dem sie nunmehr willig Folge leisteten. Auf solche Art kam das Bild nach Maria-Saal, wo es ursprünglich in der Mitte der Kirche unter einem kunstreichen Baldachin seinen Platz fand, bis ihm spätere Geschlechter den Ehrenplatz auf dem Hochaltare für immer anwiesen.

Harte Zeiten.

Mannigfache Not nahete im Laufe der Jahrhunderte der Gnadenstätte.

Die Türken suchten den Ort heim und plünderten ihn in grausamer Art.

Dann kamen die ungarischen Söldner des Matthias Korvinus und belagerten Maria-Saal. Man machte sich kampfbereit und alle wehrhaften Männer Maria-Saals suchten sich wacker zu verteidigen. Wie durch ein Wunder kam Ersatz herbei und die Belagerer entflohen.

Dann kam die Irrlehre Luthers. Die treugebliebenen Katholiken hatten jetzt vielfach Spott und Hohn zu erdulden, der sich dann noch steigerte, wenn sie es wagten, in öffentlichen Prozessionen die Wallfahrtsorte aufzusuchen.

Dann kam der große Brand vom Jahre 1669, an dem die Türme samt den Glocken zugrunde gingen und auch das Innere mannigfachen Schaden davontrug.

Endlich kamen die staatlichen Schätzmeister des Jahres 1809 und holten sich, was sie für Kriegszwecke brauchten: und sie brauchten wahrlich viel. Nur weniges an Silbersachen ließen sie gnädig zurück.

Seit dieser Zeit herrschte verhältnismäßig Ruhe und der Wallfahrtsort hatte Gelegenheit, sich von den Todeswunden, die ihm Kaiser Josefs II. Hand geschlagen, langsam zu erholen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1939 1150jähriges Jubiläum des Bestandes (entsprechend der im Jahre 1889 stattgehabten Jubelfeier).

1948 950jähriges Jubiläum des Gnadenbildes.

Ständige Priester: 1 Stiftsdechant, 2 Kanoniker, 1 Katechet (sämtlich Weltpriester).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 100.

Wallfahrtskommunikanten jährlich: 12.000.

Besucher jährlich: 80.000 bis 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 15 bis 20.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt.

Bewohnerzahl der geschlossenen Ortschaft: 1200.

Ständige Devotionalienhändler: 1.

Gasthäuser: 10.

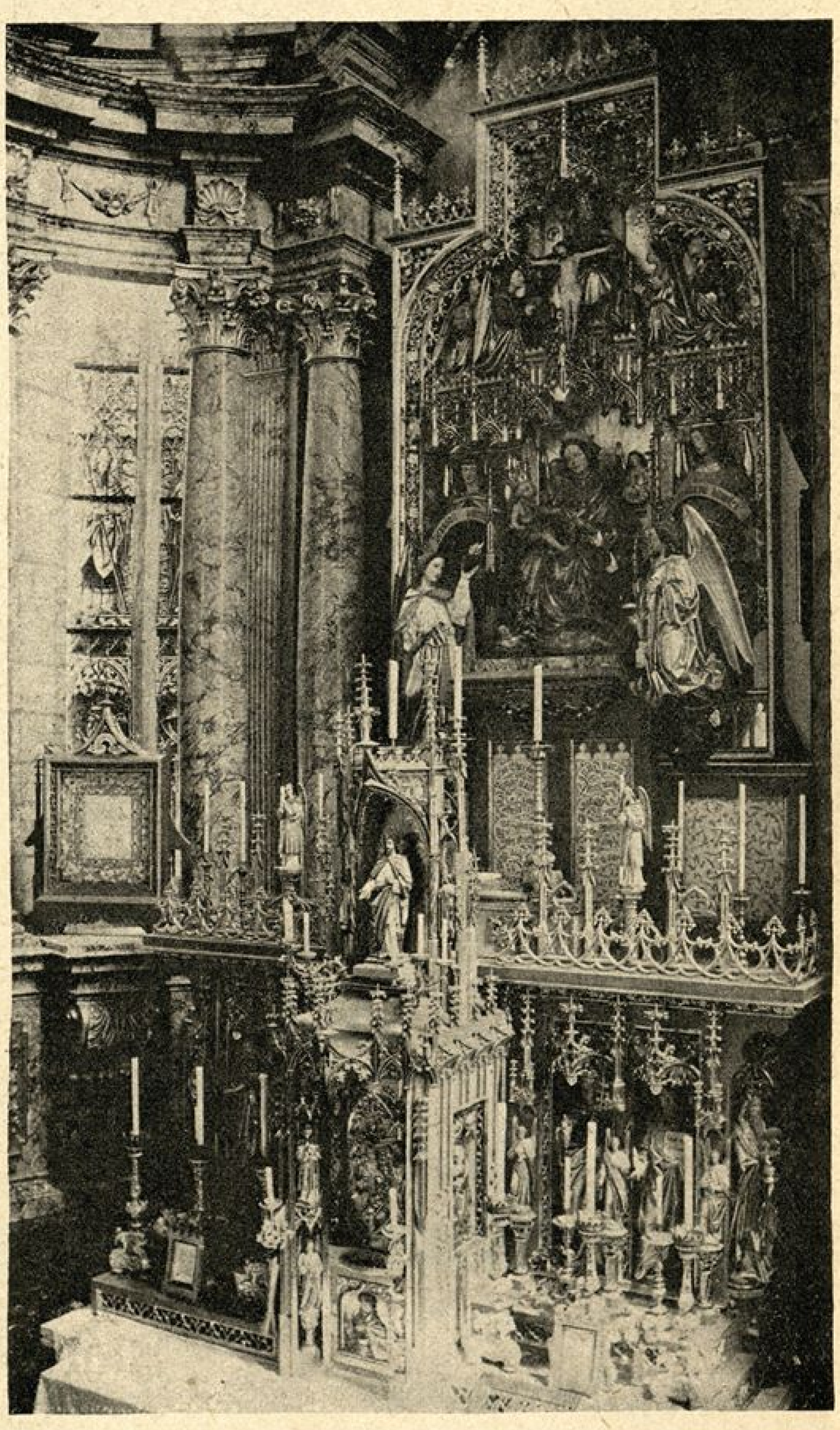
Kaffeeschänker: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend.

Nationalität der Wallfahrer: 50% deutsch, 50% slowenisch.

Zufahrten.

Klagenfurt—Maria-Saal. 16 Min. K 0.30.



Hofphot. Alois Beer, Klagenfurt.

Maria-Saal, der Hochaltar mit dem Gnadenbilde.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Saal – Mariahilf ob Guttaring. Über Launsdorf (umsteigen)—Wieting. 1¾ St. K 1.30.

Maria-Saal—Maria Wörth im Wörthersee. — Zuerst nach Klagenfurt. Dann kurze Fahrt zum Wörthersee nach Krumpendorf oder Pörtschach, dann Schiffsüberfuhr.

Literatur.

Größer, Maria-Saal, Klagenfurt, St. Josefs-Verein. 1913. 8°. 41 S. 2. Auflage.

Schafchl, Kurze Geschichte von Maria-Saal. 1896.
Kleimbacher, Das Heiligtum Maria-Saal.
Kaltenbäck, Marienfagen, Nr. 10.



Maria-Saal, der Herzogsstuhl am Zollfelde.

Austria- (Öst. Univ-) Kal. 1845, S. 152.

Pruner J. D., Splendor antiquae urbis Salae. Klagenfurt 1690 und 1692.

Marianischer Gnadenthron des Herzogtums Kärnten, Klagenfurt 1764. 8°.

Geschichte des Ursprunges . . . Klagenfurt 1831, 12°.

Marianischer Gnadenthron. Druck von Kleinmayer, Klagenfurt, 1849.

Ott, Marianum, 2433. — Krönes, Geist. Wallfahrt, Wien 1872, S. 81.

Reg.-Mar.-Kal. 1891, VII.

Mitt. der Zent.-Kom. I, 27.123. — J. IV. (1859), 44. — XII, 11.24. — XVIII, 170.181. — 1884, CXIX. CCXXIV. — 1885, CXLI. — 1888, 247 (Zollfeld). — 1888, 50 (Oktogon). — 1889, 18 (Zollfeld). — 1890, 34.87. — 1893, 76. — 1895, 33.

Leo-Gschft. D. f. W. d. kath. K. Wien. I, 12.

Kurze Erwägung.

Der Lichtherd des Kärntnerlandes! — Der Ort, wo die ersten Glaubensquellen kräftiger und reichlicher quillten als sonstwo im Lande! — Jene Kirche, die den ersten Bischof Kärntens beherbergte! — Der älteste Gnadenthron Mariens im Herzogtume! — Eine der schönsten Kirchen des Landes! — Eine Stätte, die in mannigfachen Gewitterstürmen von des Herrn Hand so sichtlich beschützt ward! — — Dies alles ist die Kirche Maria-Saal! Wahrlich ein herrlicher, preiswürdiger, ruhmvoller Ort!

Gebet.

O Mutter, die Du Deinem Bilde einst mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt die Wege gewiesen, daß es dorthin wandle, wo Du es sehen wolltest — siehe, auch wir werden nur allzuoft von feindlichen Kräften auf Bahnen gedrängt, die uns schädlich und verderblich sind; — o dann komme, Mutter, hilf dann! Und mit heiliger Macht bezwinge unser störrig Herz, daß es von neuem in die Wege Gottes lenke, daß es wandle die Pfade des Heiles, die Pfade, die zum Himmel führen und zu Dir, Mutter! — Amen.

Maria-Langegg.

Niederösterreich. 12.000 Kommunikanten.

„Heil der Kranken!" — O Maria,
Kranken Seelen schaffe Ruh, —
Spende Glück für Sündenwehe, —
Daß beseligt jeder gehe
Von Langegg der Heimat zu. (M. H.)

Aufstieg zur Gnadenkirche.

Wir kommen per Dampfer von Maria-Taferl, dem österreichischen Myrrhenberge.

Also frisch hinein in die schöne, bergumkränzte Wachau. Vorbei an alten Ruinen, an stattlichen Stiften, an prächtigen Bergen, an romantischen Felsen. So fahren wir dahin etwa anderthalb Stunden lang, bis uns am rechten Ufer die sagenumsponnene Festung Aggstein trotzig von ihrer luftigen Bergesspitze entgegenstarrt.

Aggstein ist der Endpunkt unserer Schiffahrt. Wir haben nämlich die Landkarte genau zu Rate gezogen und herausgeklügelt, daß der Weg über Aggstein der kürzeste und geradeste nach Langegg wäre. Daß wir uns bei dieser Forschung getäuscht haben, das werden wir erst später — allzuspät — innewerden.

Also steigen wir in Aggstein ans Land und fragen wie weit es nach Langegg zu gehen wäre: anderthalb Stunden, sagt man uns. Das kommt uns viel vor; wir hätten den Weg für kürzer gehalten. Doch ist nichts mehr zu ändern. Wir beginnen den Aufstieg, der uns nach dreiviertelstündigem Wandern, wobei es immer über Waldwege aufwärts geht, zur Festung Aggstein bringt. Man könnte sich diese alte

Ruine auch inwendig ansehen (Eintritt kostet 20 Heller), aber wir verzichten auf den Genuß, wir wissen uns heute besseres als Aggstein — und unsere Zeit drängt.

Aber daran denken wir im Vorbeigehen, daß in dieser festen Burg gerade jenes Gnadenbild, dem wir heute unseren Besuch abzustatten gedenken, durch acht Monate Schutz und Versteck fand, auf daß es die Plünderscharen der Schweden nicht verunehrten. Und aus diesem Grunde winken wir der stolzen alten Veste unseren freundschaftlichen Gruß zu.

Dann gehts weiter und nach etwa 20 Minuten sehen wir rechts von uns auf einer Bergeshöhe eine wunderschön daliegende Kirche: es ist Langegg, die Gnadenstätte. Aber noch trennt uns ein tiefes Tal von ihr und dieses Tal wird im weiten, weiten, fast endlosen Bogen umgangen. Ab und zu sehen wir die schöne Bergkirche wieder. Endlich, nach gut anderthalbstündigem, festem Marsche haben wir das Pfarrdörfchen erreicht. Wunderbar schön grüßt aus dem Hintergrunde des Dorfes der stattliche Ötscher den ankommenden Pilger. Jetzt sehen wir auch die bequeme Straße, die von Aggsbach sich nach Langegg heraufzieht. Und diese Straße, so hören wir, sei der einzige ordentliche Pilgerweg und zugleich der kürzeste. Ja, hätten wir dies früher gewußt!

Doch nun zur Kirche empor. Zwischen einer Reihe von kleinen Verkaufsläden kommen wir zum prächtigen Bau der Wallfahrtskirche und des Klosters.

Gnadenkirche und Gnadenbild.

Wir nähern uns der Kirche, die auf erhöhter Hügelspitze ob dem einfach schlichten Dorfe thront. Um die Kirche stehen im weiten Kreise die 14 Kreuzwegstationen; sie stehen alle auf grünendem Boden, mitten auf Wiesengrund; gepflegte Wege gibt es da nicht.

Linkerhand von der Kirche erhebt sich eine ziemlich umfangreiche Kapelle. Das ist die ursprüngliche Kapelle mit ihren Zubauten, die dann nach der ersten Vergrößerung nur mehr als Presbyterium der zweiten Kirche diente. Als aber im Jahre 1773 die dritte, jetzige Kirche fertiggestellt war, wurde die zweite Kirche zusammengerissen und nur mehr ihr Presbyterium, die ursprüngliche Kapelle, übriggelassen. Man ersieht an dem Bauwerk dieses Heiligtums ganz deutlich, daß die ehemalige Kirche eine wesentlich andere Richtung betreffs des Hochaltars hatte als die jetzige.

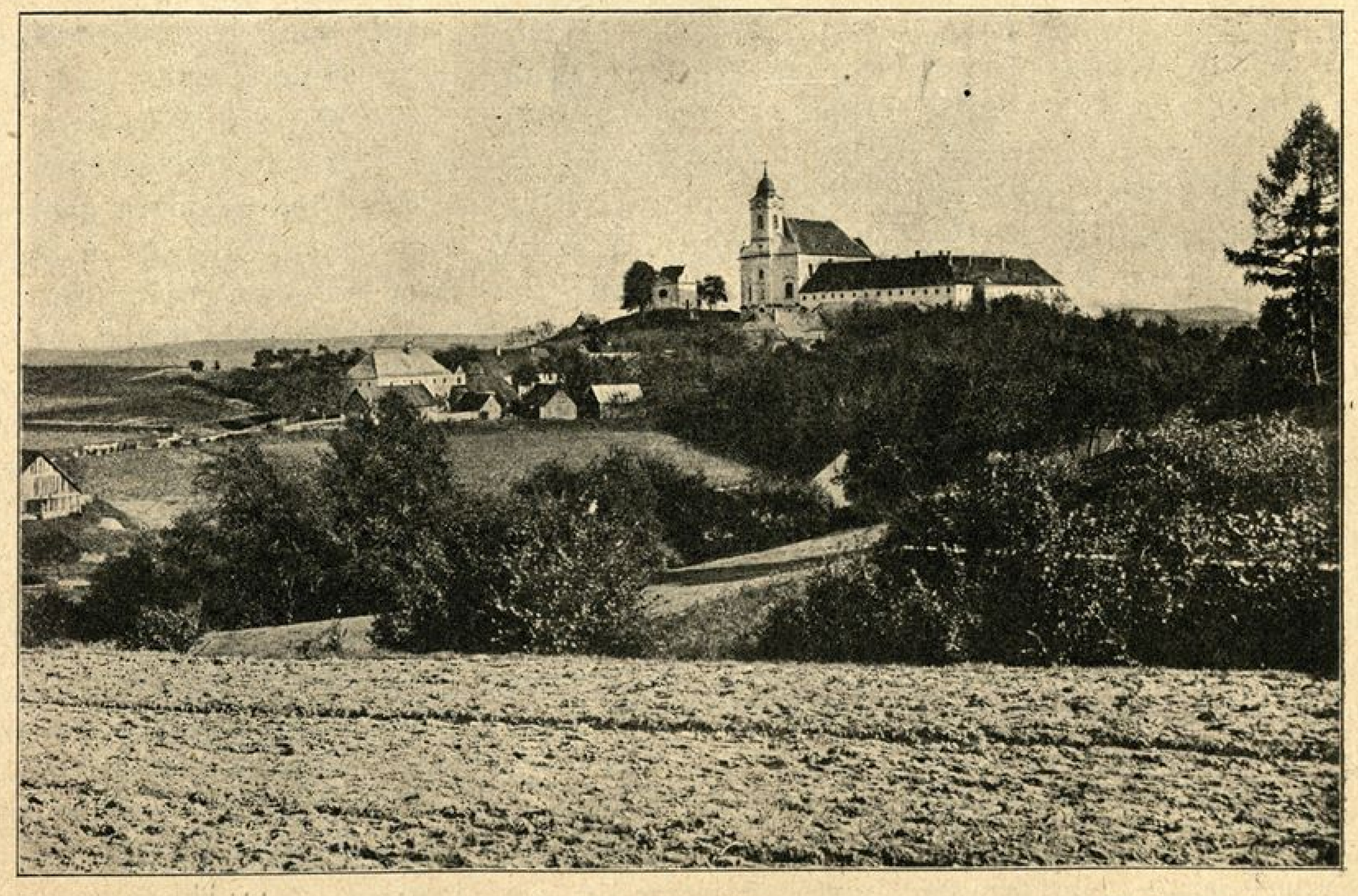
Nun endlich in die Kirche selber. Da ist der allererste Eindruck, den wir haben: ei, wie groß, wie geräumig! Ganz unerwartet groß für eine so abgelegene Waldgegend. 3000 Personen haben darin gewiß Platz. Ein zweites, was uns auffällt, ist die Lichtfülle; es ist keine dunkle Kirche mit Dämmerlicht, sondern ein licht- und glanzdurchflutetes Gotteshaus.

Ein drittes, was unwillkürlich fesselt, sind die gewaltigen, sehr farbenkräftigen Gemälde an der Decke, besonders das mittlere, das uns in verschiedenen Gruppenbildern den Gedanken nahe legen will, daß Maria das Heil der Kranken sei. Die Gemälde stammen von einem Wiener Kinde; der Meister, der sie damals gemalt, hieß Mölk.

Nun der Hochaltar und die übrigen Altäre! O Armseligkeit über Armseligkeit! Sonst haben die ärmsten Dorfkirchen Säulen und Verzierungen am Hochaltare; die gewaltige, sonst so schöne Langegger Kirche hat nur gemalte Säulen um den Hochaltar, einen gemalten Baldachin, gemalte Heiligenfiguren. Und ganz dasselbe ist bei allen anderen Altären der Fall: Alle Verzierung, aller Schmuck ist hier nur an die Wand gemalt, nicht ein einziger geschnitzter oder gebauter Altar.

Was sollen wir uns davon denken? Wir denken uns gar nichts Ehrenrühriges, sondern wir denken nur: Seht da die Armut vereint mit dem guten, ja besten Willen! Man hat die in prächtiger Renaissance erbaute Kirche herrlich hingestellt, man hat die Deckengewölbe nach Kräften ausgestattet. Dann aber ging offenbar das Geld aus. Das ist wohl ein deutlicher Wink für diejenigen, die gar so gerne hinter Klostermauern und in Wallfahrtskirchen Schätze über Schätze vermuten! In Langegg wird davon wohl nicht viel aufzutreiben sein.

Nun das Gnadenbild. Ein nach unserer Schätzung etwa 80 cm hohes Bildnis der Muttergottes, die das Jesukindlein (dargestellt als etwa zweijähriges Kindlein mit ver-



Maria-Langegg. Phot. Ledermann, Wien.

hältnismäßig kleinem Kopfe) auf dem linken Arme trägt. Das Jesukindlein hält den Daumen Mariens umfaßt. Maria ist von einem Schleier umhüllt und auf der rechten Schulter mit einem Stern geziert. Das Bild verrät nicht allzugroße Meisterschaft bezüglich der Malerei, aber es ist eben ein von Gott gesegnetes Bild der Gnade.

Wie uns der P. Prior mitzuteilen die Güte hatte, sind bei genauerer Betrachtung des Bildnisses noch die Spuren von ehemaligen Kronen um die Häupter des Kindes und seiner Mutter zu sehen; diese Kronen und was sonst noch an Silber vorrätig war, mußte in den Kriegsjahren 1810 abgeliefert werden.

Noch einige Worte über den Turm und seine Glocken. Der schlanke viereckige Turm mit kuppelförmigem Aufsatze ist gegen 50 Meter hoch. In seinem Innern birgt er fünf Glocken, die zusammen ein Gewicht von über 30 Meterzentnern haben. Sie sind gut zusammengestimmt. Die größte von ihnen wurde von einem Grafen Montecucculi gespendet und heißt auch dementsprechend „Montecucculiglocke". Man sieht an dieser Glocke ein kunstfertig ausgeführtes Marienbild.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprungsgeschichte.

300 Jahre müssen wir im Geiste zurückeilen, um die Anfänge dieses Wallfahrtsortes kennen zu lernen. Damals, vor drei Jahrhunderten, war der Hügel, auf dem wir stehen, noch leer und kahl; herrschaftliche Wiesen und Felder dehnten sich über seine Fläche hin. Das Bild aber, das nun in der Kirche ober dem Hochaltare hängt, war damals einige hundert Schritte von hier im Arbeitszimmer eines reichen Herrn, der hier ein Schlößchen besaß und Güterinspektor der fürsterzbischöflichen Salzburgischen Herrschaften war.

Dieser fromme Herr besaß nun das heutige Gnadenbild. Woher es gekommen, wer es gemalt, darüber fehlen uns Nachrichten. Aber das wissen wir, daß jener Herr, er hieß Matthias Haring, zu dem Bilde eine ganz besondere, kindlich innige Andacht hatte; gar oft kniete er davor und schüttete in Leid und Freud sein Herz vor dem Bilde seiner himmlischen Mutter aus.

Da es nun einmal geschah, daß sein kleines Töchterlein, Maria Klara, die noch nicht einmal ein ganzes Jahr alt war, in eine schwere Krankheit fiel und sich alle erdenklichen Heilmittel als unzulänglich erwiesen hatten, und das geliebte Kind sich sichtlich dem Tode näherte, — da eilte der schmerzerfüllte, geängstigte Vater in sein Arbeitszimmer, warf sich vor sein verehrtes Marienbild auf die Knie nieder, hob seine Arme empor und flehte mit tränenerstickter Stimme um Hilfe. Und er gelobte feierlich: Wenn ihm Maria helfe, so wolle er zum Dank dafür auf dem nahen Hügel, oberhalb seines Schlosses, eine Kapelle bauen und dieses sein Marienbild alldort an die Ehrenstelle ob dem Altare aufstellen, damit es von allen gesehen und besucht werden könne.

„Der Vater hat's gerufen, — der Himmel hat's gehört." — Das Kindlein wurde gegen alle menschliche Erwartung gesund. Voll innigster Dankbarkeit machte sich nun der überglückliche Vater daran, sein gegebenes Wort auch durch die Tat einzulösen.

Schon im nächstfolgenden Jahre, im Jahre 1600, wurde die neuerbaute Kapelle feierlichst eingeweiht und das Muttergottesbild daselbst zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Das Jahr 1600 muß daher als Gründungsjahr des Wallfahrtsortes Langegg gelten und das nächste Jubiläumsjahr ist dementsprechend das Jahr 1950, und zwar als 350jähriges Jubiläum des Bestandes der Wallfahrt. (Es scheint uns nicht ganz entsprechend zu sein, daß man im Jahre 1894 das 250jährige Hauptjubiläum in Langegg beging. Denn damals waren es zwar 250 Jahre, seitdem der Servitenorden die Kirche übernahm, aber die Wallfahrt bestand schon 44 Jahre früher.)

Weitere Ereignisse.

Vom Gründungsjahre 1600 bis zum heutigen Tage hat sich der Wallfahrtsort Langegg in ganz stiller, verborgener Weise langsam aber stetig weiterentwickelt. Die Geschichte dieses Ortes trägt das Gepräge großen Friedens an sich. Nie gehörte Langegg zu den Sternen ersten Ranges, niemals war es imstande, sich mit den gewaltigen Wallfahrtsorten Mariazell und Loretto zu messen; — aber dafür hat auch niemals irgend ein tiefeinschneidendes Unglück diesen Ort betroffen. Wir lesen nichts von Kirchenbrand, nichts von Zerstörung und Plünderung durch Feindeshand, niemals, daß das Schreckgespenst der Pest dem Wallfahrtsorte Schaden zufügte, ja selbst die gefahrdrohende Regierungszeit Kaiser Josef II. ging verhältnismäßig glimpflich an Langegg vorbei. Und wie seine Geschichte friedlich und ohne große Veränderungen war, so ist dieser verborgene Wallfahrtsort ein Örtchen des stillen, ungestörten, ja fast unbekannten Friedens geworden. Und doch nimmt es mit seinen 12.000 jährlichen Kommunikanten und seinen 90 geschlossenen Prozessionen, die zu ihm hin wallen, unter den österreichischen Wallfahrtsorten eine recht ehrenvolle Stelle ein.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die friedvolle Geschichte Langeggs sollen hier noch einzelne Punkte besonders hervorgehoben werden. Von allem Anfang an wurde das Marienbild in Langegg recht verehrt, so daß schon drei Jahre nach der Einweihung der Kapelle, also 1603, die ursprüngliche Kapelle vergrößert wurde. Weitere elf Jahre darnach war ein neuer Zubau nötig. Zwei Jahre darauf wieder einer (er wurde vom Melker Abte, der sich durch ein Gelöbnis dazu verpflichtet hatte, vorgenommen). Bald stellte sich die Notwendigkeit heraus, einen eigenen Wallfahrtspriester in Langegg anzustellen. Endlich im wichtigen Jahre 1644 wurde die Kirche den Dienern Mariens, oder wie sie sonst heißen, den Serviten übergeben. Gleich darauf gab es Kriegslärm für diese Gegend, die Schweden brachen von Norden herein und man flüchtete samt dem Gnadenbilde in die Festung Aggstein. Aber die Flucht wäre, wie sich späterhin herausstellte, gar nicht notwendig gewesen. Die Schweden kamen nicht bis Langegg.

Unter vielen Freuden und im feierlichsten Triumphe wurde nach acht Monaten das liebe Bild wieder in das Kirchlein übertragen.

Bald darauf wurde mit dem Klosterbau begonnen. Da aber die Anzahl der Wallfahrer immer zunahm, so entschlossen sich die P. P. Serviten, durch gesammelte Almosen eine neue, möglichst geräumige Kirche zu bauen. Im Jahre 1773 wurde dieses Gotteshaus, das bis heute noch steht, benediziert.

Kurz nachher begann Kaiser Josef II. seine bekannte Tätigkeit. Das Wallfahren wurde verboten, Langegg zu einer eigenen Pfarre erhoben, aber, Gott sei Dank, die Pfarre den Serviten übertragen. Also blieb eigentlich alles so ziemlich beim Alten, nur daß einige Jahre hindurch keine Prozessionen kommen durften; aber kaum waren die ärgsten Zeiten vorbei, so erwachte allerorts wieder der alte, unausrottbare Drang zum Wallfahren, und da nun die Patres Serviten die Pfarre Langegg innehatten, so fanden die Wallfahrer leicht und hinlänglich Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse, konnten bequem die heiligen Sakramente empfangen, und so kam es, daß sich Langegg alsbald wieder zu einem Wallfahrtsorte herausentwickelte, der in der dortigen Gegend von ziemlich weit entfernten Dörfern und Städten gerne aufgesucht wird.

Und so hat sich die Pilgerfahrt nach Langegg zum „Heile der Kranken" bis zum heutigen Tage stetig erhalten.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1944 300jähriges Jubiläum des Einzuges der Patres Serviten.

1950 350jähriges Jubiläum der Entstehung des Wallfahrtsortes.

Ständige Priester: 4 Patres aus der öst. Provinz des Serviten-Ordens.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: höchstens 10.

Kommunikanten jährlich: 12.000.

Besucher jährlich: ebensoviele.

Geschlossene Prozessioen jährlich: gegen 90.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Einwohner der umliegenden Ortschaft Langegg: 142.

Ständige Devotionalienhändler: 7.

Gasthäuser: 3.

Kaffeeschänker: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes nimmt langsam ab.

Meereshöhe der Kirche: 650 m.

Zufahrt zum Gnadenorte.

Der Wallfahrtsort Langegg (Maria, Heil der Kranken) liegt in der Wachau und zwar etwa vier Kilometer Luftlinie nordöstlich von der Ruine Aggstein.

Zufahrten per Dampfer oder per Eisenbahn.

Als letzte Dampferstationen kommen in Betracht: 1. Krems; von dort aus 4 St. Fußweg nach Langegg. 2. Arnsdorf; von dort 1¾ St. über schönen, aber stellenweise unbequemen Waldpfad. 3. Aggstein; gut 1½ St. 4. Aggsbach Dorf; Straße 1¼ St. Dieser letzte Weg am meisten zu empfehlen.

Wien—Aggsbach Dorf, Dampfer K 1.80.

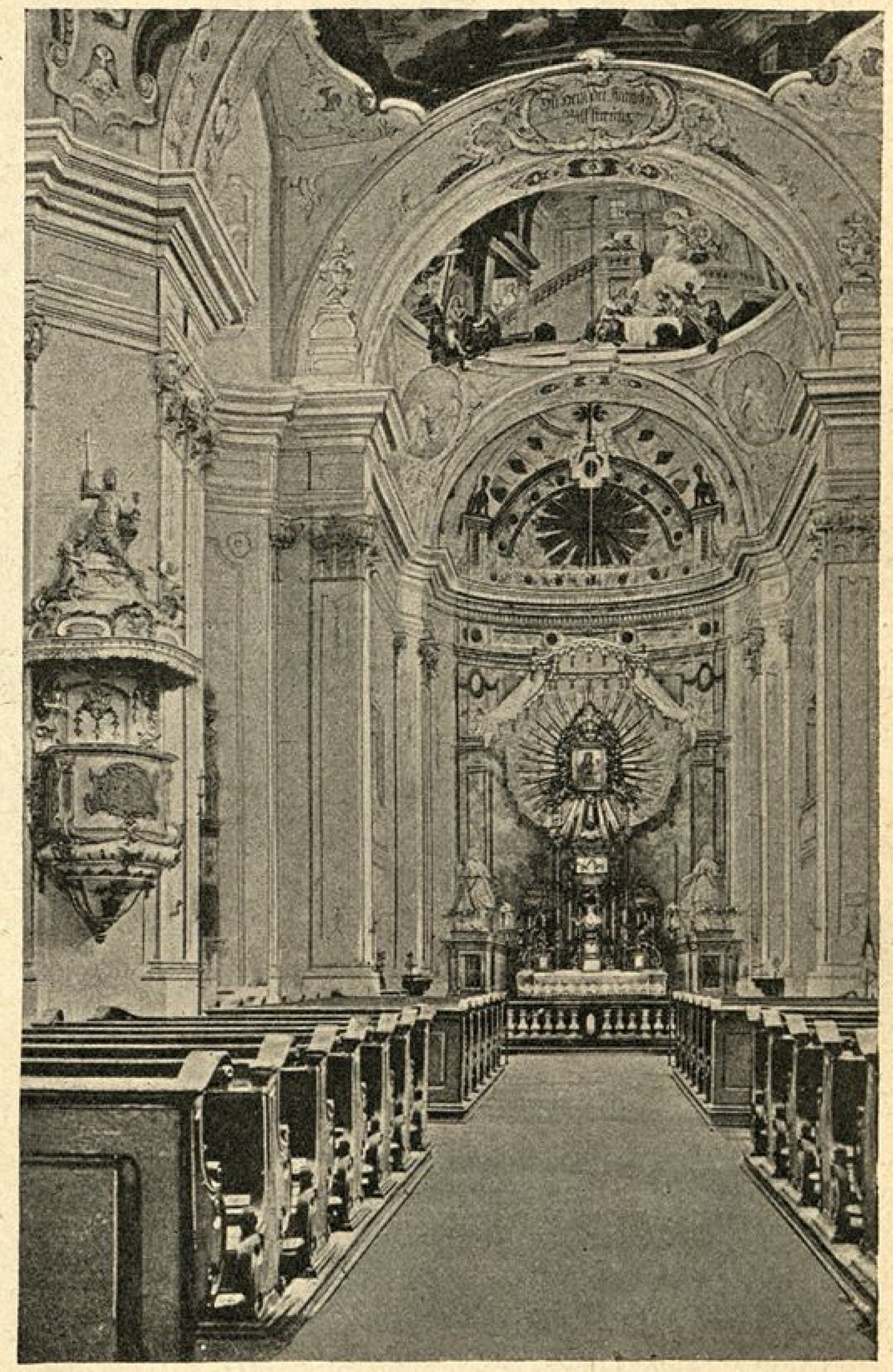
Als letzte Eisenbahnstation gilt Aggsbach Markt; von dort Donau-Überfuhr mittels Zillen, dann Aufstieg. Wien—Aggsbach Markt 3½ St. K 4.—.

Man kann den Zug auch in Spitz verlassen, dann Donauüberfuhr nach Arnsdorf, Aufstieg.

Von St. Pölten nach Langegg am einfachsten 4 St. Fußtour nach Nordwest.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Langegg—Maria-Taferl. Nach Aggsbach Markt über die Donau, von dort Eisenbahn nach Marbach 1 St. K —.80.



Phot. Ledermann, Wien.

Maria-Langegg, Inneres der Wallfahrtskirche.

Langegg—Mariazell. 4 St. zu Fuß nach St. Pölten, von dort Mariazellerbahn.

Langegg—Dreieichen. Per Dampfschiff oder Eisenbahn oder zu Fuß nach Krems, von dort über Hadersdorf (umsteigen) nach Mold.

Wallfahrer, die von Maria-Taferl nach Wien fahren, können Langegg leicht mit einem Aufwande von etwa 5 St. besuchen und dann weiterfahren.

Literatur.

Öst. Gnadenberg. Wien 1704, 12°.
Austriae Mar. Continuatio, Vienne 1736, 8° p. 45.
Romer, Primordia conventus, Viennae 1667, 4, S. 392.
Austria-Kal. 1845, 199.

Reg.-Mar.-Kal. 1890, II.
Ott, Marianum, 1882.
Maurer-Kolb, Mar. N.-Ö. 306.
Kerschbaumer I, 468.
Schweickhard, I, 216 ff.
Kurzer Bericht, Linz 1858, 2. Aufl. 12°, 28 S.
Gesch. Beil. z. d. Kons. Kurr. St. Pölt. II (1885), 173.
Wiener Zeitung, 1907, Nr. 201.
Top. v. Nied.-Öst. V., 648.
Blätter d. Ver. d. Ld. Kd. 1877, 53.
Förster, Touristenführer, Wien. 376.
Nied. Öst. (Landesverband) Lechner Wien, 1911. S. 248.
Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien. VII, 32. 34. 246. 314.

Kurze Erwägung.

Denke einmal nach, warum denn die Muttergottes sich einen vom Weltgetriebe so abgelegenen, so versteckten Ort, wie es Langegg ist, für die Spendung ihrer Gnaden ausersehen hat. Weit entfernt von jeder großen Stadt, inmitten stiller Gebirge und einer zufriedenen Bauernbevölkerung, läßt sie die Lichtstrahlen ihrer Huld aufblitzen Jahrhundert über Jahrhundert. — Siehe, das ist ein Erkennungszeichen Mariens: Sie liebt das Niedrige, das Verborgene, das Stille, das Unauffällige. Die arme Bauernbevölkerung steht ihrem wahrhaft mütterlichen Herzen mindestens ebenso nahe, wie der Trubel der riesigen Städte. Sie ist Muter und Helferin der Kleinen, der Armen, der Niedrigen, der Mühseligen, der Beladenen. Mit welchem Vertrauen darfst du dich da ihr nähern!

Gebet.

Maria hin zu Dir!
Hin zu Dir — rufen wir;
Sei unsere Mutter in jeglicher Not!
Zeige, wir bitten Dich
Alle gar flehentlich:
Zeig Dich als Mutter im Leben, im Tod!
Jesum erweiche,
Daß er uns reiche,
Wenn wir verscheiden, die rettende Hand,
Führ' uns zum Hafen, ins himmlische Land. Amen.

(Schluß des Langegger Wallfahrtsliedes.)

St. Anna zu Altwasser.

Mähren.

10.000 bis 12.000 Kommunikanten.

Auf der Weide, still versteckt, war Dein Ort,
Uns zur Freude wardst entdeckt als ein Wunderhort!

Gnadenzeichen nun für viele, die da kommen
Und nicht weichen von dem Ziele, bis vernommen

Sie die Kunde: „Dir geschehe, wie Du willst!"
Sel'ge Stunde! Manches Wehe Du ja liebreich stillst!

Örtliche Lage.

Denkt man sich zwischen den beiden Städten Olmütz und Troppau eine gerade Verbindungslinie gezogen, so trifft man ungefähr in der Mitte dieser Linie den Gnadenort Altwasser an. Er liegt nämlich zirka 30 Kilometer nordöstlich von Olmütz und 33 Kilometer südwestlich von Troppau.

Altwasser selber liegt nicht an der Bahn. Will man von dort zur nächsten Station gelangen, so hat man die Wahl: Entweder in stark anderthalbstündiger Fußtour nordöstlich gegen die Stadt Bautsch, oder in stark zwei Stunden westlich gegen Domstadtl.

Unsere Gnadenkirche liegt nicht auf einem Berge, nicht einmal in der flachen Ebene, sondern direkt in einer Mulde drin. Ein Bächlein, das in der Nähe der Kirche vorbeifließt, hat dem Dorfe und der Kirche den Namen gegeben: Starawoda, Altwasser.

Diese tiefe Lage gibt einerseits der Gnadenstätte einen idyllischen Reiz, andererseits aber ist sie zugleich Ursache, daß man die Kirche erst auf ziemlich kurze Entfernung hin zu sehen imstande ist. Sowohl wenn man die Straße gegen Bautsch als auch jene gegen Stadt Liebau hin pilgert, verschwindet schon nach einer Viertelstunde der Anblick der friedvollen Wallfahrtskirche.

Die Gnadenkirche.

„Salve, sancta Crux!" „Sei gegrüßt, heiliges Kreuz!" Das ist die erste Mahnung, die wir bei der Annäherung an die Kirche bekommen, indem wir diese Worte von dem Sockel eines schönen Stiftungskreuzes, das gerade vor der Kirche steht, ablesen. Also wohlan: Sei gegrüßt, heiliges Kreuz!

Wir fanden den Haupteingang geschlossen. Da gingen wir längs einer Reihe gleichfalls geschlossener Verkaufsbuden die Straße weiter. Im Halbdunkel mächtiger Kastanienbäume fanden wir da längs der Pfarrhoffront (Piaristengebäude) vier steinerne Statuen aus der Barockzeit; eine davon, die Statue des Heilands, machte einen nachhaltigen Eindruck auf uns; wir halten sie jedenfalls für die schönste unter den vieren. Sie trägt die Inschrift: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf der Erde."

Wir versuchten also von der Pfarrhofseite den Eingang in die Kirche; sie war gesperrt; wir gingen noch ein Stück weiter; ein dritter Eingang war gesperrt.

Freilich sagte uns nachträglich der Pfarrherr zur Erklärung, daß die Kirche durch den mächtigen, mit einem Kreuzgange umschlossenen Vorhof so vereinsamt stehe, daß drinnen etwa verwegene ruchlose Hände ungestört ihr frevles Spiel treiben könnten. Mag dieser Grund auch etwas für sich haben, wir können uns trotzdem des Gedankens nicht entschlagen, daß eine Wallfahrtskirche, die jährlich auf 25.000 bis 30.000 Besucher rechnet, unbedingt während der Wallfahrtssaison tagsüber geöffnet zu halten sei. Und gerade die Altwasser-Kirche wäre infolge ihrer Bauart sehr leicht mit einem Abschlußgitter unter dem Chore zu versehen.



St. Anna zu Altwasser.

Doch daß wir von der Kirche selber auch ein wenig sprechen: Das nenn' ich mir einmal ein eigenartiges Bauwerk. Groß und massig und dabei hoch, hoch, riesig hoch. Die Höhe des steilen Daches wetteifert fast mit den beiden Turmspitzen. Das Hauptschiff der Kirche ist, so sieht man es schon von außen, ein gewaltiges Achteck. Aber nur ganz einfach gefärbelt und ohne jeglichem architektonischen Schmuck.

Vor die eine Seite (Eingangsseite) des Achteckes hat man nun die beiden Kirchentürme mit der zwischen ihnen liegenden Kirchenfront gleichsam angeschoben. Türme und Front bilden ein für sich abgeschlossenes Ganzes und sind durch ihre reichliche Gliederung, die sich besonders in vielen Renaissance-Gesimsen äußert, durchaus von dem Aussehen des übrigen Teiles der Kirche verschieden. Die beiden Turmhelme, die in schmächtige, magere Spitzen auslaufen, stehen in merkwürdigem Gegensatze zu dem fast ungeheuren Kirchendache.

Doch ist der Anblick des gesamten Bauwerkes, besonders von der Bautscher Straße her, ein sehr ansprechender und wir möchten durch vorhergegangene Beschreibung nicht im mindesten ein abfälliges Urteil fällen.

Rings um die Kirche herum läuft in gewaltigem Rechteck ein Kreuzgang, der weiß getüncht ist und außer den 14 Kreuzwegbildern kaum irgend etwas bemerkenswertes enthält. Nur an der einen Ecke wurde in neuester Zeit eine recht anmutige Lourdesgrotte eingerichtet. Auch diesen Kreuzgang, als zur Kirche gehörig, fanden wir abgesperrt. An Ausdehnung und Länge dürften diese einfachen Ambiten zu den größten gehören, die uns überhaupt untergekommen sind.

Das Innere der Kirche.

Der hochwürdige Pfarrer selber machte in freundlichster Weise unseren Führer und öffnete uns die neidisch hemmenden Torflügel.

Und was sahen unsere Augen? Eine mächtige Barockkirche, hinreichend, um für 3000 Menschen Platz zu bieten — und der Eindruck dieses weiten, säulenfreien Raumes noch bedeutend gehoben und verstärkt durch die Höhe des Gewölbes!

Und der Baustil? Wir möchten ihn den Piaristenstil nennen; wir sahen schon mehrere Piaristenkirchen auf diese Weise gebaut: nämlich ein großes Achteck, dessen eine Seite dem Eingange, die gegenüberliegende dem beginnenden Presbyteriumzubau, die sechs andern Seiten aber, von denen auf jeder Seite je drei halbkreisförmig zu stehen kommen, sechs Seitenaltären oder eigentlich Seitenkapellen gewidmet erscheinen.

Was die Malerei betrifft, so sind die unteren Partien bloß gefärbelt, die oberen aber und insbesondere die Decke mit reichlicher Stuckarbeit und vielen dazwischen hineingemalten Bildern verziert. Leider sind die Gemälde schon ziemlich abgeblaßt.

Sollten wir den Gesamteindruck dieses Gotteshauses mit wenigen Worten bezeichnen, so sagen wir: Die Kirche ist recht schön, ja fast erhaben und gehört jedenfalls zu den schöneren der von uns besuchten Wallfahrtskirchen.

Störend wirken nur die allzu einfachen Färbelungen in den unteren Partien, die die Kirche etwas leer erscheinen lassen, sowie das grelle Oberlicht gerade über dem Hochaltare, so daß dadurch Hochaltar und Gnadenbild betreffs der Beleuchtung beeinträchtigt werden.

Der Hochaltar selbst ist ein ziemlich einfacher Barockaltar mit einem Altarbilde, das die Himmelfahrt der allerseligsten Jungfrau darstellt.

Über dem Altare schaut man das Gnadenbild, das in breiten Silberrahmen gestellt, aber sonst etwas spärlich dekoriert ist. Das Gnadenbild ist eine uralte, schon recht schadhafte Statue der heiligen Mutter Anna mit ihrem Kinde Maria auf dem Arme; die Statue ist kaum 25 cm hoch, ist also zu den kleinen Gnadenbildern zu zählen. Man hat sie mit Stoffgewändern umkleidet. Der Grundton der Farbenfassung ist eine dunkle, fast schwarze Farbe.

Der Königsbrunnen.

Nur fünf Minuten von der Kirche entfernt sprudelt eine frische Quelle aus der Erde, die sowohl eine schöne Lage als auch einen schönen Namen hat: man nennt sie nämlich „Königsbrunnen". Von Waldesgrün umrahmt, erhebt sich da auf einer Steinterrasse, zu der man über zwölf Stufen emporsteigt, der kleine Kapellenbau, der die Quelle umschließt. Die Form dieser Kapelle ist ganz eigenartig. Man denke sich einen ganz gewöhnlichen Barockturm (Zwiebelturm), dem man den unteren Teil weggeschnitten hat. Der obere Teil, der etwa drei Meter hohes Mauerwerk und dann nur mehr den gewaltigen Turmhelm aufweist, wäre dann die Kapelle beim „Königsbrunnen" in Altwasser. Also jedenfalls ein stattlicher Zwerg.

Wie der Brunnen zu seinem hohen Namen gekommen sei, darüber gibt es zweierlei Berichte oder eigentlich Sagen. Die einen erzählen, daß der königliche Mörder Boleslaus von Polen, der den heiligen Bischof Stanislaus mit eigener Hand am Altare niedergestreckt hatte, von Gewissensbissen geängstigt, aus seinem Lande entflohen und nun auch hieher gekommen sei. Und da er nun aus dieser Quelle einen Labetrunk schlürfte, ward der Trunk zum Gnadentrunk für seine gefolterte Seele; eine heftige Reue ergriff sein Herz, so daß er von Stund' an nur mehr an Buße und Sühnung dachte. Nach Ungarn pilgernd, fand er Aufnahme in einem Kloster, wo er den Rest seiner Tage in eifrigen Büßerwerken verbrachte, bis er schließlich eines reuigen und seligen Todes starb.

Die zweite Sage ist schlichter. Ein königlicher Prinz soll einmal hier eine Jagd veranstaltet haben. Müde und durstig lagerte er beim Brunnen und mit Wonne genoß er den kühlenden Trank. Da rief er freudig aus: „Wahrlich, dieses Wasser ist eines Königs würdig!" und so blieb der Quelle der Name „Königsbrunn".

Es gibt wenige Pilger, die diesem schönen Brunnen nicht ihren Besuch abstatteten und es gibt deren viele, die da behaupten, daß der Genuß dieses herrlichen Wassers auch Wunder zu wirken imstande sei; und mancher gab vor, durch das Trinken dieses Wassers Heilung in körperlichen Leiden erhalten zu haben.

Interessant ist der Gebrauch, den die Olmützer Prozession befolgt: Mit ihrem Wallfahrtspriester an der Spitze ziehen sie zum Brunnen, wo ihnen der Priester mit silberner Schale aus der Quelle schöpft und jedem einzelnen der Schar das Wasser zu trinken reicht.

Die Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprungsbericht.

Die Entstehung des Wallfahrtsortes reicht in das 15. Jahrhundert zurück, ohne daß man jedoch eine bestimmte Jahreszahl angeben könnte. Damals stand an der Stelle der heutigen Kirche eine uralte Kapelle, die dem heiligen Jakobus dem Älteren geweiht war. In der Nähe dieser Kapelle ragte eine Salweide zum Himmel, in deren Geäste eines Tages ein Hirt die heutige Gnadenstatue auffand. Der merkwürdige Fund erregte die Aufmerksamkeit der Leute und es ist leicht begreiflich, daß etliche Seelen das Bedürfnis in sich verspürten, diesem Bilde ihre besondere Verehrung zu widmen.

Da der Himmel dem andachtsvollen Vertrauen auch seinen Segen schenkte und manch eine merkwürdige Erhörung zutraf und dann weitererzählt wurde, so kam es, daß der Andächtigen nach und nach mehr wurden.

Da man nun für die kleine, unscheinbare Statue fürchtete, daß sie durch die Unbilden des Wetters rasch zugrunde gehen könnte, so kamen findige Köpfe auf den Einfall, das Bild in die schon erwähnte Jakobuskapelle zu tragen. Dies tat man denn auch, gewiß in der Meinung, etwas recht Gescheites damit vollbracht zu haben. Das Erstaunen war darum nicht gering, als man schon am nächsten Tage die Statue an ihrem früheren Standorte fand: am Baume droben.

Man betrachtete diesen unerklärlichen Rücktransport des Bildes für einen Wink des Himmels und beschloß, dem Bilde den frei gewählten Platz zu belassen. Man höhlte also den Stamm der Weide aus und setzte das Bild in die künstliche Öffnung. Hier war es ja doch auch wenigstens zum Teile gegen die Einflüsse des Regens geschützt. Ein Stück des Baumes wird heute noch in der sogenannten Schatzkammer von Altwasser aufbewahrt.

Die erste Steinkirche.

Viele Jahre hindurch ward das Annabild in seinem Baumstamme mit Freude und Andacht verehrt, bis endlich ein Bischof von Olmütz den Bau einer kleinen Steinkirche, die sich über dem Stamm der Salweide wölbte, in die Hand

nahm. Die Mittel zum Bau wurden vom Volke selber aufgebracht. Dieser Kirchenbau datiert aus dem Jahre 1582.

Mehrere Jahrzehnte später traf sich ein Ereignis, das wir eigens erwähnen müssen. Der Ruf der merkwürdigen Gnadenerweise, die von dieser neuen Andachtsstätte ausgingen, bewog im Jahre 1617 den Kardinal und Bischof von Olmütz, Franz Fürst von Dietrichstein, den vielgenannten Wallfahrtsort mit einem Besuche zu beehren. Aber was tat der hochgestellte Kirchenfürst? Eine halbe Meile von Altwasser entfernt zog er sein Schuhwerk von den Füßen und wanderte nun barfuß, wie ein büßender Mönch, zum Gnadenorte. Bewundern wir hier einerseits das herrliche Beispiel der Demut, das dieser Mann durch solches Benehmen dem ganzen Volke gab, so sagt uns dieser Vorfall zugleich deutlich, daß Altwasser damals ein hervorragend gnadenreicher Ort gewesen sein müsse.

Wie uns eine Überlieferung erzählt, belohnte Gott der Herr diesen Akt der Demut seines Dieners sehr bald und augenscheinlich, da am Wallfahrtsorte durch sein Gebet und seinen Segen eine vom bösen Geiste geplagte Frauensperson von ihren furchtbaren Zuständen und Anfällen befreit wurde.

Derselbe Kardinal war es, der sich auch lange Zeit hindurch mit dem Plane trug, in Altwasser eine größere Kirche zu bauen. Obwohl er seit dem erwähnten Besuche immerhin noch 19 Jahre Zeit gehabt hätte, sein Vorhaben auszuführen, kam er nicht dazu. Doch wir begreifen leicht, daß man in so unruhigen Zeiten, wie es der dreißigjährige Krieg eben war, gar leicht von ruhigen Werken des Friedens abgehalten werden konnte. Gerade das Land Mähren hatte unter den apostolischen Heimsuchungen des „evangelischen" Königs Gustav Adolf nicht wenig zu leiden.

Die Erbauung der jetzigen Kirche.

Was dem einen Olmützer Bischofe nicht möglich war, das sollte einer seiner Nachfolger verwirklichen und ausführen; Bischof Lichtenstein kam im Jahre 1683 nach Altwasser und sein Herz wurde ihm warm, so daß er dieses Ortes nicht mehr vergessen konnte. In seinem Geiste regte sich der Wunsch, hier eine große Kirche zu bauen.

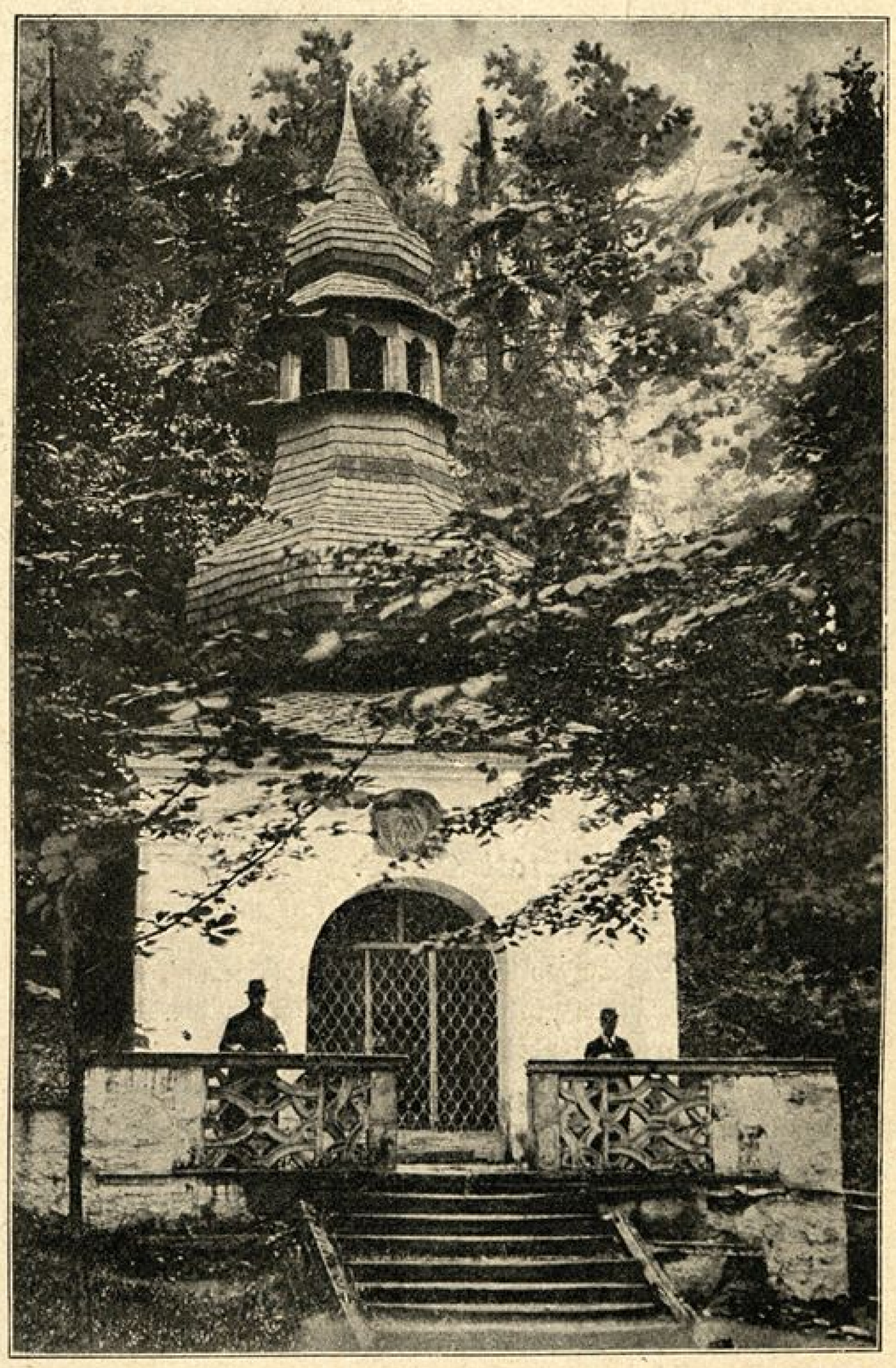
Und dem Wunsche folgte die Tat und was doppelt wert ist, die rasche Tat. 1683 ist das Jahr des Besuches und des Vorsatzes, 1688 das Jahr der Vollendung und Weihe. Die heutige Kirche stand damals fertig; wer aber zahlte den Bau? Jener Bischof Karl von Lichtenstein.

Aber nicht, daß er ihn zahlte, rühmen wir so sehr, sondern daß er in ehernen Buchstaben über das Haupttor schreiben ließ: „Aere piorum", „Von dem Gelde frommer Leute". Wohl hatten manche Gläubige ihre Weihegeschenke dazugebracht, aber den Löwenanteil hatte der fromme, freigebige Bischof auf sich genommen. Ehre seiner Demut, Ehre seiner Bescheidenheit!

Damals war es auch, daß das Gnadenbild seinen silbernen Rahmen erhielt, der es noch heute umschließt und daß es definitiv von seinem alten Standplatze, dem Weidenbaume, herunter kam. Der Weidenbaum selbst wanderte damals, allerdings als ein stark beschnittener Strunk in die sogenannte Schatzkammer.

Die Piaristen in Altwasser.

Der freigebige Bischof suchte alsbald die herrliche Kirche, die er erbaut hatte, auch mit einem verläßlichen und hinreichend großen Priesterpersonale zu versehen. Bisher war nämlich Altwasser nur eine Filiale der Stadt Liebau gewesen, dessen Priester einige Male im Jahre hier Gottesdienst versahen; das war gewiß weder verläßlich noch auch hinreichend.



St. Anna zu Altwasser, der Königsbrunnen.

So übergab denn der eifrige Bischof die neue Kirche dem Piaristenorden, der damals in hoher Blüte stand. Das Jahr der Übergabe ist das Jahr 1690. Anfangs wohnten die Ordenspriester in einem Privathause, bis einige Jahre später ein Kloster und Kollegium errichtet wurde. Die höchste Anzahl Ordensmitglieder, die jemals in Altwasser lebten, war 12.

Seit dem genannten Jahre versahen nun die Mitglieder des Piaristenordens die Wallfahrtsseelsorge in Altwasser und überstanden auch die kritische Zeit Kaiser Josefs II. halbwegs glimpflich, da sie selber als Pfarrverweser auf der damals neuerrichteten Pfarre belassen wurden.

Das 19. Jahrhundert verfloß ruhig und ohne Störung für den Wallfahrtsort, der sich während dieser Zeit

wieder allgemach aus dem Tiefstande am Ende des 18. Jahrhunderts erhob und heute unter den Wallfahrtsorten Mährens immerhin einen beachtenswerten Platz einnimmt.

Eine Gebetserhörung

(Aus einem Privatbriefe.)

„Und er redete recht."

Ich bin so frei, Ihnen einen Fall bekanntzugeben, der sich im Jahre 1893 zugetragen hat. Mein Sohn Franz war an Diphtheritis erkrankt; mit Gotteshilfe überwand er dieses Leiden und genas, aber es blieb eine traurige Folge davon übrig, er hatte keine rechte Aussprache, stotterte nur, so daß wir uns nur schwer mit ihm verständigen konnten. Es hatte den Anschein, als ob dieses Übel sich zu einem unheilbaren Leiden entwickeln wollte.

Nun geht von der Stadt Kremsier jedes Jahr am 25. Juli eine Wallfahrt nach Altwasser in Mähren (Sankt Anna). Mein Knabe Franz fing an, mich zu bitten, ich möchte ihn bei dieser Wallfahrt mitgehen lassen.

„Aber was fällt dir ein, bei einer solchen Krankheit vier Tage lang zu Fuß zu gehen! Du stirbst uns ja!" Doch der Knabe ließ nicht nach in seinen Bitten, bis wir es ihm wirklich gestatteten.

Wie staunten wir alle, als sich bei der Rückkehr herausstellte, daß das Kind seine richtige Aussprache wieder gefunden hatte und daß von dem früheren Näseln jetzt gar keine Spur mehr vorhanden war. Wir glauben mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß solch eine unerwartete Besserung nur einer besonderen Gnade Gottes zuzuschreiben sei. Der Knabe zählt heute 17 Jahre und ist gut entwickelt.

Was wir hier angeführt haben, ist volle Wahrheit.

Kremsier 1899. Peter Ortel.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1932 350jähriges Jubiläum der ersten Kirche.
1938 250jähriges Jubiläum der zweiten Kirche.
1940 250jähriges Jubiläum der Piaristen.
1953 750jähriges Jubiläum der ersten Ansiedlungen (Urkunde des Markgrafen Heinrich Wladislaw, der diese Gegend dem Hradischer Kloster übergibt).

Ständige Priester: 2 Piaristen-Ordenspriester. Bei Konkursen 12 bis 15 Aushelfer.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 300.

Kommunikanten: 10.000 bis 12.000.

Besucher: 25.000 bis 30.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 170 bis 175.

Hauptfest: 26. Juli (Sankt Anna) samt Oktav.

Seelenzahl der geschlossenen Ortschaft um die Kirche: 450.

Ständige Devotionalienhändler: 3. Bei Konkursen bis 25.

Gasthäuser: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist etwas im Zunehmen.

Nationalität der Bevölkerung: Rein deutsch. Nationalität der Wallfahrer: Zur Hälfte deutsch, zur Hälfte tschechisch.

Zufahrten.

Olmütz—Altwasser. Eisenbahn Olmütz—Domstadtl 1 St. K 1.20. Dann gut 2 St. zu Fuß.

Zauchtl (Nordbahnstation)—Altwasser. Zauchtl—Bautsch, 2½ St. K 1.40. Dann 1½ St. zu Fuß.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Altwasser—Heiliger Berg bei Olmütz. Von Altwasser zu Fuß nach Domstadtl, von dort per Eisenbahn in ½ St. nach Wisternitz (2. Station nördlich von Olmütz), von Wisternitz in 1¼ Gehstunden nördlich nach Heiligberg. Oder noch kürzer: Anstatt in Wisternitz in Bystrowan aussteigen (letzte Station vor Olmütz), von dort in 1 St. auf den Heiligberg.

Altwasser—Dub. Von Altwasser nach Olmütz (wie oben beschrieben), von Olmütz zwei Stationen südwärts auf der Prerauer-Strecke; Station Dub.

Altwasser—Zuckmantel. Eisenbahn Domstadtl—Jägerndorf (umsteigen)—Ziegenhals 3 St. K 3.90.

Altwasser—Friedek. Eisenbahn von Bautsch—Zauchtl (umsteigen)—Mähr.-Ostrau (umsteigen)—Friedek. Gesamtfahrzeit bei günstigen Anschlüssen gegen 5 St. K 3.50.

Literatur.

Wolny, Die Markgrafschaft M. I, 283.
Austria-Kal. 1846, 111.
Simonik, Die Gnadenstätte, Olmütz 1887, 8°, 72 S.
St. Angelablatt XIII, 206.

Kurze Erwägung.

Wie die glühende Kohle im Ofen nicht nur diesem selber ihre Hitze mitteilt, sondern auch noch dem ganzen Zimmer bis zu den Wänden hin wohltuende Wärme verleiht, so hat Christi Allmacht sich gleichsam verbreitet, hat nicht bloß seiner leiblichen Mutter Maria, die ihm am allernächsten stand, ein hohes Maß von Wunderkraft gegeben, sondern hat einen, wenn auch geringeren Teil seiner Glorie und Macht auch noch seiner lieben Großmutter, die wir gewöhnlich Anna nennen, zugewiesen, so daß auch diese mit Christus so nahe verwandte Frau das Verfügungsrecht über gewisse Gnadenquellen und Hulderweise in ihren Händen hat. Wenn wir also Sankt Anna ehren, so ehren wir durch sie eigentlich nur Christus den Herrn. Denn wenn sie in der Lage ist, auch nur die kleinste Gnade und Hilfe uns zu gewähren, so ist sie dies einzig und allein imstande durch ihr göttliches Enkelkind: Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit.

Gebet.

Liebe, erhabene Mutter Anna! Deinen gnadenreichen Wallfahrtsort bewundernd, nahe ich mich heute im Geiste Deiner Lichtgestalt und bitte Dich: führe mich zu Deiner glorreichen Tochter Maria, der Gottesgebärerin! — Und Du Maria, die als Stern auf dunklen Pfaden von Gott der Welt gesetzt ist, ich bitte Dich, führe mich zu Deinem Sohne Jesus, dem Retter und Erlöser der Welt! — Und Du, heiligster aller Menschen, Gottessohn, Jesus Christus, der du uns ähnlich werden wolltest und unser Bruder zu nennen Dich würdigtest, wir bitten Dich, führe uns zum Vater, dem ewigen, allmächtigen Gott! Und Du, ewiger Vater, von dem wir alles haben und besitzen, Leben und Odem und Talent und Kräfte, wir bitten Dich, führe uns, die wir hier in der Verbannung der Erde leben, zu Dir ins Vaterhaus, ins Himmelreich, damit wir, den Himmel erreichend, Dich und Deinen Sohn verehren, anbeten und preisen, Maria loben und uns auch der lieblichen Gesellschaft unserer heutigen Führerin Sankt Anna erfreuen mögen in Ewigkeit! Amen.



Zaplas, die Kirche unmittelbar vor ihrem neuesten Umbaue. Phot. Josef Erjavez, Weichselburg.

Zaplas.

Unterkrain.

8000 bis 12.000 Kommunikanten.

Sei mir gegrüßt, mein liebes Krain,
Du Land der frommen Slowenen,
Die Berge und die Hügel dein
Schmückst du mit Kirchen, mit schönen.
Sie ragen zum Himmel und bringen dir
Den himmlischen Segen herab dafür!

Örtliche Lage.

Nach Unterkrain geht heute die Fahrt zum mächtig aufstrebenden Wallfahrtsorte Zaplas.

Die Hauptstadt des Slowenenlandes, Laibach, ist unser Ausgangspunkt. Nach Südosten soll uns die Bahn heute tragen etwa in der Richtung gegen den Zirknitzer See, oder gegen Gottschee hin.

Wir lösen uns ein Billet entweder nach Sankt Lorenz in Krain (K 1.80) oder eine Station weiter nach Großlack (K 1.90).

Nach zweistündiger Fahrt (von Laibach gerechnet) finden wir uns in der Haltestelle St. Lorenz in Krain, von wo aus, wie wir nach unserer genauen Landkarte annehmen können, die Wallfahrtskirche Zaplas in etwa 1¼ St. zu erreichen sein muß. Diese letzte Annahme gilt nur für diejenigen, die den Weg wissen. Tatsächlich gingen wir ganz gehörig in die Irre und kamen auf diesem „kurzen" Wege erst in 2 St. nach Zaplas.

Daraus ergibt sich hintennach die gute Lehre: Lieber bis Station Großlack fahren und dort immer auf der Straße fort gegen Zaplas marschieren; in 1½ St. ist das ersehnte Ziel dann erreicht, — ohne Ärger, ohne nutzloses Herumirren.

In Stunden solcher Irrfahrten erhebt sich dann immer in unserem Geiste das Bild unseres heimischen Wienerwaldes mit seinen ausgezeichneten Wegmarkierungen. Ja, wenn doch die Herren Wallfahrtsvorsteher die großen Vorteile einer guten, umfassenden Wegmarkierung zu ihren Wallfahrtsorten hin beherzigen würden!

Die Straße von Großlack bringt uns immer sehr sanft ansteigend bis in die Nähe des Pfarrdorfes Catez, wo die Wallfahrtspriester ihren Sitz haben. Aber wir betreten dieses Dorf nicht, sondern steigen schon früher den steilen, kurzen Pfad zur Wallfahrtskirche empor, die wir schon seit längerer Zeit majestätisch auf dem Abhange des Zaplasberges liegen sehen.

Hier die Höhenverhältnisse. Station Großlack liegt 279 m über dem Meere, Pfarre Catez 431, Wallfahrtskirche Zaplas 544, die Spitze des Berges Zaplas 609. Wir haben also Straßensteigung Großlack bis Catez 152 m, von dort jäh ansteigend zur Wallfahrtskirche 113 m.

Entstehungsgeschichte des Wallfahrtsortes.

Obwohl die Entstehung dieses Wallfahrtsortes neueren Datums ist (sie datiert vom Beginne des 19. Jahrhunderts), konnten wir darüber nichts Ausführliches finden, sondern müssen uns begnügen, hier dasjenige wiederzugeben, was uns vom hochw. Herrn Pfarrer zu Catez darüber mündlich erzählt wurde.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begab sich ein Mann auf jene Höhe, wo heute die Wallfahrtskirche steht, um dort im Waldgebüsch sogenannte Weinstecken zu finden und abzuschneiden. Da erblickte er plötzlich im Gesträuche liegend eine kleine Muttergottesstatue (die aber heute nicht mehr vorhanden ist). Er nahm sie, trug sie heim und bewahrte sie in seinem Kasten auf. Des andern Morgens fand sich das Bild dort nicht mehr vor; es war unterdessen auf unerklärliche Weise wieder an denselben Ort gekommen, wo es gestern gefunden ward.

Der merkwürdige Vorfall wurde ruchbar und es gab bald darauf nur eine einzige Meinung im Volke: „Man muß dort oben eine Kapelle bauen!"

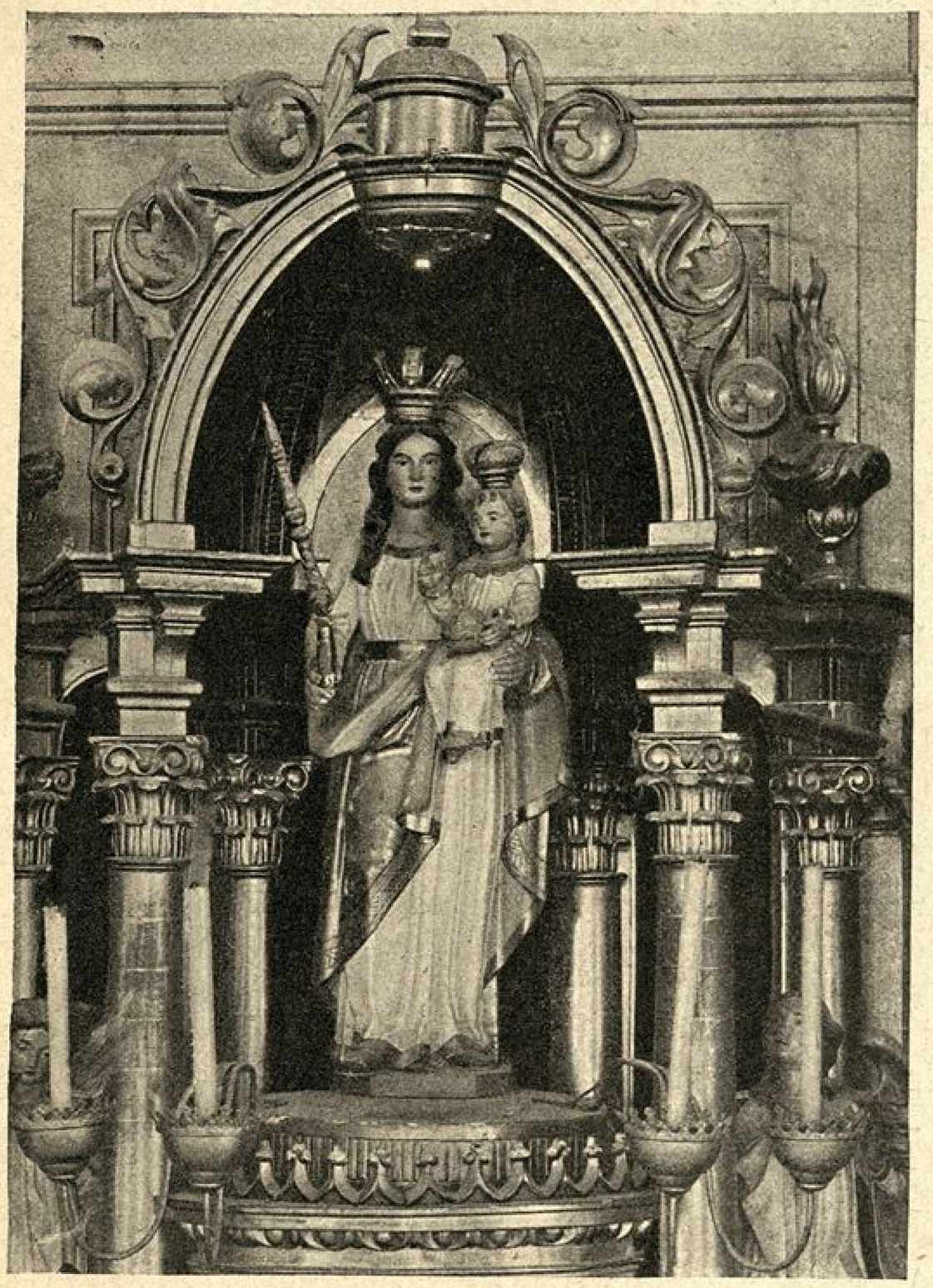
Rasch ward an die Ausführung geschritten und eine kleine (wahrscheinlich hölzerne) Kapelle errichtet. Doch die damaligen Zeiten waren, weil der josefinische Geist noch stark herumspukte, einer neu entstehenden Wallfahrtskapelle durchaus nicht günstig und so wurde die beginnende Wallfahrt zu wiederholtenmalen und energisch sowohl vonseiten der weltlichen als auch der geistlichen Obrigkeit unterdrückt.

Aber alle die scharfen Maßregeln hatten nicht den gewünschten Erfolg: die Wallfahrt blieb und erstarkte sogar

Und so wurde denn endlich mit Gutheißung des Ordinariates eine steinerne Kapelle (von der heute nur mehr das Presbyterium steht) errichtet (1846). Einige Jahre später erhielt die neue Kapelle die kirchliche Benediktion und zugleich die Erlaubnis, daß dort die heilige Messe gelesen werden dürfe (1855).

Die Kirche in ihrem heutigen Zustande.

Seit dieser Zeit wurde manches verändert. Und da der Zuzug der Wallfahrer nicht nur anhielt, sondern immer stieg, wurde der Plan zu einem großen Gotteshause entworfen und von dem gegenwärtigen Pfarrer von Catez im heiligen Vertrauen auf Gottes Vorsehung auch begonnen.



Zaplas, das Gnadenbild.

Was wir bei unserem Besuche im Jahre 1910 daselbst sahen und was wir auch in diesem Buche im Bilde bringen, ist nur ein kurzes Übergangsstadium und wird bald einem ganz anderen Gotteshause Platz machen.

Unser Bild zeigt vier Türme. Die zwei kleinen, mit scharfen Blechspitzen ausgestatteten werden demnächst niedergerissen. Die beiden anderen, viereckigen, die ein flaches Notdach tragen, werden zu zwei schönen, hohen Türmen ausgebaut, deren Bild wir im Plane sahen.

Der Rohbau der neuen Kirche, die im Spät-Renaissancestile gebaut wird, ist fertig, doch vorläufig nur mit einem Ziegeldache gedeckt; es sollen große Tonnengewölbe verfertigt werden.

Die Bauart ist recht gefällig und verspricht einen lichten, weiten Raum für die Pilger zu geben. Besonders schön dürften sich die großen Rundbögen machen, die an den Seitenfronten Platz für ziemlich flache Altarnischen geben.

Ebensowenig als man gegenwärtig über das Innere des Kirchenschiffes sagen kann, läßt sich auch über das Presbyterium sprechen, da dies einer gänzlichen Renovierung und Umgestaltung entgegengeht.

Das gegenwärtige Gnadenbild (wohl eine Nachbildung des ersten, verloren gegangenen) ist eine etwa 60 cm hohe Holzstatue der allerseligsten Jungfrau als Himmelskönigin. Das freie Haupt ist von sehr gewellten Locken umrahmt, die rechte Hand hält ein Zepter, auf dem linken Arme sitzt das segnende Jesukindlein, das die Erdkugel auf seinem Schoß hält. Die Gewande sind als Prunkgewande gedacht; der Gesichtsausdruck von Kind und Mutter ist slawisch. Man hat den beiden Figuren Kronen auf die Köpfe gesetzt, die viel zu klein sind und also stören; ein Übelstand, dem sehr leicht abgeholfen werden könnte.

Hier schieben wir ein interessantes Ereignis ein, das uns der hochw. Herr Pfarrer von Catez erzählte. Vor einiger Zeit wurde er gebeten, zu einem Manne zu kommen, der etwa fünf bis sechs Gehstunden von Zaplas entfernt wohnt. Der Pfarrer folgte dem ungewöhnlichen Rufe, ward freundlichst aufgenommen und empfing folgende Kunde: „Herr Pfarrer, ich war krank und mein Weib war auch krank; und da verlobte ich mich: wenn ich wieder gesund werde, lasse ich das Presbyterium in Zaplas auf meine Kosten restaurieren. — Nun bin ich gesund geworden; ich will mein Versprechen einlösen. Haben Sie die Güte und lassen Sie das Presbyterium nach Ihrem Gutdünken restaurieren; was es dann kostet, das zahle ich."

Von dem Angebote dieses hochherzigen Spenders wird demnächst Gebrauch gemacht und das Presbyterium gründlich renoviert werden.

Auch anderweitige Gaben fließen, wie uns mitgeteilt wird, reichlichst ein. Übrigens belehrt uns eine Eisenbahnfahrt durch das schöne Krainerland sehr bald, daß hier baulustige, fromme und auch freigebige Leute wohnen müssen. Nirgends noch haben wir so viele Kirchen und Kapellen gesehen, wie in Krain. Und wie poetisch, wie erhebend ist es, von allen Bergesspitzen Kirchen und Kapellen herniederwinken zu sehen! Ja, es wohnt ein gottesfürchtiges Volk in jenen Gauen, das fromme Volk der Slowenen. Das Reisen in jenen Landstrichen wird uns stets in wohltuendster Erinnerung bleiben.

Da wir von dem gegenwärtigen Zustande des Gnadenortes sprechen, so sei erwähnt, daß in der Nähe der Kirche, etwa drei Minuten entfernt, ein Brünnlein entspringt, das seit der Entstehung der Wallfahrt von Pilgern gerne aufgesucht und dessen Wasser als heilkräftig gerühmt wird. Unmittelbar bei diesem Brünnlein soll demnächst, wie uns mitgeteilt wird, eine Lourdesgrotte errichtet werden.

Statistisches.

Nächstes Jubiläumsjahr:
1959 150jähriges Jubiläum der Auffindung der Marienstatue.

Ständige Priester: Bei der Wallfahrtskirche selber keiner. Der Gottesdienst wird vom Pfarrer von Catez versehen; ihm hilft seit einigen Jahren ein eigens wegen der Wallfahrt bestellter Benefiziat.

Heilige Messen jährlich (alle zusammengerechnet auch die von der Pfarrgeistlichkeit dort zelebrierten): 150.

Kommunikanten jährlich: 8000 bis 12.000. (Kommunionempfang nicht in der Bergkirche, sondern in der Pfarrkirche).

Besucher jährlich: zirka 20.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 3.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt. Größter Konkurstag: der Freitag nach dem Feste Mariä Himmelfahrt.

Ständige Devotionalienhändler: 1 (an Konkurstagen viele).

Häuser neben der Kirche: 2 (davon ein Gasthaus).

Besuch des Wallfahrtsortes ist stark im Steigen begriffen.

Der Nationalität nach sind die Besucher des Wallfahrtsortes fast durchwegs slowenisch.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Zaplas—Trauerberg. Eisenbahnfahrt Großlack—Nassenfuß 1 St. K 0.70.

Zaplas—Neustift in Krain. Eisenbahn Großlack—Groß-Lup (umsteigen)—Reifnitz gegen 3 St. K 2.50.

Zaplas—Brezje. Eisenbahn Großlack—Laibach (umsteigen)—Ottotsche über 3 St. K 3.30.

Kurze Erwägung.

Die Muttergottes wird nicht müde, ihre Gnaden zu erteilen und immer neue Segensquellen zu eröffnen. So hat sie sich im 19. Jahrhunderte Zaplas zur neuen Gnadenstätte erkoren. Das hat sie getan in einem Jahre (1809), das durch schreckliche Kriege berüchtigt ist; mitten in Kriegen dachte sie an Friedenswerke. Sie ließ den Gnadenort entstehen gerade zu einer Zeit, da der Freisinn und die ungläubige Aufklärung ihre Triumphe feierten. Und sie verhalf dem Gnadenorte zur Blüte, obgleich geistliche und weltliche Obrigkeiten sich dagegen stemmten: Maria ist stärker als die Obrigkeiten. Was Gott will, wird durchgeführt, nicht was die Menschen wollen.

Gebet.

O Du mächtige Jungfrau, die Du erhaben bist über alle menschlichen Kräfte, die Du nach Deinem Gutdünken Gnaden verteilest, an wen und wo immer Du willst, verleihe mir die Gnade, daß ich niemals für solche Anerbietungen Deiner Huld blind und unempfindlich sei, oder mich gar dagegen stemme und wehre. Verschaffe mir ein tiefempfindsames und verständiges Herz. Erbitte mir die Gnade der Wissenschaft und des Rates, damit ich alle Deine Einsprechungen als solche erkenne, und dann die Gabe der Weisheit und der Stärke, damit ich nach solchen Einsprechungen auch mutig und unentwegt handle, so daß ich, geführt von Deiner Weisheit, geleitet von Deiner Liebe die Wege zur ewigen Heimat finde. Amen.

Kirchental.

Salzburg.

11.000 Kommunikanten.

Und sollte ich frei mir erkiesen
Zur Andacht geeigneten Ort,
Ich wählte gar gern mir diesen,
Es betet so selig sich dort.

Dort fand meine zagende Seele
Am Herzen der Mutter das Glück;
Dort fand — doch nein, ich erzähle
Nicht weiter, — ich denk nur zurück.

O Mutter, Du hehre, Du milde,
Gib allen mit segnender Hand,
Die flehend sich nah'n Deinem Bilde,
Was selber ich dort einst fand.

Örtliche Lage.

Wenn einmal, wie es schon lange gewünscht wird, der Schienenstrang dem Laufe der Saalach folgend, die beiden Ortschaften Reichenhall und Saalfelden mit einander verbinden wird, dann wird's nicht mehr kostspielig und zeitraubend sein, nach Kirchental zu kommen. Dann wird man in Station Lofer oder noch besser in Haltestelle St. Martin die Eisenbahn verlassen und nach einem Stündchen angenehmer Wanderung das Reiseziel erreicht haben.

Heute ist die Sache noch wesentlich umständlicher. Kommt man von der österreichischen Gegend her, so muß man wohl oder übel von Salzburg an die Flügelbahn nach Reichenhall benützen (50 Min., 60 Pfennige) und sich dort dem Postwagen anvertrauen. (NB. Wenn er gerade um die Zeit unserer Ankunft zur Abfahrt bereit steht.) Dieser Postwagen wird uns gegen Barbezahlung von K 3.— in nicht ganz 4 St. nach Lofer bringen.

Kommt man von der andern Seite, von Tirol her, so stellt sich die Zufahrt auch nicht viel besser. Da muß man in Saalfelden die Eisenbahn verlassen, von dort im Omnibus in den Ort Saalfelden fahren, daselbst auf den Postwagen warten, der gegen Lofer fährt. Dieser bringt uns in dreistündiger Fahrt nach St. Martin bei Lofer. (Fahrpreis K 2.40.)

Von St. Martin führt westwärts der kürzere und schönere Weg nach Kirchental hinauf. Der Weg von Lofer (südwärts über den Tirolersteig) ist länger und auch weniger schön. Die dabei zu überwindende Steigung beträgt von Lofer aus 237 m, von St. Martin einige m weniger. (Lofer weist an Seehöhe 629 m auf, Kirchental 856 m.)

Anstieg zum Heiligtume.

Wir haben in St. Martin glücklich den Postwagen verlassen. Ein Wegweiser steht vor uns: „Nach Kirchental,

40 Min.“ Wir schauen westwärts in die Berge. Da gibt es wohl kein Irregehen! In der einzigen hier vorhandenen Talbildung, die wir fast einen Graben nennen möchten, zieht der Weg hinauf gegen die wilden Loferer Steinberge hin. Und dort in diesem Graben muß Kirchental liegen.

Wir wandern frohgemut weiter. Bald nimmt uns ein lichter Hochwald auf und ein trefflich erhaltener steiler Serpentinenweg führt uns unfehlbar unserem Ziele entgegen. Von allen Seiten rinnen uns jugendliche Waldbächlein über den Weg, murmelnd, plätschernd, hastend. Ein ganzes Netz von Wasseradern scheint den Waldesabhang zu umspinnen.

„Seid mir gegrüßt, klare Bergwässerlein! Nicht wahr, ihr bringt mir Willkommgruß von unserer lieben Frau im Kirchental?“ Da scheinen sie freudiger zu sprudeln, deutlicher zu murmeln und vom lichten Sonnenstrahl getroffen, leuchten ihre Wellen blitzend auf. „Dank euch, ihr Bächlein! Hab' eure Gegenantwort wohl verstanden.“

Gewaltige Felsblöcke umlagern den Weg; 3 bis 4 m hohe sind darunter. Aber es sind keine Wegelagerer, die uns den Weg versperren, o nein, Zierfelsen sind es, die unserer Lieben Frauen Weg verschönern helfen. Wie tausendjährige, ehrwürdige Schildwachen umstehen sie den breiten Pfad.

Und einem von ihnen, dem größten und stärksten, hat man sogar ein großes Holzkreuz auf seine breiten Schultern gesetzt und eine goldene Heilandsfigur daran in Lebensgröße. Und willig trägt der alte Felsen die süße Bürde; hätte er Seele und Rede, er würde aufjubeln, daß er erwählt ward, Christi Kreuzesbild tragen zu dürfen.

Altersgraue Steinmarterln, klein und verwittert, unterbrechen fünfzehnmal unseren Weg und erinnern uns an die 15 heiligen Geheimnisse des Rosenkranzes.

So genießen wir eine halbe Stunde lang ein köstliches, angenehmes Wandern. Da leuchten endlich weiße Wände durch das dunkle Tannengrün: „Sei gegrüßt Kirchental, sei gegrüßt, Du, Unsere Liebe Frau!“

Vorbei an stattlichen Gasthausbaulichkeiten, die weite Räume für die Pilger bieten, vorbei auch an etlichen Verkaufsbuden, die uns verraten, daß man hier an einem gutbesuchten Wallfahrtsorte sich befinde, lenken wir unsere Schritte zur Kirche, dem letzten der wenigen Gebäude in diesem einsamen Talkessel.

Linkerhand erschauen wir noch eine anziehende Gruppe: eine Holzkapelle unter drei mächtigen Linden; das ist der Ursprungsplatz des Gnadenortes, die Quelle, von welcher der Gnadenstrom seinen Ausgang nahm.

Weiter links ein groß angelegtes Gebäude, dreistöckig, mit hohem Dache und stumpfem Giebel: „die Regenzie“ ist's, wo der hochwürdige Herr Regens (Direktor) wohnt und die beiden andern Wallfahrtspriester; in den oberen Stockwerken aber sind gastliche Räume zur Unterbringung von Pilgern.

Der Kirchenplatz.

Gleich einem Stern aus heil'gen Himmelshöhen,
Strahlst Mutter Du am stillen Gnadenort,
Wer flehend hier zu Dir emporgesehen,
Fand Himmelslicht, trug Herzensfrieden fort.

Laßt uns, bevor wir die Schwelle des Gnadenthrones Mariä überschreiten, ein Weilchen sinnend stehen, um zu schauen, zu betrachten, welch zauberisch schönes Plätzchen sich die Hochgebenedeite erwählt zur segensreichen Gnadenstatt.

Ein waldumfriedetes Heiligtum. Steile Halden tannengrüner Berggelände schließen wie eine Riesenwiege das Kirchlein ein. Und hoch über all das frische Grün ragen die grauen Felsenhäupter alter Bergesriesen in die Himmelsbläue. Liebe Mutter, hast Du etwa gedacht Deiner traurigen Flucht ins fremde Ägypterland und hast Du Zuflucht gesucht hier im Schutze treuer Felsengeister? Und wäre es so, wie gut hast Du gewählt! Wie treu, wie sorgsam hüten sie Dich und Dein Heiligtum, die drei mächtigen Bergesbrüder aus der Felsenfamilie der Loferer Steinberge: das Ochsenhorn, das Hinterhorn, als drittes im Bunde das Breithorn; ebenbürtig einander an Kraft und Größe und Alter, ebenbürtig auch an Treue und Sorgfalt für Dich!

Mutter, hehre Gnadenmutter, segne Deine Berge, segne die Menschen, die in diesen Bergen wohnen, segne auch uns die wir heute Dir huldigend nahen.

Die Gnadenkirche.

Wir stehen vor der Front der Kirche. Eine echte, unverfälschte Renaissance-Fassade, mit rechteckigem Portal und einem flachen, dreieckigen Giebel darüber. Über und neben demselben fünf große, rechteckige Fenster, wie die eines stockhohen Wohnhauses, über welche ein ziemlich reich gegliedertes Gesimse hinläuft.

Die beiden Seitenteile eines in der Mitte etwas gewölbten, mit einem Marienbilde geschmückten Giebelaufbaues bilden zugleich die untere Partie der beiden Türme, die wohl recht schön ansetzen, offenbar aber mitten im Baue stecken geblieben sein mögen und späterhin nach oben zu mit zwei verhältnismäßig zu kleinen Helmen abgeschlossen wurden. Dieser Turmbau bildet eine Eigentümlichkeit der Kirchentaler Kirche, infolge welcher man sie leicht aus hundert anderen zu erkennen vermag.

Nun das Innere der Kirche! Wieder erkennt man den Renaissancebau auf den ersten Blick: das Tonnengewölbe, die reichen breiten Gesimse, die Wandpilaster (Halbpfeiler), die rechteckigen Fenster. Ja, so sehr stilgerecht ist dieser Renaissancebau, daß man unwillkürlich die dazugehörige Kuppel sucht. „Wo ist die Kuppel?“ Siehe da, diese fehlt, denn das sich über der Vierung erhebende Kreuzgewölbe ist offenbar nur ein Notbehelf, ist nur eine verkümmerte Kuppel. Auch hier wie bei den steckengebliebenen Türmen ließ wohl der vorzeitige Tod des Kirchenbauers und größten Gönners (Erzbischof Thun) den schönen Plan nicht zur vollen Verwirklichung kommen.

Doch abgesehen davon ist die Kirche recht ehrfurchtgebietend, ja schön zu nennen; insbesondere ist es ihre beträchtliche Innenhöhe, die dem Baue ein majestätisches Gepräge verleiht.

Über dem Hochaltar (an der Apsis) wölbt sich ebenfalls in stattlicher Höhe eine lichtreiche, abschließende Halbkuppel.

Einen sehr guten Eindruck machen die schön bemalten Wandpilaster, sowie zwei Paare ganz glatter, quadratischer Pfeiler, die nach Florentinerart erbaut, gleichsam die Zugänge zu den beiden Altären im Querschiffe hüten. Sie waren ursprünglich wohl als notwendige Stützen für die projektierte Kuppel gedacht.

Der Hochaltar schmiegt sich, was Bauart und Größe anbelangt, in vollkommen befriedigender Weise dem Ganzen an. Seine Größe ist so berechnet, daß er ziemlich frei steht und dadurch sehr zur Geltung kommt.

Er trägt in seiner Mitte das Gnadenbild.

Diese sicher über 400 Jahre alte Holzstatue, der im Jahre 1902 die hohe Ehre der päpstlichen Krönung zuteil ward, zeigt uns die Mutter des Herrn als Himmelskönigin, sitzend, das Szepter in der linken Hand, während sie mit dem rechten Arm ihr göttliches Kindlein umfängt. Das Kind hat ein Vöglein in der Hand. Der Gesichtsausdruck von Mutter und Kind zeigt ein sehr mildes, sanftes Gepräge. Das Gnadenbild trägt jetzt keine Übergewande aus Stoff, sondern bloß die aus Holz nachgeahmten bemalten Gewande.

Aus der Geschichte der Wallfahrtskirche.

Ursprungskapelle.

1670. Der Anfang unseres Wallfahrtsortes ist sehr bescheiden. Im Jahre 1670 fiel es einem frommen Bauer von St. Martin ein, in jenem verborgenen Waldwinkel, wo ab und zu Hirten, Holzhauer und Kräutlsucher hinkommen, eine kleine hölzerne Kapelle zu errichten; gerade dort, wo heute noch das Kapellchen unter den drei Linden steht. Er meinte wohl, der fromme Mann, daß es den Leuten gar nicht schaden könnte, wenn sie durch eine Kapelle und durch heilige Bilder darin an Gott und an das Beten gemahnt würden.

1689. Besonders wetterfest muß der kleine Holzbau nicht gewesen sein, denn schon nach 19 Jahren war die Hütte baufällig und dem Zusammenbruche nahe. Aber merkwürdigerweise hatten sich die St. Martiner und die Loferer unterdessen schon so sehr an die traulich gelegene Waldkapelle gewöhnt, daß sie nun diese sinnige Andachtsstätte nicht missen wollten. Und da schon einmal der alte Holzbau unbedingt wegmußte, wollten sie gleich eine steinerne Kapelle dafür haben.

Ohne viel zu fragen, gingen sie an die Arbeit, und die hohe obrigkeitliche Behörde mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und nachträglich den schon begonnenen Bau gutheißen. Jedoch war alles recht klein: wir lesen von 10 Schuh (3 m) im Quadrat.

Und weil nun gerade in der Sankt Martiner Pfarrkirche eine alte Marienstatue (das heutige Kirchentaler Gnadenbild) übrig war, so gingen die Bauern zum Pfarrer und baten recht schön um das Bild; sie möchten es in der neuen Kapelle aufstellen. Der Pfarrer stimmte zu und in feierlicher Prozession wurde das alte Bild an seinen neuen Standort übertragen.

1690. Nicht nur den Menschenkindern, sondern auch der Muttergottes schien Platz und Kapelle zu gefallen. Und sie schickte sich an, den eifrigen Erbauern ihre Zustimmung und Gutheißung zu zeigen.

Und damit die Sache gleich vom Anfang um so glaubwürdiger sei, wählte sie sich als Zeit ihres ersten auffälligen Zeichens einen ihrer Feiertage: Mariä Geburt 1690.

An diesem Tage fanden in aller Früh mehrere Besucher das Bild mit dem Gesichte gegen Westen stehen (wo heute die Wallfahrtskirche steht). Sie sperrten das Gitter auf und stellten das Bild wieder zurecht. Da zeigten sich Tränen und Trauer am Antlitze der Statue. Voller Bestürzung eilten etliche zum Pfarrvikar nach St. Martin und erzählten ihm, was vorgefallen. Der aber glaubte ihnen gar wenig davon.

Am nächsten Sonntag ließ er sich endlich bewegen und ging die Sache zu untersuchen, fand aber gar nichts Auffälliges. Jetzt glaubte er um so weniger.

Wieder an einem Sonntag kam ein Leutnant gelaufen und erzählte mit fliegender Hast, er und noch andere hätten gesehen, wie das Bild die Augen dreimal ganz langsam öffnete und schloß. Aber der Pfarrvikar glaubte nicht daran.

Um 7 Uhr abends wurde dem Pfarrvikar totenübel und er begann das Augenlicht zu verlieren. Da war's ihm, als wäre dies eine Mahnung Gottes und er machte in seiner Angst ein Gelöbnis: „O heilige Mutter Gottes im Kirchental! Ich befehle mich Dir! Ich glaube!" Nach solcher Anrufung war sein Übel in wenigen Minuten verschwunden.

Jetzt betrieb er selber die kirchliche Untersuchung. Und so wurden von bischöflicher Kommission 16 Personen eidlich angehört und die Untersuchungsakten nach Rom geschickt. Von dorther kam ein sehr kluger, vorsichtiger Bescheid: „..... man möge von einer so merkwürdigen Begebenheit allzeit so reden, daß weder den Frommen die Andacht benommen, noch den Bösen Gelegenheit zu schimpfen gegeben werde." Daß heißt auf gut deutsch: „es möge und kann jeder davon halten, was ihm beliebt; die Kirche hält die Zeit noch nicht für gekommen, eine endgiltige Entscheidung zu fällen."

1691. Die Kapelle wurde verlängert, Meßlizenz erteilt, die erste heilige Messe zelebriert. In diesem Jahre kam auch der Salzburger Erzbischof Graf Thun nach Kirchental und war von allem, was er sah, so entzückt, daß er den Bau einer großen Kirche über der Kapelle anbefahl.

Da nun in demselben Winter zwei frische Kornhalme im Schnee gefunden wurden, die gerade dort aus der Erde herauswuchsen, wo heute die Kirche steht, da man sich ferner des Umwendens der Statue gegen diese Gegend hin gar sehr erinnerte, entschloß man sich, dort an jener Stelle die Kirche zu bauen.

1693. Der Kirchenbau wurde frisch in Angriff genommen.

1701. Die Kirche war soweit fertig, daß am 8. September, am Feste Mariä Geburt, das Gnadenbild in die neue Kirche übertragen werden konnte. Der Erzbischof tat dies selber. Es war ein Tag unermeßlichen Jubels für die ganze Gegend. Von diesem Zeitpunkte an

datiert die eigentliche Geschichte des Gnadenortes; dieser Zeitpunkt gilt auch als Grundlage für die Jubiläumsfeierlichkeiten nach 100 und 200 Jahren. Jedoch wurden die Jubiläumsfeierlichkeiten späterhin aus verschiedenen Gründen um ein Jahr verschoben, so daß 1802 das 100jährige, 1902 das 200jährige Jubiläum festlich begangen wurde.

1792. Schwere Zeiten für Klöster und Wallfahrtskirchen! Kaiser Josef II. am Ruder des Regierungsschiffes! Nun, ein Kloster war in Kirchental nicht, niemals früher und niemals später; immer versorgten Weltpriester dort den Wallfahrtsdienst. Also von Klosteraufhebung keine Rede!

Aber aus den verhaßten Wallfahrtskirchen „alles Ungeschickte und Nebensächliche" entfernen! Von Salzburg kam der Befehl, es sollten in Kirchental alle Bilder, die auf Gnadenerweisungen hindeuten, entfernt und auch der Hochaltar „einfach" gemacht werden (das heißt: die Gnadenstatue herunterkommen).

Aber in Kirchental war man auf einen unrechten gekommen. Der wackere Regens (Kirchenvorsteher) erhob sich nämlich ohne Furcht als geharnischter Ritter und Vorkämpfer für die Ehre Unserer Lieben Frau und für ihre liebe Kirche. Obwohl wir sonst nicht gern Namen angeben, so wollen wir den Namen dieses ehrenwerten Priesters allen Lesern kundgeben: er hieß J. Winkelhofer.



Sieh', wir Kinder sind gekommen,
Weil wir fröhlich es vernommen,
Daß Du unsre Mutter bist!

Unbelauscht am stillen Orte
Flüstern wir Dir Kindesworte:
Liebe Mutter, sei gegrüßt!

Der setzte sich also hin und schrieb, höflich in der Form, aber scharf im Inhalt, einen Brief an die Behörde, und machte Vorstellungen von dem Schaden, den solch eine Kirchenreinigung nach sich ziehen würde.

Der Brief war ein Kernschuß, die offenherzige Mannessprache drang durch. Die Kirche von Kirchental blieb wie sie früher war. Heil Winkelhofer!

1841 bis 1855. In dieser Zeit wurde eine recht unglückselige Idee in Kirchental verwirklicht. Man verwendete die vorhandenen Gebäulichkeiten als Priester-Korrektionsanstalt.

Dies war ein Schaden für den Ruf des Wallfahrtsortes! Wie mußte da der gute Name des Ortes leiden. Man empfand es als eine wahre Erlösung, als dieser unwürdige Zustand im Jahre 1855 ein Ende nahm.

Gebetserhörungen.

In den Kirchentaler Büchern finden sich seit 212 Jahren 640 Gebetserhörungen aufgezeichnet. Hier nur eine davon.

Andreas Hartmann, später Jesuit, schreibt:

Am 16. Mai 1900 in dem großen Gefechte bei Mafeking (China) ... schlug um 3 Uhr 31 Minuten unmittelbar neben mir ein Zwölfpfünder ein, so daß ich seitwärts taumelte und der Oberst mit einem Stabsoffizier mir zu Hilfe eilen wollte. Ich aber stürmte mit dem Rufe „Kirchentaler Mutter, hilf!" weiter, bis um 4 Uhr 18 Min. eine andere Kugel neben mir zerplatzte, so daß nur die Bixis des Geschosses übrig blieb. Ich hob sie noch ganz heiß auf und verwahre sie nun in meinem Schreibtische, bis ich sie der Muttergottes nach Kirchental schicken kann. Auch viele andere Kugeln oder Stücke von solchen kamen mir ganz nahe. Alle wunderten sich, wie ich so glücklich und unverletzt davongekommen.

Nach drei Monaten bekam ich von meinen Geschwistern einen Brief, worin mir mitgeteilt wurde, daß meine Schwester Anna für mich nach Kirchental gegangen sei und am 16. Mai von 3 bis 5 Uhr nachmittags in der Wallfahrtskirche für mich gebetet habe. Jetzt war mir klar, wem ich diesen Schutz zu verdanken habe. (Man achte hier wohl auf die völlige Übereinstimmung nicht nur des Tages, sondern auch der Stunden.)

Statistische Daten.

Nächste Jubiläumsjahre:

1939 250jähriges Jubiläum der Aufstellung des Gnadenbildes.

1920 250jähriges Jubiläum der ersten Holzkapelle.

1952 250jähriges Jubiläum der Kirchenweihe.

Ständige Priester: 3 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: Zirka 50.

Kommunikanten jährlich: 11.000.

Besucher jährlich: nur etwas mehr als Kommunikanten; höchstens 15.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 20.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Einwohnerzahl der um die Kirche liegenden Häuser: 20 Personen.

Ständige Devotionalienhändler: 3.

Gasthäuser: 1. Doch können auch beim Regens und Mesner Pilger unterkommen. Zusammen gegen 200 Betten.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist ein wenig steigend.

Literatur.

Kirchentalischer immer hell fließender Gnadenbrunnen. Salzburg 1780, 8°.

Austria-Kal. 1846, 112.

Kaltenbäck, Mariensagen, 260.

Krönes, Geist. Wallfahrt, Wien 1872, S. 61.

Ott, Marianum, 1637.

Reg.-Mar.-Kal. 1882, II.

Reitlechner, Mar. Salzburg, 119.

Heilmayer, Geschichte, Pustet, Salzburg 1902.

Anonym, Beschreibung. Salzburg 1908, 8. Aufl. 24°, 21 S.

(Diöz. Priester.) Beschreibung, Innsbruck 1892, Verlag Kirchenmesner, 16°, 40 S.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien. V, 286.

Kurze Erwägung.

Wie sie sich versteckt, die liebe Wundertäterin und große Gnadenspenderin der Menschheit. In einem steilen Graben zwischen Felsen und Fichten wollte sie weilen, wo nur die Waldvögelein ihr Lieder singen, nur Fuchs und Reh sie besuchen konnten; aber die Menschen fanden sie doch in ihrem Versteck und tausend und tausendmal ging wohl einer zu ihr und rief sie an: „Mutter, komm und hilf mir!“ Und sie kam und hat geholfen. — Sag', Leser, gelüstet es dich nicht, sie einmal aufzusuchen in der idyllisch schönen Einsamkeit? Könntest ihr dort manches sagen, was nur sie allein hören soll, wo nur sie allein helfen kann, was nur sie allein versteht! Und wer weiß? Vielleicht bekommst du dort Antwort, — Antwort, wie sie nur in stiller Einsamkeit gegeben wird, — Antwort, wie sie nur eine Mutter gibt, — Antwort, die dich erleuchtet, erwärmt und tröstet. Darum: Kommst du einmal in die Gegend, steig' hinauf nach Kirchental!

Gebet.

Anstatt eines Gebetes setzen wir ein Gedicht von einer Trappistin her, die offenbar aus jener Gegend von Kirchental gebürtig ist. Fern in Afrika denkt sie an das waldstille Tal und singt ein süßes Preislied für die „Liebe Frau“ in jenen Bergen, wo sie ihre Jugendzeit verträumte. Und wahrhaftig,



Kirchental, Gnadenbild.

der fromme Gruß klingt stellenweise wirklich wie flammendes Beten.

Hehres Bildnis meiner Mutter,
Unserer Frau von Kirchental,
Hast mein Herz mir warm entzündet,
Grüß' Dich hunderttausendmal.

Mutter süß, von Anmutsfülle
Sind die heil'gen Lippen Dein,
Rosenfarbig! Liebesatmend
Lächelnd schaut Dein Kindlein drein.

Himmlisch reine Einfalt thronet
Auf der Stirn der Mutter mild,
Kirchentaler Muttergottes
Unvergeßlich teures Bild!

Immer will ich auf Dich blicken
In des Herzens Leid und Weh,
Sterbend einst ans Herz Dich drücken,
Bis ich Dich im Himmel seh'.



Maria-Neustift bei Pettau, Gesamtansicht von Süden.

Maria-Neustift bei Pettau.

Südsteiermark.

10.000 bis 12.000 Kommunikanten.

Du zeigest im lieblichen Gnadenbilde
Als mächtige Menschenbeschützerin Dich,
Als Gnadenreiche, die überaus milde
Mit schirmendem Mantel gar mütterlich
All jene bedecket, die voller Vertrauen
Wie Kinder zu Dir, dem Mütterlein, schauen.

Örtliche Lage.

Der Wallfahrtsort Maria-Neustift bei Pettau liegt im südöstlichen Teile Steiermarks und ist von Pettau (gegen Südwest) in etwa $2^1/_2$ St., von der Südbahnstation Pragerhof (gegen Südost) in schwach 3 St., von den Südbahnstationen Windisch-Feistritz und Pöltschach (gegen Osten) in je 4 St., von der Station Rohitsch, Endstation der Flügelbahn Grobelno—Rohitsch (gegen Norden) in 4 St. zu erreichen.

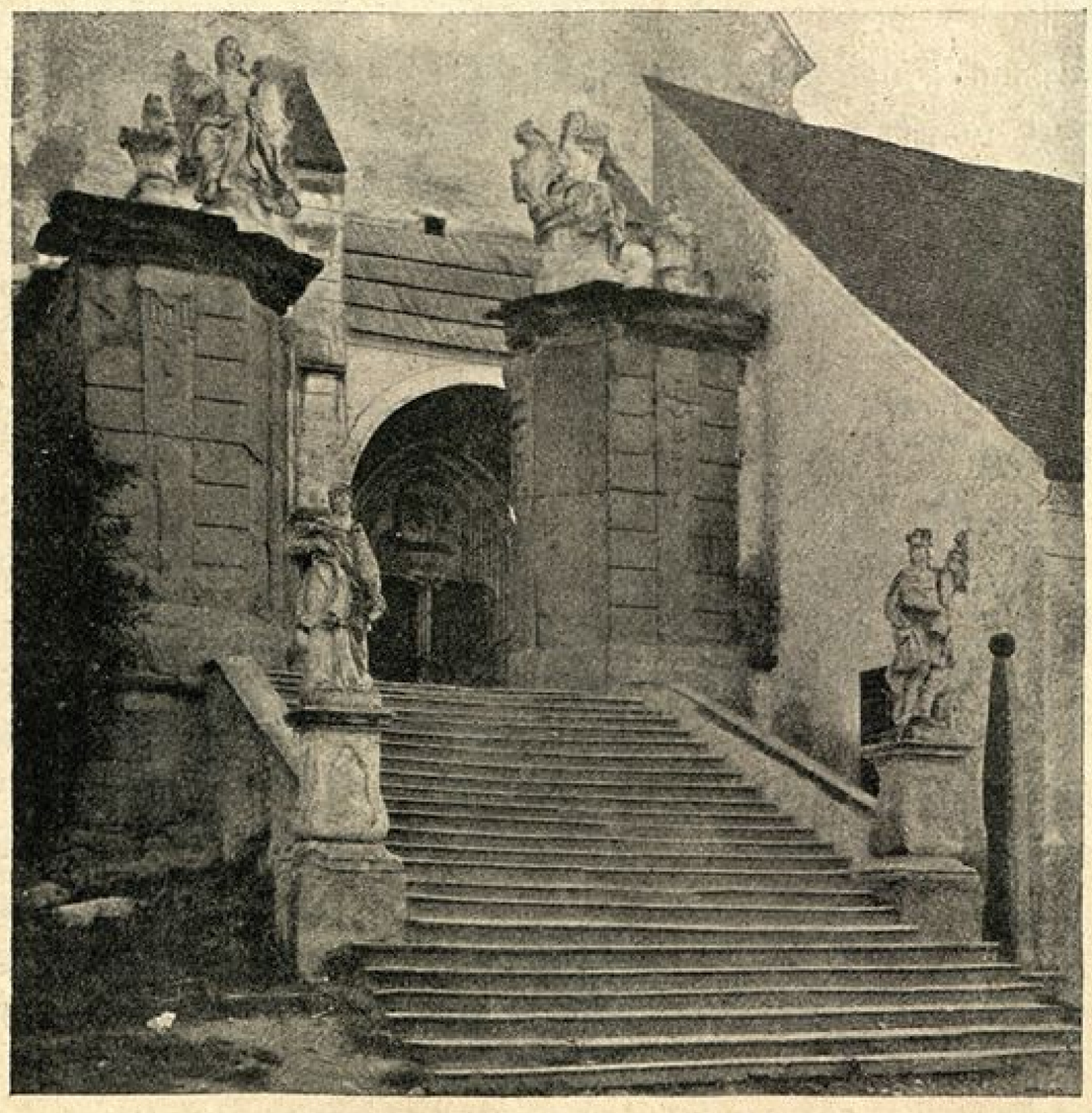
Sämtliche hier angegebene Strecken sind durchwegs Straßenwanderungen.

Die bequemste Annäherung aber vermittelt jedenfalls die Eisenbahnstation Sterntal, die erste Station der Flügelbahn Pragerhof—Budapest. Diese Haltestelle Sterntal, von Pragerhof 8 km entfernt (9 Min. 40 h) liegt auf einsamer Heide, und zwar genau nördlich von Maria-Neustift, das man gegen die Berge des Südens hin vor sich liegen sieht und dem man fast schnurgerade auf annehmbarem Feldwege näherrückt.

Nach einer guten halben Stunde kommt man auf eine Fahrstraße, durchwandert die kleine Ortschaft Saukendorf, hat dann drei Brücken über kleine Flußläufe zu passieren und findet sich nach einer Stunde (von Sterntal aus) am Fuße jener Bergeserhebung, die auf ihrem Gipfel die ansehnliche Wallfahrtskirche trägt. Die Ersteigung dieser letzten Höhe (115 m Steigung, 352 m Meereshöhe) erfordert noch weiters $^1/_4$ St. Gehzeit.

Die Lage der Wallfahrtskirche ist, von Norden aus gesehen, recht hübsch, da sich im Hintergrunde der Jelovetz bis 624 m und hinter diesem der Donatiberg bis 883 m erhebt. Nach Norden hin dehnt sich die weite Fläche des oberen Pettauer Feldes, die ganz auffallend die Gestalt eines rechtwinkeligen Dreieckes zeigt.

Wir haben bei unserem Aufstiege zur Kirche sowie auch beim Abstiege, bei dem wir einen anderen Weg einschlugen, keinerlei Kapellen, Stationen oder dergleichen vorgefunden.



Maria-Neustift bei Pettau, Stiegenaufgang zur Kirche.

Der Weg hinauf zur Kirche ist äußerst leicht zu finden. Es hat übrigens den Anschein, als ob über diesen Berg hinauf von allen Seiten verschiedene Wege emporführten, die alle wie die Fäden des Netzes einer Kreuzspinnerin in einem Mittelpunkte zusammenlaufen; und dieser Mittelpunkt ist, wenn auch keine Kreuzspinne, so doch die kreuzgeschmückte Wallfahrtskirche.

Das Äußere der Gnadenkirche.

Wir stehen hier vor einem Bauwerke, das durch Alter, Geschichte, Schönheit und Lage gleicherweise interessant und ehrwürdig ist.

Es ist eine große, aus der Blütezeit der Spätgotik (14. oder 15. Jahrhundert) stammende Kirche, die in ihren strengen, himmelwärts strebenden gotischen Formen ein Bild der Majestät und ernster Würde bietet. Wohl trägt das Äußere der Kirche die Spuren hohen Alters deutlich genug an sich, aber soweit unser Empfinden maßgebend ist, scheinen gerade den mächtigen gotischen Kirchen diese Zeichen der Altertümlichkeit vortrefflich zu stehen und den Reiz dieser Bauwerke nur noch zu erhöhen.

Von dem unteren Teile des Marktes steigt man über eine lange Stufenreihe empor, kommt dann auf eine Terrasse, die wohl als Hauptplatz der Ortschaft anzusehen ist und gelangt nun neuerdings über breite, mit Statuen verzierte Stufen (es sind ihrer 24) zum mauerumgürteten Heiligtume Mariens.

Als ob man in einem Ritter-Burghofe stünde, also heimelt es den Beschauer an. An den stellenweise recht hohen, alten Mauern sind noch Schießscharten zu sehen, Erinnerungen an harte, aufgeregte Zeiten.

Angesichts dieser Zeugen einer bewegten Zeit mag hier eine kleine geschichtliche Erinnerung Platz finden. Als im Jahre 1475 die Türken in diese Gegenden kamen und das ganze Drautal verheerten, ließen sie dennoch die schöne, weithin sichtbare Kirche Maria-Neustift ganz unversehrt, eine Tatsache, die die Leute heute noch als eine wunderbare erzählen.

Die Verteidigungsmauer der Kirche war zugleich die Abgrenzung des Kirchenfriedhofes. Heute sieht man allerdings nur mehr einen Grasfleck um die Kirche. Auch sollen ehemals in allen vier Ecken dieses eingefriedeten Raumes turmartige Gebäude gestanden sein. Heute läuft nur eine Mauer herum, und man genießt nach allen Seiten hin, soweit die Höhe des Mauerwerkes dies gestattet, eine recht anmutige Aussicht ins Weite.

Die Vorderfront der Kirche ist etwas kahl und glatt und erhält nur durch das mit erkerartigen Anbauten und einem Dache geschmückte, schöne Portal etwas Leben.

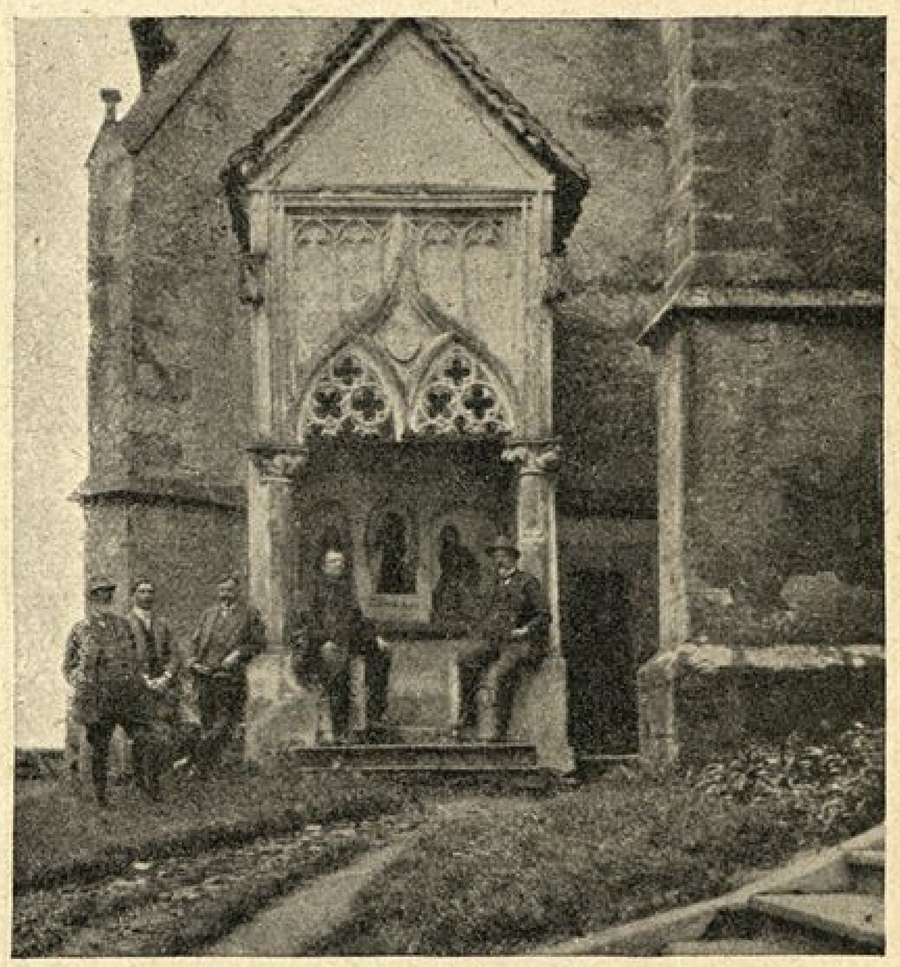
Gleich über der Vorderfront der Kirche, und zwar in der Mitte, ragt der achtseitige niedrige Turm in die Höhe. Er ist offenbar nur ein Notturm und im Vergleich zur Ausstattung der Kirche sehr armselig. Aus der Ferne möchte man ihn fast bloß für einen Dachreiter halten, doch ist er ein wirklicher, gut fundierter Turm.

Im übrigen weisen die äußeren Seitenwände der Kirche die lückenlose Reihe der hohen gotischen Strebepfeiler auf, während gegen Osten hin eine schöne Apsis das würdige Bauwerk abschließt.

Die Bilder an den Portalen.

Nun aber haben wir, noch immer außen stehend, einige jener von Kunstverständigen so gesuchten und geschätzten Einzelheiten zu betrachten, die gerade an der Neustifter Kirche eine seltene Höhe der Schönheit zeigen. Wir meinen da die Skulpturen über den drei Portalen der Kirche. Das Hauptportal hat hiebei die Palme des Sieges davongetragen. Diese steinerne Reliefgruppe, darstellend das Sterben Mariens, ist einzig schön in ihrer Art. Wir kennen mehrere Bilder und Reliefs, die in derselben Zeit entstanden, denselben ergreifenden Gegenstand darstellen; aber die Feinheit dieses Bildes in Maria-Neustift scheint uns von keinem andern erreicht worden zu sein. Denn wenn auch die umgebenden zehn Figuren nichts Außerordentliches bieten, so sind die drei Hauptgestalten in der Mitte mit ihren so ergreifend lebendigen Zügen Meisterwerke ersten Ranges. Die rührende Ergebenheit im Antlitze der sterbenden Gottesmutter ist so wunderbar zart, daß auch eines Malers Pinsel des Steinmetzen harten Meißel nur schwer wird übertreffen können.

Es ist wohl derselbe Meister, der uns am rechten Portale mit der Darstellung der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande erfreute[1]). Auch hier erweist sich die Meisterschaft in Behandlung der Seelenstimmungen.



Maria-Neustift bei Pettau,
Antoniuskapelle an der Nordseite, ursprünglich Sakramentskapelle.

Das freudige Hinhorchen der Muttergottes, das kindlich selige Aufblicken des ersten der drei Weisen, das bescheidene Zuwarten des dritten — all dies sind herrliche Kunstleistungen. Unerklärlich freilich und vielleicht als ein Zeichen besonderer Ehrfurcht geltend, scheint uns jene Engelshand, die aus der Höhe niedergreifend, dem zweiten Weisen die goldene Krone vom Haupte nimmt,. als wollte ihm der Engel bedeuten:

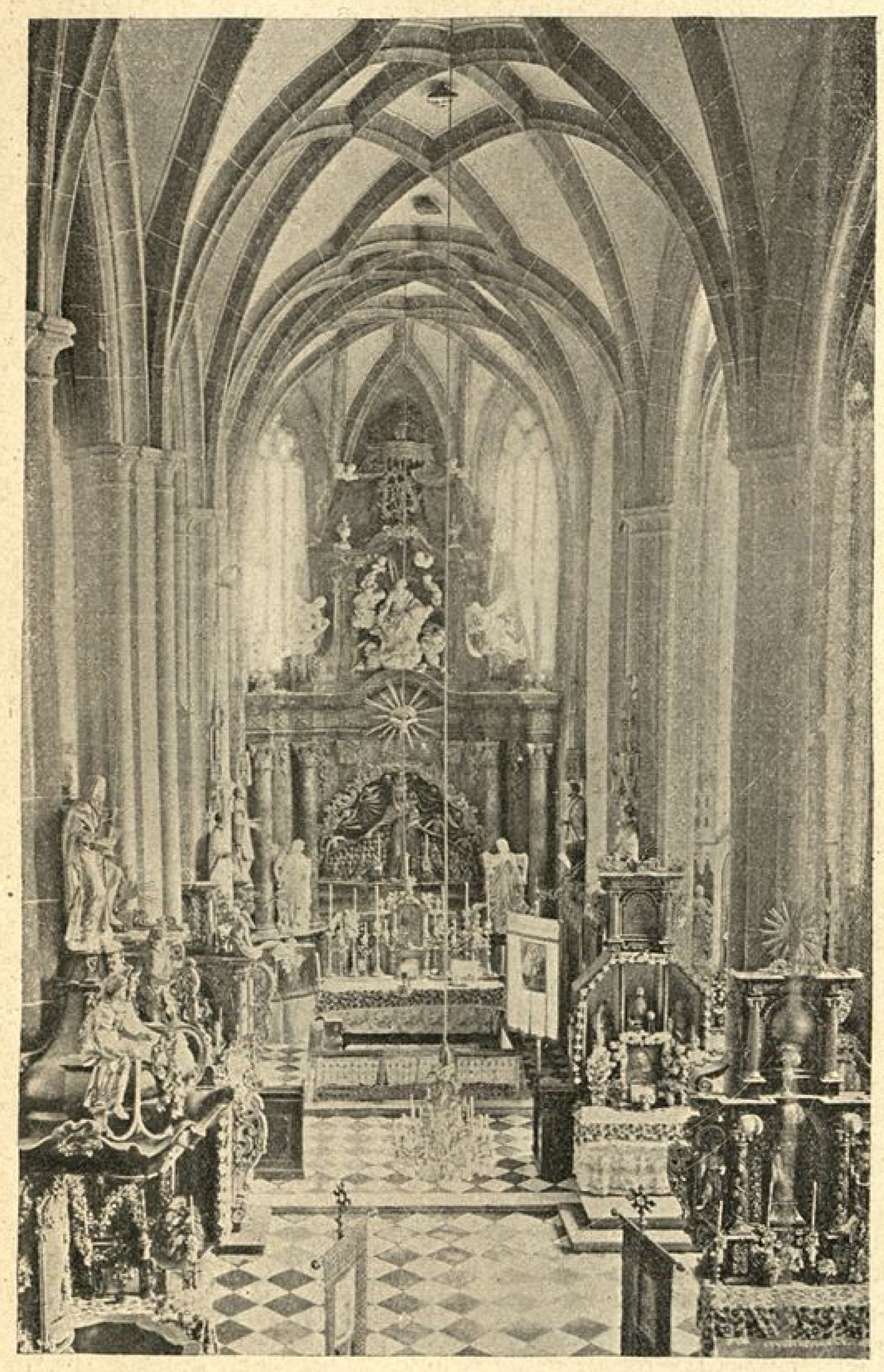
Leg' ab die Hoffartskrone,
Des Stolzes Diadem,
O Mensch, und werde wieder
Ein Kind zu Bethlehem!

Und um noch das dritte, linke Seitenportal zu erwähnen: es zeigt in Steinrelief die Wappen der Cillier Grafen und ein vereinigtes Wappen der Grafen Wurmbrand-Stuppach. Noch ein weiteres Stück an der Außenseite der Kirche zieht die Augen der Kunstfreunde unwillkürlich an sich: Gegenüber

[1]) Abbildung hiezu siehe S. 512.

dem Eingange zum Pfarrhofgebäude, also an der linken Seite der Kirche, findet sich eine zierliche gotische Arbeit, derzeit Antoniuskapelle genannt, doch war sie ursprünglich eine Sakramentskapelle.

Wir können nach all diesem wohl sagen, daß wir unseren Rundgang um diese Kirche hochbefriedigt abschließen und mit doppelt gesteigertem Interesse die Schwelle des Portales übertreten, begierig, des schönen Baues innere Räume zu schauen.



Maria-Neustift bei Pettau, Inneres der Kirche.

Das Innere der Gnadenkirche — das Gnadenbild.

Laß dich loben und preisen, du herrlicher, lichter, gotischer Bau! Riesige, schlanke Pfeiler, an deren Sockel sich die Altäre schmiegen, streben empor zum hohen Gewölbe, das mit elegantem Rippenwerke das Heiligtum Mariens abschließt. 35 m lang, 15 m breit, ist dieses Gebäude imstande, an die 3000 Menschen zu fassen.

Das Prunkstück der ganzen Kirche ist wohl der Hochaltar. Freilich zeigt er die Formen der Barocke an sich, doch fügt er sich dem ganzen Bilde prächtig ein. Der Altar selber ist niedrig und wohl mit Absicht so gehalten, damit das eigenartige Gnadenbild ober ihm zur rechten Geltung käme. Es ist aber dieses Bild eine aus einem einzigen Steinblocke gemeißelte Figurengruppe von 3 m Länge und 2 m Höhe. Aufrecht, in Lebensgröße steht da die seligste der Frauen, ihr göttlich Söhnlein am linken Arm tragend. Ihr im schönsten Oval sich bietendes Antlitz scheint wonnige Freude zu verraten über das herrliche Amt, dessen sie hier zu walten hat; nennt man sie doch seit vielen Jahrhunderten in Schriften und Urkunden:

»Mater divinae gratiae in monte gratiarum!«

„Mutter der göttlichen Gnade am Berge der Gnade!“

Und klassisch schön hat der gewandte Meißel des Künstlers diesen Gedanken aus dem spröden Steine herausgezaubert zu fröhlichem Leben. Unter dem weiten Mantel Mariens, den sieben dienstbeflissene Engelgestalten weit ausbreiten, haben sich von links und von rechts zahlreiche Menschenkinder zur großen, himmlischen Mutter geflüchtet. Man zählt deren in dieser Steingruppe linkerhand nicht weniger als 47, rechterhand deren 34!

Und welch eine mannigfache Gesellschaft ist da vertreten: Sie tragen Tiaren und Bischofsmützen und Kronen, Ordensgewänder und Ritterrüstungen, und was das rührendste ist: sie blicken alle so vertrauensselig, so innig, so flehend zur großen Helferin auf!

Ganz droben aber tragen zwei Engel eine Krone herbei, zu krönen diejenige, die so viel verehrt, so viel geliebt, auf die so viel gehofft, so viel vertraut wird!

Wahrlich, die schönste Krone Mariens ist und bleibt: die Krone ihrer mütterlichen Barmherzigkeit.

Vom Gnadenbilde weiter aufwärts schauend, sehen wir das Symbol des Heiligen Geistes, die schwebende Silbertaube, hier um so eindrucksvoller, da sie sich von einem leeren Hintergrunde kräftig abhebt, und hoch darüber die engelumgebene Steingruppe des himmlischen Vaters!

Laßt uns hinknien im Geiste vor diesem Hochaltare, laßt uns eintreten in die Scharen derer, die da so innig bitten — und auch wir, der Gnade so bedürftig, wollen unsere Stimme erheben und mit einstimmen in den Chor des Gebetes:

„Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin!“

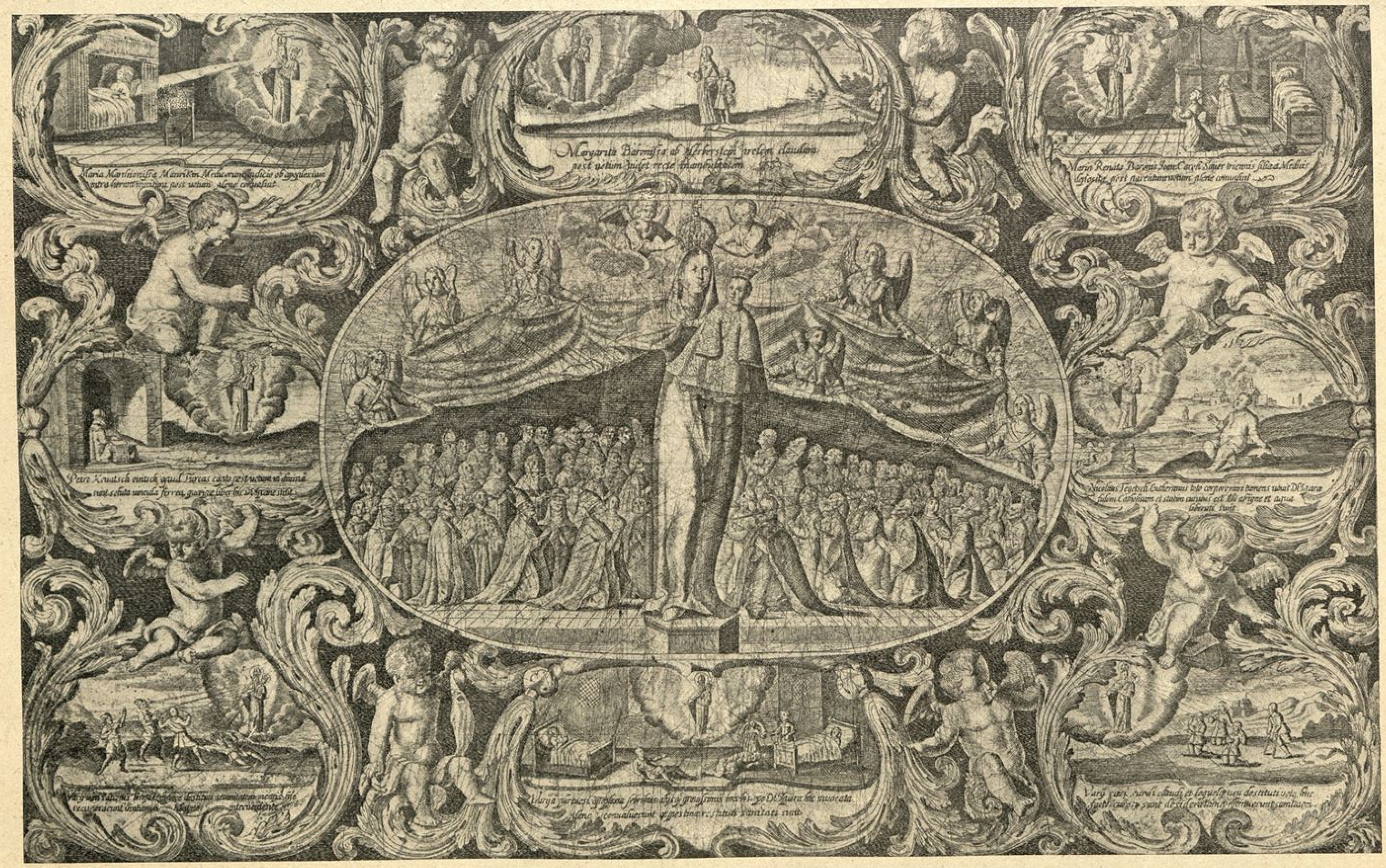
Die übrigen Seitenaltäre.

Ist der Hochaltar das wichtigste Zierstück dieses erhabenen Tempels, so sind die Seitenaltäre ihm treueste Helfer und Genossen im Lobpreise Mariens. Haben sie doch alle, es sind ihrer neun, mit einer einzigen Ausnahme Marienbilder als Hauptfiguren, so daß sie als Marienaltäre erscheinen und diese ganze Kirche, wie selten eine andere als eine Ehrenhalle der Gottesbraut gelten kann.

Eines dieser Bilder sei hier noch besonders hervorgehoben: die Rosenkranzkönigin. Ein, wie so vieles andere dieser Kirche, aus Stein gehauenes Bild, das links und rechts von den Steinfiguren Sankt Katharinas und Sankt Andreas umgeben, im Mittelbilde die auf einen. Throne

Maria, die Mutter der Gnade, auf dem Berge der Gnade, gewöhnlich Neustift in Untersteier genannt, berühmt durch vollkommene Abläße, sehr viele Wunder und durch den Besuch verschiedener Nationen.

Kupferstich aus dem Jahre 1660 — gestochen von Wolfgang Kilian.



1. Maria Markgräfin Manrikin, vom Schlag gestreift, nach ärztlichem Urteile in einer Stunde schon tot, genas nach einem Gelübde völlig.

2. Dem Petrus Kevatschovitsch, der in türkischer Gefangenschaft schmachtete, lösten sich nach einem Gelöbnisse die Eisenketten von selber, die der Befreite nun der Gottesmutter hierherbrachte.

3. Viele Leute, lange Zeit der Vernunft beraubt, erhielten den freien Gebrauch des Geistes durch die Fürsprache der Mutter der Gnade.

4. Margarita Baronin von Herberstein sah nach einem Gelöbnisse ihr lahmes Kind gesund einherschreiten.

5. Das Gnadenbild zu Maria-Neustift bei Pettau.

6. Verschiedene Leute, durch Gehirnschlag, Fieber und andere schwerste Krankheiten darniederliegend, wurden hier nach Anrufung der Gottesmutter gesund und vollkommen hergestellt.

7. Maria Renata, des Baron Sauer dreijähriges Töchterlein, das die Ärzte aufgegeben, genas vollständig nach einem Gelöbnisse der Eltern.

8. Nikolaus Tegetsch, ein Lutheraner, dessen ganzer Körper schrecklich aufgeschwollen war, gelobte Rückkehr zum katholischen Glauben und wurde sofort gesund; andere wurden aus Feuer und Wasser errettet.

9. Viele Blinde, Stumme, Lahme und Taube verlobten sich hierher, wurden geheilt und erhielten die sehnlichst erwartete Gesundheit.

sitzende, mit Zepter und Rosen geschmückte, gekrönte Gottesmutter zeigt, die, selber still verklärt zum Himmel blickend, auf ihrem Arme ein wunderliebes in Hemdchen bekleidetes, auf-



Maria-Neustift bei Pettau, das Gnadenbild.

wärts blickendes Jesukindlein wiegt, das sich mit den Händchen am Kopftuche seiner Mutter festhält. Ganz unten aber knien gar klein und winzig (vielleicht als Symbol der Schwäche und Armseligkeit) zwei in einfachste Pilgerkleidung gehüllte Menschengestalten, wahre Musterbilder heißesten Gebetseifers und demutsvollster Andacht.

Schließlich erwähnen wir noch, daß die Wände des Gotteshauses eine große Anzahl gut geschnitzter Statuen zeigen, die der Kirche zur hohen Zierde gereichen. Überdies besitzt die Kirche etwelche recht schöne Grabdenkmäler.

Sie ist ein wahrhaft interessantes, reiches Gotteshaus!

Eine heilige Stiege bietet den Pilgern Gelegenheit, ihre Andacht auch in dieser so beliebten Form zu äußern.

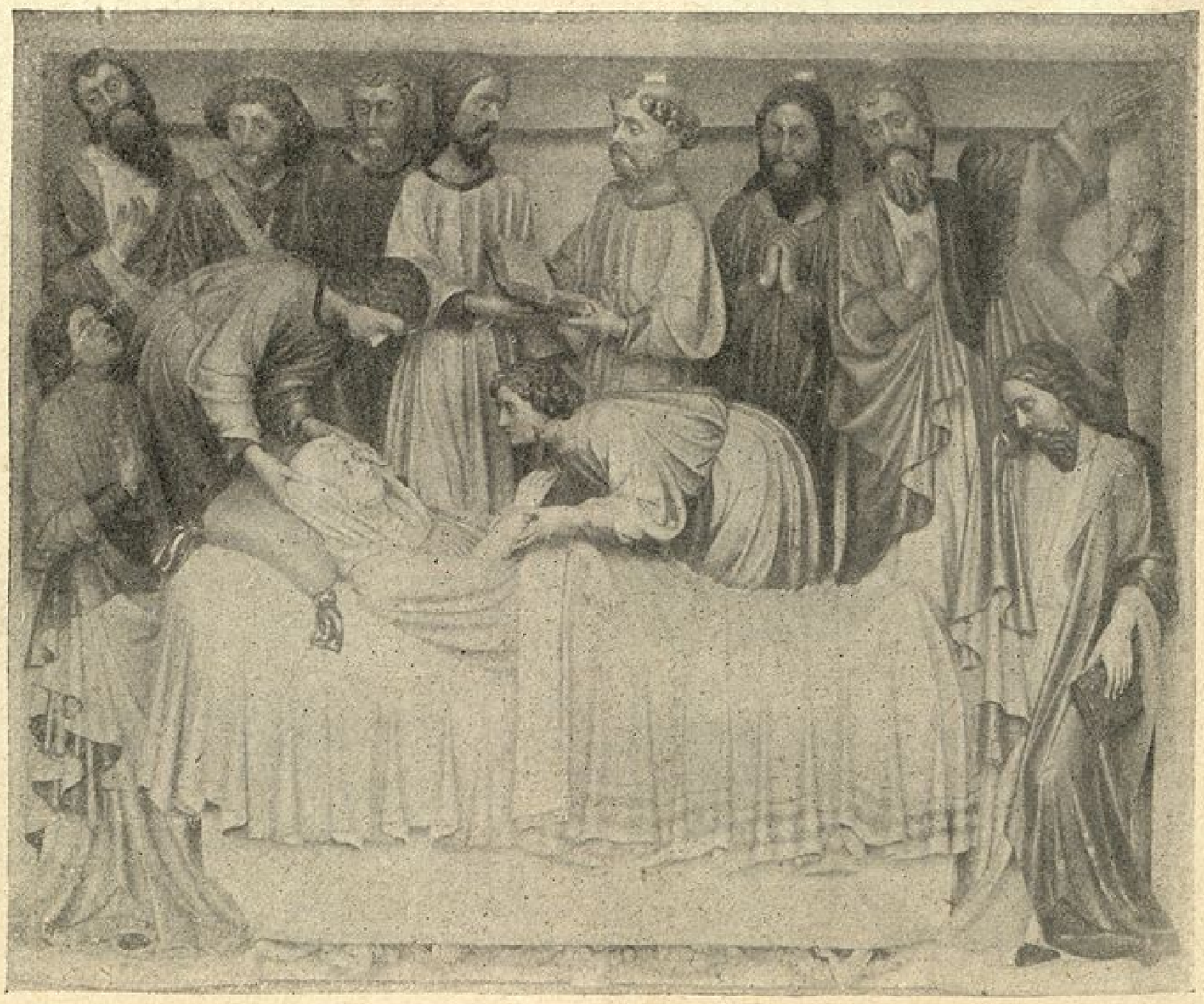
Geschichtliches.

Die Marienstatue, die hier verehrt wird, soll bereits in einem Kaufbriefe aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts erwähnt werden. Betreffs der Kirche besteht vielfach die Meinung, selbe sei im Jahre 1230 erbaut worden. Dies ist insoferne möglich, als etwa schon um diese Zeit an Stelle der heutigen Kirche eine andere frühere gestanden haben mag. Die heutige Kirche jedoch trägt soviele Zeichen der Spätgotik an sich, daß sie kaum vor dem Ende des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlicher im 15. Jahrhunderte auferbaut worden ist. Alle Angaben eines bestimmten Erbauungsjahres (meist wird das Jahr 1424 genannt) gehen über mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen nicht hinaus. Auch das heutige Gnadenbild dürfte zuversichtlich erst aus dem 15., höchstens 14. Jahrhunderte stammen.

Nach der Angabe des gegenwärtigen Pfarrers von Maria-Neustift, Hochw. Herrn Matthäus Tertinek, wären folgende Daten festzuhalten: Entstehung der Wallfahrt vor dem Jahre 1414. Erbauungszeit der Kirche 1405 bis 1414.

Jedenfalls bestand im 15. Jahrhunderte hier schon ein Kuratbenefizium, infolgedessen sich also ein ständiger Priester zu Maria-Neustift aufhielt. Man hatte für dieses Benefizium den Namen „oberste Kaplanei am Gnadenberge bei Pettau". Die Bezeichnung Gnadenberg verrät uns, daß unser Ort also schon im 15. Jahrhunderte als ein Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau galt.

1615 lebte hierorts der Benefiziat Ungar Simon. Dieser wurde von Ferdinand II. beauftragt, die Kirche Maria-Neustift samt ihrem Gült den Leobner Jesuiten zu übergeben. Er



Maria-Neustift bei Pettau, Mittelbild am Hauptportal, Tod Mariä.

verzichtete tatsächlich im genannten Jahre auf seine Stelle, worauf allhier die Jesuiten einzogen.

Im Jahre 1682 grassierte in hiesiger Gegend die Pest, so daß sich die Neustifter verlobten, alljährlich am Vigiltage des hl. Xaver zu fasten; auch wurde im Zusammenhange mit diesem Gelöbnisse einige Jahre später (1690) östlich an die Kirche die Xaveri-Kapelle angebaut, wobei man freilich erst fragen muß, ob sie denn wirklich schön sei.

1685 schlug der Blitz in den Turm ein, schmolz die vier Glocken und vernichtete Orgel und Turmuhr.

1773 wurde der Jesuitenorden aufgehoben, worauf deren Gült (Besitzstand) in Maria-Neustift auf kaiserliche Entschließung zum Studienfonds einbezogen wurde.

Einige Jahre später (1786) wurde hier zu Maria-Neustift eine eigene Pfarre errichtet.

Gebetserhörungen.

Eigene Aufschreibungen nicht vorhanden. Doch lassen die gezahlten Dankmessen und Opferbilder auf eine Anzahl von 700 bis 800 jährlicher Gebetserhörungen schließen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914 500jähriges Jubiläum der Erbauung der heutigen Kirche und des Bestehens der Wallfahrt.

Ständige Priester: 2 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: gegen 200.

Kommunikanten jährlich: 10.000 bis 12.000.

Besucher jährlich: 50.000 bis 60.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 40 bis 50.

Hauptfest: Mariä Heimsuchung. Ferner zwölf gro Konkurstage. Doch wird die Kirche während des ganzen Jahres besucht.

Ständige Devotionalienhändler: 7.

Gasthäuser: 9.

Kaffeschänker: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stark steigend, jedoch abhängig von der Gunst der Wirtschaftsjahre.

Nationalität der Pilger: 99½% Slowenen, ½% Deutsche.

Zufahrt.

Graz—Sterntal. 3½ St. K 3.90.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Neustift--Marburg. 50 Min. K 1.20.

Maria-Neustist–Sankt Josef ob Cilli. 1½ St. K 2.20.

Maria-Neustift—Heilige Dreifaltigkeit in W. B. Per Bahn bis Marburg (wie oben), dann Stellwagen oder 4 St. zu Fuß. Oder ohne Benützung der Bahn 5 St. zu Fuß.

Literatur.

Grader, C., Maria-N. und Umgebung. (In „D. Aufmerksame". 1855, S. 66.)

Petschnig, Die Wallfahrtskirche. (In Mitt. d. Zentr.-K. 1870, 105—109.)

Austria-Kal. 1845, S. 167.

Sacer Mar. Stir. zod. Graecii. 1709, 8°, II.

Mitt. d. Zentr.-K. J. II (1857), 220. — XV, CV. — 1878, CLVI. — 1883, XVII. — 1882, XIV, LXXIV. — 1881, LXXIII.

Kurze Erwägung.

Wir haben nicht weniger als vier Marienwallfahrtsorte, die sich Maria-Neustift nennen — Maria-Neustift in Oberösterreich, Maria-Neustift bei Oberburg, Maria-Neustift bei Gottschee und endlich unser Maria-Neustift bei Pettau. Wie lange sind die Zeiten vorbei, da diese Marienstiftungen tatsächlich neue Stifte waren. Doch seien auch die Namen längst nicht mehr wahr, so ist immer neu und immer wahr und immer gleich die Liebe und Verehrung zur allerseligsten Jungfrau Maria geblieben. Auch wir selber für unsere Person sind vor einer gewissen Reihe von Jahren, da wir in die Welt eintraten, in gewisser Beziehung neue Stiftungen



Maria-Neustift bei Pettau, Seitenaltar, Rosenkranzkönigin.

Gottes und wohl auch seiner heiligsten Mutter Maria geworden. Möge unsere Marienliebe niemals veralten, unser Eifer niemals rosten, unsere Verehrung niemals enden.

Gebet.

O Maria, die Du ohne Ende die Menschenherzen mit Deiner Liebe neu bestiftest, die Du auch mein Herz, das arme, Dir erwählt, auf daß es Dich liebe, Dir diene, Dich ehre — ja Mutter, mit größter Lust und Freude, mit Jubel und Lobgesang erkenne ich Dein heiliges Eigentumsrecht auf mein Herz und meine Seele, auf meine Kräfte und Fähigkeiten, auf meine Zeit und meine Güter in vollstem Umfange, ohne irgend eine Einschränkung, ohne irgend einen Vorbehalt an und habe nur die eine Bitte auszusprechen: Die Stiftung, die Du Dir erwählt, die behalte auch für immer, sei und bleibe meine Herrin, meine Gebieterin, meine Fürstin und Königin heute und allezeit im Leben und im Sterben, auf Erden und im Himmel. Amen!



Maria-Schnee. Phot. F. Alt, Reichenau.

Maria-Schnee.

Südböhmen.

9000—10.500 Kommunikanten.

Auf eigens geartetem Throne,
Auf Felsen und hartem Gestein
Maria mit Jesus, dem Sohne,
Hält Rast und harret dort dein!
Sie blicket hernieder so milde
Und ladet dich mütterlich ein:
So komm' denn zum lieblichen Bilde,
Halt Rast bei Maria am Stein.

Vorbemerkung.

Im südlichsten Teile von Böhmen, ganz hart an der oberösterreichischen Landesgrenze, gibt es zwei marianische Gnadenorte, die zueinander in der allerinnigsten Beziehung stehen. Es sind dies die beiden Stätten: Maria-Schnee bei Reichenau und Maria-Rast am Stein bei Hohenfurt. Diese beiden Orte sind gar nicht weit voneinander entfernt. Maria-Rast am Stein liegt nämlich nur etwa vier Wegstunden westlich von Maria-Schnee.

Will man diese angedeutete allerinnigste Beziehung zwischen den beiden Örtlichkeiten näher bezeichnen, so könnte man sagen: Maria-Rast ist ein Doppelgänger von Maria-Schnee und umgekehrt Maria-Schnee ein Doppelgänger von Maria-Rast am Stein. Schon wer sich die beiden Gnadenbilder dieser Orte betrachtet, und wenn es auch nur eine Betrachtung der Abbildungen in diesem Buche wäre, wird überrascht sein, solch auffallende Ähnlichkeit zu finden; beidemal findet er eine Marienstatue auf einem klotzigen, unförmlichen Steine sitzend abgebildet. — In ganz Österreich gibt es sonst nirgends diese gewiß frappante Darstellungsart. Nur an diesen zwei Nachbar-Wallfahrtsorten Südböhmens.

Noch interessanter gestaltet sich die Wechselbeziehung zwischen diesen beiden Wallfahrtsorten, wenn man ihre Entstehungsgeschichten studiert; dann sind diese beiden Orte nicht bloß Doppelgänger, sondern dann ist Maria-Schnee gleichsam eine neue Auflage von Maria-Rast am Stein, und wenn man will, Maria-Rast am Stein wieder eine neueste Auflage von Maria-Schnee. Das mag dem unbefangenen Leser für den ersten Augenblick unklar sein; wir wollen uns auch momentan nicht bemühen, diese Undeutlichkeit sofort zu beheben; die weitere Lesung der folgenden Zeilen wird ja von sich selber Licht und Klarheit bringen.

Nur dies wollen wir hier bemerken, daß wir wegen dieser innigen Beziehung der beiden Orte diesmal ausnahmsweise den kleineren Wallfahrtsort Maria-Rast am Stein unmittelbar an Maria-Schnee anfügen werden, obwohl er seiner Kommunikantenanzahl nach erst viel später zur Besprechung gelangen sollte.

Örtliche Lage.

Die Eisenbahn, die die Hauptstadt Linz mit der böhmischen Südstadt Budweis verbindet, bringt uns nach Zartlesdorf. Dort steigen wir ab und wenden uns gegen Nordost. Die Straße führt uns in etwa 3/4 St. über Unter-Haid nach Reichenau an der Maltsch; von dort gelangt man, im rechten Winkel südwärts abbiegend, an vielen großen Bildstöcken vorbei, in weiteren 25 Minuten zur anmutigen Bergeshöhe von Maria-Schnee; schon von weither hat uns auf diesem Anstiege die waldumgebene Kirche mit ihrem schönen Kirchenturme Ankunftsgrüße entgegensendet.

Die verlockende Abkürzung von Unterhaid direkt zum Berge möchten wir Ortsfremden nicht empfehlen, es sei denn, daß etwa schon eine verläßliche Markierung hergestellt worden wäre und man dieser Markierung sorgfältig folgt. Denn man kommt dann unmittelbar vor dem letzten Anstieg in ein sehr sumpfiges Terrain, über das nur an einer ganz bestimmten Stelle ein mit Steinen ausgelegter Weg und eine schmale Steinbrücke hinüberführt. Verfehlt man diese, so hat man das Vergnügen, sehr beträchtliche Umwege zu machen.

Die Wallfahrtskirche.

Eine ziemlich geräumige, gut restaurierte Kirche. Der erste Eindruck, den man beim Eintreten hat, ist etwa der: sehr freundlich und licht, aber zugleich einfach, ja sogar leer; — die langen Seitenwände starren dem Besucher vollkommen kahl und schmucklos entgegen.

Auf dem Hochaltare ist ein Ölgemälde, das die Muttergottes in jener Darstellung bringt, die wir gewöhnlich „Maria-Schnee" nennen; in dieser Art soll nämlich die Erscheinung der Himmelskönigin stattgefunden haben.

An dem Gewölbe der Kirche prangen in reichen, schönen Farben einige Gemälde, von denen besonders das vorderste,

über dem Presbyterium alles Lob verdient. Von weißer Stukkatur geschmackvoll umgeben, erscheint da zu oberst Gott Vater und Gott heiliger Geist, die Mitte des Bildes nimmt die schöne Figur des göttlichen Herzens Jesu ein, vor dem kniend, gleichsam fürbittend die allerseligste Jungfrau Maria auf Wolken erscheint. Ganz unten zwei große huldigende Engelgestalten, zwischen denen man die Gnadenkirche Maria-Schnee erblickt. Das ganze will wohl sagen: Maria empfiehlt ihrem göttlichen Sohne diesen Gnadenort.

Die beiden andern Gemälde, von demselben Künstler angefertigt, stellen die Himmelfahrt Mariens, sowie deren Krönung im Himmel dar.

Bemerkenswert und sehenswürdig ist jedenfalls der große Kreuzgang, der, von den Längsseiten der Kirche beginnend, das Presbyterium und den Vorderteil der Kirche umschließt, so daß das Gotteshaus mit seinem vorderen Teile in einen von Obstbäumen besetzten, mit Gras bewachsenen viereckigen Raum hineinragt, der ringsherum von offenen Wandelhallen abgeschlossen ist. Der Kreuzgang enthält in einer großen Zahl von halbkreisförmigen Bildern Darstellungen aus dem Leben Mariä, die leicht verständlich sind und durch geeignete Unterschriften noch mehr der Auffassung des Volkes zugänglich gemacht wurden, so daß dadurch der allererste Zweck, die religiöse Erbauung, gut erreicht wird.

Zwischen den Säulen findet man noch obendrein die 14 Kreuzwegstationen. Die Deckengewölbe des Kreuzganges sind blau mit goldenen Sternchen und machen einen guten Eindruck.

Das steinerne Herz des Gnadenortes.

Von einer der Langseiten der Kirche führt eine Holztüre unmittelbar in einen gar merkwürdigen Nebenraum, in die eigentliche Stätte der Gnade — es ist jene Kapelle, die sich über zwei ungeschlachten, rohen Felsblöcken erhebt, von denen der rückwärtige, wohl 2 m hoch, ein hölzernes Marienbild trägt, so daß die Mutter des Herrn hier gleichsam auf einem natürlichen Throne der Rast und Ruhe pflegt. Es ist gewiß nicht unpassend, diesen unförmlichen Steinklotz — „das steinerne Herz des Gnadenortes" zu nennen.

Im ersten Augenblicke stehen wir erstaunt und festgebannt beim Anblicke dieser seltsam schönen Gruppe, die voll der Poesie und Anmut sich unser stilles Lob erzwingt und dabei unser Herz und Gemüt in mächtiger Weise begeistert und ergreift. Aber des Zauberreizes höchste Kraft liegt doch noch anderswo verborgen: dort an der hölzernen Inschrifttafel lesen wir, daß im Jahre 1500 Maria selber in höchsteigener Person auf diesem Blocke sich zu kurzer Rast und Ruhe niedergelassen habe. Bei solcher Lektüre regt unsere leicht beschwingte Phantasie die raschen Flügel und zaubert uns das Bild vergangener Zeiten vor unser Geistesauge, so daß wir mit einem Gemisch von Ehrfurcht, Liebe und Dank diesen Stein beschauen, der der Hochgebenedeiten zum Throne und zur Ruhestätte dienen durfte! Noch ist's derselbe Felsen, derselbe Ort, dieselbe Stelle! Wie packt solch ein Gedanke das Innere des Menschen! Wie innig und ehrfürchtig drücken sich die Lippen im Huldigungskusse an die glatte Felsenwand, wie fröhlichfroh lispelt die Lippe „Ave



Maria-Schnee,
Kapelle mit dem Felsen und der Muttergottesstatue.

Phot. F. Alt, Reichenau.

Maria!". Ja, es ist ein interessanter, ein weihevoller, ein gesegneter Ort!

Bei den allermeisten der anderen Marienerscheinungen ist die Phantasie und Einbildungskraft darauf angewiesen, sich das gesamte Erscheinungsbild durch eigene Kraft vorzugaukeln und vorzustellen. Anders ist es hier in Maria-Schnee, in Maria-Rast am Stein und auch in Lourdes. An diesen (und vielleicht noch etlichen ähnlichen Wallfahrtsorten) war es gewiß ganz besonders reizvoll, daß Maria auf einem wilden Felsen stehend oder ruhend dem beglückten Menschenauge sich zeigte. Und dieser starre, erwählte Felsen ist bis zur Stunde zu sehen; seine Gegenwart, sein Vorhandensein kommt der Phantasie auf halbem Wege hilfreich entgegen und befähigt sie, sich ein besonders markantes, treffendes Bild der Ursprungserscheinung zu machen.

Dieser Doppelfels der Erscheinung steht also inmitten einer Kapelle, die etwa Raum für 100 Personen bietet. Dieses Heiligtum war in früheren Zeiten die eigentliche Kirche, da die große Kirche nebenan erst späterhin dazugebaut wurde.

Bis hieher wäre alles recht schön und auferbaulich und erfreulich. Nun haben wir jedoch einiges zu erwähnen, was unsern persönlichen Schönheitssinn in minderer Weise anzuregen imstande war. Da hat man auf den ersten Stein hin den heiligen Josef gesetzt, und zwar in kleinerem Maßstabe als das Muttergottesbild; diese Darstellung ist ablenkend und stört die Einheit. Ferner hat man zu den Füßen der Muttergottes hin einen ganzen Reigen tanzender Engel aufgestellt, die alle noch viel kleiner als der heilige Josef sind. Dieser Engelreigen paßt uns gleichfalls nicht; das Ruhen und Rasten, das Stillesitzen der Muttergottes läßt sich in Holz recht gut und würdig darstellen; aber das Tanzen und Drehen und Schweben der Engel wird (in Holz dargestellt) eben immer „hölzern" ausfallen müssen. Der Engelreigen in Maria-Schnee erweckt unbedingt diese Empfindung.

Ferner hat man die Statue Unserer Lieben Frau mit Blumen „verschmückt". Gewiß gut gemeint! Aber mit dem Blumenflor hat man gerade das Packende, das Ergreifende der Idee: „Maria auf hartem Felsgestein" glücklich zugedeckt. Gerade durch die großartige Einfachheit, daß die Himmelskönigin auf nacktem Felsen rastet, wirkt diese Gnadenstätte so eigenartig auf den Beschauer. Jede Blume ist hier überflüssiges Beiwerk, nur dazu angetan, den eigentlichen, ergreifenden Gedanken zu verzerren und abzuschwächen. (Man erwäge vergleichsweise einmal den abenteuerlichen Gedanken, wenn man zum Beispiel die berühmte Felsengrotte in Lourdes mit Blumen austapezieren wollte; da wäre mit einem Schlage das Einfache und dabei so Großartige dieser heiligen Stätte zerstört.)

Ferner enthält diese Kapelle in Maria-Schnee noch drei ganz einfache Seitenaltäre, auf denen in Lebensgröße die heiligen Leonhard, Franziskus und Florianus dargestellt sind. Durch eine Entfernung dieser drei Statuen oder eigentlich der Altäre könnte der erhebende Eindruck der Hauptidee: Maria auf dem Felsen nur gewinnen. Platz für diese Statuen böte in Fülle die große Hauptkirche, die ohnehin beim ersten Betreten das Gefühl einer auffallenden Leere hervorbringt und deren weiße große Wände nach derartiger Verzierung fast zu schreien scheinen.

Aus der Geschichte.

Die Erscheinungen um das Jahr 1500.

Die Entstehungslegenden der beiden Wallfahrtsorte Maria-Rast am Stein und Maria-Schnee gehören ihrer ganzen Natur nach zusammen, lassen sich auch nur schwer trennen und werden deswegen hier gleich in einem Zuge gemeinschaftlich behandelt.

Lauschen wir einmal andächtig, was uns die alte Sage darüber zu erzählen weiß. Einst — es mögen schon über 400 Jahre seit jenen Tagen vorübergegangen sein — gefiel es der allerseligsten Jungfrau und Himmelskönigin Maria, herniederzusteigen von Himmelshöh, und mit ihrem Kindlein unter den Menschen sich sehen zu lassen. Sie erwählte sich zum Orte ihrer Erscheinung einen gar mächtigen Felsenblock, der mit vielen anderen, meistens kleineren Steinen jene Anhöhe bei Hohenfurt bedeckt (Maria-Rast am Stein).

Es zeigte aber jener große Stein (und zeigt es bis heute noch) ganz deutlich zwei Vertiefungen, die ganz so aussehen, als seien sie zum Sitze und zum Fußschemel einer menschlichen Person eigens hergerichtet.

Auf diesem so eigenartigen Felsenthrone nahm nun die Himmelskönigin Platz und es schien, als ob sie allda rastete. Wie lange sie hier geblieben, wie oft sie erschienen, wie viele Leute sie schauen durften — über all dies gibt uns die neidische Sage keinerlei Auskunft.

Nur eines weiß sie noch zu berichten: Es hüteten auf jener Bergeshöhe heranwachsende Kinder die Herden. Aus Mutwillen und Bosheit sangen sie unzüchtige, schlechte Lieder. Und da wollte die hohe, reine Himmelsfürstin nimmer dableiben. Sie ging mit ihrem göttlichen Knäblein von dannen und ließ die gnädig erwählte Stätte wieder ohne Gnade und Huld einsam stehen.

Aber nicht ganz und gar wollte die Hohe diese Gegend verlassen. Sie suchte sich nur ein anderes, besseres Plätzchen; und siehe da: vier Stunden weit vom ersten Platz lag auf Bergeshöh' wieder ein so gewaltiger Stein (Maria-Schnee). Und diesen Stein erkor sie sich zur neuen Raststätte und zeigte sich hier im Vollglanze himmlischer Majestät, umgeben von huldigenden Engelscharen.

Diese Erscheinung ließ sich zu öfterenmalen sehen.

Bis hieher erscheint der Faden des Berichtes vollkommen klar und die Sache immerhin möglich. Von jetzt an aber kommt Verwirrung in die Geschichte. Es schlägt nämlich die Sage von Maria-Rast auch in die Legende von Maria-Schnee hinein. Denn wie uns die älteste, im Jahre 1663 von der kirchlichen Behörde gutgeheißene Druckschrift betreffs Maria-Schnee vermeldet, hat sich Maria „wegen der Ungestümigkeit der Hütenden auf dem Felde" augenscheinlich (das heißt, so daß man sie beobachten konnte) von dem Orte des heiligen Steines gleichsam zu Fuß hinwegbegeben mit diesen Worten: „O ihr Undankbaren, die ihr mich

hier nicht geduldet, ihr werdet also von jetzt an, um mich zu besuchen, in die Ferne ziehen müssen!"

Diese Darstellnng stimmt offenbar nicht mit der Wahrheit, da tatsächlich Mariens Macht und Huld von jener Zeit an sich ganz augenscheinlich im Wallfahrtsorte Maria-Schnee bemerklich machte. Wir glauben mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß diese Sage von der Auswanderung Mariens und ihren vorwurfsvollen Worten einzig und allein von Maria-Rast am Stein bei Hohenfurt, nicht aber von Maria-Schnee gelten könne. Es wäre doch eine ganz merkwürdige Sache, daß an beiden Orten die ungestümen Hirtenkinder die Ursache des Auswanderns Mariens gewesen sein sollten![1])

Doch mag sich dies verhalten wie immer, so wurden jedenfalls in Maria-Schnee etwelche Eindrücke am Felsen, die vielleicht ganz natürlichen Ursprunges sind, mit dieser Sage in Verbindung gebracht, und man glaubte hier die Spuren eines eingefaschten Kindleins, das hier gelegen wäre, so auch die Spuren einer zur Rechten sitzenden Person, die offenbar bei dem Kindlein wachte, dazu obendrein auf der andern Seite die Spuren einer weiteren erwachsenen Person zu bemerken. Dies alles verstärkte jene ursprüngliche Sage und so wurde angenommen, daß Jesus, Maria und Josef auf diesem Steine gleichsam von weiter Reise ausgeruhet, also „gerastet" hätten.



Maria-Schnee, die Gnadenkirche von außen. Phot. F. Alt, Reichenau.

Betreffs der Zeit dieser Erscheinungen Mariens besagt eine am Felsen angebrachte Tafel zu Maria-Schnee, daß selbe urkundlich um das Jahr 1500 stattgefunden hätten.

Die Erscheinungen im Jahre 1631 und 1632.

Von diesem Ursprungsjahre 1500 bis etwa 1630 fehlen uns weitere Nachrichten. Aber von diesem letztgenannten Jahre an werden uns betreffs Maria-Schnee (nicht Maria-Rast bei Hohenfurt, von dem wir durch 400 Jahre gar nichts wissen) merkwürdige Tatsachen erzählt, und zwar in einem Buche, das wahrscheinlich 1650 zum erstenmal gedruckt ist und 1663 die bischöfliche Gutheißung erhalten hat; dieses Buch, betitelt: „Probstein Mariens oder Heiliger Stein Mariä, gedruckt in Linz in dritter Auflage" bringt die damals noch ganz neuen Berichte gleichsam als Augenzeuge oder wenigstens als Zeitgenosse und ist wegen der bischöflichen Gutheißung in hohem Grade vertrauenswürdig.

Dieses Büchlein erzählt uns nebst einigen auffallenden wundersamen Heilungen auch noch dies, daß damals die erste gemeinschaftliche Prozession zu Maria-Schnee stattgefunden habe.

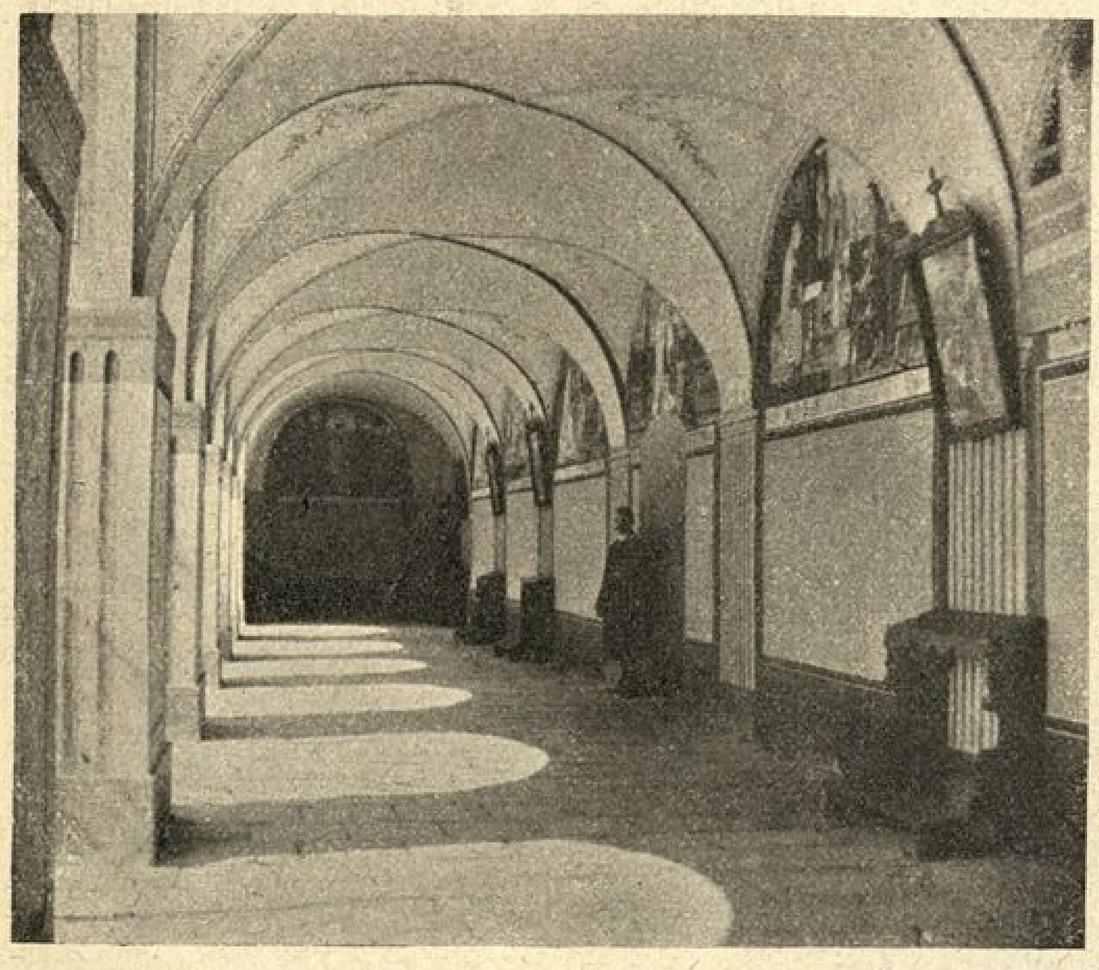
„Insonderheit hat bekennt Georgius Leitgeb, damals in Diensten bei Ambrosio Spuleck, Burgern in Böheimischen Markt Reichenau, daß, als er anno 1631 zu Sommerszeit an einem Donnerstag abends die Ochsen in dem nächstgelegenen Feld bei dem heiligen Stein weidete, unversehens den heiligen Stein mit einem ungewöhnlichen Licht und vielen Kirchfahrtern mit Lichtern in den Händen gesehen habe, nicht ohne Schröcken; solches eilends seinem vorgedachten Herrn Ambrosio angedeutet hat. Aber von seinem Herrn, dessen still zu schweigen ermahnt ist worden. Aber nicht lang hernach (1632) ihm dasselbe begegnet ist, mit dem Zusatz, daß inmitten der Kirchfahrtenden einer in weißen Kleidern (als ein Priester) vor dem Altar erschienen ist."

Man beachte hier die auffallende Ähnlichkeit dieser Erscheinungen mit jenen bei der Entstehung von Maria-Taferl, die sich etwa 20 Jahre später zutrugen. Es scheint der allerseligsten Jungfrau zu gefallen, in gewissen Zeitperioden sich immer in gleicher Weise zu offenbaren, um so aus diesen ganz ähnlichen Erscheinungen auf ein und dieselbe Entstehungsursache, nämlich die Macht und das Erbarmen Mariens, schließen zu lassen.

---

[1]) Wir stehen mit unserem Zweifel an der Echtheit dieser unglaubhaften Erzählung nicht allein; denn die sonst ziemlich ausführliche Monographie des P. J. Hulka (derzeit Bischof von Budweis) schweigt darüber (nämlich über die bösen Hirtenkinder) gänzlich, sowie er auch die weiter unten folgenden Licht-Erscheinungen 2c. nur ganz flüchtig erwähnt. Die vorliegende Darstellung ist ein Auszug aus dem „Probstein".

Ein Jahr darauf wurde jener Ambrosius Spuleck, der seinem Knechte zu wiederholten Malen den Auftrag gegeben hatte, von den Erscheinungen zu schweigen, bedenklich krank. Da nahm er seine Zuflucht zum heiligen Stein. Während er nun daselbst seine Gebete verrichtete, ersah er einen weißgekleideten Knaben, der ihm winkte und ihn an jenen Ort geleitete, wo jetzt der Hochaltar steht; dort weissagte nun der Knabe, daß allhier gar bald das heilige Meßopfer werde dargebracht, und daß von allen Seiten Kirchfährten zusammenströmen würden. Ferner verkündete er, daß gar nicht weit von hier ein Brünnlein entspringen werde, in dessen Wassern die Menschheit von unterschiedlichen Krankheiten werde erlediget werden. Nachdem er also geredet, führte er jenen Ambrosio abermals zum heiligen Stein, wo der Stein sich plötzlich zerteilte und der Knabe darin verschwand.



Phot. F. Alt, Reichenau.

Maria-Schnee, der Kreuzgang.

Manche behaupten, daß der heilige Stein erst von jenem Augenblicke an so auffallend in zwei große Teile gespalten sei, wie wir ihn jetzo sehen. Andere wieder sagen, daß die beiden Steine immer weiter auseinanderrückten, und wenn sie einmal so weit voneinander wären, daß ein Wagen hindurchkönne, dann komme bald der jüngste Tag.

Daß diese Sage unhaltbar sei, geht daraus hervor, daß die beiden Steine heute (1910) gerade soweit auseinanderstehen, wie im Jahre 1680, wo sie gemessen wurden. Sie sind nämlich nach wie vor unten etwa 94 cm, oben etwa das Doppelte von einander entfernt.

Was übrigens jener wunderbare Knabe vorhergesagt hatte, sollte wirklich seine Erfüllung finden. Denn 20 Jahre später fand man am Tage des heil. Franziskus eine neuentstandene Quelle in der Nähe des heiligen Steines, die bis heute noch ihre segenspendenden Wasser verleihet. Das Wasser wurde alsbald mit einem kleinen Brunnenhause überdacht und mit einer geeigneten Schöpfvorrichtung versehen.

Kapellen- und Kirchenbau.

Nun wurde auch an die Erbauung einer Wallfahrtskapelle gedacht. Und zwar war es die damalige Äbtissin der Klarissinnen von Krummau (dieses Kloster war Grundherr der ganzen Gegend), die sich mit besonderem Eifer der Sache annahm und aus eigenen Mitteln den Bau der neuen Kapelle unternahm. So geschah es, daß im Jahre 1653 der Grundstein für die Kapelle gelegt, ein Altar neben dem heiligen Steine errichtet und daselbst das erste heilige Meßopfer dargebracht wurde.

Da sich nun während dieses ersten heiligen Meßopfers eine gar sonderbare Heilung einer bisher auf Krücken gehenden Person ereignete, so ist es leicht zu begreifen, daß dadurch die Andacht und der Eifer des Volkes nur noch mehr entflammt und noch größeres Vertrauen zu Maria wachgerufen wurde.

Die Prozessionen mehrten sich und allenthalben erscholl das Lob des neuen Wallfahrtsortes. Und gar bald genügte die kleine Kapelle an der Bergesspitze nimmer dem Drange der Pilger.

Einige Jahre (1666) hernach wurde der Bau des Kreuzganges in Angriff genommen. Von verschiedenen Seiten flossen die Unterstützungen, die Hilfsgaben. Ganz besonders aber war es wieder das Klarissinnenkloster in Krummau, das einen großen Teil der Ausgaben bestritt.

Etwa 40 Jahre später (1696) wurde in Krummau Schwester Beatrix Wintirsch zur Äbtissin erkoren. Sie darf als die eigentliche Erbauerin der jetzigen Kirche gelten. Den Bauplatz schenkte die Gemeinde Reichenau „aus Liebe und Andacht zur allerseligsten Jungfrau Maria". Der Bau wurde mit größtem Eifer fortgeführt. Die umwohnende Bevölkerung wetteiferte in Dienstleistungen. Ein Bürger aus Rosenthal kam herbei und bat, man möge ihm gestatten, eine Woche lang als Zureicher der Maurer zu arbeiten, da er sonst nichts habe, womit er der Mutter Gottes seine Liebe beweisen könnte.

Bei solchen Erfolgen wagte es die fromme und unternehmende Äbtissin, den ganzen Bau gleichsam in einem Zuge zu vollenden, so daß auch das Musikchor und der schlanke Turm angefangen und vollendet werden konnten.

Seit dieser Zeit stand Maria Schnee als Wallfahrtsort in hoher Blüte.

Traurige Dekrete.

Die aufblühende Wallfahrtsstätte sollte sich nicht mehr lange der Wohltaten jener gottgeweihten edlen Jungfrau im Kloster der Klarissinnen zu Krummau erfreuen. Einer, dem die Klöster ein Dorn im Auge und dem der Anblick eines Ordenskleides zuwider war, hatte für zehn Jahre Macht bekommen auf Erden.

Er holte aus zum tödlichen Streiche gegen eine tadellose Stätte des Gebetes: am 6. Februar 1782 wurde nämlich das Jungfrauenkloster der heiligen Klara in Krummau aufgehoben. Das war wohl ein trauriger Tag, als die ehrwürdigen Bewohnerinnen des Hauses, 19 an der Zahl, an ihrer Spitze die Oberin und Äbtissin Maria

Nepomucena, als Geächtete und Verbannte jene Schwellen überschritten, über die sie einst, in der Jugend Tagen, so opferfroh ihren Fuß gesetzt. Fortan lebten sie zerstreut in der Stadt, eingemietet in Privatwohnungen und leuchteten durch ihr wahrhaft erbauliches Beispiel. Tief verschleiert (ihr klösterliches Kleid zu tragen hatte man ihnen verboten) — und immer in Schwarz gekleidet, besuchten sie eifrig das Gotteshaus, beugten sich beim Eintritte jedesmal tief, um die geweihte Erde zu küssen, empfingen häufig die heiligen Sakramente und lebten als Muster stiller Tugenden dahin, bis sie, eine nach der anderen, von dieser irdischen Verbannung in das ewige Lichtreich der Freiheit hinüberschlummern durften.

Wir aber sagen: Wer immer uns ein kirchlich so korrektes, mustergiltiges Haus der Andacht, wie das Klarissenkloster in Krummau es gewesen, wegräumt, der hat auch den letzten Scheingrund verloren, sich ein Mäntelchen der guten Meinung umzuhängen und vielleicht gar Interessen der Kirche vorzuschieben. Gute Ordensleute waren, sind und bleiben das Mark der Kirche! Und wer uns das Mark nimmt, nimmt uns das Leben. — —

Das Kloster hatte man aufgehoben, nun rückte man der verhaßten Wallfahrtskirche an den Leib. Das Gnadenbild, so hieß es in einem Dekrete, muß nach Reichenau übertragen werden. Die Sache stand auf dem Papier, kam aber nicht zur Ausführung. Ernste Stimmen aus der Beamtenschaft, die die Sachlage gut kannten, gaben zu wiederholten Malen nach Prag hin deutliche Winke, dieses gefährliche Unternehmen nicht zu wagen. Das Gnadenbild blieb. —

Zwei Jahre hernach (1788) gab sich der Bischof zum willigen Werkzeuge kirchenfeindlicher Bestrebungen her und dekretierte also:

1. In der öffentlichen Kapelle Maria-Schnee (Gnadenkirche) darf das hochwürdigste Gut nicht aufbewahrt, der Segen nicht erteilt, die Predigt und das Hochamt nicht gehalten werden.

2. Die Steinkapelle soll gesperrt und der Schlüssel Sr. bischöflichen Gnaden übergeben werden.

3. In dem Kreuzgange sollen alle Statuen, Bilder und Altäre abgeschafft werden. —

Die Kapelle, die den heiligen Stein umschloß, wurde also gesperrt und obiges Dekret an die Tür genagelt. Man bemühte sich dabei nicht einmal, das Schriftstück in vornehmer Weise auszufertigen und anzubringen; mit ganz ordinären Nägeln wurde der geschriebene Zettel hingenagelt.

Dann, nach zwei Tagen, kam die würdige Amtskommission, um Bilder, Reliquien und Statuen und „andere unschicksame Sachen" aus der Kirche zu entfernen — also echte, unverfälschte Bilderstürmerei. Das alles übergab man dem Administrator (Priester), er möge es unterdessen aufbewahren.



Phot. F. Alt, Reichenau.

Maria-Schnee, Deckengemälde in der Kirche.

Aus jenen Tagen ist bis heute noch ein rührendes Erinnerungszeichen zu sehen, wie das gläubige Volk, trotzdem man ihm seine Lieblingsstätte genommen, dennoch, dem Zuge des Herzens Folge leistend, sich an die Gnadenstätte drängte, das Schriftwort zur Wahrheit machend: Siehe, ich stehe bei der Tür und klopfe an (Apok. 3, 20). Die guten Leute schnitten sich in die hölzerne Türe hinein, an der das harte Dekret hing, in Kreuzesform ein Loch, um auf den heiligen Stein, der ihren Füßen und ihrer Berührung unzugänglich war, wenigstens ihren verehrenden, sehnsuchtsvollen Blick werfen zu können. Vergebens ringt die plumpe irdische Gewalt mit dem Geiste und seinem Wollen; und die Liebe vermag, wenn anders sie will, immer Siegerin, immer Königin zu bleiben. —

Frühlingserwachen.

Und dräut der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden.

Fünfzehn Jahre lang hatte unser Heiligtum auf diese Auferstehung zu warten — aber sie kam doch. Im Jahre 1797 mußte nämlich wegen großer vorangegangener baulicher Umänderungen die Kirche aufs neue geweiht werden. Bei dieser Gelegenheit durfte alles wieder in die Kirche getragen werden, wie es einstens war, die verschlossene Kapelle öffnete sich und mit heiliger Freude umlagerte das Volk nun wieder seinen verehrten heiligen Stein. In demselben Jahre erließ die Gemeinde Reichenau eine Bestimmung, die recht interessant ist. Wir wollen sie hier wörtlich bringen. Da es nämlich in Maria-Schnee anläßlich einer Tanzunterhaltung zu wüsten Raufexzessen gekommen war, wurde, um solchem Unfuge künftighin zu steuern, „feierlich und einstimmig von der ehrsamen Marktgemeinde Böhm.-Reichenau der Schluß gemacht und zu Ehren der jungfräulichen Gnadenmutter Mariä das Gelübd festgesetzt: daß von nun an und für immer bei Maria-Schnee kein Tanz gestattet wird zu halten und so vielmehr

die Musik alldorten vermög einhellig gegebenen Bürgergesetz verboten ist unter der schärfsten Ahndung und zur Strafziehung des Wirtes, der sich erfrechen sollte, wider dies in guter Absicht festgesetzte Bindnis zu verfehlen."

Ein klarer Beweis, wie ernst den verschrieenen und verleumdeten Bewohnern der Wallfahrtsorte daran gelegen ist, etwa zutage tretende Mißbräuche mit Entschiedenheit niederzukämpfen.

Aus der neuesten Zeit haben wir das erfreuliche Faktum zu melden, daß im Jahre 1895 die Verwaltung und Besorgung des Wallfahrtsortes Maria-Schnee einer eifrigen Ordens-Kongregation übergeben wurde: seit diesem Jahre steht nämlich der Ort unter der Leitung der Brüder vom Allerheiligsten Altarssakramente.

Gebetserhörungen.

Schnelle Hilfe für ein krankes Kind.

Wir hatten einen Sohn namens Alfons, der war bis zum dritten Jahre ganz frisch und gesund. Dann aber bekam das Kind eine uns unerklärliche Krankheit, daß es weder sitzen noch stehen konnte. Wir haben viele Doktoren gehabt und sehr viel Geld darangesetzt, aber alle menschliche Hilfe erwies sich als umsonst.

So mußte das arme Geschöpf drei Jahre lang leiden. Da wandte sich endlich meine Frau zu der himmlischen Helferin Maria-Schnee; dieser Ort ist fünf Stunden von Brünnl entfernt. Meine Frau fuhr mit dem Kinde hin. Noch bei der Hinfahrt nach Maria-Schnee beim heiligen Stein konnte das Kind weder gehen noch sitzen, und noch beim Hinauffahren über den Berg hat das Kind, so oft ein Wagenrad an einen Stein stieß, fürchterlich geschrieen.

Nachdem aber meine Frau ihre Andacht verrichtet hatte und mit dem Kinde heimfuhr, hat es nicht mehr geklagt und am dritten Tage darauf hat das Kind schon gehen können und hat mir voller Freuden gesagt: „Da schau, Vater, ich kann schon gehen!" Jetzt ist dieser mein Sohn schon 29 Jahre alt und ein tüchtiger Geschäftsmann.

Ich kann den Heilungsfall nötigenfalls beeiden.

Brünnl bei Gratzen 1899. Johann Umlauf,
Fleischhauer.

Zehnjähriges Kopfleiden geheilt.

Ich litt durch zehn Jahre an so heftigen Kopfschmerzen, und zwar täglich, daß ich fast nichts essen konnte, ohne es größtenteils wieder erbrechen zu müssen. Dieser erbärmliche Zustand dauerte von meinem 6. bis zu meinem 16. Lebensjahre.

Da ging ich, da ich nicht sehr weit hatte, nach Maria-Schnee, dort befindet sich ein Stein mit der Statue der allerseligsten Jungfrau Maria darauf. Dort machte ich das Gelöbnis, ich wollte von nun an täglich ein kleines Gebet zur Ehre Mariens entrichten. Und wunderbar: ich war von jetzt an von meinen Kopfschmerzen befreit.

Pschneig, bei Unterhaid bei Kaplitz.

Wenzl Differenz,
Bahnwächter.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1931 300jähriges Jubiläum der zweiten Erscheinungen.

1945 50jähriges Jubiläum der P. P. Brüder vom Allerheiligsten Sakramente.

1950 450jähriges Jubiläum der ersten Erscheinung.

Ständige Priester: 1 Priester aus der Kongregation vom Allerheiligsten Sakramente zu Budweis. Aushelfer von Fall zu Fall.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 150.

Kommunikanten jährlich: 9000 bis 10.500.

Besucher jährlich: 40.000 bis 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 150.

Hauptfest: Sonntag nach Maria-Schnee (5. August). Auch die drei goldenen Samstage.

Einwohner um die Kirche herum: 50 Personen.]

Ständige Devotionalienhändler: 1 (doch zeitweise bis 20 Buden).

Gasthäuser: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrt.

Von Linz nördlich mit der Linz—Budweiser Bahn, und zwar bis Station Zartlesdorf. Linz—Zartlesdorf gegen 3 St. K 2.80. Schnellzug 1½ St. K 3.70. Budweis—Zartlesdorf 1½ St. K 1.80. Schnellzug gegen 1 St. K 2.40.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Schnee—Maria-Rast am Stein. Zu Fuß über Unterhaid 4½ St. Von Hohenfurt bis Zartlesdorf (neue Bahn) ¾ St. K —.90.

Maria-Schnee—Brünnl bei Gratzen. Fußtour gegen 5 St.

Maria-Schnee—Řimau. Eisenbahn Zartlesdorf—Holkau Řimau 1 St. K 1.—.

Maria-Schnee—Gojau (schlechte Verbindung). Entweder per Eisenbahn nach Budweis, von dort wieder über Krummau nach Gojau. Oder per Eisenbahn bis Holkau-Řimau, von dort westlich 3½ St. zu Fuß (ev. auch nur 2 St. zu Fuß bis Goldenkron und von dort wieder Eisenbahn).

Literatur.

Austria-Kal. 1847, 108.

Reg.-Mar.-Kal. 1878, VIII.

Probstein Mariä, 1650; — 3. Aufl. Linz, Rädlmayer 1688; — 4. Aufl. Linz, Feichtinger 1761.

Schnölzer, Der hl. Stein, Neuhaus, Landfraß 1846.

Sommer, Böhmen IX, 248.

Klimesch, Urk. u. Reg. des Klarissinnen-Klosters Krummau, Prag 1904, Selbstverlag.

Hulka, Gnadenort Maria-Schnee. Budweis 1905, 8°, 44 S. 2. Aufl.

Leo-Gschft. D. f. W. d. kath. K. Wien. IX, 93.

Kurze Erwägung.

„Auf dem Felsen hast Du mich erhöht!" also kann Maria mit dem Psalmisten frohlockend rufen (Psalm 60, 3). Wir aber schauen auf zum lieblichen Steinthrone und rufen mit den zarten Worten des Hohenliedes zur Felsenkönigin empor: „Meine Taube in den Felsenklüften, in der Mauerhöhlung, zeig' mir Dein Angesicht, laß Deine Stimme in meinen Ohren klingen!" Wohl dem, der seine Hoffnung setzt auf Maria, die Mutter des Herrn. Von ihm wird gelten das große Wort des Weltheilandes: „Er ist dem weisen Mann zu vergleichen, der sein Haus auf einen Felsen baute.

Da fiel ein Platzregen, es kamen Wassergüsse, es tobten die Stürme und stießen an jenes Haus, — aber es fiel nicht zusammen, denn es war auf einem Felsen gegründet." (Matth. 7, 24. 25.)

Gebet.

Sei mir gegrüßt, Maria, mein Fels, meine Zuflucht und Kraft! Nimmer verlassen ist, wer sich auf Dich verläßt! Alles mag wanken, alles mag weichen, doch nie Deine Liebe, nie Deine Macht! Ja, hohe und herrliche, mächtige Frau — auf Dich und Dein Erbarmen hab' ich seit Jahren gebaut, will weiter bauen, will bauen, bis in Todesnot die Kelle der müden Hand entsinkt; und noch mein letzter, brechender Blick wird deutlich sprechen: Mutter, ich danke Dir, daß Du den schwachen Baumeister helfend unterstütztest, denn was ich geleistet, Maria, — es ist nur Deine Leistung! Amen!

Maria-Rast am Stein.

Südböhmen.

3000 Kommunikanten.

(NB. Wegen enger Beziehung zu Maria-Schnee schon hier eingereiht.)

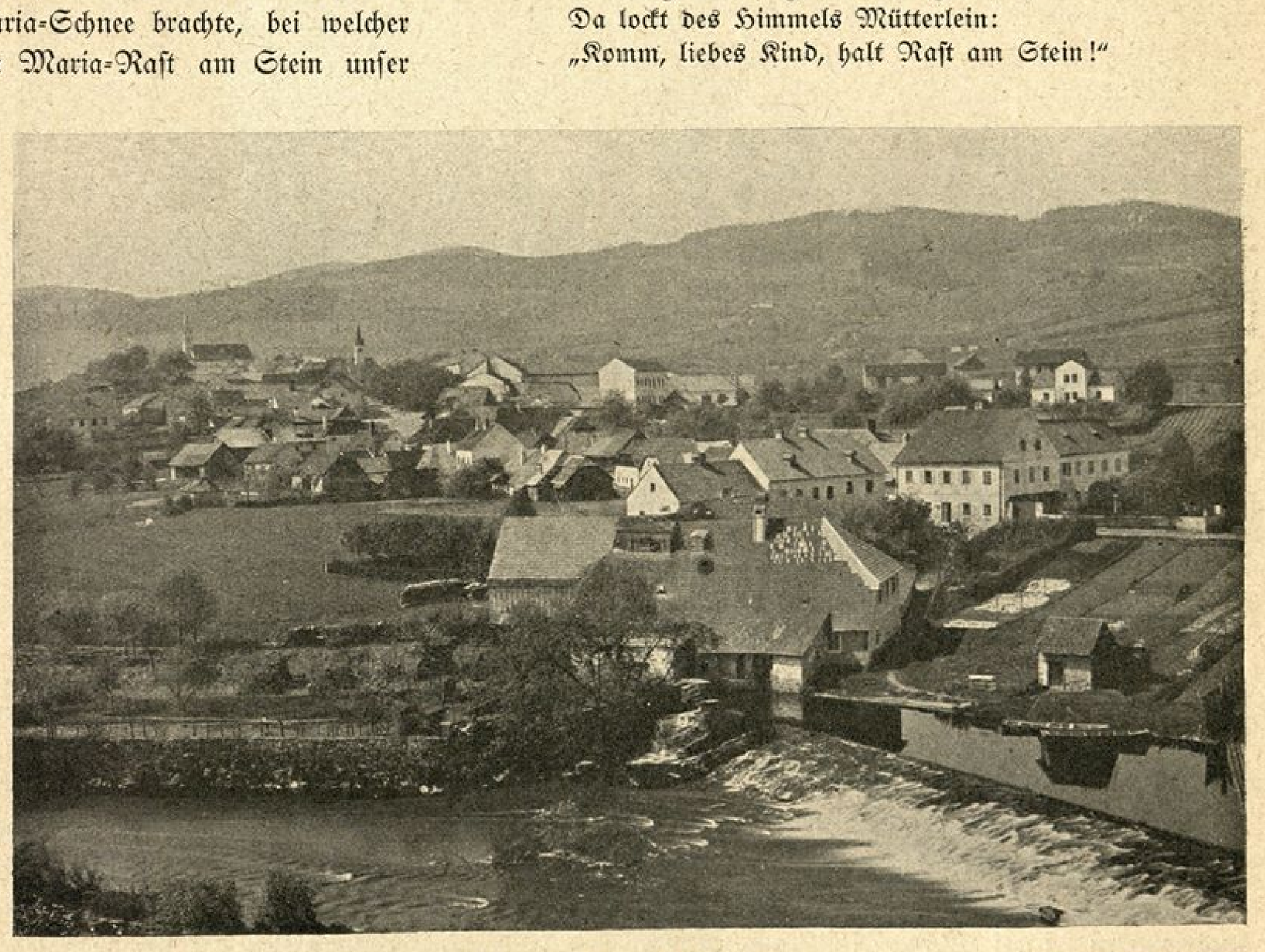
„Komm, Kind, und bau mir die Kapelle,
So klang's in manches Herz hinein. —
Die Knaben waren rasch zur Stelle
Und fügten emsig Stein an Stein.

Was Kindeshände froh begonnen,
Das nahm Gott selbst in seine Hand,
Bereit, mit Gnade reich zu lohnen
Die Kindestat dem ganzen Land.

Da blinkt und winkt ein Kirchlein klein,
Da klingt und singt ein Lied gar fein,
Da lockt des Himmels Mütterlein:
„Komm, liebes Kind, halt Rast am Stein!"

Örtliche Lage.

Es ist dieselbe Eisenbahnstation Zartlesdorf, die uns auch nach Maria-Schnee brachte, bei welcher wir auch heute, da Maria-Rast am Stein unser schönes Ziel ist, Halt zu machen haben. Dort in Zartlesdorf müssen wir ja aussteigen und mittels neuerbauter Flügelbahn westwärts streben, der Stadt Hohenfurt entgegen. Wir sind im Böhmerwalde, haben also Bergland vor uns, und zwar schönes Bergland. Schon von ferne winken uns die beiden bedeutenderen Höhen: der Hirschenstein (1026 m) und der Sternstein (1125 m), für uns um so beachtenswerter, da auf ihren Vorbergen das Wallfahrtskirchlein liegt, dem heute unser Besuchen gilt. Lange Strecken hin begleitet uns der jungen Moldau schwarzes Wellenband; es ist gar nicht zu leugnen, daß die Böhmerwaldflüsse wegen des Eisengehaltes ihrer Wasser eine fast unheimlich dunkle Färbung zeigen, die demjenigen um so auffallender erscheint, der nur die lichtgrünen Bächlein der Alpenländer Österreichs gewöhnt ist.



Hohenfurt mit Maria-Rast am Stein. Phot. J. Seidel, Krummau.
(Maria-Rast ganz rechts, beinahe auf der Spitze des Berges.)

Nach einer halbstündigen Eisenbahnfahrt ist Hohenfurt erreicht. Vergebens ist diesmal das Locken des hohen Stiftsturmes, der uns rechterhand außerhalb des Ortes zum interessanten Besuche des Zisterzienserstiftes ladet; wir haben diesmal wichtigeres, höheres, dringenderes: dort oben an der Lehne, im waldigen Bergesgipfel halbversteckt

Frohgemut geht es empor durch Wiesen und Felder, vorbei an neuen, schön ausgestatteten Bildstöcken, darstellend des leidenden Heilandes Kreuzwegstationen. Wird's Sünde sein, wenn wir bekennen, daß unser Herz damals so gar nicht aufgelegt war zur Betrachtung des Leidens? Der sonnenhelle Tag, die freundliche weithin offene Gebirgsgegend, die schöne Jahreszeit, die liebliche Stadt drunten mit dem altehrwürdigen Stifte — und droben ein so interessantes, vielgerühmtes Ziel, eine ganz neue Wohnstätte unserer Lieben Frau — alles dies stimmte unser Herz zu sanften, milden

Akkorden, die, je weiter bergan es ging, an Frische und Kraft gewannen, bis sie droben endlich zu einem jubelvollen Preisliede anschwollen, um schließlich in ein feierlich erhebendes Tedeum auszuklingen. Aber es waren nur Lieder des Herzens, nur Akkorde der Seele, wenngleich die Lippe schwieg, der Mund geschlossen blieb. — Das Herz hat ja doch auch seine Musik!

Die Gnadenstätte.

Schon waren wir der geheiligten Stätte nahe gekommen. Des Kreuzweges letzte Station, nur mehr einige Meter unter der eigentlichen Kirche, fanden wir in besonders reicher Weise ausgestattet. In einer romanischen Nische lag da der Leichnam des Herrn, während hoch über dem kapellenartigen Bau ein schönes Kreuz in die Lüfte ragte.



Maria-Rast am Stein. Phot. J. Seidel, Krummau.
(Oben die Kapelle, rechts davon die Halle mit dem Felsen, unterhalb die 14. Station, Grab Christi.)

Nun noch die allerletzten Stufen empor zum gnadenreichen Thronsitze der Felsenmuttergottes! Eine zahllose Menge von ungefügen Felsblöcken, die da herumliegen, geben dem fremden Pilger Kunde, daß er nun angekommen sei bei Maria-Rast „am Stein".

Fichten und Tannen halten Ehrenwache rings um das stille Heiligtum. Eine mächtige Buche hat ihr dichtes Blätterdach willig zum Schalldeckel einer sehr einfachen Kanzel hergegeben, einer Kanzel, von der herab mitten im Waldesgrün das Lob des Schöpfers erschallt. Der wilde Forst, ehemals kaum besucht, ist also Stätte des Gebetes und des Gotteslobes geworden! Und im Verein mit andächtigen Pilgerscharen lauschen des Waldes alte Riesen, der Bäume gefiederte Bewohner, des Berges graue Felsenklötze — dem Evangelium Jesu Christi!

Und nun denn zu den eigentlichen Baulichkeiten. Es sind deren zwei: die Kapelle und ganz abgesondert davon eine Art Ehrenhalle, die den heiligen Stein umschließt.

Beide Baulichkeiten tragen das Gepräge der Neuheit an sich, sind nett und stilgerecht in romanischer Art hergestellt und verdienen alles Lob. Die Kapelle selber ist nicht groß, etwa für 200 Personen hinreichend und trägt als Zier ein nettes Türmchen.

Ungleich interessanter ist uns die Ehrenhalle.

Sie besteht im Grunde genommen aus einem länglichen Rechtecke, das an seinen Wänden mit sehr vielen Votivbildern bedeckt ist. In der Mitte der einen Langseite hat die Halle eine Ausbuchtung, oder vielmehr eine angebaute Kapelle, die eigentliche Felsenkapelle. Und diese ist es, die uns zumeist interessiert.

Sie ist gerade so groß gebaut, daß der mächtige Felsblock, der der Träger der Marienstatue ist, soweit Platz drinnen hat, daß rings um ihn herum eine einzelne Person längs der Mauer herumgehen kann. Die Kapelle erhält von mehreren mit Glasgemälden gezierten Fenstern eine ziemlich große Fülle des Lichtes.

Das ist nun klar, daß diese Kapelle in Maria-Rast am Stein, verglichen mit jener in Maria-Schnee, unbedingt den Vorzug verdient. Sie mag kleiner sein, aber sie ist sozusagen ausschließlich Eigentum der Muttergottes; und die liebliche Muttergottesstatue ist in doppelter Beziehung der Mittelpunkt dieser Kapelle. Dazu kommt noch, daß hier der Umstand, daß eben nur ein einziger Stein vorhanden ist, die Einheit des Ganzen ungemein hebt, während in Maria-Schnee zwei Steine nebeneinander liegen.

So thront also hier Maria mit ihrem Gotteskinde als unbestrittene Herrin ihres Heiligtums auf dem harten Felsen. Die Statue zeigt jene liebliche Anmut, die den meisten Schnitzereien des Grödnertales in so hohem Grade eigen ist. Der Künstler hat es verstanden, dem bleichen und länglichen Gesichte der Himmelsfrau einen Zug von großer Milde und Güte zu geben. Aber während sich ihr Auge abwärts senkt, gleichsam dem Beschauer entgegen, zeigt es dennoch etwas Träumerisches, Sinnendes; der Geist der hohen Frau scheint irgendwo in der Ferne zu schweifen, und das, woran sie denkt, ist nicht gerade etwas Erfreuliches: ein Zug stiller Wehmut verrät uns dies deutlich genug.

Auf ihrem Haupte, von dem ein breiter Schleier niederwallt, glänzt ein lichtumstrahltes Kreuzlein (das charakteristische Merkmal von den Darstellungen „Maria-Schnee"). Mit ihrer Rechten hält sie das nackte Füßchen ihres

holden Gottesknaben fest umschlungen, während ihre Linke sich schützend um den kleinen Heiland legt, der auf ihrem Knie sitzt. Das Gotteskind selbst trägt im Bilde zum Gegensatze mit Maria eine ziemlich hohe Krone über den dichten, reichgeringelten Locken. Mit der Linken die Erdkugel an sein Herz pressend, hat der Knabe die Rechte zum Segen erhoben, während sein Mund offenbar diese huldreiche Handbewegung durch entsprechende Worte begleitet.

Liebe und Dankbarkeit hat dem traulichen Felsenbilde Mariens eine Fülle von Blumen hingebreitet. So sehr wir nun auch die gute Absicht erkennen und anerkennen, bleiben wir trotzdem bei unserer früher ausgesprochenen Meinung: Lasset, ihr guten Leute, dem Muttergottesbilde den Felsen, den sie sich erwählt hat, ihr habt hundertfach Gelegenheit, andere Bilder dieser Frau mit Blumengewinden zu schmücken! — Und bedenket das eine: Tausende von Kirchen und Kapellen und Zimmern haben blumengeschmückte Marienbilder; — euer Ruhm, ihr Hohenfurter, ist die Mutter auf dem Felsen, aber nicht die Mutter im Blumengarten!

Entstehungsgeschichte.

Wir haben in den vorhergehenden Seiten geschildert, wie jener Ort, den Maria sich zu ihrer zweiten Rast erkoren (Maria-Schnee), gar bald aufblühte und ein Ort der Gnade wurde und es auch verblieb bis zum heutigen Tage; denn Maria-Schnee gehört auch heute noch zu den größeren Wallfahrtsorten des Königreiches Böhmen.

Doch nun zurück zu jener armen, verlassenen Stätte, welcher eigentlich all diese Gnaden gegolten, und wo Maria ursprünglich ihren Thron aufschlagen wollte, — zurück im Geiste zu „Maria-Rast am Stein bei Hohenfurt".

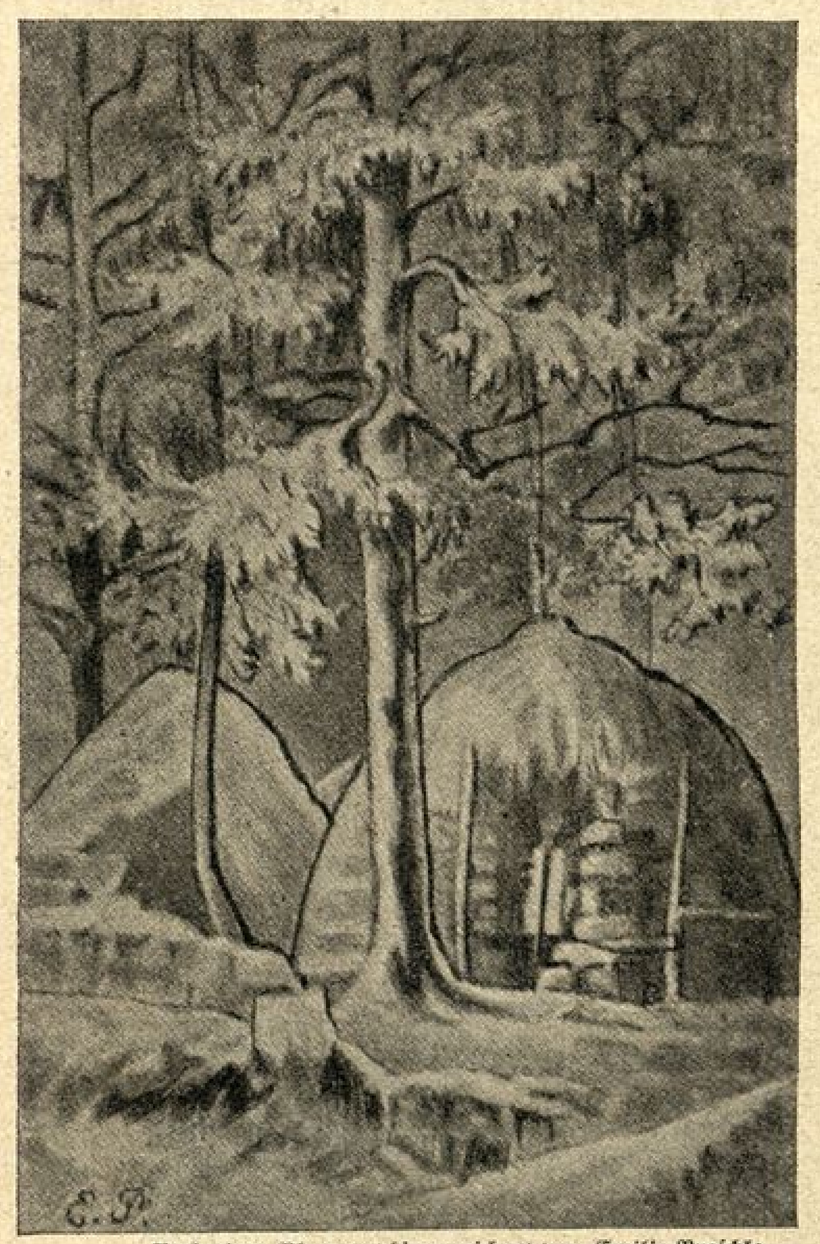
Verödung und Vergessenheit durch Jahrhunderte lang war der Anteil und die Erbschaft für die angebotene, aber verachtete Gnade. Wohl stand der Stein wie ehemals, wohl ging ein unbestimmtes Gerede durch das Volk, daß der Ort ein Gnadenort sei, wohl stieg ab und zu ein stiller Beter empor zum heiligen Steine, wenn Herzeleid seine Seele umdüsterte, um dort zu beten, zu weinen und sich Trost zu holen, — aber alles dies waren nur Ausnahmen — im großen und ganzen war der Ort vergessen und verschollen.

Da begann in aller Stille ein wunderbares Walten der Gnade. Die Himmelskönigin konnte jenes Ortes, auf den zu allererst ihr barmherziger Blick gefallen, niemals ganz vergessen, und sie beschloß, die zugedachten Gnaden, wenn auch erst in späterer Zeit, so doch um so wundersamer zu erteilen.

„Nicht auf ewig zürnen wird der Herr, nicht auf immer drohen" (Psalm 102).

Vierhundert Jahre der Verlassenheit schienen genug der Buße für die einstige schmachvolle Verachtung und Vertreibung.

Aber wunderbare Fügung! Abgrund göttlicher Weisheit und Vorsehung: was jugendliche Menschenkinder einst im Übermute verbrochen, das sollte durch heiligen Eifer einiger Knaben wieder gutgemacht werden. So bietet die Geschichte von Maria-Rast wahrhaftig ein wundersames, ergreifendes Schauspiel göttlicher Erbarmung und göttlicher Gerechtigkeit.



Nach einer Photographie gezeichnet von Emilie Proschko.

Maria-Rast am Stein. Einst Kinderspiel, nun Wallfahrtsziel. Ursprungskapelle von Maria-Rast bei Hohenfurt.

Im Jahre 1887 war es, da schlossen sich sieben Hohenfurter Schulknaben aus eigenem Antriebe zusammen; sie wollten dort am heiligen Steine droben mit eigenen Händen eine Kapelle bauen! Wer hat den frommen Kindern diesen eigenartigen Entschluß eingegeben? — Wer sonst als die Barmherzigkeit Gottes, die nun einen Strom der Gnade für jenen auserwählten Ort eröffnen wollte!

Mit jugendlichem Feuereifer gingen die kleinen Baumeister an's Werk. Einzeln umherliegende Steine, deren es viele in der dortigen Gegend gibt, trugen sie unter großen Mühen als Baumaterial zusammen. Ihr Bauwerk, das etwa für acht Personen Platz bot, lehnten sie an den starken Stamm einer alten Fichte. Über die Mauern wurde ein rundes Dachgerüste gelegt, sogar eine Tür ward hergestellt und die Pfosten hiezu aneinander gebunden. Nach mehr als zwei Monaten war die Kapelle zur unsäglichen Freude der kleinen Unternehmer fix und fertig.

Das Kinderwerk konnte nicht lange verborgen bleiben. Es trug ihnen zunächst Lob und Anerkennung ein. Dann erhielten sie vom Katecheten sogar die Erlaubnis, eine Opferbüchse daselbst anzubringen, damit sie durch die frommen Gaben anderer instand gesetzt würden, für ihr „Waldkirchlein" ein Marienbild anzuschaffen.

Freilich wurde ihnen zu ihrem allergrößtem Leidwesen die Opferbüchse ausgeraubt, aber schnell fand sich ein wohltätiger Bürger aus Hohenfurt, der den Knaben alles ersetzte und ihnen alsbald zur Anschaffung eines Marienbildes behilflich war.

Die ganze Angelegenheit bekam jedoch plötzlich eine ernstere Wendung, als in demselben Sommer der greise Prälat des Stiftes Hohenfurt zu jenem „Kinder-Mariazell" emporstieg und sich für die Sache lebhaft zu interessieren begann.

Wohl lag ihm der Gedanke, hier etwa die Grundlagen für einen neuen vielbesuchten Wallfahrtsort zu legen, gänzlich ferne, er wollte eigentlich nur den Eifer der Knaben belohnen und zugleich den Hohenfurter Bürgern ein neues Ausflugsziel schaffen, das neben Erholung des Körpers zugleich nützliche Anregung für die Seele bieten könnte.

Und so beschloß er denn, an diesem Plätzchen, das ja schon früher manchem frommen Beter als ehrwürdig gegolten, eine Kapelle zu erbauen!

Der Entschluß des Abtes wurde von der ganzen Bevölkerung mit warmer Freude begrüßt. Der nötige Platz wurde alsbald von den Besitzern geschenkt. Geldspenden, Materialien, Zufuhren wurden von allen Seiten bewilligt.

Ein so hoher Eifer veranlaßte, daß das ursprünglich geplante Kapellchen noch während des Baues aufgegeben und ein ziemlich geräumiges, etwa 200 Personen fassendes Kirchlein errichtet wurde. Der Name für das neue Heiligtum war bald gefunden: „Maria-Rast am Stein" sollte es heißen, und der Name blieb dem Orte bis heute.



Maria-Rast am Stein, das Gnadenbild am Felsenthrone. Phot. J. Seidel, Krummau.

Am 15. August 1888 wurde der neue Bau unter großem Gepränge feierlichst eingeweiht. Das war wohl ein Ehrentag für jene sieben frommen Hohenfurter Knaben. Und Maria, die Himmelskönigin legte sichtbarlich ihren Muttersegen auf das Werk ihrer zarten, guten Kinder.

Der Ruf des neuerbauten lieblichen Kirchleins verbreitete sich alsbald in der ganzen Umgebung; Pilgerscharen kamen, einzelne Waller stiegen den Berg hinan, von wunderbaren Gebetserhörungen wurde gesprochen und in aller Mund erschallte der Lobpreis des neuen Gnadenortes.

Da nun ohnehin das Kirchlein gar zu enge war, so wurde schon zwei Jahre hernach eine Ehrenhalle über dem heiligen Steine selber erbaut. Bis zum Jahre 1890 hatte man nämlich die kleine Kinderkapelle, die sich über dem heiligen Steine wölbte, an ihrem Orte belassen. Da sie aber durch die Einflüsse der Witterung bei ihrer mangelhaften Bauweise begreiflicherweise schnell dem Verfalle entgegenging, wurde sie also nach drei Jahren ihres Bestandes hinweggeräumt und an ihrer Stelle die heute bestehende Halle samt der Felsenkapelle erbaut.

Dies also sind die gewiß bescheidenen Anfänge dieses Heiligtums, daß sich seit der kurzen Zeit seines Bestandes bereits einer hohen Beliebtheit erfreut.

Wir halten dafür, daß dem lieblichen Orte eine noch größere Zukunft bevorstehe.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1937 50jähriges Jubiläum der Begründung der Kapelle.

Kein ständiger Priester, doch Meßlizenz, keine Kommunikanten (doch gehen viele Pilger in Hohenfurt zur Kommunion, zusammen jährlich 3000).

Besucher jährlich: 20.000.

Prozessionen jährlich: 10 bis 12.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt.

Meereshöhe der Wallfahrtskapelle 750 (Hohenfurt 530) m.

Bewohner am Berge: 16 bis 18 Personen.

Ständige Devotionalienhändler: 2; gewöhnlich nur im Orte Hohenfurt.

Gasthäuser: 1 Bierschank am Berge.

Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Literatur.

Tibitanzl, Einst Kinderspiel . . . Strebersdorf, Wien 1904, 8°, 24 S.

Tibitanzl, Einst Kinderspiel . . . Strebersdorf, Wien (Katholischer Schulfreund, Jahrg. 1904).

Ave Maria, Linz, XI, 205

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K., Wien, IX, 91.

Kurze Erwägung.

Nimm dir die ernste Lehre von der rechtzeitigen Ausnützung der gegebenen Gnadenfrist zu Herzen. Maria-Rast am Stein mußte (wenn wir der ernsten, freilich nicht sicheren Legende glauben) 400 Jahre die ihm zugedachten Gnaden entbehren, weil es die Stunde der Heimsuchung mutwillig verscherzte. Die Stunde der Heimsuchung für dich ist das gegenwärtige Leben. Jetzt steht dir Gott nahe, jetzt macht er dir seine Angebote, bietet dir seine Bündnisse. Erkennst du die Wichtigkeit dieser Angebote, dann Heil dir! Erkennst du sie nicht — so wird geschehen, was in Maria-Rast am Stein geschah — die Stunde wird vorbeigehen, die Todesschleier werden dich decken und die Gnade bleibt verscherzt; wie lange? 400 Jahre? Wir wissen es nicht; aber unser Meister hat stets von einer Ewigkeit gesprochen.

Gebet.

O Herr, der Du jedem Menschen hier auf dieser Welt eine kurze Prüfungszeit gegeben hast, die unwiderruflich ewige Schicksale entscheiden soll, der Du überdies keinem einzigen eine Wiederholung dieses Lebens gestattest, wir bitten Dich in großer Angst und in bangem Zittern: laß uns die Wichtigkeit dieser kurzen, einzigen Lebensfrist klar und scharf erkennen, und hilf uns, daß wir nach dieser Erkenntnis auch handeln und mit jedem Tage, mit jeder Stunde geizen, damit wir einst mit Deiner Hilfe als rechtschaffene Arbeiter anerkannt und mit jenem Lohne belohnt werden, den Du allen jenen verheißen hast, die Dir treu und unentwegt auf Erden dienen. Und Du allerseligste, barmherzige Jungfrau Maria, sei unsere Fürsprecherin an Gottes Throne, daß wir diese Ziele erreichen und nach kurzer Prüfungszeit hinieden ewig rasten dürfen. Amen.



Weizberg, Gesamtansicht. Phot. Dellesant, Weizberg.

Weizberg.

Oststeiermark.

10.000 Kommunikanten.

Des Meisters Hand die Kunst erfand,
Den Stein in Formen zu gießen,
Er goß ein Bild gar zart und mild,
Ein Bild von Maria, der Süßen.

O Mutter mein, ich selbst bin Stein,
Und Du doch geschickter als alle,
So gieß' aus mir ein Bild von Dir,
Damit ich dem Herrn gefalle.

Zugang zum Heiligtume.

Kommet, ihr Freunde, kommet mit uns; eine Krone gilt es zu beschauen, eine Krone der Ehre, wie der schönen Steiermark weites Gefild kaum eine zweite aufweisen kann.

Und wo denn die Krone der Zierde wäre? Ich will es euch sagen: Der „Himmelberg" ist's! So nennt das Volk noch immer die schöne Stätte, die heute schon längst einen andern Namen erhalten: „Weizberg" nennt man sie heute; und wo soll denn der Weizberg anders liegen, als dort, wohin sein Name schon deutet: nahe bei Weiz, der lieben Kleinstadt im östlichen Teile der steirischen Berge.

Und seid ihr alle gut zu Fuß, wie wir hoffen, so wollen wir, der Hauptstadt Graz enteilend, in direktem Marsche auf unser ersehntes Ziel hinsteuern: nordöstlich, immer nordöstlich! Da werden wir zuerst die hehre Gnadenstätte Maria-Trost antreffen; wir kennen sie bereits; heute muß sie sich wohl mit kurzem Gruße begnügen; wir haben ein weiteres Ziel, und — dürfen wir es sagen: vielleicht sogar ein schöneres.

Liebes, schönes Maria-Trost, sei uns nicht böse, daß wir also sprechen, aber dein Bruder, der Weizberg, ist eben gar so wunderbar schön!

Also von Maria-Trost noch immer nordostwärts, dann werden wir nach vierstündigem Marsche, aus Waldesdunkel ins Freie tretend, eine halbe Stunde vor uns das erblicken, was wir suchen: das Städtchen Weiz, und des Städtchens schönste Zier: die Wallfahrtskirche am Berge.

Ah, welch ein Anblick von der Entfernung! Sehet, der mächtige Vater im Himmel hat sich einen prächtigen Mantel gewoben, grünsamten, hellfarbig: die frischen Hänge der

Berge; und Menschenhand hat diesem Waldesmantel einen Ehrensaum gegeben: das blinkende Städtchen Weiz mit seinen zierlichen Häusern. Und den schönen Samtmantel hat Gott seiner lieben Mutter geschenkt zum Präsente. Und sie nahm ihn, froh im Herzen, und sagte: Ja, der Mantel ist mein! Und sie löste einen Diamant aus ihrem himmlischen Königsornate und fügte ihn mitten ein in den grünen Mantel, daß er blitzt und leuchtet meilenweit: die Kirche droben am Weizberge. Ist ja doch jegliche Stätte der Gnade ein Edelstein, den Marias mildreiche Hand ihren Menschenbrüdern gegeben!

Also Diamant meiner Mutter, Gruß dir, herzlichsten Gruß! Gruß deinem schneeweiß blinkendem Gemäuer, Gruß auch deinen weithin leuchtenden Türmen! Welch ein frohes Wandern nach solchem Ziel! Wie manches feurige Ave entreißt dieser stetige Wunderblick der begeisterten Brust!

Ja, liebes Weiz, bist eine der schönsten Zierden der grünenden Steiermark und in deiner prachtvollen Kirche der Gnade hat dir der Herr ein gleichsam lebendes, pochendes Herz geschenkt, damit du lebest, lebest für ihn und ihm zur Ehre gereichest immerdar!

Aufstieg zur Gnadenkirche.

Nun stehen wir in Weiz. Wir fragen den nächstbesten der uns Begegnenden: „Wo führt der Weg zum Weizberg hinauf?“ „Da gibt es mehrere: die Straße dort, in sanftem Ansteigen führt Sie in 20 Minuten zur Höhe.“ „Ist diese Straße der Weg der Pilger?“ „Nein, das nicht, der Pilgerweg führt kurz, aber steiler, in gerader Richtung zum Berge empor.“ „Wie lange dauert der Marsch?“ „Zehn Minuten.“ „Gott vergelte die Auskunft. Das ist unser Weg! Wir sind Pilger!“

Frohgemut wandeln wir dahin, zuerst in der Ebene flachem Gefild, dann im Schatten eines Haines steiler empor.

Ah, schöne Kapellen, Schmerzenskapellen unseres Heilandes und seiner Mutter, Gruß euch, Pilgerführer, Pilgerlehrer! Ihr zeigt ja den richtigen Weg, ihr lehrt uns in rechter Stimmung des bitteren Leidens des Herrn gedenkend, die so sorgsam schön erhaltenen Wege emporzusteigen. Ja, alle Ehre euch, Weizer Bürger, daß ihr den Wallfahrtsweg so schön erhaltet! Wohl euch, daß euch die Wege zur Mutter noch liebe, teure Stätten sind und sich eurer sorgsamen Pflege offensichtlich in hohem Maße zu erfreuen haben!

Und nun endlich am Ziele! Den Kirchenplatz betritt unser Fuß und vor uns steht in ernster Pracht der gewaltigen Kirchenfront breites, massiges Bauwerk. Ein würdiges Paar gedrungener Türme gibt der imposanten Front Schmuck und passenden Abschluß. Sie gefallen uns, wenn wir auch wissen, daß sie in ihrer jetzigen Gestalt nur Nottürme sind.

Will man sie erschauen in jener Ausstattung, wie sie gedacht und gewollt sind, so muß man Einblick nehmen in die Pläne des Kirchenarchivs und man wird dann gewiß mit stiller Sehnsucht und großem Wohlgefallen jenen Tag herbeiwünschen, da diese bisher nur auf dem Plane zu schauenden Türme mit ihren zwei herrlichen Helmen der sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit angehören werden! Möge bald dieser Freudentag für die Stadt Weiz erscheinen!

Eine zweifache Aufgangsstiege führt uns zum schönen Portale empor. Haben wir diese Stiege hinter uns, so befinden wir uns in einem mit einer Ringmauer umschlossenen Raume, dem eigentlichen Kirchenplatze.

Das Portal selber gibt dem eintretenden Pilger eine ernste Mahnung zur Andacht und Ehrfurcht: „Wie furchtbar ist dieser Ort! Denn hier ist nichts anderes, als das Haus Gottes und die Pforte des Himmels!“ (1. Moses 28, 17.) Über dieser Inschrift eine sehr würdige in Stein gehauene Muttergottesdarstellung, neben ihr huldigend, ebenfalls aus Stein, einige Figuren.

Hoch droben zwischen den Türmen fesselt unseren Blick ein liebliches Marienbild, hinter dem himmelblauer Hintergrund hervorleuchtet; es ist ja überall ein Stücklein Himmel, wo immer Maria zu rasten sich würdigt.

Das Innere der Gnadenkirche.

Wohlan denn, laßt uns eingehen in das Haus des Herrn!

Eine großartig schöne Kirche, ein Idealbau im italienischen Renaissancestile zeigt sich unserem erstaunten Blicke. Wir haben manches Bauwerk geschaut, hier ist der allerschönsten eines! Der erste Eindruck ist ein geradezu überwältigender.

Unwillkürlich hemmen wir unsere Schritte und als ob wir erst Mut schöpfen müßten näherzutreten, starren wir ehrfürchtig auf diese Offenbarung wundersamer Schönheit.

Da fällt unser Blick auf eine lateinische Inschrift, die gleich beim Haupteingange neben der Chorstiege zu finden ist. Wir lesen sie, wir übersetzen sie, wir bieten sie unseren Lesern in deutscher Sprache. Sie lautet:

O Pilger, halt ein!
Nicht eher schreite zum Altar,
Bevor du bewundert — ein Wunder fürwahr! —
Der Mutter Mariä Wunderkraft,
Die solches Bauwerk herrlich geschafft!
Denn ihr Werk war es ganz allein:
Sie hat ohne irdische Gründer,
Vertrauend bloß auf ihre Kinder
In allerschwierigster, arger Zeit,
Da Kriege tobten weit und breit,
Und Armut herrschte und bitteres Leid,
Den Tempel allhier zu solcher Pracht,
Wie du sie nun schaust, emporgebracht!

* * *

Und jetzt erst, Pilger, geh'
Und Gnade dir erfleh'!

Sei mir gegrüßt, herrlicher Tempel! Du Sinnbild der Majestät! Du irdischer Abglanz himmlischer Schönheit! Du Meisterwerk aus Menschenhand! Triumph der Baukunst! Würdiger Thronsaal der schmerzhaften Königin!

Leser, verzeihe uns die Begeisterung: aber wer Feuersglanz zu schildern hat, muß flammende Worte brauchen.

Aus grauem Grundton blinkt mannigfaltige Goldverzierung und prächtige Farbenharmonie großartiger Decken- und Wandgemälde uns entgegen!

Und wie geräumig diese Kirche ist, wie weit ihre mächtigen Hallen! Und wenn ihrer 6000 zu gleicher Zeit kommen,

sie können zu gleicher Zeit in dieser Kirche ihr feuriges „Ave", ihr brausendes „Tedeum" singen.

Wie kühn gespannt die hohen Bogen des Deckengewölbes! Wie zierlich das reichgegliederte Renaissancegesimse, wie prächtig die Säulenkapitäler darunter!

Wohlan, jetzt laßt uns schwelgen in der Beschauung der großartigen Deckengewölbe! Es sind ihrer fünf. Das größte ist in der Mitte. Gleich ober uns, beim rückwärtigen Eingange, sehen wir ein farbenprächtiges Bild der Verkündigung Mariens; das zweite Bild nach vorne stellt uns die Geburt der allerseligsten Jungfrau dar. Das dritte in der Mitte, das größte (vergleiche Abbildung), ist eine kunstreiche Darstellung des Innern des jüdischen Tempels, und wir schauen da die Reinigung Mariens und die Weissagung des greisen Simeon. Das vierte Gemälde mahnt uns an die unbefleckte Empfängnis Mariens, das fünfte, schon gegen den Hochaltar hin, an die Himmelfahrt der Gottesbraut.

O daß doch die zahlreichen Malereien, mit denen auch die Seitenwände reichlichst bedeckt sind, ebenso frisch und gut erhalten wären, wie die gewaltigen fünf Deckengemälde; leider sind die Seitenwände und ihr Zierat schon etwas abgeblaßt.

Dies alles haben wir geschaut, während wir stille bewundernd rückwärts beim Eingange standen.

Nun schreiten wir vorwärts. Links und rechts von uns weiten sich Seitenkapellen und nach diesen, wieder links und rechts, genau in der Mitte der Kirche, zwei noch größere, wahrhaft preiswürdige Seitenkirchen; denn fast muß man sie Kirchen nennen und manch ansehnliches Gotteshaus müßte es als Vorteil einschätzen, solch ein Apsis (Vorderabschluß) zu bekommen, wie hier diese beiden großen Seitenkapellen! Jede dieser beiden Seitenkirchen umschließt einen kleinen zierlichen Altar, der ganz und gar in Gold erglänzt und den Eindruck macht, als müßte er ein ansehnliches Kunstwerk sein.

Und wie licht alles in dieser Kirche ist! Ja, wir preisen dies als einen großen Vorteil dieser Hallen, daß durch die zahlreichen, bloß mit einfachem Glas verschlossenen Fenster eine derartige Fülle von Tageslicht von allen Seiten hereinbrechen kann, daß eben dadurch die Schönheiten des Innern in ihrer ganzen Würde und Pracht zur Geltung kommen.

Langsam weiterschreitend, mustern wir mit zufriedenem Blicke linkerhand die zierliche Kanzel, von deren Schalldeckel herab die hochragende Mosesfigur uns die zwei Gesetztafeln präsentiert, als wollte er uns auffordern: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!" Und über den Gesetzestafeln funkelt, von blitzenden Strahlen umleuchtet, der ewige Name Gottes: „Jehovah!" „Ich bin, der ich bin!"

Und nun den Blick zum Hochaltar! Mustergiltig in seiner Art! Stilgerecht, der Größe des Gotteshauses entsprechend, würdig in den Formen, reichgeschmückt ohne überladen zu sein, bildet er den vornehmen Abschluß dieses an Schönheiten so reichen Bauwerkes.

So laßt uns denn niederknien und derjenigen unsere Verehrung zollen, die des Hauses Frau und Fürstin ist. Da schauen wir ihr steinern Bild, das Bild der schmerzgefolterten, gramerfüllten Mutter dessen, den man als Verbrecher gekreuzigt und dessen blasse Leiche sie nun auf ihrem Schoße trägt.

Engelfiguren umschweben sie und einer von ihnen hält uns mit starkem Arme eine Inschrifttafel entgegen, daß wir uns erinnern, was die Muttergottes hier in diesem Tempel vor allem von uns fordert: „Habet acht und sehet, ob denn ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze!" (Jeremias, Klagelieder.)

Über dieser Steingruppe ragt das nackte Kreuz empor und an dem Kreuze das blutende Herz Jesu. Aber ein überaus zierlicher, geschmackvoller Baldachin, der das Schmerzensbild überschattet, sagt uns, daß dieser Schmerz bereits seine Verklärung, seinen Lohn, sein Ende und seine Vergeltung gefunden habe.

Schmerzensmutter, Dir zu Füßen
Will ich preisen, will ich grüßen,
Deinen toten Sohn und Dich!
Selber tot, bitt' ich um's Leben,
Mutter, wolle Du mir geben, —
Daß ich lebe ewiglich!

Und ob das große Schmerzensopfer von Sohn und Mutter annehmbar war vor dem ewigen Gott und Richter? — Die oberste Gruppe des Altares zeigt uns dies in trefflicher Weise. Dort sehen wir dargestellt in der Gestalt eines Greises mit lang herabwallendem Gewand die erste göttliche Person, Gott Vater. Neben ihm, auf Wolken schwebend die Erdkugel, um deren Schicksal es sich ja handelt. Seine beiden Arme sind mit bezeichnender Gebärde weit ausgestreckt, sein Blick richtet sich mit Befriedigung auf die Gruppe unter ihm, deren Mittelpunkt sein toter Sohn ist, alles an ihm atmet Versöhnung, Erbarmung. Ja fast scheint er die bisher verfluchte Erde nun mit seinem eigenen Leibe zu decken; fast scheint er nicht mehr Richter, sondern Verteidiger, Beschützer der Erde und also auch der Erdgebornen zu sein!

Und zu höchst über dem Ganzen als Abschluß des gesamten Altaraufbaues schwebt wie ein Bild des Friedens und der nimmer gestörten Seligkeit der Heilige Geist, dargestellt in seinem Symbole der Taube; Strahlen leuchten rings um ihn, Strahlen des Lichtes, Strahlen des Glückes, Strahlen der seligen Freude.

Und nun:

Leb wohl, du einzig schöner Bau,
Leb wohl, du steinern Bild der Frau,
Seitdem ich staunend euch ersah,
Bleibt meinem Geist ihr stetig nah,
Und war das Schauen Seligkeit,
Bleibt das Erinnern Herzensfreud'.

Lebewohl, du herrlicher Gnadenberg meiner süßesten Mutter!

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Die ehemalige Gnadenkirche und das Gnadenbild.

Die erste Geschichte der Kirche am Weizberge verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Unstreitig gehört sie jedoch zu den ältesten Gotteshäusern der schönen Steiermark.

Wie uns eine ziemlich verläßliche Quelle berichtet, war die alte Kirche am Weizberge schon im Jahre 1065 durch die Wohltätigkeit eines Herrn von Rattmannsdorf errichtet worden. Denn über dem Portale jener ursprünglichen Kirche prangte das Wappen derer von Rattmannsdorf und daneben die denkwürdige Zahl 1065.

Doch dürfte die Kirche zu aller Anfang nicht der schmerzhaften Mutter, sondern dem Geheimnisse Mariä Himmelfahrt gewidmet gewesen sein. Interessant ist dabei die Tatsache, daß sich bis heute noch, also fast durch 900 Jahre, unter dem Volke der Name „Maria Himmelsberg“



Weizberg, Kirchenfront. Phot. Dellesant, Weizberg.

für diese Kirche erhalten hat und daß noch jetzt die zahlreichen Wallfahrer sowie die Einheimischen die Gnadenmutter gerade unter diesem Titel anzurufen lieben.

Aber nicht lange dauerte es, so ward das ursprüngliche Geheimnis durch ein anderes verdrängt und aus der Kirche Mariä Himmelfahrt wurde eine Kirche der schmerzhaften Mutter. Veranlassung hiezu gab die Aufstellung der noch gegenwärtig hier verehrten schönen Statue der schmerzhaften Mutter. Die allerseligste Jungfrau erscheint hier fast in Lebensgröße und hält selber weinend den toten Weltenheiland auf ihrem Schoße. Das Bild ist ein seltsames Denkmal altdeutscher Kunst, eine uralte Steingußarbeit, nach mehrfachem alten Zeugnis eigenhändig von Tiemo, Abt zu Admont, verfertigt. Da Tiemo im Jahre 1090 auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg erhoben wurde, so stammt dieses wahrhaft kunstvolle Gnadenbild aus den Jahren 1080 bis 1090, ist also schon über 800 Jahre alt und liefert auf diese Art zugleich einen Beweis für das Altertum der ursprünglichen Kirche am Weizberge.

Tiemo und seine berühmten Steingüsse.

Der gepriesene und hochbegnadete Tiemo[1]) stammte aus dem Lande Bayern. Seine Eltern gehörten dem Adel an und trugen den Namen Herren von Megling.

Der Knabe kam noch in zarten Jahren in das Kloster zu Altaich (in der Nähe der Stadt Regensburg), wo damals neben Gelehrsamkeit und Wissenschaft die Künste gepflegt wurden: Bildnerei, Erzgießerei und Malerei.

Die Klosterschule erhielt in Tiemo ihren talentiertesten und späterhin berühmtesten Schüler. Er besaß eine ganz eigenartige Gabe, verschiedene Gegenstände in der plastischen Kunst nachzubilden und ward nach vielfacher Annahme zum Erfinder einer besonderen Art von Steinguß, also Herstellung von Statuen, Figuren aus künstlicher Masse. Gerade für das Land Bayern, das ja recht arm an geeigneten Steinsorten für Bildhauer ist, war diese Erfindung von großer Wichtigkeit. Die von ihm angefertigten Meisterstücke galten in der damaligen Zeit (um das Jahr 1100) und auch noch später im 12. Jahrhunderte als unerreichte Wunderwerke der Kunst.

Freilich erheben neuere Kunsthistoriker gegen das Alter dieser Statuen Tiemos ihre Einwendungen und schieben ihre Entstehung in das 13. oder 14. Jahrhundert. Dem entgegen bezeugt aber eine echte Urkunde des 12. Jahrhunderts, daß Tiemos Werke „teilweise noch bis heute erhalten geblieben“ seien. Sie mußten also schon wesentlich früher entstanden sein. Ferner ist auch das Ansehen der steten Überlieferung, die diese Steingüsse beständig dem hl. Tiemo zuschreibt, nicht ganz außer acht zu lassen. Auch findet man diese Steinarbeiten gerade an solchen Orten, an denen Tiemo tatsächlich sich aufgehalten oder wohin er doch leicht kommen konnte.

* * *

Nun finden sich heutzutage derlei genannte Steingüsse aus der Hand Tiemos noch an folgenden Orten vor: Altaich, St. Peter in Salzburg, Admont, Radstatt, Altenmarkt, Friesach, Ober- und Unter-Drauburg, Enns. Außer den soeben genannten Statuen, die für unser Werk weniger von Bedeutung sind, fanden wir noch an vier Wallfahrtsorten Gnadenbilder, die mit mehr oder weniger Sicherheit als Steingüsse Tiemos ausgegeben werden. Diese Wallfahrtsorte sind: Weizberg, Adlwang und Laufen (bei Ischl) in Oberösterreich, und der freilich nur ehemals bedeutende Wallfahrtsort Groß-Gmain bei Salzburg.

Wir stehen also vor einer frappierenden Tatsache: Aus der Hand dieses Künstlers Tiemo sind nicht weniger als vier Bilder hervorgegangen, denen nachträglich die höchste Ehre zuteil ward: die Gotteswahl zum Gnadenbilde. Wir kennen nur einen einzigen Fall, wo etwas Ähnliches zutrifft: die verschiedenen Marienbilder aus der Hand des Evangelisten

---

[1]) Anstatt Tiemo findet sich häufig auch die Lesart Thiemo.

Lukas. Freilich muß man betreffs der letzteren gar manche, sehr berechtigte Fragezeichen beisetzen, ob sie denn wirklich dem Pinsel des hl. Lukas ihre Entstehung verdanken. Außerdem hätte die Wahl der Bilder des hl. Lukas zu Gnadenbildern noch den einen außerordentlich wichtigen Erklärungsgrund, daß nämlich bei Anfertigung dieser Gemälde die allerseligste Jungfrau selber in höchst eigener Person als Modell gesessen sei. — Unter diesen Umständen können wir also wohl die Bilder des hl. Lukas als ganz einzigartig ausscheiden, da sich ja doch niemand auch nur annähernd mit diesen Leistungen vergleichen könnte.

Aber abgesehen vom hl. Lukas steht unser Tiemo ganz einzig da. Dieser Mann hat im Reiche der Gnade ein geradezu unglaubliches, nie dagewesenes Glück gehabt: vier seiner Bilder werden Gnadenbilder! Das ist um so interessanter, als diesen Tiemo auch die irdische Kunst als einen ihrer Großen feiert; und wir wissen bereits zur Genüge, daß der Allmächtige bei der Auswahl der Gnadenbilder gerade der irdischen Kunst nicht übermäßig hold ist.

Und doch sind gerade in diesem Falle die Spuren Gottes deutlich zu erkennen und die Gründe, warum er gerade diese Wege einschlug, auch für kurzsichtige Menschenaugen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, ja sogar Leichtigkeit, nachzuweisen. Und es ist gewiß für den Menschen ein stiller Hochgenuß der Seele, wenigstens in diesem einen Falle den Entschließungen der göttlichen Vorsehung mit Verständnis und Einsicht nachforschen zu können.

Dieser Tiemo starb nämlich im Jahre 1101 im Orient den glorreichen Tod eines Blutzeugen und wurde nachträglich wegen seines besonders gottinnigen Lebens von der heiligen katholischen Kirche in die Zahl der Heiligen aufgenommen, so daß schon auf Erden sein Haupt das Lichtdiadem des Heiligenscheines umstrahlt.

Hier liegt des Rätsels Lösung. Gott wählte zu Gnadenbildern nicht die Steingüsse des Künstlers Tiemo, ja auch nicht einmal die Werke des Salzburger Erzbischofes Tiemo, sondern die Arbeiten des Heiligen, die Statuen des Märtyrers Tiemo! Und wir erlauben uns zu sagen: Wäre Tiemo nicht heilig gesprochen worden, schon die Tatsache, daß vier seiner Bilder Gnadenbilder wurden, bezeugt und beweist es uns: Dieser Mann muß ein Heiliger gewesen sein!

Es wäre demnach gefehlt, wenn uns die irdische Kunst dieses Beispiel des Tiemo entgegenhalten und behaupten wollte, daß Gott also auch irdische Kunsterzeugnisse „richtig einzuschätzen wisse". Wir sind tief überzeugt: Der Künstler Tiemo hätte die Gnade nimmer vom Himmel zu reißen vermocht, das vermochte allein der Heilige Tiemo, der Märtyrer Tiemo!

Der Bau der jetzigen Kirche.

Zweihundert Jahre lang hatte die ehemalige Kirche auf des Weizbergs Höhen das Bild der Mutter Christi beherbergt, hatte zahllose Pilger aus nah und fern in ihren Mauern gesehen, war ein ehrwürdiger Gnadentempel der allerseligsten Jungfrau Maria gewesen — bis endlich die Zeit herannahte, da der alte Bau nimmermehr recht zusammenhalten wollte, da seine Mauern rissig und sprüngig wurden und es geboten erschien, den lieben Himmelberg mit einer neuen Krone in Form eines neuhergestellten Marientempels zu schmücken. Auch war im Laufe der Zeiten die Pfarrgemeinde selber angewachsen, so daß die begrenzten Räume der bisherigen Kirche sich oft genug als unzulänglich herausgestellt hatten.

Also auf zum neuen Kirchenbaue!

Schon Dechant Franz Leopold Niedlegger hatte den festen unumstößlichen Beschluß gefaßt, das große, kostspielige Unternehmen im Vertrauen auf Gottes Vorsehung und Mariens Hilfe frisch zu wagen. Aber der Tod, der Menschenpläne so wenig achtet und Menschenwollen so ganz und gar nicht respektiert, machte auch dem begeisterten Dechante einen schwarzen Strich durch seine Rechnung und holte ihn inmitten seiner Pläne aus dem Erdenleben ab. Er starb an einem Marientage, am 23. Jänner 1755.

Sein würdiger Nachfolger Paul Hieronymus Schmutz war von Gott dazu auserkoren, während der 18 Jahre seines pfarrlichen Waltens den größten Teil dieses grandiosen Bauwerkes zustande zu bringen.



Weizberg, das Innere der Gnadenkirche (oben das größte Deckengemälde).

Schon im ersten Jahre seiner Wirksamkeit konnte er am 16. November 1755 seiner versammelten Pfarrgemeinde die behördliche Baubewilligung von der Kanzel aus vorlesen und sie auffordern, zu dem nun zu beginnenden Werke ihre hilfreiche Hand zu bieten.

Und wahrhaftig, die Gemeinde Weiz tat Erstaunliches. Alle wetteiferten durch Geschenke, durch persönliche Arbeit, durch Zufuhren u. dgl. den Bau zu fördern. Es herrschte eine unglaubliche Begeisterung dafür.

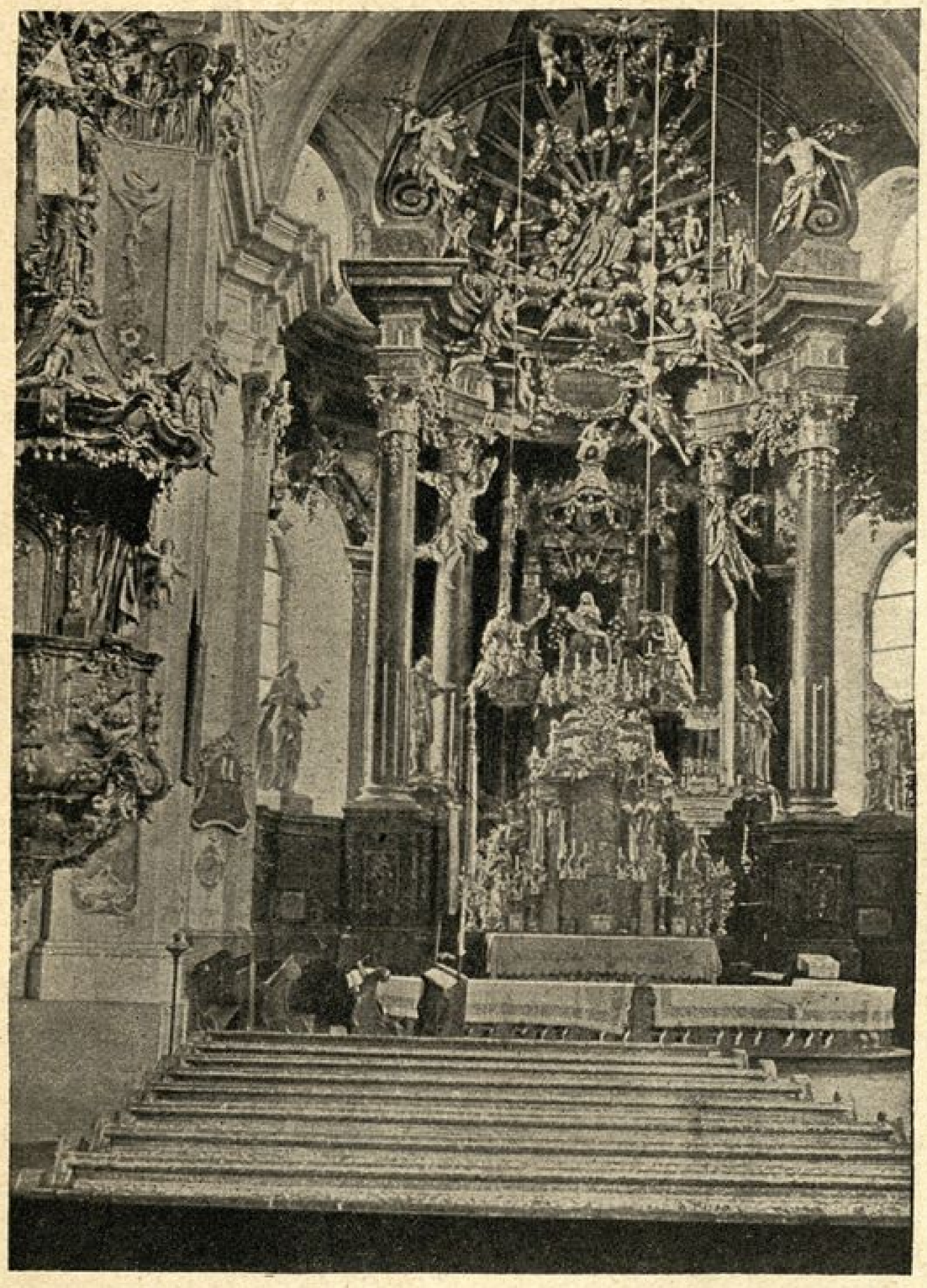
Schon im nächsten Frühjahre wurde die neue Ringmauer, die heute noch steht, sowie die Aufgangsstiege von der Stadt her fertiggestellt.

1757 wurde der rückwärtige Teil der alten Kirche (die betreffs ihrer Richtung eine gerade entgegengesetzte Lage im

Vergleich mit der heutigen Kirche hatte) abgebrochen, in der restlichen Hälfte der Gottesdienst gehalten und nunmehr wacker an der neuen Kirche gearbeitet. In einem Jahre ward die erste Hälfte roh fertig, im zweiten Jahre die zweite Hälfte. So wurde also noch im Jahre 1758 die großartige Hauptfront der Kirche aufgeführt und das kühn gespannte riesenhafte Gewölbe der Kirche vollendet.

Übertragung der Gnadenstatue.

Bis zur feierlichen Konsekration war wohl noch lange, lange hin! Aber man kann sich vorstellen, wie sehr die braven



Weizberg, der Hochaltar.

Weizer verlangten, so rasch als möglich wenigstens die Gnadenstatue an ihrem neuen Orte zu schauen.

Dieses große Ereignis, die Übertragung der schönen Statue der schmerzhaften Mutter fand statt am Festtage Mariä Empfängnis des Jahres 1758.

Es ist wahrhaftig rührend zu lesen, was das pfarrliche Gedenkbuch über diesen so feierlichen Triumphzug Mariens berichtet. Die prachtvoll geschmückte Muttergottesstatue prangend in grünsamtenem, reich mit Gold gesticktem Mantel stand auf herrlicher hoher Tragbahre bereit. 30 kräftige Bauern, alle gleich gekleidet, hatten das Ehrenamt, die schwere Steinstatue im Jubelzuge herum zu tragen. Trompeten und Pauken, Glocken und Orgel und das Gedröhne zahlloser Schüsse verkündeten weithin die Festesfreude.

Als besondere Merkwürdigkeit wird berichtet, daß das steinerne Standbild, sonst so tiefernst und traurig, bei dieser Jubelprozession zu lächeln schien und so freundlich und mildiglich anzusehen war, daß viele, die es sahen, darob vor Freude weinten.

Der hochberühmte Jesuitenpater Sartori hielt damals die Festpredigt. Was er gesprochen, liegt bis heute noch gedruckt vor. Wir erwähnen hier, daß er in dieser brillanten Lobrede Mariens auch das besonders betonte, daß vielhundertjährige Erfahrung Zeugnis dafür biete, daß das ausdrucksvolle Antlitz dieser kunstvollen Muttergottesstatue niemals vom geringsten Schmutze sei verunreinigt und entstellt worden; durch so viele Jahrhunderte habe es beständig und ohne Unterbrechung die nämliche Schönheit und Lieblichkeit erhalten, die ihr die Hand ihres heiligen Bildners einst gegeben.

Ausgestaltung des Riesenbaues.

Von jetzt ab ging es nun freilich in etwas langsamerem Tempo vorwärts. Aber immer wieder zeigten sich die Weizer Bürger zu größten Opfern bereit.

1766 wurden die beiden stattlichen Türme gebaut, aber vorderhand nur mit einem Notdache versehen.

1771 wurde die ganze Kirche mit Freskomalerei ausgeschmückt, und zwar von dem Tiroler Maler Josef von Mölk.

1773 wurde die Kirche von außen verputzt; in demselben Jahre starb Pfarrer Schmutz; hervorheben wollen wir, daß die gütige, himmlische Mutter sich diesen ihren liebeglühenden Sohn und Verehrer an einem ihrer Festtage, am 2. Februar, zu sich in die himmlische Freude heimholte.

1776 am 22. Juli wurde endlich dem herrlichen Werke die Krone aufgesetzt: die Kirche wurde feierlich konsekriert und eingeweiht.

Nun war aber auch unbeschreiblich der Jubel der braven Gemeinde! Der erhebende Anblick eines so staunenswerten Baues erfüllte sie nach so vielen Mühen und Opfern mit erquickendem Troste; denn sie waren sich froh bewußt, ihre Kräfte und ihr Vermögen zur Ehre Gottes und seiner gebenedeiten Mutter verwendet zu haben.

Getrübte Herzensfreude.

Nicht lange noch war der herrliche Bau vollendet, da schickte der Herr schwere Prüfung über die wackere Gemeinde. Im Jahre 1793 fuhr nämlich während eines Ungewitters ein Blitzstrahl in die neue Kirche hinein, zündete und vernichtete Türme, Kirchendach, Glocken und Turmuhr. Da flossen wohl bittere Wehmutstränen aus den Augen so mancher, die noch bei den allerersten Arbeiten mitgeholfen und den Bau mit Lust hatten wachsen sehen. Aber opferbereit wie früher gingen sie sofort daran, den Schaden gutzumachen, und binnen Jahresfrist stand der neue Dachstuhl (ein Meisterwerk in seiner Art), standen die Türme und von den Türmen rief wie früher die eherne Stimme der Glocken zum Gottesdienste zusammen.

Schlußwort.

Großen Männern setzt man steinerne Denkmäler. — Jene Bewohner der steirischen Stadt haben sich selber — ohne es zu wollen oder vielleicht nur zu ahnen — ein prächtiges Erinnerungszeichen gesetzt, das bis heute noch ihre Frömmigkeit, ihren Opfersinn, ihre Energie beweist. Wohl gibt es große und schöne Kirchen auch anderwärts; aber hier in Weiz spricht ein besonderer Umstand vor allem zu unserem Herzen: es ist nicht das Werk irgend eines geldstarken Großen, sondern die gemeinsame Leistung von vielen hundert Kleinen, und zwar eine Leistung, zu der sie alle miteinander — und das ist das wunderbare — durch einen mächtigen, allgemeinen Impuls begeistert wurden.

Noch heute sprechen die Enkel und Urenkel mit Bewunderung und Ehrfurcht von dem heldenhaften Großmute ihrer Vorfahren, die dieses majestätische Gotteshaus aus eigenen Mitteln hinbauten, um ihrem Gnadenbilde einen würdigen Thron zu bereiten.

Und es ist uns, den Fremdlingen, die wir das gelungene Werk staunend beschauen, als ob uns eine leise, fromme Ahnung überkäme: Gott selbst hat mitgeholfen bei dem Bau und die gütige Mutter Maria hat ihren Segen dazu gespendet, — sonst wäre es nimmer möglich gewesen!

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1915 850jähriges Jubiläum der ersten Kirche.

1926 150jähriges Jubiläum der Konsekration der heutigen Kirche.

1958 200jähriges Jubiläum der Übertragung der Statue.



Weizberg, das Gnadenbild.

Ständige Priester: 5 Weltpriester, und zwar 1 Kreisdechant, 3 Kapläne und 1 Benefiziat.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: ca. 80.



Weizberg, Seitenkapellen.

Kommunikanten jährlich: 10.000 (samt Einheimischen 50.000 bis 60.000).

Geschlossene Prozessionen jährlich: 30.

Hauptfest: Dritter Sonntag im September.

Einwohnerzahl der Pfarre: 8000.

Ständige Devotionalienhändler: 1.

Gasthäuser: 4.

Kaffeeschänker: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Zufahrten.

Graz—Weiz. Mit Umsteigen in Gleisdorf. 2 St. K 1.60

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Weizberg—Heilbrunn. Heilbrunn ist 14 Kilometer nördlich von Weiz; schwach 4 Gehstunden.

Weizberg—Maria-Trost bei Graz. Von Weiz 4 Gehstunden südwest auf rot markierten Wald- und Feldwegen. Oder Bahn über Gleisdorf—Graz 2 St. K 1.60. — Dann elektrische Straßenbahn.

Weizberg—Fieberbründl. Durchwegs Straßenwanderung gegen Ost (zuerst Ostnordost) über Unter-Feistritz, Stubenberg, St. Johann am Herberstein. Die wilde Klamm bei Stubenberg sowie die Herbersteinklamm sind prächtige Schaustücke, die dieser Weg bietet. Gesamtgehzeit Weiz — Fieberbründl gegen 5 St.

Weizberg—Breitegg. Die vom Weizberg sehr gut sichtbare Kirche Breitegg liegt südlich von Weiz und ist in 1 St. zuerst per Straße, dann rot markierter Waldweg, zu erreichen.

Literatur.

Sacer Mar. Styriae zodiacus. Graecii 1709. VIII.

Austria-Kal., 1845, S. 157.

Wallner Jos. Die Pfarr- u. Wallfahrtsk. Gratz 1852, 8°, 48 S., 2 Bilder.

Richter Ed. Beitr. zur Gesch. des Marktes. Mitth. h. V. f. St. V. S. 127—152.
Pscheiden Georg. Die Gnadenstatue. Graz 1874, 8°, 24 S.
Reg.-Mar.-Kal. 1890 XI.
Leo Gschft. D. s. W. d. kath. K. Wien. II, 258.
(Thiemo u. seine Werke) Mitt. d. Zentr.-Komm. XI, 66. — 1880, XII. LXXV. CIX.

Kurze Erwägung.

Wer möchte es den Pilgern verargen, daß sie in hellen Scharen zum Weizberge wallen, zur schönen Wohnstätte der noch schöneren Mutter? Wer wundert sich über das Kind, das in die Arme der Mutter eilt? Wer staunt, daß der schwer Leidende einen anderen Leidenden aufsucht und bei ihm sein gramerfülltes Herz erleichtert? Und dort am Weizberge, ob dem Altare steht ja doch seit mehr als 800 Jahren die erhabene Königin der Schmerzen im erhabenen steinernen Bilde. Aber nur ihr Bild ist aus Stein, nimmermehr ihr Herz! Sie horcht: auf das zarte Kind, das ihr die ersten Grüße bringt, duftig vom Zauberglanze der Jugend. Sie horcht: auf das stille Seufzen des Greises, der zitternd und kaum fähig, sich zu erhalten, zu ihr aufblickt: „Mutter, eine glückselige Sterbestunde!" Sie horcht: auf die Flut der Klagen, die der schwer bedrückte Kreuzesträger gerade für sie aufgehoben, gerade ihr, ihr allein anvertrauen will. Sie horcht: auf die leisen, demutsvollen Geständnisse des zerknickten Herzens, das sich nimmer aufzublicken traut zum erzürnten Gott, aber noch mit einem letzten Funken des Vertrauens sich an ihr Mutterherz wendet, das er, der Sünder, einst gekannt, vielleicht Jahrzehnte lang verlassen und — weh' ihm — sogar verspottet hat, und das er nun doch endlich als einzige Zufluchtsstätte erkennt: „Mutter! Gnade!" — — O, die Schmerzensmutter hat unendlich viel zu hören, zu trösten, zu heilen! Und sie tut es, nimmermüde, immer bereit, als wahres echtes Mutterherz.

Gebet.

Du großes Herz meiner Mutter! Du Meer des Friedens! Du Weltenraum des Erbarmens! Inniger als sonst rufe ich heute zu Dir! Glühender als zuvor schallt mein Beten, dringender als je mein Hilferuf. Mutter, meine Not ist groß, mein Schmerz ist unbeschreiblich! Dir will ich's klagen, Dir nur sagen! Mutter hilf! Denn zu helfen hat Dich Gott der Welt geschickt. Gedenke, daß das Erbarmen Deine heilige Pflicht ist, das Verzeihen Deine herrlichste Tat, das Lieben Deine Krone! Laß mich nicht hinwegziehen von dieser Stätte, weinend, trostlos und klagend: „Heute habe ich sie nicht erkannt als diejenige, wie sie der Weltkreis preist: als meine Mutter!" Nein, laß mich, dem Kinde gleich, das jahrelang von der Mutter getrennt, nunmehr an ihr warmes Herz fliegt und Seligkeiten verkostet in mütterlicher Umarmung — also laß mich heute erfahren und erleben, daß Du noch Maria bist, die Mutter der reinsten, heiligsten, erbarmungsreichsten Liebe. Amen.

Maria-Puchheim.

Oberösterreich. 10.000 Kommunikanten.

Auf Oberösterreichs waldigen Auen
Wie leuchtende Blumen auf grünender Flur
Sind herrliche Orte der Gnade zu schauen —
Der himmlischen Königin irdische Spur. —
Von all diesen Blumen die schönste im Land,
Maria-Puchheim wird sie genannt.

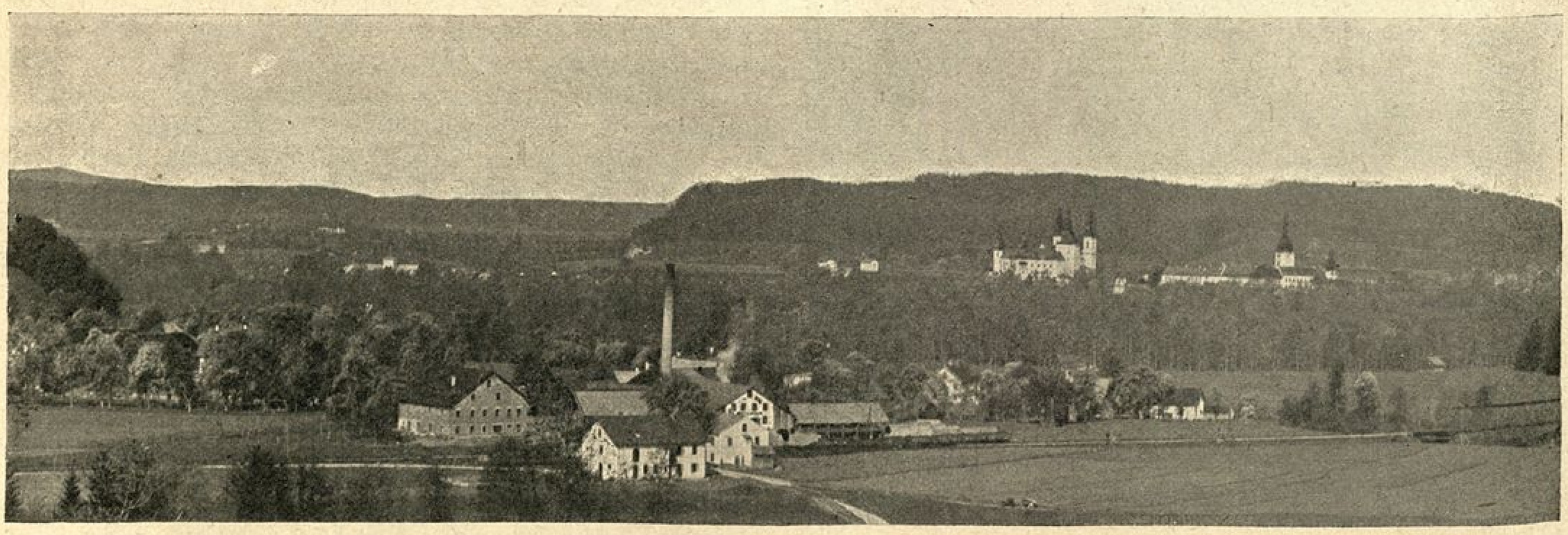
Örtliche Lage.

An der Hauptstrecke der Westbahn, fast genau in der Mitte zwischen Linz und Salzburg liegt die Eisenbahnstation Attnang-Puchheim, die Aussteigstation für solche Passagiere, die den Gnadenort Puchheim aufsuchen wollen. Von der Station führt die Straße direkt zur Kirche, und zwar westwärts; Gehzeit 20 Minuten.

Die Straße ist zum Teil mit Alleebäumen gut bepflanzt und man genießt während der Wanderung schöne Ausblicke in die südwärts gelegenen Gebirge, aus denen sich besonders der nahe Traunstein gewaltig hervorhebt.

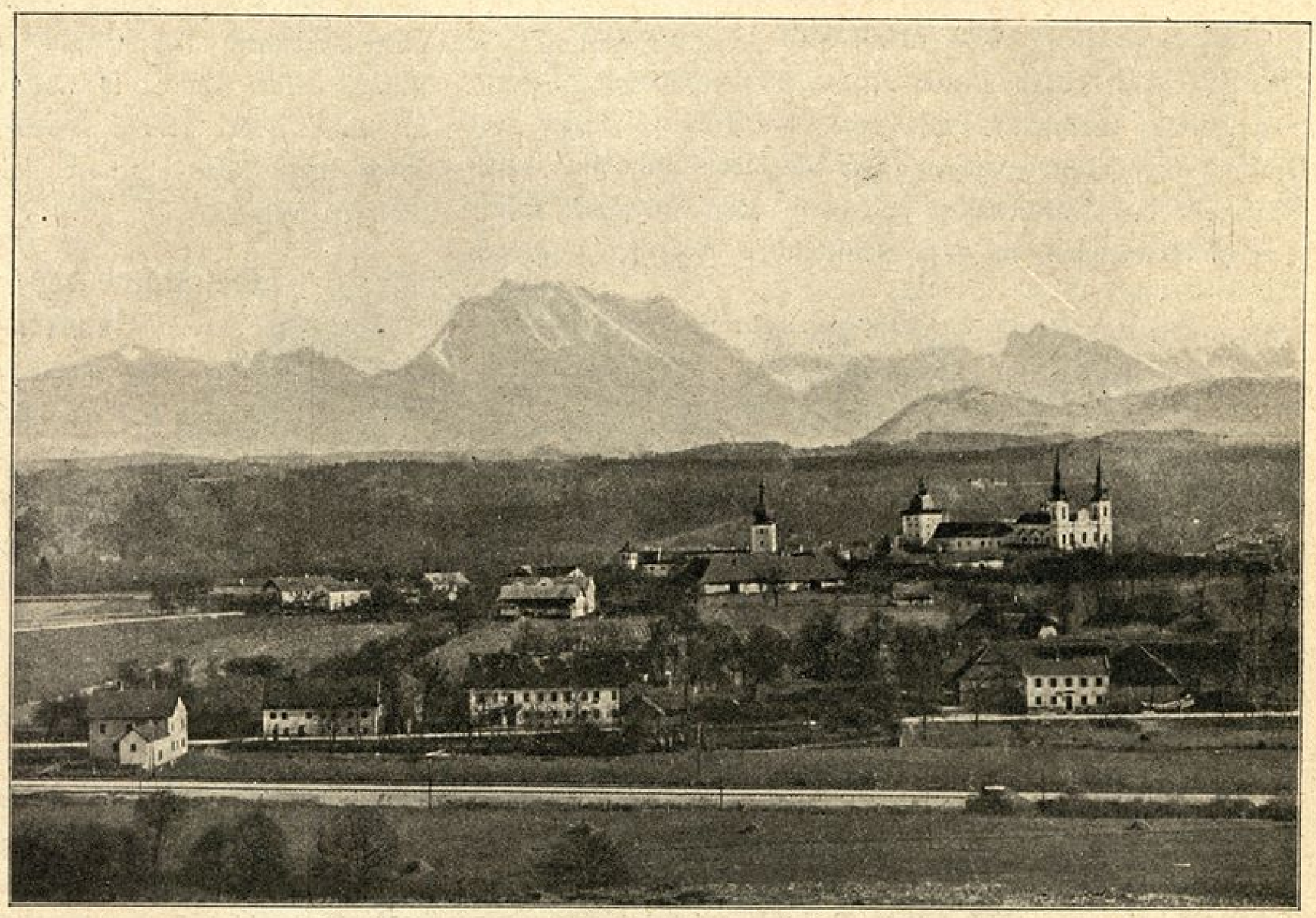
Warum wir Puchheim die schönste Gnadenblume Oberösterreichs nennen.

Puchheim besitzt unter allen Gnadenorten Oberösterreichs sicherlich die allerschönste Kirche. Wir meinen das nicht einmal so sehr betreffs des äußeren Anblickes, obwohl sich



Maria-Puchheim gegen Norden. Phot. Guldinger, Puchheim

diese doppeltürmige Kirche, umgeben von anderen turmgekrönten Gebäuden (einem Schlosse und einer alten Kirche), ganz so ausnimmt, als ob sie sechs Türme hätte, ein Anblick, der sicherlich einen ganz eigenen Reiz besitzt und die Gnadenkirche recht stattlich erscheinen läßt.



Maria-Puchheim gegen den Traunstein. Phot. Guldinger, Puchheim.

Also nicht das Äußere ist heute für uns maßgebend, sondern das Innere — die überaus anziehende, liebliche Ausstattung dieser mächtigen Kirche.

Da haben wohl die eifrigen Redemptoristenpatres der allerseligsten Jungfrau im Himmel droben etwas gar Liebes und Hochwillkommenes getan, daß sie ihren irdischen Tempel zu einem so außerordentlich lieblichen Schatzkästlein umgestalteten.

Wie sollen wir dieses Gotteshaus würdig beschreiben? Ein sehr edler, weiter Bau in rein romanischer Stilart, also überall die mächtigen Rundbogen, die sich von einer Säule zur andern wölben. Nicht weniger als fünf Schiffe hat dieser liebliche Dom und bietet Platz für etwa 4000 Personen!

Doch die schönste Zier dieses Gnadentempels ist unbestritten die gelungene, farbenprächtige Gemäldegalerie, die sich uns von der Decke, von den Wänden, von den Bogengewölben aus bietet. Da reiht sich, umgeben von feiner Ornamentarbeit, Bild an Bild! und welch anheimelnde Bilder: die allbekannten Gegenstände aus der biblischen Geschichte; jedes Kind erkennt auf den ersten Blick, was da und dort zur Darstellung kommen soll. Und eben diese Klarheit, diese Durchsichtigkeit der dargestellten Idee ist ein hoch einzuschätzender Vorzug, den diese Art Malerei vor mancher andern Kirchenzier besitzt.

Wir sprechen jetzt nicht vom Standpunkte des Künstlers, wir wollen die Puchheimer Gemälde nicht etwa diesen oder jenen in dieser oder jener Kirche gleichstellen oder vorziehen. O nein, wir freuen uns nur über die Einfachheit und zugleich leichte Verständlichkeit dieser Darstellungen.

Wir haben in verschiedenen Kirchen gewaltige Kuppelgemälde geschaut, Kuppelgemälde voller Gestalten und mit erdrückender Farbenkraft hingeworfen; aber wie oft standen wir diesen Gemälden ratlos und unsicher entgegen: wir wußten, ehrlich gestanden, nicht zu sagen: was will denn dieses Gemälde dort droben sagen? Und erst nachdem wir eine Viertelstunde lang in unseren Büchlein, die uns ausführliche Erklärungen dazu gaben, geblättert, da erst ging uns etwas Licht auf und wir begannen die Idee des Künstlers zu begreifen; und selbst dann (seien wir ehrlich!) wollte uns noch gar manches, ja vieles unbegreiflich scheinen.

Wie anders, wie ganz anders ist's in der Puchheimer Kirche; da brauchen wir kein Büchlein, das uns die Malereien erklärt: wir schauen hin und verstehen sie: die ganze biblische neutestamentliche Geschichte blinkt uns da in frischen, freudigen Farben entgegen. Wir spüren es: das hat der Künstler nicht in irgend einer Künstlermarotte nur zu seinem eigenen Ruhme und aus eitler Gefallsucht so gemalt, sondern direkt für uns, zu unserer Belehrung, zu unserer Freude ist dies alles so angefertigt worden.

Und so geschieht es, daß wir uns in der Puchheimer Kirche gar so heimlich fühlen. Da möchte man stundenlang knien und beten. Da freut sich die Seele, da jubelt das Herz, da schwelgt es in Wonne und Andacht.

Es sei uns gestattet, hier einen Vergleich mit einigen andern schönen Kirchen zu ziehen.

Wir haben die Mariazeller Kirche geschaut. Sie ist jedenfalls der Puchheimer voraus. Sie hat uns mit heiliger Bewunderung ergriffen — aber wir haben ihre zahlreichen Bildermedaillons nicht auf uns wirken lassen können, sie waren uns zu hoch droben und für diese Höhe zu klein; wir wissen bis heute nicht, was sie darstellen.

Wir haben den Prachttempel des Sonntagsberges geschaut: Ein steinernes Tedeum. Wir sind klein geworden im Geiste vor dieser erdrückenden, gewaltigen Majestät dieser Riesenhallen.

Und wir kamen nach Puchheim. Was wir da empfanden, war nicht so sehr staunende Bewunderung, nicht das Gefühl der eigenen Niedrigkeit und Kleinheit, sondern das Gefühl der lautersten, herzlichsten Freude. Immer wieder sahen wir empor, immer wieder und unser Herz hüpfte fast vor wonniger Lust. „Hier ist's gut sein, Herr, hier wollen wir drei Hütten bauen!" das war so recht der Kern unserer Gefühle.

Mariazell erzeugt Bewunderung, der Sonntagsberg Anbetung, Puchheim aber Herzensfreude.

Doch genug davon! Wir glauben hinreichend erklärt zu haben, warum wir Puchheims Gnadentempel als die schönste Blume Oberösterreichs betrachten.

Der Hochaltar.

In einer abgedunkelten Nische, von prachtvoller Dekorationsmalerei umrahmt, blickt dem eintretenden Pilger der Hochaltar einladend entgegen. Der vergoldete Unterbau, dessen Breitseite drei Ziertürmchen schmücken, zeigt in seiner Mitte den Goldtabernakel, ein nach menschlichen Begriffen würdiges



Maria-Puchheim, Hochaltar im Festschmuck.

Zelt des Herrn der Heerscharen. Der lichte Farbenton bringt den Altar in erwünschter Weise trefflich zur Geltung.

Über dem Unterbau wölbt sich in Form eines romanischen, jedoch reich verzierten Bogens, der Oberbau des Altares und umschließt ein gelungenes Gemälde, Maria die Zuflucht der Christen; es ist ein Meisterstück vom Wiener Maler Kastner und zeigt, wie alle Menschenalter, vom Greise bis zum Kinde herab, zur allerseligsten Jungfrau ihre Zuflucht nehmen; sie hinwieder scheint ihnen als einzige Rettung ihr göttliches Kindlein anzubieten.

Den Hintergrund der ganzen Altarnische schmückt in den oberen Partien eine schöne Darstellung der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Der Gnadenaltar.

Unter den vielen Seitenaltären erregt selbstverständlich der Gnadenaltar unser besonderes Interesse. Er zeigt im großen und ganzen einige Ähnlichkeit mit dem Hochaltare, ist aber bedeutend kleiner als dieser. Den Mittelpunkt des Altars bildet ein Bild „von der immerwährenden Hilfe“ in einer sehr reichgegliederten, prunkhaften Umrahmung. Hoch oben halten zwei schwebende Engel eine Krone in ihren Händen.

Geschichte des Originalbildes „von der immerwährenden Hilfe“.

Wir können von der Vorgeschichte dieses Bildes hier nur kurze Andeutungen geben. (Näheres siehe im Büchlein Anzenberger, C. SS. R. U. L. Fr., Verlag der Redemptoristen, Puchheim.)

Im 15. Jahrh. ward es von der Insel Kreta nach Rom gebracht, dort in der Kirche des heiligen Matthäus auf den Hochaltar gesetzt und seit dieser Zeit von den Gläubigen vielfach verehrt. Der Titel „Mutter von der immerwährenden Hilfe“ war dem Bilde schon damals zu eigen, als es zum erstenmale nach Rom kam.

Die französische Revolution und die darauf folgenden sehr unruhigen und unsicheren Zeiten brachten es mit sich, daß man es für gut erachtete, das Bild von seinem bisherigen Platze zu heben und in Posterula zu bergen. Man wußte in der Öffentlichkeit nichts davon, wohin das Bild eigentlich geraten sei, bis es endlich im Jahre 1863 von einem Redemptoristenpater aufgefunden wurde. Papst Pius IX. gestattete es auf Bitten der Ordensmitglieder, daß dieses Bild in der Redemptoristenkirche, die dem heiligen Alphonsus geweiht war, auf dem Hochaltare zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurde. Dies geschah im Jahre 1866. Seit dieser Zeit haben sich die genannten Ordensleute dieses Bildes mit einer großen Vorliebe angenommen und bringen es überall dorthin, wohin sie selber kommen. Man wird auch kaum irgend eine Redemptoristenkirche ausfindig machen können, wo nicht an hervorragendem Platze solch ein Marienbild zu sehen wäre.

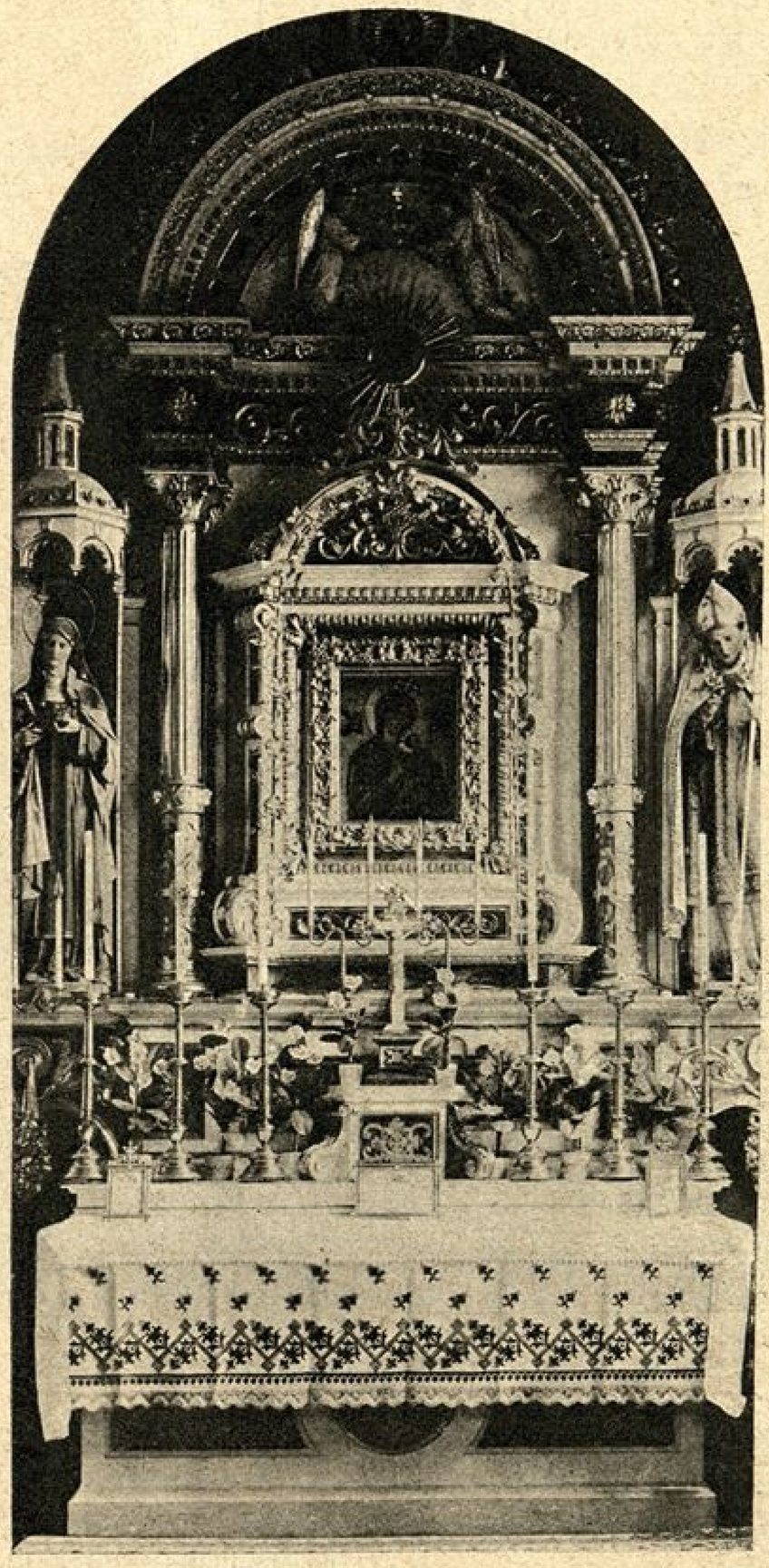
Dem nachhaltigen Eifer dieser Patres ist wohl auch zum Teile die wahrhaft staunenswerte Verbreitung zuzuschreiben, deren sich die Verehrung dieses Bildes erfreut.

In den ersten zehn Jahren von 1866 bis 1876 versandte von Paris aus ein gewisser Robinau gegen fünf Millionen Medaillen, die jene Darstellung zeigten; Photographien wurden von Rom aus 30.000 und in vier Jahren von Paris aus 155.000 verbreitet; Kupferstiche und Stahlstiche von Rom 130.000, darunter 1400 Bilder für ebensoviele Altäre, von Paris dagegen 250.000. Von Regensburg durch die bekannte, rührige Verlagshandlung

Pustet allein 55.000 Bilder so groß wie das eigentliche Gnadenbild und mehr als 2,000.000 kleinere.

Beschreibung des Bildes.

Das Bild ist im Originale 58 cm hoch und 47 cm breit. Der Goldgrund sowie die ruhige, würdevolle Haltung der Muttergottes, die zutrauliche Art, wie das Kind seine beiden Händchen um den Daumen der Mutter legt, geben dem Bilde den Charakter des Weihevollen. Unverkennbar ist auch im Antlitze der heiligen Mutter der Zug der stillen, teilnahmsvollen Trauer, die sich offenbar auf ihr Kindlein bezieht, dem schwebende Engel die Leidenswerkzeuge entgegenbringen. Recht anmutig wirkt auch die Darstellung der kleinen Sandale, die noch am Bande schwebend, vom Füßchen Christi sich abgelöst hat. — Im übrigen mutet uns das Bild in vielfacher Beziehung als völlig fremd an. Die steife Linienführung des Faltenwurfes, die langen, dünnen Finger Mariens, die von den Knien hinab gleichsam abgehackten Schwebeengel und besonders die recht unkindlichen Körperverhältnisse Christi (sein Kopf könnte doppelt so groß sein) fallen jedem Beschauer unwillkürlich auf. Dieser Eindruck des Fremdartigen wird noch ganz bedeutend verstärkt durch die mit griechischen Buchstaben bei allen vier Köpfen angebrachten Inschriften, die zum wenigsten bei dem Christuskinde und bei der Muttergottes völlig überflüssig scheinen. Bei den beiden Engelsgestalten hinwieder waren sie (im Sinne des Malers) um so notwendiger, da es eben eine ganz persönliche Privatidee des Künstlers war, daß die die Leidenswerkzeuge herbeibringenden Engel gerade die Erzengel Michael und Gabriel sein müßten. Diese Inschriften (schwerfällig in Idee und technischer Ausführung) beweisen uns, daß uns diese Darstellung in eine Zeit hinführt, da die christliche, darstellende Kunst noch im Kindesalter stand.



Maria-Puchheim, Gnadenaltar mit dem Bilde „von der immerwährenden Hilfe".

Geschichte des Gnadenortes Puchheim.

Sollen wir Puchheim einen Gnadenort nennen? Ganz gewiß! Denn für das gläubige Gemüt besteht gar kein Zweifel, daß sich der Allmächtige dortselbst in vielfacher Art gnädig und barmherzig erweist, und zwar oft durch Vermittlung des Bildes „von der immerwährenden Hilfe".

Andererseits aber müssen wir hervorheben, daß unser Puchheim seine Entstehung auf kein übernatürliches Ereignis zurückleiten kann; es hat mehr den Charakter einer Gnadenstätte, die man der Güte Gottes erst abbetteln mußte.

Die eifrigen Redemptoristenpatres hatten dort eine Niederlassung gegründet; die unmittelbare Folge davon war, daß sie wenige Jahre nach der Auffindung des Bildes zu Rom nunmehr auch in Puchheim eine Kopie davon aufstellten **(1870)**. Ihr begreiflicher Wunsch ging dahin, daß sich doch des Herrn Güte auch hier in Puchheim seinem Volke recht deutlich und merkbar zeige. Sie stellten hiezu ihre eigene menschliche Tätigkeit willig zur Verfügung. Sie suchten durch eine möglichst feierliche Einführung des neuen Bildes (im Monate Mai 1870) das Volk aufmerksam zu machen und lenkten durch Wort und Schrift die Blicke der Leute immer wieder auf dieses Bild.

Der Zuzug des Volkes blieb nicht aus. Wo immer eifrige Ordensleute ihre Tätigkeit entfalten, dorthin strömt ja das heilsbegierige Volk mit Freuden. Wie viele von diesen Wallern zum neuen Gnadenbilde Mariens und wie viele bloß zu den seeleneifrigen Priestern zogen, — wer wollte dies auch nur annähernd gerecht entscheiden?

Begreiflicherweise wurde die Volksbewegung nach dieser neuen Zentrale hin ganz bedeutend gehoben, als man im Jahre **1886** daranging, die neue so anheimelnde Kirche zu bauen. Denn bis zu dem genannten Zeitpunkte war das Bild in der sogenannten Sankt Georgskirche untergebracht, die bis heute noch steht und als Nebenkirche gilt. Da man, um diese allzukleine Kirche zu vergrößern, schon früher einmal die nahegelegenen Kellerräume herangezogen hatte, um dem Volke Platz zu schaffen, so ergibt sich schon aus dieser Tatsache allein, daß ein Neubau ein ziemlich dringendes Bedürfnis war.

In ebendemselben Jahre (1886) krönte man das Gnadenbild mit schönen Kronen; doch hatte diese Krönung nicht den Charakter einer feierlichen, von Rom aus gewollten und befohlenen Zeremonie, sondern war eher als eine schöne stille Familienfeier für Puchheim anzusehen. Zur feierlichen Krönung des Bildes (im Namen des Heiligen Vaters) wäre wohl auch der Zeitraum seit der Aufstellung des Bildes, das ist 16 Jahre, allzukurz gewesen — und wir kämen in Verlegenheit, irgendwo ein Gnadenbild namhaft zu machen, daß schon nach so kurzer Frist die Ehrung der päpstlichen Krone erhalten hätte.

Der Termin der Fertigstellung der neuen Kirche und zugleich deren Konsekration war der August **1890**.

Gebetserhörungen.

(Ausgewählt aus den Votivtafeln in der Kirche.)

Rosa Gr... von Einwald, Pfarre Vöcklabruck, hatte eine Nadel drei Tage im Halse, kein ärztliches Mittel half; am ersten goldenen Samstage 1873 hustete sie dieselbe vor dem Gnadenaltare aus.

1876. Maria K... von Redlham litt von Jugend auf an einem Augenleiden, während einer Novene plötzlich geheilt.

1909. Die zwölfjährige Tochter des Herrn Franz Rodler aus Prag, von Dr. Borsoni und Professor Jedlitschka an Beinfraß behandelt, röntgenisiert und zur unausweichlichen Operation bestimmt, fand binnen acht Tagen vollständige Heilung, nachdem ihr Vater auf einer Geschäftsreise nach Puchheim gekommen und dort seine Tochter der Muttergottes empfohlen und Veröffentlichung versprochen hatte. Merkwürdigerweise war die Operation wegen Versagen eines Röntgenapparates auf spätere Zeit verschoben worden. Das Leiden hatte etwa 3/4 Jahre gedauert.

1907. Franz S... in Eberstallzell brachte ein Votivbild nach Puchheim. Sein Sohn war beim Militär hochgradig irrsinnig und von zwei Ärzten für unheilbar erklärt worden. Die Eltern verlobten sich in ihrer Not nach Maria-Puchheim. Und siehe da, der unheilbar erklärte Sohn wurde und blieb gesund.



Maria-Puchheim, Kirche und Schloß. Phot. Guldinger, Puchheim.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1920 50jähr. Jubiläum der Aufstellung des Bildes.
1940 50jähr. Jubiläum der Kirchenkonsekration.

Beständige Priester: 10 Patres Redemptoristen.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30 bis 40.
Kommunikanten jährlich: 10.000 (samt Andachtskommunionen 60.000).
Besucher jährlich: 100.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: 20.
Hauptfest: Sonntag vor St. Joh. Bapt.
Seelenzahl des Ortes: Zirka 4000.
Ständige Devotionalienhändler 2.
Gasthäuser: 5.
Kaffeeschänker: 1.
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrten.

Linz—Puchheim. 2 St., K 2.10, Schnellzug 1 St., K 2.80.
Salzburg—Puchheim. 2¼ St., K 2.50. Schnellzug 1¼ St. K 3.30.

Von allen bekannten Orten des Salzkammergutes (Aussee, Ischl, Gmunden 2c.) leicht erreichbar. Letzte Station Attnang—Puchheim.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Puchheim—Pöstlingberg. Wie Puchheim—Linz.

Puchheim—Maria-Plain. Wie Puchheim-Salzburg.

Puchheim—Maria-Hilfberg—Passau. Über Schärding (umsteigen), gegen 3 St., K 3.20.

Puchheim—Kirchdorf am Inn. Eisenbahnfahrt Attnang—Ried—Obernberg-Altheim, gegen 2 St., K 2.10.

Puchheim—Altötting. Über Ried, Simbach nach Neu-Ötting. 3 St., zirka K 3.50.

Puchheim—Maria-Schmolln. Eisenbahnfahrt über Steindorf (umsteigen) nach Mattighofen über 2 St., K 2.50.

Puchheim—Adlwang. Über Wels (umsteigen)—Rohr (umsteigen)—Bad Hall. 3 St., K 2.50.

Literatur.

Polifka, Puchheim, Selbstverlag Red. Koll. in P. 1895, 16°, 315.

Verschön.-Verein Attnang-Puchheim, Selbstverlag. 1910, 4°, 36 S. ill.

Ave Maria, Linz, XIII, 49 und XV, 247.

Kolb, Mar. Ob.-Öst. 178.

St. Angela-Blatt XI, 3 (u. Fort.).

Anzenberger C. SS. R., U. L. Fr., Puchheim, Selbstverlag 1911, 16°, 160 S.

Kurze Erwägung.

Das Bild von der immerwährenden Hilfe ist ein „sehr zeitgemäßes Bild". Man nennt zeitgemäß irgend etwas, was den Bedürfnissen der Zeit entspricht und ihrer Befriedigung

entgegenkommt. Und nun braucht unsere Zeit nicht Hilfe? O tausendfache Hilfe! Und bedarfst nicht du selber der Hilfe? O Hilfe in allen Lagen, Hilfe auf allen Seiten! Das Bild von der immerwährenden Hilfe ist aber überdies allezeit zeitgemäß und läuft niemals Gefahr, unmodern zu werden, weil Hilfe zu aller Zeit notwendig ist und der Mensch niemals aufhören wird, hilfsbedürftig zu sein. Drum: Gehe, o Menschenkind, gehe zur Mutter, sie hilft dir gern, sie hilft dir immer und ihre Hilfe dauert „immerwährend", also — merk dies wohl: auch in jenen verzweifelten Zeiten, da du dir sagen mußt: Wahrhaftig, ich verdien' die Hilfe nimmermehr! — Auch dann noch steht sie bereit — sie wäre sonst nicht „immerwährend".

Weiheakt an Maria

(wie er vor dem Gnadenbilde jeden Sonn- und Festtag nachmittags gebetet wird).

O Maria, da Du, um mir Vertrauen einzuflößen, den Namen einer Mutter von der immerwährenden Hilfe angenommen hast, ich N. N., obwohl sehr unwürdig, der glücklichen Zahl Deiner Diener beigezählt zu werden; dennoch voll Verlangen, an den wohltätigen Wirkungen Deiner Barmherzigkeit teilzunehmen, werfe mich vor Deinem Throne nieder und weihe Dir meinen Verstand, damit er immer an die Liebe denke, die Du verdienst; ich weihe Dir meine Zunge, damit sie Deine erhabenen Vorzüge lobe und die Andacht zu Dir verbreite; ich weihe Dir mein Herz, damit es Dich nächst Gott über alles liebe.

Nimm mich auf, o große Königin, in die beglückte Zahl Deiner Diener und unter Deinen besonderen Schutz; komm' mir zu Hilfe in all meinen geistlichen und zeitlichen Bedürfnissen, besonders in den letzten Gefahren meines Todeskampfes. O Mutter von der immerwährenden Hilfe, ich weiß, daß Du mich mehr liebst, als ich mich selbst lieben kann; darum bestelle ich Dich zur Herrin und Schiedsrichterin über all meine Angelegenheiten, so daß Du über mich und alles Meinige frei nach Deinem Gefallen verfügen magst.

Segne mich, o meine Mutter und unterstütze durch Deine Fürbitte meine Schwachheit, damit ich Dir treu dienend in diesem Leben, im anderen Dich ewig loben und lieben und Dir danken möge.

O Maria, Mutter von der immerwährenden Hilfe, bitte für mich! Amen.

Wie möcht' ich gern ein hohes Preislied singen,
Zur Ehre Dir, o süße Mutter mein;
Doch jedes Lied, es mag wie immer klingen,
Armselig ist's, denk' ich der Würde Dein!
D'rum immerwährend Hilfe woll' erweisen
Mir Deinem Kind, dem Erbe Deines Sohns,
Auf daß ich einst, belehrt von Engelsweisen,
Ein Preislied sing' zu Füßen Deines Throns!

(M. H.)

Strugnano.

Istrien.

10.000 Kommunikanten.

Auf dem Vorberg bei Pirano,
Von Zypressen rings umragt,
Steht das Heiligtum „Strugnano"
Wo Maria einst geklagt,
Wo die holde Himmelsfrau
Selber rief zum Kirchenbau.

Örtliche Lage und Zufahrt.

Wenn der Eildampfer, der von Triest nach Pola fährt, eine Stunde westwärts lief, um dort, das Vorgebirge von Pirano scharf umfahrend, sich dann südsüdostwärts gegen Pola zu wenden, so sieht der Ortskundige linkerhand, auf dem letzten Vorgebirge vor der Stadt Pirano, ein eintürmiges Kirchlein auf dem Westabhang eines Vorberges: die Gnadenkirche von Strugnano „Madonna di Strugnano", der Halbinsel Istriens bedeutendsten Wallfahrtsort.

Man kann also diesen Ort zunächst per Schiff erreichen, und zwar hat man da als Absteigstationen entweder das schon genannte Pirano, oder aber die noch näher bei Triest gelegene Stadt Isola. Zwischen Isola und Pirano liegt nämlich, fast genau in der Mitte, unser Wallfahrtsort. Man hat sowohl von Pirano (ostwärts) als auch von Isola (westwärts) beiläufig 1½ St. zu gehen, um das Kirchlein zu erreichen. In Strugnano selbst besteht keine Anlaufstelle für Dampfer.

Will man den Wasserweg und den Fußweg vermeiden, so steht der noch einfachere Schienenweg der Eisenbahn zur Verfügung. Strugnano ist nämlich eine Haltestelle der istrianischen Eisenbahn, die von Triest (Staatsbahnhof) über Buje nach Parenzo führt. Nach fast 2 St. Fahrt von Triest aus (K 1.40) erreichen wir die genannte Haltestelle Strugnano, von der aus die Gnadenkirche in einer halben Gehstunde (zuerst knapp am Meeresufer, dann den Hügel hinauf) bequem zu erreichen ist.

Kirche und Gnadenbild.

Die Kirche, wie sie jetzt steht, ist lieblich, schön und gut erhalten, bietet aber auch sonst weiter keinerlei besonderes Interesse.

Sie ist in romanischem Stile mit flachem Giebel gebaut. Neben ihr steht, vollkommen für sich, der schlanke viereckige Turm ganz nach Art der in südlichen Ländern so beliebten „Campanile" (Glockentürme).

Wir schieben den beim Eingange hängenden Vorhang zur Seite und treten ein. Der Gesamteindruck ist ein durchaus angenehmer, freundlicher. Eine ganze Reihe von großen Gemälden an den Seitenwänden blendet unsere Augen. Alles ist nett, peinlich rein erhalten, überall sieht man die

sorgende, wachende Hand einer aufmerksamen Kirchenverwaltung.

Erst bei längerer Besichtigung wird uns klar, daß wir hier, betreffs der Bauart fast eine Schwesterkirche von jener



Strugnano, Gnadenkirche und Franziskanerkloster.

auf der benachbarten Insel Barbana haben. Nur ist die letztgenannte Kirche ein wenig größer; Strugnano schätzen wir auf etwa 800 Personen Fassungsraum. Im übrigen sind beide Kirchen ganz gleich: ein großer viereckiger, liegender Kasten, an dessen Vorderseite eine Separatkapelle für den Hochaltar angebaut ist.

Aber gerade die Kastenform mit ihren großen Wänden hat hier dem Maler ein prächtiges Feld für seine guten Gemälde gegeben. Beide Seitenfronten zeigen nämlich je vier große, quadratische Bilder, die, ohne jeden Zwischenraum zwischen sich zu haben, die ganze Länge des Seitenschiffes ausfüllen. (Licht kommt von oben.) Außerdem sind links und rechts vom Eingange an der Rückwand der Kirche noch zwei ebenso große Bilder vorhanden. So läuft um die ganze Kirche herum ein Kranz von zehn großen Bildern, die Darstellungen aus dem Leben Mariä darbieten. Darüber am Gesimse noch ein Kranz von symbolischen (sinnbildlichen) Bildern.

Die Decke ziert ein gewaltiges, aber weniger gelungenes Bild: Mariä Himmelfahrt.

Die Kirche hat, was bei ihrer viereckigen Form noch auffälliger ist, kein Musikchor; ein kleines, scheinbar minderwertiges Harmonium im Presbyterium vertritt in dieser Kirche die Stelle einer Orgel.

Und nun zum Gnadenbilde, wenn wir hier überhaupt von einem solchen reden dürfen. Nicht als ob die Kirche dergleichen nicht besäße; im Gegenteile: an der Ehrenstelle am Hochaltare prangt, noch obendrein durch die Verhüllung mit einem Vorhange um so geheimnisvoller gemacht, ein etwa 1 m breites und 80 cm hohes Ölgemälde auf Leinwand, darstellend die Ursprungserscheinung der Mutter des Herrn. Aber wir meinen, daß wir in dieser Kirche eigentlich von einer Gnadentat, einem Gnadenwerk Mariens reden können, daß aber das sogenannte Gnadenbild doch nur eine Darstellung dieser eigentlichen Gnadentat Mariens ist. Doch wie dem auch sei, jedenfalls wird in Strugnano dieses Bild von den Pilgern hochverehrt.

Interessant und in der sonst leeren Kirche auffallend ist eine weitere Darstellung derselben Erscheinung: wir sehen nämlich links im Kirchenschiffe eine etwa 1 m hohe weiße



Strugnano, Innenansicht der Gnadenkirche.

Statue der Muttergottes sitzend und vor ihr, ebenfalls als Statue, einen alten bärtigen Mann mit der Kerze; eine schöne, anziehende Gruppe.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Im Jahre 1463 hatte eine fromme Dame, namens Xalda, die Gattin des Christophorus Petrogna, ganz auf ihre eigenen Kosten eine Marienkirche, die an Stelle der jetzigen Gnadenkirche zu Strugnano stand, restaurieren und wiederherstellen lassen, was um so erwünschter schien, da jene Kirche damals kein Dach besaß. Auch hatte jene wohltätige Dame dafür gesorgt, daß zur Aufbringung der nötigen Erhaltungskosten für die Zukunft gewisse Salzsudwerke herbeizuziehen seien.

Doch ihr guter Wille wurde von weniger gut gesinnten Erben mißachtet und schon nach 50 Jahren stand jene Kapelle wieder in sehr traurigem Zustande da.

Da ereignete sich jene berühmte Erscheinung der Mutter Gottes, die des gegenwärtigen Wallfahrtsortes Ursprung, Ruhm und Glanz ausmacht.

Wir können hier diese Erscheinungsgeschichte um so treuer geben, da uns die Untersuchungsakten in lateinischer Sprache gedruckt vorliegen.

Zwei Weinberghüter, Peter v. Zagabria und Johannes Grandis, beide Bürger und Bewohner von Pirano, gaben jeder für sich unter Eid folgendes zu Protokoll:

Als sie am Vorabende des Festes Mariä Himmelahrt 1513, also am 14. August in der Nähe jener vernachlässigten Kirche sich in Ausübung ihres Weinberghüteramtes aufhielten, sahen sie wie zufällig vom Kircheneingange her eine Flamme aufleuchten. Da sie nun, in der Meinung, sie hätten es vielleicht mit Dieben zu tun, rasch an Ort und Stelle eilten, erblickten sie vor dem Kirchenportale, etwa nur zehn Schritte von ihnen entfernt, eine in weiße Kleider gehüllte Frau in sitzender Stellung. Vor dieser Frau stand ein Greis mit langem Barte, der in seiner Hand eine große Kerze hielt. Gleichzeitig vernahmen sie, wie jene Frau sich laut beklagte: „Ach, in welch elendem Zustande ist doch mein Haus!"

Die beiden Hüter waren so erstaunt, daß sie alsbald voll Schrecken die Flucht ergriffen. Doch sahen sie davoneilend rings um sich Lichtschein aufblitzen und vernahmen eine milde Stimme: „Kinder, fliehet doch nicht!" Da kamen sie wieder ermutigt zurück und als sie ungefähr an dem Orte standen, wo sie zuvor gewesen, sagte ihnen die Frau: „Begebt euch zum Pfarrer und saget ihm, daß er diese Kirche wieder herstellen lassen möge." Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung. Beide Zeugen bestätigten eidlich ihre Aussagen und fügten bei, daß sie sonst keinerlei außerordentliche Vorfälle gesehen oder gehört hätten.

Da sich die Kunde dieser angeblichen Erscheinung rasch verbreitete, wurde alsbald die Zeugenaussage von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit geprüft und da sich alle Angaben als stichhältig erwiesen, wurde die gründliche Herstellung der Kirche mit großer Begeisterung in Angriff genommen.

Dies der historische Ursprung dieser istrianischen Gnadenkirche.

Weitere Ereignisse.

Anfangs war die Kirche der Obhut eines weltlichen „Kustos" anvertraut, während die geistlichen Funktionen von der Pfarrgeistlichkeit in Pirano excurrendo besorgt wurden. Späterhin wurden eigene Kapläne angestellt, die dauernd bei dem Heiligtum ihren Wohnsitz nahmen.

Erst in allerneuester Zeit trat hierin eine Wendung ein, indem auf Veranlassung des damaligen Bischofs von Triest Franz Nagl (des nachmaligen allzufrüh verstorbenen Kardinals von Wien) im Jahre 1907 die Franziskaner der Trienter Provinz mit der Kirchenverwaltung und der Seelsorge betraut wurden.



Strugnano, Gnadenbild. Phot. F. Penco, Triest.

Gleich darauf tauchte die Idee auf, das altehrwürdige Bild gelegentlich des vierhundertjährigen Bestandes der Wallfahrt feierlich zu krönen, was auch im Jahre 1912 in festlicher Weise stattfand.

Statistisches.

Meereshöhe der Wallfahrtskirche: ca. 50 bis 60 m über dem Meere.

Nächstes Jubiläumsjahr:

1962 450jähriges Jubiläum der Entstehung, 50jähriges d. feierlichen Krönung.

Ständige Priester: 3 Patres aus dem Franziskanerorden aus der Provinz Trient.

Kommunikanten jährlich: 10.000.

Besucher jährlich: 25.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 20.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt, daneben zweiter Sonntag nach Ostern und Mariä Geburt.

Einwohner der Pfarre (die Pfarre besteht aus einer großen Zahl über das ganze umgebende Berggelände zerstreuter

einzelner Gehöfte, von denen kaum je zwei oder drei Häuser unmittelbar nebeneinander stehen): 1000.

Devotionalienhändler: Eigenes Verkaufsgewölbe der Kirchenvorstehung.

Gasthäuser: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist, wenn nicht steigend, so sicherlich mindestens gleichbleibend.

Sonstige Sehenswürdigkeiten: Etwa zehn Minuten entfernt steht, jetzt als Privatbesitz der Villa Tartini, das Kirchlein des heiligen Bischofs Basso; dieses Kirchlein war ursprünglich Pfarrkirche.

Gebetserhörungen. In der Sakristei sowohl, als auch in dem Presbyterium finden sich an den Wänden zahlreiche, meistens italienische Votivtafeln, die sehr ausführliche Danksagungen enthalten und oft mit den betreffenden Photographien der Dankenden versehen sind.

Literatur.

Affon, P. Theod. Kurze Geschichte, Verlag des Franziskanerklosters, 1912, 16°, 50 S.

Ricordo del Santuario. Trieste Zhiuk 1896, Gr.-8°, 52 S.

Il Naldini, Corographia eccles. Padova 1700.

Vaterland, 28. Aug. 1910, Feuilleton (Hoppe).

Leo-Gschft. d. soc. W. d. kath. K., Wien 1909. IV, 2. Heft, 77.

Schlußgedanken.

Die Gnadenkirche zu Strugnano ist ein zierliches, anmutiges Kirchlein und hat, wie die verhältnismäßig große Kommunikantenanzahl hinreichend beweist, für Istrien seine nicht geringe Bedeutung.

Dem Fremden würden wir aber einen eigens unternommenen Besuch dieses Heiligtums nicht besonders anraten. Strugnano hat gar keine besondere Anziehungskraft; weder durch seine natürliche Lage, noch etwa durch die Größe der Kirche noch durch sonstwelche besondere Sehenswürdigkeiten. Auch ist sie verhältnismäßig schwer zu erreichen.

Sie ist eine einfache, liebliche, sehr nette Dorfkirche, sonst nichts.

Kurze Erwägung.

Sehr anregend ist das Durchdenken und die Anwendung der drei Worte Mariens bei der Gründung des Wallfahrtsortes:

1. „Ach, in welch' elendem Zustande ist doch mein Haus!" Hieraus ergibt sich: Die Muttergottes will, daß ihre Heiligtümer gut erhalten werden. Ferner die persönliche Anwendung: Ich selber bin ein Haus Gottes; inwiefern? Und vielleicht: in welch' elendem Zustande befindet sich dies Haus? Welches ist bei mir dieses Elend?

2. „Kinder, fliehet doch nicht!" Ein wundervolles Wort! Wir würden dieses Wort als Inschrift mancher Marienstatue bestens empfehlen. — Es sagt uns, daß wir Kinder sind, also unbehilflich und geliebt wie Kinder; und zweitens, daß uns Maria gern bei sich sieht. Eine indirekte Aufforderung zur Marienverehrung!

3. „Begebt euch zum Pfarrer und saget ihm, daß er diese Kirche wieder herstellen lassen möge". Ganz so ähnlich hat Maria an den verschiedensten Orten, zu verschiedensten Zeiten geredet. Der Satz zeigt eine große Hochachtung Mariens vor der Priesterschaft und ihren Respekt vor dem Priesteramte. Sie ermahnt aber zugleich die Priester, sich Kirchenbauten und Kirchenausschmückung recht sehr am Herzen gelegen sein zu lassen.

Gebet.

O meine liebenswürdige Mutter, die Du mit zwei armen Feldhütern geredet und ihnen so tiefsinnige Worte zugerufen hast, erlaube mir, daß ich diese Worte als zu mir selber gesprochen betrachte und nimm als Ehrengabe eine bestmögliche Erfüllung dieser Deiner Mahnungen an. Hilf mir durch Deine Gnade, daß ich selber, stets eingedenk, daß ich ein Tempel Gottes sei, auf die Heiligkeit und Schönheit dieses Tempels allen Fleiß verwende; gestatte, daß ich Dich selber zur Herrin und Gebieterin in diesem Hause mache, damit Du hier waltest und schaltest nach Deinem heiligen Wohlgefallen. Amen.

Maria-Schoßberg.

(Slowakisch: Sassin, ungarisch: Sasvar.)

Ungarn, 10.000 Kommunikanten.

Wo einst des Meeres graue Wogen
Das ganze Land weithin bedeckt,
Da kam ein Stern heraufgezogen,
Der süße Hoffnung uns erweckt:
Denn rings von immergrünen Fichten
Umrauscht, wohnt nun Maria hier
Und tausende vertrauend richten
Des Herzens Glutgebet zu ihr.

Örtliche Lage.

Der große Wallfahrtsort Maria-Schoßberg liegt 23 km ostsüdöstlich von Lundenburg im ungarischen Teile des Marchfeldes. Von Wien liegt es in genau nordöstlicher Richtung 70 km entfernt.

Maria-Schoßberg ist Eisenbahnstation der Linie Lundenburg—Kutti—Tyrnau, von Lundenburg 28 Bahnkilometer entfernt. Diese Strecke wird von der Lokomotive je nach Anschluß in Kutti in eineinhalb bis drei Stunden zurückgelegt. Dafür zahlt man K 1.10. Es verkehren nach jeder Richtung hin drei Züge per Tag.

Wegen dieser etwas mangelhaften Verbindung sannen wir auf andere Mittel und Wege, uns dem Wallfahrtsorte näherzubringen. Denn es war jedenfalls peinlich, in Lundenburg sechs volle Stunden auf das nächste Züglein nach Kutti und dort wieder eineinhalb Stunden auf das Züglein nach Schoßberg zu warten.

Wir studierten unsere Landkarte und siehe da: es fand sich, daß von Hohenau eine anständige Straße bis nach Maria-Schoßberg führe und daß bei fleißigem Marsche diese Fußtour in vier Stunden zurückzulegen wäre; wir könnten also jedenfalls doppelt so rasch am Ziele sein als mit der Eisenbahn.

Gedacht, getan! Zwar machten wir in Hohenau einen schüchternen Versuch, irgend ein Zeuglein zum Fahren aufzutreiben, aber das war umsonst! Wir mußten uns bequemen, samt unserem allerdings leichten Gepäck die Straße unter die Sohlen zu nehmen.

Und wahrlich, es war ein schönes Wandern! Immer ostwärts ging's und immer — durch Wasser. Denn es hatte damals Hochwasser gegeben und die Äcker nnd Wiesen an der March waren weit und breit überschwemmt. Und mitten hindurch schritten wir trockenen Fußes auf unserer Straße. Wenigstens 25 Brücken mußten wir dabei passieren, denn man ist in dieser Gegend auf Hochwasser gefaßt und gibt den trägen Fluten möglichst vielen Abzug unter der hochgebauten Straße.

So ging's in munterem Marsche zuerst gegen Sankt Johann an der March, wo uns bis heute noch die weißen Gänseregimenter im guten Gedächtnisse sind, die gerade, unseren Luftschiffern zum Trotz, in schwerfälligem Fluge ihre Probeflüge über die weiten Tümpel machten. Dann nach Sankt Georg und dann — sahen wir schon von Ferne über den niedrigen Wald herüber die Türme von Maria-Schoßberg.

Und als wir endlich dort waren, sahen wir zu unserem Erstaunen, daß wir den langen Marsch in dreidreiviertel Stunden vollendet hatten; allerdings hatten wir wacker ausgegriffen!

Die nächste Umgebung der Gnadenkirche.

Wenn man so wie wir wohlgemut gegen Maria-Schoßberg pilgert und dabei seine heimischen niederösterreichischen Gnadenkirchen gut kennt, so erinnert man sich beim Anblick dieser slowakischen Kirche alsogleich an Maria-Lanzendorf bei Wien. Da wie dort die weite Ebene und aus der Ebene heraus eine gewaltige, zweitürmige Kirche, die wie eine Riesin unter den kleinen Häuslein in ihrer nächsten Umgebung hervorragt.

Zuerst kommt man auf einen großen Platz, da gibt es Verkaufsbuden und Gasthäuser und noch etwas Seltsames: eine kleine dreieckige Kapelle mit drei Türmchen und darinnen das Bild der schmerzhaften Mutter.

Dann erst biegt sich unser Weg nach links und wir kommen auf den eigentlichen Vorplatz vor der Kirche, dem man durch nette Wildparkanlagen ein friedlich schönes Aussehen zu geben verstanden hat. In den Parkanlagen Kreuze und Kapellen.

Und nun die Kirchenfront!

Ein fast riesenhafter Bau ist's, der sich da vor uns zum Himmel hebt. Und wenn auch seine Formen sich ganz und gar nicht von den gewöhnlichen Formen einer Hochrenaissancefront entfernen, so rufen sie doch wegen ihrer reichen Gliederung, wegen ihrer Größe und Höhe und wegen der harmonischen Schönheit des Ganzen uneingeschränkte Zustimmung und Beifall des Beschauers hervor.

Das Innere der Kirche.

Am hellichten Tage war's, da wir an der Kirchenklinke drückten, — und sie gab nicht nach — die Kirche war geschlossen! Wir erwähnen diesen Umstand nur darum, weil uns dies bei einem so bedeutenden Wallfahrtsorte nicht wenig auffiel. Selbstverständlich hatten wir uns gar bald Eintritt verschafft.

Das Innere dieser Kirche ist in mehrfacher Beziehung interessant.



Phot. F. Gottstein, Maria-Enzersdorf.

Maria-Schoßberg, Gnadenkirche, links Triangel-(Ursprungs-)Kapelle.

Erstens wirkt dieses Gotteshaus vorteilhaft durch seine bemerkenswerte Größe; es finden da sicherlich 5000 Personen, vielleicht 6000 genügend Raum.

Zweitens fällt alsbald das prächtige weitausladende Renaissancegesimse auf, das sich in dieser Kirche, abweichend von den meisten anderen, ohne Unterbrechung auch um das Presbyterium schlingt, so daß das Gesamtbild dieses Gesimses an einen riesenhaften Triumphkranz erinnert, den man der Kirche aufgelegt hat. Dieses Gesimse gewinnt noch durch die zahlreichen schönen Kapitäler, die in unmittelbarer Nähe davon die Pfeilerbündel und Pilaster schmücken, an Schönheit und Zierkraft.

Drittens muß die Bauart der Kirche uneingeschränkt gelobt werden. Die drei majestätischen Rundbogen an den Seiten, die mächtigen Verbindungsspangen der Decke und die dazwischenliegenden großen Deckenovale, die man fast kleine Kuppeln nennen möchte, all das ist vorzüglich in seiner Art. Aber — bei all dieser großzügigen Schönheit ist und bleibt die Kirche etwas leer. Renaissancekirchen von dieser Bauart wirken eben nur, wenn sie so reich als möglich verziert, wenn sie mit Gemälden, Stuckarbeiten, Pfeilern 2c. gleichsam überladen sind und gerade dadurch unterscheiden sie sich von den gotischen Kirchen, die, je einfacher und zierloser sie sind, desto eindrucksvoller wirken.

Viertens sind die Deckengemälde aller Beachtung wert. Denn, wenn wir zuvor von einer gewissen Nüchternheit und Einfachheit dieser Kirche sprachen, so gilt dies nur von den Seitenwänden, während die Decke davon eine rühmliche Ausnahme macht. Und welch eine Ausnahme! Denn man höre und staune: an den Deckengemälden und den übrigen in der Kirche befindlichen Freskogemälden hat seinerzeit ein italienischer Künstler namens Giuseppe Tamanti volle siebzehn Jahre gearbeitet; und daß er den Pinsel meisterhaft zu führen verstand, beweist zur Genüge der Umstand, daß die fünf Ovale (kleine Kuppeln) von Sachverständigen auf 280.000 Kronen Wert geschätzt wurden.

Hochaltar und Gnadenbild.

Der Schoßberger Hochaltar hat etwas Besonderes an sich: er weicht nämlich von der gewöhnlichen Sorte der Barockaltäre vollkommen ab und ist in seiner Art etwas ganz Originelles und Eigenes. Wir bringen seinen hohen schmalen Aufbau, der fast an eine Stockuhr erinnert, im Bilde und überlassen es jedem Leser, sich darnach ein eigenes Urteil zu bilden. Schön ist jedenfalls daran das große goldstrahlende Kreuz, unschön jedenfalls der sehr primitive Glaskasten, den man zu Füßen dieses Kreuzes hingestellt und in welchen man das arme Gnadenbild eingesperrt hat.

Das Gnadenbild selber, dieser Schatz der Wallfahrtskirche, ist eine etwa meterhohe schöne Pieta aus Birnholz geschnitzt, die eine braune Farbe zeigt. Die schmerzhafte Mutter, ihren göttlichen Sohn auf dem Schooße haltend, sitzt unter dem Schafte des Kreuzes. Sowohl Sohn als Mutter tragen kostbare Kronen, die ihnen im Jahre 1864 bei der feierlichen Krönung auf die Häupter gesetzt worden sind. Die Kronen sollen das Geschenk eines Kardinals sein und einen Wert von 20.000 Kronen darstellen; 92 Edelsteine sind zur Zierde eingefügt. Man pflegt die verehrte Statue mit wertvollen Seiden- und Atlaskleidern zu zieren; früher einmal hatte sie einen Mantel aus purem Silber; den aber hat ihr eine frevle Räuberhand entwendet. Aus der ziemlich reichen Garderobe des Gnadenbildes sei aber noch ein besonderes Stück erwähnt: ein Kleid, das einst ein chinesischer Mandarin als Prunk- und Staatsgewand getragen: jetzt trägt es als Ehrenkleid Unsere Liebe Schmerzhafte Mutter zu Schoßberg.

Andere Sehenswürdigkeiten.

Prächtig ist die Kanzel; ein zierliches, reizendes Stück. Am allerbesten gefällt uns daran, daß man ganz oben die lebensgroße Statue des Heilandes hingestellt hat, wie er Samenkörner ausstreut: die guten Samenkörner des heiligen Evangeliums. Diese liebliche Symbolik hat uns die Kanzel besonders schätzbar erscheinen lassen.

Weiter erwähnen wir dankend, daß uns der H. H. Propst in die Schatzkästen Einblick gewährte. Denn was man sonst „Schatzkammer“ nennt, ist in Schoßberg nicht vorhanden, aber an einem wohlverborgenen Orte des Klostergebäudes sind in einem großen gläsernen Schranke eine Reihe von sogenannten Schätzen aufbewahrt. Besonders interessiert hat uns ein ganz neuer Kelch aus dem Jahre 1910 und zwar deswegen, weil er ein Votivgeschenk der hundertsten Prozession von Neuhäusl ist, also beweist, wie anhänglich und treu das Volk diesem Wallfahrtsorte zugetan ist. Ferner betrachteten wir mit großem Interesse eine uralte Monstranze und einen ebenso alten Kelch, beide aus der Zeit der Arpaden und beide schon längst außer Brauch gesetzt. Wir staunten diese alten Stücke mit ungeheuchelter Verwunderung an. Nicht als ob sie uns durch ihre Formen entzückt hätten; denn diese sind für unsere an den modernen Geschmack gewöhnten Augen nicht besonders reizvoll. Aber das verblüffte uns, daß zwei so alte silberne Stücke allen Schicksalswendungen zum Trotz bis heute weder in Räuberhände fielen, noch auch von Staatswegen eingezogen wurden, noch ins Münzamt wandern mußten, sondern sich allhier bis heute im gläsernen Schranke eines Wallfahrtsortes heil erhalten konnten. Also doch ganz gewiß sehenswerte achtungeinflößende Raritäten!

* * *

Hier ist auch noch zu erwähnen, daß Sassin einen sogenannten Kalvarienberg (Kreuzigungsgruppe) sowie eine Lorettokapelle besitzt.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Veranlassung der Aufstellung der Marienstatue 1564.

Die Entstehung dieses bedeutenden Wallfahrtsortes ist eine merkwürdige, weil ihr Anfang in einem Streite zwischen zwei Ehepersonen zu suchen ist, der durch die Anrufung der Gottesmutter nicht bloß geschlichtet, sondern sogar zum Urgrund unzähliger Gnaden für viele Tausende Bedrängter werden sollte. Wir entnehmen folgende Geschichte viererlei Berichten, von denen zwei den Hergang ohne Umschweife erzählen, während die beiden anderen offenbar bemüht sind, das Herbe an der Sache zu mildern.

Wir haben die zwei ersteren übereinstimmenden Berichte gewählt, weil wir glauben, daß sie wahrheitsgetreuer sind und weil diese deutlicher die Macht der Hilfe Unserer Lieben Frau erkennen lassen, die, wenn man sie darum anfleht, auch das Böse zum Guten zu wenden vermag.

Graf Emerich Czobor, ein heißblütiger Mann, war während einer Spazierfahrt mit seiner Gemahlin Angelika, geborene Bakits, in Streit geraten, der so heftig wurde, daß

der erregte Graf sowohl seine Gemahlin als auch deren Zofe aus dem Wagen warf und allein weiterfuhr.

Entsetzt über die Roheit ihres Gemahls sank die Gräfin an derselben Stelle in die Knie und flehte die allerseligste Jungfrau an, dies Ärgernis zum Guten zu lenken, wofür sie ihr, falls sie erhört werde, versprach, an demselben Orte, wo sie aus dem Wagen gestoßen wurde, eine Statue der schmerzhaften Mutter aufstellen zu lassen.

Kaum war das Gelöbnis ausgesprochen, so zeigte sich die schnelle Erhörung. Denn siehe, schon rasselte die Equipage des Grafen heran. Er hatte, seinen großen Fehler einsehend und tief bereuend, den Kutscher umkehren geheißen. Und als der Wagen bei der Gräfin anhielt, sprang der Gemahl alsbald heraus, ging auf seine Gattin zu, bat sie um Vergebung und versprach, in Zukunft derartige Auftritte meiden zu wollen.

Der ewige Gott aber wußte diesmal eine voreilige Sünde zu unermeßlichem Guten zu wenden. Denn die Gräfin, die über die ganz unerwartet schnelle Umkehr ihres zornmütigen Gemahls hocherfreut war, teilte ihm sofort das Gelöbnis mit, das sie soeben der Muttergottes gemacht hatte. Der Graf, dessen jäher Zorn nunmehr einem aufrichtigen Reuegefühl Platz gemacht hatte, war nicht nur mit dem Gelobten hocheinverstanden, sondern drängte geradezu zu allerraschester Erfüllung.

Man ließ bei dem nächstbesten Schnitzer (irgend einen hervorragenden Künstler wußte man nicht aufzutreiben) das Bild der schmerzhaften Muttergottes aus Birnholz anfertigen und in der dreieckigen Kapelle, Triangel genannt, zur öffentlichen Verehrung aufstellen. (Ob diese Kapelle erst damals gebaut wurde, oder schon früher bestand, konnten wir nicht ermitteln.)

An diesem Orte blieb die Statue zunächst 90 Jahre stehen, wurde dann wegen drohender Türkengefahr in die Kapelle eines nahen Schlosses übertragen, kam aber nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr wieder an Ort und Stelle in die Triangelkapelle.

Auffallende Ereignisse bei der Gnadenstatue.

Kanonische Untersuchung.

Im Jahre 1710 vernahmen verschiedene Leute in der Umgebung der Statue bei Nachtzeit Weinen, Schluchzen und Seufzen. Man nahm an, daß dies bittende Stimmen aus dem Fegefeuer seien, weil tatsächlich gerade dort Hunderte von Soldaten begraben worden waren.

1718 ließ der damalige Herrschaftsbesitzer den Fasangarten, in dessen Nähe die Triangelkapelle stand, vergrößern, so daß auch die Kapelle innerhalb der Umfassungsmauer zu stehen kam. Es wurde gleichzeitig verboten, den Fasangarten zu betreten, so daß die Kapelle nunmehr vom Verkehre abgeschnitten war. Dieses Verbot erwies sich als gänzlich hinfällig, da die frommen Verehrer Mariens es teils durch List, teils durch offene Gewalt übertraten.

Auch mehrten sich damals in bemerkenswerter Weise verschiedene Gerüchte über stattgefundene wunderbare Heilungen, so daß schließlich die kirchliche Behörde sich veranlaßt sah, einzugreifen und eine kanonische Untersuchung einleitete.

Die erste Maßregel, die man traf, bestand darin, daß das Bild von seinem bisherigen Orte entfernt und in die lauretanische Kapelle der Sassiner Pfarrkirche übertragen wurde. Die Sassiner, die der Meinung waren, man wolle ihnen ihr Bild überhaupt wegnehmen, eilten bewaffnet herbei und bewachten fortan Tag und Nacht die lauretanische Kapelle.



Maria-Schoßberg, Entstehung des Gnadenortes.

Unterdessen nahm der kanonische Prozeß seinen Gang und die in Betracht kommenden Personen wurden unter Eid einvernommen. Das Ende dieser Untersuchuug war, daß eine Reihe von Vorkommnissen als wirklich wunderbare Tatsachen anerkannt und daß daher diesem Bilde vom Reichsprimas von Ungarn der Titel eines wahren und wirklichen Gnadenbildes zuerkannt wurde. Selbstverständlich wurde nun auch gestattet, daß das Bild aus seinem vorläufigen Aufenthalte in der lauretanischen Kapelle wieder an den Ehrenplatz in der Triangelkapelle zurückgebracht werde.

Die feierliche Übertragung hatte man für den 10. November 1732 festgesetzt. An diesem Tage kamen 200 Prozessionen aus den verschiedensten Gegenden nach Sassin zusammengeströmt. Die Zahl der bei dieser Festlichkeit Anwesenden wurde auf 25.000 abgeschätzt. Bei dieser Gelegenheit erhielt der Ortspfarrer von Sassin den Auftrag, die wundertätige Statue vorläufig in seine Obhut zu nehmen.

Die Pauliner übernehmen die Sorge für das Gnadenbild und bauen die große Kirche.

Längst war die Kunde von dem neuen Wunderbilde zu Ohren des Pauliner-Provinzials Franziscus Rozsa gelangt; die sonderbaren Berichte, die er da hörte, spornten ihn mächtig an, sich alle Mühe zu geben, um dieses neuerstandene Gnadenkleinod unter die Obhut seines Ordens zu bekommen. Darum wendete er sich an den damaligen Fürstprimas von Ungarn und konnte um so mehr auf dessen starke Hilfe rechnen, weil dieser hohe Kirchenfürst früher selbst Provinzial und General des Paulinerordens gewesen war und noch immer die Ordenskleidung und seinen Ordensnamen „Frater" trug, den er auch späterhin bis ans Ende seines Lebens beibehielt.

Gar bald zeigte sich der wirksame Einfluß dieses hohen Gönners und in kürzester Frist war die ganze Angelegenheit zugunsten der Pauliner entschieden, so daß ihnen die Gnadenstatue und die mit diesem Bilde zusammenhängende Wallfahrtsseelsorge am 2. April 1733 übergeben wurde.

Die erste Sorge der Pauliner war, einem so berühmten Bilde eine würdige Heimstätte zu verschaffen; sie dachten an den Bau einer möglichst stattlichen Wallfahrtskirche. Wirklich fanden sich so viele Wohltäter, daß der Bau dieser festen, großen und prachtvollen Kirche, wenn auch nicht überschnell, so doch schrittweise vorwärtsging, bis endlich im Jahre 1764, also nach 31 Jahren, der Bau so weit gediehen war, daß die feierliche Übertragung des Marienbildes stattfinden konnte. Zufällig war in diesem Jahre das 200jährige Jubiläum der Entstehung des Wallfahrtsortes, so daß also das verehrte Bild mit geringer Unterbrechung durch volle zwei Jahrhunderte hindurch in der Triangelkapelle seinen Platz gehabt hatte. Der Primas von Ungarn nahm selbst diese höchst pomphafte Übertragung des Bildes auf den neuen wahrhaft würdigen Ehrenplatz vor.

Aufhebung des Paulinerordens und andere traurige Dinge.

Auch für den rasch erblühten slowakischen Wallfahrtsort Sassin kamen jene düsteren Tage schweren Verhängnisses, da er, von kaiserlichen Verordnungen bis tief ins Lebensmark getroffen, dem Tode preisgegeben werden sollte.

1786 war jenes Jahr, in dem laut Hofdekret der Paulinerorden als aufgehoben erklärt wurde. 500 Jahre hatte er dem Lande Ungarn seine besten Kräfte gewidmet; und wenn diesen Todesstoß vielleicht der leise Schimmer eines Trostes begleitete, so war es höchstens die Wahrnehmung, daß eben auch ganze Reihen anderer klösterlicher Niederlassungen zur selben Zeit ohne Schonung hinweggefegt wurden.

Die prachtvolle Baulichkeit der Pauliner Klosterkirche aber wurde nicht demoliert und zerstört, sondern wie man damals sagte, zur Pfarrkirche erhoben. Wir haben in Sassin so ziemlich am anderen Ende des Ortes noch eine zweite, ehemalige Kirche gesehen, die aber derzeit entweiht ist und zu irgend welchen Magazinszwecken verwendet wird. Wir vermuten, daß diese zweite kleinere Kirche ehemals die Pfarrkirche war und daß der dortige Pfarrer nach der Aufhebung der Pauliner in die bisherige Klosterkirche versetzt wurde. Doch wissen wir nicht, ob diese unsere Ansicht richtig sei.

Gelegentlich der Aufhebung des wohlehrwürdigen Paulinerordens geriet sowohl die Bibliothek, als auch das Archiv in Verlust. Auch wurden alle Gattungen Paramente und Kirchengeräte, sowie verschiedene Pretiosen und wichtige Dokumente verschleppt. Diese Verluste, besonders der der unersetzlichen schriftlichen Baugeschichte dieses monumentalen Werkes, werden noch jetzt allseitig tief bedauert.

Wiedererblühen im 19. Jahrhunderte.

Die Tage der Traurigkeit, die Jahre der Zerstörung, die Jahrzehnte des Darniederliegens gingen sachte dahin. Und auch für die verfehmten und verfolgten Heiligtümer kam die Zeit, da sie erleichtert aufatmen durften und ihnen gleichsam Engel vom Himmel die erlösende Botschaft brachten: „Diejenigen, die dem Kinde nach dem Leben strebten, sind gestorben!"

Es gingen die großen Kirchenstürmer und Ordensvernichter einer nach dem andern den Weg alles Fleisches. Und wieder lockte die Gnade der ewig lebenden himmlischen Mutter die Herzen ihrer irdischen, leidensvollen Kinder an sich. Und wieder flatterten die Fahnen, und wieder schallten die Wallfahrtsgesänge, und dichtgedrängte Pilgerscharen wallten wie ehedem die Straßen nach Sassin zum Gnadenbilde der großen schmerzhaften Frau.

Und Sassin ward wieder wie früher einer der größten Wallfahrtsorte des Landes Ungarn.

Und als das Jahr 1864 herannahte, jener Zeitpunkt, an dem die Gnadenkirche ihr dreihundertjähriges Jubiläum feiern durfte, da war man schon wieder längst über den toten Punkt hinüber und man machte sich daran, das zu Ende zu führen, was einst die Pauliner begonnen, aber nicht vollenden konnten: nämlich die Kirche durch den Ausbau der beiden herrlichen Türme gleichsam zu krönen. Es war ein großes Werk und kostete viel, aber mit Gottes Hilfe ward es glücklich zustande gebracht. Und am Tage der Vollendung kam der Fürstprimas von Ungarn in eigener Person nach Sassin und brachte mit sich zwei Kronen aus Gold, die der Heilige Vater in Rom geweiht hatte, und setzte sie feierlichster Weise dem altehrwürdigen Gnadenbilde aufs Haupt. Es war ein Tag des Triumphes, der Freude, des unermeßlichen Jubels für das fromme Volk der Slowaken und für den größten ihrer Wallfahrtsorte: für ihr geliebtes Sassin.

Gebetserhörungen.

Ein steifer Arm geheilt.

Der Fall, den ich angeben kann, beruht auf reiner Wahrheit. Und ich freue mich recht herzlich darüber, auch ein Fünklein zur Verherrlichung der Himmelskönigin beitragen zu können.

Im Jahre 1890 war ich mit vielen Leiden heimgesucht. Ich bekam infolge eines natürlichen Zustandes die sogenannten Blut- oder Kinderfüße, hatte also viele Wunden und große Schmerzen und konnte keine zehn Schritte ohne Stock gehen. Dann im Juli desselben Jahres erkrankte ich, obwohl ich mich sehr gut hielt, im Kindbette an heftigem Fieber und schweren Entzündungen. Erst nach drei Wochen ließ Fieber und Entzündung nach, aber dafür fand ich einmal beim Erwachen meinen rechten Arm steif und stark angeschwollen.

Alle versuchten Heilmittel erwiesen sich als unzulänglich und mehrere Ärzte, die mich behandelten, erklärten nach längerer Zeit den Arm für unheilbar. Das war wohl ein Jammer für eine Familienmutter, die sieben kleine Kinder zu versorgen hatte und nicht einmal sich selber pflegen konnte, da der so wichtige rechte Arm ganz unbrauchbar blieb.

Da nahm ich nach einem Vierteljahre Zuflucht zur großen Helferin Maria und beteiligte mich an einer großen Prozession nach Maria-Schoßberg. Dort betete ich wohl mit großer Inbrunst und zum Schlusse vor dem Abschiede vereinigte sich die ganze Prozession mit mir und bestürmte die allerseligste Jungfrau um Hilfe für mich; aber vergebens schien unser Flehen zu sein!

Ich kam heim. Noch vertraute ich. Da kamen die Nachbarsleute und weil alle andern über meinen Jammer weinten, konnte nur die Hebamme allein mich trösten und redete mir gut zu, ich möchte den Mut nicht sinken lassen.

Am zweiten Tage nach der Wallfahrt verspürte ich in meinem Arme ein starkes Stechen, so daß ich nicht wußte, wie ich den Arm wegen der Schmerzen legen sollte. Am nächsten Morgen aber war der Arm frei beweglich und arbeitsfähig. Abends schon konnte ich melken; nach zwei Tagen das Kreuzzeichen schon anstandslos machen. Der Arzt, ein Jude, erklärte selber, daß hier nur durch ein Wunder geholfen worden sei. — Dank sei Dir, o schmerzhafte Mutter Maria, für diese Guttat, die Du mir erwiesen!

Drasenhofen, N.-Österr., 1899. Sophie Wolf.

Wiederherstellung der zusammengekrümmten Hand.[1])

Am 30. August 1873 kam mit einer Wallfahrtsschar ein 19jähriges Mädchen Barbara Wenzel aus Garsten bei Feldsberg in Nied.-Österr. hierher. Ihre Hand zeigte unter dem Gelenke eine große Narbe, die Finger selbst waren zu einer Faust zusammengekrümmt und unbeweglich. Beim Abschiede öffnete sich plötzlich die Hand und war geheilt. Dies geschah in Gegenwart und unter Zeugenschaft einer großen Zahl von Wallfahrern.

Übrigens sind in den letzten 30 Jahren über 25 Gnadenerhörungen mit Votivgeschenken honoriert worden.

Vor dem Gnadenbilde getröstet.

Wir entnehmen einem an den H. H. Propst gerichteten Originalbriefe folgende Stellen:

Euer Hochwürden!

Ich Unterzeichneter besuchte im Jahre 1904 zum ersten Male Maria Schoßberg. Bei dieser Wallfahrt bat ich die Gnadenmutter Maria um Wiedererlangung meiner Gesundheit, denn ich war schon lange Jahre kränklich und öfters arbeitsunfähig. Im nächsten Jahre machte ich die Wallfahrt abermals und trug meine innigen Herzensanliegen um meine Gesundheit und um die Erhaltung unseres Lebens in den schweren Mißjahren der allerseligsten Jungfrau vor.

Und siehe da, jetzt fühle ich mich gesund und froh. Auch in den zeitlichen Nöten ist uns geholfen worden. Was aber meinen Eifer zu künftigem Wallfahren besonders erregt hat, ist: Als ich mich vor dem Gnadenbilde befand, war es mir, als befände ich mich vor Maria im Himmel. Maria zeigte sich mir im Gnadenbilde als eine anziehende Gestalt und je öfter und länger ich das Bild ansah, desto leichter ward mir ums Herz, desto mehr Vertrauen und Eifer zu ihrer Verehrung hatte ich; was ich als ein Gnadengeschenk betrachte.

Darum will ich auch für Maria Schoßberg ein Bild und einen Leuchter, der meinen Namen trägt, als Zeichen des Dankes und Widmungsgeschenk zur Bekräftigung meines Ge-



Phot. J. Gottstein, Maria-Enzersdorf.

Maria-Schoßberg, Inneres der Kirche.

[1]) Dieser und der folgende Fall wurden uns vom H. H. Propst Warda schriftlich mitgeteilt.

löbnisses aufopfern. Das Bild und den Leuchter werden wir auf einer Tragbahre in der Begleitung unserer Freunde am 14. September vom Stadteingange in die Gnadenkirche einbringen.

Schrattenberg, im September 1907.

Alois Ipsmiller.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1914: Dreifaches Jubiläum: 350jähriges Jubiläum der Entstehung, 150jähriges Jubiläum der Vollendung der heutigen Kirche und Übertragung des Gnadenbildes und 50jähriges Jubiläum der Krönung.

1932: 200jähriges Jubiläum der feierlichen Aufnahme des Sassiner Bildes unter die Gnadenbilder.

Ständige Priester: 3 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 100.

Kommunikanten jährlich: 10.000. (Samt Pfarrkindern 11.500.)

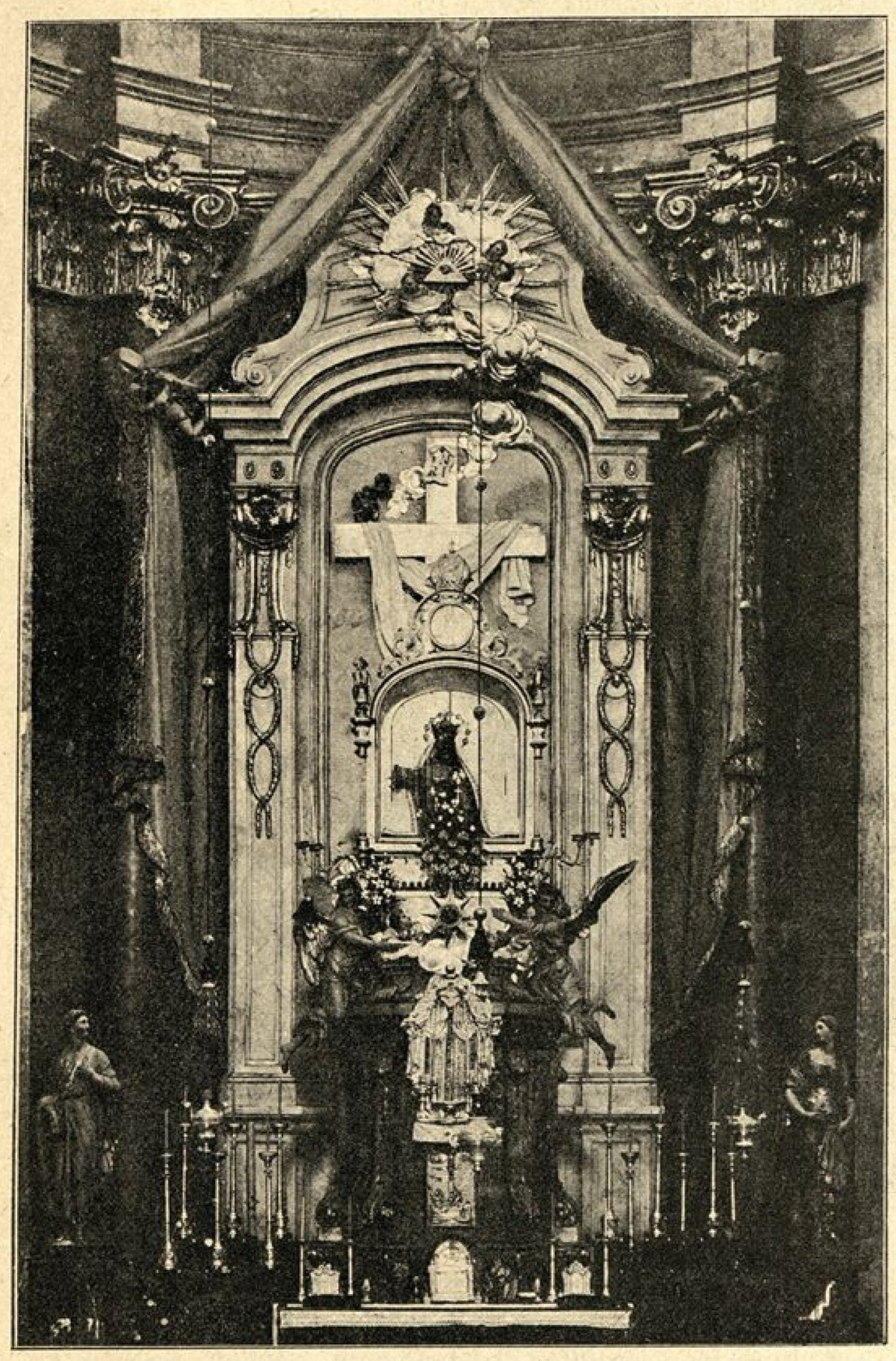
Besucher jährlich: 50.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 100.

Hauptfest: Pfingsttage, an denen immer gegen 8000 Wallfahrer zusammenkommen.

Seelenanzahl der Pfarre: 3500.

Ständige Devotionalienhändler: 6.



Phot. J. Gottstein, Maria-Enzersdorf.

Maria-Schoßberg, Hochaltar mit Gnadenbild.

Gasthäuser: 5 bis 6. Es können im Notfalle bis 10.000 Pilger untergebracht werden.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer: Die Hälfte Slowaken, ein Drittel Magyaren, ein Sechstel Deutsche und wenige Prozent Tschechen.

Zufahrten.

Wien—Maria-Schoßberg. 1. Eisenbahn Wien (Nordbahnhof) —Lundenburg Schnellzug 1¼ St. K 4·20, Personenzug 2¼ St. K 3·20. Hiezu Lundenburg—Maria Schoßberg 1½ bis 3 St. K 1·10. 2. Wien—Preßburg (Bahn projektiert.) Fahrzeit und Fahrpreis noch nicht bekannt. Preßburg—Kutti (umsteigen)—Maria-Schoßberg 2½ St. K 2·80.

Brünn—Lundenburg. Schnellzug 70 Min. K 2·80. Personenzug 2 St. K 2·10.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Schoßberg—Mariathal (ungarisch). Über Kutti nach Blumenau (bei Preßburg) ca. 2¼ St. K 2·50. Von dort 1½ St. zu Fuß.

Von den in der Nähe liegenden österreichischen Wallfahrtsorten kommen eigentlich nur die an der Nordbahn gelegenen in Betracht: Also Welehrad (von der Station Ungarisch-Hradisch weg) — dann der heilige Hostein (von Hullein weg). Außerdem die Wallfahrtsorte in der Brünner Gegend: Turas, Wranau, Sloup und Kiritein. Bei allen diesen Wallfahrtsorten muß man von Maria-Schoßberg aus zuerst die Stadt Lundenburg erreichen und dann von dort die betreffenden meist kurze Strecke weiterfahren.

Literatur.

Matjeka (Neu-Aufl. v. Hrebicsek) Marianischer Pilger, Gran 1864, 8° 80 S.

Austria-Kal. 1845, 194 S.

Neuer Stern. Preßburg 1734, 8°.

Venae poeticae. Tyrnaviae 1734, 8°.

Jordánzky, kurze Beschr. . . . ung. Gnadenb. Preßburg 1836, 4°, 21.

Krönes, Geist. Wallfahrt, Wien 1872, 109.

Ott, Marianum 1672.

Reg. Mar. Kal. 1905, VIII.

Rudniki, Die berühmt. Wallfahrtsorte, Paderborn 1891. 207.

Gebhard, Die hl. Sage. Wien 1866, I, 228.

Kurze Erwägung.

Es gibt allhier die schmerzhafte Königin gnadenreiche Audienz allen, die da zu ihr kommen wollen. Und sie kommen wirklich, sie kommen zu allen Zeiten, aus allen Orten; sie kommen behaftet mit allerlei Gebrechen und Leiden. Es kommen hierher die Blinden, die in geistiger Finsternis des Unglaubens tappen und sie erhalten das frohe Licht des beseligenden heiligen Glaubens. Es kommen hierher, die da lahm sind bei der Erfüllung guter Werke und die nicht vorwärtskommen auf dem Wege zum Himmel; und sie bekommen allhier Kräftigung und Stärke, damit sie wandeln und nimmer müde werden, bis das Ziel erreicht ist. — Es kommen hierher gar viele Taubstumme, taub das Wort Gottes zu hören, stumm ihre Sünden zu bekennen und siehe, sie erhalten allhier ihre Sprache und ihr Gehör. — Es kommen hierher gar viele Bresthafte, mit dem Aussatze der Sünde geschlagene, die hier in den Beichtstühlen den

heilsamen Teich Bethesda finden, und von da an frohgemut, geheilt und erleichtert den Weg in die Heimat wallen. Es kommen hierher gar viele Tausende, die hungrig sind und werden hier umsonst gespeist mit einem Brote vom Himmel, um das die Engel sie beneiden, und das in ihnen die herrliche Wirkung hervorbringt, daß sie in Ewigkeit nimmermehr sterben.

Gebet.

O Herr, der Du uns in diesem Gnadenthrone der schmerzhaften Mutter eine Zufluchtsstätte für jegliches Leid, einen Heilungsort für jedwede Krankheit geschenket hast, verleihe uns, wir bitten Dich, daß wir den Ort der Gnade mit Ehrfurcht betreten, daß wir die Wege dahin wie Wege des winkenden Heiles wandeln, daß wir die Zeit der Wallfahrt wie eine goldene Frist der Huld und des Heils erkennen, daß wir allhier durch Vermittlung der allerseligsten gebenedeiten Jungfrau Maria dasjenige erhalten, was unseren Seelen so überaus nottut: Verzeihung, Friede, Licht, Ermutigung und festen Willensentschluß, von jetzt ab mit Treue die Pfade Deiner Gebote zu pilgern, die da sind die einzigen Pfade des Heiles. Amen.

Zu Dir, o Mutter, sieh' uns heute wallen,
Ein jeder trägt sein Bündlein Leid — zu Dir; —
O sei barmherzig, sei uns gnädig allen,
Wir danken Dir in Ewigkeit dafür. (M. H.)

Neukirchen zum heiligen Blut.

Bayern.

10.000 Kommunikanten.

Ein schöner Berg beschützet diese Stätte,
Als „hoher Bogen" weit und breit bekannt
Doch hat Maria durch der Wunder Kette
Der Gnade bess'ren Bogen hier gespannt.

Und wie wir froh zum Regenbogen schauen,
Weil er so mild vom Himmelsfrieden spricht,
So kündet auch der Bogen uns'rer Frauen:
„Vertrauet Kinder, Gott verläßt euch nicht!"

Örtliche Lage.

Im nördlichen Teile des Böhmerwaldes, nur eine Wegstunde von der österreichischen Reichsgrenze entfernt, liegt in der Nähe der Stadt Furth unser Wallfahrtsort Neukirchen zum heiligen Blute. Obwohl dem Bayerlande angehörend, wird er dennoch von Österreichern stark und gern besucht.

Der Ort liegt nicht unmittelbar an der Bahn, ist aber von drei verschiedenen Bahnstrecken in je zwei bis drei Gehstunden zu erreichen.

Und zwar von der Stadt Furth aus in 2¼ St. (südöstlich), von der Station Neuern (Bahnstrecke Klattau—Eisenstein) in westlicher Richtung in 3 St., von der bayrischen Bahnstation Lam in 2½ St.

Die natürliche Lage von Neukirchen ist recht anmutig; besonders wenn man von Furth herkommt, geben die ganz gewaltigen Kämme des Böhmerwaldes, die von Südwest her dem Wanderer gerade entgegenblicken und die ganze Gegend mit einem herrlichen Hintergrunde abschließen, dem Wallfahrtsort schon das ganz ausgesprochene Gepräge eines Berglandes. Der Stolz aller Neukirchner ist aber jedenfalls der gleich vom Orte weg gegen Südwest aufsteigende „hohe Bogen", ein stattlicher Gebirgszug, der in seiner höchsten Spitze, dem „Eckstein", 1073 m erreicht; seinen kleineren Nachbar, den Burgstall, hat man durch ein großes, weithin sichtbares Kreuz ausgezeichnet.

Die Ursprungskapelle.

Wenn wir von Furth gegen die Kirche herankommen, so sehen wir schon von weitem rechterhand mitten im ansteigenden Ackerfeld, nur von wenigen Bäumem umschattet, eine Kapelle stehen, zu der von der Kirche aus sieben steinerne Marterln in schnurgerader Richtung hinführen. Diese Marterln enthalten Darstellungen der sieben Schmerzen Mariä. Wir erraten, obwohl uns niemand etwas gesagt, daß diese Kapelle gewiß mit der Wallfahrtsgeschichte in irgend einem Zusammenhange stehe, ja daß dies vielleicht eine Ursprungskapelle sein könnte. Und wir haben uns in der Tat nicht getäuscht; es ist diese Kapelle im Feld droben die erste ursprüngliche Kapelle, umschließt auch noch bis heute jenen Brunnen, von dem wir gleich unten in der Entstehungsgeschichte vernehmen werden.

Die Gnadenkirche.

Die Gnadenkirche hat uns, den Ankömmlingen, ihre Breitseite gezeigt, und wahrhaftig eine ziemlich breite, langgedehnte Seite; die Kirche muß groß sein. Auch der Turm, den wir rechterhand über dem Haupteingange sich erheben sehen, zeigt recht kräftige, starke Bauart, erreicht eine ansehnliche Höhe, zeichnet sich aber mehr durch seine wuchtige, athletische Gestalt, als durch Zierlichkeit seiner Gliederung aus.

Denn wenn wir schon an dem bis zu großer Höhe emporgeführten quadratischen Unterbau nichts auszusetzen haben, so kann uns der weiter darauf gebaute achteckige Zubau mit seinem knapp auf ihm sitzenden zwiebelartigen Helm nicht als Ideal von Schönheit und Eleganz gelten.

Doch in die Kirche.

Wir befinden uns — dies holen wir hier nach — auf einem mauerumgebenen Friedhofe, in dessen Mitte die Kirche steht. Wir betreten die immer offene Vorhalle (unter dem Turme), sehen uns aber an weiterem Vordringen durch ein unbarmherzig abgeschlossenes Eisengitter gehemmt.

Wir verrichten also von der Ferne unsere Andacht und beschauen uns dann die Kirche, so gut es geht. Wir finden sie im Vergleich zu unseren Erwartungen nach dem äußeren

Bauwerke ganz auffallend klein. Wir schätzen sie auf etwa 1000 Personen Fassungsraum. Auch vermag uns der Gesamteindruck, den die Kirche von hier aus macht, nicht übermäßig zu begeistern und wir sagen uns zu unserer eigenen Enttäuschung, daß wir also die bayerische Grenze nur darum überschritten haben, um hier eine ganz gewöhnliche, freilich schön ausgemalte Dorfkirche aufzusuchen.

Doch wie schnell sollte sich unser Urteil ändern und welche Überraschungen sollten wir hier erleben!

Wir verlassen den Vorraum, beginnen unseren Rundgang um die Kirche.

„Wo wohnt da der Herr Pfarrer?“ fragen wir eine zufällig durch den Friedhof gehende Person.

„Ah, der wohnt nicht hier, der wohnt unten im Ort vielleicht zehn Minuten von da.“

„Ja, ist denn dies nicht die Pfarrkirche?“

„Wohl, wohl, das ist die Pfarrkirche.“

„Und ist das auch die Gnaden- und Wallfahrtskirche?“

„Gewiß.“

„Und da wohnt der Pfarrer 10 Minuten entfernt von dieser Kirche!? — Ja ist denn gar kein Priester da zum Beichthören und dergleichen?“

„A freilich, gleich da hier im Kloster wohnen die anderen geistlichen Herren.“

„Ach so, da ist ein Kloster. Besten Dank! Da geh' ich hinein.“

Und wir gingen zur Klosterpforte: ein Franziskanerkloster. Nun erfuhren wir mancherlei Interessantes.

Erstens, daß das Kloster der Franziskaner seine eigene Kirche besitzt, die, wie sich herausstellte, den ganzen Tag allen Pilgern offen steht und die eigentlich nichts anderes ist, als eine hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche zugebaute Kirche, so jedoch, daß diese beiden Kirchen einen gemeinsamen Hochaltar haben, nämlich einen Doppelaltar. Jetzt war es uns klar, warum die Kirche von außen so langgedehnt erscheint, dagegen die Pfarrkirche uns so klein vorkam. Tatsächlich fassen beide Kirchen zusammen gegen 3000 Personen.

Zweitens erhielten wir Aufschluß, daß betreffs des Gnadenbildes, das über dem Hochaltare steht, ein alter Streit zwischen Pfarre und Kloster schwebe, der gegenwärtig in folgender Weise geschlichtet wurde: Gnadenkirche ist und bleibt die Pfarrkirche und deswegen steht die Gnadenstatue immer mit dem Angesichte gegen die Pfarrkirche hin; doch hat nur der Guardian des Klosters den Schlüssel zu dem Schrein, in dem die Gnadenstatue steht, ebenso ist das Kloster rechtlicher Eigentümer der Statue.

Die beiden Kirchen sind durch ein eisernes Gitter, das vom Hochaltare nach links und rechts die schmalen Durchgänge abschließt, voneinander getrennt. Zu diesem trennenden Gitter hat nur der Pfarrer den Schlüssel. Bei Konkurstagen (vielleicht auch an Sonntagen) sind die Gitter geöffnet.

Durch das erwähnte Eisengitter hindurch hatten wir nun ziemlich freien Ausblick in die Hallen der Pfarrkirche, und wir geben unumwunden zu, daß sie von hier aus einen bedeutend besseren Eindruck macht als von der niedrigen kleinen Eingangspforte her. Sie sieht wesentlich größer aus und ihr schöner Bilderschmuck kommt voll und ganz zur Geltung. Gewiß, sie ist eine recht schöne, besterhaltene Kirche.

Von der Franziskanerkirche gibt es nicht viel zu berichten. Sie hat außer dem Hochaltare noch zwei Seitenaltäre im Barockstile mit schönen Gemälden und hat rückwärts ihrer ganzen Breite nach einen Gang, der gleichzeitig als Eingangshalle dient.

Der gemeinschaftliche Hochaltar besteht der Hauptsache nach aus sechs schönen Säulen, von denen je drei auf einer Seite stehen, und zwar so angeordnet, daß sie als Grundfläche ein gleichseitiges Dreieck bilden und daß nun diese beiden Dreiecke mit je einer Spitze (Säule) sich einander gegenüberstehen. Mitten zwischen diesen beiden innersten Säulen steht das Gnadenbild. Im übrigen kann uns der untere Teil des Altares nicht recht zusagen; er scheint uns ein wenig verzopft zu sein.

Das Gnadenbild ist eine etwa 60 cm hohe Holzstatue, die die Muttergottes aufrechtstehend zur Darstellung bringt. Besondere Kunst können wir an diesem Bilde nicht entdecken. Die Muttergottes, die ihr ganz nacktes Jesulein auf dem linken Arme trägt, hält mit den Fingern der Rechten einen Stab umschlungen. Das Jesulein ist hölzern dem Material und der Haltung nach. Der Gesichtsausdruck der allerseligsten Jungfrau zeigt eine gewisse Unbehilflichkeit und Steifheit und ziemlich derbe, wenn auch nicht unschöne Züge. Das weite Untergewand, das wohl einen verbrämten Purpurmantel darstellen soll, geht bis über die Schuhe hinab, während ein Obergewand nach Art der alten Meßkleider in viele Falten bis zu den Knieen herniederhängt.

Geschichtliches.

Drei verschiedene gar wunderbare Ereignisse werden uns betreffs dieses hervorragenden Wallfahrtsortes berichtet:

1. Das Ereignis mit der heiligen Hostie (1400).
2. Die Aufstellung und Mißhandlung des Gnadenbildes (1450).
3. Die Entstehung des Heiligbrunnens (1610).

Inwieweit der erste Vorfall, der sich übrigens mit der Entstehungsgeschichte der Frohnleichnahmskirche in Zlabings ziemlich deckt, glaubwürdig sei, entzieht sich unserer Beurteilung. Die beiden anderen Fälle, besonders aber der dritte, sind jedenfalls als verbürgte historische Tatsachen hinzunehmen.

Die Hostie am Baumstrunke.

Es war im Jahre 1400, als ein Bürger von Neukirchen an jener Stelle, wo heute die Kirche steht, ganz unvermuteter Weise auf einem abgehauenen Holzstocke eine glänzende Hostie liegen sah. Ihr Schein war so auffallend, daß dem Bürger aus Schreck davon die Axt aus der Hand fiel; schnell eilte er nach Neukirchen, um die Wundermär alldort zu verbreiten. Bald darauf begab sich eine sehr große Menschenmenge, unter ihnen auch der Ortspfarrer, an Ort und Stelle, um zu sehen, was es gäbe.

Das Ende war, daß der Pfarrer die leuchtende Hostie ehrfurchtsvoll aufhob, mit sich nahm und sie unterdessen im Tabernakel einschloß, bis er sich vom Bischofe weitere Verhaltungsmaßregeln erbeten hätte; aber merkwürdigerweise war die Hostie des anderen Tages aus dem Tabernakel verschwunden und fand sich, diesmal noch helleren Glanz verbreitend, an ihrer ersten gestrigen Fundstelle. Darob allergrößtes Erstaunen unter der Bevölkerung. Man war allgemein überzeugt, daß Gott der Herr sicherlich an diesem Orte eine Kapelle wolle; rasch wurde diese Meinung zur festen Überzeugung, die Überzeugung zum Vorsatze und der Vorsatz zur wirklichen Tat: in kürzester Frist stand ober dem Stocke eine Kapelle.

Doch wissen wir nichts davon, daß etwa diese Kapelle schon eine Wallfahrtsstätte gewesen wäre; oder wenn schon, so doch sicherlich eine von nicht allzugroßer Bedeutung.

Das Gnadenbild und seine Ursprungsgeschichte.

Im Orte Lauczim in Böhmen befand sich seit unbestimmbarer Zeit jenes Marienbild, das jetzt in der Kirche zu Neukirchen als Gnadenbild verehrt wird. Da nun die hussitische Lehre damals viele Köpfe verwirrte und ihre Anhänger auch zu einer tollen Bilderstürmerei veranlaßte und entflammte, geschah es, daß eben dieses Bild von einem fanatischen Hussiten aus der Kirche hinausgeworfen wurde.

Eine fromme Frau nahm es mitleidig auf und flüchtete damit gegen Neukirchen, wo sie es in der früher erwähnten Kapelle aufstellte, neben der auch ein Brünnlein quillte, das heute in die Sakristei eingeschlossen ist.

Da trug es sich zu, daß ein Bürger der Umgebung ziemlich bezecht heimkehrte und dabei an jener Kapelle vorbeikam. Kaum hatte er das ihm noch unbekannte Bild erblickt, so brach seine wilde hussitische Bilderwut los. Zuerst schimpfte er in unflätiger Weise darüber, dann riß er es vom Altare herunter und warf es in den Brunnen, fand es aber gleich darauf wieder am Altare stehen. Obwohl sich dieses so augenscheinliche Wunder noch zweimal wiederholte, ward sein hartes Herz dadurch nicht erweicht, sondern nur noch mehr verhärtet: er riß seinen Säbel aus der Scheide und schug eine tiefe Wunde in den Kopf des Bildes: und da geschah jenes große Wunder, von dem der Ort bis heute seinen Namen hat: aus dem Holze heraus quoll frisches Blut.

Da faßte furchtbares Entsetzen des Frevlers Herz und wie von Furien gepeitscht floh er hinweg, warf sich auf sein Pferd und gab ihm die Sporen. Aber siehe da, das Roß war nicht von der Stelle zu bewegen, sondern stand wie angewurzelt. In Verzweiflung fast von Sinnen, sprang er herunter und riß dem Tiere rasch alle vier Hufeisen ab, in der Meinung es dadurch zum Laufen zu bringen; aber es war alles umsonst; das Roß stand wie eine Marmorsäule.

Da sprang der früher so wilde Reiter ab, ging in die Kapelle zurück und beweinte mit bittern Tränen sein Verbrechen. Und niemals mehr verging von dieser Zeit an ein Jahr, ohne daß er eine andachtsvolle Wallfahrt hieher unternommen hätte.

Die vier Hufeisen und den Säbel ließ der Mann reumütig bei der Marienstatue zurück; eines der vier Eisen sowie der Säbel sind im Laufe der Zeiten abhanden gekommen, die andern drei sind noch bis heute ober der Sakristeitüre zu sehen; das vierte dort befindliche ist nicht echt, sondern nur nachgemacht.



Neukirchen zum heiligen Blut, Inneres der Pfarrkirche. Phot. A. Hörmann, Neukirchen.

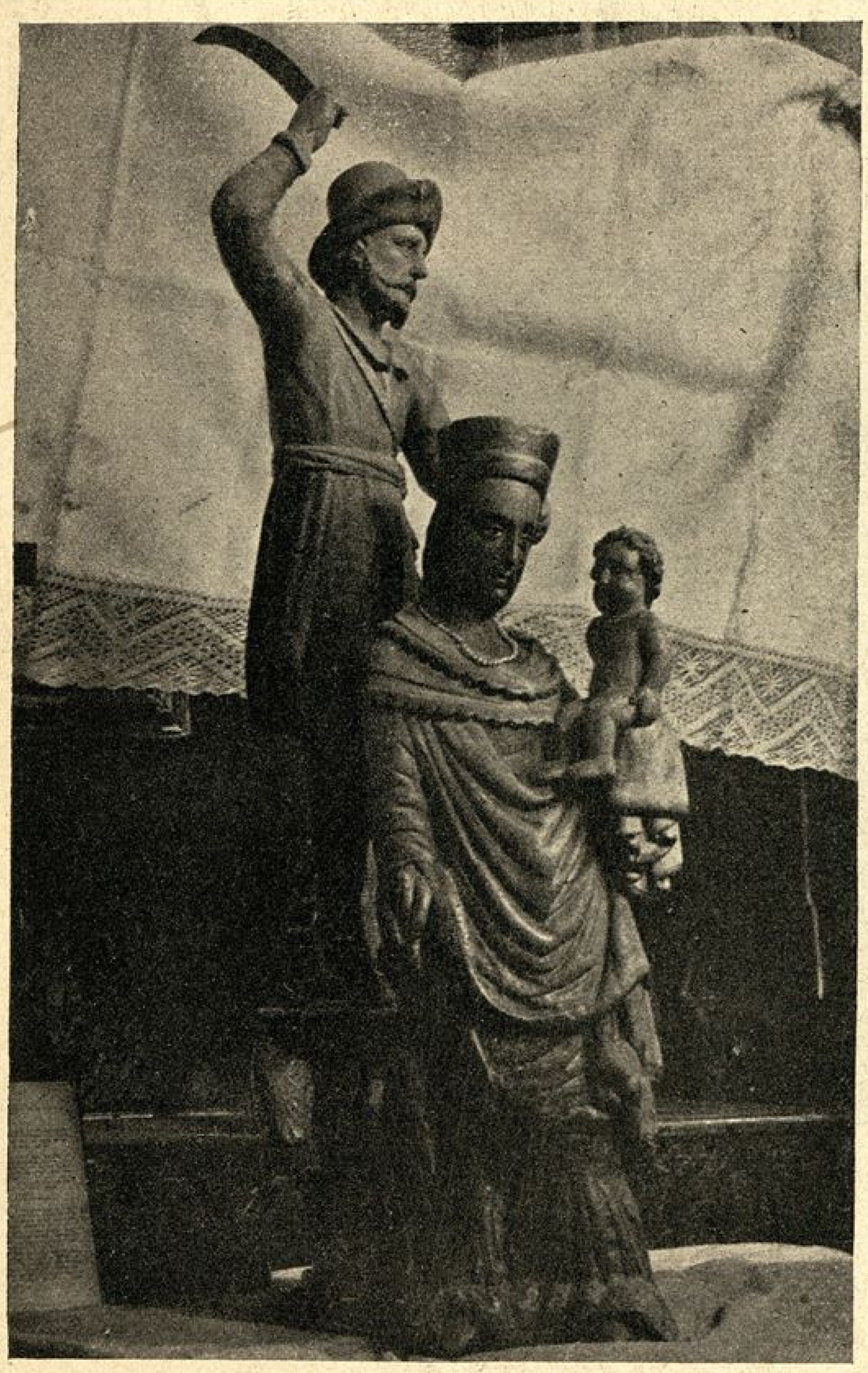
Dieses augenscheinliche Wunder war es nun, durch welches die Wallfahrten zu dieser Stätte begannen. Da sie mit der Zeit immer größeren Umfang annahmen, wurde — wahrscheinlich schon 1545 — eine vergrößerte Kapelle hergestellt und als mit der Zeit auch diese sich als unzulänglich bewies, endlich die heutige Gnadenkirche aufgebaut und gleichzeitig zur Pfarrkirche erhoben. Dies geschah im Jahre 1609.

Die Mutter des Herrn scheint mit diesem Baue sehr zufrieden gewesen zu sein, denn schon im nächsten Jahre beschenkte sie den Ort mit einer gar wertvollen Gabe: dem Heiligbrunnen.

Entstehung des Heiligbrunnens.

Es war im Jahre 1610, als eine noch junge, aber ganz gelähmte Person unter großen Mühen und

Beschwerden als Pilgerin ankam und sich in innigem Bittgebete dem Erbarmen der allerseligsten Jungfrau empfahl. Müde von der sehr beschwerlichen Reise (sie war von Bischofteinitz in Böhmen hergekommen), verfiel sie in einen sanften Schlummer. Da war es ihr als ob eine wunderbare Frau mit ihr redete und ihr sagte: „Geh zum nächsten Feldhügel und grabe dort mit deinen lahmen Händen nach Keckwasser (Quellenwasser). Ich werde dich schon an den richtigen Ort hinführen."



Neukirchen zum heiligen Blut,
holzgeschnitzte Gruppe, darstellend die Entstehung des Wallfahrtsortes.

Kaum erwacht, machte sich das kranke Mädchen, so gut es ging, auf den Weg und schlug, vom Geiste Gottes getrieben, den Weg ein, der heute mit sieben Steinfiguren bezeichnet ist. An einer gewissen Stelle machte sie Halt und begann nun mit ihren armseligen verkrüppelten Fingern zu graben. Und siehe, unter ihren Händen wurde es feucht und alsbald sprudelte eine kühle erfrischende Quelle aus der Erde.

Mit heiliger Lust trank Barbara, so hieß das Mädchen, als erste von dieser Himmelsgabe und erhielt nach einigen Tagen, nachdem sie noch öfter getrunken und ihre lahmen Glieder mit dem Wasser gewaschen hatte, ihre Gesundheit wieder. Aus Dankbarkeit verblieb sie dann durch mehrere Jahre hindurch an dem ihr so lieb und wert gewordenen Wallfahrtsorte.

Der Bau des Klosters.

Es ist leicht begreiflich, daß durch solche Vorkommnisse sich der Ruf des Gnadenortes weithin verbreitete und daß man von allen Seiten her in hellen Scharen gezogen kam, um hier bei der wunderreichen Gnadenmutter seine Herzensanliegen vorzubringen. Dieser Zudrang wurde mit der Zeit so groß, daß die Pfarrgeistlichkeit schließlich ganz außer stande war, alles das zu leisten, was die Pilger haben wollten. Und so erwog man schon seit Jahren den Plan, eine Ordensfamilie hier einzuführen.

Nach längerem Schwanken entschied man sich endlich für die Franziskanerpatres, die denn dann unter einem riesenhaften in Neukirchen nie gesehenen Menschengedränge ihren Einzug hielten. In einem Jahre war dann das Kloster fertig und wurde am 10. September 1661 feierlichst eingeweiht. Bis auf den heutigen Tag erfreut sich das Franziskanerkloster des größten Ansehens in der ganzen Pfarrgemeinde.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1950 Doppeljubiläum. 550jähr. Jubiläum der Auffindung der heiligen Hostie, 500jähr. Jubiläum des heiligen Blutes am Gnadenbilde.

1959 350jähr. Jubiläum des Ausbaues der Kirche, auch der Pfarre.

1960 350jähr. Jubiläum des Heiligbrunnens.

1961 300jähr. Jubiläum der P. P. Franziskaner.

Ständige Priester: 2 Weltpriester in der Pfarrkirche und 4 Franziskaner.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 20.

Kommunikanten jährlich: Insgesamt gegen 20.000. Davon die Hälfte Auswärtige.

Besucher jährlich: 30.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 10.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Einwohnerzahl der Ortschaft: 1700.

Ständige Devotionalienhändler: 9 bis 10.

Gasthäuser: im Orte 28, neben der Kirche 2.

Kaffeeschänker: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend.

Nationalität der Wallfahrer: fast ausschließlich Deutsche.

Zufahrten.

Wien F.-J.-B.—Furth. Entweder über Horazdovic und Klattau (billigste Strecke) zirka 15 St. K 14.60 oder über Pilsen (ebensolang) K 15.20.

Bis Pilsen und Horazdovic auch mittels Schnellzügen.

Prag F.-J.-B.—Furth. Schnellzug 4½ St. K 9.20, Personenzug 6½ St. K 7.--.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Neukirchen—Tannaberg. Nördlich über Eschlkam in stark drei Stunden Straßenwanderung, oder um ½ St. kürzer über Feldwege.

Neukirchen—Mariahilfberg bei Passau. Von Bahnstation Neuern über Eisenstein, Zwiesel, Deggendorf (bedeutender bayerischer Wallfahrtsort), Plattling, Passau 5 bis 7 St., Fahrpreis zirka 5 bis 6 Mark (?).

Literatur.

Kleine Chronik, Marienbuchdruckerei in Neukirchen. 1910 (?) 12°, 22 S.

Kaltenbäck, Marienſagen, 104.

Ott, Marianum, S. 2625.

Der Hohe Bogen, Zeitſchrift der Mariendruckerei in Neukirchen, 10. Jahrg.

Reg.-Mar.-Kal. 1886, VIII.

Kurze Erwägung.

Dieſen Wallfahrtsort verdanken wir der huſſitiſchen Bilderſtürmerei, denn wenn nicht jener Fanatiker aus Haß gegen Maria ſich an ihrem Bilde ſo ſehr vergriffen hätte, ſo wäre das Bild wohl unbekannt geblieben. So hat Gottes Weisheit und Allmacht auch hier die ſchändlichſten Anſchläge der Feinde zu größtem Segen für viele gewendet.

Gebet.

O Herr, der Du durch das Hervortriefen friſcher Blutestropfen aus der hölzernen Statue Deine Wundermacht bezeuget und das harte Herz des Frevlers zur bußfertigen Geſinnung gebracht haſt, wir bitten Dich, daß wir das großartige tägliche Wunder Deiner heiligen Blutserneuerung auf unſeren Altären erkennen, Deine Güte und Allmacht, die ſich darin offenbart, anbeten und dadurch zu wahrer Reue und Lebensbeſſerung angeregt werden mögen. Verleihe uns dies, o Herr, auf die Fürbitte Deiner Mutter, der allerſeligſten Jungfrau Maria. Amen.

Sloup.

Mähren.

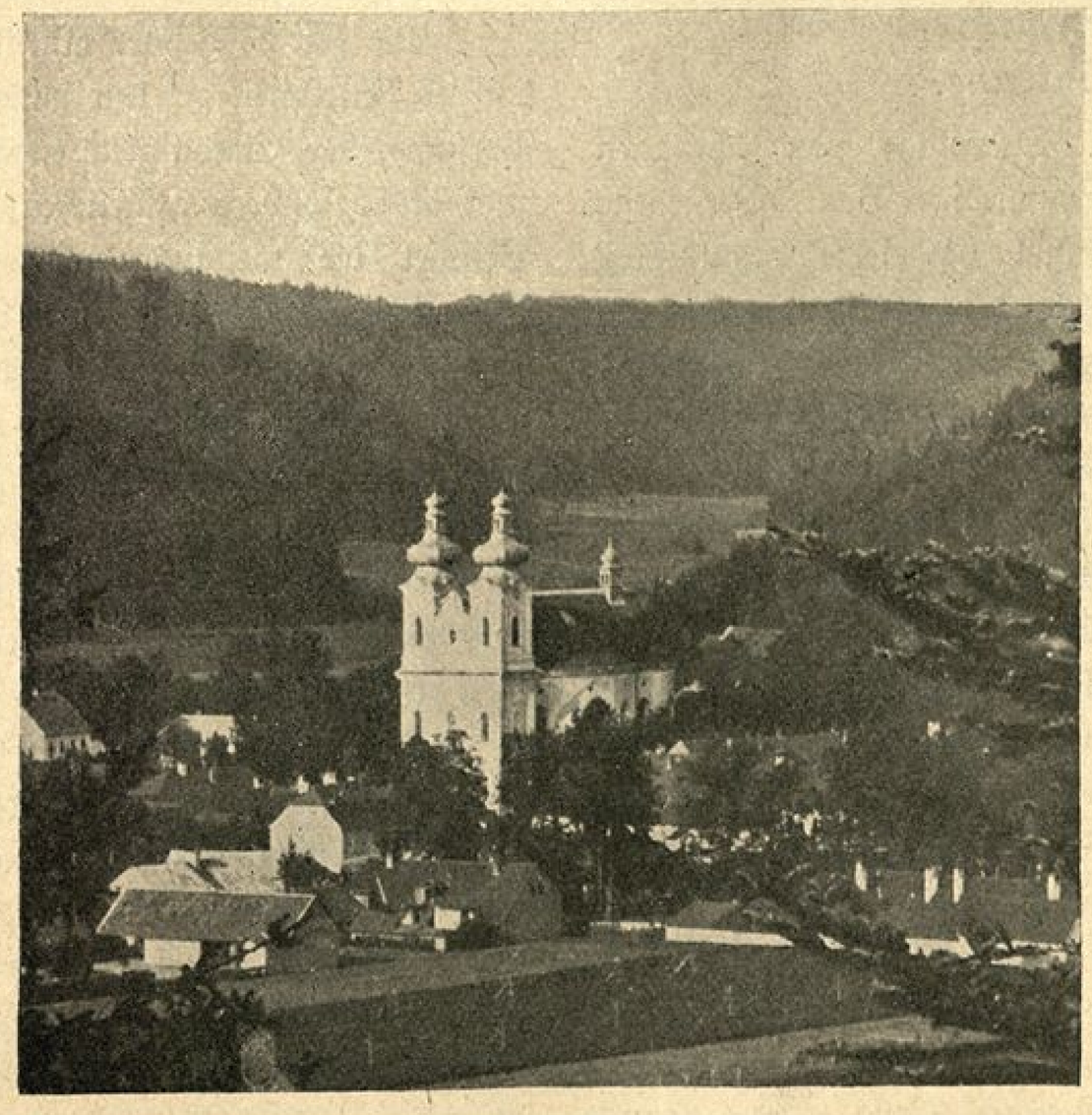
8000 bis 10.000 Kommunikanten.

O Mährische Schweiz, wie bist du so schön
Man preiset dich allerwärts,
Du bietest so viel auf grünenden Höh'n,
Erfreuend, erquickend das Herz,
Doch schimmert vor allem ein dreifacher Stern
Weithin über Täler und Au,
Drei Gnadenorte der Mutter des Herrn:
Kiritein und Sloup und Wranau!

Die Mährische Schweiz.

Es klingt nicht ſchön für unſere deutſchen Ohren, der Name Sloup. Aber wer fragt nach Namen, wenn nur das Auge hochbefriedigt wird von dem, was dieſer Ort zu bieten hat. Und er bietet des Schönen genug. Iſt er ja doch einer von den drei Krondiamanten, die Schmuck und Zier und Marksteine zugleich in jenem waldigen Gebiete ſind, das den ſtolzen Namen trägt: Mähriſche Schweiz.

Es dehnt ſich aber dieſe Mähriſche Schweiz von Mährens Hauptſtadt, von Brünn aus, viele Stunden weit, vielleicht zehn Stunden weit nach Norden hin. Sie iſt ſchön, dieſe Gegend, wenn wir ihr auch den prunkenden Namen „Mähriſche Schweiz" mit vielem Rechte abzuſprechen wagen. Viel wahrer und bezeichnender wäre die Benennung: „Mähriſcher Wienerwald", denn wahrlich, das iſt ein Bruderland des anmutigen Wiener Waldgebietes. Und ſollten wir den Unterſchied zwiſchen Wienerwald und Mähriſcher Schweiz kundgeben, ſo ſagen wir: die Mähriſche Schweiz rühmt ſich ihrer vielen großen Tropfſteinhöhlen und unterirdiſcher Grotten und Abgründe, der Wienerwald hingegen trägt, was wir in der Mähriſchen Schweiz nirgends geſehen haben, die herrlichen Steinkronen hochromantiſcher Burgruinen.



Phot. A. Podivinsky, Sloup.

Sloup, Geſamtanſicht.

Es iſt leicht begreiflich, daß ein ſo weitgedehnter, an Reizen reicher Waldkomplex wie der Brünner Wald von der reiſeluſtigen Gilde der Touriſten längſt in Beſchlag genommen wurde und daß in allen Regenbogenfarben die trefflichen Markierungen durch das endloſe Blättergrün der Wälder den fremden Waller ſicher und beruhigend an die erwünſchten Ziele geleiten. Und da der überwiegende Großteil der Waldläufer der deutſchen Nationalität angehört, ſo kann man in dieſem Gebiete, deſſen Stammbevölkerung faſt durchwegs tſchechiſch iſt, dennoch mit der deutſchen Sprache ohne Schwierigkeit überall durchkommen. Dies geht ſo weit, daß alle Kaufleute Anſichtskarten mit deutſchem Aufdrucke in reichſter Auswahl führen und feilbieten.

In dieſem Waldgebiete glänzen nun wie in heiligem Triangel drei Wallfahrtsorte: Sloup, Kiritein, Wranau. Sloup als der Nordpunkt, die beiden andern als die beiden Endpunkte eines faſt gleichſeitigen Dreieckes; Kiritein liegt nämlich 2½ St. öſtlich, Wranau 1¼ St. weſtlich von der Stadt Adamstal.

Örtliche Lage.

Wir verlassen die Landeshauptstadt Brünn mittelst der nach Norden führenden Staatseisenbahn, die über Kolin gegen Prag weiterleitet und kommen nach einer Fahrt von einer Stunde zur Station Raitz. Der Ort Raitz liegt nicht mehr im Gebiete der Mährischen Schweiz, weswegen es uns niemand als verleumderisches Gerede anrechnen wird, wenn wir behaupten, daß der „Raitz" dieses Ortes ausschließlich in seinem Namen zu suchen ist.

Eine Straße, die in ihrer Hauptrichtung streng ostwärts zieht, bringt uns in gut 2 St. an das Ziel, wobei wir eine Höhendifferenz von 180 m zu überwinden haben (Bahnhof Raitz 290 m, Sloup 470 m Meereshöhe). Doch gefällt sich die machthaberische Straße darin, uns diese Steigung fast doppelt fühlen zu lassen, da sie nebst kleineren Wellengängen den Wanderer in Petrowitz auf die Höhe von 555 m zwingt, um ihn von dort talab gegen Sloup zu befördern.

Die eigentliche landschaftliche Schönheit, die man von der Mährischen Schweiz voraussetzt, beginnt eben erst mit dem Abstieg von dem letztgenannten Dorfe Petrowitz, von wo aus sich die dunklen Slouper Berge recht hübsch präsentieren. Aber erst eine Viertelstunde vor dem Ziele selbst taucht die zweitürmige Gnadenkirche vor unseren Blicken empor.

Und nun sofort ein großes Lob! Man hat dieser hochanstrebenden Kirche eine Färbelung gegeben, bei der die weiße Kalktünche mit einem sehr zarten Lichtblau wechselt. Da nun gerade die blaue Farbe die Eigenschaft hat, jedes Weiß in seiner Wirkung zu unterstützen, gleichsam das Weiße noch weißer zu machen, so ist der Anblick dieses Gotteshauses, dessen blendende Mauern sich kräftig von dem dunklen Samt der dahinter lagernden Nadelwälder abheben, ein ganz eigenartig schöner.

Die Gnadenkirche.

Auf ziemlich geräumigem Dorfplatze, von schattigen Bäumen umringt, erhebt sich der würdige Bau. Vergebens heischen wir Einlaß. Der Schlüssel hat seine Schuldigkeit getan und das Innere der Kirche dem Blicke des Pilgers entzogen. Wir bemerken dies eigens, weil gerade alle mährischen Wallfahrtskirchen dieser Gegend, Sloup, Wranau, Kiritein, Jaromeřitz und auch die südböhmischen, wie Bechin, Klokot, ebenso sorgsam verschlossen gehalten werden. Wir haben diese Sitte oder Unsitte in deutschen Wallfahrtsorten nur ganz selten angetroffen.

Wir pilgerten also zum alten Sakristan, einem Kapuziner-Tertiaren, der hier ein Einsiedlerleben führt. Gerne führte uns der Alte in das Heiligtum ein, dessen Schönheiten wir alsbald mit prüfendem Blicke zu mustern begannen. Schönheiten! Das Wort ist eigentlich nicht ganz am Platze. Als eigentliche Schönheit, die des uneingeschränkten Lobes in vollem Maße würdig ist, erschien uns nur das Gnadenbild und seine nächste Umgebung: die schmerzhafte Mutter unter dem Kreuze! Das Holzbild ist lebensgroß und wird überragt von einem hohen Kreuzesschafte, von dem herab das Linnentuch flattert. Die Muttergottes trägt goldenen Mantel und sonst keinerlei Stoffkleider. Vielleicht ist es in erster Linie dieser Goldmantel, der uns das Bild so schön erscheinen ließ. Denn merkwürdig: gerade die Gnadenbilder mit goldenen Mänteln haben, wenn sie sonst halbwegs annehmbar gearbeitet waren, unsere persönliche Schönheitsempfindung stets in hohem Grade zu erregen vermocht. Und wir geben dem goldenen Mantel unter allen Arten von Bekleidungen für Gnadenbilder ohne Bedenken den ersten und berechtigsten Preis.

Rings um das goldene Bild ein goldener Strahlenkranz, der aber zum Unterschiede von den meisten ähnlichen die Eigentümlichkeit zeigt, daß die Endspitzen der Strahlen untereinander durch eine Art starken Goldkranzes verbunden sind, der wieder genaue Kreisform aufweist. Da Gnadenbild und Kreuzesschaft sich von einem guten, einfachen Hintergrunde deutlich abheben, so präsentiert sich die ganze Gnadengruppe als lobwürdiges Schaustück.

Bleiben wir beim Hochaltare. Es ist eine kühn erdachte, luftige Arbeit. Vier Säulen, die in einem Trapeze nebeneinanderstehen, bilden den gesamten Aufbau des Altares und vereinigen sich schließlich hoch droben über einem reichgegliedertem Gesimse durch vier gewundene Spangen zu einem gekrönten Baldachin, unter dem die Gruppe der heiligsten Dreifaltigkeit zu erschauen ist.

Und was ist es nun mit dem Gotteshause im allgemeinen? Es ist im Renaissancestile in Form eines Achteckes aufgebaut, das an zwei gegenüberliegenden Seiten sich zu Presbyterium und Musikchor ausweitet; hat ebenso wie seine gelobte Außenseite blaue Färbelung; ist licht, hoch, aber eigentlich ohne besondere Zier. Das Ganze ist, wie wir dies von einigen Schwesterkirchen Mährens ebenso behaupten können, mehr praktisch als auffallend schön und künstlerisch hergestellt.

Die Kirche gehört mit ihrem Fassungsraume für zweitausend Personen zu den mittelgroßen Tempeln Gottes. Die Versuche, der Eintönigkeit etwas zu Hilfe zu kommen, können nicht als besonders glückliche bezeichnet werden. So sind zum Beispiel die weitausgebreiteten, die ganze Decke füllenden Gemälde in der Art ihrer Ornamentik geradezu geschmacklos zu nennen. Die ganz goldenen großen Kapitäler der hohen Pilaster sind zwar an und für sich gut, scheinen uns jedoch nicht so recht zum Ganzen zu passen; sie befremden fast.

Etwas, was uns sehr aufgefallen ist und was wir sonst nirgends erblickten, ist der schräg aufsteigende Schalldeckel an der Kanzel.

Sollen wir in einigen Schlagworten den Eindruck der Slouper Wallfahrtskirche schildern, so sagen wir: ein in reizvoller Gegend wunderschön dastehender stattlicher Bau, der sich aber betreffs der inneren Ausstattung nicht über die Mittelmäßigkeit zu erheben vermag, wohl auch darum, weil alle seine Teile fast durchwegs nach Renovierung verlangen — eine Arbeit, die allerdings schon geplant ist, wie wir aus den Opferstöcken mit tschechischer und deutscher Aufschrift erfahren haben.

Geschichtliches.

Obzwar die Gemeinde Sloup zu den ältesten Ortschaften Mährens zählt, gehört ihre Kirche doch erst der neueren Zeit an; der Grund ihrer Erbauung und die Ursache der zahlreichen Wallfahrtszüge zu dem nunmehrigen Gnadenort ist in Kürze folgender:

Als die Klosterkirche der P. P. Minoriten in Brünn in den Jahren 1720 bis 1730 einer gründlichen Renovierung unterzogen wurde, stellte man eine auf einem Seitenaltare befindliche Statue der schmerzhaften Gottesmutter in den Klostergang hinaus.

Karl Ludwig Graf von Rogendorf, Herr von Raitz und Jedovnitz, ein eifriger Verehrer dieses Marienbildes, bei welchem er fast immer Erhörung seiner Gebete gefunden, sah die geliebte Statue im Klostergange stehen und erbat sich dieselbe vom Guardian, wofür er ein namhaftes Geschenk zur Ausschmückung des Gotteshauses beisteuerte (1728).

Mit Freude und Dank für die erhaltene Gnade lud er die kostbare Beute auf einen gedeckten Wagen und führte sie ohne Aufenthalt bis nach Sloup mit der Absicht, der Gottesmutter dort, wo sie noch kein Heiligtum besaß, eine Kapelle zu erbauen und die Statue zur Verehrung aufzustellen. Um ein öfteres ungebührliches Hin- und Hertragen zu verhindern, brachte er sie gleich an den Ort ihrer künftigen Bestimmung und gab sie dort in die Obhut des Müllers Severa, eines frommen, gottesfürchtigen Mannes, welcher die Statue mit Freude unter seinem Dache beherbergte und ihr ein eigenes Zimmer zur Kapelle umwandelte, wo er nun täglich mit den Seinen die Abendandacht verrichtete. Und siehe! Die Mutter des Herrn erwies sich dankbar für die ihr gezollte Verehrung und heilte die 45jährige Tochter des Müllers von dem langjährigen Übel der Fallsucht, wofür diese wieder in seligem Dank ihr ganzes ferneres Leben dem Dienste dieser wunderbaren Gnadenstatue weihte.

Sehr schnell verbreitete sich die Kunde von dieser erlangten Gnade in der Umgebung und bald stellten sich zahlreiche Pilger vor dem Gnadenbilde ein. Nun war die Errichtung einer Kapelle zur Notwendigkeit geworden und der allgemeine Wunsch fand seine Erfüllung im Jahre 1730, von wannen auch mit Erlaubnis des Bischofs von Olmütz an allen Freitagen dortselbst die heilige Messe gelesen wurde.

Eine Holzhütte in der Nähe der Kapelle schützte die Wallfahrer bei hereinbrechendem Unwetter.

Bald jedoch sehnte sich das Volk nach einem würdigen Gotteshause und wer immer die schmerzhafte Gottesmutter in Sloup besuchte, brachte einen Stein mit zum Baue der neuen Kirche, so daß sich auf dem Platze vor der Kapelle bald ein ansehnlicher Berg von Steinen erhob. Der Graf entschloß sich, den allgemeinen Wunsch zu erfüllen, doch der unerbittliche Tod holte ihn heim, ehe er noch dies schöne Werk zu beginnen vermochte. Seiner nunmehr verwitweten Gemahlin lag es nun ob, den Entschluß des teuren Verblichenen auszuführen und so entstand denn in den Jahren 1751 bis 1754 das heute noch stehende Gotteshaus, dessen Kosten die edle Wohltäterin allein auf sich genommen. Trotzdem ließ sie in edler Bescheidenheit am Tore die Inschrift anbringen, die zu deutsch lautet: „Vom Herrn ist dies gemacht und es ist wunderbar in unseren Augen" (Ps. 117, 23.).

Im Jahre 1754 vom Bischof und Kardinal von Olmütz Ferd. Jul. v. Trojer feierlich geweiht, wurde die neue Kirche von nun an der würdige Aufenthalt der Gnadenstatue, die noch am selben Tage aus der kleinen Kapelle übertragen und auf dem Hochaltare aufgestellt wurde. Die Gräfin ergänzte ihr edles Werk durch Errichtung einer Kaplanei im Jahre 1759 und durch Erlegung einer



Phot. A. Podivinsky, Sloup.

Sloup, Äußeres der Gnadenkirche.

Fundation für zwei Brüder des III. Ordens als Hüter des Heiligtums, welche in einer nahen Einsiedelei lebten. Derzeit freilich reicht die Fundation kaum zur Erhaltung eines einzigen Bruders hin, der heute tatsächlich in unmittelbarer Nähe der Kirche wohnt.

Gebetserhörungen.

Auf unser diesbezügliches Fragen teilte uns der Hochw. Herr Pfarrer mit, daß es allerdings solche Fälle gebe und daß ihm speziell zwei Fälle bekannt seien, bei denen man wohl ein übernatürliches Eingreifen höherer Mächte annehmen dürfe. Doch fehlen uns diesbezüglich bestimmtere Daten.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1928 200jähr. Jubiläum der Aufstellung des Gnadenbildes.
1930 200jähr. Jubiläum der ersten Kapelle.
1954 200jähr. Jubiläum der heutigen Kirche.

Ständige Priester: 2 Weltpriester (Pfarrer und Kaplan) und 1 Benefiziat.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 15 bis 20.

Kommunikanten jährlich: 8000 bis 10.000.



Phot. A. Podivinsky, Sloup.

Sloup, Altaraufsatz und Bild der schmerzhaften Muttergottes (zugleich Gnadenbild).

Besucher jährlich: 40.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 120 bis 140.

Hauptfest: Fest der 7 Schmerzen (in der Fastenzeit), Pfingsten und die Muttergottestage.

Ständige Devotionalienhändler: 3.

Gasthäuser: 5.

Seelenanzahl der Pfarre 2200.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Nationalität der Wallfahrer: 2 bis 3% deutsch, sonst Tschechen und Slowaken.

Zufahrten.

Brünn—Sloup. Fahrt bis Raitz. 1 St. K 1.10.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Sloup—Kiritein. 4 St. zu Fuß gegen Süden.

Sloup—Wranau. Bahn Raitz—Adamstal. 25 Min. K —.50.

Sloup--Jaroměřitz. Drei Gehstunden bis Boskowitz. Von dort Bahn nach Gewitsch 1½ St. K 1.10.

Literatur.

Wolny, Kirchl. Topogr. Mährens. B. II. 338 ff.

Soukop, Kytečka ze Sloupa (Sträußchen von Sloup) zum 100j. Jub. 1854. 2. Aufl. Brünn, 1855.

Austria-Kal. 1847, 100.

Mitt. d. Zentr. Kom. 1884, XXXV. — 1885, XXVIII.

Kurze Erwägung.

Ihr Kinder Gottes! Kommet, lasset uns nach Sloup eilen! Aber nicht als Touristen eilen wir hin, nicht um Höhlen, um Abgründe zu schauen! Oder wenn schon einen Abgrund, so nur den Abgrund des bittersten Leidens unserer lieben Mutter Maria! Ja, lasset uns zu unserer leidenden Mutter eilen! Lasset uns ansehen das überaus traurige Bild am Altare! In tiefsten Schmerzen schauen wir da unsere vielliebe Mutter. Über ihr zartes, bleiches Antlitz schleicht die Träne! Ihre Hände sind ineinandergeklammert, vor der Brust zusammengepreßt. Ihr Auge starrt auf den toten, lieben Sohn auf ihrem Schoße. Die Engelein um sie, sonst so munter und so froh, sie weinen heute mit ihr! Und du? — Geh hin zu deiner leidenden Mutter und was du sonst immer zu tun pflegst, wenn du einen leidenden guten Bekannten in tiefem Schmerze siehst, tu es auch heute: geh hin und sprich deiner Mutter dein Beileid aus.

Gebet.

Ja, Du schmerzensreiche, Du kummervolle Mutter! Höre meine Worte! Trauere nimmer über Deinen toten Sohn, denn er wird auferstehen, er muß und wird ewig glorreich leben! Trauere vielmehr ein Weilchen über den armseligen Bettler, der heute vor Deinem Bilde kniet! Trauere über ihn, denn er ist so tot für Gott und lebt nur dieser Erde! Bitte für ihn, daß er lebe, daß er auferstehe! Küsse ihn mit dem Kusse einer Mutter, auf daß er gesunde, lege Deine Hand auf sein so totenstilles Herz, daß es wieder erwarme und fröhlich schlage. Nimm ihn wieder zum Kinde auf, weil er sonst nichts begehrt, o Mutter, als Dein treues Kind zu sein. So wirf denn jetzt, Barmherzige, einen Blick der Gnade auf den armseligen Bettler, daß er aus diesem Blicke Hoffnung schöpfe und Vertrauen und sich sage: „Ja, meine Mutter wird mich nicht verlassen, wird mir sicher helfen!“ Amen.

Sechshundert Jahre sind vergangen
Im nimmermüden Zeitenlauf, —
Und tot sind viele, die gegangen
Als Wallfahrtspilger hier herauf.

Sechshundert Jahre sind verschwunden
In unaufhaltsam rascher Eil',
Doch auch Millionen Herzenswunden
Verschwanden hier und fanden Heil.

Sechshundert Jahre sind verronnen,
Nur eines konnte nicht vergeh'n:
Die einst in Gojau froh begonnen,
Die Lieb' zur Mutter bleibt besteh'n.

Gojau.

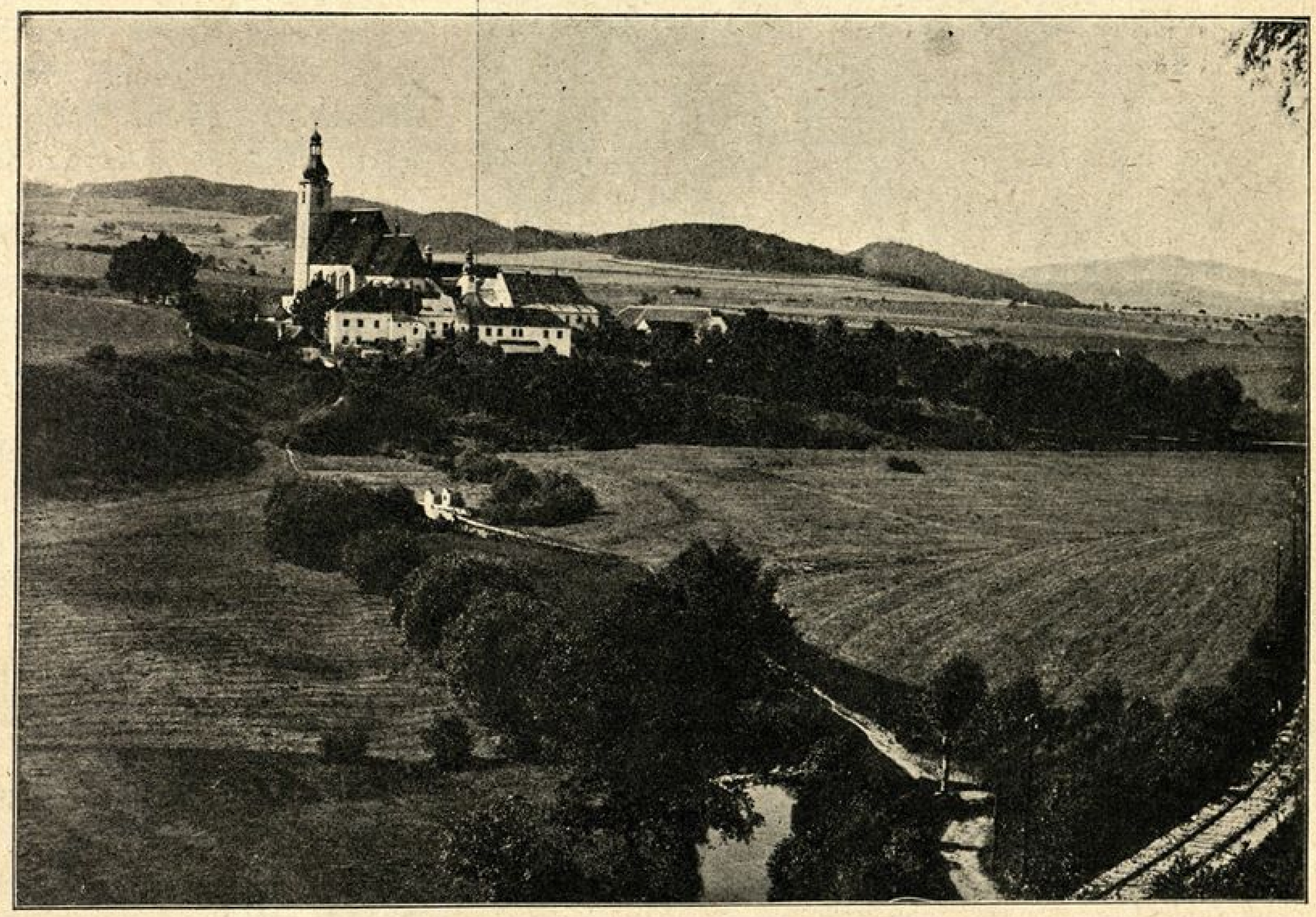
Südböhmen.

6000 bis 10.000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Die Gnadenkirche Gojau liegt genau westlich von Krummau in Südböhmen und ist von dieser Stadt aus in etwa einer Gehstunde zu erreichen (Weg über die Straße um 20 Min. länger). Auch der durch seine Passionsspiele wohlbekannte Ort Höritz ist in der Nähe, und zwar liegt Höritz schwach zwei Gehstunden südwestlich von Gojau. Übrigens liegen alle drei genannten Orte Krummau, Gojau und Höritz an ein und derselben Bahnstrecke, die sich nämlich von Budweis gegen den südlichen Teil des Böhmerwaldes nach Salnau (am Plöckensteine), Schwarzes Kreuz und Passau hinzieht.

Verläßt man in der Station Gojau den Zug, so bringt uns eine Fußwanderung von zehn Minuten zum ersehnten Ziele. Beim Verlassen des Stationsgebäudes für den Pilger unsichtbar, tritt die Kirche nach wenigen Minuten plötzlich linkerhand hervor und zeigt sich sofort in ihrer allerschönsten Ansicht.



Phot. J. Seidel, Krummau.

Gojau, rechts Böhmerwald, Großer (1188 m) und Kleiner (1046 m) Chum.

Von grünenden Wäldern und Gärten umgeben, im Hintergrunde von dem Gebirgszuge des Böhmerwaldes umrahmt, thront die Gnadenkirche inmitten einiger stattlicher Häuser auf einem mäßig hohen Hügel. Das große Kirchendach überragt weithin alle anderen Baulichkeiten und nebst dem Hauptturme winken uns zwei kleinere Türme am Seitengebäude freundlichen Willkomm entgegen.

Der Gesamtanblick wäre fast der einer alten befestigten Ritterburg, wenn ihm nicht die ganze Umgebung mehr die Eigenart des ungestörten, einsamen Dorffriedens aufprägen würde. Und das wird auch schließlich der Eindruck sein, den wir uns von dem Gnadenorte mitnehmen: ein großes stattliches vielbesuchtes Dorfheiligtum.

Kirche und Gnadenbild.

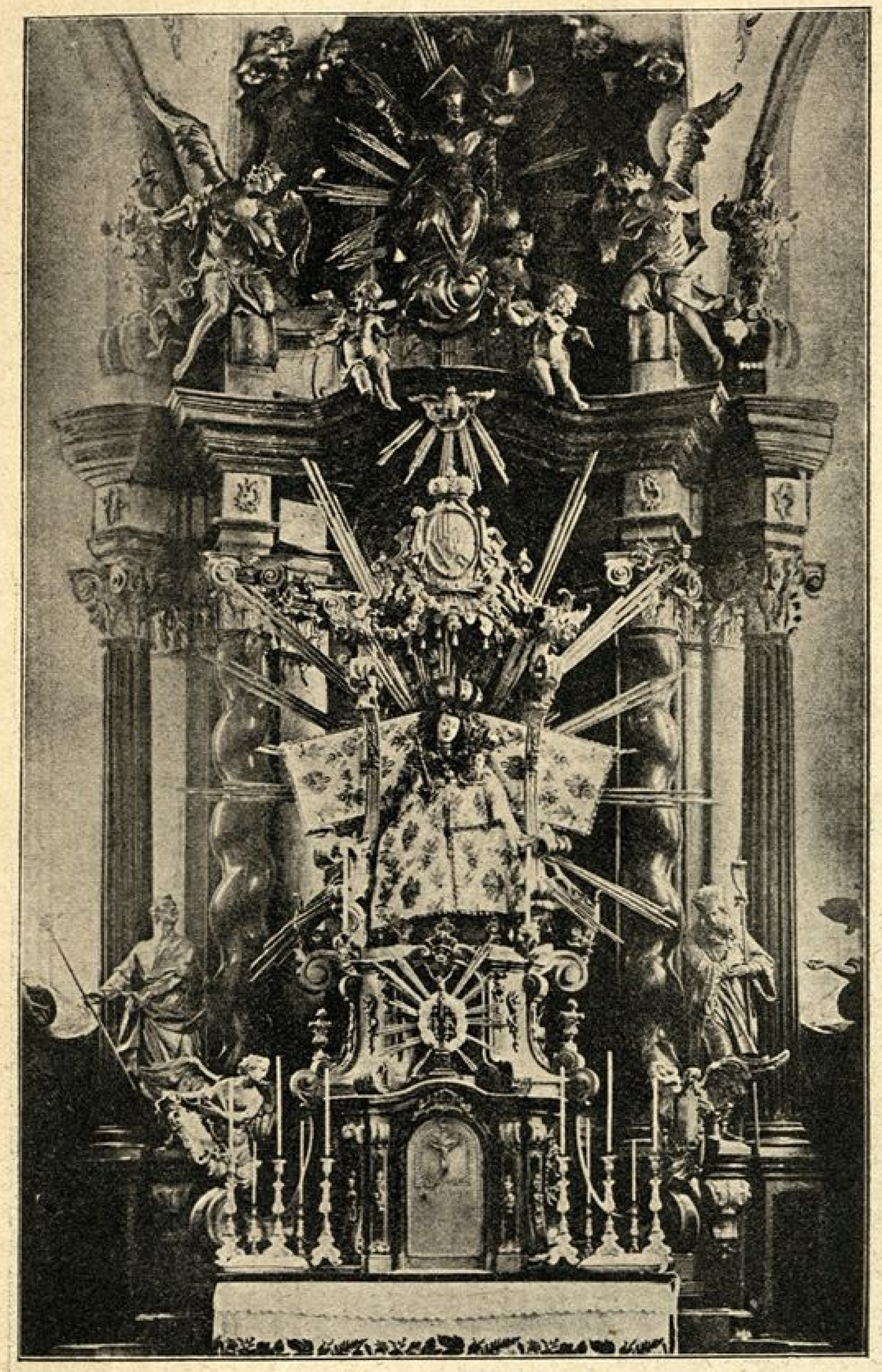
Wir ersteigen mühelos den kleinen Hügel und nähern uns, durch eine prächtige Allee schreitend, der Kirche. Zunächst betritt unser Fuß einen gepflasterten Vorraum, der von einer Mauer umfriedet ist, dann geht's durch ein Gewölbe weiter. An der Seite erblicken wir ganz im Freien verwaschene Gemälde an den Wänden; es waren hier in früheren Zeiten die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes dargestellt.

Auch hier macht die ganze örtliche Lage den Eindruck einer Burg. Während wir durch die Wölbung schreiten, haben wir linkerhand die kleine Kapelle Mariä Entschlafung welche als die ursprüngliche Gnadenkapelle anzusehen ist. Gleich, daranstoßend die Kapelle mit dem Bilde des hl. Leonhard und hl. Wolfgang. Die beiden genannten Kapellen bildeten früher einmal zusammen die Kirche, und zwar so, daß das Presbyterium die jetzige Kapelle der Entschlafung Mariens war. Ein Türmchen mit einer Uhr ziert das ehemalige Gotteshaus.

Weiterschreitend finden wir rechts den Eingang zum Pfarrhof, dann noch weiter die turmgeschmückte Kapelle des hl. Johannes von Nepomuk mit einem prachtvollen im Barockstil erbauten Altar und einer schönen Marienstatue aus dem XIV. Jahrhunderte. Eine annähernd gleich alte aber kleine Statue der Mutter Gottes befindet sich in der St. Leonhardi-Kapelle. Diese Kapelle wird auch „böhmische Kapelle" genannt.

Und nun endlich zur Hauptkirche.

Das Portal — wir finden es gleich neben der früheren Kirche (Entschlafungskapelle und Leonhardikapelle)



Gojau, Hochaltar und Gnadenbild.

zu unserer linken Hand — ist einfach, aber schön. Unter dem Torbogen schauen wir ein Bild Mariens, wie sie mit ihrem Schutzmantel eine große Zahl von geistlichen (links) und weltlichen (rechts) Gestalten schützend bedeckt. Es liegt also etwa der Gedanke ausgedrückt: Maria, die Helferin der Christen.

Beim Eintritte überrascht uns der Anblick einer bedeutend großen stattlich gebauten Kirche. Eine Reihe von hohen, mit guten Ornamenten und Malereien geschmückten Fenstern geben dem Tageslichte reichlich Zutritt, so daß das Gotteshaus dadurch ein freundliches Aussehen erhält.

Die Bauart ist eigenartig und erinnert lebhaft an die ähnlich gebaute, aber bedeutend kleinere Kirche zu Waldenstein im Waldviertel in Niederösterreich. In der Mitte des rückwärtigen, großen, streng gotischen Raumes erheben sich zwei schlanke Säulen, wodurch der Raum in zwei Teile (Schiffe) geteilt erscheint. Wir bemerken, daß dieser rückwärtige Teil erst kürzlich restauriert wurde und also ein recht hübsches Ansehen bietet.

Der vordere Teil und das Presbyterium ist nicht mehr zweischiffig, sondern blos einschiffig. Seit der Restaurierung im Jahre 1913 sieht man am Gewölbe wieder die alten herrlichen Gemälde aus dem XVII. Jahrhunderte bloßgelegt. Auf der Evangelienseite oberhalb des Oratoriums ein Wandgemälde aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, welches die göttliche Mutter, das Jesukind auf beiden Armen tragend, darstellt. Auf der Epistelseite wurde eine Grotte errichtet, in welcher eine in Lourdes selbst geweihte Marienstatue steht, die hochverehrt wird.

Am Hochaltare begrüßen wir das Gnadenbild. Es ist eine im XV. Jahrhunderte aus Lindenholz geschnitzte Statue der Muttergottes, die ihr göttliches Kindlein auf dem linken Arme trägt. Die Muttergottes ist in sitzender Stellung abgebildet. Das schöne, von dichten Haarsträhnen umrahmte Antlitz Mariens ist länglich, oval, zeigt sehr regelmäßige Züge, hohe Stirn, kleinen Mund und will große Seelenruhe und innerliche Zufriedenheit verraten. Weniger gelungen scheint uns das krausköpfige, etwas frisch ausblickende Jesukindlein, das in seiner Rechten einen Apfel (oder Kugel) trägt. Die Größe der Statue mag etwas kleiner als Lebensgröße sein. Kindlein und Mutter sind mit Stofffkleidern und Kronen geziert. Der Hochaltar selbst besteht aus rotem und schwarzem Salzburger Marmor und wurde vom Zisterzienser-Priester und Gojauer Pfarrer P. Georgius Holler und Goldenkroner Abte Gottfried Bilansky um 5800 fl. erbaut. Die schönen Statuen des hl. Benedikt, Bernhard, Josef und Joachim flankieren stimmungsvoll den Altar.

Kapelle und Bild „Mariä Entschlafung".

Durch die etwas tiefer liegende Sakristei gelangen wir zur Kapelle Mariä Entschlafung mit einem schönen, künstlerisch wertvollen, ganz in Gold gehaltenen Reliefbilde, das uns die inmitten der Apostel stehende und in ihren Armen entschlafende seligste Mutter Jesu zeigt. Wie innig und sinnig haben da unsere gläubigen Vorfahren den letzten natürlichen Augenblick — die Entschlafung der sterbenden Gottesmutter — mit ihrer übernatürlichen Himmelfahrt in Verbindung gebracht! Dieses liebliche Bild ist jedenfalls älter als der Altar, auf dem es steht; doch läßt sich die Zeit seines Ursprunges aus Mangel an schriftlichen Quellen nicht mit Sicherheit angeben. Die Konturen erinnern an die Zeiten Karls IV.

Die Kapelle selber ist ein einzig übriggebliebenes, altehrwürdiges Erbstück hoher Vergangenheit. An diese mahnt lebhaft das einfache Kreuzgewölbe mit dem an der Frontseite befindlichen engen gotischen Fenster, in dessen unterem Teile eine rote Marmortafel mit der fünfblättrigen Rose der Rosenberge eingemauert ist, welche die Aufschrift enthält: A. D. MCCCCLXXXVIII perfecta est ecclesia in toto, d. i.: „Im Jahre des Herrn 1488 ist die Kirche im ganzen vollendet worden." Vor diesem Fenster stand ursprünglich der Hochaltar des Mariä Entschlafungs-Kirchleins mit dem zierlichen oben erwähnten Altarbilde.

Nach all dem Gesagten fiel es uns ein wenig unliebsam auf, daß man diesen altehrwürdigen Raum mit seinem schönen goldenen Bilde als Garderobezimmer für die Ministranten und zum Herrichten des Rauchfasses und dergleichen ver-

wendet. Allerdings hat diese Kapelle eine wirklich ungünstige Lage, da sie zwischen Sakristei und Pfarrhof liegt und also als Durchgangszimmer benützt wird. Dem Übelstande könnte abgeholfen werden, wenn dieses Bild der Entschlafung Mariens in die benachbarte Leonhardikapelle oder besser noch in die „Böhmische Kapelle" übertragen würde.

* * *

Wie gar viele der seligsten Jungfrau geweihte Wallfahrtsorte, besitzt auch die Gnadenstätte Maria-Gojau ein uraltes schönes Brünnlein, welches sich am Bergabhange nächst dem ehemaligen Hospitale und jetzigem Schankhause gegen die Mittagseite befindet und etwa 4 m tief ist.

Geschichtliches.

Der Wallfahrtsort scheint sehr alt zu sein. Zumal man immer wieder erzählt, daß der hl. Wolfgang hier Messe gelesen habe; bei dem nahe gelegenen Orte Ruben wird ein Stein mit Fußstapfen gezeigt, auf dem der genannte Heilige gestanden sein soll. Die Wallfahrten zu diesem Steine wurden im Jahre 1466 vom Prager Konsistorium unter Strafe der Exkommunikation verboten.

Eine Sage erzählt, daß man die Kirche ursprünglich bei der „gespitzten Kapelle" (5 bis 6 Min. entfernt) erbauen wollte. Aber über Nacht seien die Bausteine mehrmals an den gegenwärtigen Ort gekommen.

Eine andere Sage berichtet: Ein Ziegeldecker stürzte vom oberen Teile des Ziegeldaches in die Tiefe. Weil er aber während des Fallens die seligste Jungfrau anrief, erhob er sich vom Erdboden frisch und gesund und arbeitete weiter. Die Stelle jedoch, von welcher er herabstürzte, bezeichnete er mit einem weißen Kreuze, welches sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

1263. König Ottokar von Böhmen beschenkte das Zisterzienserstift Goldenkron, das er zum Danke für seinen Sieg über die Ungarn gestiftet hatte, mit mehreren Gütern, worunter auch das Gut praedium Kajov angeführt wird; es ist dies die erste Erwähnung des heutigen Gojau.

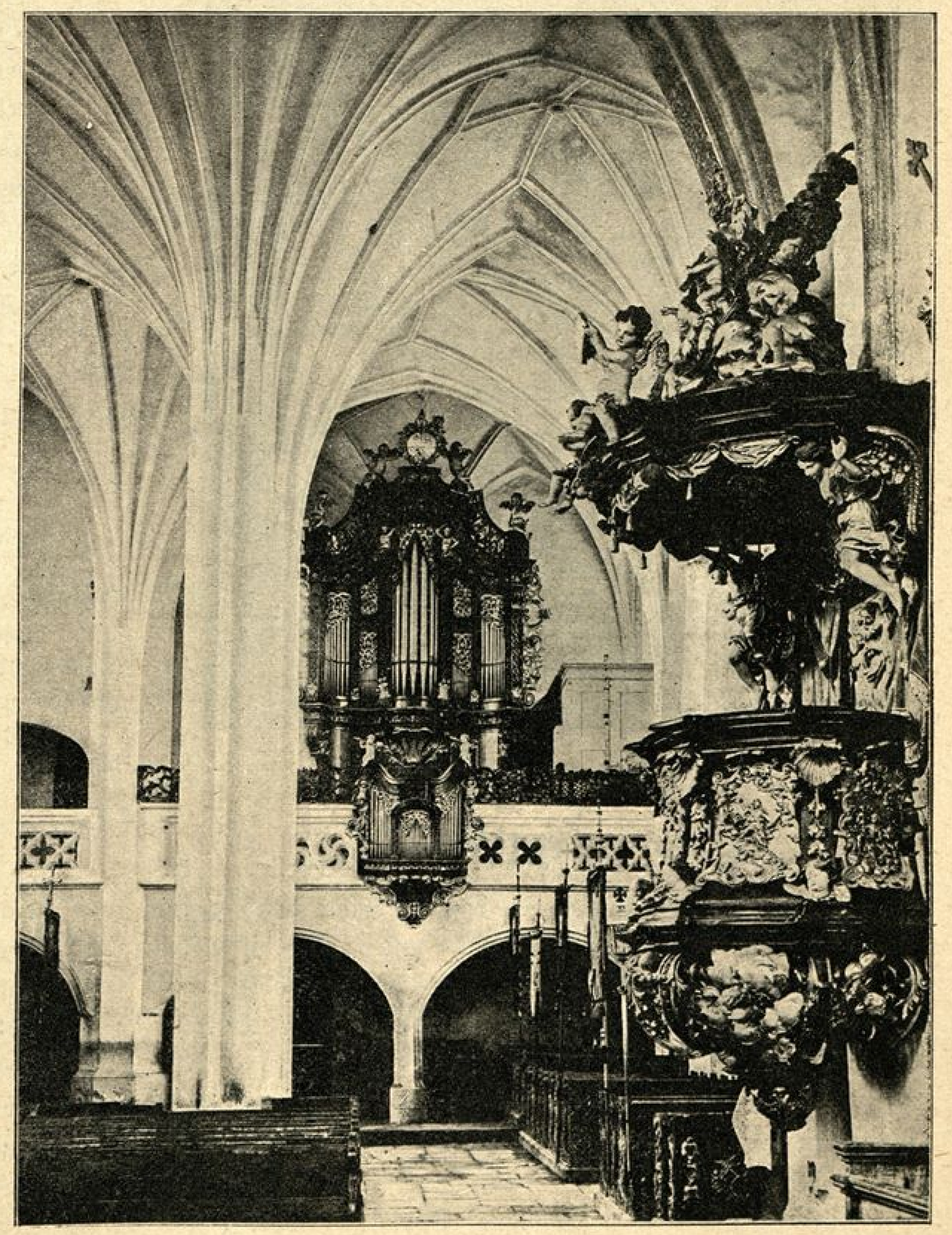
1320. Oliverius, Bischof von Sabina, erteilt mit noch sieben anderen Kardinälen dieser Kirche Ablässe. Ebenso beschenkte Johann von Jenstein, Erzbischof von Prag und Leidensgenosse des Johann von Nepomuk, dieselbe mit Ablässen, welche sein Nachfolger Wolfram von Škworec am 23. Mai 1397 bestätigte und vermehrte.

1346. Abermalige Erwähnung. Ein gewisser Busco de Ruben schenkte der Kirche der seligsten Jungfrau zu Gojau eine Rodelmühle.

1400. Papst Bonifacius IX. inkorporiert die Gojauer Marienkirche als Pfarrkirche dem Stifte Goldenkron und gibt die Erlaubnis, daß diese Pfarre von Zisterzienser-Priestern verwaltet werden dürfe. Tatsächlich aber verwalteten die Zisterzienser-Priester aus dem Stifte Goldenkron die Kirche erst vom Jahre 1656 bis zur Säkularisation 1785.

Die Kirche, von der in obigen Zeilen die Rede ist wurde von Hussiten zerstört. Erhalten blieb vom alten Bau nur das südliche romanische Portal mit dem Unterbau des anstoßenden Turmes.

1474—1485. Erbauung der Pfarr- und zugleich Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt zu Gojau durch den damaligen Pfarrer Pils. Es heißt in einer alten Urkunde von Goldenkron: „Um das Jahr 1469 oder früher trat die Pfarre Gojau der Pfarrer Michael Pils an, der diesen hochberühmten und durch Wunder ausgezeichneten Ort durch 34 oder mehr Jahre getreulich verwaltete." „Im Jahre 1474, als die Hussitenstürme sich schon gelegt hatten, begann der Pfarrer Michael Pils durch gesammelte Beiträge die Kirche zu Gojau zu erbauen, wie sie jetzt noch steht. Zum Andenken daran findet man in einem roten Marmorsteine an der Nordseite der Kirche die Jahreszahl MCCCCLXXIIII (1474) und auf der gegenüberliegenden Seite die Inschrift: „Beendet MCCCCLXXXV (1485). Pfarrer Michael selbst aber starb, nachdem er die Ehre Gottes und seiner Mutter auf Erden wunderbar gefördert hatte, im Jahre 1503, um



Gojau, zweischiffige Kirche mit schöner Orgel und Kanzel.

nun bei Gott sich ewig zu freuen. Er liegt begraben im Presbyterium der Kirche zu Gojau vor dem Hochaltare der Gottesgebärerin und hat ein Epitaphium (Inschrift) bekommen, das jetzt (1683) beim Apostelaltare eingemauert ist. Auf diesem Denkstein ist auch sein Bild zu erblicken."

In der Pfarrbibliothek befindet sich eine Beschreibung von Gojau aus dem Jahre **1660**, in welcher angegeben ist, daß in Gojau die jetzt noch bestehende kleine Kirche —



Phot. J. Seidel, Krummau.

Gojau, das Gnadenbild.

nun Mariä Entschlafungs- und Leonhardi-Kapelle — die älteste der Umgebung gewesen sei, daß im Jahre 1255 gegen Süden hin die große Kirche erbaut, und 1400 bis 1434 durch die Freigebigkeit des Geschlechtes der Rosenberge erweitert und renoviert und endlich um das Jahr 1533 zu ihrer jetzigen Gestalt gebracht worden sei.

1642 wurde die in gotischer Form und mit reichlicher Ornamentik geschmückte Orgel gebaut und kostete damals 649 Schock Groschen.

1660 wurde die obenwähnte Spitzige oder Fronleichnamskapelle, **1699** die St. Johannes-Kapelle gebaut (also vor seiner Heiligsprechung), **1752** endlich die sogenannte Kreuz- oder Totenkapelle.

1769 wurde der Hochaltar der Kirche in der jetzigen Gestalt errichtet.

Ehemals gehörte die Kirche dem Kloster Goldenkron, so daß auch die Seelsorge von Angehörigen dieses Stiftes, Zisterziensern, versehen wurde.

1785 wurde das Stift Goldenkron durch Kaiser Josef II. aufgehoben.

1787 kaufte Fürst zu Schwarzenberg die Herrschaft Goldenkron. Seit dieser Zeit versehen Weltpriester den Pfarr- und Wallfahrtsdienst.

1671 wurde die erste, 1716 die zweite Kaplanstelle zu Gojau gestiftet.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1938 450jähriges Jubiläum der Kirchweihe.
1963 700jähriges Jubiläum der ersten Nennung des Ortes.

Ständige Priester: 2 Weltpriester (ein dritter ist systemisiert).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30.

Kommunikanten jährlich: 6000 bis 10.000.

Besucher jährlich: 30.000 bis 40.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: ca. 100

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt. Samstage im Oktober.

Seelenzahl der Pfarre: 1700, der Häuserrotte: 45 Personen.

Meereshöhe der Kirche: 560 m.

Devotionalienhändler: 4 (mit 6 Buden).

Gasthäuser: 1.

Die Prozessionen bleiben gleich, aber sind schwächer, die Besucher nehmen ab.

Zufahrten.

Budweis—Gojau. 1½ St. K 1.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Gojau—Řimau. Per Bahn bis Goldenkron ½ St. K —.40. Von dort 2½ St. zu Fuß. Auch mittels Bahn bis Budweis (umsteigen)—Holkau—Řimau (etwas umständlicher).

Gojau—Maria-Schnee. Zuerst bis Holkau—Řimau (über Goldenkron oder Budweis). Von dort mittels Bahn nach Zartlesdorf. Dann 1 Gehstunde.

Gojau—Maria-Rast am Stein. Zuerst bis Zartlesdorf (wie oben); von dort Flügelbahn nach Hohenfurt. ½ St. K —.40.

Literatur.

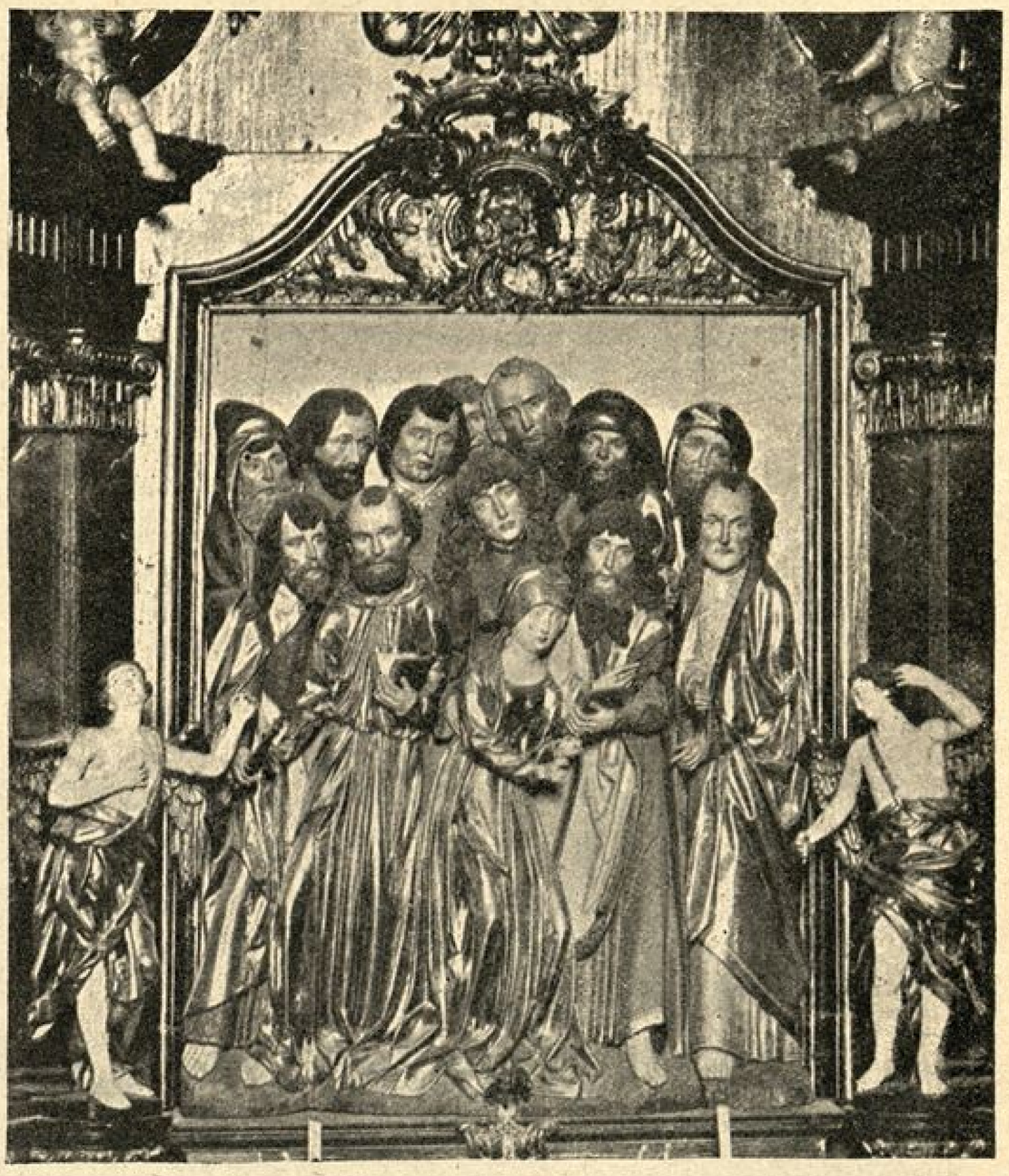
Schaller, Top. XIII. 153.
Bericht v. St. M. zu Kojau. Linz 1660, 12°.
Austria-Kal. 1845, 168.
Reg.-Mar.-Kal. 1892, IV.
Trajer, Diözese Budweis.
Sommer, Böhmen, IX, 262.
Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien, IX, 89.
Tangerl, Urkundenbuch von Goldenkron.
Möräth, Marien-Verehrung zu Gojau 1907.
Michálek, Maria-Gojau zum 400jährigen Jubiläum 1888.

Kurze Erwägung.

Überdenke, welch eine endlose Kette von verschiedenartigsten Leiden im Laufe von sechs Jahrhunderten, wie sie Gojau hinter sich hat, vor dem Gnadenthrone der allerseligsten Jungfrau hingelegt wurden, und dazu die stürmische Herzensbitte: „Mutter, hilf!“ Wie viele wird es gegeben haben, die in ganz ähnlichen Seelen- oder Leibespeinen sich befanden, wie du jetzt bist. Und sie sind tot! Vergangen ist Leid und Freud, Lust und Weh! So trag auch du in Stille und Ergebenheit dein Kreuzlein weiter; und wird es manchmal gar zu schwer, so blick' auf zur Mutter und sprich: „Mutter, hilf!“ Und solche Aufblicke werden niemals ganz umsonst sein!

Gebet.

O große Trösterin der Erde, die Du von Geschlecht zu Geschlecht allen denen beispringst, die zu Dir ihre Zuflucht nehmen, die Du nimmer müde wirst im Helfen und Trösten, die Du unseren Vorfahren vor 100 und 300 und 600 Jahren ebenso liebreich und hoffnungverheißend erschienest, als du uns erscheinest, wir bitten Dich, füge zu Deinen jahrhundertelangen Wohltaten noch die neue hinzu, daß Du auch meiner Dich annimmst und auch für meine Leiden ein mütterliches Gedenken habest. So nimm mich an, wie ich bin und zeige gütig und gnädig, daß Du nicht vergessen habest des Wortes, ja des Befehles, den Du unterm Kreuze erhalten: „Mutter, siehe Deinen Sohn!“ So hilf mir denn, daß ich Dein Kind sein könne und dann — sei mir meine Mutter! Amen.



Phot. Wolf, Krummau.

Gojau, das Reliefbild Mariä Entschlafung, aus dem 15. Jahrhunderte.

St. Benigna. (Svata Dobrotiva.)

Böhmen.

6000 bis 10.000 Kommunikanten.

In der finstern Bergwerksgrube
Fromm man zu Benigna fleht,
Und es flammt gleich Feuersgluten
Aus den Herzen das Gebet.
Sind geschwärzt auch oft die Kleider,
Kann gar weiß die Seele sein,
Und die schwarzumrußte Hülle
Schließt oft edle Herzen ein.

Örtliche Lage.

An den westlichen Abhängen des Brdy-Waldes, der mit seinen schönen Bergzügen einen großen Teil des von Moldau, Wottawa und Beraun umschlossenen Landstriches ausfüllt, liegt in ziemlicher Abgeschiedenheit das Bergwerksdorf Sankt Benigna. Dieser lateinische Name heißt zu deutsch: Heilige Gütige, daher denn auch unser Sankt Benigna bei den dortigen ausschließlich tschechischen Landbewohnern Svata Dobrotiva genannt wird.

Die Ortschaft liegt 33 km östlich von Pilsen, 55 km südwestlich von Prag und nur 16 km nordwestlich vom berühmten Wallfahrsorte Heiligerberg bei Přibram.

Das Dorf St. Benigna liegt in einem waldreichen, etwas breiten Tale, das ringsum von sanftansteigenden geringen Bergeshöhen umgeben ist. Die Lage ist also immerhin anmutig zu nennen.

Die Kirche selber steht, von einem Kranze großer Bäume umgeben, auf einer Anhöhe. Gleich an die Kirche schließt sich das Klostergebäude an.

Schon von weitem fällt dem nahenden Besucher auf, daß dieser mächtige Bau der Kirche aus zwei Teilen bestehe, die mit hohen blechernen Dächern eingedeckt sind. Der niedrige starke Turm erreicht mit seinem abgestutzten Helme gerade den Dachfirst des höheren Teiles der Kirche. Doch soll schon in allernächster Zeit ein hoher, neuer Turm aufgeführt werden, dessen Pläne und Bilder bereits fertig vorliegen.

Die Wallfahrtskirche.

Sind wir näher gekommen, so fallen uns an dem größeren Teile des Gotteshauses die mächtigen gotischen Strebepfeiler in die Augen, denen jedoch leider keine gotischen Spitzbogenfenster entsprechen; die Kirche hat nur ganz einfache rechteckige Fensteröffnungen, wie man sie in der Renaissancezeit mit Vorliebe machte.

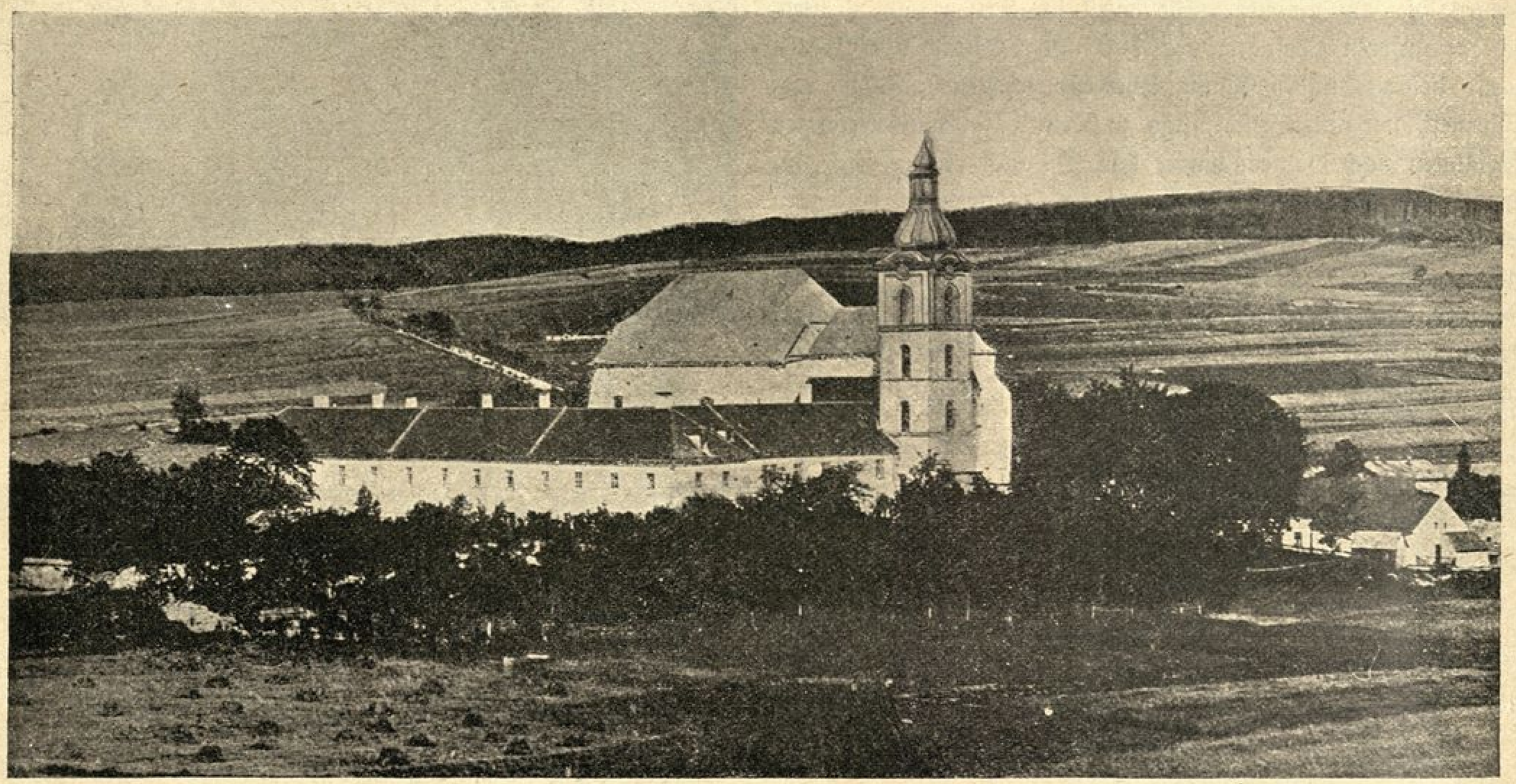
Das Portal ist denkbar einfachst.

Das Innere der Kirche wirkt gewaltig durch seine Höhe. Und doch war die Kirche einstens noch höher. Der würdige Pfarrherr führte uns in allen Bodenräumen herum

und zeigte uns an mehreren Stellen der Mauer noch die ganz deutlichen Spuren einstiger bedeutend höherer Steinwände mit entsprechend großen gotischen Fensteröffnungen. Dies alles hat man jetzt vermauert.

Auch die Größe der Kirche ist immerhin stattlich. Wenn wir das Schiff selber mit 2200 Personen Fassungsraum berechnen, so müssen wir noch 800 dazu addieren, die auf den großen Galerien Platz haben und überdies noch 400 Personen, die in der Seitenkapelle unter dem Turme stehen können. Das wären also zusammen 3400 Personen. Doch hat uns der hochw. Herr Pfarrer versichert, daß einmal, und zwar gelegentlich des Besuches des Kardinals von Prag zu gleicher Zeit laut Zählung 6000 Personen in der Kirche versammelt waren.

Im übrigen ist die Kirche einfach, macht aber, weil sie nett gefärbelt und schön instand gehalten ist, einen guten Eindruck.



St. Benigna mit dem projektierten Turm.

Das Altarbild ist ein echtes Stück von Rokokogeschmack und Zopfstil; es hat die Form eines vierblättrigen Klees. Daneben knien verehrende Engelsfiguren. Wir können uns mit diesem Hochaltar nicht befreunden.

Gleich hinter dem Hochaltar ist ein winziges Kapellchen, in dem das Gnadenbild, eine aus Holz geschnitzte Statue der heiligen Jungfrau Benigna steht. Der kleine Raum erhält durch ein gelbes Fenster Licht.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

(Unter gütiger Mitwirkung des hochw. Herrn Spital-Kuraten Rudolf Nemeškal zu Wien, bearbeitet nach dem tschechischen Wallfahrtsbüchlein: P. Bernhard Max Brand, Augustiner-Ordenspriester, Das Kloster St. Benigna, Prag 1907, Kotrba.)

Die Geschichte dieses Wallfahrtsortes bietet des Interessanten, Überraschenden und Außerordentlichen gar viel. Wir können den Leser im vorhinein versichern, daß er von dieser Lektüre hoch befriedigt sein werde.

Der Martertod der hl. Benigna (453).

Es war im Jahre 453 nach Christi Geburt. Attila, der furchtbare Hunne, trug Tod, Verwüstung und Brand über Europas blühende Lande. Bis an den Rhein drangen seine wilden, mordgierigen Scharen. Brennende Dörfer und Städte bezeichneten ihren entsetzlichen Zug.

In Todesängsten zitterte auch die alte, herrliche Rheinstadt Köln. Dräuend nahten die mörderischen Scharen. Da erhob sich unter Kölns Töchtern eine Heldenjungfrau, Ursula mit Namen. Ihr erhabener Mut zeigte sich der außerordentlichen Gefahr vollkommen gewachsen; ja noch mehr: sie verstand es, Hunderten und Tausenden ihrer Genossinnen durch ihr flammendes Wort heiligen Mut zum blutigen Martyrium zu geben. Und so ward heiligernste Losung ausgerufen unter den Töchtern Kölns: „Wir wollen sterben — sterben als Christinnen, — sterben als Jungfrauen — sterben als Märtyrinnen. Und jede von uns, so schwören wir, wird auch grausamsten Tod der Schändung vorziehen! So geloben wir es im Namen Christi des Heilandes!“

Hochherzig hielten sie den heilig-hehren Eid und ihrer Tausende sanken dahin unter den rasenden Schwertstreichen einer wilden Mordbande.

Der kurze Kampf ward ihnen zur erhabensten Ehrenkrone, denn nach 1500 Jahren noch rühmt und preist man St. Ursula und ihre heiligen Genossinnen; und noch heute schaut man in Köln die riesige Gallerie ihrer Totenköpfe im gemeinsamen ehrwürdigen Gruftgewölbe.

Unter den tapferen Scharen war nun auch eine, die den Namen Benigna trug. Wir wissen nichts weiter von ihrem Leben; aber schon der Umstand, daß man ihren Körper nach Rom transportierte und daß ihr Name unter tausenden Vergessenen und Verschollenen lebendig blieb, läßt uns

mit Sicherheit annehmen, daß sie in irgend einer hervorragenden Weise tätig war, vielleicht auch, daß schon ihr Vorleben durch besondere Tugendhaftigkeit leuchtend erstrahlte.

Ursprungsgeschichte (1262).

Wir müssen jetzt von der deutschen Stadt Köln im Geiste mitten in das Herz des Böhmerlandes eilen und während die heiligen Gebeine der Märtyrin in Rom den Todesschlummer schlafen, haben wir uns jene Stätte zu besehen, an der nach Gottes Ratschluß jenes Heldenmädchen einst gefeierte Kirchenpatronin, Fürbitterin bei Gott und Wundertäterin des Menschenvolkes werden sollte.

Da lebten denn im Bezirke Rokizan, südwärts von Prag, die Herren von Hasenburg. Einer aus diesem Geschlechte, Oldřich Zajic von Hasenburg, hatte sich eine Burg Waldeck gebaut und es gefiel ihm, sich von dieser Zeit Ritter von Waldeck zu nennen und zu schreiben. Er war ein gar frommer Gottesverehrer und ließ, getrieben von Eifer für die Ehre des höchsten Herrn, unweit jener Burg eine Klosteransiedlung und Kirche erbauen, die anfänglich Inselkloster oder Kloster auf der Insel genannt wurde. Wie sie zu diesem merkwürdigen Namen kam, ist uns unbekannt. Der Kirchenbau entstand im Jahre 1262.

Nach dem Berichte des alten Schriftstellers Balbinus spinnt sich um die Entstehung dieser Kirche eine gar anmutige Legende, die wir jetzo mitteilen wollen.

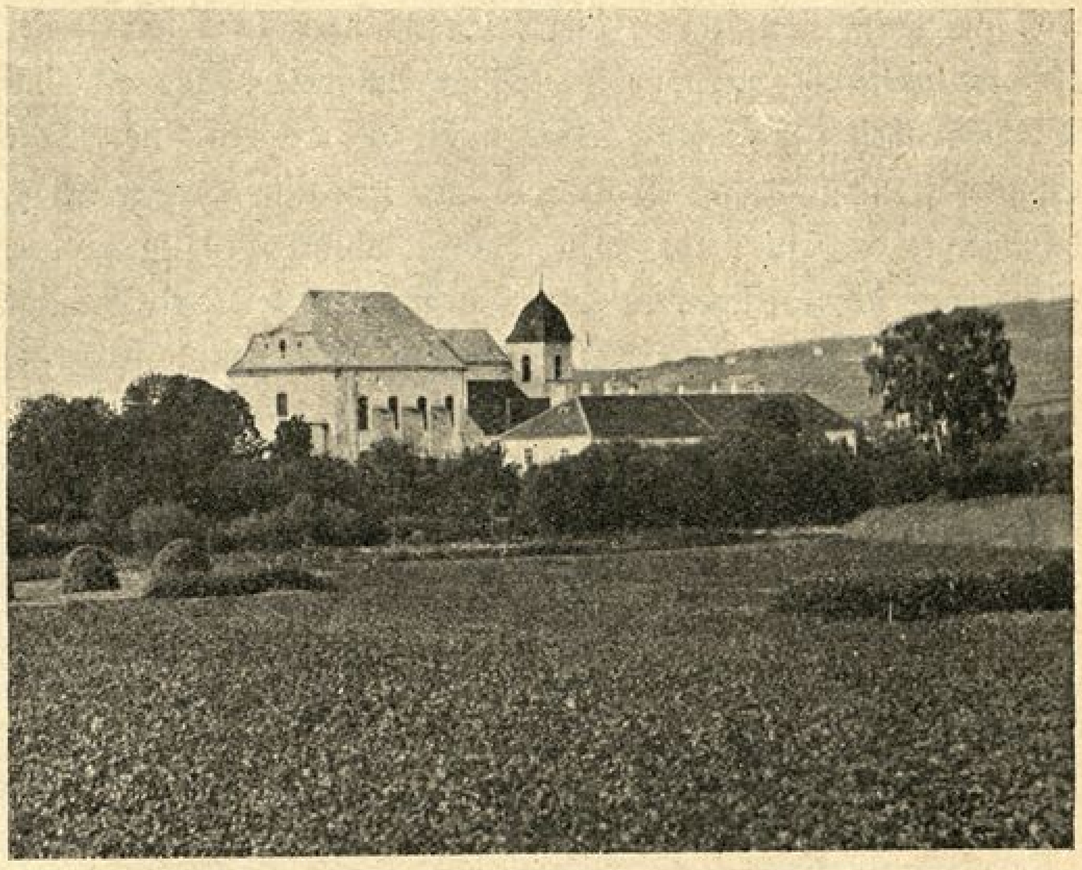
Als jener Ritter Oldřich in der Nacht des 24. März, also unmittelbar vor dem Feste Mariä Verkündigung (1262) in seinem Schlafzimmer darniederlag, war es ihm, als ob er ein sanftes Säuseln vernähme. Verwundert blickte er in seinem Zimmer umher und sah zu seinem Staunen zwei schöne und edle Männer, die er als die heiligen Apostel Petrus und Paulus erkannte und die ihn folgendermaßen anredeten: „Oldřich, Gott der Herr weiß, was du im Sinne hast und sehnlichst begehrst; und es wird geschehen! Steh' auf, zieh' dich eilig an und folge uns."

In großer Erregung folgte Oldřich der Aufforderung und schritt hinter den Führern dahin; aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, so umfing und faßte ihn ein sanfter und doch mächtiger Lufthauch und trug ihn in einem Augenblicke an einen ihm bekannten Ort, der mitten in dichten Wäldern gelegen war und den Namen Ostrov (Insel) führte. Diese einsame Waldesstelle ist eine Stunde vom Schlosse Waldeck entfernt. Er hatte also den Weg von einer Wegstunde in wenigen Sekunden zurückgelegt.

Und siehe da, eine ungewöhnlich schöne und edle Gestalt einer Jungfrau stand ihm mit einemmal gegenüber; eine wunderbare Herzensstimmung, gleichsam eine Entzückung, überkam den Ritter. Da trat einer der beiden Führer näher und fragte: „Oldřich, sprich: Kennst du diese hochehrwürdige Jungfrau?" Da antwortete der Gefragte: „Wohl sehe ich sie, aber ich kenne sie nicht und weiß nicht, wer sie ist! So lange ich lebe, habe ich nichts geschaut, was solcher Schönheit gliche!" Da gab ihm der Apostelfürst aufklärende Kunde: „So wisse denn: Die Gottesmutter ist es; dieselbe, die du so oft und voller Inbrunst anrufest."

Da fiel der Ritter in die Knie und schaute verehrend auf zur holdseligen Gestalt der Himmelskönigin. Diese aber sprach freundlich zu ihm: „Meines Sohnes Wille ist es und auch der meine, daß du, Oldřich, an der Stelle, wo du mich heute stehen siehst, in Bälde ein Kloster errichtest und meine Diener hineinführest; ich verspreche dir dafür reichliche Vergeltung." So sprach die Himmlische und ließ den Ritter traumverloren und hochentzückt allein.

Man kann sich denken, daß der fromme Mann, hoch angeeifert durch solche Vision, mit allem Eifer an die Ausführung des von Gott gewünschten Werkes schritt. Er baute ein Kirchlein, die heutige Nebenkapelle des hl. Nikolaus Tolentinus und anschließend daran ein Kloster, in das er



St. Benigna mit dem bisherigen Notturm.

Augustinermönche einführte. Es ist im Königreiche Böhmen die älteste Niederlassung dieses Ordens.

Drei Söhne des Gründers sowie noch seine Enkelkinder, ja vielleicht auch noch Urenkel setzten den begonnenen Bau in großem Stile fort und errichteten jene herrliche gotische, dreischiffige Kirche, deren einzelne Mauerteile sich noch bis heute erhalten haben, um als Zeugen einstiger Pracht uns, den Nachgeborenen, zu künden, was vergangene Geschlechter zu leisten imstande waren, wenn Eifer und Gottesfurcht sie zu großen Unternehmungen begeisterten. Dieser gewaltige Kirchenbau dürfte aber nach verschiedenen Bemerkungen nicht vor dem Jahre 1370 vollendet worden sein, so daß die Gesamtbauzeit von Kirche und Kloster mehr als 100 Jahre betrug.

Die Reliquien der hl. Benigna kommen in die Inselkirche (1327).

Mitten in der Bauzeit der erwähnten Kirche traf es sich, daß ein Prager Kanonikus, der in direkter Linie von dem genannten Ritter Oldřich abstammte, nach Rom

pilgerte, um die Gräber der heiligen Apostel zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit erbat er sich vom Heiligen Vater den Leichnam der hl. Benigna, der damals in Rom lag, sowie etliche andere Reliquien und brachte sie, es geschah dies im Jahre 1320, nach Prag.

Als er sechs Jahre darauf zum Sterben kam, vermachte er die heiligen Schätze dem Inselkloster, wohin sie denn auch am 23. Mai des Jahres 1327 in feierlichem Zuge überführt wurden. Seit dieser Zeit begann der alte Name des Klosters in Vergessenheit zu geraten. Dafür nannte man jetzt die Niederlassung nur mehr St. Benigna.

Mit großer Freude ward der heilige Schatz empfangen; die Augustinermönche sorgten dafür, daß man der neuen Patronin ein würdiges Plätzchen verschaffe. Sie errichteten zu diesem Behufe eine Art Grotte zwischen Hochaltar und der alten Marienkapelle und stellten daselbst eine eigens zu diesem Zwecke angefertigte Statue der Heiligen auf. Die Beschreibung dieser Statue ist darum interessant, weil sich beim Wegführen dieses Standbildes (wie wir später erfahren werden) merkwürdige Dinge ereigneten, die aus der Beschaffenheit der Statue selber nicht zu erklären sind. Die Statue ist nämlich aus Holz und nur 1¾ alte Prager Ellen, das heißt ca. 1m hoch, also doch höchstens 40 kg schwer. Der Kopf der Heiligen ist etwas groß, aber zeigt regelmäßige und nicht unschöne Züge. Die Augen sind geschlossen, die Hände nach unten übereinander gelegt, als wären sie gefesselt, auf der Brust ist ein kleiner Behälter zu sehen, in den zeitweilig kleine Reliquien der Heiligen eingefügt werden. Das Kleid der Statue ist schneeweiß.

Diese Grotte der hl. Benigna wurde bald ein beliebtes und viel besuchtes Plätzchen, womit zugleich der neue Wallfahrtsort eröffnet erscheint.

Hussitenstürme (1421).

Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde Böhmen durch die furchtbaren Hussitenkriege verwüstet. 1421 kam Žiska, der gefürchtete Räuberhäuptling, auch in die Gegend von St. Benigna. Die Mönche brachten alles Wertvolle, darunter auch den Leichnam der hl. Benigna auf das Schloß Waldeck in Sicherheit und versuchten es auf jene Weise, die einst Leo der Große dem Hunnenführer Attila gegenüber in Anwendung gebracht hatte, das drohende Unglück von Kirche und Kloster abzuwehren: sie zogen nämlich in einer feierlichen Bittprozession dem wilden Manne entgegen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: für die Mönche das Schwert, für die Kirche der lodernde Feuerbrand!

Die Nachfolger Ziskas vollendeten getreu das Werk ihres Führers, wiederholten die Plünderung und zerstörten gewaltsam, was des Feuers Macht nicht vernichten gekonnt. Öde lag die einst so blühende Stätte, verstummt war Gebet und Gesang und kein Pilger lenkte mehr seine Schritte zur Gnadenstatt.

30 Jahre dauerte die Zeit des Ruins, dann kamen wieder Augustiner ins Land — man weiß bis heute noch nicht recht, woher sie eigentlich kamen — und mit Hilfe des altadeligen Geschlechtes derer von Waldeck (Hasenburg) richteten sie zuerst das alte Marienkirchlein und einige Zellen für sich selber her, bis es ihnen im weiteren Verlaufe gelang, auch die große Kirche wenigstens unter Dach zu bringen. Aber der neue Aufschwung war von kurzer Dauer; denn die Unruhen hatten kein Ende, so daß die Augustiner sich abermals veranlaßt sahen, Kloster und Kirche aufzugeben. Nur einer, der Prior, blieb als letzter vereinsamt zurück, bis auch er im Jahre 1552 infolge der feindlichen Gesinnung der Bevölkerung zum Wanderstabe griff.

Mißglückte Verschleppung der Statue (1577).

Das adelige Geschlecht der Hasenburg verarmte mit der Zeit und vergriff sich, um seiner mißlichen Lage aufzuhelfen, an den Kirchengütern von St. Benigna. Nachdem man schon früher das Kloster verkauft hatte, ging man nun daran, auch die Kircheneinrichtung zusammenzuraffen und wegzuführen, und zwar nach Mšeno.

Als nun der Wagen mit den Kirchengeräten, unter denen sich auch die Statue der hl. Benigna befand, vollgeladen war, zeigte es sich, daß die Ladung ein ganz außerordentliches Gewicht hatte, derart, daß man genötigt war, sechs Ochsen vorzuspannen; und auch diese brachten die Ladung am ersten Tage nur zwei Meilen weit und schienen überdies am Abend äußerst abgemattet.

Am nächsten Tage ging die Fahrt auffallend besser und die Tiere zogen mit großer Leichtigkeit den Wagen. Da man aber, an Ort und Stelle angekommen, die Ladung versorgte, vermißte man dabei die Statue der Heiligen. Weil sie jedoch ganz bestimmt und totsicher mit aufgeladen worden war, so begann man sie zu suchen und darnach zu fragen, jedoch ohne Erfolg. Da aber endlich die Fuhrleute nach St. Benigna zurückgekehrt waren, fanden sie die hölzerne Statue dort stehen, wo sie immer gestanden war: in der kleinen Gnadenkapelle. Sie wagten nicht, das Bild anzurühren, da ein geheimes Grauen sie ergriffen hatte. Doch eilten sie mit der Kunde rasch nach Mšeno.

Dort machte die Entdeckung der Statue weniger Schrecken als vielmehr Freude. Denn man war ja überzeugt, daß die Statue von den Fuhrleuten entweder vergessen oder absichtlich zurückgelassen worden war, und alles folgende nur täuschendes Manöver gewesen sei. Zudem hatte die Gemahlin des Ritters Hasenburg auf ihrem Schlosse Budin schon eine Kapelle für die neuankommende Statue hergerichtet, also konnte es für sie nur Freude und Genugtuung sein, die Statue doch in ihre Gewalt bekommen zu können.

So traf sie denn sofort Anordnungen, daß das Bild herbeigeführt werde. Diesmal wurden anstatt der sechs Ochsen sechs Pferde eingespannt. Doch auch diesen schien die an und für sich geringe Last viel zu schwer und sie brauchten volle zwei Tage für die geringe Strecke.

Die Schloßfrau nahm die Statue mit vielen Freuden in Empfang und ließ sie in der Kapelle aufstellen. Für den nächsten Tag war schon bestimmt, daß die erste heilige Messe

vor dem betreffenden Altare zelebriert werden sollte; zu dieser Feierlichkeit hatte man sogar etliche Gäste geladen. Aber siehe da, als man am Morgen die Schloßkapelle betrat, fehlte die Hauptsache: St. Benignas Statue. Nach wenigen Tagen ward die Nachricht gebracht, daß das Bild schon wieder an seinem vorigen Platze in St. Benigna stehe. Seit dieser Zeit hatte die Statue Ruhe.

Vernichtung der Kirche durch die Ungarn (1620).

Kirche und Kloster waren durch Kauf an Lobkowitz übergegangen und als dieser beim Kaiser in Ungnade gefallen war, vom Staate eingezogen worden. Es war ein traurige Zeit für St. Benigna, da diese Hallen, die doch dem Gottesdienste geweiht waren, ohne Priester, ohne Gottesdienst blieben — jahrzehntelang.

Aber zur Verödung kam noch gewaltsame Plünderung. Die Ungarn, die im Solde des Winterkönigs standen, kamen im Jahre 1620 in diese Gegenden und plünderten alles, was zu finden war, rein aus. Einen Schrank mit Reliquien verschiedener Heiligen, der sich in der kleinen Kapelle St. Benignas vorfand, rissen sie auf und verstreuten im Übermute die Gebeine in der ganzen Kirche.

Sobald nun die Stadt Pilsen von dieser ruchlosen Tat vernommen hatte, sandte sie eiligst zwei Priester nach St. Benigna, denen die Aufgabe oblag, die verstreuten Reliquien einzusammeln und sie nach Pilsen zu bringen; die Freude der Bewohner von Pilsen war groß, denn sie meinten nun die ehrwürdigen Reste der heiligen Martyrin Benigna in ihrer Mitte zu haben. Wie sich später herausstellen sollte, war dies eine Täuschung. Man bewahrte den kostbaren Fund in der Erzdechantei zum hl. Bartholomäus auf.

Nun ging die Kirche zu St. Benigna dem vollen Ruin entgegen, derart, daß ihre starken Mauern sogar als Steinbruch benutzt wurden.

Neuherstellung der Kirche (1639).

Im Jahre 1637 kam in das nahe Zbirow ein gewisser Herr Johann Kolens als kaiserlicher Bezirkshauptmann, der sich für die verödete Kirche gar sehr interessierte und dafür Sorge trug, daß sie alsbald halbwegs hergestellt wurde. Auch bemühte er sich, die schon eingegangene Wallfahrt nach Sankt Benigna aufleben zu machen und die Augustinermönche wieder einzuführen, doch gelang ihm dies letztere nicht.

Erst im Jahre 1676 wurde über Veranlassung Kaiser Leopolds I. Kirche und Kloster den Augustinern übergeben, jedoch ohne irgend welchen Grundbesitz. Man kann sich denken, daß da also für die neuen Patres wenig zu nagen und zu beißen war, sintemalen ein altes Sprichwort ganz richtig vermeldet, daß man von einer Mauer nichts herunterbeißen könne. Es waren armselige Zeiten für die Patres. Sehr langsam ging es mit der Zeit aufwärts. Doch sollte gerade in diese allerärgste Zeit der Armut ein unerwartetes Ereignis einfallen, das alle mit großer Freude erfüllte — allerdings nicht die Gemeinde Pilsen.

Wiederauffindung der echten Reliquien der heiligen Benigna (1677).

Die neu gekommenen Augustiner nahmen nach und nach verschiedene Änderungen und Adaptierungen in der Kirche vor, wie sie ihnen gut und zweckdienlich schienen. Unter anderem wollten sie zu der kleinen Benigna-Kapelle von der Kirche her einen Eingang herstellen. Vorderhand befand sich



St. Benigna, der Hochaltar in der Gnadenkirche.

zwischen Kapelle und Presbyterium eine dicke Mauer. Als man nun daran ging, diese Mauer zu durchbrechen, kam man auf einen großen Stein, den man wegwälzte, und siehe da, hinter ihm fand sich eine Kassette mit der Aufschrift: »Sanctæ Benignæ corpus reconditum anno 1493« („Der Leichnam der heiligen Benigna im Jahre 1493 bewahrt"). Es stellte sich also heraus, daß man durch diesen Fund auf j... ...ersteck gekommen sei, in welches (wie man etwas unsicher fabelte) die Augustiner am Ende des 15. Jahrhunderts den Leib der Heiligen gebracht hatten, um ihn vor drohenden Verunglimpfungen zu schützen.

Die Freude war groß. Es war der 29. April 1677. Aus der unweit gelegenen Mühle kam auch eine Frau mit ihrem schwer kranken Kinde herbei, das Kind hieß Bartholomäus Lukas. Da nahm sie einer der Augustiner bei der Hand und führte sie ganz nahe zur Wölbung, in der sich der kostbare Schrein befand, und siehe da, das Kind war in demselben Augenblicke vollkommen heil und gesund. Sehr bald kam der Bezirksdechant von Horowitz herbei. Man ging daran, den Reliquienfund zu untersuchen. Es fand sich die schriftliche Authentik (Beglaubigung) und so war denn alles in Ordnung, man konnte beruhigt den Fund als echt und ungefälscht annehmen.

Und so beschloß man denn, den Schrein in aller Ehrfurcht zu heben und ihn vorläufig in die Nikolaus-Tolentinus-Kapelle zu stellen, wo auch die Statue der heiligen Benigna aufgestellt war. Dies geschah denn nun auch. Es war 3 Uhr nachmittags. Als der Schrein der Statue zu Füßen gestellt wurde, rötete sich das sonst bleiche Antlitz der Statue so auffallend, daß alle Anwesenden darüber betroffen waren. Sowohl dieser letzte Vorfall, als die vorerwähnte Heilung sind von verläßlichen Zeugen protokollarisch bestätigt.

Der bleierne Schrein wurde jedoch bald nach Prag transportiert, damit dort im Namen des erzbischöflichen Ordinariates eine neuerliche Untersuchung und Prüfung stattfinden könne. Da sich keinerlei Grund zur Anzweiflung der Tatsache ergab, wurden die Reliquien alldort in einen neuen kostbaren Schrein umgelegt, der zuletzt mit dem Siegel des Erzbischofs verschlossen wurde.

Doch wurden auf Befehl des Kirchenfürsten zwei Teile des heiligen Leibes der Kassette entnommen: ein Stück davon behielt sich der Erzbischof für sich selber, ein anderes Stück, und zwar den Kinnbackenknochen, ließ er seperat in Silber fassen und stellte ihn der Kirche in St. Benigna zusamt dem neuen Schreine zur Verfügung. Diese Reliquie befindet sich nun hinter Glas auf einem Polster und wird bei besonderen Anlässen den Pilgern zum verehrenden Kusse dargereicht.

Wir eilen hier der Geschichte etwas voraus und fügen hinzu, daß im Jahre 1894 Erzbischof Schönborn in Sankt Benigna weilte und bei dieser Gelegenheit auch die ehrwürdigen Reliquien besichtigte. Da ihm nun der bisherige Schrein wegen seines hohen Alters und der dadurch eingetretenen Schadhaftigkeit nimmermehr entsprechend schien, ließ er einen neuen Reliquienkasten herstellen und überdies die heiligen Gebeine in zwei Teile teilen: der eine Teil kam im neuen Schreine dorthin, wo er bisher gestanden war, nämlich ober die Eingangstür in ein eisenvergittertes Fenster, der zweite Teil ist beständig auf dem St. Benigna-Altare zur Verehrung ausgesetzt.



St. Benigna, die Gnadenstatue.

Versuch einer Aufhebung des Klosters (1787).

Nach und nach hatte sich Kirche und Kloster im Verlaufe von mehr als einem Jahrhunderte soweit erhoben, daß der Wallfahrtsort wieder zu einer gewissen Blüte gelangt war.

Da traf am 25. März 1787 eine kaiserliche Kommission ein, die die Aufhebung des Klosters aussprach und daran gehen wollte, den kaiserlichen Befehl auch durchzuführen. Da kamen aber aus den umliegenden Dörfern in Scharen die Leute herbei (es war ja gerade Feiertag) und setzten sich mit großem Nachdruck dafür ein, daß dieses Dekret nicht durchgeführt, sondern daß jedenfalls der Gottesdienst in der Kirche St. Benigna erhalten bliebe. Sie wiesen darauf hin, daß sie zur eigentlichen Pfarrkirche nicht weniger als zwei Stunden Weges hätten.

Dem Kommissionshäuptling, der übrigens ein gutgesinnter Mann war, leuchtete die Sache soweit ein, daß er beschloß, unterdessen alles in Schwebe zu lassen und den Tatbestand nach Wien zu berichten. Dies geschah denn auch und hatte insofern durchschlagenden Erfolg, daß damals Sankt Benigna zur Pfarre erhoben und zugleich die alldort verbleibenden Augustiner mit der Besorgung der neuen Pfarre betraut wurden. Dies geschah nach längeren Verhandlungen zwei Jahre nach jener verunglückten Klosteraufhebung, nämlich im Jahre 1789.

Seit dieser Zeit genießt St. Benigna Ruhe und Frieden und hat sich im letzten Jahrhunderte immerhin in schöner und anerkennenswerter Weise entwickelt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1927 Dreifaches Jubiläum: 600jähr. Jubiläum der Reliquienankunft. 350jähr. Jubiläum der vereitelten Verschleppung derselben. 250jähr. Jubiläum ihrer Wiederauffindung.

1953 1500jähr. Jubiläum des Martertodes St. Benignas.

1962 700jähr. Jubiläum der Entstehung.

Ständige Priester: Pfarrer und Kaplan, beide Augustiner-Eremiten der böhmischen Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30 bis 50.

Wallfahrtskommunikanten jährlich: 6000 bis 10.000.

Besucher jährlich: 12.000 bis 15.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 3 bis 4.

Hauptfest: St. Benigna (6. Sonntag nach Ostern, Fest der Übertragung.)

Einwohnerzahl der Pfarre: gegen 3000.

Meereshöhe der Wallfahrtskirche: 473 m.

Ständige Devotionalienhändler: 1.

Gasthäuser: 5.

Der Besuch des Wallfahrtsortes nimmt ab.

Nationalität der Wallfahrer: Tschechisch.

Zufahrten.

Prag—St. Benigna. Eisenbahn über Beraun, Zditz nach Hořowitz 2½ St. K 2.50. Schnellzug 1¼ St. K 3.30. Von

Hořowitz 2 St. Straßenwanderung gegen Süden; oder auch langweilige Stellwagenfahrt über Komorau (K 1.20).

Pilsen—St. Benigna. Eisenbahn bis Mauth, 1 St. K 1.30. Von Mauth 1½ St. Fußtour.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

St. Benigna—Heiliger Berg bei Přibram. Vierstündige schöne Fußpartie, teilweise durch Wald. Eisenbahnfahrt wegen abgelegener Station zeitraubender.

Alle übrigen Wallfahrtsorte ziemlich entlegen und per Bahn nur über Prag oder Pilsen zu erreichen.

Literatur.

Brand, Klášter Svato Dobrotivský. V Praze 1907. 8°. 112 S.

Balbin, Miscell. l. 7. I, 109.

Balbin, Hist. Montis S. 6.

Schaller, Top. VIII, 46.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K., Wien, X, 133.

Kurze Erwägung.

Wir entnehmen aus der Geschichte St. Benignas mit großer Befriedigung, daß es der ewigen Majestät Gottes manchmal gefällt, das Kleine und Unbedeutende zu erheben und groß und bedeutend werden zu lassen. Denn siehe, ein junges Mädchen, das im Augenblicke ernster Gefahr standhaften Mut und Opferfreude für die Sache Christi gezeigt hat, wird in einer wirklich wunderbaren Weise nun schon durch anderthalb Jahrtausende von Gott verherrlicht. Sie genießt also in einer gewissen Beziehung schon hier auf Erden einen nie endenden, sozusagen ewigen Lohn, ein schwaches Abbild dessen, was Gott im Jenseits denen bereitet hat, die ihn lieben und ihm treu dienen. — Aber noch etwas anderes müssen wir besonders hervorheben: Eine deutsche Jungfrau vom deutschen Rhein her ist es, die im Herzen Böhmens, mitten unter einem ganz tschechischen Volke als heilige Patronin und Wundertäterin fleißig verehrt wird. Wahrhaftig ein Lehrstück zur Lösung der leidigen nationalen Frage. Wie töricht und kleinlich mögen vor Gottes Auge die kindischen Reibereien zwischen Slawen und Deutschen und anderen Nationen erscheinen!

Gebet.

O Herr, der Du der mutig bewahrten Jungfräulichkeit die Krone der Wunder gegeben hast, laß uns in diesen heiligen Lebensschicksalen Deine heilige, ewige Vorsehung bewundernd betrachten und anbetend verehren, daß wir, angeeifert durch herrliche Vorbilder, allzeit bereit seien, unser Alles hinzugeben für Dich und Deine Ehre, daß wir die Nichtigkeit und Flüchtigkeit alles Irdischen erkennend, nur nach Ewigem und Beständigem streben und in allem und jedem nur Dir, Dir allein dienen und Deine Pfade wandeln, — Pfade des Glaubens, der Tugend, des Lichtes, des Lebens, — Pfade, die hienieden schon Frieden und jenseits Lohn und Seligkeit bringen, — Pfade, die nur im Himmel enden. Amen.

Maria-Sorg.

Böhmen.

8000 bis 9000 Kommunikanten.

Ich will kein Prachtgebäude sein,
Bin nur ein Kirchlein schlicht und klein,
Im Waldestale tief verborgen
Und sprech' dir von „Mariens Sorgen"
Und wünsche, Pilger, dir vom Herzen
„Mariens Sorg" für Freud und Schmerzen.

Örtliche Lage.

Seitdem man in den letzten Jahren das neue Wunderelement „Radium" entdeckt hat, ist die nordböhmische Stadt St. Joachimstal, wo man eben das Radium findet, weltberühmt geworden. Maria-Sorg aber liegt eine Gehstunde westlich von St. Joachimstal.

Wer also nach Maria-Sorg pilgern will, wird trachten, zuerst nach St. Joachimstal zu kommen.

Doch gibt es noch eine andere Möglichkeit, sich dem Wallfahrtsorte zu nähern. Denn auch Merkelsgrün, die Endstation der Flügelbahn Dallwitz-Merkelsgrün, liegt nur eine Wegstunde von Maria-Sorg, und zwar südsüdwestlich davon entfernt.

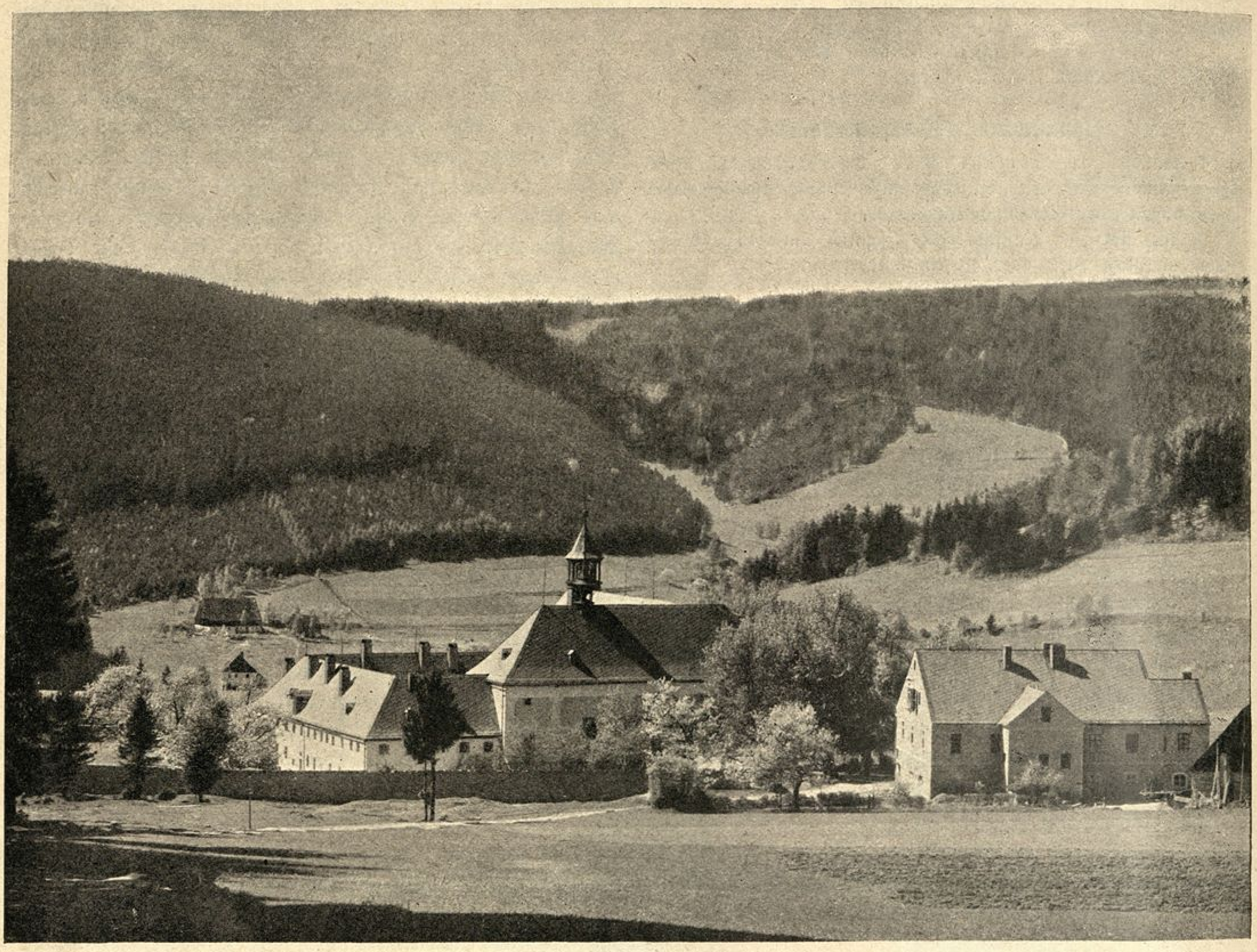
Jedenfalls werden die meisten der weiterherkommenden Pilger jene Bahnstrecke benützen müssen, die sich von Eger über Karlsbad, Komotau, Saaz nach Prag hinzieht. An dieser Hauptstrecke liegen unweit von Karlsbad die beiden Stationen Dallwitz und Schlackenwert, von denen je eine kurze Flügelbahn in das Erzgebirge hinein abzweigt und zwar von Dallwitz nach Merkelsgrün (60 Heller), von Schlackenwert nach St. Joachimstal (40 Heller). Jede dieser beiden Flügelbahnen bringt uns unserem Wallfahrtsorte bis auf eine Gehstunde nahe.

Der bessere Fußweg (Straße) führt von St. Joachimstal nach Maria-Sorg. Bei ihm wollen wir bleiben.

Joachimstal ist eine langgedehnte Stadt, durch die man eine volle halbe Stunde zu gehen hat. Man benützt daher wohlweislich von dem am untersten Ende der Stadt gelegenen Bahnhof den Stellwagen (50 Heller), der uns in ziemlich rascher Fahrt die beträchtlich ansteigende Hauptstraße bis zur Kirche emporführt. Dort bei der Kirche zweigt dann nach links hinauf die Straße nach Maria-Sorg ab.

Zwei Drittel dieser Straße ist Steigung; dann im letzten Drittel fällt das Terrain gegen Maria-Sorg wieder bedeutend ab.

Während der Steigung gibt es hübsche Rückblicke in die tief unter uns liegende Stadt Joachimstal, sowie auch auf den „Stolz des Erzgebirges", den Keilberg, 1274 m hoch, der uns seine waldige imposante Breitseite zeigt.



Maria-Sorg. Phot. Rud. Weis, St. Joachimstal.

Und nun geht es wieder hinab — gegen Westen hin. Tief unter uns am Waldessaum lugt ein kleines Kapellentürmchen aus dem umgebenden Grün. Das kann doch noch nicht Maria-Sorg sein! Das ist ja nur ein Waldkapellchen!

Aber ja! Es ist doch Maria-Sorg. Freilich, das Türmchen, ein bescheidener Dachreiter, ist ganz klein. Aber das Kirchengebäude, dessen Mauerwerk uns schattige Lindenkronen sorgsam verhüllten, entpuppt sich, wenn man näher hinzugetreten ist, als gar nicht so unbedeutend.

Doch, wie auch dem sei: die ganze Anlage, dieses verborgene Waldwinkelchen dazu, das verhältnismäßig kleine Klösterchen, das sich daran schließt, alles dies ist uns Zeugnis, daß hier würdige geistliche Söhne ihres Ordensstifters walten, daß sie tatsächlich arme, bescheidene Kapuzinermönche sein wollen. Jetzt auch begreifen wir das, was uns im Stellwagen drunten ein feiner Herr über Maria-Sorg gesagt: „Hochwürden, dort droben in Maria-Sorg werden sie wohl nicht viele Reichtümer finden!“

Also sei mir gegrüßt, du Stätte heiliger Armut! Du liebreizender Ort der stille waltenden Gottesgnade!

Die Gnadenkirche.

Eine in ihren Formen einfache, hohe, lichte, gelblich gefärbelte, reinlich und nett erhaltene Dorfkirche, die allerdings in einer gewissen Beziehung eine beachtenswerte Merkwürdigkeit hat: sie ist nämlich eine Doppelkirche. Der Hochaltar ist ein Doppelaltar und von ihm aus gehen zwei Kirchen, die eine oben erwähnte nach vorne gegen den Haupteingang hin (sie ist die eigentliche Gnadenkirche), die andere gegen rückwärts, breiter, aber sehr kurz und niedriger; diese zweite gilt als Klosterkirche der Kapuziner. Doch sind die beiden Kirchen durch keine Gitterwand oder dergleichen getrennt, sondern man kann ohneweiters am Hochaltare vorüber von der einen zur andern Kirche gelangen.

Beide Kirchen zusammen dürften für etwa 1800 Personen Raum bieten, davon 1100 die vordere, 700 die rückwärtige.

Das Gnadenbild.

Auf dem Hochaltare, dessen großes Altarbild eine nicht üble Darstellung der Himmelfahrt Mariens zeigt, der aber sonst die gewohnten Formen eines Barocksäulenaltares aufweist, thront von einem Strahlenkranze umgeben das Gnadenbild: der Kirche Zier und Krone, des Klösterleins

Glück und Freude, der zahlreichen Waller fromme Sehnsucht. Es lohnt sich der Mühe, bei der Beschreibung dieses lieblichen Bildes einige Augenblicke betrachtend zu verweilen.

Eines geschickten Meisters Hand hat dem spröden Holzmateriale diese zarten Gesichtszüge, die die Statuen des göttlichen Kindes und seiner Mutter zeigen, abzugewinnen vermocht. Nicht hoch ist dieses Gnadenbild, man kann es fast zu den kleineren rechnen, es wird kaum mehr als einen halben Meter Höhe besitzen. Aber ein ungewöhnlich mildes und dabei ernstes und zartes Gesichtchen ist der Gottesmutter hier zu eigen. Die Züge des Kindleins, das sie auf den Armen trägt und das so recht offenherzig, kindlich freundlich vor sich hinblickt, verraten, daß es ihr eigen Kindlein sei: so ähnlich hat der Meister die Gesichtszüge gestaltet. Wie spielend hält es mit der Linken die Erdkugel, während die Rechte zu freundlicher Einladung erhoben und ausgestreckt ist. Ziemlich große, rundliche Kronen zieren die Häupter von Sohn und Mutter. Eine Fülle mächtiger Locken drängt sich unter der Krone Mariens hervor und umgibt, gleichsam wallend, das schöngeformte Haupt. Prunkende Gewande verhüllen die übrigen Teile der Statuen. Aber unten, zu Füßen des Bildes, knien huldigend und fürbittend zwei Bergleute in Sonntagstracht. Sie haben beide ihre Grubenlichter mitgebracht, aber auch ihre Herzen scheinen in Liebe entflammt zu brennen. Während der eine tief seinen Arm senkt und gleichsam spricht: „Dir, Mutter, leg' ich zu Füßen alles was ich habe," — hält der Andere seine Hand auf die Brust gepreßt, als wollte er sagen: „Nur Dir, o Mutter, gehört mein Herz!" — Ja, sie wissen es, diese armen, gefahrumdrohten Knappen der Finsternis, daß sie vielleicht mehr als andere Menschenkinder des gnädigen starken Schutzes himmlischer Mächte bedürfen.

Mutter, mit den betenden Knappen im Verein knie auch ich im Geist vor Dir und was jene sagen, das sage auch ich: „Dir leg' ich zu Füßen alles was ich habe und nur Dir, o Mutter, gehört mein Herz!"

Der Kreuzgang.

Die liebenswürdigen Patres führten uns in die Sakristei. Dort sahen wir einen Devotionalienstand, dessen Erlös der Kirche gehört und eine Menge von gelben Wachsfiguren (Hände, Füße und dergleichen), wie sie von den Pilgern gekauft und dann zum Opfer gebracht werden.

Weiter führten uns die Patres in den Kreuzgang. Er ist ganz einfach in der Bauart, wie es einem Kapuzinerkloster entspricht, aber er ist an der Decke mit einer großen Anzahl erst in neuester Zeit fertiggestellter Ölgemälde verziert, die die wichtigsten Erzählungen der Evangelien im Bilde darstellen. Die Bilder sind, wie man sehr bald bemerkt, von zweierlei Maler angefertigt. Sie sind keine bedeutenden Kunstwerke, doch dienen sie dem Kreuzgange gewiß zur Zierde.

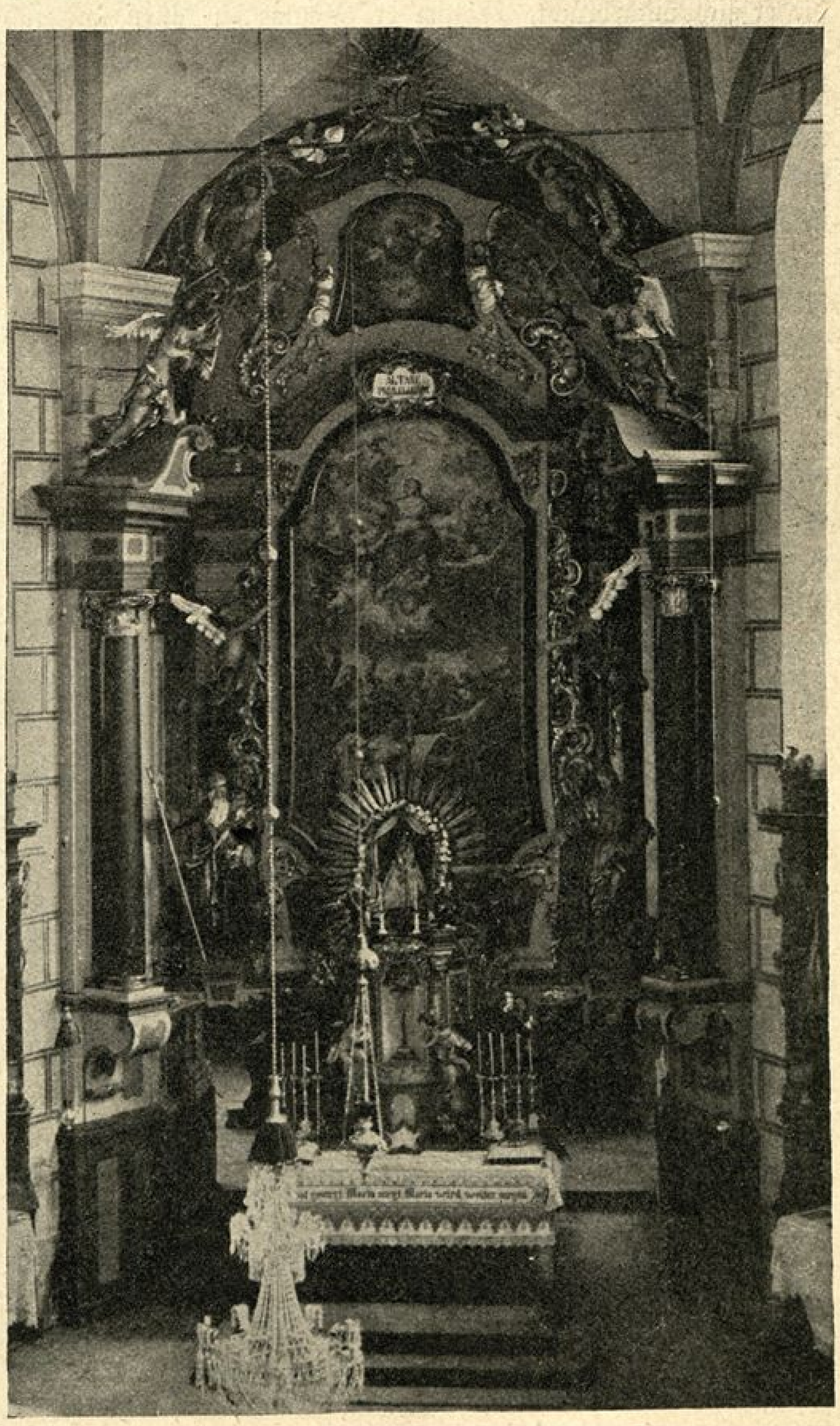
Geschichtliches.

Der heilige Prophet.

Auf, ihr riesigen Bäume des grünenden Waldes! Wohlan, die ältesten eurer Gesellschaft bringet uns her, denn es gilt uns uralte heimliche Kunde zu melden von längstvergangenen Zeiten und Menschen. Und ihr auch, Felsen des böhmischen Erzgebirges, ihr steilen Hänge des mächtigen Keilberges und ihr alle anderen, ragenden Höhen der weiten bergigen Landschaft: Hahnberg, Spitzberg, Pleßberg, Fichtelberg und Schwarzfels, verratet uns, wir bitten euch, die treu bewahrten Geheimnisse alter Zeiten!

Und siehe, schon hub einer an von der ehrenwerten Berggesellschaft und während er sprach, nickten all die uralten Bäume leisen Beifall mit ihren Kronen und zustimmend flüsternd rauschten sie mit Millionen Blätterzungen.

Vor fünfhundert Jahren — ihr Menschen zähltet damals das fünfzehnte Jahrhundert — da waren wir noch ungestört in unserer heiligen Einsamkeit und selten nur verirrte sich eines menschlichen Wesens Fuß in unsere scheu gemiedenen Wildnisse. Seht ihr dort drunten die große Stadt, die ihr St. Joachimstal benennet? Kein Haus von dieser Stadt war dazumal zu schauen, keine Straße, keine Hütte! Dichter wilder Wald war da und sonst auch nichts!



Phot. Rud. Weis, St. Joachimstal.

Maria-Sorg, Inneres der Gnadenkirche.

Hirsch und Reh hatten hier erwünschte Freistatt, die Füchse ihre Höhle und mancher Wolf verborgene Lagerstätte. Und es gab Sonnenschein und Regen damals und Sommer und Winter und Tag und Nacht, alles wie es heute ist und niemand von uns dachte an euch, die Menschen, und niemand hatte nach euch Verlangen. Wir waren glücklich in friedlicher Urwaldsruhe.

Da kam eines Tages von Merkelsgrün herauf ein einsamer Wanderer. Verstaubt war sein einfaches, grobes Kittelgewand, von Schweiß entstellt sein Angesicht. Mühsam suchte er sich durch ungebahnte Wildnis seinen Weg und forschend sandte er seinen scharfen Blick bald links, bald rechts.

Seht ihr dort aus Lindenkronen des Kirchleins ragenden Turm? — — Nun, gerade dort machte der geheimnisvolle Wanderer Halt, dort warf er sein schweres Bündel zu Boden und es war uns, als hätten wir ihn sprechen gehört: „Hier will ich bleiben, hier soll mein Aufenthalt sein alle Tage meines Lebens!“

Und was tat der sonderbare Mann? Mit einer Axt, die er sich mitgebracht, begann er Bäume zu fällen und sich eine Klause zu machen. Es war ein hartes, langes Stück Arbeit. Aber der Mann verstand seine Sache. Und er blieb nun an der einsamen Stätte. Er war ein heiliger Mann und suchte hier, fern vom Weltgetriebe, dem Herrn allein zu dienen in stiller Aufrichtigkeit seines frommen Herzens.

Selten nur stieg er hinab in das Tal, nur dann, wenn die strenge Notwendigkeit dies erheischte, wenn unabweisbares Bedürfnis ihn mit den übrigen Erdbewohnern in Verbindung treten hieß.

Jedoch so sehr der Mann Gottes Verborgenheit liebte und Verborgenheit wollte, und wegen Verborgenheit nur hierher in unsere abgelegenen Wildnisse gekommen war, so wurde er dennoch und vielleicht gerade deshalb von den Menschen aufgesucht. Sie holten sich bei ihm, dem Gelehrten (denn er hatte Hochschulstudien zu Leipzig gemacht) allerhand Rat, sie holten sich bei ihm, dem Frommen und Heiligen, Trost in ihren mannigfachen Leiden.

Und an dieser stillen Stätte, wo ihr heute euer Gnadenbild verehret, da traf diesen einsamen Siedler der erste und vielleicht größte Gnadenstrahl, der jemals an diesem Orte von Himmelshöhe herniederkam: der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und der Erkenntnis, der Geist der Wissenschaft und der Prophetie erleuchtete den Verstand des gottesfürchtigen Beters und er schaute klar in die Zukunft, er schaute Dinge, die allen andern Menschen verborgen sind.

Und was er geschaut, das verkündete er den horchenden Jüngern, die sich um ihn geschart:

„Noch wenige Jahre,“ so hub er an, „so wird jenes Tal unter dem breiten Berge (wo heute die Stadt Sankt Joachimstal gelegen ist) ein großes Gut sein, ein gewaltiges Bergwerk bieten; und eine berühmte Stadt wird alldort errichtet werden. Aber nachdem es groß geworden, wird das Bergwerk wieder in starken Abfall kommen und niedergehen. Aber endlich wird es wieder florieren und in größere Aufnahme kommen als je zuvor.“

So also weissagte jener erleuchtete Mann und wie wahr und richtig er gekündet, das hat die Geschichte dieses Ortes St. Joachimstal zur Genüge bewiesen.

Doch, daß wir auch den Namen des frommen, alten Priesters, denn ein solcher war er, nennen: Er hieß Johannes Niavis (zu deutsch Schneevogel).

Die Linden von Maria-Sorg.

Heilige Linden ragende Bäume,
Lasset mich ruh'n in eurem Gezelt,
Uralter Zeiten lockende Träume
Tragen mich fort in vergangene Welt.

Horch, man erzählt: — am trocknen Stabe
Sproßt der grünenden Blätter Gezier
Und dieser Blätter himmlische Gabe
Redet von Gottes Gerechtigkeit mir.

Nun schwiegen die starren Berge und an ihrer Statt begannen die riesigen Linden, die mit ihrem Blättermantel der Muttergottes Haus beschützen, eine traurig wehmütige Mär. Und da sie berichteten, strich der Wind wie seufzend durch ihr Geäste und schüttelte des letzten Regens übrige Tropfen von den leichten Blättern und sie fielen zur Erde: der Linden schmerzvolle Tränen.

Es lebte einst im Böhmerland ein froher frischer Bursche von stattlichem Wuchs und kräftigem Bau, die Freude seiner alten Mutter, die Lebenshoffnung seiner treuen Marie, der ihm verheißenen Braut.

Doch des Kaisers Werber traten an ihn heran und des lockenden Soldes Zauberglanz zog ihn, den tatenlustigen Burschen hinaus aus Heimat und Dorf in den blutigen, wilden Krieg. Mit Handschlag und Kuß nahm er Abschied, versprechend seiner Mutter sichere Wiederkehr und seiner Braut den frohen Gang zum Altare.

Es verstrichen der Jahre gar manche. Und als ihrer sechs schon dahingegangen und alle, alle diejenigen, die einst aus dieser Gegend in den Krieg gezogen waren, nun wieder friedlich an heimischer Stätte saßen und nur einer nicht, Georg, der liebe Sohn, da ward der Mutter bange und sie drang in die weinende Braut, sich einen andern zum Gemahle zu erkiesen.

Ein Jahr Bedenkzeit erbat sich diese; dann schlug sie ein und ward des jungen Nachbars Weib. Und alle sagten und klagten: „Georg ist tot!“

Aber es war dem nimmer so: Georg lebte! Und einstmals, an einem trüben Septemberabende, kam der gebräunte wetterharte Mann daher und seine Schritte waren rasch, beflügelt von der Hoffnung auf freudiges Wiedersehen. Die Tür seines Vaterhauses riß er auf: „Mutter!“, so entrang sich seinen Lippen das stürmisch liebende Wort und im nächsten Augenblicke hing das alte Mütterlein an des Sohnes Brust, ihn bedeckend mit ihren Küssen, benetzend mit dem reichlichsten Strome der freudigen Tränen.

Der erste glühende Willkommsgruß war vorbei: „Mutter, sag', was macht Marie?“

Da schrak zusammen das Mütterlein und zögerte mit der schweren Erwiderung. „Marie, Marie? — O Georg! Treu hat sie deiner geharrt sieben Jahre und länger! Und da du so lang nicht gekommen, da drangen wir alle in sie:



1. Angerkogel (2130 m).
2. Boßruck (2009 m).
3. Bleschberg (1718 m).
4. Enns.

Frauenberg bei Admont (Steiermark).

(Seite 485.)

Phot. Franz Fankhauser, Admont.

1 2 3 4 5 6 7



8

9

1. Peischlköpfe (2915 m).
2. Wallfahrtsjöchl (2788 m).
3. Brühkopf (2749 m).
4. Grieskogl (3010 m).
5. Gfahlgletscher.

Kaltenbrunn gegen die Ötztaler Alpen (Tirol).

(Seite 560).

Phot. Kilophot, Wien XIX.

6. Hochrinneg (3110 m.)
7. Schweikert (2877 m)
8. Kaunsertal
9. Faggenbach.

‚Georg ist tot!' und nach langer Weigerung gab sie nach und vor etlichen Wochen schritt sie zum Altare mit dem jungen Paul, dem Nachbar!"

Da umflorte sich der Blick des stämmigen Soldaten und ein Zug unendlicher Trauer flog über sein gebräuntes Gesicht. Und ein gewaltsamer Gedanke rang sich aus seinem Innern empor; und fast tonlos begann er nach längerer Pause:

„Also für tot hielt mich meine Marie?! — Wohlan! So will auch ich fürder tot sein für sie und für die ganze trügerische Welt!"

„Georg!" rief erschreckt das Mütterlein und umhalste schmeichelnd ihren lieben Sohn, „Georg!" und bittend sah das alte Mutterauge in des Sohnes Antlitz.

„Mutter, laß mich! Laß mich! Im Erzgebirge droben fand ich auf meinen Streifereien einen heiligen Mann, den die ganze Gegend hoch verehrt; in wilder Waldeseinsamkeit dient er seinem Herrn und Gott in Gebet und Buße. An seiner Seite sei fürder mein Platz! Mutter, ich geh', ich werde sein Jünger und Schüler!"

Vergebens war das bange Weinen der Greisin, vergebens alles Gerede. Sein Entschluß stand unerbittlich fest. Und nur eines wollte er sich als Erinnerung nehmen an seine Braut. Er ging vor des Nachbars Wohnung und schnitt sich von der mächtigen Linde, die des Hauses Eingang beschützte, einen festen Wanderstab. „Du Stab sollst fürder mein Begleiter sein!" Und ohne seine Braut gesehen zu haben, eilte er frühmorgens des nächsten Tages davon, weit weg hinauf gegen des Erzgebirges Wildnis.

Und er pilgerte manchen Tag und oftmals sah er mit stiller Wehmut auf den Lindenstab in seiner Hand.

Nach langer Zeit war er dem ersehnten Ziele nahe. Nur mehr eine Viertelstunde trennte ihn von der Klause und Kapelle des frommen, einsamen Siedlers Niavis. Da ertönte ein banges Seufzen und Gestöhn an sein Ohr. Er hielt den Schritt an, lauschte und vernahm es nun deutlich aus dem nahen Gebüsch. Da ging er der Stimme nach und schon nach wenigen Schritten fand er blutüberströmt, verwundet sterbend einen Juden liegen, dem räuberische Hände Gewalt angetan und ihn halbtot hier liegen gelassen hatten.

Schnell bereit zur Hilfe kniete er nieder, ein zweiter barmherziger Samaritan. Er gab dem armen Hausierer was er hatte, er holte ihm aus der nahen Quelle frischlabenden Trunk, er versuchte seine klaffenden Wunden zu verbinden — umsonst war seine Liebestat, nach wenigen Minuten schon gab der schwer Mißhandelte in seinen Armen den Geist auf.

Und da er starb, raschelte es im Gebüsche, zwei Männer traten heraus; sie sahen den Toten, sie sahen unseren Georg. „Ha, Mörder!" schrien sie den Barmherzigen an. „Mörder!" Furchtbar klang dieser Vorwurf im Ohre des gänzlich Reinen, des Schuldlosen. Aber die beiden waren wie von dämonischen Gewalten besessen: „Mörder!" schrien sie, warfen sich auf ihn, banden ihm die Hände auf den Rücken, nahmen ihn zwischen sich und führten ihn hinab nach St. Joachimstal (was damals schon mit jugendlicher Kraft emporgeblüht war) und übergaben ihn den Richtern.

Und alles war überzeugt: Dieser Fremdling hat den Juden getötet! Vergeblich war sein Beteuern, sein Schwören, sein Erzählen.



Die Stadt St. Joachimstal, die in der Geschichte von Maria-Sorg eine große Rolle spielt. Links über den Berg, bei dem Turm vorüber, Weg nach Maria-Sorg. Phot. Rud. Weis, St. Joachimstal.

„Zum Galgenberg!" so hieß das strenge Urteil, „zum Galgenberge noch heute!" Und mit roher Gewalt führten sie den, der nichts verbrochen, zum Todesgericht.

Schon stand er am düsteren Platze des Todes, in der nächsten Minute schon sollte das Urteil vollzogen werden. Da erhob er sich zu seiner ganzen Größe und mit weithinschallender, mächtiger Stimme rief er, gleichsam als wollt' er den Himmel zur Zeugenschaft rufen:

„Ich sterbe ohne Schuld! Und ich bitte Gott, daß er meine Unschuld an diesem Lindenstabe bezeuge!" Dies sprechend, hob er den Stock und stieß ihn in die Erde hinein. Da packten ihn die Schergen und im nächsten Augenblicke schon baumelte der Unglückselige sterbend am Stricke.

Aber Wunder. — „Wunder!" schrie man auf. Denn der dürre Lindenstab begann zur selbigen Stunde ein frisches, neues Leben: grünende Keime und Knospen setzten sich an und entfalteten sich rasch zu frischgrünen Blättchen.

Es war ein schrecklicher Aufruhr in der jungen Stadt ob des schauerlichen Mißgriffes, den man getan und man eilte um Rat und Hilfe zu Niavis hinauf, dem gottesfürchtigen Propheten. Der hörte ernst die Mär. Dann ging er hin und hob das junge Bäumchen sorgsam aus der Erde der Galgenstätte, nahm es mit zu seinem Heiligtum und pflanzte es liebevoll neben die Kapelle, damit es fortan des Heiligtumes Hüter wäre.

Und seit diesem Tage gilt die Linde hier als heiliger Baum und immer wieder sorgt man für kräftigen Nachwuchs. Und solange Maria-Sorg bestehen wird, werden auch Linden seine Pforten beschatten und behüten.

Das ist die Sage der Linden von Maria-Sorg.

St. Joachimstals Begründung und erste Blütezeit.

Es schweige nun die Sage und die strenge Geschichte spreche an ihrer Statt. Die Prophezeiung des heiligen Mannes Niavis machte mächtigen Eindruck auf die Gemüter und wollte nimmermehr vergessen werden. Ja so nachdrücklich wirkte sie, daß sich tatsächlich mehrere Jahre hernach, es war dies im Jahre 1515, eine kleine Gesellschaft von Unternehmern zusammenfand, um den Bergbau hier „mit Gewalt aufzubringen".

Man begann damit, eine uralte, aber längst verlassene Fundgrube am Schottenberge wieder zu belegen. Und siehe da, das Unternehmen war von geradezu fabelhaftem Glücke begleitet, da man in den nächsten 35 Jahren (1515—1560) nicht weniger als 40 Tonnen Goldes gewann, das ist mehr als vier Millionen Gulden nach dem damaligen Geldwerte.

Mit unglaublicher Schnelligkeit wuchs die Stadt St. Joachimstal sozusagen aus dem Erdboden heraus, so daß sie binnen fünf Jahren schon 1200 Häuser erreicht hatte.

Die Vorhersagung des frommen Niavis hatte sich glänzend bewährt! Aber ebenso wahr wurde auch die Ankündigung des nachmaligen Niederganges dieser schnell aufgeblühten Bergstadt. Dieser Niedergang hatte mehrere Gründe: die reichsten Erzadern schienen zu versagen und aufzuhören, der Schmalkaldische Krieg brachte so viel Unruhe, daß ein ruhiges Weiterarbeiten fast nicht möglich war; am allermeisten aber trug zum Stillstande die sogenannte Gegenreformation bei, indem man in den Jahren 1620 und späterhin die Leute mit Gewalt zwang, den früheren katholischen Glauben anzunehmen. Dies wollten aber die meisten Protestanten nicht und wanderten massenweise aus, über die Grenze hinüber. Und so war St. Joachimstal wie ausgestorben. Um das Maß des Unglückes voll zu machen, wütete dann durch dreißig Jahre hindurch jener furchtbare Krieg, der gerade das schöne Böhmerland in so schrecklicher Weise heimsuchte.

Neuerliches Aufblühen von St. Joachimstal (1691).

Es ist eine unleugbare und ganz merkwürdige Tatsache, daß jene Prophezeiung des frommen Johannes Niavis zweimal zum lebendigen Sauerteige wurde, dem St. Joachimstal sein Leben verdankte: denn erstens wurde der Versuch, die Stadt zu begründen, nur infolge dieser Prophezeiung gemacht und zweitens wurde der neuerliche Aufschwung der Stadt wieder nur mit direktem Hinweis und infolge des Vertrauens auf diese alte Weissagung herbeigeführt.

Denn also trug es sich zu: Im Jahre 1691, in der Zeit der größten Not, fanden sich einige tatkräftige Männer von St. Joachimstal zusammen, die im festen Vertrauen auf den zweiten Teil jener Vorherverkündigung den Entschluß faßten, sich die Gnade Gottes zum neuen Werke zu versichern und zu diesem Zwecke an der Stelle der einsiedlerischen Klause ein Kirchlein zu erbauen. Sie hofften auf diese Art, daß der himmlische Bergvater sie, die doch wieder katholisch geworden waren, in Gnaden ansehen und die Weissagung von dem nochmaligen Aufschwunge der Bergstadt zur Wahrheit bringen werde.

Man suchte also den Ort, wo die Kapelle des alten Einsiedlers gestanden war. Aber die Lösung dieser Aufgabe gestaltete sich nicht allzu leicht, da die ganze Gegend mit Wald und Gestrüpp verwachsen war; hatten ja doch die Protestanten alles von Grund auf zerstört und die Bausteine verschleudert, um ja jedwede Erinnerung an die katholischen Zeiten zu vernichten. Endlich fand man einen Stein mit eingemauertem Kreuze (der heute noch ober der Kirchentüre zu sehen ist) und kam auch auf alte Grundmauern; man durfte also wohl annehmen, die gewünschte Stelle entdeckt zu haben.

Der Magistrat der Stadt nahm sich der Sache kräftig an und beschloß mit Erlaubnis des Bischofs dort eine Steinkapelle zu bauen. Über den Namen war man bald einig. Die ganze Gegend dort hatte den Namen „Die Sorg" und so sollte die Kapelle künftighin Maria-Sorg heißen. Und so geschah es auch.

Vorläufig erbaute man eine provisorische Holzkapelle und stellte in ihr das Bild, das heute als Gnadenbild gilt, zur öffentlichen Verehrung auf. Dies geschah im Jahre 1693.

Die Geschichte des Gnadenbildes.

Den Ursprung dieser Marienstatue umspinnt eine recht anmutige interessante Sage. Wer das Bild geschnitzt hat, wann es geschnitzt wurde, wo es entstand, über all dies sind keine Aufschlüsse zu haben. Das eine darf man behaupten, daß der Schnitzer ein recht wackerer Meister seiner Zunft gewesen sein müsse.

Und auch das andere scheint der Überlieferung nach wahrscheinlich, daß die Statue, damals schon alt und gebräunt, zeitweise ein treu und innig verehrtes Privateigentum eines Mädchens war, das späterhin mitten in protestantischen Wirren und sogar in einem Hause wohnend, das nur Protestanten innehatten, treu bei ihrem katholischen Glauben verblieb. Vielleicht war diese Treue schon ein erster Gnadenerweis, den die Gottesmutter an die redliche Verehrung dieses ihres Bildes knüpfen wollte.

Wenn man der Sage Glauben schenken darf, so war diese jugendliche Besitzerin eine wirklich glühende und eifrige

Verehrerin Gottes, die oft stundenlang vor ihren Bildern kniete und sich heiliger Andacht hingab.

Doch die Bewohner des „roten Hauses“ (so hieß das Gebäude) kamen mit der Zeit hinter die frommen Übungen des Mädchens und bald darauf entschlossen sich zwei protestantische Brüder, diesen religiösen Übungen für immer ein Ende zu machen.

Der eine von ihnen bemächtigte sich eines Tages des Bildes und wollte es zum Spotte mit dem Angesichte gegen die Wand nageln; noch heute sieht man am Hinterhaupte der Statue die Spuren des Nagels; sein frevles Beginnen fand rasche Strafe: kaum hatte er die boshafte Tat begonnen, so fiel er von der Leiter, auf der er eben stand und starb.

Sein Bruder, durch dieses Mißgeschick nur um so mehr verbittert und verhärtet, nahm das Bild und steckte es in eine alte, ganz mit Schmutz gefüllte Hühnersteige. Wirklich ward das Bild hier durch lange Zeit nicht entdeckt und blieb verschollen.

Als dann bei der Gegenreformation die große Protestantenauswanderung vor sich ging und viele Häuser um Spottpreise zu haben waren, erwarb ein gewisser David Weidner dieses rote Haus. Bei der gründlichen Säuberung, die er alsbald vornahm, fand er denn in der Hühnersteige die Statue Mariens. Er freute sich darob sehr, ließ sie gut reinigen und verehrte sie dann aufmerksam und liebevoll in seinem Hause. Der Mann starb späterhin als Stadtrichter (1682) und vermachte das Bild seiner Tochter Anna Lucia Mader, die es nun durch zehn Jahre hindurch als Heiligtum aufbewahrte.

Da nun im Jahre 1693 die erwähnte Holzkapelle Maria-Sorg errichtet war, fühlte sich die Besitzerin gedrängt, ihr Bild dieser Kapelle zu schenken. Dies tat sie denn auch und so wurde die Statue im genannten Jahre Eigentum der neuen Kapelle und blieb fortan das Gnadenbild von Maria-Sorg.

Der Bau der Kirche (1694—1699).

Die öffentliche Aufstellung des Bildes schien den Eifer der ganzen Gegend zu beleben. Von allen Seiten kam man zu dem neuen Bilde und der verlangende Ruf nach dem Bau der steinernen Kirche wurde immer lauter. und nachdrücklicher. Schon im nächsten Jahre wurde damit begonnen.

Im Jahre 1699 war der neue Bau soweit fertig, daß er eingeweiht und daß das Marienbild aus der hölzernen Kapelle auf den Hochaltar der neuen Kirche übertragen werden konnte. Der Tag dieser Festlichkeit, der 8. September 1699 (Mariä Geburt), war ohne Zweifel für die Geschichte Maria-Sorgs und auch für die Stadt Sankt Joachimstal ein wichtiger, freudiger und auch denkwürdiger Tag.

Schon im nächsten Jahre wurde auf Ansuchen der Gemeinde vom bischöflichen Konsistorium die Bewilligung erteilt, daß von nun ab nach Maria-Sorg auch gemeinschaftliche Prozessionen veranstaltet werden dürften.

Die Stadtgemeinde St. Joachimstal aber kam von dieser Zeit an merklich wieder in Aufschwung.

Der Geschichte etwas vorauseilend fügen wir hinzu, daß sich St. Joachimstal seit den letzten zwei Jahrhunderten wieder zu einer bedeutenden Blüte erhoben hat, obwohl man eigentlich nicht sagen kann, daß es ebenso groß und bedeutend geworden sei, als zur Zeit der ersten Gründung; und tatsächlich war dadurch der zweite Teil jener Prophezeiung nur zum Teil, aber sicherlich nicht ganz wörtlich erfüllt.

Aber siehe da: die neuentdeckten Eigenschaften des Elementes Radium verheißen gerade dieser Stadt



Phot. Rud. Weis, St. Joachimstal.

Maria-Sorg, Gnadenbild und Frontansicht der Kirche.

einen ungeahnten Aufschwung für die Zukunft; denn in ganz Europa ist St. Joachimstal der beste Fundort für dieses Element. Und es wäre doch gewiß alles Nachdenkens wert, wenn man so nach einigen Jahrhunderten jene Weisfagung in unerwartetem Vollglanze zur Wahrheit werden sähe. Vielleicht ist gerade die jetzt beginnende Radiumzeit durch jene alte Verheißung vorherverkündet worden. Wie hat doch Christus gesagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ und auch jene Worte nicht, die erleuchtete Propheten im Namen Gottes verkündigen!

Die Errichtung des Kapuzinerklosters (1754).

Wohl stand nun ein schmuckes Kirchlein in Maria-Sorg, aber noch fehlten die eigentlichen Hüter und „Besorger" von Maria-Sorg. Doch siehe da, der Herr sorgte auch für dies.

Über die Art und Weise, wie das neue Wallfahrtskirchlein zu einem Hospiz (das heißt in diesem Falle: Unterkunftshaus für Priester) kam, wird folgende Geschichte erzählt:

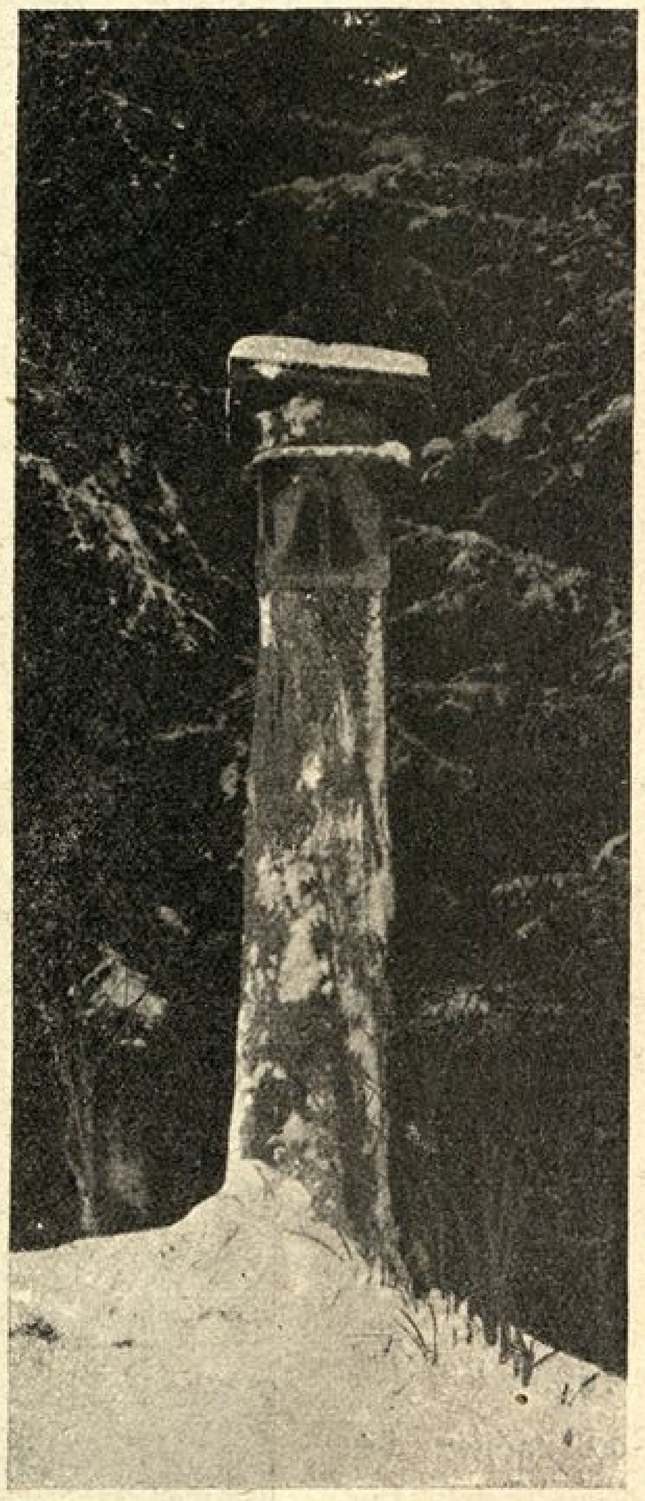
Als im Jahre 1751 einer von den angesehenen Ortsbürgern der Stadt Joachimstal, namens Felix Grimm, der zugleich Kirchenvorsteher des Maria-Sorger Gotteshauses war, eine Geschäftsreise unternahm, wurde er an der Elbe, nahe der Stadt Melnik durch Hochwasser aufgehalten und mußte einige Tage an Ort und Stelle verbleiben. Am einfallenden Sonntage ging er nach Melnik in die Kirche und sah an einer Straße beim Vorübergehen ein großes Holzkreuz vor einem Hause. Da fragte er einen der Passanten, was für ein Haus das wäre. Die Antwort lautete: Ein Hospiz für Kapuziner von einer adeligen Dame erbaut. Da blitzte dem Joachimstaler Bürger ein Gedanke auf: Dergleichen könnten wir doch wahrhaftig auch bei uns auf der Sorg oben errichten, dann hätten wir Priester für die Kirche! Der Gedanke verließ ihn nimmer und schon bei nächster Gelegenheit brachte er ihn bei einer Sitzung der Gemeindevorsteher zur Sprache. Die Idee fand allseitigen einstimmigen Beifall und noch an selbem Tage wurde der Entschluß gefaßt, daß die Gemeinde ein Kapital von 4000 Gulden widme, damit die Interessen davon zur Erhaltung einiger Kapuzinerpatres auf der Sorg verwendet werden könnten.

Davon wurde natürlich die geistliche und weltliche Behörde, sowie auch der Kapuzinerorden selber geziemend in Kenntnis gesetzt und nach Erledigung mancherlei Formalitäten konnten endlich im Jahre 1754 die ersten Kapuzinerpatres ins neue Hospitium Einzug halten, das sie sich freilich zum größten Teile aus eigenen Mitteln hatten bauen müssen.

Bemerkenswert ist nur der Umstand, daß das Erektionsdekret die schon früher bestandene Marienkirche, die eigentliche Gnadenkirche, nicht den Kapuzinern in Besitz und Eigentum übergab, sondern sie bloß als Verwalter und Hüter dieser Kirche haben wollte. Dies war denn auch die Ursache, warum die Kapuziner klugerweise zugleich mit dem Hospiz eine neue kleine Kirche erbauten, die als Klosterkirche galt und die, wie wir schon früher erwähnt haben, gleichsam eine Fortsetzung der Marienkirche, und zwar hinter den Hochaltar hinaus, bildet.

Seit dem Jahre 1754 blieben die Patres Kapuziner in ungestörtem Besitze von Kirche und Kloster; ja auch die kritischen Zeiten Kaiser Josefs II. scheinen an Maria-Sorg spurlos vorbeigegangen zu sein, da die Reihenfolge der Superioren in Maria-Sorg keinerlei Unterbrechung erlitt.

Da sich während dieser ganzen Zeit in der Einsamkeit dieses stillen Hochtales keinerlei bemerkenswerte Neuerungen ergaben, so können wir hiermit unseren geschichtlichen Bericht abschließen.



Maria-Sorg, Marterl im Wald.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1915 400jähr. Jubiläum der Gründung der Stadt Sankt Joachimstal.

1943 250jähr. Jubiläum der Aufstellung des Gnadenbildes.

1949 250jähr. Jubiläum der Kirchweihe.

1954 200jähr. Jubiläum des Einzuges der PP. Kapuziner.

(NB. Im Jahre 1890 soll in Maria-Sorg ein Jubiläum gefeiert worden sein. Wir wissen nicht aus welchem Anlasse; die uns vorliegenden geschichtlichen Daten geben dazu keinerlei Anhaltspunkte.)

Ständige Priester: 2 PP. Kapuziner der mähr.-böhm. Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 10—15.

Kommunikanten jährlich: 8000—9000.

Besucher jährlich: 20.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 15—16.

Hauptfest: 15. August.

Die Kirche liegt einsam, doch sind in der weiteren Umgebung einzelne Häuser mit zusammen etwa 300 Personen.

Ständige Devotionalienhändler: 1 (Sakristei).

Gasthäuser: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stark steigend.

Nationalität der Wallfahrer: durchwegs deutsch.

Zufahrten.

(Vorbemerkung. Wir berechnen im Folgenden der Einfachheit halber alle Zufahrten nur bis Schlackenwert. Von dort aus hat man mit der Flügelbahn noch bis Sankt Joachimstal 40 Min. (40 Heller) zu fahren. Von St. Joachimstal noch eine Gehstunde über den Berg.

Prag–Schlackenwert. Schnellzug 4 St. K 8.60 Personenzug $6^1/_2$ St. K 6.50.

Eger—Schlackenwert. Schnellzug $2^1/_2$ St. K 3.30. Personenzug $3^1/_2$ St. K 2.50.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Sorg—Maria-Kulm. Schlackenwert—Daßnitz $1^1/_2$ St. K 1.40.

Maria-Sorg—Maria-Ratschitz. Von Schlackenwert 2 St. K 2.80.

Maria-Sorg—Maria-Schein. Schlackenwert—Komotau—(umsteigen)—Maria-Schein. 4 St. K 3.50.

Maria-Sorg—Maria-Stock. Umständlich. Eisenbahn Schlackenwert—Karlsbad — (umsteigen) — Petschau (umsteigen) — Luditz. Von dort $1^1/_4$ St. zu Fuß; oder auch Schlackenwert—Karlsbad. $^1/_2$ St. K —.50, von dort 5 St. zu Fuß.

Literatur.

Schaller, Top. II, 92.

Sommer, Böhmen. XV, 120.

Reg.-Mar.-Kal. 1893, IX.

Wenisch, Maria-Sorg. Verl. Friedrich, St. Joachimstal (1900?), 12°, 32 S.

Dick, Glaubwürdige Nachricht. St. Joachimstal 1738.

P. Seraph O. S. Cap. Gebetserhörungen (ält. Datums). Verl. Friedrich, Joachimstal, 24 Heller.

Leo Gschft. d. f. W. d. kath. K. Wien X, 146.

Kurze Erwägung.

Das irdische Leben ist ein Bergwerksleben. In finsteren Stollen arbeiten da die Menschen und graben — wonach? Nach Verdiensten für die Ewigkeit! Nicht alle Stollen sind gleich ergiebig; nicht jedes Menschenleben ist gleich verdienstlich. Und wenn nun schon beim irdischen Bergbaue sich die Knappen so gerne dem Schutze Mariens anvertrauen, ihre Heiligtümer aufsuchen, ihre Bilder in den Schächten aufstellen, um wie viel mehr wird es sich geziemen, daß wir unser geistiges Streben, das Streben nach wahren himmlischen Verdiensten unter den Schutz Mariens stellen, daß wir sie als Patronin, als sorgende weise Mutter anrufen, unter deren Leitung wir so leben und arbeiten, wie es wahrhaft Gott gefällig ist.

Gebet.

Maria sorg'! Sorg' als Mutter für Deine Kinder! Sorg' als Königin für Deine Untertanen! Sorg' als Erdgeborene für Deine irdischen Brüder und Schwestern! Maria sorg'! Sorg' als Weiseste für Deine törichten Kinder! Sorg' als Mächtige für uns Schwache, als Barmherzige für uns Verschuldete, als Mutter des Schöpfers für uns Geschöpfe, als Mutter des Erlösers für uns Erlöste! Maria sorg'! Sorg' in Krankheit und in Gesundheit, sorg' in Arbeit und Ruhe, sorg' bei Tag und Nacht, sorg' im Frieden und im Kriege, sorg' im Leben und im Sterben! Sorge allezeit für alle! Niemand schließ' aus von Deinem Schutzmantel, niemand von Deiner mütterlichen Sorgfalt und Liebe! Und vor allem sorge, sorge Maria, daß wir Gott lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen unseren Kräften und sorge, sorge Maria, daß wir nach Gott auch Dich lieben mit wärmster treuester nie ermüdender Kindesliebe, im Leben und im Sterben und in alle Ewigkeit. Amen.

Frauenberg bei Admont.

Steiermark.

8000 Kommunikanten.

Wie heißet das Kirchlein, schmuck und traut,
So lieblich auf waldiger Höh' erbaut
Im Steirerlande, im schönen?
Wem soll dies Kirchlein fröhnen?
Es fröhnet Maria, der milden Maid,
Der Himmelsfrau im Sonnenkleid;
Die sendet vom Berge Segen ins Land —
Drum hat man ihn „Frauenberg" genannt.

Auf der Reise zum Frauenberg.

Treue Eisenbahn, wieder leistest du uns vortreffliche Dienste! Fragt man den Schaffner: „Wohin geht die Fahrt?" so gibt er gemessene Antwort: „Durch's Gesäuse über Selztal nach Innsbruck."

Besten Dank für die Auskunft! Aber unsere Fahrt, obwohl es genau dieselbe ist, klingt ganz anders: „Wir fahren heute bei Maria-Taferl vorüber, dann beim Sonntagsberg, dann nach Admont, wo wir — weil's ein Schnellzug ist, aussteigen und nach Frauenberg wandern."

So wären wir also glücklich in Admont; nicht umsonst heißt es „ad montes", „an den Bergen", denn von allen Seiten türmen sich die felsigen Riesen zu großartig schönem Gebirgskranze.

Der gewaltigen Admonter Kirche statten die meisten Pilger wohl gerne ihren Besuch ab und freuen sich an der erhabenen Größe dieses Gottestempels. Dann aber geht es weiter. In etwa 20 Minuten (vom Bahnhofe aus gerechnet) kommen wir zur Ennsbrücke, die wir überschreiten, jedoch gewiß nicht, ohne den Schritt für ein Weilchen zu hemmen, um die prächtige Rundsicht, die sich gerade von dieser Brücke aus bietet, zu genießen.

Dann wendet sich unser Sträßchen nach links, wo wir schon in der Ferne auf der Spitze eines Hügels unser Ziel erschauen. Etwa eine Stunde lang heißt es noch wandern, bis wir den Berg erreichen. Zuletzt geht es auf kurzem, aber steilem Anstiege empor zum schönen Gipfel, wo die Kirche steht.

Einige Verkaufsbuden laden uns zwar stille, aber deutlich ein: „Kauft etwas!" Doch wir haben vorderhand noch keine Lust; wir wollen zunächst das Heiligtum selber betrachten.

Kirche und Gnadenbild.

Da stehen wir nun vor der eigenartigen Kirche. Ein Brüderpaar von zwei viereckigen, mit einer „Zwiebel" gekrönten Türmen steht vor uns. Schön ist das Ganze! Rückwärts, am Ende des angebauten Pfarrgebäudes, meldet sich ein dritter, offenbar kleinerer Turmbruder. Er möchte auch ein Turm sein; wohl, er ist ein Turm, aber so groß wie seine zwei stolzen vorderen Brüder ist er nicht!

Aber wie sonderlich gekleidet sind doch diese Türme! Die sind ja ganz scheckig, der Steirer tät wohl sagen: „g'scheckert", schwarz und weiß. Es ist fast so, als ob da auf diesen weißen Mauerflächen die Engel „Domino" spielen wollten, denn ganze Reihen von schwarzen Dominosteinen sind da bis oben hinauf aneinandergereiht. Diese schwarzen, rechteckigen Flächen aber sind bei näherer Beschauung

wieder gar nichts anderes als eine Unzahl von ganz gemeinen Schlackenstücken, die man in den frischen Mörtel eingelassen hat.

Wir machen noch einmal aufmerksam, daß sich das Ganze recht gut und zusagend ausnimmt und einen sehr gefälligen Eindruck macht.

Da wir vor den beiden Türmen stehen, befinden wir uns im Osten der Kirche, dort, wohin auch der Hochaltar des Heiligtums sich richtet. Wir müssen also, um den Eingang ins Gotteshaus zu gewinnen, die ganze Länge der Kirche abschreiten und kommen endlich, vom Süden her seitwärts eintretend, in einen Vorraum, von dem linkerhand ein Portal in den schloßähnlichen Pfarrhof führt, während rechterhand die eigentliche Kirchentüre sich befindet.

Schon beim Eintritte grüßen wir den reich verzierten Hochaltar, der uns vom andern Ende der Kirche entgegenwinkt: „Sei uns gegrüßt, du himmlische Hausfrau, du Herrin des Frauenberges, du liebliche Maid!“

Die Kirche selber ist mäßig groß, ist in dem italienischen Renaissancestile erbaut, also fast überladen mit Stuckaturarbeit und Bildwerk. Doch ist der Gesamteindruck ein sehr befriedigender; es ist alles wie aus einem Guß, nichts stört hier die angenehm wirkende Einheit, die sich in dieser Vielheit von Schnörkeln, Gemälden und Verzierungen dem Auge darbietet.

Herrliche Frauenbergkirche! Wärest du um die Hälfte länger, um die Hälfte höher, du wärest eine würdige, ebenbürtige Schwester des unvergeßlich schönen Sonntagsberges!

Durch eine Doppelreihe von schön gearbeiteten Kirchenstühlen schreiten wir langsam gegen den Hochaltar hin. Niederkniend beim marmornen Speisegitter wiederholen wir zunächst die herzlichste, feurigste Begrüßung dieses so segenspendenden Bildes, das wir hier in überaus zierlicher, reich ausgestatteter Umgebung erschauen. Um dieses Frauenbild, ein aufrechtstehendes aus Holz geschnitztes Marienbild mit dem Jesulein auf dem linken Arme — um dieses Frauenbild herum schweben anbetende, verehrende Engelscharen. Ein dreifacher Kranz von Engelsgestalten, die allernächsten am kleinsten, die zweiten größer, die entferntesten am größten, bringen diesem Gnadenbilde Tag und Nacht und Jahr für Jahr den Ehrensold ihrer liebenden Gegenwart. Und alle diese zierlichen Engelsgestalten sind ganz goldfarben. Dazu noch die Säulen mit reichsten Goldgirlanden umgeben und überdies zwischen den Engelscharen hindurch goldene Strahlen, die vom Gnadenbilde auszugehen scheinen, wie Strahlen der Sonne vor ihrem Untergange in den leichten Wolkengebilden — dies alles macht einen eigenartigen Eindruck; das Gnadenbild ist hier so recht von lauterstem Gold umgeben, fast umhüllt und eingesponnen in puren Goldglanz.



Frauenberg bei Admont, mit dem Dürenschöberl. Phot. Franz Fankhauser, Admont.

Und dennoch, so sehr das Gold hier dem Auge sich aufdrängt, hat es der Meister (Ehre sei ihm dafür!) wunderbar verstanden, dem Ganzen das Gepräge des Schönen, des Einheitlichen zu geben. Wir sind durchaus nicht von der Naturanlage, alles zu loben (wie sich der Leser vielleicht zu öfteren schon überzeugt hat), aber was wahr ist, bleibt wahr: der Hochaltar des Frauenberges ist nach unserem innersten Empfinden ein herrlich gelungenes, schönes Werk.

Ave Maria!

Wir umschreiten dann langsam den Altar; aber siehe da: hinter ihm, ganz an die Mauer gelehnt, versteckt, so finster überdies, daß man beim hellichten Tage Zündhölzer anbrennen muß, um nur halbwegs etwas auszunehmen, steht kaum einen Meter über der Erde in einer Nische ein überlebensgroßes, bemaltes Marienbild, in

seiner Darstellung dem Gnadenbilde auf dem Hochaltare etwas ähnlich, wenn auch an Größe es beiweitem übertreffend.

Was ist's mit diesem Bild?

Gefällig gibt uns der hochw. Herr, der uns begleitet, Auskunft: das ist das zweite Gnadenbild, oder wenn man es der Zeit nach genauer sagen wollte: es ist das erste Gnadenbild. Uralt schon, wohl schon seine 700 Jahre. Früher einmal, bevor dieses zweite dort droben von den Fluten der Enns herbeigetragen worden war, war dieses große, jetzt im Dunkeln stehende Bild das Gnadenbild. —

Armes Bild, verlassenes, vergessenes! Was hast du Böses begangen, daß man dich gleichsam strafweise in so dunkle Abgeschiedenheit versetzte? Gedenkt man nimmer all der Gnaden, die vor dir erbetet wurden, hat man vergessen, daß du einst das hochgelobte Werkzeug himmlischer Huld warst? Und ist die Kirche nicht groß genug, dir ein besseres Plätzchen zu bieten, ist keiner von den Altären, der dir zum Throne dienen könnte? Verdienst du nicht mehr, daß die Sonne dich bescheine, daß die Pilger freien Auges, ohne Fackel und Kerzen dich zu schauen vermöchten?

Also dachten wir und gingen sinnend weiter, und durch die Seele zog uns die ergreifende Klage des Propheten Jeremias, der seine Klagelieder mit dem Schmerzensrufe beginnt: „Wie sitzet einsam die Stadt, die so volkreiche! Wie eine Witwe ist geworden die Herrin der Völker . . . keiner von ihren Lieben tröstet sie, alle ihre Freunde verachten sie!" Und inniger, andachtsvoller, ehrlicher beteten wir gerade diesem Bilde zu Ehren ein flammendes „Ave Maria!"



Frauenberg bei Admont, rechts Allee, die zum Kalvarienberg führt. Phot. Burger & Co., München.

Der Kalvarienberg.

Wir haben die Kirche verlassen und stehen nun abermals draußen im Freien. Da lockt uns unwillkürlich eine schöne alte Kastanienallee, die unmittelbar bei der Kirche beginnend, auf dem nach beiden Seiten hin steil abfallenden Kamme eines Hügels in schnurgerader Richtung zu irgend einer Baulichkeit führt, die wir jetzt vorderhand nur ganz undeutlich sehen.

Wir fragen, was es dort gebe. Da sagt man uns, das sei der Kalvarienberg.

Den müssen wir natürlich ansehen. So wandeln wir denn die kurze Strecke, kaum zwei Minuten lang, dahin. Zwischen den stämmigen Kastanien sehen wir ab und zu auf einer Säule ein Standbild eines Heiligen, etwa acht im ganzen; früher, so sagt man uns, sollen es mehr gewesen sein; aber man hat etliche gestohlen.

Gar bald stehen wir am Ziele beim Kalvarienberge. Wir steigen etwa zehn oder zwölf Stufen empor und stehen auf einer kreisrunden, vielleicht acht Meter im Durchmesser zählenden Plattform, auf der die großen Kreuze des Heilandes und der beiden Schächer weit in die Lüfte ragen. Und darunter die Figuren Mariens und Johannes und Magdalenens. Wir steigen wieder dieselben Stufen hinunter und wandeln nun im Kreise um die Plattform herum, da sie ja ein gedeckter breiter Gang mit halbkreisförmigen Öffnungen umkreist; an den Mauern die Leidensstationen des Kreuzweges Christi in Lebensgröße dargestellt.

Die ganze Anlage dieses Kreuzweges und dieser runden Halle ist schön gedacht und paßt auch vortrefflich auf den Platz hin. Aber der Mann, der die Statuen geschnitzt, war kein Künstler. Unförmliche, fast abstoßend dicke Figuren halten dort Wache um das Kreuz Christi! Das wäre wohl ein gutes, Gott ehrendes Werk, diese unwürdigen Bilder durch bessere, erbauliche zu ersetzen.

Abschied vom Gnadenorte.

Leb' wohl, du anmutiger, lieblicher Ort! Verlassen müssen wir dich jetzt, doch unsere Seele wird noch lange deiner gedenken!

Nicht mehr nach Admont lenken wir unsere Schritte, sondern zur nahen Bahnstation Frauenberg. Da heißt es zunächst hinab von der steilen Hügelhöhe, hinab ins Ennstal, herab also von 766 m bis auf 622 m Meereshöhe; also 144 m bergab. Das ist ein steiler Berg fürwahr und wer da schnurstraks hinab wollte, könnte wohl Genick und Glieder brechen. Aber Menschenwitz und Menschengeschick hat der trotzigen Berglehne einen schmalen Gurt angelegt, einen

schönen, nicht allzusteilen Fußpfad, der die Hänge schief durchquerend allgemach in die Tiefe leitet; und dabei geht es immer durch prächtigen Wald. Nun sind wir an der Ennsbrücke und müssen noch ein Viertelstündchen durch Wiese und Au zur Haltestelle Frauenberg wandern, die gar einsam und verlassen neben einer Fabrik im moosigen breiten Talboden daliegt und auf die von würdiger Höhe herab die ansehnliche Kirche herniederblickt.

Noch sucht unser Auge die beiden Türme, noch bemühen wir uns, das herrlich schöne Bergbild unserem Gedächtnisse mit unauslöschlichen Zügen einzuprägen.



Phot. Ledermann, Wien.
Frauenberg bei Admont, Inneres der Gnadenkirche.

Da pfeift von ferne die Lokomotive, die von Admont heranbraust. Schon steigen ihre Rauchwolken uns ganz nahe empor, schon knarren die Bremsen, schon steht der Zug. Geschwind hinein und davon!

Adieu, lieber Frauenberg, wir grüßen dich innig und herzlich zum Abschied und dir, holde Fürstin und Herrin des Frauenberges, Maria, dir sei Dank gesagt für all das Schöne, für all die guten Anregungen, die wir uns auf deinem Berge geholt haben.

Ave Maria!

Wie sagt doch das Buch der Weisheit: „Alles dies ging vorüber wie ein Schatten, wie ein rascher Eilbote und wie ein Schiff, das das wogende Meer durchfährt, von dem man, ist es vorbei, keine Spur mehr findet, noch die Bahn seines Kieles in den Fluten." (Weisheit 5, 9. 10.)

Ein letzter Blick.

Da wir Frauenberg verließen, wollten wir weiterwandern nach Frauenstein bei Klaus und dann nach Adlwang. Eine Station nur fuhren wir also dahin und schon in Station Selztal verließen wir unseren Waggon, um jenen Zug zu besteigen, der uns nun mitten durch die Eingeweide der Erde, mitten durch den Felsenleib des Bosruck nach Norden bringen sollte.

Und da gewahrten wir (wir waren Fremdlinge damals in dieser Gegend), daß sich der Zug langsam gegen Osten drehte, also gegen die Admonter Gegend; und immer bergan und immer gegen Nordosten ging's.

„Ei, da kommen wir ja gerade wieder zu unserem lieben Frauenberg!" so dachten wir und sahen neugierig zum Fenster hinaus, und in der Tat, da winkten schon von ferne die beiden traulichen Türme und jede Minute brachte uns der liebgewonnenen Stätte näher. Und als endlich nach längerer Fahrt der Zug in der Station Ardning hielt, lag der Frauenberg in wundersamer Gebirgsschönheit vor unseren Augen. Wir hatten ihn nie zuvor in solcher Pracht geschaut. Die ganze Riesenkette der Ennstaler Berge, die massigen Brüder Buchstein, das breite Hochtor mit seiner gewaltig ausgebreiteten Wand, der Sparafeld, der Reichenstein und all die anderen Majestäten

„und all die Berge, die sieben,
Wie der Sterne Chor die Sonne umstellt,
Umstanden wie liebend Mariens Gezelt,
Das Amt eines Schützers zu üben.

(Frei nach Schiller.)

Und die Abendsonne überflutetete mit feurigem Lichte Berge und Heiligtum und es war, als ob die ganze Natur ein stummes aber deutlich fühlbares Tedeum sänge, ein Großer Gott, wir loben dich.

Und wir sahen auf unsere genauen Landkarten und faßten den Entschluß: „Sollten wir wieder in diese Gegend kommen, so machen wir es anders als heute, da steigen wir in Ardning ab und hinunter zutale eilend, gewinnen wir dann in einstündigem, gewiß herrlichem Marsche das liebe trauliche Heiligtum Mariens, den Frauenberg.

Aus der Geschichte des Gnadenortes.

Aufstellung des Gnadenbildes.

Der schöne Hügel, auf dem sich heute die Wallfahrtskirche erhebt, hieß ehedem nicht anders als Kulm-Berg. Wie nun das heute dort ausgestellte Marienbild auf den Kulmberg gekommen sei, darüber wissen die alten Chronisten folgendes zu erzählen. Bei einem riesigen Hochwasser, das im Frühjahre **1404** das ganze Ennstal überschwemmte, sollen die hochwallenden Fluten ein liebliches Brustbild der allerseligsten Jungfrau, aus Holz geschnitzt, herbeigetragen und am Fuße des Kulmberges ans Land geworfen haben. Heute

noch steht an dieser Stelle, die allgemein der Frauenberg-Ursprung genannt wird, eine Bildsäule.

Die Wasser des Flusses hatten das Frauenbild in ein dichtes Gestrüpp hineingeworfen, wo es sich in den Stämmen und Zweigen fest verfing. In merkwürdiger Weise wurden die in der Gegend wohnenden Leute auf diesen Ort aufmerksam gemacht: ein Lichtstrahl vom Himmel senkte sich gerade über diesen Ort hell und scharf hernieder. Diese Lichterscheinung war so sonderbar, daß tatsächlich neugierige Leute hingingen, zu schauen, was es gäbe: sie fanden die Marienstatue im Gesträuche. Darob allergrößte Verwunderung und Staunen — und dann geschwind nach Admont „zum Herrn Abten".

Die Erzählungen müssen recht glaubwürdig und gut bezeugt gewesen sein, da sich der Abt sofort bereit erklärte samt seinem Kapitel an Ort und Stelle zu gehen und das Bild in die Kirche abzuholen. Also geschah es auch; eine große Menge Volkes nahm bei dem Zuge teil. Auf einem Seitenaltar in der Kirche fand das Bild seinen vorläufigen Platz.

Am nächsten Morgen jedoch war es nicht mehr am Altare; niemand wußte, wohin es gekommen sei, bis man es am Abend, geleitet von abermals aufglänzenden Lichtern, an demselben Orte fand, wo es gestern gelegen. Eine nochmalige Übertragung in die Stiftskirche hatte nur den Erfolg, daß sich dasselbe Schauspiel ein drittesmal wiederholte, jedoch mit dem Unterschiede, daß diesmal die Statue auf der Spitze des Kulmberges lag, wo sich ihr Aufenthalt durch hellen Feuerschein, wie bei einem Waldbrande, verraten hatte.

Diese Ereignisse machten in der ganzen Gegend größtes Aufsehen und der Abt war überzeugt, daß es Himmelswinke seien, daß Gott der Herr auf dem Kulmberge eine Kirche haben wolle, in der das angeschwemmte Marienbild Verehrung finden könnte. Eine Holzkapelle war in kürzester Frist fertig. Am Tage ihrer Einweihung gelobte der Abt, daß er alljährlich am zweiten Sonntage nach Ostern mit einer Prozession hieherziehen wolle. Das Gelöbnis wurde treu gehalten und bald war die Statue auf dem Kulmberge der Zentralpunkt für viele fromme eifrige Wallfahrer geworden.

Kaum waren einige Jahre verflossen, so sah man sich genötigt, die Kapelle durch eine geräumige Kirche zu ersetzen. Die vielen Gebetserhörungen, die vermeldet wurden, fachten den Eifer und die Opferwilligkeit der Gläubigen gar sehr an und so konnte schon im Jahre 1410 der Grundstein zum neuen Bau in die Erde gesetzt werden.

Vollendet wurde diese Kirche im Jahre 1423.

Aber kaum war sie fertig, so mußte man alsbald an Zubauten und Vergrößerungen denken; denn der heilige Ort war dem Volke so sehr ans Herz gewachsen, daß der Zulauf von allen Seiten immer größer wurde. Im Jahre 1447 wurden diese Zubauten konsekriert und die Kirche gleichzeitig zu einer Pfarrkirche erhoben.

Die Wallfahrt nahm nun einen noch größeren Aufschwung, bis sie nach etwa 100 Jahren, in der Zeit des Auftauchens der lutherischen Irrlehren, ganz erlosch.



Frauenberg bei Admont, das Gnadenbild.

Zwischenbemerkungen über die Glaubwürdigkeit dieser Ursprungsgeschichte.

Wir haben die Erzählung von der Entstehung dieses Wallfahrtsortes als eine Art Sage hingestellt. Wir gestatten uns jedoch hier anzufügen, daß wir nach unserer persönlichen Ansicht sehr geneigt sind, dieser Sage ziemlich unbedingten Glauben beizumessen. Die Gründe dafür sind folgende:

1. Die Begleitumstände, unter denen die Statue bekannt wurde, also z. B. das Herbeischwimmen auf Wasserfluten, die Lichterscheinungen, die Übertragungen des Bildes durch übernatürliche Kräfte an einen anderen Ort, enthalten nichts Unwürdiges oder Ungereimtes und finden sich in den manchmal sehr gut beglaubigten Entstehungsgeschichten anderer Wallfahrtsorte sehr ähnlich vor, so daß wir darin — man verzeihe uns das kühne Wort: „den gewöhnlichen Vorgang Gottes bei außergewöhnlichen Vorfällen" klar und deutlich erkennen.

2. In ungemein kurzer Frist folgen einander: die Auffindung, die erste Kapelle, die erste Kirche, die Vergrößerung dieser ersten Kirche. Von der Auffindung der Statue bis zur Grundsteinlegung der ersten Kirche zählen wir nur sechs Jahre. Wir schließen daraus, daß tatsächlich sehr merkwürdige Dinge vorgefallen sein müssen, weil uns sonst dieses fast „überstürzte" Bauen und das rapide Vergrößern ziemlich unerklärlich wäre.

3. Die Ablaßbulle des Heiligen Vaters vom Jahre 1410 (also wieder sechs Jahre nach der angeblichen Auffindung) sowie die Ablaßerteilungen mehrerer Kardinäle, die in demselben Jahre der neuen Kirche gedachten und die außerdem über den Ursprung, über die örtliche Umgebung, über die ersten Erbauer, sowie über die wunderbaren Ereignisse Aufschlüsse geben. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß diese verschiedenartigen großen Privilegien nur auf Grund wirklich hervorragender Ereignisse so rasch erteilt wurden.

Diese drei Gründe bewegen uns in diesem Falle, für unsere Person den früher gebrachten Berichten über die Entstehungsgeschichte des Frauenberges zu glauben.

Weitere Ereignisse.

1525, in der Zeit der Bauernkriege wurde die Kirche ausgeplündert, das Gnadenbild jedoch blieb unberührt.

Fast durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch war nun der Frauenberg verödet. Dann kamen wieder bessere Zeiten; das Volk war vom lutherischen Taumel ernüchtert, da es die entsetzlichen Früchte der Verwilderung und Zügellosigkeit sah, die diese geistlichen Revolutionäre mit ihren neuen Lehren gebracht hatten.

1675, zur Zeit einer Pest, machte die Gemeinde Pürgg das Gelöbnis einer jährlichen Dankprozession, wenn sie von

der „reißenden Sucht“ verschont bliebe. Und siehe da, während in allen umliegenden Ortschaften die Pest zahlreiche Opfer forderte, blieb der Ort Pürgg davon gänzlich verschont.

1683 hatte der heiligmäßige Abt Adalbert Heufler zu Admont die Aufgabe erhalten, das Ennstal gegen Einbrüche der Türken zu verteidigen. Dabei verkühlte er sich und wurde schwer krank. Da machte er das Gelöbnis, im Falle seiner Gesundung die Kirche am Frauenberge mit aller Pracht neu zu erbauen. Er wurde gesund und noch im selben Jahre begann der Neubau. Gott unterstützte sein Werk, denn es fand sich plötzlich in der Nähe ein Marmorbruch, wo man weißen, schwarzen und bunten Marmor zum Kirchenbau vorfand. Der Marmorbruch lieferte sonderbarerweise jedoch nur soviel, als eben zum Bau benötigt wurde; dann war der Vorrat erschöpft. Die neue Kirche (die heute noch



Frauenberg bei Admont, altes Frauenbild (hinter dem Altare postiert).

steht) wurde im Jahre 1687 konsekriert. Der Erbauer ruht in der Gruft vor dem Gnadenaltare zu Frauenberg.

1736 wurde der gegenwärtige, so viel bewunderte Hochaltar hergestellt, der Kalvarienberg errichtet und eine große Pilgerherberge für etwa 200 Personen erbaut.

1740 berichtet uns ein Chronist, daß in dieser Kirche täglich vermöge Stiftungen sechs silberne Lampen Tag und Nacht brennen. Das Pfarrarchiv birgt drei handschriftliche Bücher mit Aufzeichnungen über wunderbare Gebetserhörungen.

So war Frauenberg ein berühmter, vielbesuchter Wallfahrtsort geworden und blieb es auch, bis ihm im Jahre 1782 das Lebenslicht ausgeblasen werden sollte.

Josephinisches.

Da sich die katholische Christenheit im Laufe der Jahrhunderte allerlei angewöhnt hatte, was die staatliche Obrigkeit als gänzlich ungeeignet erkannte, so sah sich diese genannte weltliche Obrigkeit veranlaßt, verschiedenes in den Kirchen und kirchlichen Gebräuchen anzubefehlen und zu verordenen: Im ganzen Reiche durften keine Wallfahrten mehr stattfinden, alle Heiligenbilder und Statuen sollten der Prunkgewänder, die man ihnen gegeben hatte, entledigt werden (was an diesen Prunkgewändern wertvolles Metall war, nach Wien!); — Votivbilder waren zu entfernen und zu verbrennen, — alle goldenen und silbernen Weihegeschenke abzuliefern nach Wien! — Der Pfarrer durfte von den Leuten keine Wachsopfer mehr annehmen! In der Kirche durfte höchstens ein ewiges Licht brennen, während der heiligen Messe auch an den größten Feiertagen höchstens sechs Kerzen. — Die Leichen sollten nicht mehr in Särge gelegt, sondern in Säcke genäht werden, und ähnliches.

Im Jahre **1786** — so lesen wir — wurde die Marienstatue, also das Gnadenbild, von dem Seitenaltare entfernt und auf Befehl des Bischofs von Leoben auf den Hochaltar gestellt, ein Vorgang, der dem Bilde gewiß zum Vorteil gereichte. Nun wissen wir aber nicht, war jener Befehl des Bischofs eine wackere Mannestat, gleichsam trotzend den unrechtmäßigen gewalttätigen Dekreten, oder war das von oben so anbefohlen? Wir wissen es nicht. — —

Dann kamen noch die Jahre 1809 und 1810. Alles was Gold- und Silberwert hatte, sogar Kelche und Monstranzen, mußte an das Münzamt in Wien abgeliefert werden. So waren die Besitzungen jener himmlischen Frau, die man vor 20 Jahren aus allen ihren Wohnungen und Gnadenstätten gewaltsam zu vertreiben suchte, jetzt willkommene Hilfe in der Not. O Ironie des Schicksals: man war so arm und bankerott geworden, daß man zur Vertriebenen, zur Geschmähten, zur Verjagten betteln gehen mußte!

Wie ein blutroter Komet, wie eine fürchterliche Geisel Gottes kam über die Herren von der Aufklärung das Schreckgespenst des „Impérieur français“ Napoleon I.; sie hatten sich vor 20 Jahren mit roher Willkür dessen bemächtigt, was der Kirche war, jetzt sollten sie fühlen, was es heißt, wenn ein Fremdling in das Eigentum dringt!

Dann kamen die Hungerjahre 1816, 1817. Der Staat konnte den Leuten nichts zu essen geben und so trieb ein unwiderstehlicher Zwang die armen Hungernden zu den Füßen Mariens. Die alten Heiligtümer bekamen wieder Ansehen und Besucher. Die verlassenen, vielgeschmähten Wallfahrtsorte wurden wieder Gegenstand des Zulaufes. „Maria, du hast gesiegt!“

Auch unser Frauenberg lebte wieder auf; wieder schallen die Gesänge, wieder flattern die Pilgerfahnen und das Volk drängt sich wie ehedem um das Bild seiner guten Mutter. Möge Maria verzeihen, was man ihr angetan und segnen, segnen, segnen!

Gebetserhörung.

Vom Rand des Grabes zum Leben!

(Privatbrief.)

Im Jahre 1862 war ich an Typhus so schwer erkrankt, daß jegliche Aussicht auf Besserung verloren war und

daß ich bereits für tot erklärt war. Da machte ich in meiner Todesnot schon am Rande des Grabes ein dreifaches Gelöbnis:

Ich wollte, wenn ich wieder gesund würde, am heiligen Schutzengelsonntag zu keiner Tanzunterhaltung gehen, ferner sollte, wenn ich wieder aufkäme, mein erster Gang nach Frauenberg zur Danksagung sein und drittens wollte ich, sobald die nötige Kraft vorhanden wäre, eine Wallfahrtsreise nach Mariazell erzwingen.

Das Gelöbnis war groß für mich, die Hilfe aber augenscheinlich; denn von dieser Stunde gings besser. Es war der Weg vom Grabesrande zurück. Bald war ich ganz hergestellt und erfüllte, was ich gelobt hatte. Ich kann für solche Gnade der Muttergottes nicht dankbar genug sein.

Rottenmann, 1899. Peter Dechler, Bahnwächter.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1923 500jähriges Jubiläum der Vollendung der ersten Kirche.

1937 250jähriges Jubiläum der Konsekration der heutigen Kirche.

1954 550jähriges Jubiläum der Entstehung der Wallfahrt
1947 500jähriges Jubiläum der Pfarre.

Ständige Wallfahrtspriester: 5 Benediktiner. von Admont.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 60.

Kommunikanten jährlich 8000.

Besucher jährlich 14.000 bis 15.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 30.

Hauptfest: Zweiter Sonntag nach Ostern (Gnadensonntag).

Seelenanzahl der Pfarre 1600, — der umliegenden Häuser 30 Personen.

Ständige Devotionalienhändler: 2 (mit 7 Ständen).

Gasthäuser: 1.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend (seit der Erbauung der Bahn).

Zufahrt zum Gnadenorte.

Wien—Frauenberg. Personenzug ab Westbahnhof bis Haltestelle Frauenberg 7½ St. K 8.40. Schnellzug bis Admont 4½ St. K 11.10.

Linz—Frauenberg. Durch den Bosrucktunnel bis Haltestelle Ardning (eine Station vor Selztal). Personenzug 3 bis 3½ St. K 3.90. Von Ardning eine schwache St. zu Fuß. Oder auch Schnellzug bis Selztal, von dort eine Station gegen Admont (nämlich Haltestelle Frauenberg).

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Frauenberg — Sonntagberg. Eisenbahnfahrt Frauenberg bis Rosenau 2¾ St. K 3.50.

Frauenberg—Neustift. Eisenbahn Frauenberg—Klein-Reifling (umsteigen)—Groß-Raming, 2 St. K 2.80. Dann 2 St. zu Fuß.

Frauenberg—Pöstlingberg. Wie oben bei Linz.

Frauenberg—Adlwang. Ardning—Rohr (umsteigen)—Bad Hall 2¾ St. K 2.80.

Literatur.

Sacer Mar. Stir. Zod. Graecii. 1709, 8°.

Austria-Kal. 1845, 179.

Ave Maria, Linz, XI, 83.

Reg.-Mar.-Kal. 1881, IV.

P. Scherf, 500j. Jub. Frauenberg 1904, Selbstverl. 8°, 16 S.

Mitt. d. Zentr.-Kom. 1894, 231.

Leo-Gschft. d. f. W. d. kath. K. Wien. II, 216.

Kurze Erwägung.

Überdenke, daß jenes furchtbare Hochwasser im 15. Jahrhunderte, über das sich gewiß im ganzen Ennstale ein großer Jammer erhoben hatte, der ganzen Gegend zum Segen wurde: denn es brachte das Marienbild, es machte den Frauenberg zum Wallfahrtsorte und sogar materieller Nutzen ergab sich daraus: denn jeder Wallfahrtsort bringt den ansässigen Bewohnern Vorteile. So wolle auch du abwarten, ob nicht manches Leid, das dir tiefsten Kummer und wahre Sorgen bereitet, für dich zum Segensstrome werde und dir unerwartetes Glück bringe. Du kannst es jetzt noch nicht recht überschauen, darum murre nicht voreilig; abwarten, ja abwarten sogar bis sich die Pforten des Jenseits für dich eröffnet haben. Und niemals an dem Grundsatze irre werden: Der Vater im Himmel will immer mein Gutes, mein Bestes!

Gebet.

O Maria, deren Bild am Hochaltare des Frauenberges von Engelscharen umringt erscheint, verleihe mir die Gnade, daß ich selber, den Engeln gleich, Dich ehre, auch niemals von Deiner Seite weiche und in Deinem Lobe niemals ermüde. Hilf mir auch, daß ich, um würdig Deinen Sohn und Dich verherrlichen zu können, wie jene Engel im Golde erstrahle, in jenem Golde, das allein bei Dir in Ehren steht: im Golde christlicher Tugend und eines heiligen Lebens. Dies erbitte mir, erflehe mir, verleihe mir und dann laß mich auf ewig einst in Deiner beglückenden Nähe weilen, leben, beten und lobpreisen. Amen.

Du Bild am Berg', o teures Gut,
Dich trug herbei die wallende Flut
Und barg Dich am Ufer im Sande.
Für Dich zum Tage ward die Nacht,
Als Engelshand zu Berg Dich bracht' —
Es lohten die Wälder im Brande.
Und seit man Dir ein Heim dort gab,
Strömt groß wie die Enns vom Berg herab
Ein Strom voller Segen dem Lande. (M. H.)

Neustift bei Großraming.

Oberösterreich.

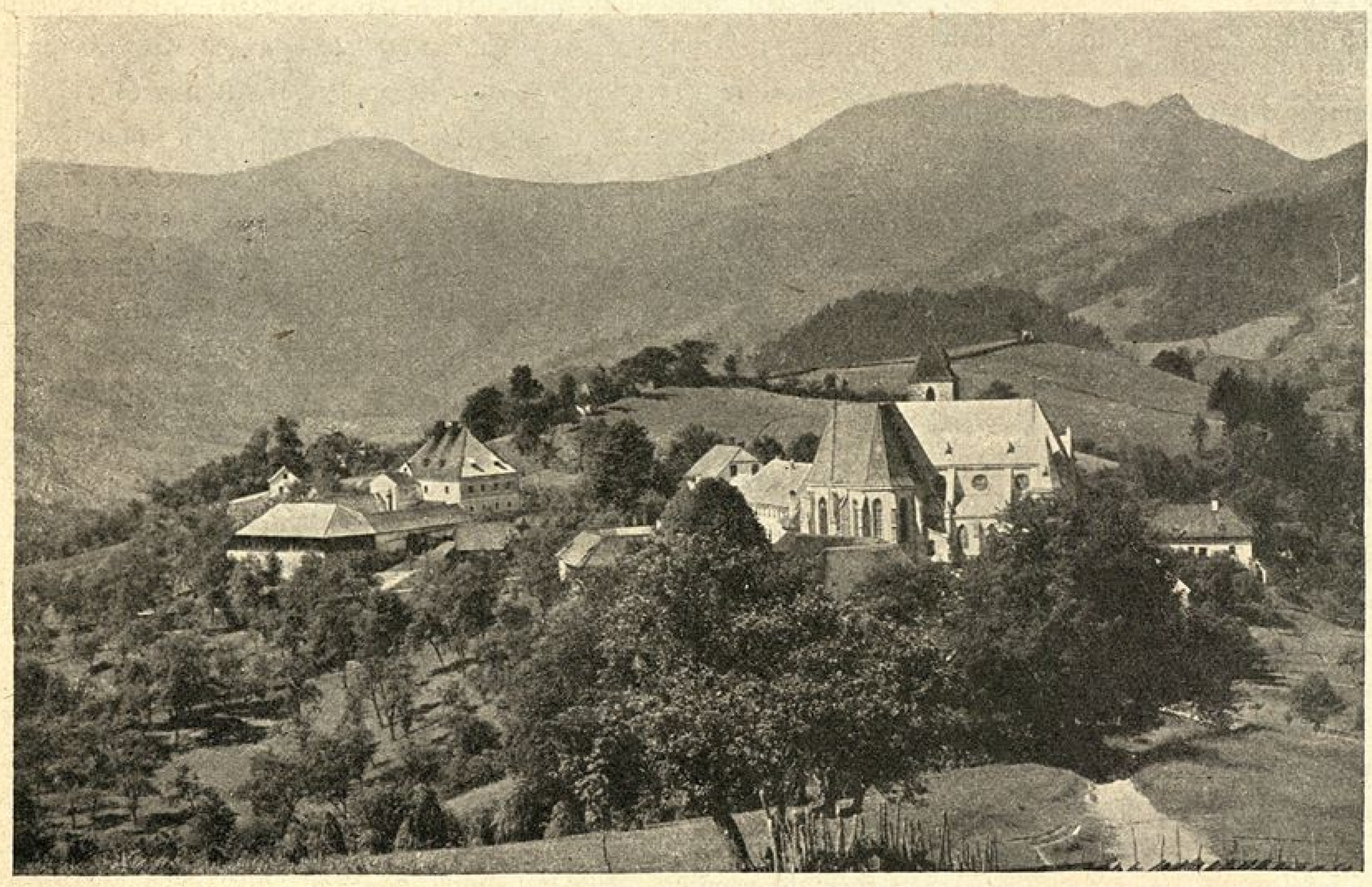
8000 bis 9000 Kommunikanten.

Raben kamen einst geflogen,
Brachten Spähne voll des Schnees,
Pilger kommen heut' gezogen,
Bringen Herzen voll des Weh's!

Jener Schnee ist nicht zergangen
In der Sommersonne Glut,
Doch zerschmilzt des Herzens Bangen,
Wenn es bei der Mutter ruht.

Fußtour von Großraming.

Wir steigen in Großraming aus. Herrliche Gegend! — Aber wir haben wenig Zeit, uns an den Schönheiten der Natur zu ergötzen, wir wollen nach Neustift. Es geht eigentlich nur ein einziger Weg dahin und zwar immerfort im Tale des Neustiftbaches, also kaum zu fehlen. Doch steht uns für die ersten 3/4 St. ein zweifacher Weg offen, der schließlich wieder bei einer Kapelle, Säge und Brücke sich in einen einzigen vereinigt. Man kann nämlich von Station Großraming direkt über den Pfarrberg Großraming hinübersteigen, ein Weg, der schöne Ausblicke gewährt, der um etliche Minuten kürzer, aber auch um hübsch etliche Meter mehr Steigung aufweist, oder man kann auch den Pfarrberg links umgehen und, immer auf der Straße bleibend, gleich von allem Anfang gegen den Neustifter Bach sich hinwenden und also mehr im Tal, zu ebener Erde bleiben. Etwas kürzer ist vielleicht der erste Weg, bequemer jedenfalls der zweite.



Neustift bei Großraming. Phot. Priesl, Steyr.

Nach 1½ St. des Marsches stehen wir endlich am Fuße dieses schon lang erschauten Berges und eine Tafel weist uns nun hinauf: „Über den Kreuzweg zur Wallfahrtskirche Neustift". Die vierzehn Kreuzwegstationen, einfach, aber offenbar neu hergestellt (1909), streifen eine nach der andern an uns vorüber. Wir folgen ihrer stummen Einladung und beten den schmerzhaften Rosenkranz oder den Kreuzweg. Steil geht es empor, stellenweise sehr steil. Endlich sind diese 14 Bildstöckl vorbei und die Höhe so ziemlich erklommen; wir müssen aber trotzdem noch etwa zehn Minuten lang auf der Höhe weiterschreiten, um endlich die Kirche, die bisher unsichtbar gewesen, in unmittelbarer Nähe vor uns zu schauen.

Wir haben also Neustift erreicht. Von der Bahnstation Großraming bis hieher sind wir fast zwei Stunden lang zu Fuß gegangen.

Kirche und Gnadenbild.

Wir sind überrascht, urplötzlich die Kirche in ihrer ganzen Schönheit vor unseren Augen zu sehen. Ein fester massiger gotischer Bau in edel gehaltenen Formen tritt uns da entgegen; ehrfurchtgebietend zeigt sich uns das Gotteshaus. Auf den ersten Blick hat man es gesehen: Hier leben Leute, denen an der Erhaltung und Verschönerung ihrer Kirche nicht wenig gelegen ist.

Wie der Eingang zu einer alten Burg heimelt es uns an, wenn wir durch den Schwibbogen, über dem das Gemeindehaus sich wölbt, auf den Kirchenplatz hintreten. Wir befinden uns da an der Turmseite, zugleich am rückwärtigen Ende der alten Kirche.

Unendlich freundlich, anmutig und wie ein stilles, wortloses Märchen blickt uns das hohe Missionskreuz an der Kirchenmauer entgegen. Ein aus Holz geschnitzter Heilandsleib daran in Lebensgröße. Und um das Kreuz schmiegt und spinnt sich das Geranke wilder Rosen, nicht alles überwuchernd, sondern wie eine stumme Bitte sich am Kreuzesbalken emporwindend, zum Herzen Jesu hin Rosen spendend und anbietend dem göttlichen Herzen, das vom Rosenstrauche einst nur die Dornen für sich gewählt.

Blühe, blühe, wilde Rose,
Und liebkose
Lieblich rankend dieses Herze,
Das in namenlosem Schmerze
Einst, mit Dorngerank gekrönt,
Uns mit Gott hat ausgesöhnt.

Langsam wandeln wir um die Kirche und finden uns bald vor einer Türe, über der geschrieben steht:

„Herr, ich liebe die Pracht Deines Hauses" (Psalm 25, 8).

Wir nehmen uns diesen Psalmenvers in unserem Gedächtnisse mit und betreten in solchen Gedanken das Innere. Und wahrhaftig, was dort an der Türe geschrieben steht, wir finden es in Wahrheit erfüllt: ein prächtiges Gotteshaus, wie wir es hier in dieser abseits gelegenen Gegend kaum erhofft.

Mächtig und stark stehen die Reihen gotischer Säulen vor uns, die das Gewölbe tragen und durch eine Reihe hoher Spitzbogenfenster flutet eine Fülle von Licht in das stattliche Gotteshaus.

Unser Auge sucht das Gnadenbild. Vergeblich mustern wir den Hochaltar, eine zierliche Arbeit aus Holzschnitzerei. Doch so sehr wir auch das Bild des hl. Oswald, das uns von der Höhe dieses Altares zuwinkt, begrüßen, so ist uns dennoch klar, daß dies gewißlich nicht der Gnadenaltar sein könne.

Herumschweifend bleibt unser Blick endlich an einem Seitenaltare hangen, der umgeben von zahlreichen Votivbildern, geziert mit einer Marienstatue, uns verrät, daß wir hier und nirgends anders das Gnadenbild „Heil der Kranken" zu suchen haben.

Wir treten näher, wir beschauen uns das Bild. In Lebensgröße steht da, aus Holz geschnitzt, das Bildnis Mariens, wie sie als Mutter ihr göttlich Kindlein auf den Armen wiegt. Engelscharen umschweben dieses liebliche Bild, kleinere ganz in der Nähe, größere in einiger Entfernung; sofort erinnern wir uns, daß wir etwas Ähnliches schon geschaut: am Frauenberge in Admont war es, dessen Gnadenbild in fast ganz gleicher Weise den Engelreigen ringsumher aufweist. Nur ist der Gnadenaltar am Frauenberge bei Admont noch reicher mit Engelsfiguren ausgestattet, als der in Neustift.

Und nun wird uns auch etwas anderes klar: Wir stehen hier vor dem ehemaligen Hochaltare einer früheren Kirche. Diese Kirche, bedeutend kleiner als die jetzige, steht noch in ihrer vollen alten Größe und bildet eigentlich bloß das Querschiff der neuen Kirche. Infolgedessen wurde auch der ehemalige Hochaltar zum Seitenaltare in der neuen Kirche. Man hat die alte Kirche an beiden Seiten angestückelt und dadurch ein prächtiges, geräumiges Gotteshaus gestaltet, das für 2500 Menschen genügend Raum bietet.

Noch eines müssen wir hier bemerken.

Alle diese Verschönerungsarbeiten wurden erst in den allerletzten Jahrzehnten durchgeführt und auch jetzt noch ist nicht alles vollendet. Noch fehlt die kühne gotische Spitze des Turmes. Es ist nur ein ziemlich flaches Notdach, mit dem der Turm in halber Höhe vorläufig gedeckt erscheint; aber schon haben wir im Plane den lieblichen schlanken Turm gesehen, der hier, sobald die nötigen Geldmittel vorhanden sind, erbaut werden soll zur Ehre Gottes und Mariens. Und wer weiß, wenn der freundliche Leser vielleicht einmal nach Neustift kommt, findet er nimmer diese verkrüppelte Bedachung des Turmes, wie es heute ist, sondern auf hochragender, achtseitiger gotischer Turmpyramide leuchtet ihm dann von würdiger Höhe entgegen ein in Gold funkelndes großes Turmeskreuz.

Gott gebe seine Gnade, daß der Bau bald vollendet werde.

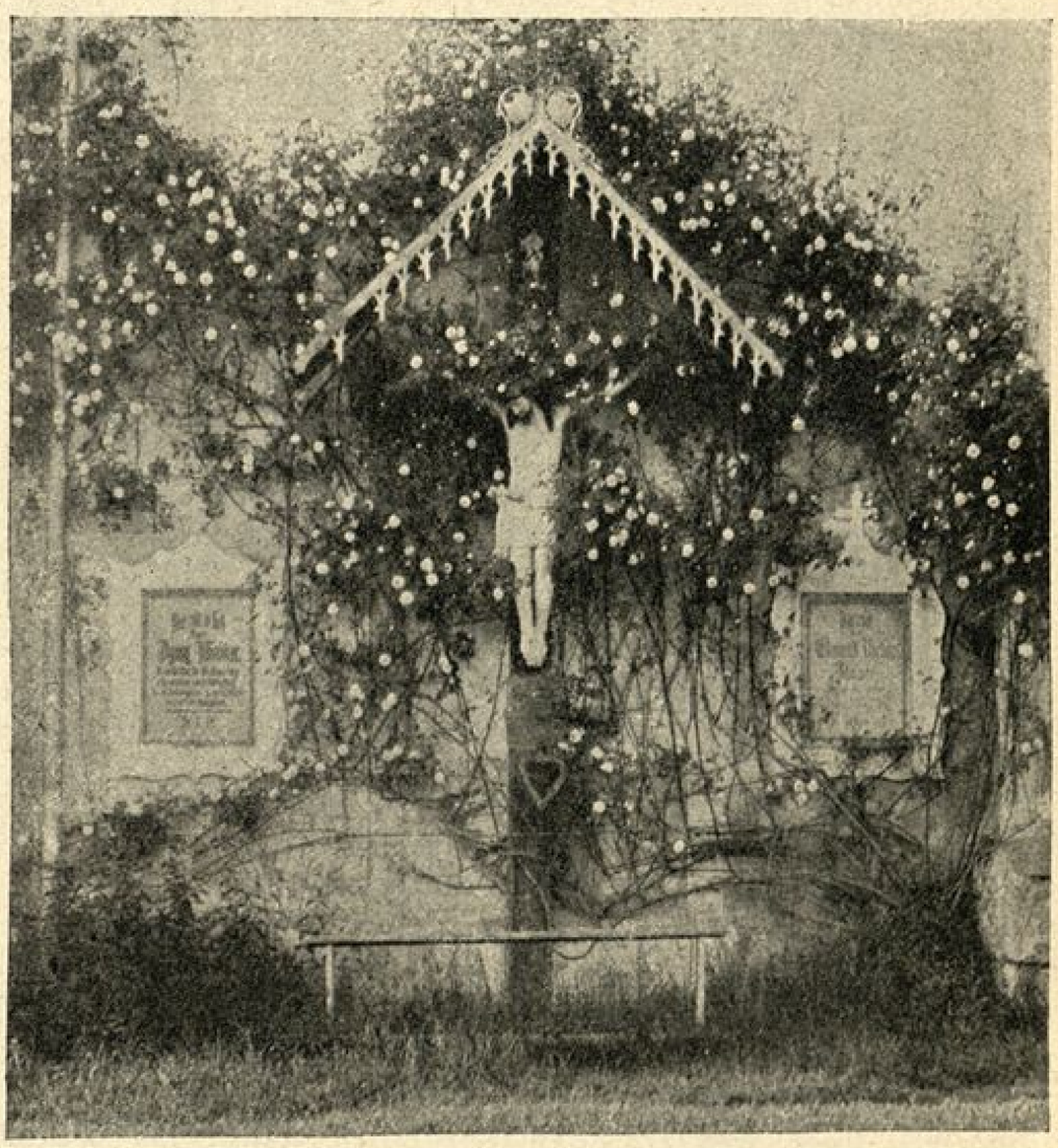
Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprungslegende.

Den Beginn unseres Wallfahrtsortes umrankt eine anmutige Sage.

Zwei kampfesfreudige Ritter — sie sollen leibliche Brüder gewesen sein — hatten schweren Hader miteinander. Der eine saß auf Burg Gleiß, der andere auf der Festung Hartweigstein (814 m hoch). Sie zogen mit der Schar ihrer Reisigen einander entgegen. Am Friedhofberge trafen sie sich. Der von Hartweigstein — Oswald hieß er — war der Schwächere und kam in Todesgefahr. Die dringende Not erpreßte ihm ein großes Gelöbnis: Eine Kirche für mein Leben! Der Himmel nahm das Gelübde an und sandte, um mit unansehnlichstem Werkzeuge Großes zu vollbringen, einen plötzlichen Nebel, so dicht, daß der Flüchtling dadurch dem Gesichtsfelde der blutdürstigen Verfolger entzogen ward und glücklich entkam.

Der Gerettete war ein Mann des Wortes. Das Wunder war nicht hinwegzuleugnen; nun drängte das, was

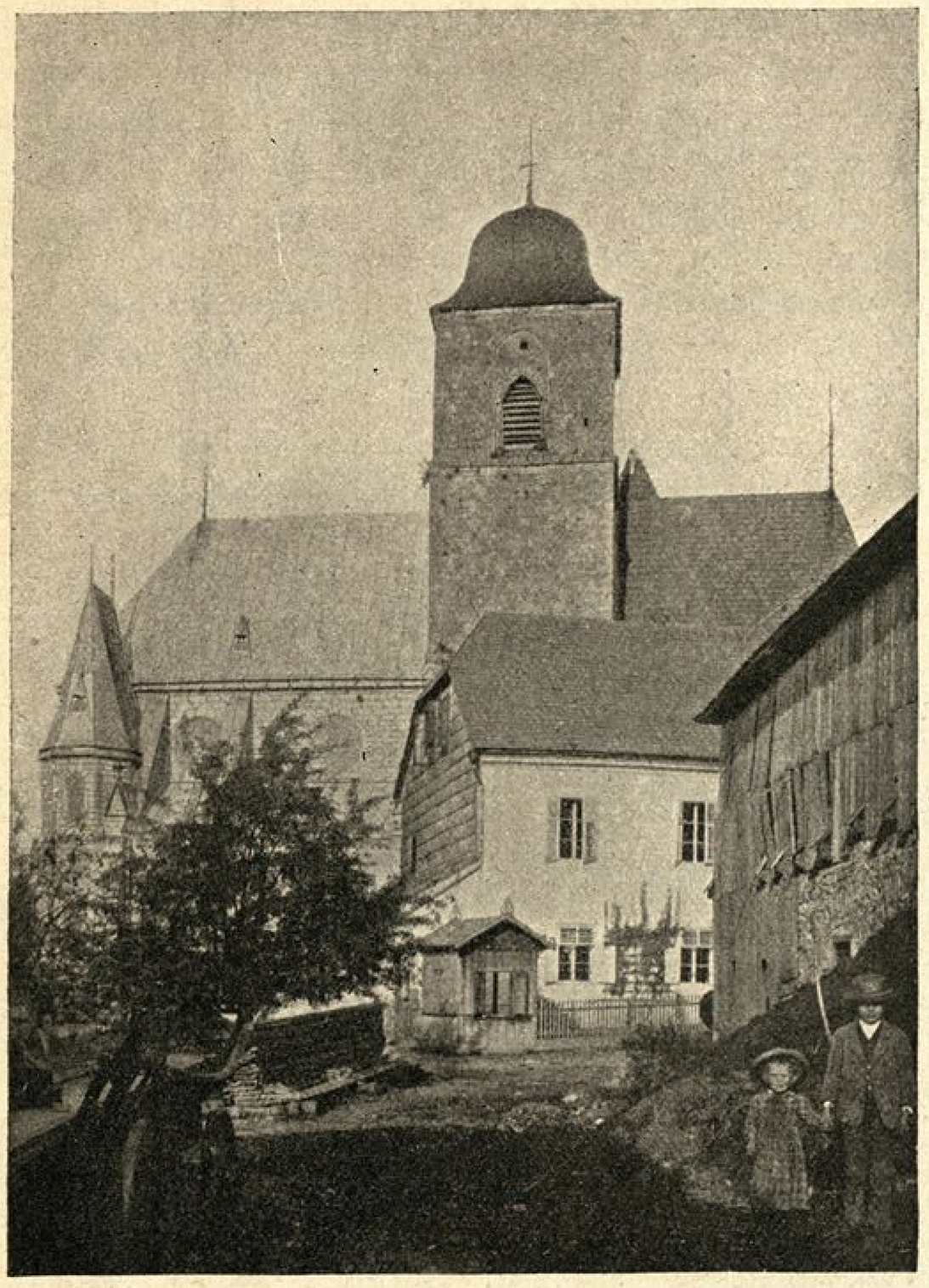


Ein Missionskreuz in wilden Rosen.

er gelobt. Wohin mit der Kirche? „Dorthin, wo der Nebel einfiel, wo mir das verlorne Leben geschenkt ward"; und rasch entschlossen wurde am Friedhofberge der Platz abgesteckt und bald knarrten die mit Bauholz schwer beladenen Wägen über die Hänge.

Der Himmel aber wollte nicht. Er wählte andern Platz. Und um den Bauleuten seine Pläne zu zeigen, wählte er abermals niedrigste Werkzeuge: Siehe, eine Schar krächzender Raben nahte in schwerfälligem Fluge; bei den Zimmerleuten ließen sie sich nieder; und furchtlos umherhüpfend, faßten sie mit kräftigem Schnabel Abfallspäne des Holzes und flogen mit solch armseliger Beute davon. Staunend sahen die Werkleute auf: „Was soll's?" Noch sahen sie die Raben fliegen. „Wohin fliegen denn die?" „Nach Neustift!" Ja nach Neustift! Dort ließen sie sich nieder und ihren Schnäbeln entfielen die herbeigebrachten Holzspäne.

Die Leute sahen das absonderliche Spiel gar bald und kamen herzu, um zu sehen, was es gebe. Da schrien sie auf vor Verwunderung; die Späne waren mit leuchtendem



Phot. E. Prietzl, Steyr.

Neustift bei Großraming.

Schnee bedeckt; vom Himmel aber brannte die Glut der Sommersonne. „Ein Mirakel!“ schallte es und die merkwürdige Kunde ward weitergetragen von Mund zu Mund. Und bald fand einer das erlösende, erklärende Wort: „Maria Schnee!“ Das Wort schlug ein und hielt sich, heut' noch nach achthundert Jahren klingt es fort: „Maria Schnee!“

Oswald von Hartweigstein sah was geschehen. „Ein Zeichen Gottes, daß die Kirche hier errichtet werden soll.“ Und wem geweiht? „Maria Schnee und meinem Namenspatron, dem heiligen Oswald!“

Die Kirche ward gebaut. Man schrieb damals das Jahr 1124 und einer von den Maurern ritzte die Jahreszahl in einen Tuffsteinquader des Turmes, wo sie heute noch zu lesen ist.

Das Gnadenbild.

Schon in dieser ganz alten Kirche stand jenes Gnadenbild, das wir heute noch in Neustift sehen, das gotische, lebensgroße Liebfrauenbild mit dem lieben Jesulein. 1480—1483 jedoch wurde die ganz alte Kirche vollständig abgetragen und eine von Grund auf neue hergestellt und bei dieser Gelegenheit auch irgend eine Urkunde abgefaßt, aus der wir wissen, daß damals schon das Bild als wundertätig — „miraculosa“ — galt und als Wallfahrtsbild besucht wurde. Also jedenfalls schon ein altehrwürdiges Bild!

In dieser zweiten Kirche stand jedoch das Bild Mariens nicht auf dem Hochaltare, sondern hatte auf einem Seitenaltare seine Stelle gefunden, während den Hochaltar eine Reliefdarstellung der Geburt Christi schmückte, die heute noch im Pfarrhofe steht.

Ein heller Stern in wilder Lutheranerzeit.

Ein gar schönes Ruhmesblatt hat sich unser Wallfahrtsort im 16. Jahrhunderte errungen, da er, einem starken Felsen in brandendem Meere gleich, allen Lockungen und Aufreizungen vonseite der neuen Irrlehrer wacker und beständig Widerstand leistete. Ist es nicht wunderbar zu hören, daß in der ganzen Gegend ringsumher die protestantischen Prediger die Stelle ehemaliger katholischer Priester einnahmen, während in Neustift nicht eine einzige Familie dem alten angestammten Glauben untreu wurde? Und so kam es auch, daß sich die Reste der treu gebliebenen Katholiken gerade in Neustift sammelten und dorthin eilten, um sich Mut und Beharrlichkeit zu holen. Man schrieb dieses feste, starke Bekenntnis der katholischen Lehre der besonderen Gnade der heiligen Schutzfrau dieses Ortes, der allerseligsten Jungfrau zu.

Auch in den bald darauf ausbrechenden Bauernkriegen wußten sich die Bewohner Maria-Neustifts kaltes Blut und ruhige Überlegung zu bewahren. Während in der ganzen Gegend die tolle Hetze losging, hielten sich die Neustifter Bauern von den Aufrührern immer ferne und blieben ergeben und staatstreu.

Auf diese Art rettete sich dieser Wallfahrtsort über jene gefährlichen Zeiten hinüber und blieb, was er früher war: der Gnadenort Mariens! Ja noch mehr: es lag jetzt Segen auf dem Orte und er kam zu großer Blüte. Die hilfreiche Güte Mariens glänzte in zahlreichen Gebetserhörungen und viele Kranke, die sonst nirgends ihre Heilung fanden, wurden in Maria-Neustift wieder gesund. Auch die Päpste ehrten den aufstrebenden Ort durch besondere Privilegien und Ablässe.

Weitere Ereignisse.

1690 wurde der jetzige, gewiß allen Lobes werte Barock-Gnadenaltar aufgestellt und das Gnadenbild wieder daselbst eingefügt.

Nun blühte der Wallfahrtsort recht kräftig, so daß von 1720 bis zur Aufhebung Garstens sich oft 4 bis 5 Priester hier aufhalten mußten. Diese Priester waren Benediktiner vom Kloster Garsten, das Kaiser Josef II. späterhin mittels Hofkanzleidekret aufhob. Die Pfarre Neustift gehörte schon seit 1200 zum Stifte Garsten.

Bei dieser Gelegenheit hatten auch die Kirchenschätze schlechte Zeiten und wanderten aus: ins Münzamt nach Wien, wie noch zwei für die damalige Zeit nicht unbedeutende Hofkammerobligationen zeigen.

Die allerseligste Jungfrau Maria wollte nun wahrscheinlich lange schon an Stelle der bereits baufällig gewordenen Kirche eine neue, schönere in Neustift haben, aber die Menschenkinder drunten waren wenig aufgelegt dazu; sie sagten, sie hätten kein Geld. Da schickte ihnen der liebe Gott seinen Sendling, nämlich einen Blitz in den Turm hinein, und zwar am 23. Juli 1887, der die alte Laterne herabschlug und auch sonst der Kirche hart zusetzte. Er wurde nebst Gott ein wahrer Wohltäter der Kirche, denn sie steht nun (zwar noch ohne Turm) prachtvoll da.

Damals also wurde schleunigst die Kirche halb abgesperrt und an einen Neubau, beziehungsweise Vergrößerungsbau geschritten, von dem wir schon früher Erwähnung getan haben. Seit dieser Zeit wurde unter tüchtigen Pfarrern unermüdlich an der Verschönerung dieser Kirche gearbeitet. So wurde unter anderem 1903 die jetzige Lourdeskapelle eingerichtet; im Jahre 1908 wurde der schöne Gnadenaltar vervollständigt und erhielt bei dieser Gelegenheit wieder alle Engelsfiguren zurück, die man in früheren Zeiten entfernt hatte, so weit sie noch aufzufinden waren.

Gebetserhörungen.

Die zerbrochene Triebstange.

Im Jahre 1851 trug sich beim Ausbessern des Turmes ein ganz merkwürdiger Vorfall zu, der in der Kirche auf einem Ölbilde dargestellt ist und den noch ein bis heute (1910) lebender Augenzeuge, ein Neustifter Wirt und Schulkamerad des geretteten Knaben, Herr Serafin Derfler, bezeugen kann. Auf den Turm wurden Lasten aufgewunden; dies geschah mittels einer kreuzförmig gestalteten Kurbel (Triebstange). Der betreffende Schulknabe Kaspar Steindler von Hofberg half mit beim Kurbeldrehen. Durch einen Zufall schnellte die Triebstange zurück, prallte dem Knaben an das Genick an, und zwar so heftig, daß die Stange selber entzwei brach; dem Knaben aber war nicht das mindeste geschehen. Wir glauben, daß bei diesem Falle jedwede Erklärung von einem besonders „harten Kopf" versagen muß: hier hat nur Gottes Hilfe sichtbarlich gewaltet.

Die Sprache wiedererlangt.

Johanna Karntlehner, geboren 1890, bekam als neunjähriges Kind ein gefährliches Halsleiden. Trotz ärztlicher Hilfe nahm das Übel so sehr überhand, daß sie keinen Menschen auch nicht auf die geringste Entfernung rufen konnte. Drei Ärzte hatten im Laufe von acht Monaten ihre Kunst vergeblich versucht. Da wurde den Eltern geraten, sich zu den Doktoren nach Linz zu wenden. Dies war jedoch den armen Leuten zu kostspielig und so nahmen sie anstatt dessen ihre Zuflucht zur Muttergottes und verlobten sich nach Maria-Neustift.

Am 6. Mai 1900 vollzogen sie das Gelübde und noch am selben Tage erhielt das Kind die laute Sprache.

Dies bezeugen ihre Eltern Simon und Anna Karntlehner und noch vier Zeugen aus Kürnberg und St. Peter, Niederösterreich.

Der verschluckte Kern.

In Haag in Niederösterreich ereignete sich folgender Fall: Ein Kind, namens Maria Sturm, hatte am 11. August 1906 einen Marillenkern verschluckt, wovon aber die Eltern nichts wußten. Die Folge davon war eine schwere Erkrankung, die sich im Verlaufe von vier Wochen so steigerte, daß das Kind bereits ein Opfer des Todes schien. „Heute oder morgen stirbt sie," sagte man am letzten Tage. Diese letzte Nacht war schon sehr schlecht, die kleine Patientin konnte keine Medizin mehr behalten, alles wurde erbrochen, die ganze Nacht war andauernd böse und überaus unruhig.

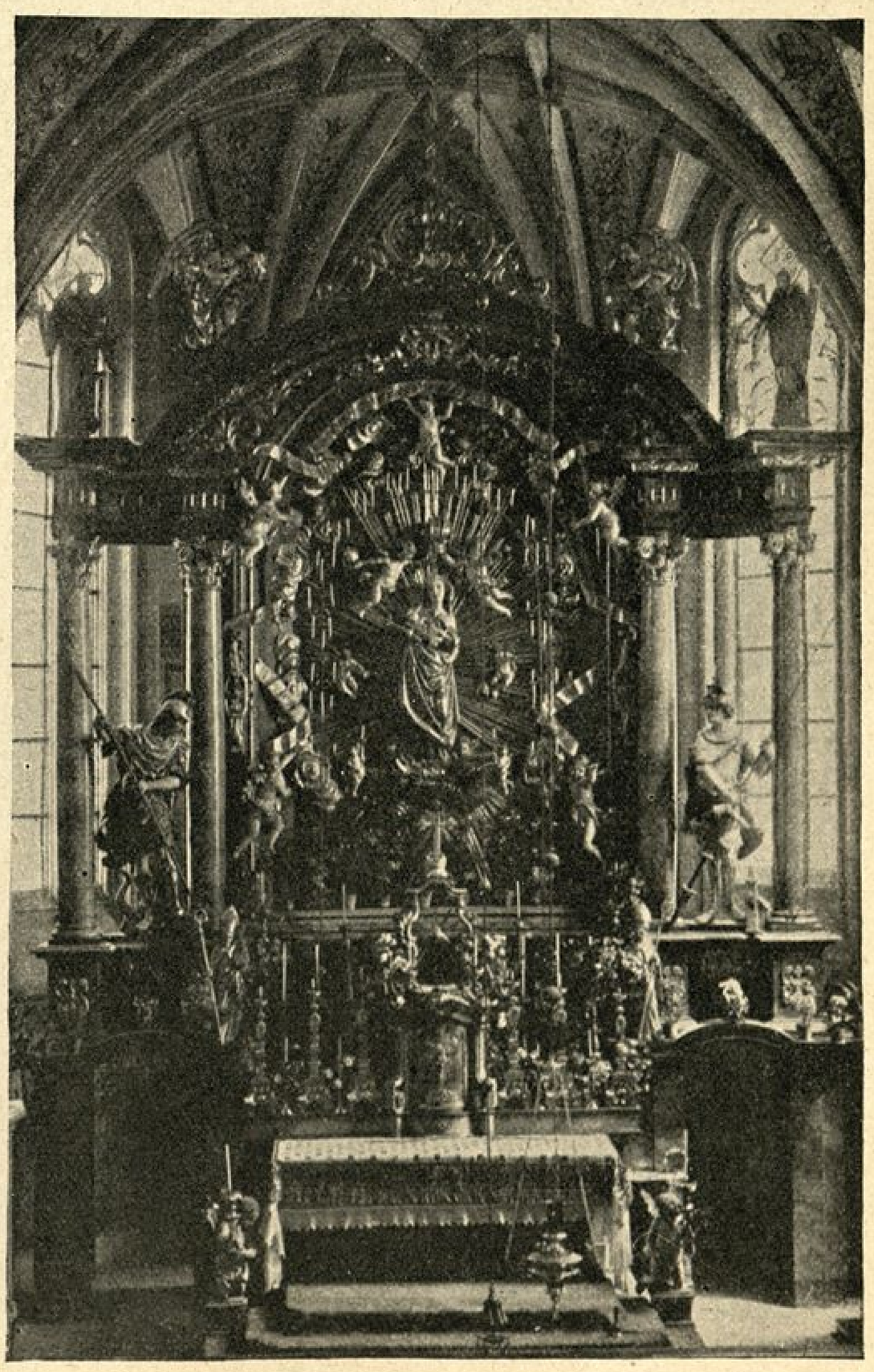
Früh sagte der Vater zur Mutter: „Ich gehe jetzt in die heilige Messe". Und dann gab er gleich seine Anordnungen, was zu geschehen hätte, wenn das Kind während der Messe sterben sollte. Bevor er zur Tür hinausging, erinnerte er sich, daß er früher mit seinen Eltern in Maria-Neustift gewesen und dort gebetet habe. Da fügte er hinzu: „Wenn aber das Kind wieder gesund wird, so gelobe ich hiemit eine Wallfahrt nach Maria-Neustift."

Er ging in die heilige Messe. Er betete. Dann ging er heim. „Vater, unser Mitzerl hat während der heiligen Messe einen Kern erbrochen." —

Das Kind war gerettet; es wurde kurz nachher vollständig gesund, ihre Photographie auf dem Votivbilde zeigt sie uns.

Geheilte Epilepsie.

Die Barmherzige Schwester M. Hieronyma Schörkhuber, 1880 in Neustift geboren, schreibt: Von meinem 11. bis zum 19. Lebensjahre litt ich an Epilepsie (Fallsucht). Die Anfälle wurden immer häufiger und stärker. Alle Mittel halfen nichts. Da, in dieser größten Not, machte ich das Gelübde,



Maria-Neustift bei Großraming, Gnadenaltar.

nach Neustift zu „Maria, Heil der Kranken" zu wallfahrten. Meine Eltern und ich waren damals in Ternberg. Wider alle Hoffnung kam ich ohne Anfall in Neustift an. Vor dem Gnadenaltare bat ich inständig und unter vielen Thränen, wenn es schon Gottes Wille nicht sei, daß ich ganz geheilt werde, so möge mich die liebe Himmelsmutter doch ohne Anfall heimkommen lassen. Ich kam glücklich heim und hatte nie mehr von einem solchen Anfall zu leiden, bis heute nicht.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1924 800jähriges Jubiläum des ersten Kirchenbaues.

1943 450jähriges Jubiläum des sicheren Bestandes der Wallfahrt.

Ständige Priester: 2 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30 bis 40.

Kommunikanten jährlich 8000 bis 9000.

Besucher jährlich: 20.000 bis 30.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 30 bis 40.

Hauptfest: 5. August (Maria-Schnee) und Sankt Oswald.

Seelenzahl der Pfarre: 1730, der geschlossenen Ortschaft 90.

Meereshöhe der Kirche: 664.

Devotionalienhändler: 2 und ein Wachsladen.

Gasthäuser: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrt.

Wien—Großraming über Amstetten—Kastenreith, nur Personenzug 6 St. K 6.30. Über Amstetten—Klein-Reifling (bis hieher Schnellzug) 3½ St. K 8.70.

Linz—Großraming (über St. Valentin) 2½ bis 3 St. K 2.80.

Steyr—Neustift. Auch zu Fuß, zirka 4½ St. südöstlich, längs Klein-Ramingbach.

St. Peter—Seitenstetten (Westbahn)—Neustift, 20 km, etwa 4 St. zu Fuß südwärts.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Neustift—Sonntagberg. 4 St. zu Fuß. Eisenbahn Großraming—Klein-Reifling (umsteigen)—Rosenau 1½ St. K 1.50.

Neustift—Adlwang Eisenbahnfahrt Großraming—Garsten (umsteigen)—Pergern (umsteigen)—Bad Hall. 4 bis 6 St. K 2.10. Fast ebensogut: von Neustift per Eisenbahn nach Ternberg, von dort zu Fuß nach Adlwang (gut 3 St.).

Neustift—Frauenberg. Eisenbahn Großraming—Klein-Reifling (umsteigen)—Frauenberg 2 St. K 2.80.

Neustift—Pöstlingberg. Siehe oben Linz.

Literatur.

Ave Maria, Linz, VIII, 81.

Kolb, Mar. Oberösterreich 126.

Pritz, Garsten und Gleink, S. 135.

Rabls Fremdenführer durch Oberösterreich.

Wintersberger, Der Wallfahrtsort, Verl. Kirchenbauverein Neust. 1896, 24°, 48 S.

Hittmair, Der josef. Klostersturm, Freiburg 1907, S. 305.

Kurze Erwägung.

Wie gleicht das Menschenleben doch so sehr dem Wandern auf offener Straße durch Täler und Tiefen, über Berge und Höh'n! Heil Dir Wanderer, wenn Dein Ziel kein andres ist als nur der Berg des Herrn! Mag sein, daß sich vor Deinen Augen das Ziel der Sehnsucht birgt, daß es Dir geht wie dem Neustifter Pilger, der vergebens späht, die Kirche zu schauen, deren Erreichung sein frommes Wandern gilt! — Aber mag sie sich noch so verstecken, endlich kommt sie doch! Diese Hoffnung soll auch auf der Lebenspilgerreise unseren sinkenden Mut stets aufs neue beleben: endlich kommt sie ja doch, die Stadt des Herrn, das Jenseitsreich des Ewigen! Drum wollen wir nicht müde werden im wackeren Weiterschreiten — es kommt, es kommt der Tag der Rast!

Gebet.

Heilige Mutter, Schutzfrau des Hügels, der Deine Kirche trägt, gnädige Fürstin des lieblichen Ortes, der Dir geweiht ist, mächtige Helferin aller Deiner Kinder — siehe, wir nahen im Geist Deinem Throne — verehrend Dich, die Mutter des Herrn — dankend und preisend Dein herrliches Erbarmen — bittend um Hulden und Gnaden für uns — bereuend, beweinend der Sünde Gebrechen — versprechend in Treue zu dienen nun Dir! So erbarme Dich, holdeste Frau! Gedenke, daß Du diesen Ort in großen Gefahren so wunderbar bewahrt hast und laß uns hoffen, daß auch wir, durch Dein Erbarmen gefestigt, solange beharrlich und treu im Glauben und in der Liebe stehen, bis uns der Wille des Herrn von dieser Welt in ein Jenseitsleben beruft. Hilf uns dann, Mutter, daß wir nicht verloren gehen! Amen.

Wer kennt ein Bild so weit die Erde geht,
Das süßer kündet liebendes Erbarmen.
Als wenn die Jungfrau, Muttergottes steht
Am Gnadenthron, ihr Kindlein in den Armen?
Wer kennt ein Lied auf weitem Erdenrund,
Das schlichter birgt die Liebe ohne Schranken,
Als wenn es schallt im Dank aus Herzengrund:
O sei gegrüßt, Maria, Heil der Kranken! (M. H.)

1 2 3



1. Otter (1356 m).
2. Kirche Maria Schutz
3. Sonnwendstein (1523 m).
Unten Ortschaft Schottwien.

Maria=Schutz am Semmering (Niederösterreich).

(Seite 573.)

Phot. Kilophot. Wien XIX.



Kiritein, der Hochaltar (Mähren).

(Seite 499.)

Es drängt der Feind zum Bild von Stein,
Mit schwerem Hammer schlug er drein,
Schlug Händ' und Füß' in Stücken.

Doch tot zu hämmern ihr die Gnad',
Verräumen ihr des Segens Pfad,
Das wollt ihm schier nicht glücken.

Drum sei von Holz heut' Fuß und Hand,
Geht doch als Mutter sie durch's Land,
Uns allen zum Entzücken.

Kiritein.

Mähren.

8000 Kommunikanten.

Einleitung.

Kiritein! Du Perle der Mährischen Schweiz! Du Gnadenstätte, gleich ausgezeichnet durch den Reiz deiner Lage, durch das Imposante deines Äußeren, durch die Pracht deiner inneren Gestaltung, durch die Schönheit deines Gnadenbildes!

Komm Kiritein! Wie ein Traumbild sollst du heute, da wir in stiller Stube deine Herrlichkeiten schildern wollen, vor unserem Geiste heranschweben, dich hinstellen vor uns und deine Schönheit, die wir vor wenigen Tagen geschaut, uns noch einmal zeigen! Noch einmal wollen wir, im Geiste uns zurückerinnernd, jenen erhebenden Augenblick genießen, da wir auf deiner hochgelegenen Vorterrasse zu deinem Portale tretend, ins Knie sanken vor dem durchbrochenen, aber leider geschlossenen Gittertore — und da wir wie bezaubert durch das Gitter hindurch auf jene Pracht hinstarrten, die dein hoher Altar mit seinen schneeschimmernden Säulen, mit seinem zauberisch leuchtenden hohen Ovalfenster uns bot! Schon dieser erste Blick hatte unser Herz mit der frohen Versicherung erfüllt: wir kamen hieher nicht bloß an eine Stätte der Gnade, sondern auch an eine erlesene Stätte der Schönheit! —



Kiritein.

Örtliche Lage.

Doch wie kamen wir eigentlich hieher? Welche Wege mußten unsere Füße wandeln, um das prächtige Blühen dieser schönen Waldesblume bewundern zu können?

Von Brünn aus führte uns der Weg hieher. Liegt ja doch Kiritein etwa 16 km Luftlinie vom Bahnhofe dieser mährischen Hauptstadt, und zwar in nordöstlicher Richtung entfernt. Man braucht kein übermäßig guter Fußgeher zu sein, um diese Strecke zurückzulegen. Vier Stunden der Wanderung bringen uns leichtlich an's erwünschte Ziel. Die erste Stunde werden wir wohl langweiliges Gehen haben. Dann werden wir jene Anhöhe ersteigen, von der aus unserem Aug' immer schönere Rückblicke auf die Stadt Brünn sich bieten werden. Nach anderthalb Stunden wird uns des Waldes Grün umfangen, wir werden eintreten in die gepriesenen Gefilde der Mährischen Schweiz. Und immer schöner und schöner wird sich das Waldgebirg rings um uns entfalten, bis wir endlich, aus dem Walde tretend, das stolz gebaute Kiritein erschauen werden: ein massiger Kirchenbau auf einer Anhöhe, die, selber wieder rings umher von höheren Bergeshöhen umschlossen, friedevoll und stille daliegt.

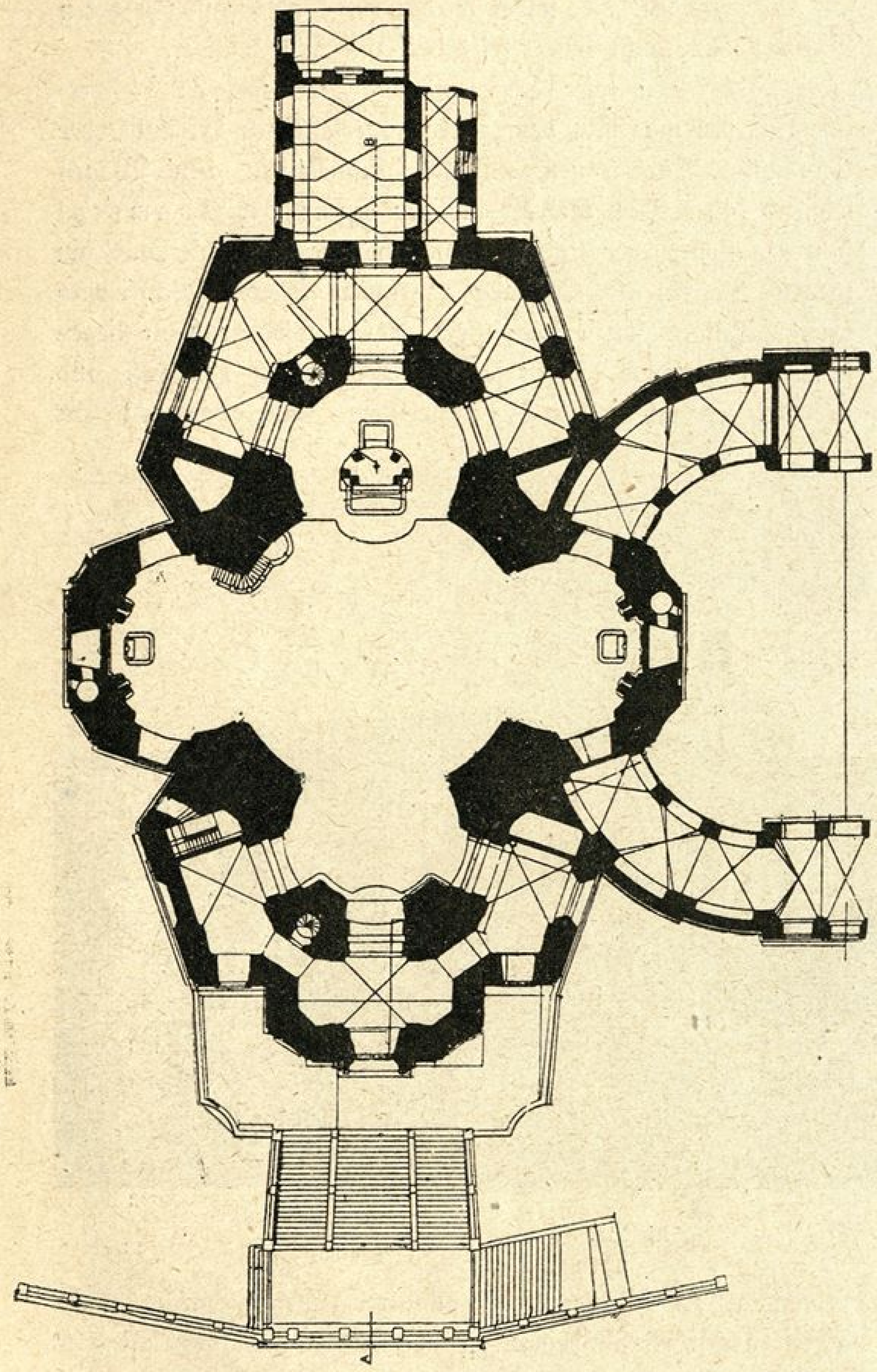
Doch wem vier Stunden des Marsches zu viel erscheinen, der mag sich dem eisernen verläßlichen Freunde, der Lokomotive, anvertrauen und sich bequem in den Wagen lehnend durch Dampfeskraft bis zur Station Adamstal führen lassen, jener Station, von welcher ihm linkerhand hin (gegen Westen) der Aufstieg zu einem anderen Wallfahrtsorte, Wranau, sich öffnet; doch diesen wird er heute liegen lassen, denn heute gilt es ja nach Kiritein zu kommen, und so wird er sich ostwärts wenden und ohne den Ort Adamstal zu berühren auf minderer Straße durch Waldgebiet gegen Babitz hinauf wandern, dann immer ostwärts weiterschreitend in einer Gesamtzeit von 1¾ St. Kiritein erschauen. — — —

Den möchten wir kennen, den beim Anblicke dieses stolz und erhaben dastehenden Baues das Herz nicht höher schlägt vor Freude und williger Anerkennung. Des Turmes hohes Gefüge spricht die Sprache des Himmels, der Kuppel eigenartig (wallachisch?) geformte Wölbung kündet stolze Kraft und Würde, efeuumsponnene Mauern unmittelbar neben der Kirche in den Gartenpartien raunen von Romantik, die nahen anstoßenden Terrassen, Ambiten, Kloster und Direktionsgebäude sprechen von einem gewissen Reichtum und Wohlstand, der prächtige Wald ringsumher singt das hohe Lied der Schönheit — während drinnen im Heiligtum das Muttergottesbild von Gnaden, Hulden und Erbarmung flüstert.

So rede denn, Kiritein, in dieser deiner vielfachen Sprache zu unserem Herzen, daß wir deine Worte verstehen und sie weitertragen und wieder anderen vermelden, damit es durch unsere Botschaft noch viele innewerden, wie schön du bist, o Kiritein!

Das Äußere der Kirche.

Wir müssen noch einige Augenblicke bei dem merkwürdigen Äußeren dieses Baues betrachtend verharren. Von



Entnommen den Mitteilungen der Zentralkommission, 1892, 162.

Kiritein, Grundriß der Kirche.
(Man beachte, daß der große weiße Mittelteil genau so aussieht wie ein Ordenskreuz.)

der breiten Stiegenterrasse haben wir schon Erwähnung getan, auch vom hohen Turme über dem Haupteingange. Aber das sieht man nicht auf jedem Kirchenturme, was man in Kiritein erschaut; da sehen wir in zwei Drittel Höhe des Turmes, fast schon dort wo die Uhr ihre gemessene Marschroute vollbringt, links und rechts auf starken Mauervorsprüngen sehr große Steingruppen, die irgend welche Heilige darzustellen haben. Fast macht es den Eindruck, als ob da droben steinerne Ziegeldecker am Turme ihre Reparaturen zu vollbringen hätten.

Ferner erstreckt sich, unmittelbar an die Kirche angebaut, gegen rechts hin eine ziemlich hohe, aber nicht übermäßig weite Ambiten-Anlage, die an ihrem äußersten Ende mit einem Halbturme abschließt, der in sich einen Altar der hl. Anna birgt.

Nach einem älteren Bilde, das uns der würdige Pfarrherr zeigte, sahen wir die Kiriteiner Kirche auch nach links hin mit einer symmetrischen Ambiten-Anlage geschmückt, von der allerdings heute keine Spur zu sehen ist; es wäre also dann ursprünglich der Grundriß der Kirche wie eine riesenhafte ovale Vase gedacht, die links und rechts je einen großen Henkel trüge. Heute besteht nur mehr der eine Henkel; wer weiß wer den andern weggeschlagen!

Das Innere der Kirche.

Es beliebt dieser sonderbaren Kirche mit dem fremden Beschauer ein wenig Verstecken zu spielen. Denn wenn man sich durch sorgfältiges Betrachten der Außenseite vollkommen überzeugt hat, daß diese Kirche eine ganz ausgeprägt scharfe Kreuzesform besitze, und zwar mit so scharfen Konturen, wie man sie sonst selten sieht — blickt man sich, ins Innere eingetreten voller Verwunderung um und sagt: Ja, diese Kirche hat ja doch gar keine Kreuzesform — und obendrein: die Kirche ist ja gewachsen, während wir eintraten!

Man hat da eine höchst einfache und doch verblüffend wirksame Schwarzkünstelei bei dieser Kirche angewendet. Wir wissen nicht, ob uns der Leser genügend verstehen wird. Man hat nämlich die vier Zwickel zwischen den Kreuzesbalken mit Zwischengebäuden ausgefüllt, die aber im Vergleiche zu der hohen Kreuzesform so niedrig sind, daß man sie beim Gesamtüberblick von außen gar nicht beachtet. Und doch stehen diese vier Teile oder Zwickel innerlich in einer sehr organisierten Verbindung mit den Kreuzesbalken, so daß sie, alles in allem betrachtet, von innen den Anschein eines mächtig großen Ovales bieten, das nicht weniger als 50 m innere Länge und 30 m Breite besitzt, so daß leicht 6000 Personen darin Platz finden können; nehmen wir die geräumigen Orgelgalerien und Emporen dazu, so faßt diese Kirche ohne Schwierigkeit 7000 Personen, rangiert also sicherlich unter den sehr großen Wallfahrtskirchen an ehrenwerter Stelle.

Noch besser werden wir die bauliche Gestaltung dieser ganz merkwürdigen Kirche begreifen, wenn wir mit Aufmerksamkeit uns folgendes sagen lassen: In dem riesenhaften Oval, von dem wir soeben gesprochen haben, liegt eingeschlossen ringförmig ein zweites, kleineres Oval, das allerdings nur mit acht ungeheuer starken Pfeilern markiert ist. Die vier mittleren Pfeiler sind die Tragstützen der Mittelkuppel; zwischen den zwei vorderen enger aneinandergerückten Pfeilern befindet sich Hochaltar und Gnadenbild, zwischen den zwei rückwärtigen Pfeilern dementsprechend das Musikchor. Steht man genau in der Mitte der Kirche unter der hohen Kuppel, so hat man vor sich den Hochaltar, rechts und links zwei weitgedehnte Seitenkapellen, deren Altäre einander vis-a-vis stehen und wie oben gesagt wurde, fast

30 m voneinander entfernt sind, hinter sich das Musikchor. Die Pfeileranlage wird von einer halbkreisförmigen Galerie umschlossen, und zwar sowohl die Pfeileranlage des Hochaltares als jene der Orgel.

Hochaltar und Gnadenbild.

Unbestritten das Schönste in der ganzen Kirche ist die ganz gewaltig hohe Vorderwand der Kirche mit ihrem Hochaltare. Wir haben schon anfangs erwähnt, daß sich hoch droben ein ovales Fenster befindet, aus dem in blendend schönen Farben ein Bild Mariens herniederleuchtet. Dieses Fenster ist hoch und rot genug, um durch seinen Lichtschein den Gesamtanblick des Hochaltares nicht zu stören.

Der Altar selber ist eine Garnitur von sechs gerippten Stuckatursäulen, die von der Nähe betrachtet lichtgrau, von größerer Entfernung aber fast schneeweiß erscheinen. Mitten in dieser Ehrenwache aus Marmorsäulen thront das Gnadenbild von Kiritein: eine 2 m hohe, also überlebensgroße Marienstatue; sie ist aus einer Steingattung gemeißelt, die in der Nähe von Kiritein nicht zu finden ist; blendender Strahlen reichster Goldesglanz umfließt die Hohe, Schöne; ein sternenbesäeter blauer Mantel verhüllt zum großen Teile das gelbliche Untergewand, während das Gotteskindlein sich uns in roten Gewanden zum Ansehen bietet.

Die Gnadenstatue der Gottesmutter in Kiritein zeichnet sich durch außergewöhnliche Schönheit aus, so daß ein Kenner marianischer Kunstwerke in Bild und Stein aus dem XVII. Jahrhundert über dieses Bild geschrieben: „Mag der Bildhauer, der diese Statue verfertigt, wer immer gewesen sein, er war ein großer Künstler; denn dieses Bild der Gottesgebärerin zählt in seiner Erhabenheit, Schönheit und jungfräulichen Lieblichkeit zu den schönsten und wunderbarsten Gebilden Mariens." Und der dies geschrieben hat Recht.

Feindeshand hat der Statue Gewalt und Schmach angetan, und hat ihr Kopf, Hände und Füße abgeschlagen; aber die Liebe der treuen Marienkinder hat alles wieder ersetzt, nicht mehr aus Stein, sondern aus Holz. Und gerade dadurch hat nun die Kiriteiner Statue ihre besondere Merkwürdigkeit: sie ist aus zweierlei Material: aus Stein und Holz.

Sonstiges in der Kirche.

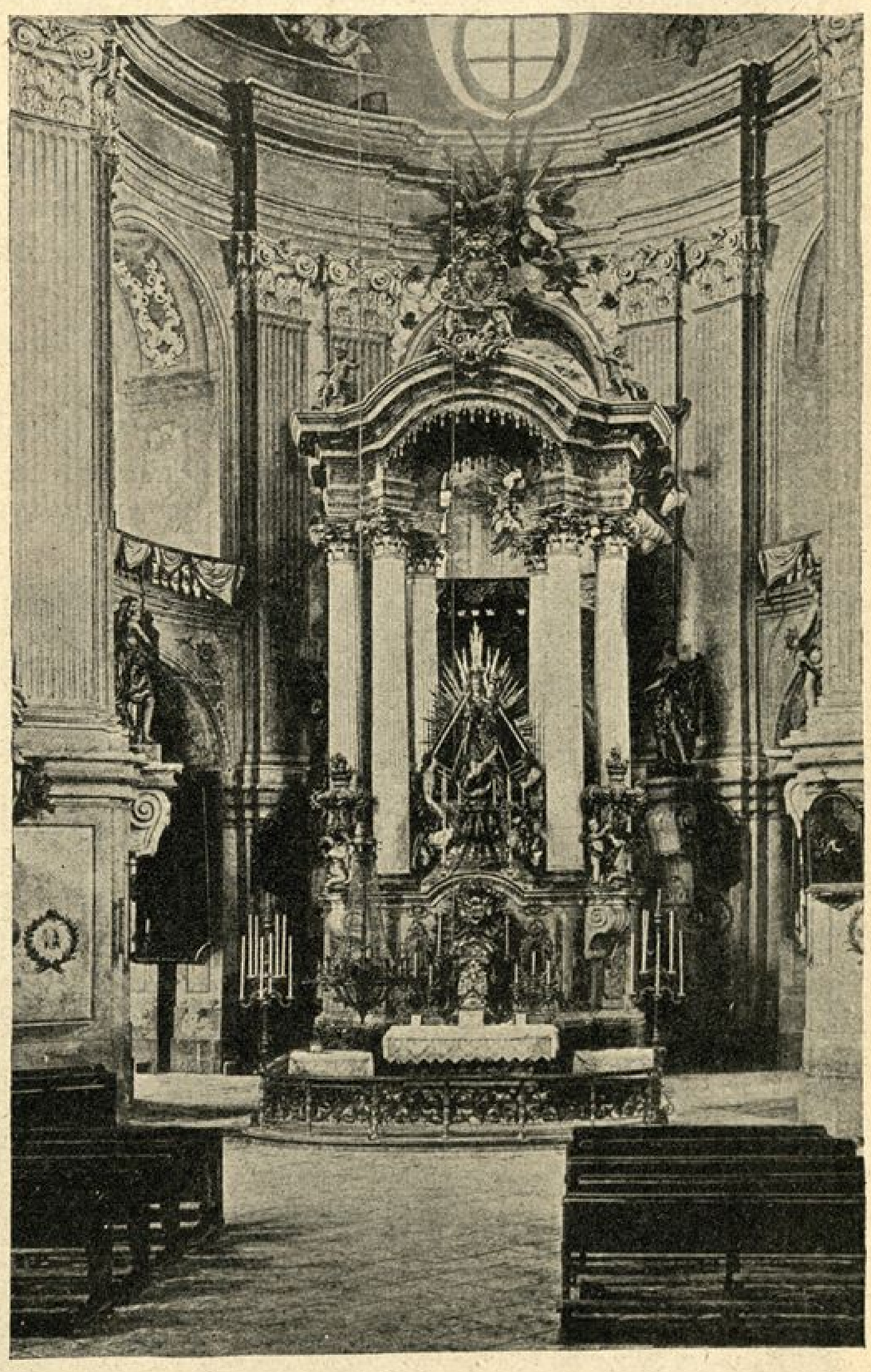
Wir stellen mit großer Freude fest, daß man der Wohnung Gottes im Altare (dem Tabernakel) hier jegliche Sorgfalt angedeihen ließ, denn prächtig strahlt er in frischestem Golde und reiche Silberzier läßt des Goldes Blinken noch um so kräftiger hervortreten.

Nun sehen wir uns um. Ein eisernes Speisegitter hat unser Wohlgefallen in hohem Grade errungen; ebenso die Kanzel mit ihrer kühnen Engelsgruppe am Schalldeckel.

Doch daß wir auch von der Bauart reden: das ganze scheint uns eine Art italienischer Renaissance zu sein und erinnert ein wenig an den Prachtbau am Weizberge in Steiermark. Die Decken des ganzen Tempels sind mit reicher Malerei im Barockstile ausgemalt.

Sie bilden ein Meisterwerk des Malers Etgens. Die den ornamentalen Teilen eingefügten Aufschriften erklären, was die Gemälde darstellen. Das Fresko der mittleren Hauptkuppel stellt dar die glorreiche Gemeinschaft Mariens mit der Allerheiligsten Dreifaltigkeit und den Heiligen. Die Fresken der vier Nebenkuppeln stellen in meisterhaften Allegorien die heilige Maria dar als die Mutter der schönen Liebe — der Furcht — der Erkenntnis — der heiligen Hoffnung.

Sämtliche Wände wirken harmonisch in ihrer erhabenen Einfachheit und lassen umso wirkungsvoller den Haupt-



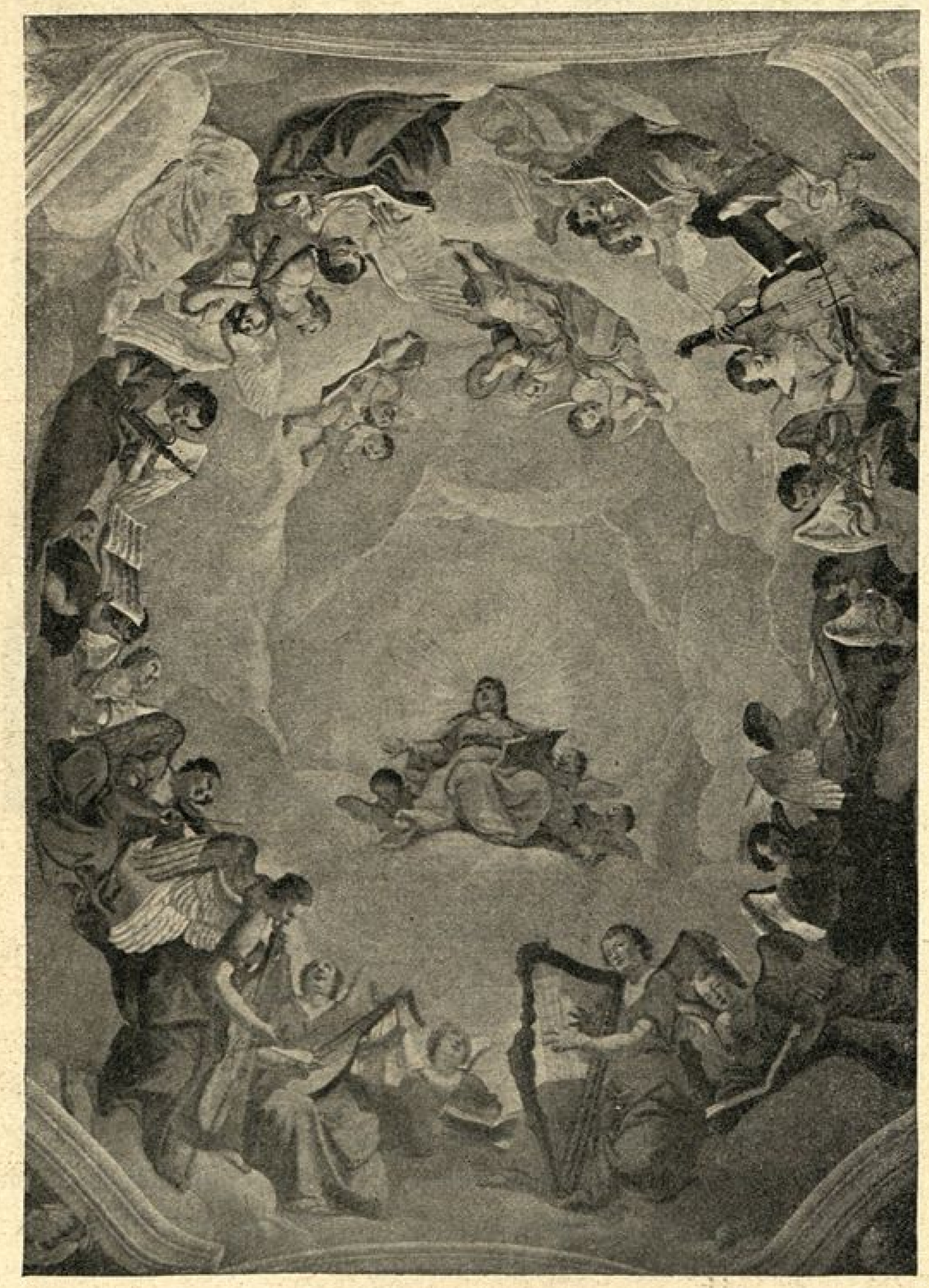
Kiritein, der Hochaltar.

altar als den Gnadenthron Mariens und die großartigen Fresken als den Lobgesang der Gnadenfülle Mariens hervortreten. Diese Behandlung der Wandflächen verrät ebenfalls die Meisterhand in der Baukunst und Dekoration. Nicht die Überladenheit des Barocks, nicht das Unersättliche des Schnörkels und der Zier, sondern der erhabene Gedanke unserer heiligen Religion soll hier alles andere beherrschen und übertönen: die Himmelskönigin in ihrer Glorie, in der Macht ihrer Fürsprache als Mutter der göttlichen Liebe, als Hilfe der Christen, als Sitz der Weisheit, als Trösterin der Betrübten. Alles Irdische verschwindet in Anbetracht der Himmelspracht wie unnützer Schnörkel! Mächtige, marmorierte

korinthische Pfeiler rings an den Wänden tragen das herrliche, reichgegliederte und schön marmorierte obere Gesimse und lassen enge Streifen der gefärbelten Wand frei, an denen, wie in Nischen, Cherubinen — stehend auf dem unteren, kleinen Gesimse — die Embleme der lauretanischen Litanei tragen.

Die Kirche hat nur ganz wenige Bänke; dies im Verein mit dem sehr schönen Pflaster trägt dazu bei, den Eindruck der Erhabenheit zu vermehren.

Und nun noch am Ende unserer Beschreibung etwas Allerliebstes: Wir schauen zur hohen Orgel empor. Ihre gewaltigen schön geordneten Pfeifen haben sich in zwei Partien getrennt und lassen in der Mitte einen großen, weiten Bogen frei. Durch den Bogen hindurchblickend erschauen wir an der Turmkuppel ein sinnreiches Gemälde (von Etgens): Thront da die allerseligste Jungfrau Maria in Wolken und dirigiert, in ein von Engeln gehaltenes Notenbuch blickend, den himmlischen Chor. Rings um sie schweben zahlreiche Engelsfiguren, offenbar eifrigst beflissen zu singen und zu musizieren im Sinne, nach der Leitung und Meinung der hohen himmlischen Kapellmeisterin — wie passend, wie würdig und schön solch eine Darstellung über dem Chore der irdischen Musiker, die sich da zusammenfinden, um Gotteslob in Gesang und Instrumentenschall zu kündigen!



Phot. Pompeius, Brünn.

Kiritein. Turmbild hinter dem Musikchor, gemalt von Etgens.

Maria, die himmlische Chordirigentin,
umgeben von 24 musizierenden Engeln.

Maria am Chore zu Kiritein,
Willst himmlischen Sanges Meisterin sein,
Du schwingest den Taktstock, es singen laut
Die Engel mit Dir, der Gottesbraut.

Maria am Chore zu Kiritein,
O steige hernieder, sollst fürderhin sein
Die Meisterin auch für den irdischen Sang,
Damit er ertöne in himmlischem Klang.

Maria am Chore zu Kiritein
Wirst immer zur lieblichen Mahnung uns sein:
Zu singen mit Dir für ewiglich
Ein „Großer Gott, wir loben Dich!“

Leider sind die Wände des Gotteshauses seit der Konsekration der Kirche, seit dem 18. Jahrhundert, niemals renoviert worden! Leider wurden die Fresken, nachdem das Gut Kiritein samt Patronat im Jahre 1894 in den Besitz des regierenden Fürsten Liechtenstein übergegangen war, im Jahre 1900 mit dem Hammer bearbeitet und große Flächen herabgeschlagen, da wegen Vernachlässigung des Daches Wasser ins Gemäuer eingedrungen und im Jahre 1896 und 1899 an zwei Stellen der Mörtelanwurf von der Hochaltarkuppel herabgefallen war.

Wohl ist der jeweilige Patronatsherr laut Kaufvertrages vom Jahre 1833 verpflichtet, sämtliche Patronatsgebäude auf eigene Kosten zu erhalten. Wohl bindet sich der regierende Fürst Liechtenstein in höchsteigener „Erklärung“ vom Jahre 1897 durch die Verpflichtungen der Fundationsurkunde dto. 5. Juni 1690 und des eben erwähnten Kaufvertrages dto. 7. März 1833: Das Wort des Fürsten, sein erhabener Kunstsinn, lassen das Schönste und Beste erwarten! Öffentliche Sammlungen wären ja eine Beleidigung des Fürsten und die Fortsetzung der privaten Sammlungen, welche bisnun den Betrag von 12.000 Kronen ergeben haben, kann nur wenig mehr hereinbringen.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Den Ursprung des Gnadenbildes verhüllen undurchdringliche Schleier; eine weitverbreitete Sage erzählt: Ein Blitz vom Himmel habe die Gnadenstatue aus fernen Gegenden in ein kleines Buchenwäldchen unweit von Kiritein getragen, wo man heute noch den Ort zeigt, an welchem sie nach einem Gewitter in einem Baume gefunden worden. Heute steht an der Stelle des mit der Zeit abgestorbenen Baumes eine Säule mit dem Bilde der Gottesmutter; das Gnadenbild selbst wurde in der Pfarrkirche auf einem Seitenaltare zur Verehrung aufgestellt. Freilich war damals die Pfarrkirche nicht das stattliche Gotteshaus von heute, sondern ein gar armselig Kirchlein mit anschließendem Prämonstratenserkloster, wie alte Urkunden aus dem Jahre 1320 melden. Vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1607 fehlt jegliche Kunde über den Gnadenort und es läßt sich annehmen, daß die Hussitenkriege auch dieses liebliche Örtchen nicht unverschont gelassen; erst im Jahre 1607 finden sich wieder Spuren des erwachenden Lebens. Nun waren es drei Jesuitenpatres von Brünn, die in den

Wallfahrtszeiten aushilfsweise bis in die Nacht den Wallfahrern zu Diensten standen und bis zu Anfang des Dreißigjährigen Krieges eine segensreiche Tätigkeit entwickelten.

In den schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges erlahmte das Leben am Gnadenorte, der Zuzug der Wallfahrer erlosch und in den Jahren 1630 bis 1634 war es bereits soweit gekommen, daß Kiritein nicht einmal mehr einen Pfarrer hatte.

Doch das Vertrauen der Kiriteiner Wallfahrer zur milden Helferin in des Lebens Nöten war noch nicht gestorben, das bewies deutlich das Jahr 1648.

Im September dieses Jahres brach in Brünn die Pest aus, die sich weit ins Land hin verbreitend bis zur Hälfte des Jänner 1649 wütete. Da sammelten sich die Scharen der Gläubigen zu einem Wallfahrtszuge nach Maria-Zell, auf welchem Wege sie zuerst die Mutter in Kiritein aufsuchten, um ihre Hilfe und Fürsprache zu erflehen.

Die Pest wich und im Jahre 1651 wurde die wundertätige Muttergottesstatue vom Seitenaltare, wo sie nahezu an 400 Jahre gestanden, auf den Hochaltar übertragen.

Im Jahre 1671 bezogen wieder Mönche das verlassene Kloster und brachten neues Leben mit sich.

Das Jahr 1690 eröffnete dem alten Kirchlein eine hoffnungsfrohe Zukunft.

Eine reiche Wohltäterin opferte einen Teil ihres Vermögens zum Baue einer neuen Kirche, der sich aber sosehr verzögerte, daß im Jahre 1728 der Grundstein gelegt und erst im Jahre 1771 das vollendete Gotteshaus konsekriert werden konnte.

Nun stand der Gnadenort wieder in vollster Blüte, bis im Jahre 1844 zur Zeit, da Tausende von Pilgern dort weilten, ein großer Brand das Kloster und einen Teil der Kirche verheerte.

Aber auch hier ward dieses Unglück der Grund schöneren Erstehens: Ein hochherziger Gönner und dessen drei Töchter nahmen sich des verwüsteten Heiligtums an und infolge ihres großen Opfersinnes erstand dieses bald schöner denn je zu neuem Glanze und jährlich wallen nun an viele tausende Pilger aus allen Teilen Mährens, Böhmens und Ungarns nach dem lieblichen Gnadenorte, um dort der Mutter der schönen Liebe ihre Huldigung zu Füßen zu legen und sich bei ihr Trost und Hilfe in allen Trübsalen des Lebens zu holen, den sie, die hohe Gnadenspenderin, dort in unermeßlicher Fülle ihren Verehrern austeilt.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1920 600jähriges Jubiläum der ersten sicheren Kunde.

1928 200jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der Kirche.

Ständige Priester: 2 Weltpriester (in den Konkurszeiten 5 bis 7 Aushelfer).

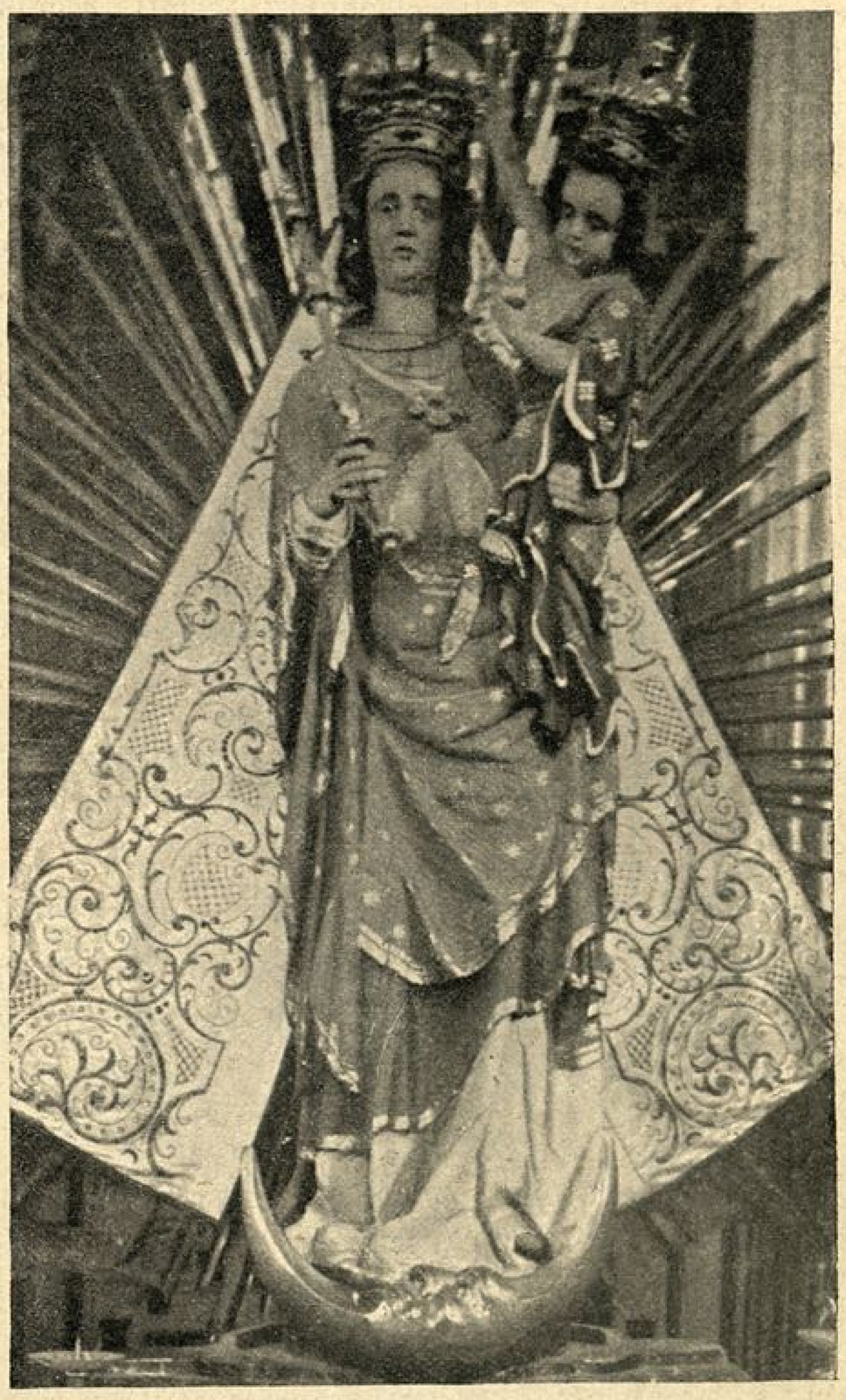
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 50.

Kommunikanten jährlich: 8000.

Besucher jährlich: 80.000. (Hievon auch ein namhafter Teil Touristen.)

Geschlossene Prozessionen jährlich: 200.

Hauptfest: Mariä Namen als Patrozinium. Ferner Pfingsten, Christi Himmelfahrt und Mariä Heimsuchung.



Kiritein, das Gnadenbild.

Ständige Devotionalienhändler: angeblich 10. Wir selber fanden keinen.

Gasthäuser: 5.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist gleichmäßig anhaltend.

Nationalität der Wallfahrer ist zu 99% tschechisch, die der Touristen großenteils deutsch. Bezeichnend ist jedenfalls, daß man in den Kaufläden gleich viel deutsche wie tschechische Ansichtskarten aufliegen findet.

Zufahrten.

Brünn—Adamstal. ½ St. K —.60. Dann 1½ St. zu Fuß ostwärts (Wien—Brünn Schnellzug 2½ St. K 7.—).

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Kiritein—Wranau. 3 Gehstunden nach West.

Kiritein—Turas. Über Brünn. Von dort 1½ St. südöstlich; auch Bahnverbindung.

Kiritein—Sloup. 4 Gehstunden nach Nord.

Kiritein—Jaromeřitz (bei Gewitsch) Bahn Adamstal—Skalitz (umsteigen)—Jaromeřitz. 3 St. K 1.90.

Literatur.

Tiehan, Maria Kiřitinska, Litomyšl, 1738, 8°.

Kiriteiner Wallfahrt, Brünn, 1669, 8°.

Mitt. d. Zent.-Kom. 1892, 162.

Kurze Erwägung.

Wenn Gott der Herr dem Mährerlande einen herrlichen grünenden Prunkmantel gegeben hat, den die Landesbewohner in freudigem Stolze „Mährische Schweiz" benennen, so hat ihrerseits die allerseligste Jungfrau Maria diesem Waldesmantel ihre zierenden Edelsteine angeheftet, die drei lieblichen Gnadenstätten Kiritein, Wranau und Sloup. Unter diesen dreien nimmt unser Kiritein wohl den ersten Rang ein, nicht gerade durch die Kommunikantenanzahl, betreffs derer ihm Sloup voransteht, sondern betreffs der herrlichen Gegend und des wahrhaft majestätischen Gotteshauses. Wir freuen uns herzlich darob, daß auf diese Art in der Mährischen Schweiz nicht nur dem Auge natürlicher Hochgenuß, sondern dem Herzen die Wonne der nahe gefühlten Gottesgnade verliehen ward. Es wird niemand gereuen, dieses köstliche Ehrenplätzchen Unserer Lieben Frau aufgesucht und dort sein Anliegen vor dem Throne der Gebenedeiten niedergelegt zu haben.

Gebet.

O Mutter vom Himmel, wir danken Dir, daß Du zu uns gekommen, daß Du uns Stätten gegeben, wo Du im lieblichen Bilde uns naheſt, wo wir andachtsvoller als sonst Dein stilles, sanftes Wirken empfinden, wo wir mit glühenderem Vertrauen unsere kleinen und großen Leiden vor Dir hinbreiten, vor Dir der Helferin, der Trösterin, der mächtigen Mutter des Herrn. So laß uns denn für immer mit Dir verbunden sein, gib, daß wir durch Treue und Ergebenheit Dir dienen alle Tage unseres kurzen Lebens. Und führe uns so, daß wir einst den großen, erhabenen Wallfahrtsort des Himmels betreten und dort unsäglich Schöneres erschauen, als selbst die schönsten, lieblichsten Gefilde der Erde zu bieten imstande sind, daß wir von Dir geführt die Zaubergrüße des vor uns sich öffnenden Paradieses empfangen und ewig, ja ewig dann weilen dürfen im heiligen, herrlichen Gotteslande! Dies wolle uns geben Mutter, Fürstin, Herrin der Welt! Amen.

Pöllauberg.

Oststeiermark.

8000 Kommunikanten.

Es blicket stolz von Berges Zinne
Die prächtige Kirche weit ins Tal
Und steigst du hinauf, so wirst du inne,
Daß Gnaden warten ohne Zahl
Auf dich, wenn du mit kindlichem Sinn
Verehrend das Bild der Königin,
Das Herz eröffnest der Mutter dein —
Dann wird sie dir Stern und Stütze sein.

Örtliche Lage.

Weitab von den hochgehenden Wogen des nimmerrastenden Menschengetriebes der Großstädte liegt, gleichsam in einer Bergwiege eingebettet, der steirische Marktflecken Pöllau. Nordöstlich von diesem Flecken erhebt sich der Pöllauberg, dessen Gipfel eine ansehnliche Kirche trägt, — unsere Wallfahrtskirche. Man braucht wohl eine Stunde, bevor man die nicht unbedeutende Höhe gewonnen hat; denn da der Markt Pöllau 432 m, der Pöllauberg 752 m Seehöhe aufweist, gilt es nicht weniger als 320 m Steigung zu überwinden.

Doch bevor wir den Anstieg beginnen, müssen wir eben zuerst in Pöllau selber sein. Wie aber kommt man dorthin?

Wir können da wohl von der langweiligen, zeitraubenden Stellwagenverbindung absehen, die von der Südbahnstation Krieglach aus über Ratten, Birkfeld nach Pöllau führt.

Die einfachste Verbindung bleibt wohl die über Hartberg. Hartberg aber ist eine Station der Eisenbahn, die von Wien über Aspang und Wechsel südlich nach Graz führt. Von Hartberg ist Pöllau auf guter Straße in etwa 3 St. zu erreichen. Pilger, denen eine dreistündige Fußtour zuviel ist, können dieselbe Strecke auch mittels Postwagen zweimal im Tag 2¼ St., K 1.80, zurücklegen.

Wer nicht nach Ort Pöllau, sondern direkt auf den Pöllauberg hinauf will, wählt anstatt der Straße den gut markierten (rot) Fußweg, der über St. Anna in etwa 3 St. ans Ziel bringt.

Die Gnadenkirche.

Hat man die letzte Steigung zur Kirche empor glücklich überwunden, so steht man mit einer gewissen Befriedigung stille, um die herrliche gotische Front dieses Gotteshauses zu betrachten. Besonders ist es das Portal, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, in dessen Spitzbogen wir ein anmutiges Bild der segenspendenden Gottesmutter begrüßen. Es erinnert ein wenig an das Portal der Mariazeller Gnadenkirche. Links und rechts vom Portal hohe Strebepfeiler und zwischen ihnen weiter oben drei schön gearbeitete Blindfenster nebeneinander. Alles reich und zierlich und geschmackvoll.

Der Turm, der über dem Portale in der Mitte sich erhebt, ist wohl als ein mißratener Sohn zu bezeichnen, da er ganz abweichend von der gotischen Stilart seiner Mutter, der Kirche, seine etwas zwerghafte Gestalt in Renaissanceformen darbietet. Offenbar ein späterer Zubau oder Umbau.

Im übrigen zeigt die Kirche von außen die bekannten, schönen gotischen Formen und sieht recht stattlich aus.

Wir betreten die Kirche von einem Seiteneingange, der über eine nette gedeckte Stiegenanlage emporführt und sind im ersten Augenblicke ein wenig überrascht; denn wahrhaftig, wir hätten die Kirche nach ihrem Äußern für größer gehalten, als sie sich nun von innen tatsächlich erweist. Sie hat etwa für 2000 Personen Fassungsraum; bei unserem Aufstiege hätten wir sie auf allermindestens 3000 eingeschätzt.

Doch wie dem auch sei, jedenfalls trägt sie auch in ihrem Innern ganz ausgeprägt gotische Stilart. Da stehen nacheinander die hochaufstrebenden Pfeiler; aber

wie sie nur angeordnet sind! Die Kirche ist eigentlich zweischiffig, denn drei in der Mitte hintereinander stehende Pfeiler trennen den Innenraum in zwei vollkommen gleiche Hälften. Aber leider ist man gegen das Presbyterium hin von dieser Zweischiffigkeit abgekommen und hat links und rechts vor dem Hochaltar noch je zwei hintereinanderstehende Pfeiler hingepflanzt. Die Folge davon ist, daß der Hochaltar eigentlich durch drei Pfeiler (die vorderste Mittelsäule und die beiden vorderen der erwähnten Seitensäulen) so ziemlich verdeckt ist. Eine unglückliche Idee!

Dieser versteckte Hochaltar ist ein mächtiges, freilich schon etwas gealtertes Stück, das die gewöhnliche Säulen- und Statuenverzierung hat und in der Mitte seines Aufbaues die Gnadenstatue birgt. Diese ist eine aus Holz geschnitzte, lebensgroße Statue der Muttergottes, die ihr göttliches Kindlein auf dem linken Arme trägt. Die Statue ist mit Prunkgewändern aus gewebten Stoffen geziert.

Wir gehen längs des schönen Marmorgitters, das rings um den Hochaltar läuft, um diesen herum, bewundern mit aufrichtigem Wohlgefallen die gelungenen gotischen Wandverzierungen (eine hübsche Anlage von Blenden mit Steinsitzen), die rings um das Presbyterium zu sehen sind, und finden hinter dem Hochaltar, und zwar gleichsam Rücken an Rücken mit ihm, noch einen zweiten Altar mit Tabernakel und eine nicht üble, holzgeschnitzte große Marienstatue. Wir wissen nicht, wozu dieser Altar, dieser Tabernakel, diese Statue.

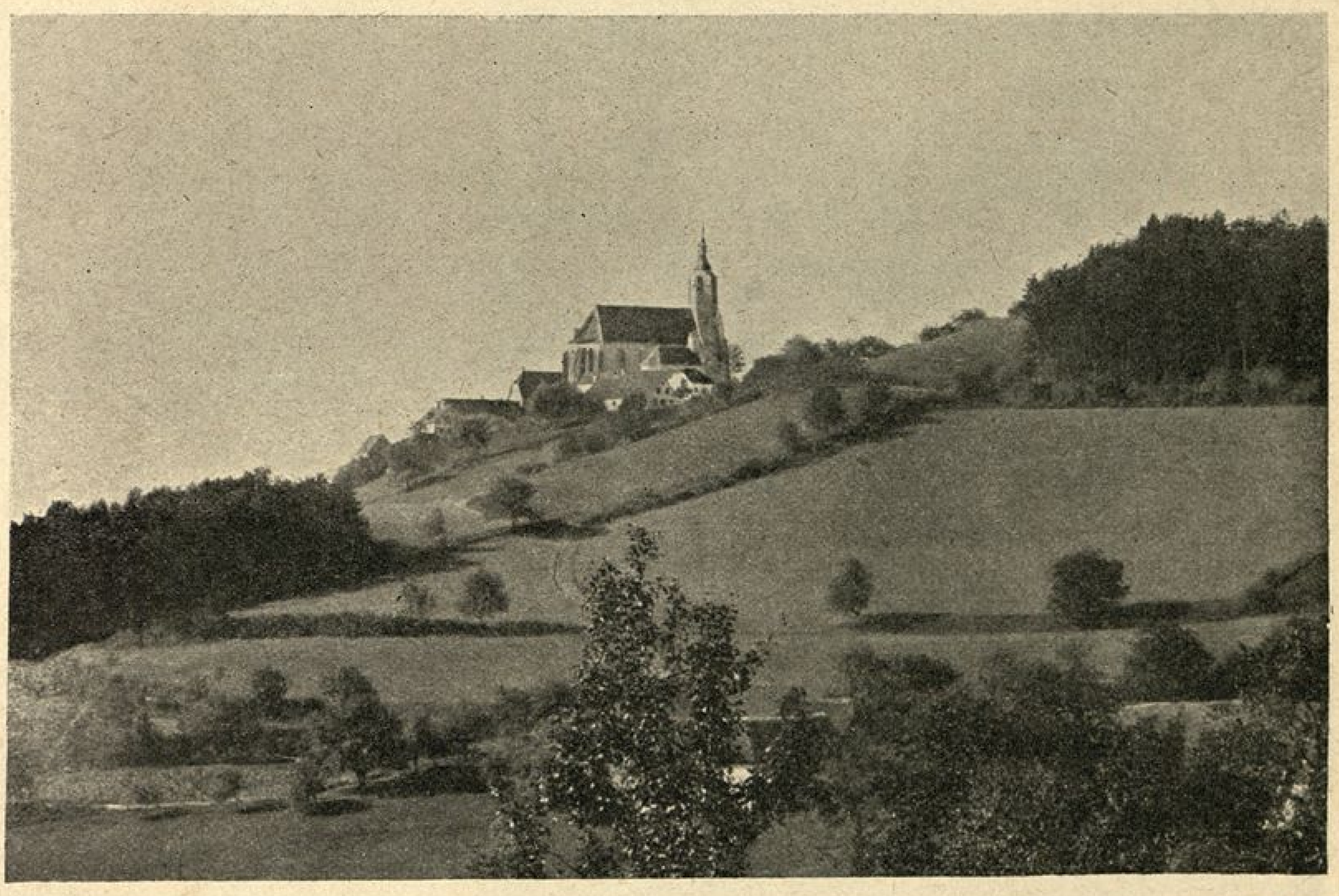
Vor dem ersten Mittelpfeiler, der den Altar verdeckt, ist eine ganz in Gold erstrahlende überlebensgroße Marienstatue zu erschauen, die die Inschrift trägt: „Ganz schön bist du und kein Makel ist an dir!“ Wir gestehen aufrichtig, daß uns diese liebliche Statue ein regeres Interesse abgewonnen hat, als die Gnadenstatue selber und daß sie jedenfalls ein stark hervortretendes Schaustück in dieser Kirche bildet.

Wir schauen zu den bloß an der Südseite befindlichen großen gotischen Spitzfenstern empor; sie sind durchwegs ohne Malerei, daher die Kirche so licht und hell. Die Wände und das Deckengewölbe der Kirche sind mit weißer Kalktünche überzogen, doch sind alle hervortretenden Gewölberippen in schmutziggelber Farbe gestrichen.

Der Gesamteindruck, den die Kirche macht, ist jedenfalls ein günstiger.

Dem rückwärtigen Haupteingange zuschreitend, sehen wir an der Brüstung des Musikchores in weißem Gipsguß sechs überlebensgroße Gestalten von Männern, die jeder eine Tafel mit einer Inschrift vor sich halten; es sind die vier Evangelisten und dabei zwei alttestamentliche Propheten. Über diesen in Relief ausgeführten, liegenden Gestalten sieht man noch etliche Ölgemälde an derselben Brüstung. Das Ganze ist sehr ansprechend.

Unter dem Musikchore führt eine dreifache Stiege zum Haupteingange hinunter. Diese Stiegen sowohl als die höchst massiven Pfeiler, die dem darüber gebauten Turme als Fundament dienen, sind in ihrer ganzen Anlage als recht gelungen zu bezeichnen und so eigenartig, daß wir fast sagen möchten, daß diese rückwärtige Vorhalle eine Sehenswürdigkeit dieses Gotteshauses bedeute.



Pöllauberg. Phot. Oberlehrer Hofer.

Nicht unerwähnt soll hier bleiben, daß ziemlich knapp vor dem Haupteingange schon im Freien unter der Hauptstiege sich eine eigentümliche Säule befindet, die uns als eine Betsäule aus dem Jahre 1673 bezeichnet wurde.

Ein Rundgang um die Kirche.

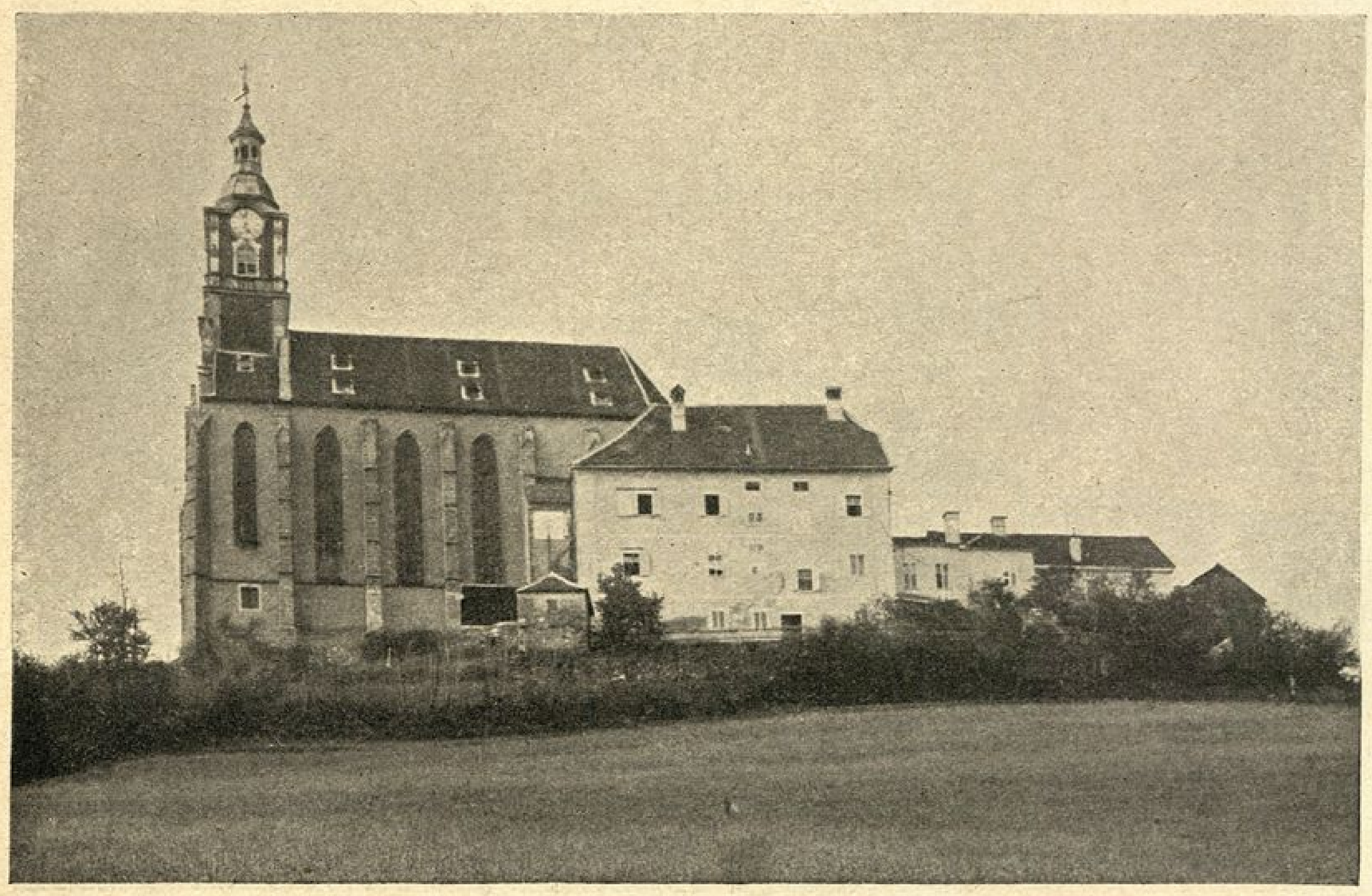
Wir stehen also vor der Kirche und blicken in die Berge hinaus. Tief unter uns liegt der Ort Pöllau mit seinem großen Stiftsgebäude; dieser Talblick ist wohl das anziehendste Schaustück der Rundsicht von diesem Bergesgipfel aus. Im übrigen türmen sich ganze Ketten von grünen Bergen, den Ausläufern der Kalkalpen vor uns auf und hemmen dadurch das Auge im weiterausschauenden Fernblicke.

Langsam um die Kirche schreitend, gelangen wir an deren Nordseite, wo eine freistehende ziemlich große Kapelle sich befindet, die Annakapelle, deren Inneres jedoch keinerlei Merkwürdigkeiten aufweist. Auch der Außenbau zeigt sich als ein ganz gewöhnlicher, turmgeschmückter Kapellenbau.

Weiter wandernd, kommen wir an einigen wenigen Häusern vorbei, die sich im Kreise rings um die Kirche lagern, dann zur Volksschule, endlich zum großen Gebäude des Pfarrhofes, der mittels einstöckigem Verbindungsgange mit der Kirche zusammenhängt. Gleich beim Pfarrhofe der schon erwähnte seitliche Stufenaufgang in die Kirche.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Da bei dem großen Brande, der im Jahre 1674 Turm und Kirchendach verwüstete, die Glocken zerschmolz und die „Mauern zertrieb", auch eine große eiserne Truhe mit historischen Dokumenten am Kirchenboden vernichtet wurde, so gibt es betreffs der Entstehungsgeschichte dieses Wallfahrtsortes nur ererbte Überlieferungen und alte Aussagen.



Pöllauberg, im Vordergrunde der Pfarrhof. Phot. Oberlehrer Hofer.

Wie eine Gedenktafel in der Kirche angibt, soll der Ursprung der Kirche und wohl zugleich des Wallfahrtsortes in das Jahr 1290 zu verlegen sein. Damals habe die wunderbare Heilung einer erblindeten Markgräfin aus Mähren die Veranlassung zum Bau der Kirche gegeben. Es ist kein Grund, diese Tradition anzuzweifeln, nur dürfte die damals erbaute Kirche mit der heutigen nicht identisch sein. Denn diese stammt ihrer Bauart nach aus einer etwas späteren Zeit.

Nach Karners Monographie soll die Witwe Heinrichs von Stubenberg die Gründerin der Kirche sein, da sie nämlich im Jahre 1339 ihr Gut Radaun bei Baden in Niederösterreich dem Pfarrer von Pöllau zur Erbauung der Kirche und der Kapelle Unserer Lieben Frau auf dem Pöllauberge übergab.

Einige Jahrzehnte nachher (vermutlich im Jahre der gänzlichen Vollendung der Kirche) hören wir, daß infolge einer Stiftung nunmehr ein eigener Kaplan dauernd am Pöllauberge wohne (1374).

1377 kommt uns urkundlich zum erstenmale der Name: „Unser-Frauenberg" entgegen, während wir im Jahre 1418 auf die Bezeichnung „Samstagberg" stoßen. Sind diese Namen ein sicherer Beweis für das Alter der Wallfahrt, so läßt uns der letztgenannte Name vermuten, daß sich die Bewohner der Umgebung gerade am Samstag (vielleicht in Prozessionen) bei der hochgelegenen Wallfahrtskirche einzufinden pflegten.

Die weitere Geschichte des Wallfahrtsortes scheint in großer Stille verlaufen zu sein: an so weltferne Winkel prallen die hochgehenden Wogen des Weltgetümmels nur seltener und schwächer.

1674 gab es, wie wir schon vernommen, auf dem Pöllauberge den großen Brand; bald hernach erstand in Propst Ortenhofen jener Mann, der aus dem geschichtlichen Nachlasse dieser Stätte durch sein eifriges Sammeln und Schreiben noch rettete, was eben noch zu retten war.

Im Jahre 1707 wurde die Bergkirche zu einer Pfarre erhoben, deren Grenzmarken ziemlich weitläufige sind. Diese Pfarre war bis in Kaiser Josefs Zeiten dem Chorherrenstifte Pöllau einverleibt. Dieses wurde aufgehoben. Heute residiert am Berge ein Weltpriester als Pfarrer; ab und zu auch ein zweiter als Helfer.

Gebetserhörungen.

Wir teilen in folgendem einen an uns gerichteten Privatbrief mit.

Das verlorne Augenlicht wieder erhalten.

Wohl sind es schon 17 Jahre her, daß sich folgendes zutrug, nämlich im Jahre 1882, aber eine Mutter kann solche Vorfälle nimmer vergessen und wenn 100 Jahre darüber hinweggingen.

Ich hatte damals erst ein einziges Kind, das wurde an einem Auge ganz blind. Wir brachten das kleine leidende Würmlein nacheinander zu vier Ärzten; alle vier sagten, das Auge sei unrettbar verloren. Wie schwer war solche Botschaft mir, der Mutter! Wie leicht schien es, daß nach Verlust des einen Auges auch das andere erkrankte und vielleicht gar doppelseitige, vollständige Blindheit einträte!

Da gedachte ich eines Morgens inniger als sonst der Allmacht Gottes: Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und mit allergrößtem Vertrauen kniete ich in meiner Schlafkammer hin und flehte zur Unbefleckten Empfängnis um Hilfe. Und zugleich gelobte ich eine Wallfahrt auf den Pöllauberg; doch war ich bereit, mich vollkommen in den heiligsten Willen Gottes zu ergeben. Und als ich vom Gebet aufstand, war mir wunderbar leicht ums Herz.

Und ich trat zur Wiege meines Kindes und o Seligkeit! das Kindlein guckte mit beiden Augen gar frisch und munter aus seinen Decken. Unbeschreiblich war meine Freude! Besonders das ergriff mich, daß diese unerwartete Hilfe so augenscheinlich von oben, nur von oben gekommen war!

Alles wunderte sich und als der Vater heimkehrte, sagte er: „Das ist ein Mirakel!“ Und niemand wußte, wie es geschehen war und ich selber verriet auch nichts, sonst hätten die Leute gesagt, ich möchte mich rühmen oder prahlen mit meinem Gebete. Nun aber fühle ich mich dennoch verpflichtet, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau auf dem Pöllauberge das Ereignis mitzuteilen und zu gestehen, wie es sich in der Tat zutrug.

Unterfeistritz bei Anger, 1899.

Antonia Kulmer.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1924 550jähriges Jubiläum der Vollendung der Kirche und der Kaplanei.

1939 600jähriges Jubiläum der Erbauung der Kirche.

1940 650jähriges Jubiläum der angeblichen Entstehung des Wallfahrtsortes.

1957 250jähriges Jubiläum der Erhebung zur Pfarre.

Ständige Priester: 2 Weltpriester.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 15.

Kommunikanten jährlich: 8000, dazu noch 2000 Pfarrangehörige.

Besucher jährlich: 20.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 20.

Hauptfest: Mariä Geburt.

Seelenanzahl der Pfarre: 1800. Um die Kirche nur wenige Häuser.

Ständige Devotionalienhändler: 1.

Gasthäuser: 3.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stabil.

Nationalität der Pilger: Deutsch und auch ungarisch.

Zufahrten.

Wien (Asp.-B.)— Hartberg (über den Wechsel), 4½ St., K 5.30.

Graz—Hartberg, 4—5 St., K 4.20. Postwagen Hartberg —Pöllau täglich zweimal, 2¼ St K 1.80.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Pöllauberg—Fieberbründl. Genau südlich in 4 Gehstunden. Blau markiert.

Pöllauberg—Heilbrunn. Gegen Westen hin in 6 Gehstunden erreichbar. Bis Birkfeld auch Stellwagen.

Pöllauberg—Weizberg. Südwestlich über Feistritz. Für Ortskundige in 6—7 Gehstunden zu erreichen. Sonst Umweg über Birkfeld (auch Stellwagen) oder über Fieberbründl zu empfehlen.

Literatur.

Graus Johann. St. Maria am Pöllauberge. Mitt. der Zent.-Kom. N. F. IV. 1878, 33—42.

Kindermann, Repert. S. 471.

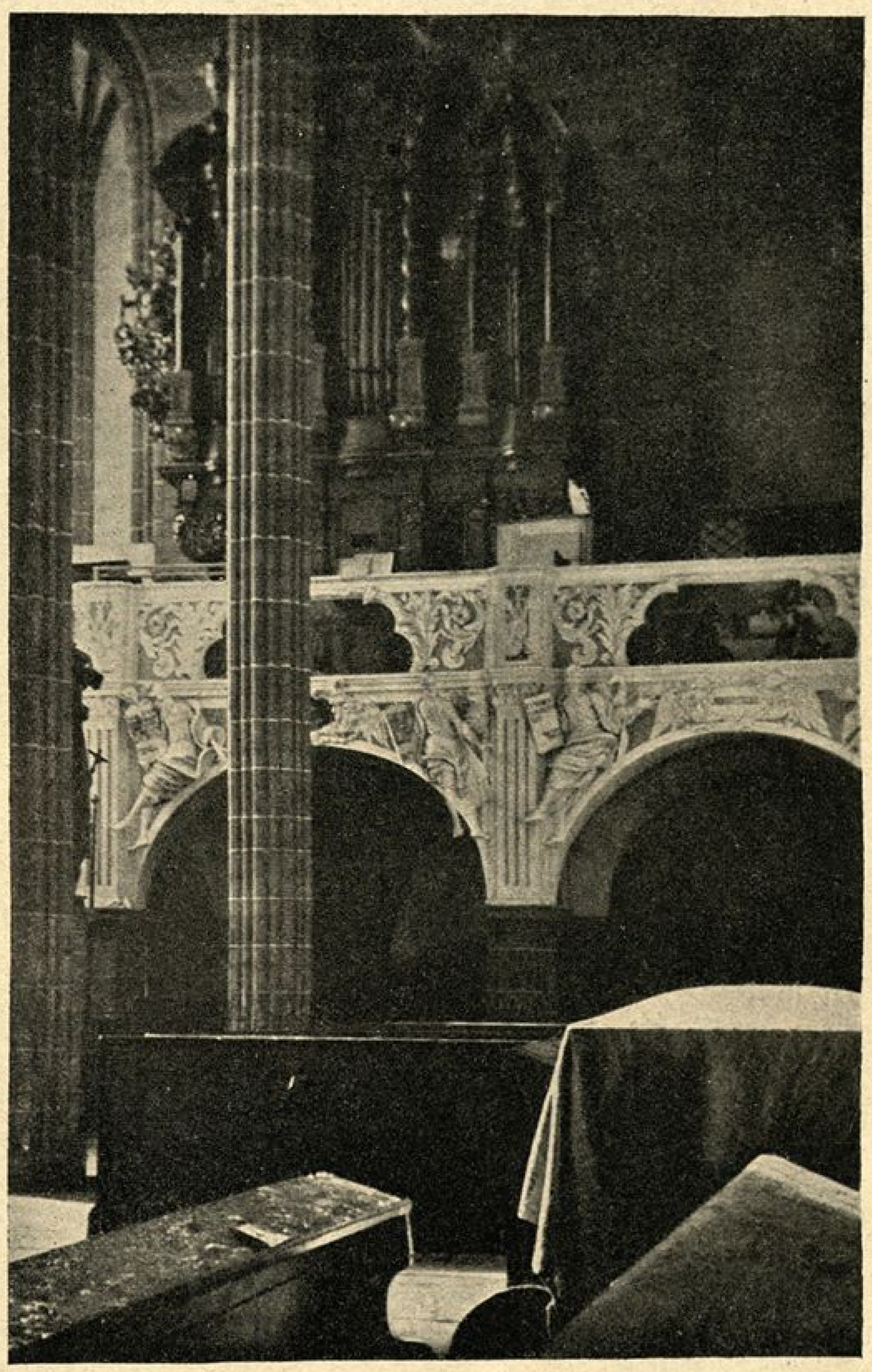
Austria-Kal. 1847, 109.

Mitt. d. Zentr.-Komm. J. II. (1857) 225. — 1877, XI. — 1892, 64. — 1891, 186. — 1896, 60. — 1897, 50.

Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. Kirche. Wien. II, 236.

Kurze Betrachtung.

Mehr als 600 Jahre sind an dem Gnadenorte vorbeigestrichen und was weiß man davon? Fast nichts! — Welche Gnadenkette aber war wohl nötig, daß diese Bergkirche durch eine solche Riesenzeit immer ihre Zugkraft auf die Herzen beibehielt! Aber all diese Gnaden sind scheinbar vergessen, sind gleichsam begraben in Gottes Allwissenheit und in den Herzen derer, die diese Gnaden erhalten haben. — Deutlicher als sonstwo mahnt uns hier der Herr, daß er seine Gnaden



Pöllauberg, Orgelgalerie. Phot. Oberlehrer Hofer.

nicht aufdränge, daß er sie nicht auskrame, nicht marktschreierisch anpreise. In der Stille wirkt er, im Verborgenen, in den geheimen Gemächern des Herzens!

Gebet.

O Herr, der Du an Gnaden und Güte unermeßlich reich bist, der Du Gnaden spendest ohne Zahl, wir bitten Dich, laß uns, die wir dankbar eine der Stätten Deiner Huld im Geiste beschauen, Deiner väterlichen Liebe und Deines göttlichen Erbarmens allzeit teilhaftig werden, damit wir, unfähig selber uns Ewiges, Unvergängliches zu erringen, durch Deine Güte den Himmel erlangen und im Jenseits einst Dich schauen, loben, preisen und verehren können. Amen.

Mariahilfberg in Gutenstein.

Niederösterreich.

7000 Kommunikanten.

Sag', o Pilger, wohnt die Mutter
Noch am Berg zu Gutenstein?
Darf man noch vertrauend hoffen
Auf der Gnade Sonnenschein?

„Höre! — Wenn Millionen zögen
Kummervoll nach Gutenstein,
Könnten durch der Mutter Segen
Die Millionen glücklich sein!"

Wenn man die Wallfahrtsorte nach ihrer Naturschönheit schätzen wollte, wenn romantische Felsenpartien, wenn herrlich bewaldete, tiefe Täler den Wert der Gnadenorte ausmachten, dann wäre der Mariahilfberg bei Gutenstein unter allen Wallfahrtsorten Niederösterreichs an erster Stelle zu nennen, ihm gebührte dann die Siegespalme, ihm der Ruhm, die Perle Niederösterreichs zu sein.

So soll denn diesem schönen Berge heute wohlgemut unser fröhlicher Besuch abgestattet werden. Wir vertrauen uns der starken, schnellen Eisenbahn an und lassen uns von ihr im raschen Fluge drei Stunden weit forttragen, dem Mariahilfberg entgegen. Die erste kleinere Hälfte der Fahrt bleiben wir an der bekannten Südbahnstrecke; in Leobersdorf beginnt die Flügelbahn, deren Endstation eben unser Gutenstein ist. Auf dieser Flügelbahn ist die erste halbe Stunde ein langweilig Fahren durch die ebenen, unfruchtbaren Ackerfelder des Steinfeldes. Dann beginnt sich die Bergwelt uns zu erschließen. Längs der Piesting geht es flußaufwärts fast bis zum Quellengebiete dieses Flusses. Linkerhand beherrscht die Hohe Wand das ganze Gebiet, rechterhand die Hohe Mandling. Vor uns zeigt sich ein dreifach gespitzter massiger Berg: auf den rückwärtigen Hängen der rechten Spitze ist unser Mariahilfberg zu suchen.

Aufstieg zum Mariahilfberge.

Die Eisenbahnfahrt ist vollendet, die Endstation erreicht, wir steigen aus und beginnen den Fußmarsch. 25 Minuten etwa dauert die Wanderung bis in den Markt Gutenstein; hiebei passieren wir eine ziemlich enge Felsenklamm, an der uns linkerhand ganz am Felsen ein schönes, ziemlich hohes Bild des Gekreuzigten auffällt. Neben dem Kreuze in der natürlichen Felsenhöhlung zwei Ruhebänke. Wir grüßen das Kreuz, das Zeichen des Heiles und erbitten uns Segen für unsere Bergfahrt.

Gleich hinter dem besagten Kreuze findet sich eine Brücke; wir überschreiten sie und sind so auf dem kürzesten Wege zu unserem Ziele. Wieder einige Minuten bringen uns an den Beginn der eigentlichen Bergstraße zum Mariahilfberg; doch ist damit vielleicht zuviel gesagt: es ist keine Straße, es ist nur ein sogenannter besserer Karrenweg.

Eine Tafel am Wege heißt uns die Abkürzung über den „Wurzelweg" zu machen, ein Fußsteig, der seinem Namen alle Ehre macht: man geht über zahllose Baumwurzeln wie über Stiegen empor.

Bald hat sich unser Pfad wieder mit der Straße vereinigt und ziemlich steil ansteigend geht es nun weiter bergan. Die Rückblicke in das wundervolle Tal mit der alten Schloßruine sind geradezu entzückend und regen ein Herz, das für derlei Schönheiten empfänglich ist, mächtig an; aber die einfachen Säulen am Wege, ihrer sieben an der Zahl, die uns die sieben Schmerzen Mariens darstellen, erinnern uns, daß wir über der Pracht der Natur diejenige nicht vergessen mögen, deren Ehre unser Wallen gilt: Maria unsere Mutter.

Endlich, nachdem wir seit dem Verlassen der Bahn etwa 3/4 Stunden zu Fuß zurückgelegt haben, sehen wir zunächst die Wände einiger Häuser durch die Bäume schimmern, dann rechts den Turm einer Kirche: es ist die Gnadenkirche am Mariahilfberg, die sich uns in kürzester Frist darauf mit ihrer ganzen herrlichen Front zum fröhlichen Anblicke darbietet.



Gutenstein, Gnadenkirche und Servitenkloster.

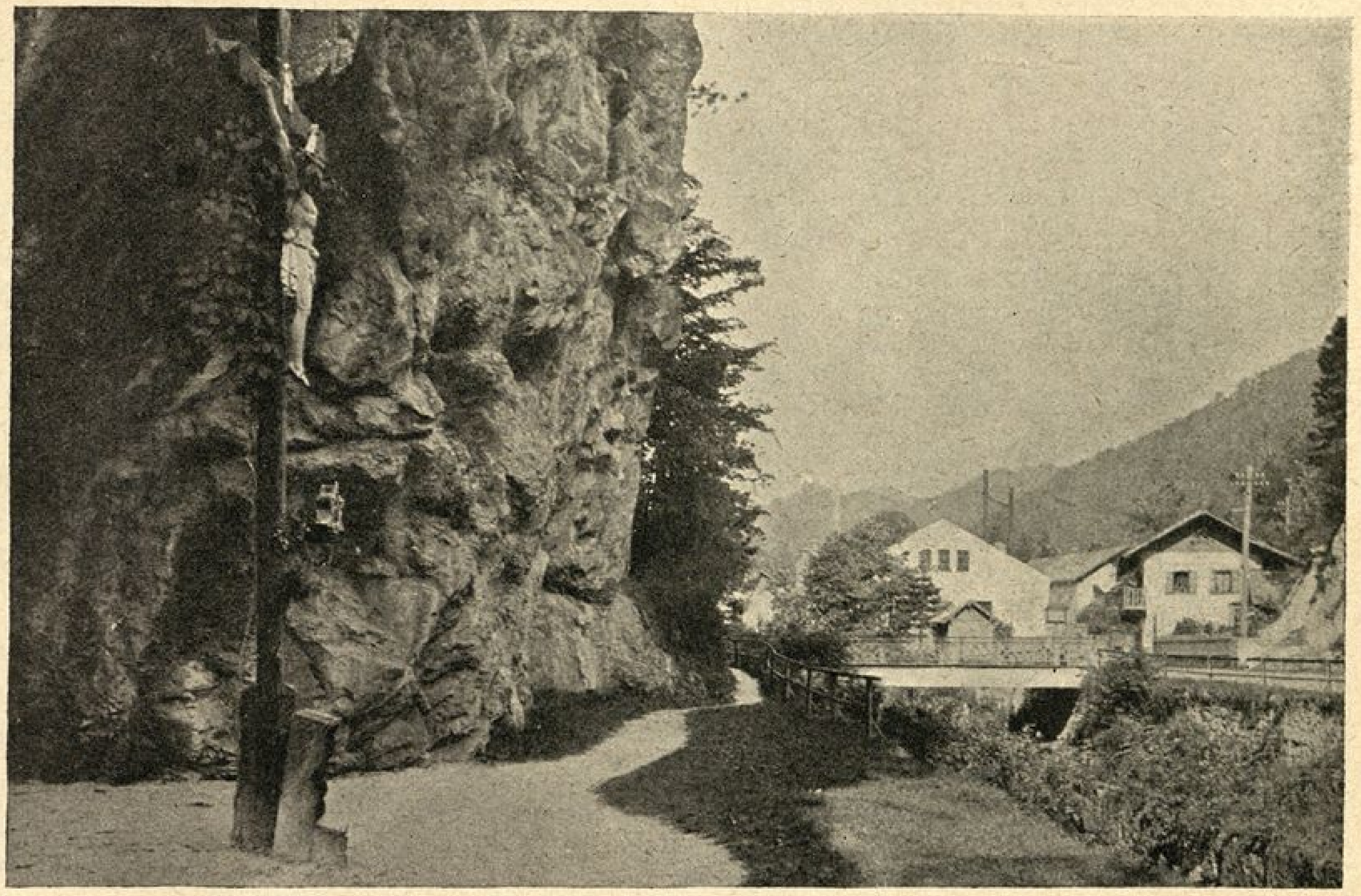
Der Engelsgruß drängt sich uns unwillkürlich auf die Lippen: „Ave Maria!" — — Noch eine Minute oder zwei, während welcher wir uns fast nichts anders zu denken getrauen, als daß wir unsere ersten Grüße immer wieder erneuern und wir stehen am Portale selber.

Kirche und Gnadenbild.

Es ist kein großartiger Tempel, den wir soeben betreten, aber ein geheiligter

Raum, der wie von selber zur Andacht stimmt. Das Gotteshaus hat mittlere Größe, wir schätzen den Fassungsraum mit etwa 1200 Personen, hat neun Altäre, die in ziemlich tiefen und breiten Seitennischen stehen. Die Kirche ist im Rundbogenstil gebaut, der sich allüberall geltend macht; das einzige, was wir auszusetzen hätten, ist, daß sie um einige Meter zu niedrig ist, und darum den Eindruck einer gewissen Gedrücktheit macht. Links und rechts neben dem Eingange sieht man nächst den Seitenaltären vier ziemlich große Bilder, die an die Geschichte des Wallfahrtsortes erinnern. Sieben andere ähnliche hängen im Gange des Klostergebäudes.

Der Hochaltar zeigt sehr gefällige Formen und ist übrigens einer von jenen bekannten Säulenaltären, die zu beiden Seiten je zwei Säulen und davor eine größere Statue zeigen.



Gutenstein,
das Kreuzbild in der Felsenklamm auf dem Wege zum Mariahilfberge.
Phot. Weingartshofer, Mödling.

Die Stelle, wo sonst bei anderen Altären das Hochaltarbild ist, nimmt hier das von einem großen Strahlenkranze umgebene Gnadenbild ein, das unter einem hübsch gearbeiteten Baldachin ruht. Das heilige Bild selber ist klein und eigentlich nichts anderes, als ein auf Blech gemaltes Mariahilfbild. Wie dies Bild entstanden und wie es zum Gnadenbilde geworden, darüber soll uns ein wenig später der geschichtliche Teil unserer Schilderung Kunde verschaffen.

Die Wanderung um den Berg herum.

Wenn die Wallfahrer nach andächtigem Besuche der Kirche und des Gnadenbildes nach weiteren „Sehenswürdigkeiten" Umschau halten, so kann sich gerade der Mariahilfberg mit vollstem Rechte wahrer „Sehenswürdigkeiten" rühmen, deren Besuch kein Pilger unterlassen sollte: wir meinen die schönen Spazierwege, die von den Vätern Serviten rings um die Spitze des Mariahilfberges angelegt sind. Die Durchwanderung wird ebenso den heilsbegierigen Waller befriedigen, der hier mancherlei Anregung für seine frommen Gefühle empfängt, wie sie zugleich das Herz des Touristen, des Naturfreundes höchlichst entzücken wird.

Wir beginnen unsere Rundreise nach links hinüber, weil wir in dieser Richtung die vierzehn Kreuzwegstationen in ihrer eigentlichen Reihe und nicht verkehrt besuchen können. Es sind durchwegs schöne Kapellchen. Die letzten Stationen sind überaus kühn auf Felsenvorsprünge hingestellt worden, von wo man einen prachtvollen Rundblick über die majestätischen Gehänge des Schneeberges und seiner Nachbarn genießt. Dazu der Tiefblick in das freundliche Klostertal, wie es sich gegen Gschaid und Schwarzau hinzieht!

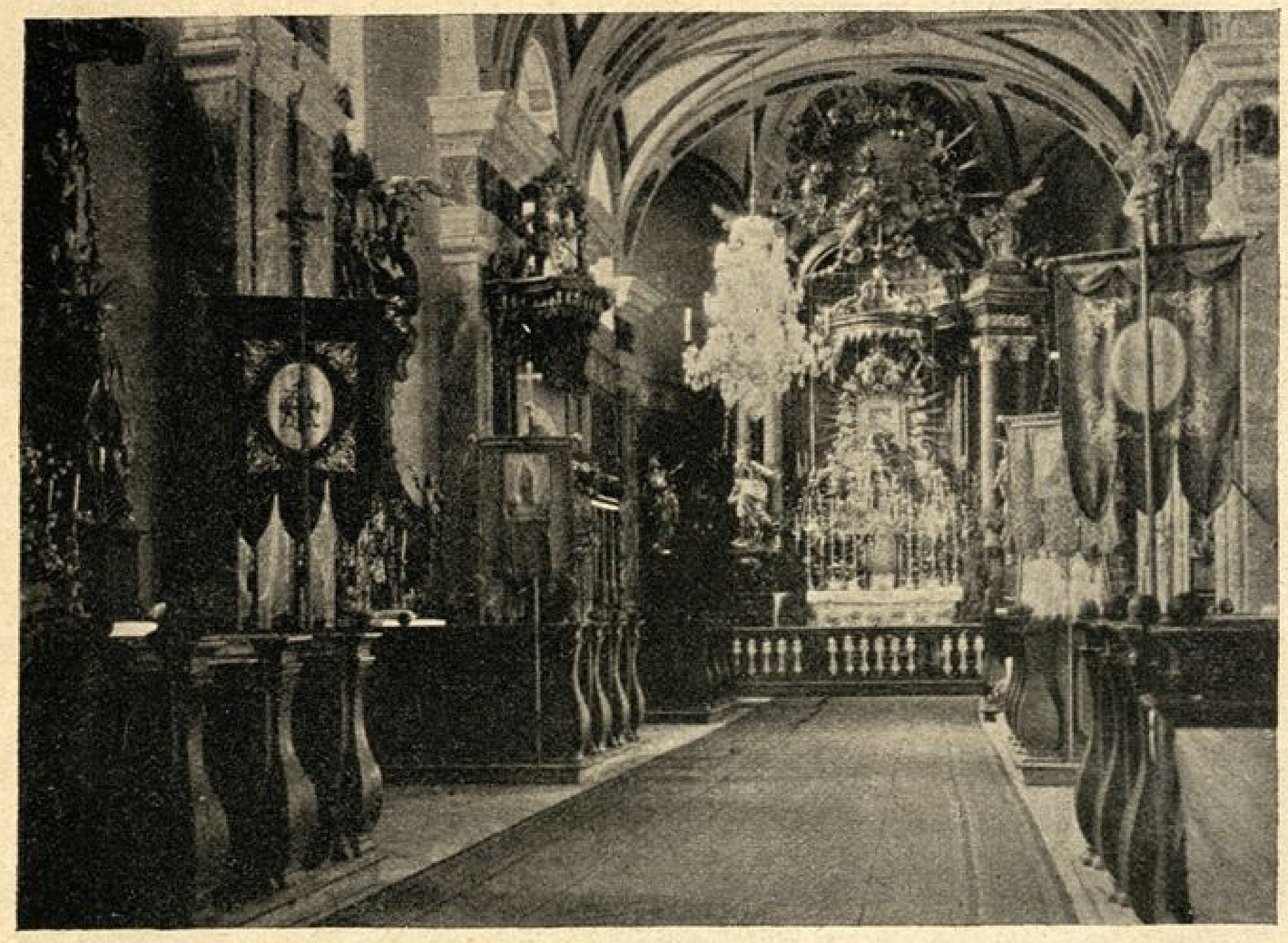
Wir wandern den Rundweg weiter und kommen nun an verschiedenen teils künstlichen, teils natürlichen Grotten vorüber, von denen einige wunderschön und malerisch daliegen. Die Siebenväterkapelle und die Einsiedlergrotte sind die schönsten. Links von uns aber gähnt ein tiefes, schluchtartiges Tal, der letzte Teil des hier außerordentlich engen Klostertales, das sich im Bogen um den Mariahilfberg herum gegen Gutenstein hinzieht. Über dieses Tal herüber winken eine Reihe schöner Berge ihre Grüße, überragt vom gewaltigen Untersberge.

Weiter führt uns unser Spaziergang auf Steigen, die oft gewaltsam den Felsen abgerungen wurden und wir kommen endlich zum nördlichsten Punkt des Weges, wo sich die Aussicht auf den Markt Gutenstein dem Auge bietet. Ein prachtvoller Talblick fürwahr! Von da führt uns ein kurzer Weg durch schönen Wald an der Mariä Empfängnis-Grotte vorbei zu Kloster und Kirche zurück. Der ganze Weg hat etwa ein Stündchen Zeit beansprucht!

Haben wir ihn durchwandert, so wird sich ein kleiner Abstecher zur sogenannten Magdalenengrotte wohl lohnen. Von dem großen Grasplatze, der sich vor der Kirche sanft abwärts senkt und mit seinen mächtigen, alten Silberpappeln einen lieblichen Anblick bietet, zweigt sich zwischen den Gasthäusern „Handschuhmacher" und „Bergwirt" ein schattenreicher, fast ebener Weg ab, der uns endlich zu einem Felsen führt (rechts), von dem aus man hinabsteigend zur Magdalenengrotte gelangt. Diese Grotte wurde zur Erinnerung an jenes Bauernmädchen Magdalena errichtet, die vor dem Gewitter flüchtend, das Gnadenbild gleichsam neu entdeckte. Ihrer heiligen Namenspatronin wurde diese Kapelle geweiht.

Wer etwa in das Klostertal absteigen und dort nach Schwarzau pilgern will, oder aber auf diesem Wege mit

einem Umwege von etwa ¾ St. in den Markt Gutenstein kommen wollte, der wird auf dem Abstiege in das Klostertal zwischen engen Felsgehängen durch eine schöne Klamm zum Tale gelangen. Von dort aus müßte, wer nach Gutenstein will, den vorerwähnten schluchtartigen Graben durchwandern, durch den die Straße immer längs des Piestingflusses im Bogen gegen den Marktflecken sich hinzieht.



Gutenstein, der Hochaltar.

Besonderen Naturfreunden wird empfohlen, sich die alte verlassene Burgruine ob dem Markte Gutenstein anzusehen, zu der man über eine etwa 80 m lange Brücke gelangt, mittels welcher in allerengster wilder Schlucht die Steinapiesting ihrer Länge nach überbrückt ist.

Aus der Geschichte des Gnadenortes.

(Bemerkung. Wir entnahmen die geschichtliche Erzählung einem der ältesten Büchlein über Gutenstein, das noch im Jahre 1769 gedruckt wurde und dessen Verfasser sich rühmt, daß er den Bericht über den großen Brand von etlichen bejahrten Männern in gänzlich gleichlautender Erzählung öfters vernommen habe.)

Wie das Gnadenbild entstand und an Ort und Stelle kam.

Da Maria auch in diesem rauhen Gebirge verlangte, von andächtigen Seelen geehrt zu werden und ihnen den Schatzkasten göttlicher Gnade zu eröffnen, so erkor sie sich als Werkzeug dazu einen aufrichtigen und gottseligen Mann, Namens Sebastian Schlager, Bürger und Hauenschmied im Markte Gutenstein.

Im Jahre 1661 bei nächtlicher Ruhe erschien nämlich die Hochgebenedeite zu sieben malen diesem Manne und befahl ihm ein Bild malen zu lassen und es auf dem Berge Buchschach (dem heutigen Mariahilfberge) zu befestigen. Nach so vielen Mahnungen ging der demutsvolle Mann nach Mariazell, rief alldort nach empfangenen Sakramenten die Mutter der Barmherzigkeit inbrünstig um Erleuchtung an und ließ in Mariazell auf einer Blechtafel das Bildnis Mariens malen, so wie es ihm im Traume vorgekommen war.

Er kam heim und stets unschlüssig, behielt er ein Jahr lang das Bild in seiner Kammer und war immer willens, es nicht auf dem Buchschach, wohin ja niemand kam, sondern es irgendwo an der Mariazeller Wallfahrtsstraße zur öffentlichen Verehrung aufzuhängen. Aber sehr beunruhigt in seinem Herzen eröffnete er seinem Beichtvater die bangen Zweifel seiner Seele; dieser jedoch befahl ihm strenge, daß man in solch' einem Falle nicht das tun dürfe, was einem selber besser schiene, sondern daß blinder Gehorsam gegen höhere Befehle zu leisten wäre.

Da ging der Mann alsbald in Begleitung seines Bruders auf den Berg Buchschach und befestigte das Bild im finstern Walde an einer der großen zahlreichen Buchen, die dort standen und von denen der ganze Berg seinen Namen hatte. Kein Mensch wußte vorläufig von dem Bilde, ja sogar die beiden Brüder vergaßen allgemach darauf.

Wie sich das Gnadenbild auch anderen Personen kundmachte.

Zwei Jahre vergingen; da geschah es im Jahre 1664, daß am heiligen Palmsonntage vier Männer den Berg Buchschach erstiegen, unter ihnen der Drechslermeister Klerian. Vom Anstieg ermüdet, legten sie sich zur Rast unter die Bäume, und zwar soll diese Ruhstation gerade dort sich befunden haben, wo heute die Statue der Unbefleckten Empfängnis Mariä auf hoher Säule vor der Kirche steht.

Als sie so dalagen, sah gedachter Klerian um einen mächtigen Buchenbaum in der Nähe eine schöne weiße Taube schweben; dreimal umkreiste sie den Baum. Schnell war Klerian aufgesprungen, um sie zu erlegen, denn er hatte eine Flinte bei sich; aber er kam nicht zum Schuß; die Taube enteilte. Schon wollte sich Klerian zu seinen Weggefährten zurückbegeben, da blendete ein unversehenes Licht wie das Leuchten eines Blitzstrahls sein Auge und da er erschreckt in die Höhe blickte, gewahrte er an der Buche das Bild Mariens. Schnell rief er seine drei Genossen herbei und zeigte ihnen den sonderbaren Fund; auf dies hin wurden die Männer von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen und knieten nieder, um zu beten.

Klerian aber stieg nach andächtigem Gebete auf den Baum, löste das Bild ab und brachte es ins Tal hinab zum damaligen Pfarrer Resch. Der war eine Weile unschlüssig, was er beginnen sollte und begehrte schließlich das Bild für sich; er wolle es im Pfarrhofe verwahren.

Etwa ein Jahr lang blieb das besagte Bild allda; aber dem würdigen Pfarrherrn ließ es keine Ruhe, und so

sehr nahm diese Unruhe in seiner Seele überhand, daß er endlich den Finder Klerian rufen ließ und ihm befahl, das Bild wieder auf den Berg zu tragen und an derselben Stelle aufzuhängen, wo er es vorgefunden hätte. Und so geschah es; es war eben der heilige Fronleichnamsabend 1565.

Am Feste der heiligen Magdalena, und zwar in letztbemeldetem Jahre, verfügte sich Maria Magdalena Wieserin, ein junges Bauernmägdlein, auf den Buchschach, um ihres Herrn Schafe allda zu weiden. Ein einfallender Gewitterregen verursachte, daß sie sich, um Schutz zu suchen, ungefähr unter jene Buche begab, an der das Gnadenbild angeheftet war. Da vernahm sie vom Tale her den Glockenklang zur heiligen Wandlung; schnell kniete das fromme Kind nieder, um ihren Gott vom weitem anzubeten. Da sie also dabei ihre Augen andächtig zum Himmel erhob, ersah sie zu ihrer großen Freude das Bildnis Mariens am Baume, verehrte es kindlich und brachte die Meldung von dem Funde gar bald in's Tal hinab.

Damals wohnte in Gutenstein auch ein gewisser Georg Köfer, der war seit Jahresfrist wegen seines erlahmten rechten Armes gar unpäßlich. Als er nun die Kunde von dem Bilde vernahm, ergriff ihn eine wundersame Begierde, durch Verehrung dieses Bildes sich die Gesundung zu erbitten, und so bestieg er am nächsten Sonntag in Begleitung seines Bruders den Berg. Und siehe: Georg Köfer verspürte alsogleich eine ganz merkliche Besserung an seinem kranken Arme; auf dies hin machte er diese durch Maria empfangene Gnade allerort bekannt und erlegte sofort einiges Geld, auf daß eine kleine Kapelle erbaut werden könnte.

Wie zuerst eine Kapelle und dann sogar eine Kirche erbaut wurde.

Von dieser Zeit an begann der Zulauf zum Bilde und schon am Maria Himmelfahrtstag desselben Jahres 1665 waren 52 Personen um das Bild versammelt, die dort gemeinschaftlich ihren Rosenkranz beteten. Und noch im selben Herbst wurde, obwohl der Ortspfarrer manche Einsprache dagegen erhob, an obigem Orte eine hölzerne Kapelle errichtet.

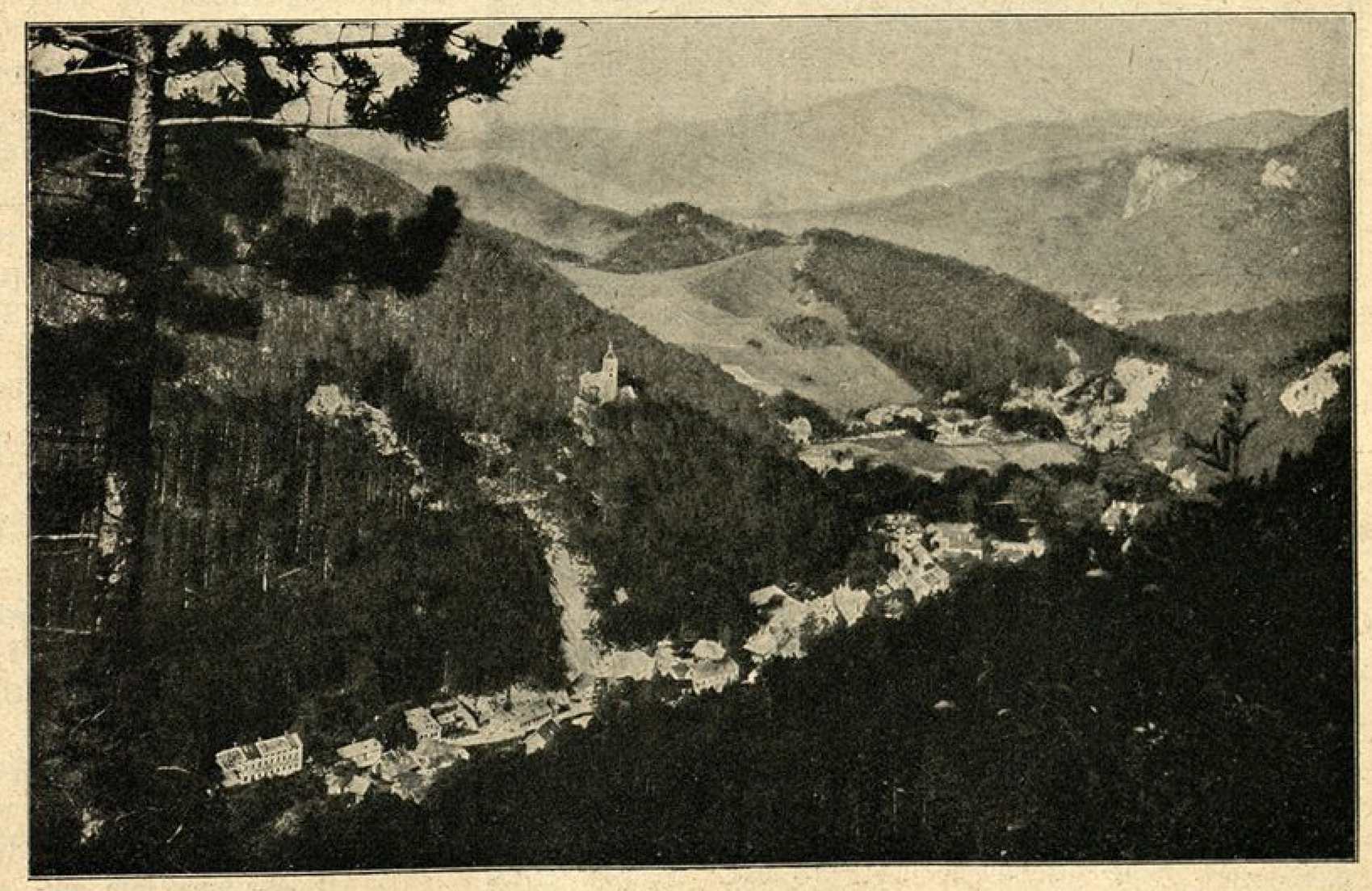
Da nun in den folgenden zwei Jahren der Besuch immer größer wurde, so hielt man es für angezeigt, die Angelegenheit dem hochwürdigsten Konstistorium in Passau ausführlichst zu melden; und so ward denn dann von dort aus eine kirchliche Untersuchungskommission beauftragt, die Vorgänge am Berge Buchschach treuestens zu untersuchen und wahrheitsgemäßen Bericht zu erstatten.

Nachdem die abgeordneten Kommissäre gründlichen Bericht erstattet, wurde solches auch seiner päpstlichen Heiligkeit Clemens IX. im Jahre 1668 untertänigst beigebracht; gar bald wurde also auch vom römischen Stuhle väterlich und gnädigst erlaubt, in erwähnter Kapelle die heilige Messe zu lesen und den Grundstein zu einer neuen Kirche zu legen. Dies alles geschah dann wirklich also am Feste der Allerheiligsten Dreifaltigkeit des Jahres 1668 in Gegenwart einer ungeheuren Menge Volkes, wobei von dem Herrn Dechant eine „bewegliche und gelehrte Predigt" gehalten wurde.

Zugleich aber wurde ein wohl erbautes Kloster für sieben Geistliche aus dem Orden der Diener Mariens (Serviten) neben der Kirche errichtet, damit sie den Kirchfahrtern mit Predigen, Beichthören und anderen Gottesdiensten größere Bequemlichkeit und geistlichen Trost verschaffen sollten.

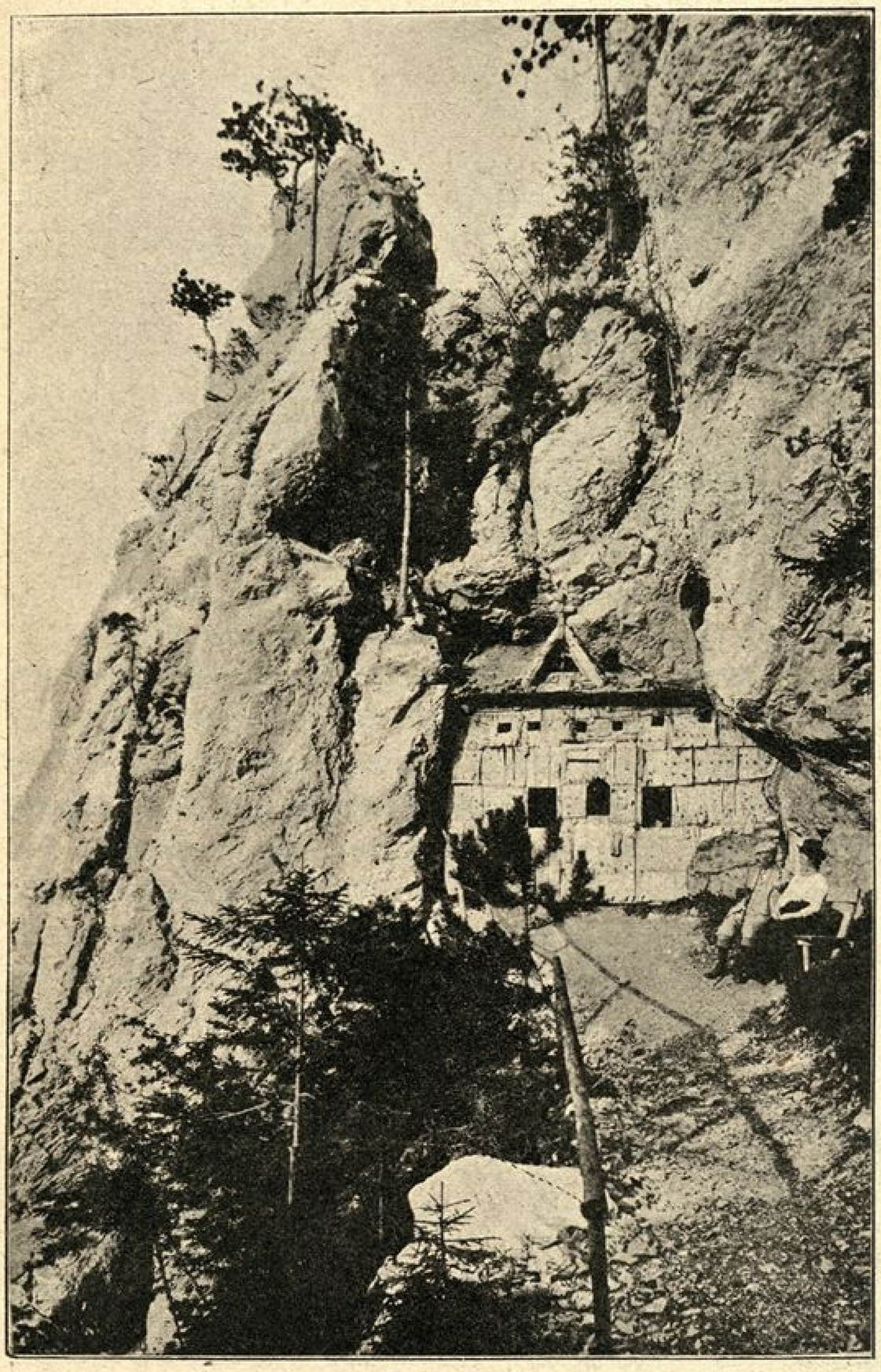
Was sich weiterhin am Gnadenorte zutrug.

Unterdessen wendete auch Leopoldus I., der vor der Welt große Kaiser in einer gefährlichen Krankheit seine Augen nach der Kaiserin des Himmels und der Erde. So groß nun die Lieb' und das Vertrauen Leopolds zu unserer Gnadenmutter, so behend und schnell war ihre mütterliche Hilfe. Leopoldus erhielt als Frucht seiner Andacht die erbetene Genesung; Maria aber erhielt gleichsam zum Lohn und als Bezahlung größere Verehrung und Dankbarkeit. Denn dieser fromme Monarch kam samt seiner kaiserlichen Gemahlin Margaritha den 10. Mai 1670 nach diesem heiligen Berge, um seiner wundertätigen Helferin zu danken. Allda opferte er ein Kruzifix, sechs Leuchter, eine Hängelampe, alles von Silber; dazu 300 Gulden.



Gutensten, Talblick vom Mariahilfberge. Phot. Weingartshofer, Mödling.

Den 25. Mai 1708 gegen 9 Uhr Abends wurde unser Gotteshaus inwendig von einer wütenden Feuersbrunst ergriffen, so daß Kirche und Turm in hellen Flammen standen, ehe daß man Hilfsmittel zur Löschung hätte beibringen können. Es hat zwar die Gnadenmutter bei diesem Brande ihr Bildnis vom Feuer nicht erretten wollen, jedoch bewirkte sie dafür, daß es mitten in Feuersflammen wie der Dornbusch in der Wüste unversehrt verharren sollte. Denn weil das Gnadenbild ganz mit glühenden Kohlen



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Gutenstein, Einsiedlergrotte.

bedeckt war, konnte man es lange Zeit nicht finden und erst nach zwei Stunden wurde es mit eisernen Hacken aus der Glut gezogen. Und da fand sich denn, daß der Silberrahmen und alle kostbaren Votivgeschenke ringsherum zerschmolzen waren, aber das blecherne Blättlein, auf welchem das Bildnis gemalt war, hatte nur geringen Schaden erlitten, so nämlich, daß die rote und frische Ölfarbe etwas verdorben, aber gar leicht wieder in denselben Farben aufgefrischt werden konnte und vollkommentlich dieselbe Gestalt, welche dem Angesicht Mariä und des liebreichen Jesukindes vom Feuer gar nicht genommen worden war, treulich ersetzt werden konnte.

So schmerzlich nun auch diese schreckhafte Feuersbrunst war, so brachte sie dem Gnadenorte nur neue Glorie und ein fröhliches Auferstehen aus dem Flammengrabe. Denn durch die flammende Andacht und edelmütige Freigebigkeit des Reichsgrafen Hoyos und dessen Gemahlin wurde alles schöner hergestellt als es zuvor gewesen, so daß man den jetzigen Stand dieses Gnadenortes mit Stolz dem vorigen Stande zum Vergleiche entgegenhalten kann.

Seit der eben erwähnten Zeit, also seit zweihundert Jahren, blieb der Zustand des Gnadenberges und seiner Kirche so ziemlich im gleichen. Insbesondere fiel uns auf, daß sämtliche Berichte, die uns zur Hand sind, die Zeiten Kaiser Josef II. mit Stillschweigen übergehen. Es dürfte also Gutenstein damals vermutlich mit dem bloßen Schrecken davongekommen sein. Vielleicht auch war es noch nicht „an der Reihe", so daß der unerwartete Tod des Kaisers Ursache seiner Verschonung und Erhaltung wurde.

Aus neuester Zeit teilen wir ein wichtiges Ereignis mit: Im Jahre 1901 ging die Wallfahrtsseelsorge aus den Händen der österreichischen Serviten in die Hände der Serviten aus der tirolischen Provinz über. Grund: Personalmangel der österreichischen Provinz.

Gnadenerweise Unserer Lieben Frau vom Mariahilfberge.

In dem früher schon erwähnten Büchlein, das gelegentlich des hundertjährigen Jubiläums 1768 abgefaßt wurde, finden sich von Seite 37 bis Seite 210 (also 173 Seiten umfassend!) „Erzählungen vielfältiger Gnaden und Wohltaten, die der Höchste auf Fürbitte seiner glorreichen Mutter den Andächtigen erteilet hat". Es sind nicht weniger als 403 Fälle aufgezählt, also eine beiläufige Übersicht über jene Gnadenerweisungen gegeben, die Maria, die hilfreiche Mutter in einem Jahrhundert an jenem gesegneten Wallfahrtsorte den leidenden Menschenkindern gespendet hat. Wir bringen hier wenigstens die Überschriften der dort enthaltenen Kapitel in ihrer altertümlichen, anheimelnden Sprachweise zum Abdruck und setzen in Zahlen dazu, wieviele Heilungsfälle in jedem einzelnen Kapitel berichtet werden.

1. Die Mutter der Barmherzigkeit errettet aus Gefahren der Seelen und tröstet in verschiedenen Gemütsanliegen (11).

2. Die Kostbarkeit des guten Namens wird von Maria beschützet; die Unschuld von den Banden befreiet (3).

3. Geistesgestörte und Verwirrte erlangen durch Maria den Gebrauch der Vernunft (6).

4. Unsere Gnadenmutter erteilet das verlorne oder in Gefahr stehende Augenlicht (27).

5. Durch Fürbitt Mariä werden die Tauben hörend (12).

6. Die verfallene Red (Stimmlosigkeit) wird durch Maria wieder hergestellt (2).

7. In Gefahr zu ersticken und in schmerzlichem Halsweh springt Maria ihren Pflegekindern bei (15).

8. Verschiedene Nasenleiden werden von Maria gutgemacht (3).

9. Die mit Lähmungen und Schwindsucht behafteten krummen Hände und Glieder werden von Maria zu vorigem Gebrauche wieder hergestellet (30).

10. Krumme und mit anderen Fußschmerzen Behaftete werden von unserer Gnadenmutter aufgerichtet (45).

11. Beinbrüche und Quetschungen werden von Maria geheilet; und viele unter schwerer Last Erliegende unverletzt erhalten (30).

12. In gefährlichen Fällen (Stürzen) breitet Maria ihren Schutzmantel aus (23).

13. Schmerzliche und gefährliche Leibschäden werden von Maria erlediget (8).

14. Maria vertreibet beschwerlichen Ausschlag und Blattern (3).

15. Die von der Frais und fallenden Sucht Beängstigten werden mit Gesundheit erfreuet (15).

16. Magenschmerzen und Gedärmreißen verlieren sich (4).

17. Maria stillet das aus Nasen oder Mund herausfließende Geblüt (11).

18. Die Fürbitt Mariä zerteilt die Wassersucht, Rotlauf und andere beschwerliche Geschwulsten (11).

19. Die mütterliche Güte erledigt von Steinschmerzen, Hüftweh und Seitenstechen (5).

20. Die Frauen erkennen in ihren Leiden Maria als Helferin (20).

21. Bei Schlagfluß verhindert Maria den drohenden Tod (2).

22. Die Straf der leidigen Pestilenz (Pest) wird durch die Fürbitt unserer Gnadenfrau abgewendet (8).

23. Die seligste Jungfrau ist ein starker Schild gegen die sichtbaren Feinde (13).

24. Unsere gütigste Frau heilet und errettet die, so von wilden Tieren angefallen werden (10).

25. Maria heilet, so von dem Geschütz beschädiget wurden (4).

26. Der marianische Gnadentau löschet das schädliche Feuer (14).

27. Maria, der glorreiche Meerstern, errettet in Wassergefahr (22).

28. Die Hitz des Fiebers wird durch die mitleidige Hand Mariens abgekühlt (14).

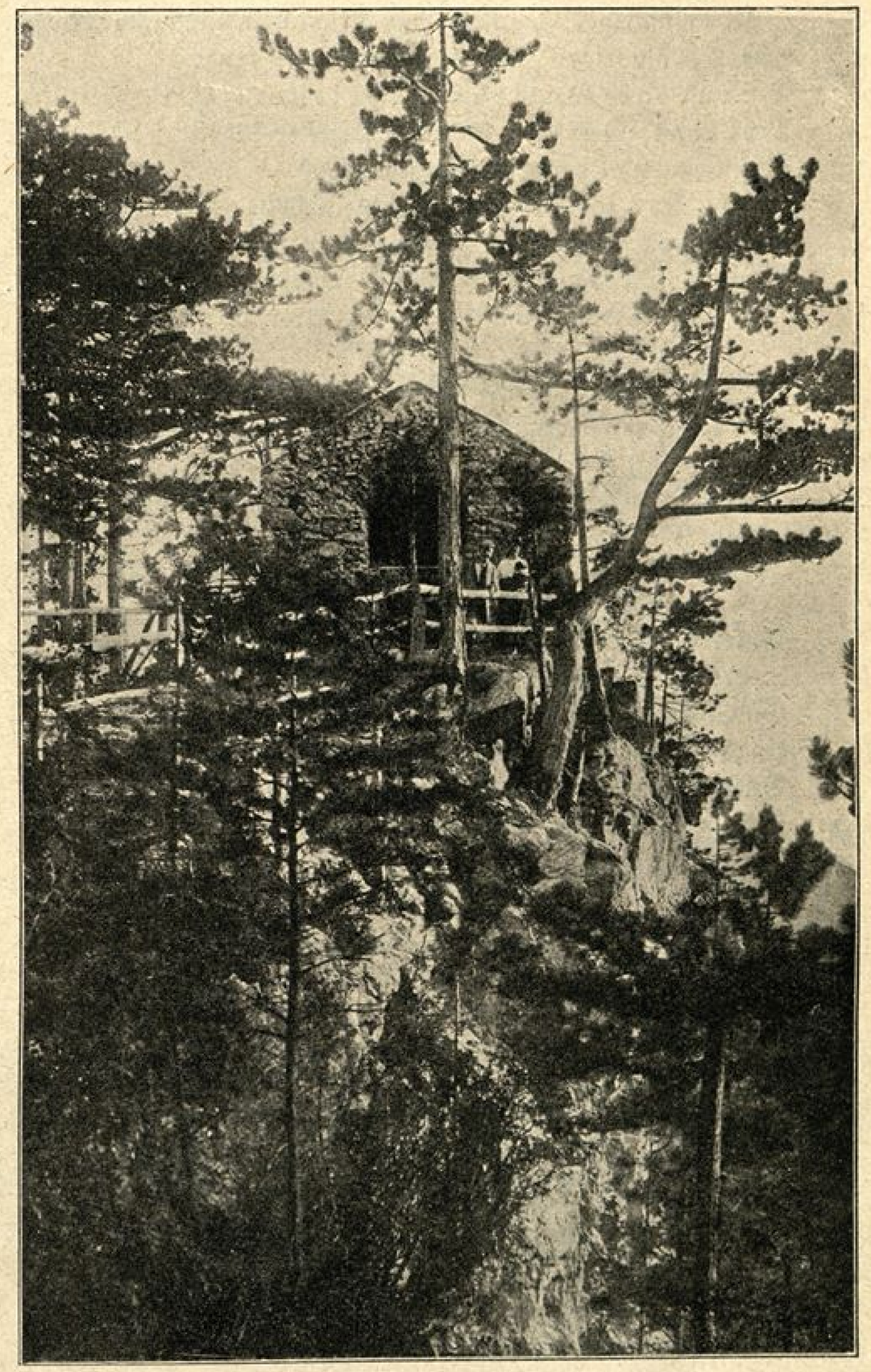
29. Verschiedene Krankheiten werden durch Hilfe Mariens vertrieben (25).

30. Maria strafet jene, die ihr Gelübde verschoben haben (7).

Gutenstein-Mariahilfberg.[1])

Im Monat August 1909 erschien im Wiener sozialdemokratischen Zentralorgan ein in rohem, bengelhaftem Tone geschriebener Artikel über die Wallfahrtskirche Gutenstein. In diesem Artikel wurden alle Heiligenbilder in niederträchtiger Art und Weise geschildert und insbesondere die St. Peregrinikapelle mit der Statue des hl. Peregrin in erbärmlicher Weise gezeichnet, so daß jedem Leser unwillkürlich die Schamröte aufsteigen muß über den Verfasser des Artikels und das Blatt, das derartige Schilderungen aufnimmt. Doch auch diese infame Zeitungsnotiz brachte etwas Gutes und Erfreuliches; denn alsbald darauf schrieb ein Herr aus Niederösterreich an die hochwürdigen Patres Serviten ein Brieflein, worin derselbe mitteilt, daß gerade in der Wallfahrtskirche auf dem Mariahilfberg mit dem Heiligtum des St. Peregrinus sein Gebet erhört wurde und sein Kind Hermine von einem schweren Leiden befreit wurde, das kein einziger Arzt zu heilen vermochte, trotz aller angewandten und verordneten Medikamente. Voll von Freude über die Genesung des Kindes, welche seit September 1902 beständig anhielt und kein einziger epileptischer Anfall mehr sich einstellte, dankt derselbe der „Gnaden-Mutter vom Mariahilfberg und dem hl. Peregrinus" und läßt in Anbetracht und gleichsam zur Sühne für den genannten Schmähartikel um Veröffentlichung dieser Gebetserhörung bitten. Dieser Bitte sei hiemit Folge geleistet mit dem Wunsche: Es mögen die Gläubigen in allen Anliegen nur vertrauensvoll das Heiligtum auf dem Mariahilfberg bei Gutenstein besuchen und auch sie werden Hilfe finden und mit Freuden ausrufen können: „Maria hat geholfen."

[1]) Wir entnehmen folgende Notiz dem „Apostolat der christlichen Tochter" (Angelablatt).



Phot. Weingartshofer, Mödling.

Gutenstein, Siebenväterkapelle.

Kann man daheim nicht ebensogut beten?

Dem Gutensteiner Wallfahrtsbüchlein „Der Mariahilfberg" entnehmen wir folgendes Geschichtchen:

In der Nähe eines Städtchens in Baden befindet sich eine vielbesuchte Wallfahrtskirche. Auf dem Wege zu derselben traf einst der im Städtchen stationierte aufgeklärte Förster eine alte Frau, die ihren Rosenkranz betend ihres Weges ging. Der Förster fragte sie nun, ob sie denn daheim nicht eben so gut beten könne. Statt aller Antwort fragte die Frau entgegen: „Wohin gehen Sie, Herr Förster?" „Ins Wirtshaus, ein Glas Bier trinken." „Könnten Sie denn Ihr Bier nicht auch zu Hause trinken?" „Freilich, aber im Wirtshaus

ist es frischer, schmeckt mir besser und ich habe eine angenehme Gesellschaft." „Sehen Sie, Herr Förster," entgegnete nun die Frau, „so geht es mir gerade auch mit dem Beten. In der schönen Kirche auf dem Berge oben geht's Beten viel frischer, es schmeckt viel besser und ich habe eine Gesellschaft, nämlich viele andächtige Mitbeter." — Der Förster entfernte sich, ohne Antwort zu geben und dachte sich dabei: „Eigentlich hat das einfältige Ding vollkommen recht."

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1918 250jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der Kirche.
1961 300jähriges Jubiläum der Entstehung.
Ständige Wallfahrtspriester: 4 PP. Serviten.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 30 bis 35.
Kommunikanten jährlich: 7000.
Besucher jährlich: 15.000 bis 20.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: gegen 50.
Devotionalienhändler: 5 (mit 10 Buden). — Gasthäuser: 3.
Der Besuch des Wallfahrtsortes ist etwas steigend.

Zufahrt.

Wien-Südbahnhof—Leobersdorf (direkte Verbindung)—Gutenstein, $2^3/_4$ St., K 2.90.

Wien Aspanghof—Sollenau—Steinabrückl (umsteigen)—Gutenstein, 3 St., K 2.40.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Gutenstein—Mariazell, 11- bis 12stündige Fußtour über Klostertal—Schwarzau—Zellersteig—Halltal.

Gutenstein—Maria-Lanzendorf, $2^1/_2$ St., K 2.— (in Steinabrückl umsteigen zur Aspangbahn).

Gutenstein—Maria-Enzersdorf (über Leobersdorf, Südbahnstrecke), $2^1/_4$ St., Kr. 2.40.

Literatur.

Marianischer Gnadenbaum. Wien 1751, 8°.
Gründlicher Bericht. Tyrnau 1769, 8°.
Austria-Kal. 1846, 103.
Kaltenbäck, Mariensagen, 235.
Ott, Marianum, 660.
Reg.-Mar.-Kal. 1894, IV.
Maurer-Kolb, Mar. N.-Ö., 196.
Schweickhardt, II, 108. — Sacken, S. 12.
Anonym, Der Mariahilfberg, Vrl. Servitenkl. 1903, 16°, 222 S.
Menschick, Der Wallfahrtsort, Gutenstein 1905, 6°, 36 S. Text, 42 Bilder.
F. Kg. in Der Bote aus dem Waldviertel 1905, Nr. 655.
Förster, Touristenführer. 109.
Nied.-Öst. (Landesverband) Lechner, Wien. S. 193.
St. Angela-Blatt XVI, 413. — XX, 252.
Top. v. N.-Ö. III, 779. — VI, 141.

Kurze Erwägung.

Du aber, marianischer Leser, erkenne aus diesen vielen Wohltaten, die Maria in ihrem Gnadenorte Gutenstein spendet, welcher Überfluß allda auch für dich vorbehalten sei. Komm nur und siehe! Ich wünsche dir Glück zu allen Früchten, die du allda genießen kannst. Liebe, lobe, verehre Maria! Und bleibe ihr Kind! Laß dich zur Wallfahrt aufrufen durch den heiligen Glauben, der dich ernst auf diesen Ort der Gnade weiset! Laß dich dann führen durch die Hoffnung, die dir in den kommenden Mühseligkeiten den Weg zeigen wird, daß du Maria, die Gütige findest. Und dann, am Gnadenorte selber, soll die Liebe deine Begleiterin sein und dich lehren, das beste und herzlichste Maria zu sagen, was dein Herz nur ausdenken kann. Und kehrst du dann heim, so soll frohe Dankbarkeit an deiner Seite pilgern, die dir den Vorsatz einflüstert, deine gute Mutter nimmermehr zu vergessen.

Gebet.

O Maria, meine Mutter, mache mich demütig ohne Falschheit, fröhlich ohne Leichtfertigkeit, traurig ohne Kleinmütigkeit, rein und keusch, ehrbar, redlich und wahrhaftig, daß ich Gott fürchte, seine Gebote halte, meinen Nächsten liebe und ihm zur Erbauung gereiche mit Worten und Werken. Gib mir ein standhaftes Herz, daß mich nichts abwende von Gott und von Dir, weder böse Gedanken, noch Begierden des Fleisches, noch Anfechtung; daß mein Verstand, mein Wille, nur auf Gott und sein Gebot gerichtet sei. Gib mir Beharrlichkeit im Guten, damit ich ausharre im Glauben, in der Hoffnung und Liebe bis an mein Ende. Amen.



Neustift bei Pettau, Reliefbild der Anbetung der drei Könige.
(Dieses zu Seite 421 gehörige Bild wurde raumhalber hier nachträglich untergebracht.)

Maria in der Wüste.

Untersteiermark.

7000 Kommunikanten.

Man nennt es „in der Wüste",
Doch ist's ein idyllischer Wald,
Wenn's einen zu suchen gelüste,
Er fände nichts Schöneres bald.
Dort hat man ein Kirchlein erbauet,
Dort pilgert zu beten man hin,
Und jeder, der gläubig es schauet,
Dem bringet sein Kommen Gewinn.

Örtliche Lage.

Maria in der Wüste liegt in einem kleinen Seitentale der Drau, etwa 20 Kilometer westlich von der südsteierischen Stadt Marburg. Will man dem Orte mittels Eisenbahn möglichst nahe kommen, so muß man dazu jedenfalls jene Strecke befahren, die von Marburg über Villach nach Tirol (Franzensfeste) führt.

Als Absteigstationen kommen zwei in Betracht: Faal, von dort immer gegen Westen auf einer minderen Straße über einen Bergrücken mit 160 m Steigung. Gehzeit etwa 40 Minuten. Die zweite in Betracht kommende Station ist St. Lorenzen, von dort gegen Südwest in 20 Minuten mit geringer Steigung immer auf der Straße zur einsamen Kirche Maria in der Wüste.

Bemerkenswert ist die große Krümmung, die die Eisenbahn zwischen den beiden genannten Absteigstationen macht, weil sie einen stark nach Norden vorgeschobenen Bergrücken zu umfahren hat.

Die Gnadenkirche.

Vor allem fällt die wunderschöne Lage auf, die dieser Wallfahrtsort hat. Und darum ist eigentlich der Name „Maria in der Wüste" gar nicht am Platze. Wir erwarteten aufrichtig gesprochen als Gnadenbild ein Bild von der Flucht nach Ägypten, also den Wüstenaufenthalt der heiligen Familie; aber dem ist nicht so. Der Name „in der Wüste" soll tatsächlich von der verlassenen, einsamen Lage des Wallfahrtsortes herkommen. Fürwahr eine herrliche Wüste!

Man hat die Kirche an einen Punkt hingebaut, an dem mehrere schluchtartige reichbewaldete Täler zusammentreffen. Dieser anmutigen Lage hat man noch mehr Reiz dadurch gegeben, daß man ob der Kirche auf einer Hügelspitze die St. Anna-Kapelle hinbaute, so daß das Ganze ein wunderliebes Bild bietet.

Aber es ist hinwiderum eben auch nur diese romantische Lage, durch die der Anblick der Kirche so sehr gehoben wird, denn diese, die Kirche an und für sich betrachtet, hat gar wenig von Poesie und Anmut.

Diese bedeutend große Kirche (wir schätzen den Fassungsraum auf 4000 Personen; andere behaupten gar, es gingen 5000 Personen hinein) wurde in dem Jahre 1627 aufgebaut. Schon die Größe der Kirche verrät, daß man damals etwas tüchtiges und bedeutendes leisten wollte und bereit war, dafür auch große Geldopfer zu bringen.

Nun scheint aber die Bauarbeit einem etwas minder begabten Baumeister in die Hände gekommen zu sein. Die äußeren Formen dieser großen Kirche sind nämlich beispiellos einfach und primitiv. Wohl gibt es genug Kapellen und kleinere Kirchen, die ebenso einfach gebaut erscheinen, aber eine Kirche von dieser Größe (4000 Personen Fassungsraum!) und dabei von so einfachen Formen, — das ist uns auf unseren Reisen noch nicht untergekommen. Die nächstbeste Spielzeugkirche aus irgend einer Spielschachtel für Kinder kann kaum einfacher sein, als diese Kirche in Maria in der Wüste. Die Vorderfront ist ein riesiges, flaches aufrechtstehendes Rechteck, das oben in einen dreieckigen Giebel abgespitzt ist. In dieser Riesenwand sind übereinander vier Maueröffnungen zu sehen. Die Seitenwände ebenso glatt mit zwei Reihen halbkreisförmiger Löcher. Weiter gegen vorn hat die Kirche zwei kapellenartige Erweiterungen (Kreuzesbalken des Grundrisses).

In gefälligem Gegensatze zu dieser gewaltigen Scheuer steht der Turm, der über einem hohen, viereckigen Unterbau einen recht netten Aufsatz und Abschluß aufweist.

Als wir nach hinreichender Besichtigung der äußeren Bauart die weiten Innenhallen betraten, hatten wir das unbestimmte Gefühl, daß irgend etwas wichtiges hier die Schönheit störe. Aber wir konnten uns lange Zeit keine klare Rechenschaft über diese Empfindung geben.

Im Baustile konnte dies nicht liegen. Im Gegenteile: die zwei Pfeilerreihen mit den hohen Bogen, mit den schönen Gesimsen und dazu die Wölbung des Hauptschiffes, alles dies ist sogar imposant zu nennen und zeigt die edlen Formen der damals üblichen Renaissance. Hier sei gleich nebenbei bemerkt, daß die Kirche durchaus weißen Kalkanstrich zeigt und daß nur die Pfeiler bis zu den Kapitälern hinauf in ihrer natürlichen Steinfarbe dastehen. Ob man dies Zweierlei in der Farbe schön nennen soll? Ob man es vielleicht tadeln soll? Wir wissen es nicht! Aber jedenfalls ist es auffallend. Und wir meinen, wenn wir mitzureden hätten — wir ließen schließlich doch die Pfeiler auch weiß tünchen. Einheitlichkeit ist immer ein wichtiger Helfer und Förderer der Schönheit.

Wir richten unsere Blicke aufmerksam nach vorne zum Hochaltar. Dort dürfte jener Schönheitsfehler liegen, den wir suchen und der uns vom Anfange an störte. Wir haben da vor uns in der Mitte des Altares tiefrotes Licht. Man hat nämlich dem Gnadenbilde, einem in Lebensgröße geschnitzten Mariahilfbilde, durch Anbringung roter Gläser Rückenlicht gegeben.

Es scheint hierzulande Sitte zu sein, die Gnadenbilder mit rückwärts hereinfallendem Tageslichte unter Zuhilfenahme verschiedengefärbter Gläser zu beleuchten; wir erinnern uns, derartige Beleuchtungen außer in dem eben besprochenen Orte noch in Maria im See Veldes, ferner in St. Jodok und auch in Neustift bei Reifnitz gesehen zu haben. Diese Beleuchtung hat zweifellos eine sehr gute Seite an sich, aber doch auch wieder einen Nachteil, daß nämlich das einfallende starke Gegenlicht das Auge so sehr reizt, daß man dadurch

den Altar und seine Einzelheiten, und insbesondere das Gnadenbild selber merklich schlechter wahrzunehmen imstande ist.

So ist es eben auch in Maria in der Wüste. Man kann die Einzelheiten des sehr großen, oben fast unförmlich breit gehaltenen Altares nicht ausnehmen; dazu kommt noch, daß das Gold des Hauptaltares durch mehr als 40 Jahre nicht mehr erneuert wurde (1868) und sich infolgedessen nicht mehr geltend machen kann.

Erst bei näherem Hinzutreten kann man den Hochaltar genauer studieren. Und da gewahrt man, daß dieser Altar geradezu überschwenglich überladen ist und dazu errichtet zu sein scheint, um an einem warnenden Beispiele die Nachteile des Zopfstiles dem Beschauer vor Augen zu führen.

Es scheint uns also in dem Hochaltar und seiner Form jener anfangs erwähnte Schönheitsfehler zu liegen.

Übrigens lag die gesamte Kircheneinrichtung dem Anscheine nach in unberufenen Händen. Die beiden vorderen



Maria in der Wüste.

Seitenaltäre, ganz in Gold und Weiß ausgeführt, also in zwei Farben, die sonst die feinsten, vornehmsten Wirkungen zu machen imstande sind, sind nach unserer Ansicht als mißlungen zu bezeichnen; wir können derlei Formen nimmer als schön und ansprechend bezeichnen.

Die Kanzel, wohl von demselben Meister stammend, weiß ähnliches über des Meisters Kunstgeschick zu berichten. Vom Mittelschiffe aus betrachtet zeigt sie geradezu unschön breite Formen, so daß ihr der Vorwurf einer Plumpheit leider nicht zu ersparen ist.

Wir schließen hiemit die Betrachtung dieser Kirche, die trotz ihrer Größe nicht imstande war, besonderen Eindruck auf unser Empfinden zu machen.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Genau gesprochen steht die heutige Gnadenkirche auf einer kleinen Halbinsel, die der dort vorbeifließende Radelbach bildet. Dort soll nun seinerzeit eine Kapelle zu Ehren des hl. Stephanus gestanden haben, die aber späterhin durch Hochwasser gänzlich vernichtet wurde. Sofort verlobte sich der damalige tatkräftige Abt von St. Paul namens Hieronymus Markstaller, an Stelle der ehemaligen Stephanskapelle eine Marienkirche zu erbauen, ein Gelöbnis, daß er in kürzester Frist auch zur Ausführung brachte.

Das Jahr, in welchem der Abt diese Marienkirche erbaute, läßt sich nur mit großer Wahrscheinlichkeit, nicht aber mit perfekter Sicherheit angeben: der Bau wurde 1627 begonnen und ein Jahr darauf, also 1628, vollendet.

In den ersten beiden Jahren gab es keine dort ansässigen Priester, sondern es wurde die Kirche von dem nahen Kloster zu Faal versorgt, so daß einer von den Mönchen öfters die heilige Messe in der neuen Kirche las. Schon nach zwei Jahren erwies sich diese Einrichtung als unzulänglich und so residierten denn seit 1630 eigene Leiter in der Kirche in Maria in der Wüste.

Schon damals hatte die Kirche, namentlich „am fürnembsten Patrocinium und Khürchtag, am Suntag nach v. l. Frauen himmelfarth" großen Zulauf des Volkes. Im Jahre 1641 wurde die Bruderschaft des heiligen Rosenkranzes eingeführt, was zur Hebung des Wallfahrtsortes viel beitrug.

1652 hören wir, daß die Steinkreuze (am Wege zum Wallfahrtsorte) verfertigt und aufgestellt worden seien. Aus demselben Jahre besitzen wir ein Schreiben des Abtes Placidus, aus dem wir ersehen, wie pfiffig und billig der Herr Abt sich für die Kirche ein Geschenk auszubitten verstand. Er schreibt nämlich (wohl an irgend eine Herrschaft in der Nähe) folgendes:

„Weillen auch Herr Kuchelmeister ein Jesu Bild (Statue) zu der Bruderschaft des hl. Namens Jesus um 4 fl. hat lassen machen vnd herabgeschickt, also bitt ich Ihr Gnaden, die wollen darzue auch ein Sessel machen lassen, damit man solliches mit sambt vnser Frauen möchte zu Gedachtnuss bei der Bruederschafft vnd mehrerer Andacht der Brueder vnd Kirchfatter vmbgetragen, solliches Bild habe ich schon fassen vnd beklaiden lassen, gehet demselben chündlein [1]) an jetzo nicht mer ab, als ein chrös [2]) vnd ein Barocka [3]), welches die Frau Pflegerin [4]) wol machen khünnte, vnd wan sye khein Haar derzue hette, wollte ich Ihre von der Kirch aufgeopfertes Jungfrau Haar schon etwas hinauff schicken." — — —

---

[1]) Kindlein. [2]) Krause. [3]) Perücke. [4]) Verwalterin (Beschließerin).

Da der Zulauf des Volkes sich nicht nur nicht verminderte, sondern stets im Wachsen begriffen war (es kamen einmal 13 Prozessionen zu gleicher Zeit in Maria-Hilf an), so entschloß sich Abt Filipp Rottenhäusler, die Kirche umzubauen und zu vergrößern. Dies geschah im Jahre 1672. Seit dieser Zeit blieb die Kirche so ziemlich unverändert.

Unter Kaiser Josef II. wurde die bisherige Wallfahrtskirche zu einer Lokalie umgewandelt, an der seit dieser Zeit ein vom Staate dotierter Kurat angestellt war. Anfangs waren die Kuraten noch Mönche von St. Paul in Faal, wurden aber bald von Weltpriestern abgelöst.

Geschichte der St. Anna-Kapelle.

Um das Jahr 1652 stellte ein reicher Bürger von Marburg an den Herrn Abt Paulus die Bitte, er möge hm das Berglein nebst der Kirche zu Maria in der Wüste, allwo die drei Kreuze errichtet seien, schenken; er wolle darauf eine Kapelle bauen.

Der Abt scheint diesem Wunsche willfahrt zu haben, denn wir vernehmen, daß im Jahre 1658 der Patriarch von Aquileia tatsächlich die Erlaubnis zur Errichtung einer Sankt Anna-Kapelle auf diesem Berglein gab.

Schon im nächsten Jahre 1659 wurde die Kapelle gebaut.

Etwa 130 Jahre hatte sie schon bestanden, als ihr unter Josef II. Regierung das Todesurteil gesprochen wurde. Auch der damalige Dechant von Kötsch war sehr regierungsfreundlich und stimmte diesem Demolierungsbefehle vollkommen bei. Nicht so die Bauernweiber von der Umgebung, die sich zusammenscharten und in Deputation zum Dechanten gingen: er möge ihnen die Kapelle lassen. Der aber soll sie gar barsch angefahren und ihnen gesagt haben: „Mein Herz ist härter als Stein!" Worte, deren Erinnerung ein ganzes Jahrhundert nicht verwischen konnte; denn noch immer denken die Bewohner der dortigen Gegend mit Unwillen daran.

Die Kapelle wurde also daraufhin wirklich öffentlich feilgeboten und von einem Sankt Lorenzer Bürger um den Kaufschilling von 30 fl. erstanden. Aber der brave Mann dachte nicht an Zerstörung; er schenkte die Kapelle der Gemeinde. Auf solche Weise blieb diese Kapelle erhalten, die eine wahre Zier des stillen Waldwinkels ist und die noch heute alljährlich am Tage der heiligen Anna von Pilgern eifrig besucht wird.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1922 250jähriges Jubiläum der heutigen Kirche.

1927 300jähriges Jubiläum der Grundsteinlegung der ersten Kirche.

1959 300jähriges Jubiläum der Anna-Kapelle.

Ständige Priester: Ein Weltpriester als Pfarrer. Franziskaner und Kapuziner-Patres als gelegentliche freiwillige Aushelfer.

Heilige Messen fremder Priester: jährlich bei 60.

Kommunikanten: jährlich 7000 Wallfahrer und 5000 Einheimische.

Besucher: jährlich 20.000.

Geschlossene Prozessionen: jährlich 3 oder 4.

Hauptfest: 24. Mai als Patroziniumstag, auch 15. August und Joachimssonntag.

Seelenanzahl der Pfarre: 1400, der Häuser um die Kirche: 20 Personen.

Meereshöhe der Kirche: 331 m.

Stabile Devotionalienhändler: Keiner.

Gasthäuser: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Nationalität der Wallfahrer: Slowenen.

Zufahrten.

Marburg—Sankt Lorenzen. 3/4 St. K 1.20.

Klagenfurt–Sankt Lorenzen. Gegen 3 St.

Graz—Sankt Lorenzen. Über Marburg (Schnellzug bis Marburg). Zusammen gegen 2 St. K 4.50. Personenzug Graz—Sankt Lorenzen. 2½ St. K 3.90.

Anstatt Sankt Lorenzen auch die weiter gegen Marburg gelegene Absteigstation Faal zu berücksichtigen (35 Min., 80 h). Von dort Fußweg nach Maria in der Wüste über Bergrücken. 3/4 St.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria in der Wüste—Maria-Rast. 2 Gehstunden gegen Osten. Oder per Bahn Sankt Lorenzen—Maria-Rast. 18 Min. K —.60.

Maria in der Wüste—Heilige Dreifaltigkeit. Zuerst per Bahn bis Marburg (wie oben). Von Marburg 4 St. zu Fuß.

Literatur.

Orožen, Bistum und Diözese Lavant. Verlag des Lavanter Ordinariates. 1875. I, 417 ff.

Župnija in božja pot Device Marije v. Puščavi. Verlag der Kirche. Marburg 1904.

Kurze Erwägung.

Wie lieblich erfüllt sich an dem Waldeswinkel, den man wegen seiner Abgeschiedenheit „eine Wüste" genannt hat, das trostvolle Wort des Prophetenfürsten Isaias:

„Siehe, ich wirke Neues: e keimet nun auf! Ich mache in der Wüste einen Weg und in der Einöde Wasserströme ... um zu tränken mein Volk, meine Auserwählten!"

Diese letzten Worte „um zu tränken mein Volk" gelten wohl von allen Wallfahrtsorten; aber sie werden hier an diesem Orte, der „in der Wüste" heißt, um so bedeutungsvoller.

Gebet.

O Maria, die durch die Gegenwart Deines Bildes jene Wüste zum Paradiese gewandelt, o sieh auch hier ein armes, dürres, wasserloses Herz vor Dir; siehe meine Seele als trockene Wüste. Komm', Mutter, komm' und nimm Wohnung in meinem Herzen, damit auch hier der Gnade Ströme fließen, damit auch hier des Karmels Lustgefild erblühe, damit der Tugend Weizenfelder sprossen, damit der fruchtbeladenen Bäume Schmuck in dieser einst so öden Wildnis prunke, damit des Paradieses Wunderblüten prangen: die Liebe, der Glaube, die nimmermüde Freude zu Andacht und Gebet. Ja, komm', Mutter, komm' und wandle mich zum edlen, schönen Garten der Lust und Gnade. Amen.

Řimau.

Südböhmen.

7000 Kommunikanten.

Wen hätt' ich, wenn ich Dich nicht hätte,
Der dort für mich am Kreuze hing,
Der liebend bis zur Schädelstätte
Für mich in Tod und Marter ging!
Wer heilte mich von Gram und Schmerzen,
Wer hälfe mir in Angst und Not,
Wenn nicht der Quell aus Deinem Herzen
Mir Heilung, Trost und Labung bot!
(Alzog.)

Örtliche Lage.

Der Ort Řimau (böhmisch Řimov) liegt drei Wegstunden südlich von Budweis, und zwar in der Nähe jener Bahnstrecke, die die beiden Städte Linz und Budweis miteinander verbindet. Die Gegend ist nicht gerade schön, bietet aber doch manche Reize; man könnte sie ein Hügelland nennen, das in nicht allzuweiten Entfernungen von höher ansteigenden Bergeshöhen (Böhmerwald) umkränzt ist.

Kirche und Gnadenkapelle.

Nähert man sich zu Fuß dem Wallfahrtsorte Řimau, so bemerkt man alsbald an den Schildern der Geschäftsleute, an den Straßenbezeichnungen und dergleichen, daß man sich nicht mehr in deutscher, sondern in tschechischer Gegend befinde. Tatsächlich ist Řimau ein vorwiegend tschechischer Wallfahrtsort, obwohl auch Deutsche hinkommen (es gibt ja betreffs Řimau auch deutsch geschriebene Wallfahrtsbüchlein).

Haben wir einmal den Ort selber betreten, so ist uns der eigenartig geformte Kirchturm — er ist bis zu großer Höhe genau quadratisch und hat dann noch einen verhältnismäßig sehr schmalen, aber hohen Aufsatz — ein sicherer Wegweiser zum Heiligtum. Bald stehen wir vor einem mauerumfriedeten großen Platze, in welchen ein Torbogen hineinführt.

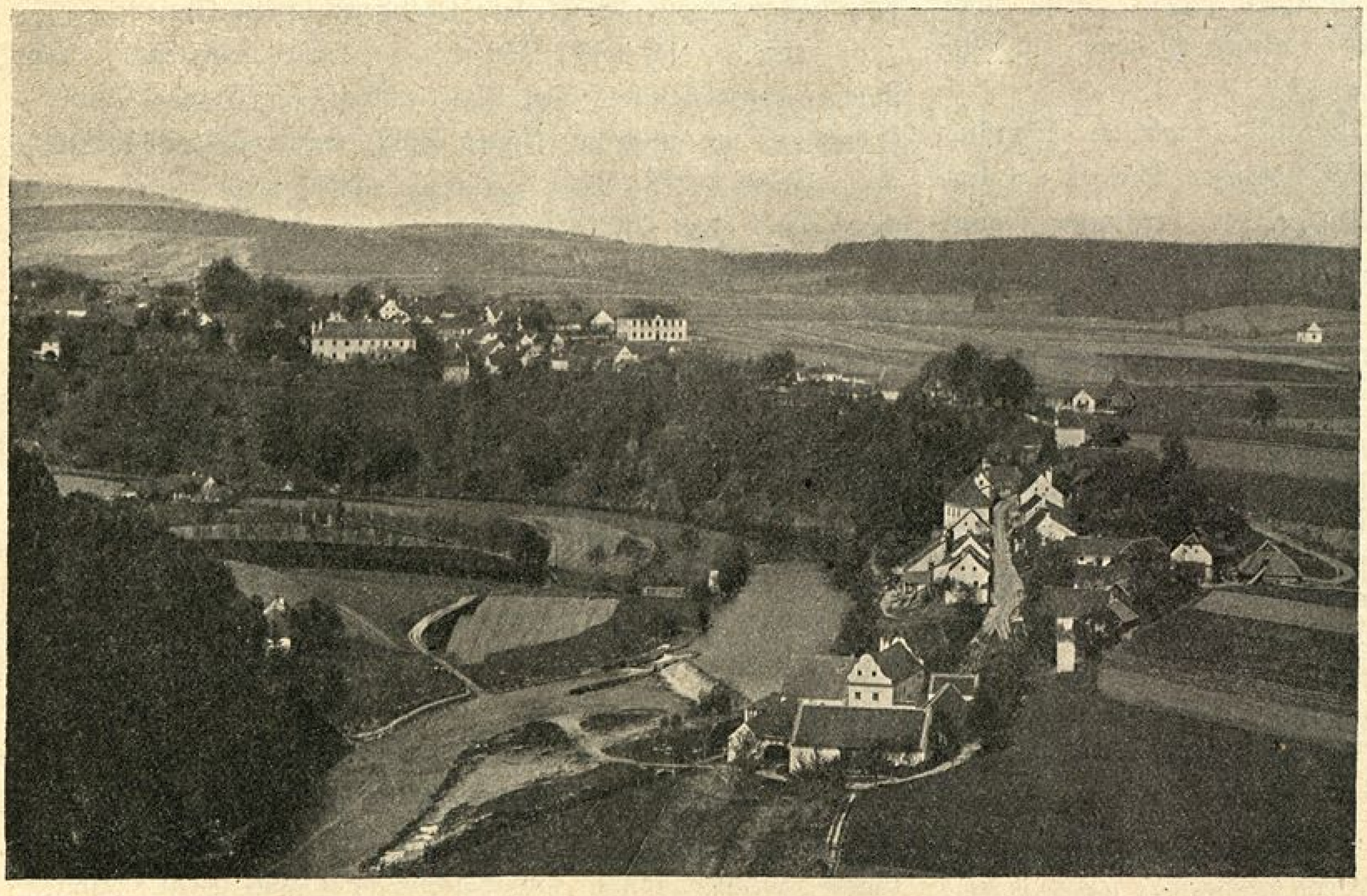
Einige Stufen empor und wir stehen unter einer Reihe mächtiger Lindenbäume, wahre Riesen in ihrer Art, besonders einer davon von ganz gewaltigem Umfange. Sanft ansteigend führt uns der Weg zu einem Tore, das sich gerade unter dem Turme befindet. Wir treten ein und sehen uns nicht etwa in einer Kirche, wie wir es vermuteten, sondern in einem Kreuzgange, der uns durch seine überaus reichen, satten Farben gleichsam blendet. Die zahllosen Zieraten und Ornamente zeigen hauptsächlich blau und lichtbraun; wir haben hier ein lehrhaftes Muster von slawischen Farbengeschmack vor uns.

Die zahlreichen Bilder bringen uns Szenen aus dem Leben Jesu Christi. Oben an der Decke sind eine ganze Reihe von sogenannten symbolischen Darstellungen Mariens, zum Beispiel: Turm Davids, Arche des Bundes, Morgenstern und ähnliches. Einer der Trakte enthält wieder die interessanten Abbilder jener verschiedenen Gnadenbilder, bei denen einst der Jesuitenorden (der ja durch fast ein Jahrhundert in Řimau weilte) die Wallfahrtsseelsorge inne hatte.

In den Ecken der Gänge sind Altäre, außerdem an geeigneter Stelle eine Grotte Unserer Lieben Frau von Lourdes. Auch eine Kanzel findet sich da in den offenen Hallen, ein Zeichen, daß bei Volksandrang hier, halb im Freien, Predigten gehalten werden (u. zw. für die Deutschen).

Der soeben geschilderte Kreuzgang umschließt in seiner Mitte das eigentliche Heiligtum: die Lorettokapelle, wie wir sie schon an so mancher Wallfahrt gesehen haben: eine Nachbildung des heiligen Hauses zu Nazareth. Hier in diesem stillen Heiligtume thront auch die Gnadenstatue, ein Abbild der hochgefeierten Statue zu Loretto in Italien: Maria stehend, ihr göttliches Knäblein auf dem linken Arme tragend. Das Bild ist Holzschnitzerei, bemalt, doch jetzt immer in Prachtgewänder gehüllt. Die Statue steht auf einem Sockel und dürfte (ohne diesen) etwa 130 cm hoch sein.

Endlich kommen wir auch dazu, die Kirche zu beschauen. Eine Türe im Kreuzgange bildet den Eingang. Nun begreifen wir, daß im Kreuzgange Altäre und Kanzel vorhanden sind; denn wahrlich, diese Pfarrkirche, dem Heiligen Geiste geweiht, ist wegen ihres allzu beschränkten Raumes gänzlich ungenügend, schon für die Pfarrkinder, noch mehr aber für die immerhin zahlreichen Wallfahrer. Wir schätzen den Fassungsraum dieser Kirche auf etwa 400 Personen. Das Bau-



Řimau a. d. Maltsch, Gesamtanblick. Phot. J. Seidel, Krummau.

werk bietet gar nichts Besonderes, es ist ein Rotundenbau im Barockstile; ein kleiner Dachreiter bildet Abschluß und Zier des Eternitdaches.

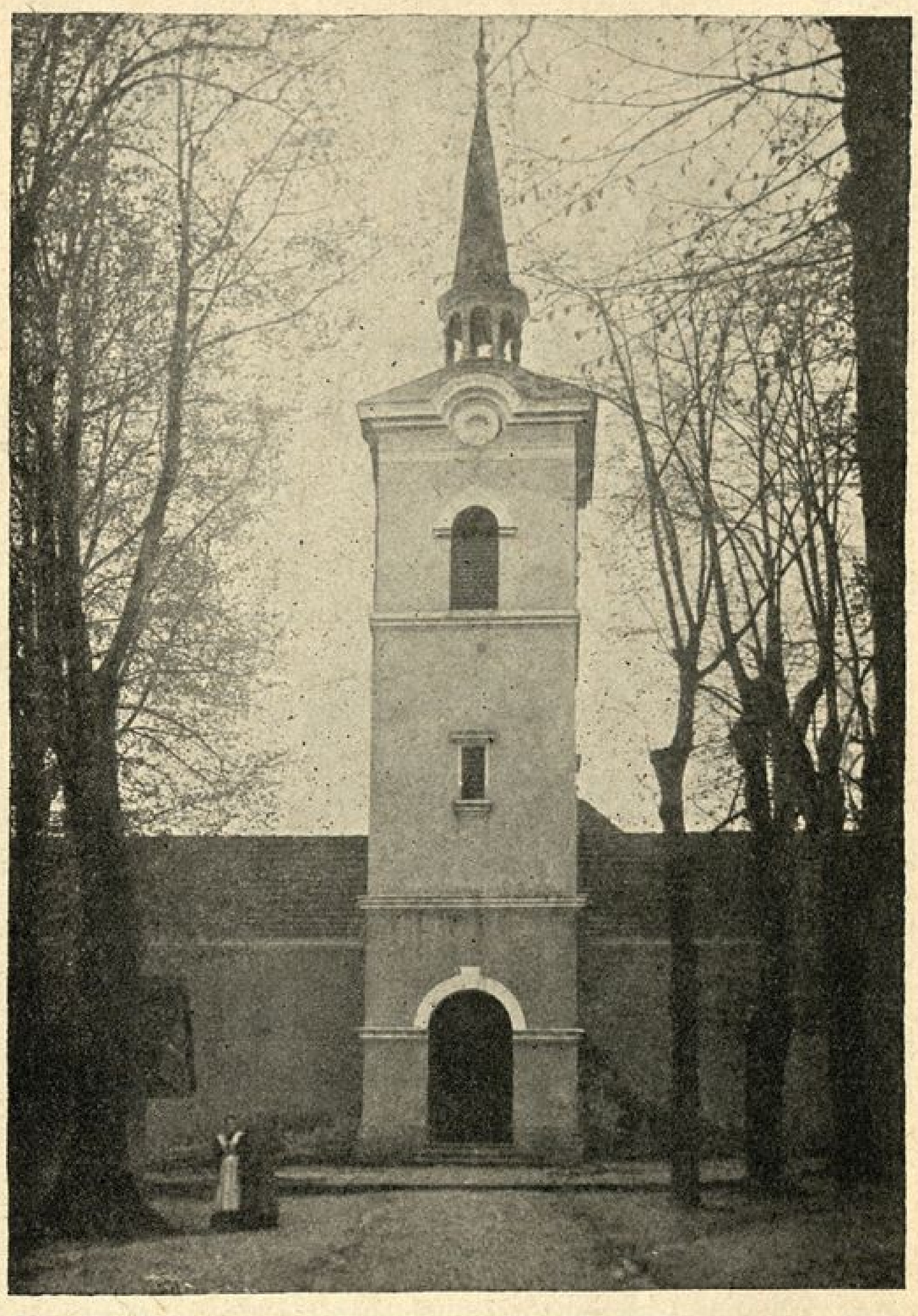
Die 25 Leidensstationen des Herrn.

Die größte Sehenswürdigkeit des Wallfahrtsortes Řimau sind wohl die 25 Leidensstationen des Herrn, die rings um das Dorf im Felde zerstreut liegen und zu deren Besuch man etwa zwei Stunden Zeit verwenden muß.

Es ist interessant, den Inhalt dieser 25 Stationen kennen zu lernen:

1. Christus nimmt Abschied von seiner liebsten Mutter.
2. Das letzte Abendmahl Christi des Herrn.
3. Das Viehtor bei dem Hofe Gethsemani (durch welches Christus den Garten betrat).
4. Hof Gethsemani.
5. Christus sagt zu seinen Jüngern: „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode."
6. Das Gebet Christi im Garten. — Diese Station ist wohl eine der schönsten. In stiller Waldeinsamkeit ist die lebensgroße Statue Christi auf einem Hügel von Steinen dargestellt. Einige Meter darüber eine offene Kapelle, in welcher ein Engel erscheint, um dem Welterlöser das Kreuz zu bringen. In gewisser Entfernung davon die schlafenden Jünger (alle in lebensgroßen Statuen) auf dem Boden liegend.
7. Christus wird von Judas verraten.
8. Christus wird gebunden und aus dem Garten geführt.
9. Der Fall Christi des Herrn unter dem Ölberge.
10. Christus wird durch den Bach Cedron geführt.
11. Christus wird unweit des Wassertores mit Kot und Steinen beworfen.
12. Das Wassertor, durch das Christus gefänglich in die Stadt Jerusalem eingeführt wurde.
13. Christus wird zu Annas geführt.
14. Christus vor dem Hohenpriester Kaiphas.
15. Christus wird bei Pilatus verklagt.
16. Christus wird von Herodes verspottet.
17. Christus wird im Rathause gegeißelt, gekrönt, dem Volke vorgestellt und zum Kreuzestode verurteilt.
18. Christo dem Herrn wird das Kreuz aufgelegt.
19. Christus begegnet seiner liebsten Mutter Maria.
20. Christus erhält von der heiligen Veronika das Schweißtuch.
21. Die Töchter Jerusalems begegnen weinend dem kreuztragenden Herrn Jesus vor dem Gerichtstore.
22. Christus sinkt unter der schweren Kreuzeslast kraftlos zu Boden.
23. Die Kreuzigung Christi des Herrn auf dem Kalvarienberge.
24. Christus der Herr wird vom Kreuze herabgenommen.
25. Das Begräbnis Christi des Herrn.

Für die würdige Besuchung dieser Stationen bestehen in deutscher wie in tschechischer Sprache eigene Büchlein, die jedem Besucher empfohlen werden. Das Schlußgebet wird immer bei dem Kreuze unter den großen Linden gebetet.

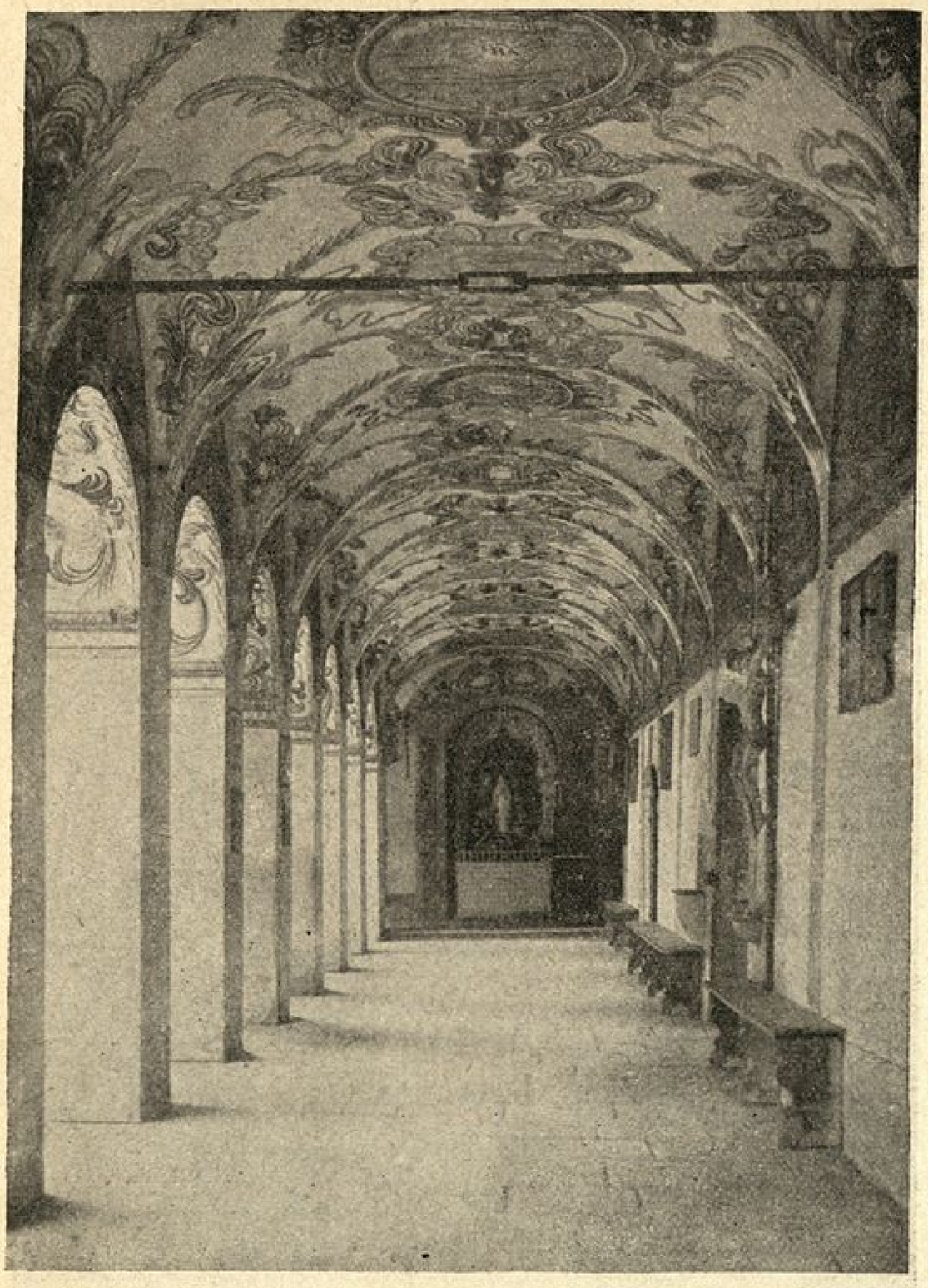


Řimau, Portal des Kreuzganges mit Turm.

Geschichtliches.

Die Wallfahrtskirche in Řimau verdankt ihre Entstehung dem Jesuitenkloster zu Krummau. Hier lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Laienbruder namens Johann Gurre, der eine besondere Verehrung zur Gottesmutter hegte und den Lieblingswunsch hatte, in der Nähe von Krummau eine Lorettokapelle zu erbauen. Sein Plan fand Beifall bei den Patres des Konventes und es wurde um die Erlaubnis dazu, wie auch zur Errichtung eines Kreuzweges beim fürsterzbischöflichen Konsistorium in Prag (die Diözese Budweis wurde erst unter Kaiser Josef II. Regierung im Jahre 1784 errichtet) angesucht. Die Erlaubnis wurde im Jahre 1648 gegeben und zur Ausführung der Idee das Dorf Řimau ausersehen, das mit dem Wirtschaftshof seit 1626 durch Schenkung von Seite des Fürsten Oldrich von Eggenberg dem Jesuitenkloster zu Krummau angehörte.

Frater Johann Gurre opferte für die Ausführung sein ganzes Privatvermögen, auch das Jesuitenkolleg, die Klarissinnen, die PP. Minoriten, die Bürger von Krummau und auch das Landvolk aus der Umgebung steuerten freigebig bei. Die Lorettokapelle wurde in den Dimensionen und genau nach dem Original in Loretto (Italien) gebaut und im Jahre



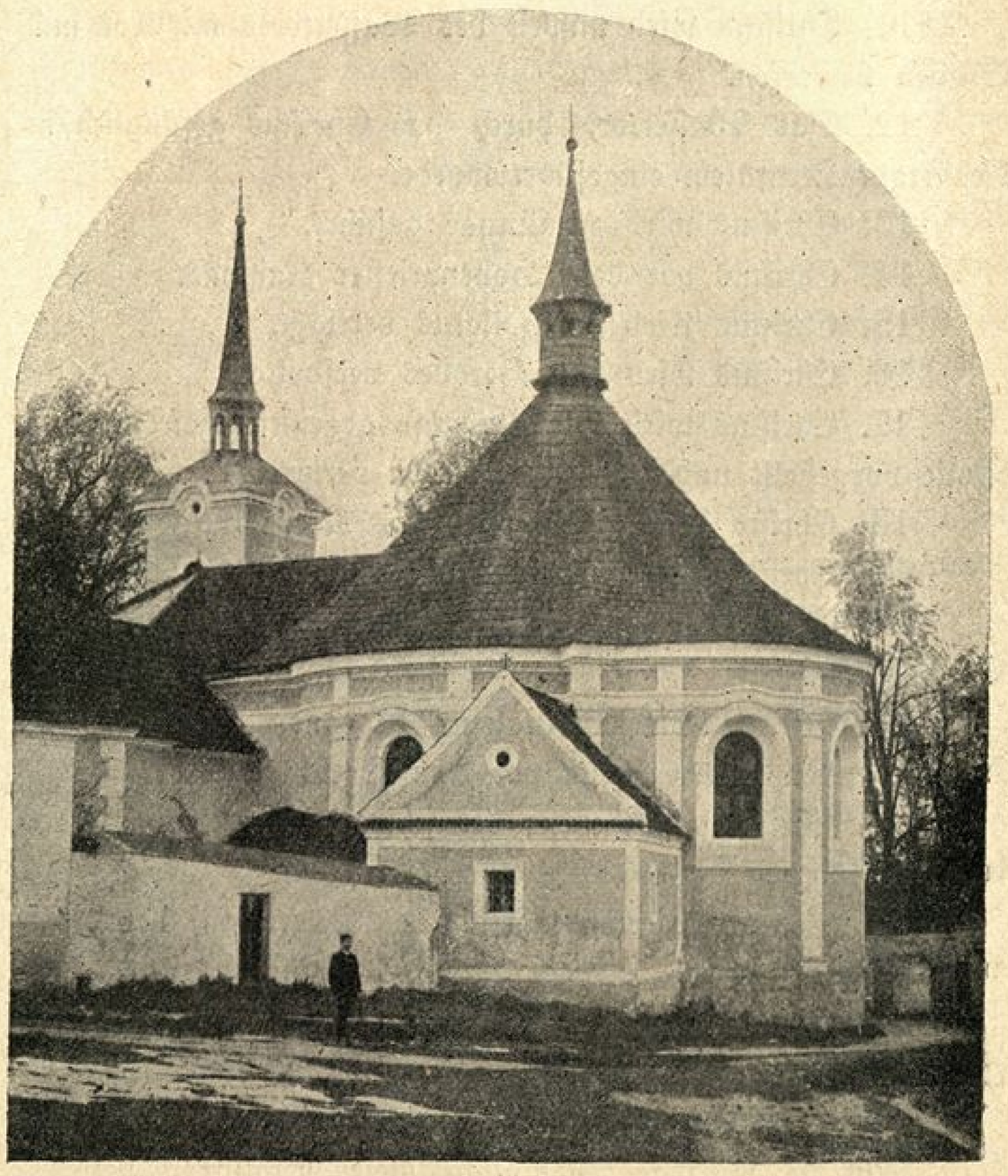
Řimau, Partie des Kreuzganges mit der Lourdesgrotte.

1658 eingeweiht. Um die Kapelle herum wurden Rundgänge (Ambiten) errichtet. Damit der projektierte Kreuzweg durch die Lage und die Entfernung der einzelnen Stationskapellen voneinander den ehrwürdigen Stätten in Jerusalem möglichst genau entspreche, entsandte P. Johann Gurre zwei seiner Ordensbrüder in das heilige Land, damit sie alles in Augenschein nehmen und Situationspläne mitbringen könnten. Kaum waren die beiden Kundschafter wieder zurückgekehrt, so machte man sich an die Ausführung des immerhin großen Werkes und erbaute im Verlaufe von 12 Jahren 25 Stationen, wobei man sich, soweit dies möglich war, nach der Lage und Größe der ehrwürdigen Stätten zu Jerusalem richtete. Die verschiedenen Leidensgeheimnisse des Herrn waren durch mangelhafte Figuren aus Holz oder Stein zur Darstellung gebracht.

Die Unternehmung erregte begreiflicherweise das Volksinteresse in hohem Grade, so daß Řimau in kürzester Frist das beliebte Ziel sowohl einzelner Pilger als auch geschlossener Wallfahrtsprozessionen wurde. Das Jahr 1670 brachte endlich die Feierlichkeit der Einweihung dieser neuen Andachtsstätten; es war eine erhabene Festlichkeit, an der nicht nur eine zahllose Menge Volkes, sondern sozusagen der Klerus von ganz Südböhmen persönlich teilnahm.

Ein großer Wohltäter entstand dem neuaufblühenden Orte in dem späteren Jesuitenpater Graf Johann Malowetz, der 5000 Gulden Stiftungskapital erlegte (1694), damit in Řimau beständig zwei Missionäre erhalten würden, die die Aufgabe haben sollten, das Volk durch Missionen zu belehren und zu erbauen. Die Stiftung erwies sich als zu gering und wurde demnach durch verschiedene Wohltäter um weitere 5000 Gulden erhöht. Interessant ist die Bedingung des Stifters, daß die beiden Missionäre die böhmische Sprache perfekt beherrschen, während sie die deutsche Sprache wenigstens mittelmäßig verstehen müßten.

Dieser Stiftung gemäß residierten in Řimau immer zwei Priester des Jesuitenordens bis zum Jahre 1773, da der Orden aufgehoben wurde. In der Zwischenzeit bis zum Jahre 1786, als eben eine Lokalie errichtet wurde (Řimau gehörte bisher zur Pfarre Weleschin), blieb immer einer der Patres im Orte. Erster Lokalist wurde der ehemalige Jesuitenpater und Missionär P. Kasper Haudt, der bereits seit dem Jahre 1775 in Řimau wirkte. Ihm folgten dann Weltpriester, die bis heute noch die Seelsorge auszuüben haben. Die Kirche hatte im Laufe der Jahre so manche kostbare heilige Geräte durch Wohltäter geschenkt bekommen. Als im Jahre 1807 der Auftrag kam, daß alle Gold- und Silbergeräte punziert sein müßten, konnte die Kirche vorweisen: 6 Kelche, 4 Altarlampen, 1 Rauchfaß samt Schifflein, Kleider für die Muttergottesstatue und die Christusfigur (aus reinen Silberfäden angefertigt), 1 Monstranze, 2 Speisekelche, 1 Pazifikale, Opferkännchen mit Tasse, 2 Silberkronen (für die Statue), einen Teller und Gefäße für die heiligen Öle. Bald darauf wurden alle diese Gegenstände der Kirche entzogen, sie mußten „über höheren Auftrag“ nach Budweis abgeliefert werden (zur Auffrischung der Staatskasse in den napoleonischen Kriegen) und der Kirche verblieb nur ein Kelch, der noch dazu an der Kuppa (dem Becher) beschädigt



Řimau, die hl. Geistkirche.

war. Langsam nur erholte sich die Kirche nach diesem patriotischen Opfergange; neue Wohltäter und eifrige Pfarrer sorgten für die Schönheit und Würdigkeit der Opfergefäße, der Altäre und Räume, so daß sie sich heutzutage ganz würdig präsentieren.

Die Wallfahrten nach Řimau begannen, wie oben bereits bemerkt wurde, gleich nach der Erbauung der Loretokirche und der Ambiten, also etwa im Jahre 1658. Noch zahlreicher war die Frequenz nach der Erbauung des Kreuzweges (1670). Die Wallfahrer kamen meist aus der Umgebung, aber auch aus entfernteren Gegenden zur Sommerszeit, besonders zu den Hauptfesttagen des Wallfahrtsortes: Kreuzauffindung, Kreuzerhöhung, Mariä Verkündigung und zu Pfingsten. An diesen Tagen kam und kommt noch immer eine große Zahl von Wallfahrern aus Böhmen, Mähren und Österreich. Solange die Patres Jesuiten die Seelsorge ausübten, kamen an den einzelnen Hauptfesten bis 6000 Personen, jährlich an 40.000 nach Řimau. Nach der Aufhebung des Ordens (1773) sank die Frequenz bedeutend. Die Wallfahrten wurden zu Kaiser Josefs Zeiten durch strenge Erlässe mit Gewalt unterdrückt. Doch das Volk kam immer noch nach Řimau, wenn auch nicht in feierlichen Prozessionen, sondern insgeheim und in kleineren Scharen. Nach dem Tode Kaiser Josef II. verloren die gestrengen Verordnungen ihre Schärfe, die Wallfahrten lebten wieder auf und erreichten bald wieder ihre frühere Frequenz. Schon im Jahre 1811 wurden an einem Festtage 6000 Pilger verzeichnet, am Feste der Kreuzerhöhung sogar 7000 Personen. In der neueren Zeit sinkt die Zahl der Wallfahrer beständig.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1922 250jähriges Jubiläum der Vollendung der Kirche und der Kreuzwegstationen.

1958 300jähriges Jubiläum der Lorettokapelle und des Beginnes der Wallfahrt.

Ständige Priester: 1 Weltpriester (von Fall zu Fall Aushilfe).

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 40.

Kommunikanten jährlich: 7000.

Besucher jährlich: 20.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 130.

Hauptfeste: Kreuz-Auffindung, Kreuz-Erhöhung und Pfingsten.

Seelenzahl der Pfarre 1400, des Ortes 800.

Devotionalienhändler bei Konkurszeiten: 10 bis 12.

Gasthäuser: 10.

Besuch des Wallfahrtsortes ist fallend.

Zufahrten.

Wien—Řimau. Über Budweis oder besser: Eisenbahnfahrt bis Zaluzi Ledenitz, von dort 2 St. südwärts zu Fuß. Wien—Zaluzi 6 bis 7 St. K 7.—. Mit Schnellzugsbenützung bis Gmünd 4½ St. K 8.90.

Budweis–Řimau. Direkt bis Station Holkau-Řimau ¾ St. K —.70. Von dort ½ St. zu Fuß.

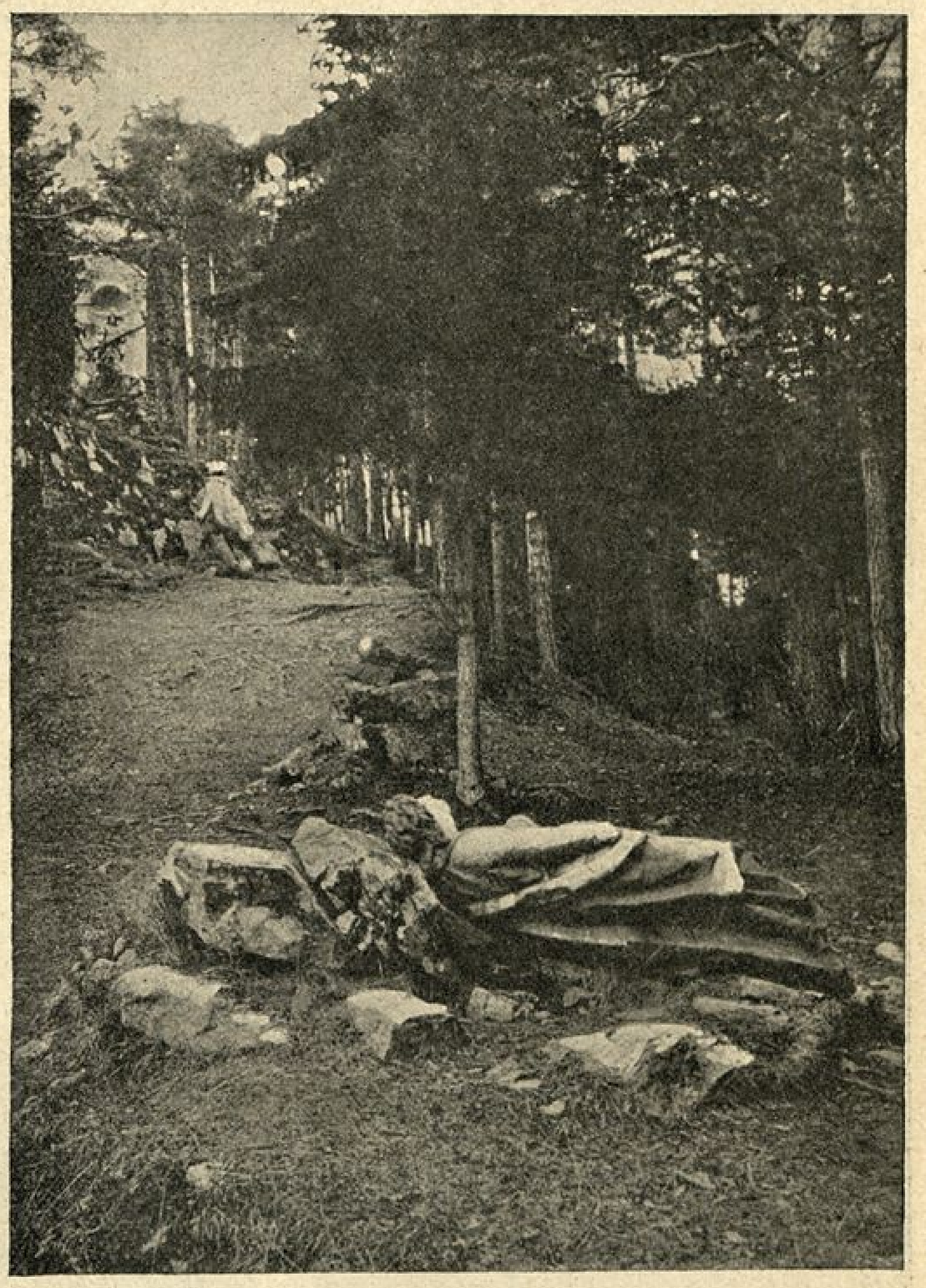
Benachbarte Wallfahrtsorte.

Řimau—Gojau. 4½ Wegstunden gegen Westen oder 2½ St. Fußweg bis Goldenkron, von dort Bahn.

Řimau—Maria-Schnee. 5 St. zu Fuß oder per Bahn: Holkau—Zartlesdorf—(umsteigen)—Reichenau a. d. Maltsch. 1¼ St. K 1.20.

Řimau — Maria-Rast am Stein. Eisenbahn Holkau—Zartlesdorf—(umsteigen)—Hohenfurt. 1½ St. K 1.50.

Řimau—Maria-Trost in Brünnl. 6 Wegstunden südöstlich oder Bahn: Holkau—Zartlesdorf.



Řimau, Ölberg. Phot. Jos. Heidinger, Řimau

Literatur.

Sommer, Böhmen. IX, 194.

Schaller, Topographie. XIII, 124.

Drobil, Římov, poutní místo. Prag-Smichov, 1903.

Trajer, Diözese Budweis.

Košnař, Poutnická mista. Prag 1910.

Austria-Kalender. 1846, S. 104.

Halaček, Kurzer Inhalt. Winterberg. Verlag des Pfarramtes.

Leo-Gschft. d. f. W. d. kath. K. Wien. IX, 95.

Kurze Erwägung.

In Řimau mußte man sich erst die Leidensstationen Jesu Christi eigens aufbauen; in das Menschenleben kommen sie von selber, ungerufen. In Řimau machte man die Stationen genau nach dem Maße der Stationen Christi; so

tut auch der Leidensträger am besten, seine Leiden an den Schmerzen Christi zu messen und sich öfters mit ihm zu vergleichen. In Rimau schickte man eigens nach Jerusalem zu der einstigen Lebensstätte des Heilandes, so geh' auch du in allen deinen Leiden zu Jesus, zu jener Stätte, wo er noch immer zu treffen ist: zum Tabernakel in der Kirche. Dort lerne leiden, lerne leben, lerne sterben, lerne das wahre, ewige Glück erjagen.

Gebet.

Erbarme Dich unser, o Herr, erbarme Dich unser!

O Gott, der Du das Zeichen des heiligen Kreuzes durch das teure Blut Deines geliebten Sohnes geheiliget hast; verleihe uns, wir bitten Dich, daß wir alle, sowie wir uns an der Verehrung des Kreuzes erfreuen, auch Deines göttlichen Schutzes allzeit teilhaftig werden mögen; durch Jesum Christum, unseren Herrn. Amen!

Haindorf.

Nordböhmen.

6000 bis 7000 Kommunikanten.

„Formosa" nennt man Dich — und „anmutsvoll"
Bist wahrlich du in Haindorfs Gnadenbild,
Und ob man Haß Dir bringt, ob Liebeszoll,
Du lächelst immer still und immer mild.

„Formosa" nennt man Dich! — Voll Majestät
Ist Deines Gotteshauses hehre Pracht,
Aus dem wie Gnadenfrühlingsluft es weht,
Aus dem ein ganzer Segenshimmel lacht.

„Formosa" nennt man Dich! — Wie Zauberland
Umgibt Dich rings ein irdisch Paradies
Und mahnt, daß tausenden schon Deine Hand
Zum Himmelsparadies die Wege wies.

Örtliche Lage.

Eröffnen wir unsere Betrachtungen mit einem großen, wahren Worte: Es gibt im ganzen Königreiche Böhmen keinen schöner gelegenen Wallfahrtsort als — Haindorf. —



Haindorf mit Isergebirge. Phot. F. Pietschmann, Landeshut.

Wer sich eine Landkarte des Königreiches Böhmen schon etwas genauer angesehen hat, der wird wissen, daß dieses Land nach Norden hin zwei Hörner aufweist. In diesen zwei nördlichsten Teilen Böhmens liegen nun zwei Wallfahrtsorte: im linken Horne ganz an der Landesgrenze das hochberühmte Filippsdorf, im rechten Horn unser Haindorf.

Haindorf liegt topographisch bestimmt 16 Kilometer Luftlinie nordöstlich von der Stadt Reichenberg entfernt, während in einer Entfernung von 7 Kilometern die preußische Reichsgrenze hinzieht; — orographisch bestimmt ist es so recht hineingebettet ins Herz des Isergebirges, dessen höchste Kämme rings um Haindorf reizvoll lagern, — hydrographisch bestimmt hat es seinen Platz an den Ufern des Wittigbaches, der die Haindorfer Wässerlein nordwärts hin dem Neisseflusse und also im weiteren Fortrinnen dem Oderstrome und der Ostsee zuführt.

Was die natürliche Lage betrifft, so ist Haindorf diesbezüglich ganz außerordentlich begünstigt.

Sagt doch schon sein Name, daß wir einen Ort im Haine treffen und ein Hain ist immer etwas Schönes; übrigens ist ein Teil des Dorfes, besonders der gegen die Station hin, villenartig verbaut und macht ganz den Eindruck einer schönen Sommerfrischstation.

Am lohnendsten ist der Blick zur Kirche, wenn man von der Eisenbahn aus nicht den kürzesten Weg zur Gnadenkirche wählt, sondern rechts ausbiegend den alten Wallfahrtsweg betritt. Man wird dann plötzlich an einer Stelle stehen, von wo aus sich eine breite schöne Gasse öffnet, von deren Ende her, wundervoll gelegen, die zweitürmige Kirche mit ihren vorgelagerten Parken und dem Nußstein als prächtigen Bergeshintergrund zu schauen ist.

Bei solchem Blicke beflügelt sich der Schritt und man freut sich innig des lockend schönen Anblickes. Eine breite Allee nimmt uns in der Nähe der Kirche auf; und links und rechts von der Allee stehen Bude an Bude die Devotionalienhändler; das Ganze ist so regelmäßig gebaut, daß wir scherzhaft diese beiden Budenreihen die „vorderen Ambiten" der Kirche nannten.

Dann ein zweiter Vorplatz, der schon mit Mauern gegürtet ist; ein Blumengarten drin, verheißend hindeutend auf die Blume aller Blumen: Maria, die Gottesbraut. Die Kirche selber thront auf einem massigen Felsen, den man gegen den Fluß hin mit künstlichen Aufschüttungen und starken Strebepfeilern erweitert und gefestigt hat, so daß nun der Anblick des Gotteshauses besonders von der alten Steinbrücke her ein wirklich imposanter zu nennen ist.

Kirchenfront und Ambiten.

Die hohe breite Kirchenfront mit ihren beiden Türmen zeigt die bekannten nnd beliebten Hauptformen einer stattlichen Renaissance-Fronte, deren Turmhelme in eleganter Weise die Zwiebelgestalt aufweisen. Hoch droben über dem mittleren der drei Portale thront das große steinerne Standbild der allerseligsten Jungfrau, das von einem Protestanten, und zwar in Zittau, also dem Ursprungsorte des Gnadenbildes, angefertigt sein soll. Ja, es sollen beide sogar in einem Hause entstanden sein. Rund um die Kirche laufen Ambiten mit vier Kapellen. Diese Ambiten sind aber verhältnismäßig sehr eng, nämlich hart neben die Kirche hin angebaut. Sie weisen keinerlei besondere Merkwürdigkeiten auf.



Haindorf, das Innere der Gnadenkirche. Phot. Ferd. Stracke, Reichenberg.
Der große Hochaltaraufsatz ist nur an die Rückwand der Kirche gemalt.

Das Innere der Gnadenkirche.

Ein Barock-Prachtbau von gewaltigen Größenverhältnissen. Die Kirche faßt wohl 6000, samt den Emporen aber 7000 Personen.

Wenn man diese Kirche, deren große Seitenwände nur gelblich gefärbelt erscheinen, im ganzen betrachtet, erscheint sie durch den Mangel an Seitendekoration etwas leer. Dafür entschädigen aber die meisterhaften Deckengemälde, großzügig entworfene Riesenbilder. Kunstleistungen ersten Ranges aus der Hand des im Jahre 1907 verstorbenen Wiener Künstlers Groll, der an der dortigen Kunstakademie die Stelle eines Professors innehatte. (Wir bemerken, daß derselbe Meister auch die Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingberge durch seine herrlichen Kompositionen geschmückt hat.)

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Pater Guardian Dänemark sind wir in der angenehmen Lage, hier in diesem Buche mehrere Stücke dieser vortrefflichen Gemälde zu bringen, was wir um so lieber tun, da wir hiedurch einem



Markus.

Sein Symbol ist der Löwe, da sein Evangelium mit dem Berichte über den Wüstenprediger Johannes beginnt; als Wüstenkönig aber gilt der Löwe.



Johannes.

Vor ihm flattert der Adler; denn einem geistigen Adler gleich, erhebt er sich in die höheren Regionen der Gottheit Christi, und spricht in erhabensten Worten von der Göttlichkeit des Messias.

Haindorf, Gnadenkirche.

Die kühn entworfenen, herrlichen Plafondbilder der vier Evangelisten, gemalt von Groll (gest. 1907), Professor der Kunstakademie zu Wien.



Matthäus.

Ein Mensch (Engel) reicht ihm den Schreibkiel; denn er beginnt sein Evangelium mit dem Berichte über die menschliche Abstammung Christi.



Lukas.

Sein Bild begleitet der Stier, da sein Evangelium mit dem Opfer des Zacharias beginnt; das wichtigste aller Opfertiere war jedoch der Stier.

Die vier Gestalten: Mensch, Löwe, Stier und Adler werden in der Heiligen Schrift vom Propheten Ezechiel und in der Geheimen Offenbarung des hl. Johannes oft erwähnt und wurden späterhin in der oberwähnten Weise von den vier Evangelisten angewendet.

Wiener Künstler ein wohlverdientes Lorbeerblatt in seinen Ruhmeskranz zu flechten hoffen.

Wenn wir zunächst auf die kreisrunde Doppeldarstellung der Hauptkuppel hinweisen, so darf der geneigte Leser dabei nicht übersehen, daß in der Photographie die stark gewölbten Kugelflächen der Kuppel nur flach zur Darstellung kommen, so daß die gegen den Rand hin postierten Figuren notwendigerweise verkürzt erscheinen, was selbstverständlich beim Gemälde selber nicht der Fall ist. Die dortselbst erscheinende Kreuzigungsszene bietet nebst dem gewaltig aufragenden, recht frei stehenden Kreuze des Erlösers noch ganz ausgesprochen vier von einander getrennte Gruppen: die klagenden Engel, die weinenden Frauen, die fliehenden Feinde, die erschütterten Soldaten. Die zweite Kuppelhälfte, figurenreicher als die erste, darstellend die glorreiche Himmelfahrt der Gottesbraut, weist als Glanzpunkte die lichtumstrahlte Gestalt des ewigen Vaters, der soeben der nahenden Erlösermutter sein „Ave!" kündet, sowie die lieblich hervortretende, licht gehaltene Figur der verklärten Himmelsfrau auf. Auch die ganz unten am Rande erscheinenden Menschengruppen — bewegte Darstellungen des nieverhallenden Rufes: Heilige Maria, bitt' für uns! — verdienen unsere vollste ehrende Aufmerksamkeit.

Ferner verweisen wir auf das ganzseitige Bild S. 372, wo wir die Entwürfe zu den übrigen Teilen der Decke studieren können, und wo unser Blick sicherlich mit besonderem Wohlgefallen auf den feinen, poetischen Darstellungen des Englischen Grußes haften wird. Die vier Gestalten der Evangelisten, die wir dortselbst erschauen, bringen wir auf Seite 522 und 523 in vergrößertem Maßstabe. Es sind markige, schwungvolle Bilder, ganz geeignet, uns in den fern der Welt gelegenen Ideenkreis der Evangelien zu versetzen.

Endlich verweisen wir noch auf die kleine Schlußvignette Seite 371, die demselben großen Gemäldezyklus entnommen, den Beweis liefert, wie dieser geniale Künstler auch in Nebengruppen wahrhafte Kabinettstücke von Schönheit zu liefern imstande war.

Der sehr schlank und hochstrebend erscheinende Hintergrund des Hochaltares erweist sich bei näherer Betrachtung als — gemalt. Aber das Ganze ist so vortrefflich und so plastisch durchgeführt, daß die Täuschung von wirklichem Säulenwerke und von Gesimsen eine geradezu frappante ist.

Die Kirche, zu deren schönstem Schmucke auch reichgegliederte Gesimse und Kapitäler der starken Pfeiler gehören, hat in einer Seitenkapelle, und zwar auf der Evangelienseite, ein ziemlich bemerkenswertes Schaustück: einen Flügelaltar, den der berühmte Feldherr Wallenstein mit sich im Feldlager herumgeführt haben soll. Doch wird die Tatsächlichkeit dieser Nachricht bezweifelt. Hinter diesem Flügelaltar war bis vor kurzem unten in einer Altarnische ein Strunk des alten Baumes zu sehen, auf dem der erste Standort des hiesigen Gnadenbildes war.

Bei der Restaurierung der Kirche ließ der P. Guardian den Baumstrunk ganz vermauern, und zwar deswegen, weil viele Pilger, um von Kopfleiden befreit zu werden, ihre Köpfe in die Nische hineinzustecken pflegten, ein Gebrauch, der gewiß nicht besonders schön ist, und wie der P. Guardian meint, auch etwas nach Aberglauben aussieht. Doch hat er vor, den Baumstrunk wieder freizulegen, allerdings ihn mit einem geeigneten Schutzgitter vor allzugroßer Annäherung zu schützen.

Betreffs des Gesamteindruckes, den die Kirche macht, sagen wir: in Entwurf und Stil und Deckendekoration ein großes und geniales Meisterstück, mit dem allerdings die innere Ausstattung nicht gleichen Schritt zu halten vermag.

Das Gnadenbild.

Das kleine, samt Sockel und ganz einfacher Zackenkrone 39 cm hohe Holzbild, das man wegen des holdseligen Lächelns „Formosa", „die Anmutsvolle" nennt, bildet den Mittelpunkt, die Anziehungskraft und den Stolz des Gnadenortes. Es ist eine so gelungene Bildhauerarbeit, daß man fast versucht wäre, ihr das hohe Alter abzusprechen und ihren Ursprung etwa in das 15. Jahrhundert zu versetzen. Die Gestalt der allerseligsten Jungfrau ist sehr schmächtig und infolge der einseitigen Belastung des linken Armes mit dem Jesukindlein säbelförmig gebogen. Das krausköpfige, dickwangige Kindlein, ein Knäblein von 1 bis $1^1/_2$ Jahren, ist nur von den Hüften an bis zu den Fußspitzen umkleidet und soeben vollauf mit einem Apfel beschäftigt, den es mit beiden Händen und ausgespreizten Fingern umklammert hält. Mit Wohlgefallen wendet die Mutter ihrem fröhlichen Kinde ihr Antlitz zu und freut sich sichtlich der Zufriedenheit ihres göttlichen Sprößlings. Ja, sie hat noch in der ziemlich tief nach abwärts gehaltenen Rechten eine Reservefrucht, die aber wegen ihrer Größe eher an einen Kürbis als an einen Apfel gemahnt. Die allerseligste Jungfrau trägt rote Schuhe, hat ein schleppendes gelbes Untergewand, ziemlich knappen goldenen Obermantel und um den Hals ein lose nach vorne herabhängendes Tuch. Die Haare legen sich in sehr regelmäßigen Strähnen gegen die rückwärtigen Halspartien und verschwinden dann unter dem vorerwähnten Halstuche.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Im 13. Jahrhunderte.

Wir können es uns nicht versagen, freilich mit mehreren Änderungen, jene herrlichen Worte hieherzusetzen, die Julius Helbig, der Verfasser der Geschichte der Kirche und des Klosters in Haindorf, in seiner Einleitung niederschreibt, indem er den Versuch macht, dem Leser ein Bild jener rauhen, unwirtlichen Stätte zu geben, die sich kurz vor Entstehung des Wallfahrtsortes einem etwaigen Besucher darbieten mochte.

„Ein tiefes, rauhes Waldland, durch das nur wenige betretene Pfade führten, wo Hirsche, Wölfe und Eber hausten und auch der grimme Bär noch Freistatt hatte — so müssen wir unseren Gau hier denken, bis von Norden her der Strom der deutschen Siedler in die Lausitz drang. Die Berge ragten damals zwar nicht mächtiger empor als heute, auch der Fluß hat sein Felsenbett seit jenen Tagen kaum erheblich tiefer ausgewühlt, — die tausend-

jährige Starre der Natur herrschte ja auch hier wie allerorts. Nur die Vegetation verjüngte sich im ewigen Wechsel und wo immer des Sturmes Kraft die alten Baumriesen niedergelegt hatte, da sproßte alsbald neues Leben aus ihren verwesenden Leichen. Dichter und üppiger gedieh auf dem humusreichen Waldboden die dunkle Tanne, die schlanke Fichte, im endlosen gegenseitigen Kampfe ringend nach Luft und Licht ... Aus dem Walde aber brach ein Bächlein herfür, dicht bevölkert von der Forelle und der Äsche, Wittig war des Bächleins Name, wohl vom „Wüten" des Wassers hergenommen, oder wie es poetisch angehauchte Seelen lieber vernehmen: von „Witekind" (Waldkind). Wie heute umkreiste der ungezügelte junge Bach in schäumenden Kaskaden den nachmaligen Haindorfer Kirchberg, doch nur um alsobald talabwärts zu enteilen.

Und hier in tiefer, unentweihter Einsamkeit, wo vielleicht die seltsamen Steingebilde „in der Schwarzbachschlucht" an heidnischen Kultus gemahnten, hier, wo die wilde aber eindrucksvolle Naturschönheit den Mythus vom heiligen Hain längst entthronter Götter von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, hier war der Platz wie geschaffen zu einer Stätte der Verehrung des einen und einzigen Christengottes und seiner gnadenvollen Jungfrau-Mutter, in deren Geheimnisse sich gläubige Gemüter wonnig versenkten".



Haindorf,
Deckengemälde in der Hauptkuppel: Kreuzigung Christi und Aufnahme Mariens in den Himmel.

Phot. Ferd. Stracke, Reichenberg.

Die Aufstellung des Gnadenbildes.

Sehr übereinstimmende Überlieferungen, wenn auch keine schriftlichen Zeugnisse, schildern uns den ersten Ursprung des lieblichen Gnadenortes folgendermaßen:

Einst lebte unweit der heutigen Gnadenkirche, wo jetzt das Dorf Mildeneichen steht, ein armer Siebmacher, der sich und seine Familie recht kümmerlich fortbrachte. Zur Armut gesellte sich Unglück: Sein Weib sowohl als seine Kinder wurden ihm schwer krank, so daß er nicht mehr imstande war, sie durch seiner Hände Arbeit zu ernähren und für die notwendige Pflege aufzukommen.

Da ging er kummerschwer in den nahen Wald und müde von Arbeit streckte er sich unter einer Linde ins Gras, wo bald ein leichter Schlummer seine Sinne umfing. Im Traume aber umgaukelten ihn Bilder des Trostes und es war ihm, als ob jemand gar mildiglich zu ihm spräche: er möge nicht verzagen und sein Weib und seine Kinder könnten wohl gesund werden; er möge nur nach Zittau gehen und dort ein Bildnis Unserer Lieben Frauen kaufen und das Bildnis dann hieher bringen und in die hohle Linde einsetzen.

Gleich am nächsten Freitag war der arme Siebmacher am Wege gegen Zittau und erfragte sich dort einen Bildhauer. Mit dem redete er wegen des Bildnisses. „Ja," sagte dieser, „er wolle ihm gern eines machen, aber könnte er denn

auch zahlen?“ Drauf der Siebmacher: „Sechs Pfennige hätte er wohl als Erlös seiner Ware und einen siebenten hätte er noch obendrein, den hätte er gefunden; mehr aber könnte er wohl nicht aufbringen.“

Aber um sieben Pfennige war kein neues Bild zu bekommen. — —

Da mischte sich des Bildhauers Weib ins Gespräch und meinte, droben am Boden wäre ein altes Bild, das schon elf Jahre fertig stünde, aber niemand möchte es kaufen, das könnte er wohl um sieben Pfennige bekommen.



Haindorf, Gruftkapelle mit dem „Wallenstein-Altar“.
Begräbnisstätte der gräflichen Familie Clam-Gallas.

Freudig ging der Arme auf das Anbot ein und nahm dann die alte Statue, bie bisher niemand haben wollte, in Empfang und zählte dem Meister sein ganzes Hab und Gut auf den Tisch: sieben Pfennige. Der aber nahm nur einen, den gefundenen; die sechs andern schwerverdienten schob er zurück. Wer weiß, ob diese schöne Liebestat des Meisters die Allerseligste droben nicht noch nachdrücklicher bewog, besondere Gnade auf das schlichte Bild zu legen.

Bald darnach stand das Bild an der Linde und nicht lange, so brachte der Siebmacher sein Weib und seine Kinder, alle krank, auf einem Wagen daher und hieß sie beten vor der Frauenlinde. Und sie wurden alle gesund. Und nach ihnen noch gar viele, viele andere.

Und späterhin, so berichtet man, seien bei dem Bilde gar mancherlei sonderliche Dinge vorgefallen.

Da kam eine reiche Frau von Prag her, oder noch weiter: 10 Meilen hinter Prag war sie daheim; die kam mit sechs Schimmeln gefahren. Sie war aber ganz krumm und lahm; und sie blieb vier Wochen in Haindorf und verrichtete ihre Andacht, und zum Schlusse ging sie ganz allein zu ihrem Wagen, der bei der äußersten Kapelle auf sie wartete und fuhr gesund wieder heim.

Auch ein blinder Knabe habe dort in Haindorf sein Augenlicht bekommen. Ein Spötter, der bei einem wilden Worte vor einem Kruzifixe seine Sprache verloren hatte, tat Buße, wallfahrtete nach Haindorf und begann alsda wieder recht zu reden.

Ein leichtsinniges Mädchen hatte sich verschworen: Wenn die ihr vorgeworfenen Beschuldigungen wahr seien, so mögen ihr die Zöpfe vom Haupte fallen. Und da sie bei dem Portale in die Haindorfer Kapelle einging, fielen ihr die Zöpfe von selber herunter und wurden lange Zeit in Haindorf aufbewahrt.

Die Zeit der Entstehung.

Alles, was wir hier erzählt haben, wurde erst im 17. Jahrhundert nach genauer Untersuchung der darüber im Volke verbreiteten Überlieferungen protokollarisch niedergeschrieben. Die drei Heilungsfälle scheinen sich übrigens erst im 16. Jahrhunderte ereignet zu haben, da sie von unmittelbaren Augenzeugen zu Protokoll gegeben wurden.

Wann aber haben wir uns die Geschichte mit dem armen Siebmacher zu denken? Es wird allgemein angenommen, daß sich dieses Ereignis im Jahre 1211 abspielte. Nun haben aber die ausführlichen, sehr gediegenen Forschungen, die in dem schon erwähnten Buche Julius Helbigs niedergelegt sind, ziemlich stichhältig nachgewiesen, daß das angeführte Jahr kaum richtig sein könne. Dafür wird mit guten Gründen die Ansicht verteidigt, daß dabei ein Irrtum von genau 100 Jahren vorgefallen sei und daß wir also jene Bildaufstellung in das Jahr 1311 zu versetzen hätten.

Es ist uns wirklich herzlich leid, daß wir dem so lieben und uns so sympathischen Wallfahrtsorte 100 Jahre seines lang behaupteten geschichtlichen Bestandes streichen müssen, aber wir wollen „die Gelüste des Herzens bezähmen“ und einmal dem trockenen Verstande Recht geben und schlagen uns also unsererseits auf die Seite des obgenannten gelehrten Forschers und nehmen als Entstehungsjahr des Wallfahrtsortes Haindorf das Jahr 1311 an.

In diesem Jahre also wurde bald nach der Aufstellung des Bildes eine Kapelle erbaut, zu der alsbald ein Zuzug von Seite der Nachbarorte begann. Dieser Zuzug vermehrte sich im Laufe der Jahrzehnte so sehr, daß schon im Jahre 1350 ein landesfürstliches Verbot gegen diesen starken Zudrang erlassen wurde. Darum wurde denn auch im Jahre 1352 ein vergrößerter Bau, die heutige Johanniskapelle, aufgeführt.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, und zwar vom Jahre 1472 bis 1498 wurde abermals ein neuer, diesmal recht massiver Kirchenbau hergestellt, der aber nach den vorhandenen Beschreibungen weder durch besondere Schönheit noch auch durch Größe hervorragend war. Die Konsekration dieser (dritten) Kirche fällt in das Jahr 1498. Sie hatte nur drei Altäre und war „zu Ehren der Heimsuchung der fröhlichen Jungfrau Maria geweiht." („Fröhlich" wohl wegen der Heimsuchung, aber gewiß zugleich eine Anspielung auf das lächelnde Gnadenbild.)

Haindorf in der Reformationszeit.

Vom Jahre 1558 bis 1621 gehörte Haindorf einer protestantischen Adelsfamilie, die, ihre Macht benutzend, die Seelsorge alsbald von protestantischen Predigern besorgen ließ. Die Gnadenkirche selber wurde gesperrt, das Bild in einem Flügelaltare verschlossen. Verschiedene Versuche, auch von Seite auswärtiger einflußreicher Freunde des Wallfahrtsortes, diesem Übel zu steuern, blieben so ziemlich erfolglos.

Ja, man erzählt sogar, daß späterhin eine protestantische Gutsherrin das Gnadenbild in ihr Schloß nahm, weil sie willens war, den Marienkultus gänzlich auszurotten. Doch trug es sich zu, daß bei einem Brande des Schlosses gerade dieses Holzbild Mariens unversehrt blieb, worauf die Schloßherrin (anstatt diesen deutlichen Fingerzeig Gottes zu ihrem eigenen Heile zu verwerten) es in Eile und Schrecken in die Kirche zu Haindorf zurücktragen ließ. Doch soll es mit dieser Brandgeschichte, wie strenge Historiker nachweisen, nicht recht stimmen.

Weitere Ereignisse.

Im Jahre 1621 mußte die Kirche wieder den Katholiken ausgeliefert werden und alsbald hielt der Dechant von Friedland nach langen Jahren wieder die erste feierliche Prozession, wobei er auch die Errichtung eines Pilgerhauses anregte.

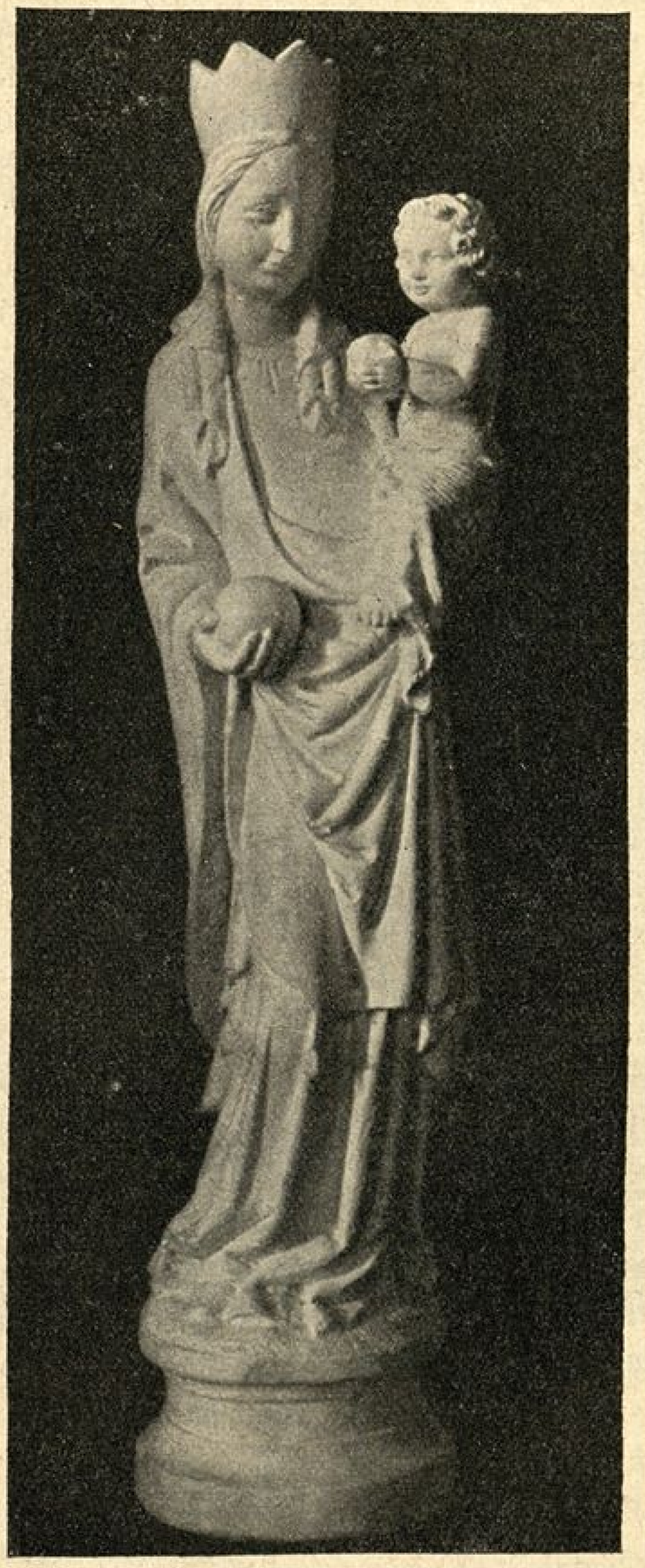
Im Jahre 1680 wurde rings um die Kirche herum das „zirkelrunde Bogenwerk" (Ambiten) erbaut, das sich aber als miserabel fundamentiert erwies, so daß es nach 16 Jahren wegen Gefahr des drohenden Einsturzes gründlich repariert werden mußte.

1690 war insoferne ein sehr wichtiges Jahr für den Wallfahrtsort, weil damals Kirche und Wallfahrtsseelsorge dem Franziskanerorden übergeben wurde, eine Maßregel, die selbstverständlich dem Aufblühen des Wallfahrtsortes sehr vorteilhaft war. Die feierliche Übergabe vollzog sich am 16. Februar 1692. Noch in demselben Jahre wurde mit dem für die neuen Priester unbedingt notwendigen Klosterbau begonnen und dieser im Jahre 1698 vollendet.

Mit dem Einzuge der PP. Franziskaner kam in mancher Beziehung neues Leben in den Wallfahrtsort: der Zuzug der Wallfahrer wurde bedeutend größer, da nun ja so vortreffliche Gelegenheit geboten war, am Gnadenorte die heiligen Sakramente zu empfangen. Und so finden wir nach Verlauf von drei Jahrzehnten, im Jahre 1721, die respektable Zahl von 64.000 Wallfahrtskommunikanten und dazu die Ankunft von 111 auswärtigen Priestern.

Auch die bauliche Ausgestaltung des Gnadenortes ging nun ziemlich rasch vor sich. Nachdem schon im Jahre 1693 die fünfzehn Kapellen auf dem Wege von Friedland nach Haindorf hergestellt worden waren, mußte man sich immer mehr und mehr an den Gedanken gewöhnen, in Haindorf irgend eine große Kirche zu bauen, da dies zur unbedingten Notwendigkeit geworden war. Freilich zögerte man begreiflicherweise mit der Inangriffnahme eines so großen Werkes, hauptsächlich wohl wegen der fehlenden Baukapitalien.

Endlich wurde im Jahre 1722 mit dem Baumeister Hafenecker aus Prag der Kirchenbaukontrakt abgeschlossen und unterfertigt. Doch scheint der Plan zum Baue von einer anderen Meisterhand herzurühren; es wird nämlich allgemein angenommen, daß der gefeierte Altmeister der Barocke, Fischer von Erlach, den Plan zu diesem genial angelegten Baue gezeichnet habe. Dies scheint um so wahrscheinlicher zu sein, da nachweisbar damals Fischer von Erlach viel in Friedland verkehrte und da zudem die mächtige Kirche unleugbare Ähnlichkeiten mit dem Meisterstücke jenes großen Baumeisters, mit der St. Karlskirche in Wien, aufweist.



Haindorf, Gnadenbild, genannt: Formosa (die Anmutige).

Schon nach drei Jahren stand der majestätische Bau fertig da und konnte am Tage der Heimsuchung Mariens 1725 feierlich eingeweiht werden.

Doch erst 1729 wurde der Knopf der Kuppel aufgesetzt und in demselben Jahre die Kirche dem regelmäßigen öffentlichen Gottesdienste eröffnet.

1754 erließ der König von Preußen das Verbot der Wallfahrten nach ausländischen Wallfahrtsorten, so daß also nach dem Wortlaute und Sinne dieses Dekretes fürderhin keine preußischen Untertanen in das österreichische Haindorf pilgern sollten: eine recht alberne, unüber-

legte Vorschrift, die sich auch tatsächlich als ganz hinfällig erwies, da ja doch dem preußischen König in Haindorf keinerlei Macht zum Einschreiten gegen dort einziehende Wallfahrer zustand.

Ein sehr verhängnisvolles Jahr für Haindorf war das Jahr 1761, weil damals ein großer Brand die Kirche fast gänzlich ruinierte. Mit knapper Not gelang es dem damaligen Superior, das Gnadenbild zu retten. Doch wurde der große Schaden dank der Opferwilligkeit vieler Wohltäter in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder gutgemacht und die Kirche aufs neue wieder hergestellt.

Böse Zeiten.

1784 mußten infolge einer allgemein erlassenen kirchlichen Vorschrift Kaiser Josefs II. alle silbernen, überhaupt kostbaren Weihegeschenke aus der Kirche entfernt[1]) werden.

1785 wurden durch strenges Dekret alle Wallfahrten verboten, infolgedessen Haindorf durch mehrere Jahre hindurch gleichsam verwaist und verlassen dastand. Doch wurden 1791, nach dem Tode des Kaisers, ohne lange Erlaubnisfragerei die alten Prozessionen wieder nach und nach aufgenommen.

1791 hatten die kaiserlichen Schätzmeister in der Kirche mannigfache Beschäftigung, da sie alle vorhandenen Edelmetalle abschätzen[2]) mußten, damit sie dem „rechtmäßigen Besitzer", dem Staat, jederzeit zur Verfügung stünden.

1807 wurde ein weiterer Schritt in der Besitzergreifung dieser Edelmetalle gemacht, indem jedes Stück die staatliche Punzierung[3]) bekam.

1810 wurde endlich dem grausamen Spiel ein gnädiges Ende bereitet und alle wertvollen Geräte an die Statthalterei abgeliefert.[4])

Seit dieser Zeit genoß die Kirche, weil in ihr nicht mehr viel zu holen war, einer befriedigenden Ruhe.

In den allerletzten Jahren, und zwar von 1899 bis 1909 wurde die Kirche in allen ihren Teilen sorgfältig restauriert, eine Arbeit, die zwar 200.000 Kronen Geld kostete, die aber durch ihren Erfolg die große Auslage glänzend lohnte.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1925 200jähr. Jub. der Kirchweihe.
1942 250jähr. Jub. der PP. Franziskaner.
1961 650 (oder 750) jähr. Jub. der Entstehung.

Ständige Priester: 4 PP. Franziskaner aus der böhm.-mähr. Provinz.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 500.

Kommunikanten jährlich: 6000—7000.

Besucher jährlich: 100.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 8.

Hauptfest: Mariä Heimsuchung.

Ständige Devotionalienhändler: 2 lange Reihen von Verkaufsbuden.

Gasthäuser: 22.

Kaffeeschänker: 2.

[1]) Erster Schritt. [2]) Zweiter Schritt. [3]) Dritter Schritt. [4]) Vierter Schritt.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist ziemlich gleichmäßig anhaltend.

Nationalität der Wallfahrer: deutsch.

Zufahrten.

Wien—Haindorf. Über Reichenberg. Von Wien N.-W.-B. nach Reichenberg Schnellz. 9 St. K 18.90. Personenz. zirka 15 St. K 14.90. — Weiter von Reichenberg über Raspenau nach Haindorf 1 St. K 1.20 (Retourkarte K 1.86).

Prag—(F.-J.-B.)—Haindorf. Über Jungbunzlau—Turnau und Raspenau. Zirka 7 St. K 6.32.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Haindorf—Filippsdorf. Über Raspenau—Reichenberg—Zittau nach Neu-Gersdorf. 3½ bis 4 St. Zirka K 3.—.

Haindorf—Boskow. Über Raspenau—Turnau nach Semil. 3 St. K 3.20.

Literatur.

Julius Helbig, Geschichte der Kirche. Friedland 1894, 8°, 132 S.

Julius Helbig, Das Wallfahrtshaus in Haindorf. Friedland, 64 S.

Frinds, Kirchengeschichte Böhmens. An etlichen Stellen.

Oppitz, Fruchtbarer und schattenreicher Lindenbaum. Haindorf, 1731.

Herrmann, Geschichte von Reichenberg. Bd. I.

Loserth, Beiträge zur ältesten Geschichte Böhmens.

Gebhard, Die heilige Sage. Wien 1866. II, 289.

Austria-Kal. 1845, S. 165.

Sommer, Böhmen. Bunzlauer Kreis. Prag 1834. II, 317.

Reg.-Mar.-Kal. 1880, III.

Mitt. d. Zentr.-Kom. 1877, XV. — 1888, 26. — 1900, 153, 217. — 1901, 116. — 1902, 258, 338.

Mitt. d. Zentr.-Kom (Über Fischer v. Erlach.) 1894, 160, 225.

Leo-Geschft. d. f. W. d. kath. K. XI, 38.

Kurze Erwägung.

Sehr sinnig hat ein alter Schriftsteller diesen Gnadenort einen fruchtbaren und schattenreichen Lindenbaum genannt. Was sind des Lindenbaums duftende Blüten anderes als die Gnaden, was sein Schatten anderes, als der reiche Seelentrost? So kommet, die ihr trüben Herzens seid, kommet zu eurer Mutter, labet euch und stärket euer Herz am Himmelsdufte ihrer Gnade — und auch ihr kommet, die ihr müde seid und rastet im wunderbar erquickenden Schatten dieser Himmelslinde!

Gebet.

O liebe, reiche Mutter vom Himmel, sieh' nieder auf die Schar Deiner Kinder, die heute im Geiste dem heiligen friedlichen Haine sich nahet, wo Du so milde und tröstend all denen zu helfen bereit stehst, die hoffend und harrend zu Dir ihre Zuflucht nehmen. Vergiß nicht, daß man Dich „Formosa" nennet, die Anmutige, die Liebreiche. So zeig' uns Deines Antlitzes Liebreiz, Deines Herzens Erbarmen und sieh' gnädig, freundlich, gütig nieder auf die, die armselig, elend, aber vertrauend Dir zu Füßen knien! Mutter, ewig lächelnde, unterbrich nicht Dein holdes Lächeln, wenn unsere Armut, unsere grenzenlose Hinfälligkeit, unsere Schwachheit vor Dir erscheint. Lächle, lächle, Mutter und Dein Mutterlächeln wird uns wie die Morgenröte sein, wird uns Trost und Heil und Seligkeit bringen. Amen!

In stillem Glück das Kind erblick'
Ich heut' auf Deinem Arm,
Dein Kindlein ruht so weich und gut,
Denn Mutterherz ist warm.

Lieb Kindlein schau, die holde Frau,
Die Deine Mutter ist,
Wie liebt sie Dich gar wonniglich,
Weil Du ihr Söhnlein bist.

O sag' es ihr, daß sie auch mir
Ein wenig Liebe schenkt
Und daß sie gern in Himmelsfern'
Des Erdenkindes denkt.

Trens.

Tirol.

Über 8000 Kommunikanten[1]).

Örtliche Lage.

Wo der Schienenstrang der Südbahn von Innsbruck ab südwärts zwischen himmelstrebenden Gebirgszügen über den Brennerpaß gegen Bozen und weiter gegen Trient führt, dort findet sich 69 km südlich von Innsbruck (nur 15 km nördlich von der bekannten Eisenbahnstation Franzensfeste) die Bahnstation Freienfeld. Etwa zehn Minuten von dieser Haltestelle entfernt, und zwar nördlich von ihr gegen die Bergeslehne zu liegt eine schmucke Kirche, die sich sofort durch ihren spitzigen Turm. als eine echte Tiroler Kirche zeigt: es ist die Wallfahrtskirche Maria-Trens. (Meereshöhe der Kirche gegen 960 m.)



Trens, Gesamtanblick; im Hintergrunde Stubayer Alpen (bis 3500 m).

Pilger, die nicht den Personenzug, sondern einen Schnellzug benützen, müssen den Zug in der Station Sterzing verlassen; Sterzing ist (gegen Innsbruck hin) die erste Station nach der soeben genannten Haltestelle Freienfeld. Von Sterzing führt eine gute, in ihrer ersten Hälfte sehr schön mit Alleebäumen bepflanzte Straße an der Burgruine Sprechenstein vorbei in 1¼ Gehstunden nach Trens. Auf diesem Wege findet man schon ganz nahe beim Wallfahrtsorte eine Kapelle, auf der die Inschrift angebracht ist:

„Bis hieher und nicht weiter kamen die feindlichen Reiter. 1797."

War vielleicht dieses Stillehalten und Umkehren einer gefährlichen Plünderschar ein von Maria veranlaßtes Ereignis, um ihren Gnadenort zu schützen? Wir wissen es nicht; aber unmöglich wäre solche Annahme nicht!

Kirche und Gnadenbild.

Die Trenser Wallfahrtskirche zeigt nach außen hin allereinfachste Form. Die Vorderfront besteht eigentlich im Grunde genommen nur aus einem sehr großen Quadrate und einem darüber gelegten gleichseitigen Dreiecke. Im untern Teile des Quadrates sieht man das Kirchenportal von spärlicher Verzierung umrahmt. Ober dem Portale steht ein sehr wertvolles in Stein gehauenes Marienbild mit dem Jesukinde, ein Kunstwerk ersten Ranges.

Gehen wir vom Eingangstore nach links um die Kirche, so kommen wir zu einem Anbau (aus dem Jahre 1727 und 1728). Dieser Anbau ist die eigentliche Gnadenkapelle. Die Kirche selber stammt schon aus dem Jahre 1498.

Vom Eingangstore nach rechts gehend finden wir etwa in der Mitte der Seitenwand den Turm, während sich weiterhin gegen rechts der Friedhof an die Kirche anschließt. Bei diesem Friedhofe fielen uns längs der Mauer 14 schön gearbeitete Kreuzwegstationen auf. Fünf aus Ratschinger Marmor gefertigte Weihbrunnbecken schmücken dessen Längsseite und sind eine stille Erinnerung, den armen Seelen zu lieb ein paar Weihwassertropfen versprengen zu wollen.

Beim Eintritte in die Kirche fällt uns gleich rechts eine lebensgroße oder vielleicht überlebensgroße Statue der Rosenkranzkönigin in die Augen, die hier gleichsam Pförtnerin zu sein scheint.

Ferner sehen wir an der uns gegenüberliegenden Kirchenwand eine Unzahl kleiner, ganz gleich großer, mit Öl-

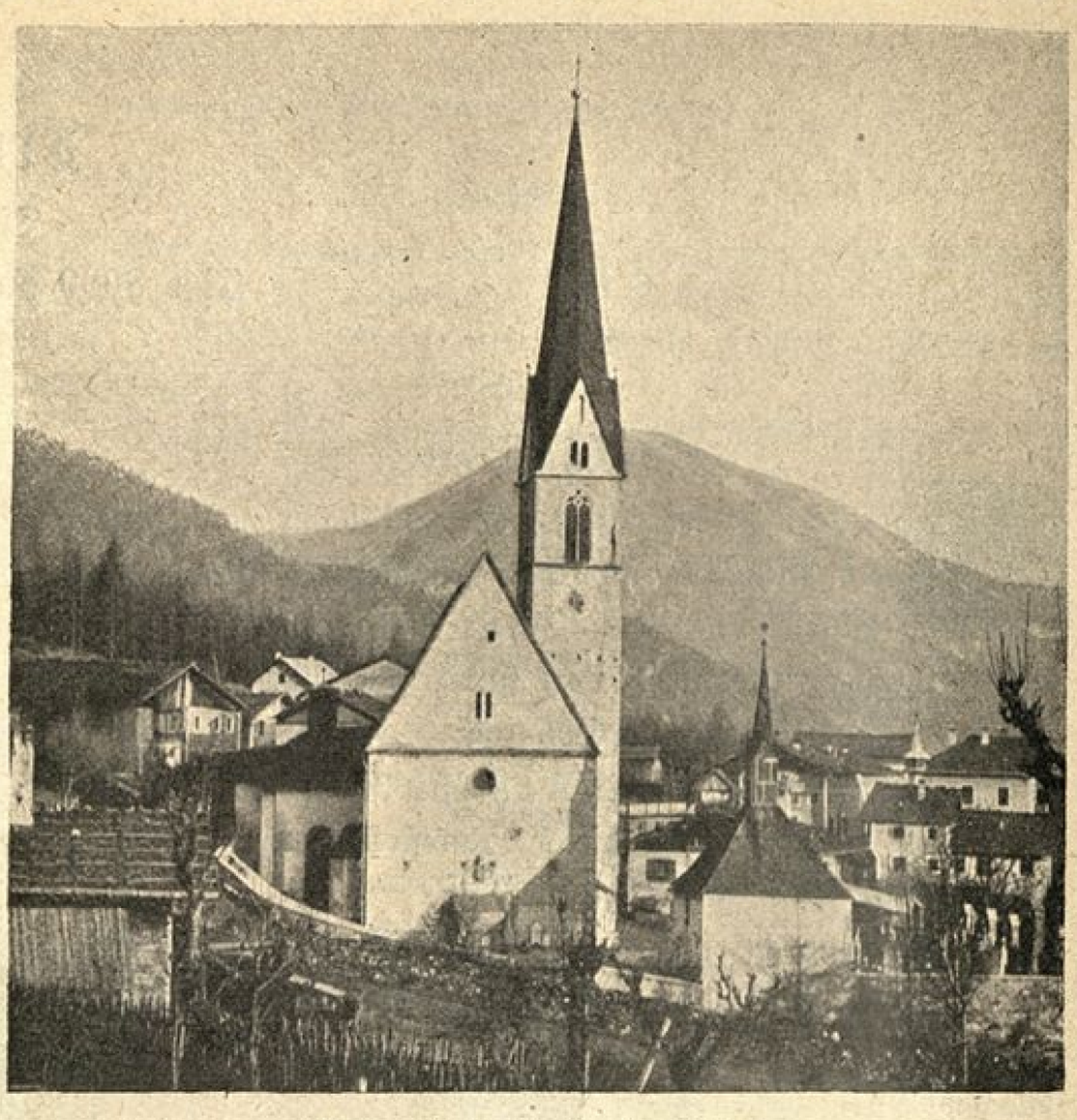
[1]) Wegen Richtigstellung während des Druckes erst hier eingereiht.

farbe gemalter Votivbilder, die in ununterbrochenen Reihen über- und nebeneinander hängen.

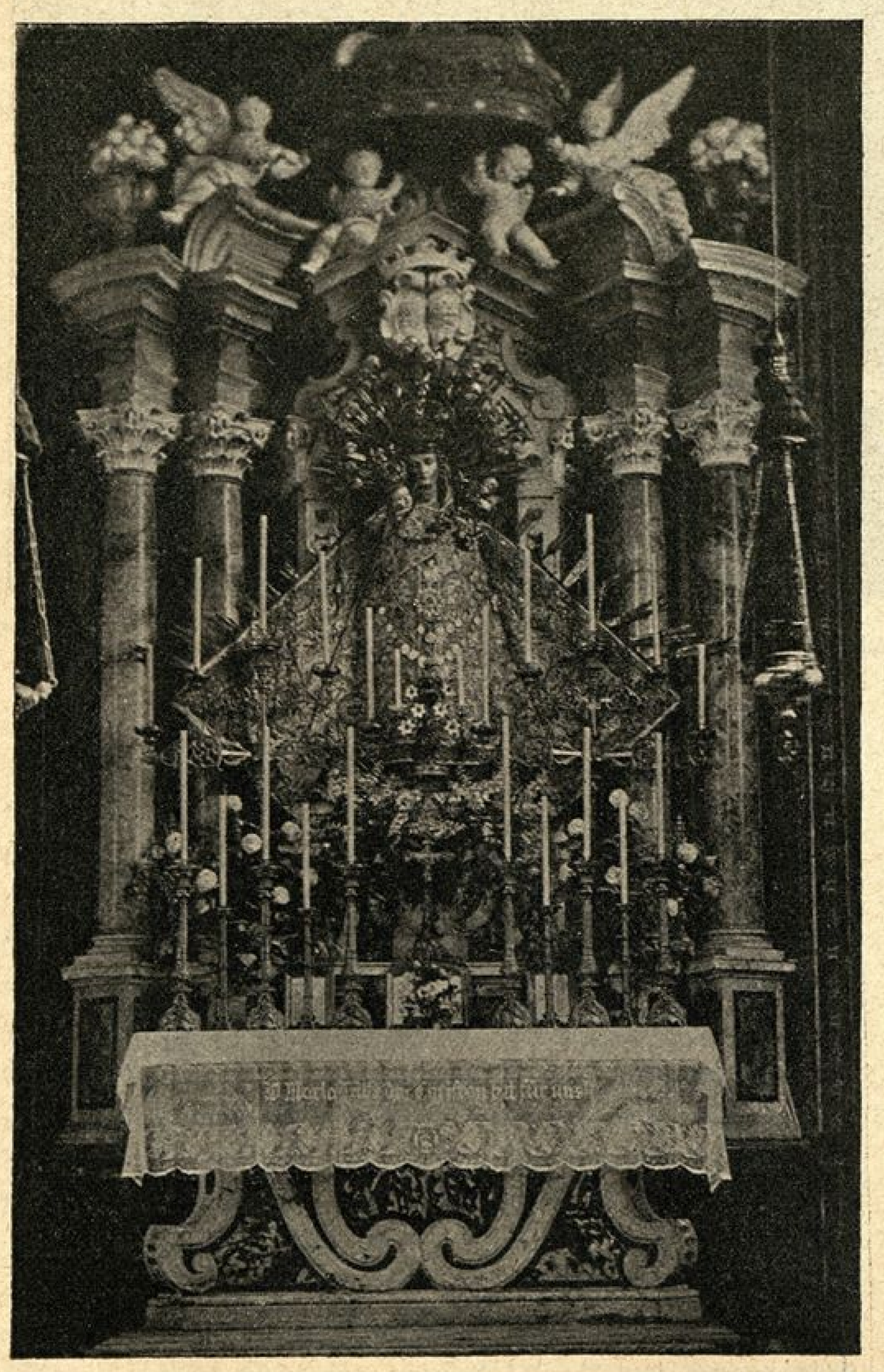
Die Kirche hat mittlere Größe; wir schätzen ihren Fassungsraum auf 1200 bis 1500 Personen. Die Bauart ist, wie sich im Innern deutlicher zeigt als am Äußern, gotisch. Der Hochaltar ist ein würdiges Meisterstück, bei dem besonders der oberste Auffatz sowie der von einem geschmackvollen Baldachine herabwallende, das Altarbild einschließende Vorhang unsere Aufmerksamkeit erregt. Die malerische Ausstattung der Decke (des Plafonds) kann unsere Zustimmung in nur geringem Maße finden. (Die Gemälde sind von Mölk.)

Wenden wir endlich unser Auge demjenigen Gegenstande zu, dem ja schließlich unser Besuch hier gilt, nämlich dem Gnadenbilde, so finden wir dieses, wie schon früher erwähnt, in einer durch ein Gitter abgeschlossenen separaten Seitenkapelle, die sich durch ihre Bauart (Kuppelbau) von der Hauptkirche wesentlich unterscheidet.

In dieser Kapelle erhebt sich, fast die ganze Rückwand ausfüllend, der marmorne Altar, auf dessen oberen Gesimsen jubilierende Engelein die Gottesmutter in ununterbrochenen Liedern zu preisen scheinen. In der Mitte des Altarauffatzes thront, die umhüllenden Prunkgewande flügelartig ausgebreitet, das herrliche Gnadenbild. Es ist eine zirka 120 cm hohe Marienstatue. Die Muttergottes steht und hält im rechten Arme ihr göttliches Söhnlein. Das Knäblein ist überaus bausbackig, die Mutter blickt ernst und milde nicht auf das Kindlein, sondern gleichsam auf die vor ihr versammelten andächtigen Verehrer hernieder. Das gekrönte Haupt umfunkelt ein Kranz von zwölf Sternen, während überdies goldene Strahlen nach allen Richtungen hin lichtes Geflimmer verbreiten. Wer dieses Gnadenbild geschaut, wird sicherlich mit uns im Urteil übereinstimmen und sagen: Es ist ein herrlich Stück!



Trens, Gnadenkirche mit Friedhof.



Trens, der Gnadenaltar.

In der Sakristei der Kirche befindet sich eine Statue der schmerzhaften Mutter von ansehnlichem Kunstwerte. — Und noch eines wollen wir, weil es uns gefallen hat, nicht unerwähnt lassen: Beim Ausgange gegen das Dorf hin halten nebst dem Tore der Friedhofmauer auf zwei Säulen zwei gar liebliche Gestalten treue Wache: Herz Jesu und Herz Mariä; nämlich zwei Statuen, die in Farben gefaßt diese uns so heiligen Geheimnisse zur würdigen Darstellung bringen.

Wir scheiden hiemit von dem lieblichen Gotteshause und wenden unsere Aufmerksamkeit dem zu, was uns Sage und Geschichte über die Vergangenheit dieser ehrwürdigen Gebetsstätte zu berichten weiß.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprungslegenden.

Die Wolkenschleier großer Unsicherheit verhüllen neidisch die Anfänge dieses trauten Ortes, und nur der Legende matt leuchtende Strahlen lassen uns hie und da einen klärenden Blick in längst verschwundene Zeitläufte werfen.

Etwa um das Jahr 500 nach Christi Geburt soll in jenen stillen Tälern Tirols ein heiliger Sendbote Christi, der heilige Valentin, des Evangeliums Freuden-

botschaft verkündet und so den christlichen Glauben in diesen Gegenden erweckt haben. Diese Nachricht erscheint um so leichter glaubhaft, als es über allen Zweifel erhaben ist, daß gerade Tirol sich einer sehr frühen Christianisierung erfreute (vergleiche die Wallfahrtsorte Säben, San Romedio, Serfaus).

Ferner ist es ganz bestimmt, daß ehemals oberhalb des heutigen Ortes Trens an der Berglehne eine Straße von Flans über Vallgenein nach der nahen Burg Sprechenstein führte. Da nun späterhin die heutige Gnadenstatue im angemuhrten Schutte eines Wildbaches in der Nähe des Dorfes aufgefunden ward, so liegt die Vermutung nahe, daß an jener erwähnten Bergstraße an passender Stelle ein kleines Heiligtum gestanden sei, wie es eine frühere christliche Generation sich erbaut hatte; vielleicht war dieses Heiligtum eine der ältesten Kapellen des Landes überhaupt. Dann also mag jenes Ungewitter, dessen Spuren bis heute noch immer erkennbar sind, herniedergegangen sein, die Kapelle zusammengerissen und mit ungeheuren Lawinenmassen talwärts getragen haben. Auf diese Art könnte die heutige Gnadenstatue an ihre spätere Fundstelle gekommen sein. Wenn nun dadurch der Vorgang in ganz natürlicher Weise dargestellt erscheint, so wird das gläubige Gemüt dennoch die tadellose Erhaltung dieses zarten Holzgebildes mitten in einer niederstürzenden Masse von Geröll, Felsblöcken, Holzstämmen und dergleichen dankbar einer besonders gütigen Vorsehung des allmächtigen Gottes zuschreiben.



Trens, das Gnadenbild ohne Prunkgewande.

Die Auffindung der Statue.

Wie lange das heute so verehrte Bild im schützenden Erdreiche gelegen sei, darüber fehlt jegliche Angabe. Auch der Zeitpunkt der legendenhaften Auffindung, die wir sofort berichten werden, entzieht sich einer sicheren Beurteilung, obwohl er mit einiger Wahrscheinlichkeit in das 14. Jahrhundert nach Christus verlegt werden kann. Jedenfalls wird im Jahre 1345 die Marienkirche in Trens schon urkundlich erwähnt, so daß dieses Jahr als Ursprungsjahr des Wallfahrtsortes angenommen werden kann.

Um die eben genannte Zeit herum trug es sich zu, daß abermals ein heftiges Unwetter über das Dorf Trens herniederging. Wenn wir dem Namen des Örtchens trauen wollen, so scheinen derartige Naturereignisse gerade dort keine Seltenheit gewesen zu sein. Kommt ja doch der Name Trens von dem lateinischen „torrentes“ her, was zu deutsch nichts anderes heißt als: „Wildbäche“ oder auch „Wasserstürze“. Mit diesem Namen wurde die Örtlichkeit schon im 9. Jahrhunderte urkundlich bezeichnet, während späterhin der erste Name in Trentes und Trenses, endlich in das kurze Trens überging. Doch was dem Dorfe Gefahr und Schaden in Hülle und Fülle brachte, das brachte ihm auch seinen größten Segen: Das Gnadenbild.

Wie wir früher angenommen, kam ja das Gnadenbild eben durch solch einen wilden „Torrens“ (Sturzbach) ins Tal hernieder und ein weiterer „Torrens“ wurde die Veranlassung zur Auffindung der vermuhrten Statue. Als nämlich die Wasser drohend das letzte Dorfhäuschen bedrängten, suchte der geängstigte Hausbesitzer mit Hilfe einiger Nachbarn dem wilden Elemente einen alten halbverschütteten Graben zum Abzuge frei zu machen, um so selber Luft zu bekommen. Aber siehe da: als sie den alten Graben beinahe ganz ausgehoben hatten, fanden sie zu unterst ein bemaltes Holz: die Marienstatue, die heute in der Gnadenkapelle zur Verehrung ausgestellt ist. Das war dem Bauer wohl ein erwünschter Fund und mit Freuden trug er das Geschenk des Himmels in seine bescheidene Wohnstube und stellte es mit Ehrfurcht auf und verrichtete davor seine Andacht; aber schon am nächsten Morgen war es nicht mehr vorhanden. Man suchte es mit Eifer — der eine erzählte davon dem andern — und nicht lange hatte man die Entdeckung gemacht: „Das Bild steht ja in der kleinen Dorfkapelle!“ Darob gewaltiges Erstaunen: wer hat das Bild in die Kapelle getragen? Aber kein Mensch wußte davon etwas zu sagen.

Da eilte der glückliche Finder sinnend zum Pfarrer nach Stilfes. Der ließ sich die Sondermär erzählen und ging dann selber hin, um sich zu überzeugen. Er nahm das Bild von der Kapelle hinweg, trug es abermals in des Bauers Schlafkammer, verschloß die Türe, versiegelte sie und ging in seinen Pfarrhof. Schon am nächsten Morgen ward er zum Mirakel gerufen: zum neuen Marienbilde in der Dorfkapelle! Die Kammer des Bauers aber trug unverletzt ihre Siegel, und als man sie brach und eindrang, war kein Bild mehr vorhanden. Aber der Menschengeist ist ein Geist voll des Mißtrauens und Zweifels und daher schritt man zur nochmaligen Probe und versiegelte abermals das Bild in der Kammer; der Erfolg war der gleiche: der nächste Morgen sah die Marienstatue in der Dorfkapelle!

Das war Aufregung, Freude und Jubel in Trens und in der ganzen Umgebung! Man eilte zum neuen Bilde der

Gnade und in kürzester Frist wußte man von auffallenden unerklärlichen Mirakeln zu berichten, so daß das ganze Tal der Himmelsfrau dankte, daß sie huldreich eingezogen und sich hier eine Stätte erkoren, wo sie helfen wollte den Schwachen, trösten die Betrübten, segnen alles Volk, das zu ihr sich wandte.

Das ist die schlichte Ursprungslegende des Wallfahrtsortes Trens.

Der geheilte Blinde.

Folgendes Ereignis aus der ersten Gnadenzeit des Ortes Trens mag hier besonders berichtet werden, erstens deshalb, weil eine übernatürliche Mahnung einen fremden Pilger von sehr weiter Ferne nach Trens weist und zweitens, weil man annimmt, daß gerade dieses Vorkommnis ausschlaggebend für den Neubau einer größeren Kirche daselbst gewesen sei. Doch lassen sich keine bestimmten Jahreszahlen angeben.

Das Ereignis ist folgendes:

Als einst ein frommer Pilger, der nach Rom zu den Gräbern der Apostel gewallt war, seine Heimreise antrat, hatte er das Unglück durch ein schnell hereinbrechendes Augenleiden gänzlich zu erblinden. Das war großer Jammer für ihn; in heißen Gebeten flehte er zu Maria, auf die er besonders vertraute, um Hilfe. Da hatte er in der Nacht ein Traumbild, das ihm befahl, nach Trens zur Marienstatue zu wallen. Froh des Befehles begann er zu fragen, wo denn dieses Trens zu finden wäre. Niemand wußte davon; erst bis er auf Tiroler Gebiet gegen Trient gekommen war, wies man ihm den rechten Weg. Mit Freude begab er sich hin und bei der Annäherung bemerkte er die beginnende Wiederkehr seiner Sehkraft. Betend vor dem Bilde ward er völlig und für immer gesund.



Trens, Holzschnitzerei in der Sakristei.

Weitere Ereignisse.

Wenn alles bisher Erzählte mehr oder minder legendenhaft war, so sind die folgenden Daten dafür vollbeglaubigte historische Tatsachen. Wir bringen sie nur in kurzen klaren Andeutungen.

1345. Erste urkundliche Nennung einer Marienkirche in Trens.

1407. Konrad Trautson, Besitzer des nahen Schlosses Sprechenstein stiftete um dieses Jahr die erste feste Wochenmesse in der Marienkirche, und zwar für jeden Dienstag. Diese Stiftung konnte späterhin aus verschiedenen Ursachen nicht immer genau eingehalten werden, weswegen sie im Jahre 1717 durch neuerlich hinzugefügtes Stiftungskapital von einem Nachkommen des ersten Stifters neuerdings ins Leben gerufen wurde.

1443 stiftete die Gemeinde Trens zu Ehren der Muttergottes eine tägliche Frühmesse für alle Wochentage mit Ausnahme des Dienstages (für den schon durch die erste Stiftung gesorgt war). Diese Stiftung setzt wohl eine merkliche Steigerung des Wallfahrtsverkehres voraus. Übrigens gab es an den hohen Marienfesten schon seit unvordenklichen Zeiten immer feierlichen Gottesdienst vonseite der Pfarrgeistlichkeit zu Stilfes.

1498 wurde über Anregung des sehr eifrigen Pfarrers von Stilfes, Johannes Aerb, die gegenwärtige Wallfahrtskirche erbaut. Auch wurde durch Bemühung desselben Pfarrers eine große Tafel gemalt, auf welcher eine nicht unbeträchtliche Anzahl von verschiedenen auffallenden Ereignissen im Bilde dargestellt waren, die in späterer Zeit noch ergänzt wurden. Diese Wundergeschichten waren durchwegs solche, deren Veröffentlichung von bischöflicher Seite gestattet worden war.

1648 (also im Schlußjahre des Dreißigjährigen Krieges) wurde in Stilfes der sogenannte „Kaplan von Trens" eingeführt, ein Priester, der äußerlich als Pfarrkaplan von Stilfes galt, dem aber die gesamte Obsorge für die Filialkirche anvertraut war.

1727 wurde eine neue Gnadenkapelle zu bauen begonnen, damit dem hochverehrten Gnadenbilde künftig ein besserer Platz zu eigen wäre; bisher war es ja nur auf einem Seitenaltare der Hauptkirche zur Verehrung ausgestellt gewesen. In einem Jahre war der Bau fertig, und so konnte denn am 30. März des Jahres 1728 unter großer Feierlichkeit die Inthronisation des Bildes auf dem neuen Ehrenplatze vor sich gehen. Nach 100 Jahren wurde dann das Jubiläum dieses wichtigen Tages festlich begangen.

1786 endlich wurde in Trens eine eigene Expositur errichtet, so daß nun ein Priester für beständig in Trens Wohnung nahm und dort im Namen des Pfarrers von Stilfes die Seelsorge ausübte. Er führt noch immer den Namen: Kaplan von Trens.

Seit dieser Zeit hat die Geschichte dieses stillen Gnadenortes keinerlei hervorragende Denkwürdigkeiten aufzuweisen.

Der liebliche Wallfahrtsort „Maria-Trens“ wird besonders von kreuzbeladenen Müttern und solchen aufgesucht, die einmal ungestört recht innig und aufrichtig ihr Herz ausschütten und beten möchten. Die dankbaren Pilger äußern sich immer wieder voll Begeisterung: „Wie gut läßt es sich doch beten in Trens!“ Das traute Heiligtum findet darob auch weit und breit warme Verehrer; aus Deutschland und Italien, selbst aus Amerika erhielt der jetzige Kaplan schon Briefe, worin das Lob der „Mutter von Trens“ in dankbarer Begeisterung Ausdruck fand. Die Gebetserhörungen sind auch sehr zahlreich und finden nicht nur in den ungezählten Weihegeschenken, sondern auch in vielen Zuschriften an den Seelsorger dankbare Bestätigung.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1928 200jähriges Jubiläum der Inthronisation des Gnadenbildes in der Gnadenkapelle.

1945 600jähriges Jubiläum der ersten Nennung des Wallfahrtsortes.

Ständige Priester: 1 Kaplan in Trens, Dekan und Kooperator in Stilfes.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 120.

Kommunikanten jährlich: 8000 (samt Einheimischen bis 20.000).

Besucher jährlich: 10.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 7.

Hauptfest: Mariä Himmelfahrt. Großer Konkurstag: Rosenkranzfest. Konkurstage sind nebstdem alle Marienfeste und mehr oder weniger alle Samstage des Jahres.

Seelenzahl der geschlossenen Ortschaft Trens: 400.

Ständige Devotionalienhändler: 3.

Gasthäuser: 5.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist steigend.

Zufahrten.

Innsbruck—Trens. Schnellzug Innsbruck—Sterzing 1½ St. K 3.50. Personenzug Innsbruck—Freienfeld 3 St. K 2.70.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Trens—Weißenstein. Eisenbahn Freienfeld—Leifers 3½ St. K 3.10.

Trens—Waldraft. Eisenbahn Freienfeld—Matrei 1¾ St. K 1.90.

Trens Absam. Wie Innsbruck, dann Dampftramway nach Hall.

Trens—Montagnaga. Sterzing—Trient Schnellzug 3½ St. K 6.50. Personenzug Freienfeld—Trient 5 St. K 5.—.

Literatur.

Ott, Marianum 1716.

Reg.-Mar.-Kal. 1883, XI.

Anonym, Die Wallfahrt, Brixen bei Weger (ohne Jahr; neu) 16°, 160 S.

Mitt. d. Zentr.-Kom. 1902 (XXVIII), 33.

Kurze Erwägung.

Betrachte das Gnadenbild, wie es sich dir in der Abbildung in diesem Buche zeigt! Siehe. wie alles wetteifert, die Königin, die Mutter, die Gnadenspenderin zu loben! Jubilierende Engelein singen ihre schönsten Weisen: Der Sterne Schimmer, der Kronen Glanz, des Lichtes Strahlen umleuchten ihr gebenedeites Haupt. Goldene Ketten zieren den Hals, wunderschöne Prunkgewande dienen ihr zum Schmucke und auf ihrer Brust ruht ein goldenes Herz durch und durch gestochen vom gefiederten Pfeile der Liebe. Die Liebe zu den Menschen ist es, die dieses heilige Herz Mariens verwundet hat, wohl auch die Liebe zu Dir! Sieh doch noch einmal, wie tief, wie fest der starke Pfeil im Herzen sitzt!

Gebet.

O Mutter der schönen Liebe, nicht umsonst soll ich Dein hehres Gnadenbild betrachten. Nicht umsonst soll mich



Trens, das Gnadenbild in Prunkgewanden.

der reiche Saum Deines Prachtgewandes erinnern, den Gruß zu sagen, der der schönste ist und bleibt: „Ave Maria gratia plena!“ Siehe, meine Mutter, diesen Gruß wiederhole ich verehrend vor Deinem Gnadenbilde: Nicht ein toter Gruß ist's, sondern ein lebendiges Rufen und Beten! Nicht auf Seide und Samt, sondern im lebenswarmen Herzen klingt er; nicht vom äußersten Saume her, sondern aus der innersten Kammer meines Herzens; nicht mit der Nadel genäht, sondern von der Zunge freudig gesprochen; nicht mit Gold gestickt, sondern mit Liebe gehaucht und gerufen. Nicht bloß einmal, sondern hundertmal, tausendmal, heute und ewig:

„Ave Maria gratia plena!“

„Gegrüßet seist Du, Maria, Gnadenvolle!“ Amen.

Als die Menschen ganz vergaßen
Ihres Gnadenbildes hier,
Wollt' sie Gott beschämen lassen
Durch ein armes, kleines Tier.

Ameisscharen türmten schnelle
Schützend einen hohen Bau,
Wichen nimmer von der Stelle,
Blieben treu der lieben Frau.

Treu, obwohl sie nichts vom Lohne
Wußten, der im Jenseits winkt,
Nichts auch von der Himmelskrone,
Die der Mensch sich dort erringt.

Adlwang.

Oberösterreich.

6000 bis 7000 Kommunikanten.

Fußwege nach Adlwang.

Wir kamen bei unserem Besuche Adlwangs von Süden und zwar von Steiermark her, wo wir den Frauenberg bei Admont besucht hatten, und hatten uns vorgenommen, in der Station Waldneukirchen auszusteigen und von dort westwärts auf der Straße gegen Adlwang zu pilgern, was wir in 1¼ Stunden zu erreichen hofften.

Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

Im allerletzten Augenblicke riet uns ein dort ansässiger Herr, nicht in Waldneukirchen, sondern schon in Grünburg auszusteigen, dann den viel schöneren Weg auf dem Bergrücken bis zur großen Linde zu machen, — die große Linde, die, so sagte er, zeigt ihnen jedes Kind — und von der großen Linde führt dann ein rot markierter Weg hinunter zur Kirche.

Wir horchten auf: „ein markierter Weg!" und wir dachten an unsere Prachtmarkierungen im heimischen Wienerwalde (o Oberösterreich, wir kannten damals deine Wege noch nicht!), und unser Herz freute sich und siegeszuversichtlich stiegen wir in Grünburg aus.

Wir gingen also unseren Weg empor; seien wir ehrlich: es war ein schöner Weg durch halbschattige Obstgärten, stellenweise durch kleine Waldstriche, dabei genossen wir herrliche Ausblicke in die südlich gelegene Bergwelt der Alpenkette, aber — das Lästige dabei war, daß wir bei jedem Gehöfte, und deren gibt es viele, stehen bleiben und uns weiterfragen mußten: „Wo geht es zur großen Linde hin?" Denn es gibt da bei diesen einsamen Gehöften so viele Wirtschaftswege und Zufahrten in die Häuser, daß man den Hauptweg, der meistens auch nicht viel besser ist als ein gewöhnlicher Wirtschaftsweg, gar schwer findet. Endlich, nachdem wir eine halbe Stunde redlich gegangen und gefragt hatten, so oft wir konnten, hatten wir richtig die große Linde nicht getroffen und kamen ein ganzes Stück weiter links oben aus dem Wald heraus.

Von ferne winkte uns die große Linde. Hoffnungsfroh steuerten wir nun an ihr vorüber, während unsere Blicke gierig nach der versprochenen roten Markierung suchten.

Wirklich fanden wir späterhin im Laufe von weiteren ¾ St. etwa fünf oder sechs alte „Patzen" auf den Bäumen, die wohl noch der Urahnl selig als junger Bursch hingeleckst hatte.

Das hatten wir bald heraus: Auf solche Markierung war durchaus kein Verlaß. Wieder ging's an's Fragen, an's Überlegen, an's Irregehen, dann durch nasses Gras und weglosen Wald zurück auf den rechten Weg und — endlich waren wir doch in Adlwang. Es geht eben ohne Markierung auch, denkt sich der biedere Oberösterreicher. Aber er denkt nicht, daß dem fremden Pilger nach solcherlei Erfahrung jegliche Lust zum „Wall-Irrfahrten" gründlich vergehen kann.

Es sei bei dieser Gelegenheit gleich eines anderen Weges von Adlwang zur Bahn Erwähnung getan, und zwar jenes Weges nach Waldneukirchen, den wir ursprünglich machen wollten. Auf dem Rückwege von Adlwang wählten wir ihn uns, um die Zugänge zum Gnadenorte möglichst gut kennen zu lernen.

Da fanden wir auf unserer genauen Landkarte eine Straße verzeichnet. Die ganze Darstellung ließ auf eine möglichst einfache Strecke schließen. Bis Waldneukirchen, nämlich bis zum Ort Waldneukirchen, ging auch alles ziemlich glatt: annehmbares Sträßchen durch schöne fruchtbare Gegenden freilich etwas auf und ab. Von Waldneukirchen an, wo noch eine halbe Wegstunde bis zur Haltestelle ist, hörte sich die Gemütlichkeit wieder auf. Wir verrannten uns so gründlich, und verloren so sehr jede Möglichkeit uns zurechtzufinden, daß wir nur durch eingehende Fragerei uns wieder orientieren konnten.

Denn leider sind die oberösterreichischen Straßen in dieser Beziehung noch weit zurück gegen die vortrefflichen Markierungen auf den niederösterreichischen und bayerischen Wegen; ab und zu steht zwar irgend eine Holztafel mit einer Bemerkung, aber gerade an jenen Stellen, wo man die Holztafel am notwendigsten braucht, steht gewiß keine da.

Wir fassen alles zusammen. Sowohl von Bad Hall als auch von Grünburg und Waldneukirchen ist so ziemlich gleichweit nach Adlwang, nämlich auf jeder Strecke etwa 1¼ Stunden. Wer aber sicher gehen und sein Ziel nicht erst nach vergeblichen Irrfahrten erreichen will, der wähle die Straße von Bad Hall aus, sie ist die geradeste und jedenfalls noch am besten markierte, obzwar weniger schön als die beiden anderen Wege.

Wallfahrtskirche und Gnadenort.

Die Kirche Adlwang, die wir nach so vielerlei Irrfahrten begreiflicherweise nicht gerade in der allerrosigsten Laune begrüßten, macht den Eindruck eines großen, starken, massiven, ja fast etwas schwerfälligen Bauwerkes. Insbesondere ist es der mächtige viereckige Turm mit seinen rohen Quadersteinen, der uns beinahe an eine Festung erinnern will.

Schon von außen her erkennen wir an den großen spitzbogigen Fenstern die Bauart der Kirche, oder wenigstens des Presbyteriums: es ist die gotische.

Wir betreten das Innere und gewahren nun fast auf den ersten Blick, daß diese Kirche nicht auf einmal gebaut wurde, sondern daß sich hier zwei Bauarten ganz auffallend vereinigen. Denn während der vordere Teil reinste Gotik zeigt und mit seinen Deckenrippen einen prächtigen Anblick gewährt, ist der rückwärtige ein Machwerk aus späterer Zeit, von dem man wirklich nicht recht sagen kann, welchem Stile es angehört. Fast möchten wir sagen: Dorfkirchenstil. Die großen eirunden Fensteröffnungen, die sich nach innen erweitern, erinnern lebhaft an die Gnadenkirche in Dreieichen.

Wir begeben uns also nach vorne in den schönen gotischen Teil und bleiben, nachdem wir unsere gebührende Andacht verrichtet, betrachtend bei dem Hochaltare stehen.

Im Grunde genommen ist dieser Altar nicht gotisch, paßt also in diesen Raum nicht recht hinein, aber er ist jedenfalls schön. Ein hoher Aufbau mit einer doppelten Darstellung Unserer Lieben Frau: unten das Gnadenbild, nämlich die schmerzhafte Muttergottes mit dem toten Gottessohne auf den Knien; das Bild scheint aus Sandstein gemeißelt zu sein, ist etwa über 1 m hoch und

ähnelt in der Haltung der Figuren stark dem Gnadenbilde von Maria-Taferl. Es ist wahrscheinlich ein Steinguß aus der Hand des hl. Erzbischofs Tiemo von Salzburg (XI. Jahrhundert). Weiters ist hoch oben die Krönung Mariens in würdevoller Weise dargestellt. Diese Figuren dürften Lebensgröße besitzen.

Wir schauen weiter um uns herum; an den Wänden des Presbyteriums hängen in dichten Reihen Votivbilder, die dankende oder bittende Menschen hiehergebracht haben. Auf der Evangelienseite fällt uns ein ziemlich großes Bild des Heilandes in die Augen; ja, wenn wir es näher besehen, so ist es ein sogenanntes Flügelbild, es besteht aus drei Teilen, von denen die beiden äußeren beweglich sind wie die Teile einer spanischen Wand. Und wir erfahren sonderliche Botschaft über dies Bild. Es soll, so wird uns berichtet, einst Blut geschwitzt haben. Wir werden davon im geschichtlichen Teile noch Näheres vernehmen.

Die Gnadenquelle.

Vom westlichen Kircheneingange führt uns ein Weg über einen Abhang hinab; schon nach wenigen Schritten sehen wir in der Tiefe das Turmkreuz einer Kapelle leuchten. Näher gekommen, müssen wir schließlich noch etwa vierzig Stufen hinabsteigen und stehen dann vor einem kleinen, die Frömmigkeit weckenden Bauwerke. Eine viereckige, mit Blech gedeckte und einem Dachreiter gezierte Kapelle umschließt ein schönes Bild der Schmerzhaften, die ihren toten Sohn auf dem Schoße trägt. Unterhalb dieses Bildes, das etwa Lebensgröße haben mag, plätschert eine Quelle. Und als Überschrift steht über der Türe gar sinnig und passend: „Gnadenquelle, sei gegrüßt!“ Dieser Gruß gilt dem klaren frischen Wässerlein, das wir da aus der geöffneten Seite des todten Heilandes hervorsprudeln sehen; derselbe Gruß gilt jedoch noch mehr der allerseligsten Jungfrau, die da im Bilde zugegen ist und die allerwärts gegrüßt und gepriesen wird als eine nie versiegende Quelle der Gnade und Barmherzigkeit. „Gnadenquelle, sei gegrüßt!“

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

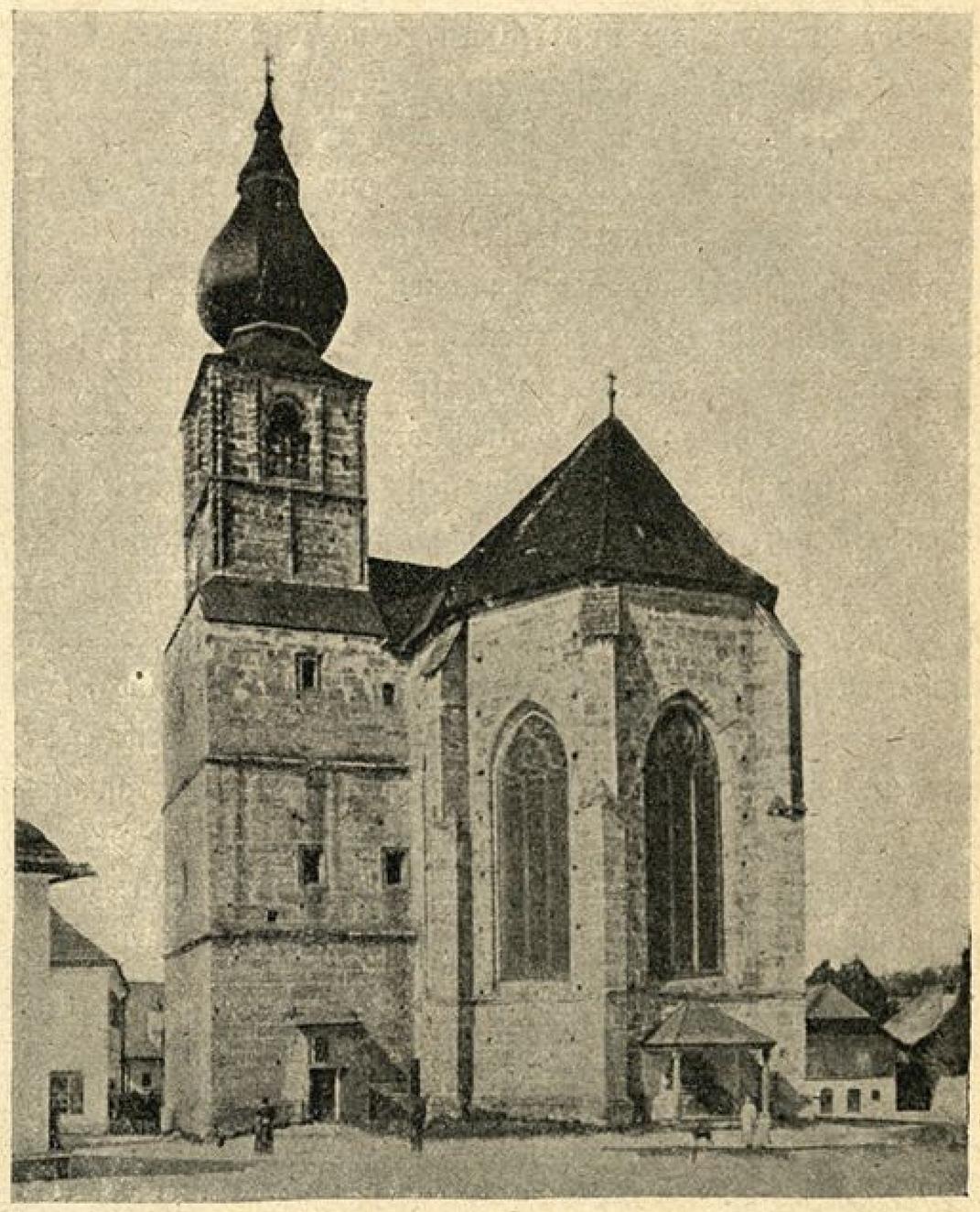
Ursprung.

Die Entstehung dieses Wallfahrtsortes verliert sich in das unbestimmte Gebiet der Sage und Legende.

Darnach datierte Adlwangs Entstehen aus den Zeiten des hl. Tiemo, Bischofs von Salzburg, der um das Jahr 1100 lebte. Unter solcher Annahme erfreute sich unser Wallfahrtsort eines sehr ehrenwerten Alters und könnte in absehbarer Zeit zur Feier eines tausendjährigen Jubiläums schreiten. Geschichtlich beglaubigte Nachrichten tauchen allerdings erst 300 Jahre später auf, indem es feststeht, daß im Jahre 1330 Adlwang ein von den Gläubigen gern besuchter Wallfahrtsort gewesen sei.

Lauschen wir nun ein Weilchen der gesprächigen Sage, so führt sie uns zunächst zu jener tiefgelegenen Quelle, wo heute die Brunnenkapelle steht. Dort wandelte in jenen uralten Zeiten zu wiederholtenmalen eine wunderschöne jugendliche Frauengestalt, deren Gewand und Antlitz in blendendem Glanze leuchteten. Das Ereignis machte großes Aufsehen und man begann der bisher wenig beachteten Quelle Aufmerksamkeit zu schenken, ließ sie mit einer Steinumrandung fassen und gewöhnte sich bald, zu ihr wie zu einer Gnadenquelle, zu einem Wunderborn zu pilgern, wo die verschiedenen Kranken Heilung für ihre Gebrechen suchten.

Aber nicht zufrieden damit, dachte man sofort an die Errichtung einer kleinen Kirche, die man jedoch nicht an der Quelle selber, sondern unmittelbar darüber auf den steilen Hügel hinbaute. Vielleicht war das Terrain bei der Quelle



Adlwang, Äußeres der Gnadenkirche.

damals noch sumpfig, vielleicht auch tat es man bloß deshalb, weil die Kirche sonst in der schluchtartigen Einsenkung gar zu sehr versteckt gewesen wäre.

Jedenfalls interessierte sich für den Kirchenbau auch der damalige Salzburger Metropolit Tiemo, der, vom Abte Alram eingeladen, in eigener Person herbeikam, um das neue Gnadenkirchlein zu weihen. An diesen Freudentag erinnert noch das steinerne Marienbild, das der bischöfliche Künstler der neuen Kirche widmete und das nunmehr seit nahezu 1000 Jahren als Gnadenbild des Ortes verehrt wird.

Bis zur Reformationszeit.

Von diesem langen Zeitraume, der sich etwa über 500 Jahre erstreckt, wissen wir betreffs unseres lieben Wallfahrtsortes gar nicht viel. Die ursprüngliche Kirche, die sich keiner besonderen Größe erfreute, wurde im Laufe der Jahr-

hunderte baufällig und entsprach auch in ihrer Ausdehnung kaum mehr den tatsächlichen Bedürfnissen und so sah man sich im 15. Jahrhunderte veranlaßt, eine erweiterte Kirche im gotischen Baustile herzustellen, von der bis heute noch der vordere Teil erhalten ist.

Stürmische Zeiten.

Die Adlwanger Bürgerschaft war nicht übermäßig fest im angestammten Glauben und als im 16. Jahrhundert verschiedene Hetzstimmen ertönten, liehen die Adlwanger solchen verführerischen Lockungen recht willig ihr Ohr und neigten ganz offenkundig zur neuen Lehre, zum Protestantismus. Doch fraß das Übel wie ein verborgenes Feuer im Stillen weiter, während nach außenhin ein förmlicher Abfall vom Glauben nur langsam und teilweise bemerkbar wurde.

Doch bemächtigte sich ein gewisser früher nicht gekannter Geist der Auflehung der Gemüter. Unzufrieden damit, daß sie bisher (als Filialort) nur immer an Samstagen Gottesdienst hatten, während sie an Sonntagen in die benachbarte Pfarrkirche gehen mußten, machten sie eine Eingabe an den Abt von Kremsmünster, es möge fürderhin die Samstagmesse abgeschafft und dafür jeden zweiten Sonntag in Adlwang Gottesdienst gehalten werden. Das Begehren ist erklärlich und man kann deswegen der Bürgerschaft noch keinen Vorwurf machen. Aber was darauf folgte, ist böse.

Da sich nämlich der Abt wegen Priestermangels genötigt sah, die Bitte abzuschlagen und nur jeden Samstag heilige Messe und Predigt zusagte, brach im Orte eine offene Revolution aus. Die Bauern drangen in die Kirche ein, schlugen dort alles kurz und klein und rissen unter anderem auch die steinerne Marienstatue vom Hochaltare herunter. Als dann der große Rummel vorüber war, wußte man nicht, wohin das steinerne Marienbild gekommen wäre.

Neuerlicher Aufschwung der Wallfahrt.

Was wir soeben erzählten, trug sich im Jahre 1590 zu. Etwa 30 Jahre hindurch blieb dann, um mit einem Worte der Heiligen Schrift zu sprechen, „der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte". Die Kirche blieb geschlossen, es wurde kein Gottesdienst mehr gefeiert; keine Wallfahrt kam gezogen; — die Kirche selbst war vernachlässigt, inwendig wie ein großer Schutt- und Trümmerhaufen und — da die Wetterschäden ohne Reparatur blieben — nach und nach dem Verfalle entgegengehend.

Wieso man endlich zur besseren Einsicht kam, wissen wir nicht. Tatsache ist, daß man im Jahre 1622 daranging, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen und die Kirche gründlich zu säubern. Es war keine geringe Arbeit, aber sie brachte große allgemeine Überraschung: die Statue, von der man vermutet hatte, daß sie jemand vergraben hätte, fand sich in der Kirche unter einem gewaltigen Ameisenhaufen. Sofort zog man sie hervor, reinigte sie und stellte sie gleich an der Fundstelle auf eine steinerne Säule. Merkwürdigerweise ließen sich aber die Ameisen nicht von dem Steinbilde vertreiben und sollen sich noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts fortwährend bei dem Bilde aufgehalten haben. Diese sonderliche Tatsache wurde die Ursache, daß man fortan den Wallfahrtsort Adlwang „Maria im Ameisenhaufen" titulierte.

Wir führen weitere Ereignisse nur mit kurzen Schlagworten an:

1663 wurde beim heiligen Brunnen das Bild Unserer Lieben Frau errichtet.

1679. Ständiger Benefiziat. Noch in demselben Jahre ein ständiger zweiter Priester.

1683. Das erste gedruckte Büchlein über die wunderbarliche Mutter zu Adlwang.

1700. Errichtung eines Superiorates mit drei Priestern.

1755. Größte Kommunikantenanzahl: 46.764. In jenen Zeiten galt Adlwang als das oberösterreichische Mariazell.

Das blutschwitzende Heilandsbild.

Nahe beim Hochaltare, und zwar auf der Evangeliumseite, hängt ein ziemlich großes Bild, das den dornengekrönten Heiland darstellt und das wegen auffallender, oft wiederholter und gut beglaubigter Vorfälle berühmt geworden ist.

Das erwähnte Gemälde scheint erst im Jahre 1749 in die Kirche von Adlwang gekommen zu sein. Die Leute hatten ein besonderes Zutrauen zu diesem Bilde und erzählten sich von mancherlei Gnaden, die sie sich dort erbetet hätten.

Sechs Jahre nach der Aufstellung aber traf jenes wiederholte Blutschwitzen ein, das das Bild zur vielbesprochenen Berühmtheit machte. Wir sehen hier von verschiedenen Berichten frommgläubiger Personen ab, wir verweisen auch nicht auf den großen Zudrang, der sofort nach dem ersten Bekanntwerden zu diesem Bilde stattfand. Vielmehr wenden wir unsere Aufmerksamkeit einem Berichterstatter zu, der in vielen Stücken dem ungläubigen Thomas gleich, seine Erlebnisse sehr genau an den damaligen Abt berichtete. Dieser Zweifler war der im Jahre 1756 in Adlwang angestellte Superior Ägid Feichtinger. Was man ihm vom blutschwitzenden Bilde erzählte, glaubte er einfach nicht.

Umso interessanter ist es, daß er sich kurz vor Weihnachten in der Lage sah folgenden Bericht an seinen Abt zu senden [1]):

„Erachte es meiner aufhabenden Schuldigkeit gemäß zu sein, was sich am Festtag des hl. Apostel Thomas mit dem Bilde des kreuztragenden Heilandes zugetragen, gehorsamst zu berichten. Ich habe an diesem Tage gegen 8 Uhr die heilige Messe gehalten und da ich von selber in die Sakristei zurück eintreten wollte, bemerkte ich den Herrn Pfleger von Hall mit wohl ausnehmender Furcht bedeutend, daß das heilige kreuztragende Bild über die Maßen schwitze. Ich ging sogleich mit selbem in die Kirche und betrachtete das Bild und sah selbst mit Augen (was ich bisher niemalen habe glauben wollen) mit Erstaunen und wankenden Knien, daß die ganze Stirne von der Krone an bis auf das rechte Auge, und mit selbem gut drei Finger breit die ganze rechte Seite des Angesichtes, auf welcher der Backen-

[1]) Wir entnehmen diesen Bericht dem anonymen (Guppenberger), im Jahre 1901 in Steyr erschienenen, vortrefflich geschriebenen Wallfahrtsbüchlein.

streich abgemalter sich zeigt, dann auch die Lefzen (Lippen), an welcher zwei sehr große Tropfen in Größe eines großen Kreuzers hingen, endlich auch der Bart sehr schwitzte, sonderheitlichen aber bei dem rechten Auge ein großer Tropfen stunde, aus der Backenstreichwunde aber sehr sichtlich floß. Ich stunde dem Bilde gerade gegenüber und kam es mir gänzlich verstaltet vor. Die Tropfen und der ganze Schweiß schienen mir wie hell glänzendes Krystall. An dem Kreuze selbst nach der Länge waren auch acht oder mehr dergleichen große Tropfen zu sehen. Es war aber Zeit den Speisgang zu verrichten, ladete hiemit Herrn Pfleger mit dem Schreiber Herrn Jakob Peißmann auf Mittag ein. Der Schwitz dauerte bis gegen 3 Uhr, obschon weniger, um welche Zeit mit Zuziehen meiner RR. PP. Conf. (d. i. der übrigen Priester) auch ermeldeten Herren Pflegers und Pfleger-Schreibers das Bild herabnehmen lassen und selbes rückwärts visitiret, wo sich das ganze Bild gänzlich trocken und voll trockenen Staubes und Spinnengewebes befunden, nachgehends den Schweiß und noch wenig stehenden Tropfen mit einem neu gewaschenen, sauberen Purifikatorio abgetrücknet, auch selbes zur Stund in den Tabernakul aufbehalten bewahre. Das heilige Bild habe anwiederum an sein Ort versetzet. Ich bin nothgedrungen zu bekennen, daß mich diese Begebenheit in Schrecken gesetzet, ja mir ein Entsetzen annoch verursacht; vielleicht um so mehr, je weniger ich vorhin darauf gebauet, daß also mein Unglauben gleich einem hl. Apostel Thomas mir zuwegen gebracht, nicht nur mit Augen, sondern auch eigenen Händen die Probe zu machen. Ich will zwar absolut kein Mirakel oder Wunderwerk von dieser Begebenheit behaupten, doch ist die staunenswerte Tatsache unläugbar."

Auf dies hin wurden Zeugnisse über das wunderbare Ereignis und über andere durch dieses Bild bereits bewirkte Wunder gesammelt. Wir übergehen etliche unter einem „körperlichen Eid" oder „Jurament" gemachte Aussagen und führen nur folgendes an. Am 8 Februar untersuchte Wolf Andreas Heindl, bürgerlicher Maler zu Wels, das Bild fachgemäß mit einer Lauge aus „Saliter, Alaun, Vitriol, Salz und Pottasche" und schließt den Bericht über das Resultat seiner Untersuchung mit folgenden Worten: „Also sage ich, und kann's mit einem Eid zu allen Zeiten beweisen, daß die mir vorerzählte Blutfließung nicht von der Natur, sondern von Gott ihren Lauf empfangen."

Adlwang und Josef II.

Nicht bald an einem zweiten Wallfahrtsorte nahm die brutale Unterdrückung so unerquickliche Formen an, als wie gerade in Adlwang. Wer immer die sehr ausführliche quellenmäßige Darstellung dieses Trauerspieles lesen und sich einige Stunden gerechtesten Zornes verschaffen will, dem empfehlen wir dringend, sich bei der Verlagsanstalt Vereinsdruckerei in Steyr (Oberöst.) das Büchlein: Geschichte des Pfarr- und Wallfahrtsortes Adlwang kommen zu lassen. Dasselbe Büchlein dürfte auch der Meßner von Adlwang per Post besorgen; jedenfalls ist es dort zu kaufen. Es ist in fließendem Deutsch geschrieben und wirft grelle Lichter auf die religionsfeindliche Arbeit der damaligen Beamtenschaft.

1784 wurde Adlwang zur Pfarrei erhoben (ein alter Kniff, um mißliebige Ordensleute irgendwo wegzuschieben)! Es sollte fortan nur ein Pfarrer dort bleiben, die Ablaßtafeln in der Kirche sollten entfernt werden und nur ein einziger Opferstock, nämlich der für die Armen, in der Kirche verbleiben.

Vier Jahre lang zeigten sich diese Befehle nicht allzu wirksam. Noch im Jahre 1788 gab es in Adlwang 35.385 Kommunikanten und die Wallfahrt blühte wie bisher. Ja, das oberösterreichische Volk hielt so zäh am Wallfahren fest, daß ein Pfarrer von Adlwang der Obrigkeit sagen konnte: „Bisher hat sich kein Gerichtsdiener und kein Landesgericht unterstehen dürfen, diese (Adlwanger) Wallfahrer unterwegs auch nur zu fragen, wer sie seien oder woher sie kommen, aus Besorgnis, von ihnen mißhandelt oder gar totgeschlagen zu werden!"



Adlwang, Hochaltar.

Anders wurde es plötzlich im genannten Jahre 1788. Durch eine geheime Anzeige (eines Stiftspriesters von Kremsmünster?) wurde das Landesguberinum in Linz aufmerksam gemacht, daß in Adlwang noch immer alles so sei wie früher. Wie ein Habicht auf das Wiesel, so stieß Herr Landrat Eybel auf den Pfarrer von Adlwang. Und wenn es sich um Hochverrat und Raubmord gehandelt hätte, so hätte man kaum energischer und rascher und vorsichtiger zu Werke gehen können. „Wie zu einem Mörder seid ihr ausgezogen!" (Matthäus 26, 55) klagte schon der Heiland.

Der Pfarrer verteidigte sich klug, aber es half nichts. Der Abt von Kremsmünster, also kirchenrechtlich der eigent-

liche Pfarrer von Adlwang, nahm den Pfarrer in Schutz. Dafür mußte er 100 Dukaten Strafe zahlen; diese Strafe wurde wegen des zweiten Opferstockes diktiert, den er in der Kirche belassen hatte. Der Bischof von Linz, von der Regierung dazu kommandiert, riet dem Abte, die „Mißbräuche“ in Adlwang abzustellen, um sich nicht weiterer Verantwortung und unangenehmen Folgen auszusetzen. (Am 27. Dezember 1788.) Der bisherige Pfarrverweser von Adlwang, P. Gotthard, mußte abberufen werden, zwei Monate darauf wurde der Abt selber für abgesetzt erklärt.

Dieser edle Kämpfer trug einen schönen Namen: Abt Ehrenbert. Wir ändern einen einzigen Buchstaben und wollen ihn solcherart für immer unserem Gedächtnisse einprägen:

Abt Ehren-wert von Kremsmünster!

Ihm wird die Regierung kein Denkmal setzen; auch wir selber haben derlei nicht zu vergeben. Aber dieses Blatt, das wir heute beschreiben, möchten wir zu einem Lorbeerblatte wandeln und darauf in glänzenden Goldlettern den Namen dieses Bekenners setzen:

Abt Ehren-wert von Kremsmünster.

* * *

Am 3. Februar 1789 bestimmte die Regierung: „daß unverweilt alles Theatralische des Adlwanger Hochaltares (das tausendjährige Marienbild des hl. Tiemo war theatralisch!) mit einem auferbaulichen Altarblatt zu verwechseln sei.“ Jetzt ging es also an das Gnadenbild!

In das vielumstrittene Adlwang kam in demselben Jahre der Bischof von Linz auf Visitation. Er dekretierte unter anderem: „Punkt 10. Es soll sowohl in Adlwang als auch in den benachbarten Pfarreien von der Kanzel verkündet werden, daß der Herr Pfarrer zu Adlwang fremde Beichtkinder (Wallfahrer!) nicht mehr beichthören könne. Punkt 13. Der Befehl wegen Aufstellung eines anderen Bildes ist ehestens zu befolgen.“

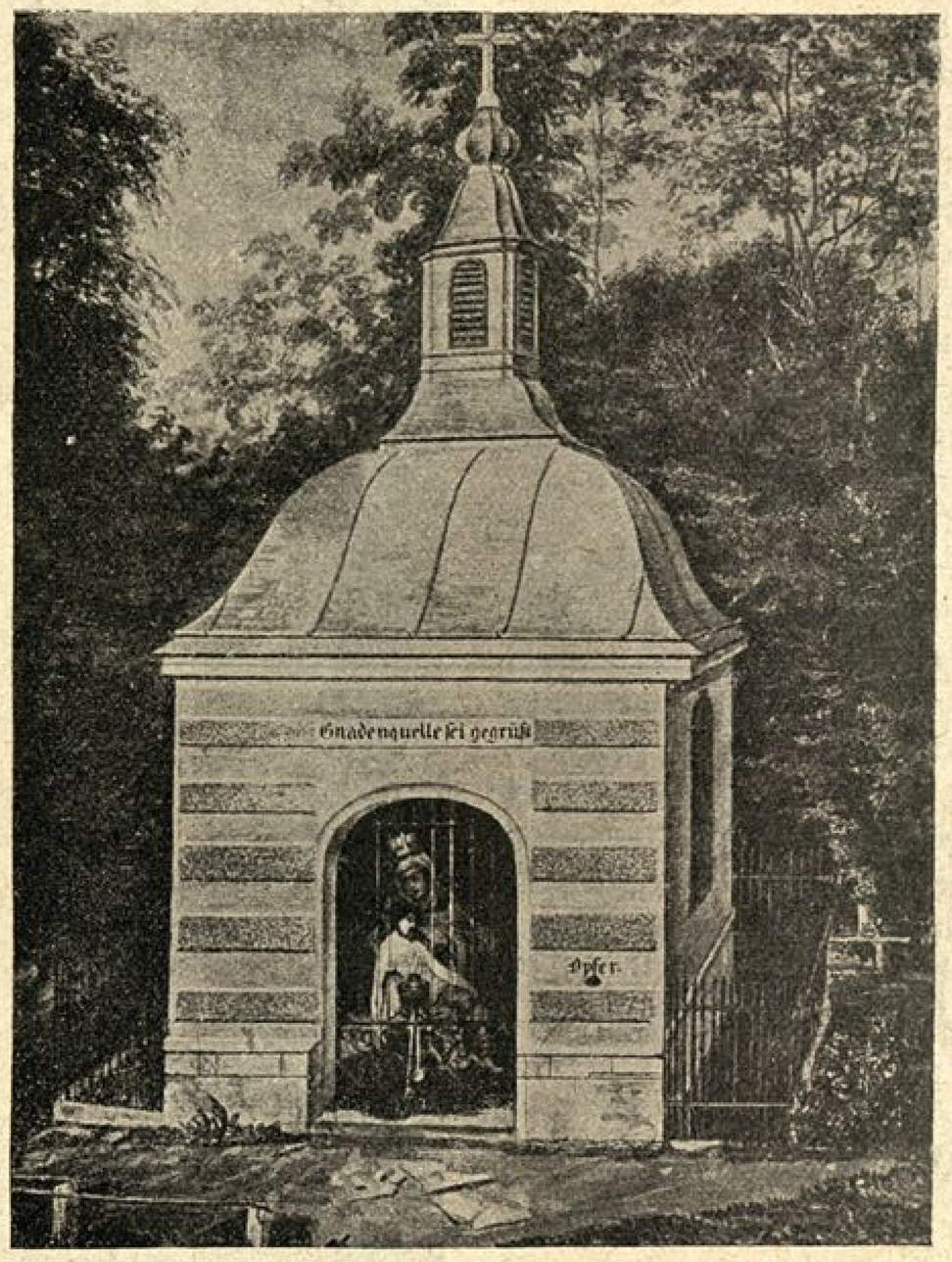
Da bat der Pfarrer um Abberufung. Er hatte tatsächlich auf Befehl seines Bischofs gegen das Wallfahren gepredigt. Er mußte berichten, „daß er sich dadurch viel Widerwillen zugezogen habe ... Und so bitte ich untertänigst, mich von solch einem Orte abzuberufen“.

Die siegreichen Weiber von Adlwang.

Wie wir wissen, handelte es sich nunmehr darum, daß man das steinerne Marienbild vom Altare wegschaffen und dafür ein anderes, gemaltes Bild hinhängen könnte. Das Volk erfuhr von dieser Idee und es erfaßte die ganze Gemeinde heller Zorn darüber. Was vermag aber der Groll einer kleinen Bauerngemeinde gegen die Entschlüsse der Regierung?

Gegen Ende des Jahres 1789 kam das neue Bild an. Es hatte 190 Gulden gekostet, was natürlich die Kirche von Adlwang zahlen mußte. Die beiden Pfleger (Bezirksvorsteher) von Hall und Freyregg kamen und brachten gleich einige handfeste Gerichtsdiener mit. Aber die beiden Zechpröbste (Kirchenväter) protestierten laut im Namen der ganzen Gemeinde gegen die Entfernung des steinernen Bildes. Da begnügten sich die Pfleger, das alte Steinbild etwas weiter zurückzuschieben und es durch das neue vorgestellte zu verdecken.

So blieb es vorderhand.



Adlwang, Ursprungskapelle mit Brünnlein.

Die ganze Gemeinde war in Aufruhr. Man sandte eine Deputation an den Bischof in Linz. Der Bischof sagte, man müsse sich die Sache erst überlegen. Sie sollten nur heimgehen; durch den Herrn Dechant würden sie Bescheid erhalten.

Die Adlwanger gingen heim. „Was hat der Bischof gesagt?“ „Er hat gesagt, der Herr Dechant wird uns Antwort bringen!“

Der Herr Dechant kam am dritten Sonntage in der Fastenzeit 1790, und zwar aus Anlaß der Installation des neuen Pfarrers. Alles horchte mäuschenstill, als der Dechant die Kanzel bestieg. Alles hielt den Atem an: was ist's mit unserem Gnadenbilde? Der Dechant hielt eine lange Rede über die Installation — aber sprach von der Gnadenstatue nicht ein Wort. Und wie alles vorüber war, gingen die Herren zum Installationsmahle in den Pfarrhof. Draußen aber standen die Adlwanger mit langen Gesichtern voller Ingrimm und Enttäuschung.

Da war nun unter den Weibern von Adlwang eine kuraschierte Person, Katharina Dickbauer, genannt die Greilmüllerin.

„Hört's Leut'! Wir sind die Gefoppten! Wer geht mit? Wir reißen das neue Bild herunter!“ Und sofort schlossen sich mit wildem Halloh einige Dutzend Weiber an. In den nächsten Augenblicken waren sie im Gotteshause, stiegen auf den Altar, hoben das neue verhaßte Bild herunter und rückten die vielgeliebte alte Statue wieder an die Stelle, die sie früher innegehabt.

Dann gingen sie — jetzt schon eine gewaltige Menge, vor den Pfarrhof, stellten das herabgenommene Bild hin und stießen laute Drohungen aus für den Fall, daß es

wieder aufgestellt würde. Der Dechant ergriff das Hasenpanier und floh eiligst von dannen!

Von der Entfernung des Gnadenbildes war fortan niemals mehr die Rede.

Und die Regierung?? — — schwieg!! — Den Weibern von Adlwang blieb der vollkommene Sieg!!

Merkwürdig! In demselben Jahre führten die böhmischen Weiber in Hradek fast genau dasselbe Stücklein auf, mit dem gleichen durchschlagenden Erfolge. Wir werden beim Wallfahrtsorte Hradek davon vernehmen.

Aber noch eine sehr ernste Erwägung drängt sich da unserem Geiste auf. Wir haben vernommen, wie etwa zweihundert Jahre zuvor die Adlwanger ihre Kirche stürmten und das Gnadenbild herunterrissen. Es erscheint fast wie eine von der göttlichen Vorsehung gewollte Sühne und Genugtuung, daß ihre Kindeskinder mit Gewalt diese Statue wieder vor der Verschleppung retten sollten. Was die Väter verbrochen, die Enkel haben es gut gemacht! Wie auch die Menschenleidenschaften wogten, dorthin, dahin, — von Gotteshand gehalten, blieb die Statue an ihrem Orte! Es ist, als ob wir in Adlwangs Geschichte das stille, aber mächtige Walten Gottes nachweisen könnten.

Inschriften auf Bildern der schmerzhaften Muttergottes in der Umgebung von Adlwang:

Kein Kind so lieb, kein Schmerz so groß,
Als Jesus auf der Mutter Schoß.

Wer kann an Dich und Deinen Sohn nur denken
Und Ihm und Dir das Herz nicht schenken?

O Erdensohn, o Pilgerin
Sag an, wo geht die Reise hin?
Präg Dir mein Bild in Herz und Sinn
So bringt Dir jeder Schritt Gewinn.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:

1922 300jähriges Jubiläum der zweiten Begründung des Wallfahrtsortes.

1930 600jähriges Jubiläum des sicheren Bestandes der Wallfahrt.

1940 150jähriges Jubiläum des Weibersieges.

1955 200jähriges Jubiläum des blutschwitzenden Heilandsbildes.

Ständige Priester: 1 Benediktiner von Kremsmünster, dazu zeitweise 2 Aushelfer.

Heilige Messen fremder Priester jährlich: 25.

Kommunikanten jährlich: 6000 bis 7000.

Besucher jährlich: 25.000 bis 40.000.

Geschlossene Prozessionen jährlich: 40.

Hauptfest: III. Sonntag im September (Schmerzhafte Mutter). Größter Besuch an den drei goldenen Samstagen (im Oktober).

Seelenzahl der Pfarre: 700, der Häuserrotte um die Kirche: 100.

Ständige Devotionalienhändler: 3 (mit 10 Ständen).

Gasthäuser: 2.

Der Besuch des Wallfahrtsortes ist stabil.

Zufahrt.

Adlwang liegt 1¼ Wegstunde südlich von Station Bad Hall.

Linz—Bad Hall (über Rohr) 1¼ St. K 1.30.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Adlwang—Pöstlingberg. Wie Adlwang—Linz.

Adlwang—Frauenberg. Bad Hall—Rohr (umsteigen)—Ardning 3 St. K 2.80.

Adlwang—Puchheim. Bad Hall—Rohr (umsteigen)—Wels (umsteigen)—Attnang-Puchheim 3 St. K 2.50.

Adlwang—Neustift. Bad Hall—Pergern (umsteigen)—Garsten (umsteigen)—Groß-Raming 4 bis 6 St. K 2.10. Anstatt der sehr umständlichen Eisenbahnfahrt vielleicht ebensogut: Fußtour von Adlwang über Waldneukirchen nach Ternberg (3 St.). Eisenbahn Ternberg—Groß-Raming 40 Min. K —.80.

Literatur.

Freid, Gnaden- und Wunderzeichen. Anno 1683, 8°.

Austria-Kal. 1845, 178.

Krönes, Geistl. Wallfahrt, Wien 1872, 45.

Ave Maria, Linz, XVI, 63.

Ott, Marianum 1384.

Kolb, Mar. Oberösterreich. 145.

Kopp, Beschreibung, 1860.

Anonym (Guppenberger) Geschichte. Steyr 1901, 8°, 114 S.

Kath. Blätter 1876, Nr. 1 und 2.

Oberösterreich, Preßvereinskal. 1887.

Hittmair, Der josef. Klostersturm. Freiburg 1907, S. 321, 406, 407.

Kurze Erwägung.

Der Oberösterreicher kann auf sein altes Adlwang gerechterweise stolz sein. Es hat in schwersten Zeiten eine unüberwindliche Lebenskraft bewiesen. Und nicht die Großen, die irdisch Starken haben es erhalten, sondern die Kleinen, die Schwachen. Es zeigt sich wunderbar wieder Gottes Kraft und Gottes Gnade. Wir glauben, Adlwang wird nimmer verschwinden, sondern stets bleiben, was es sich so schwer gesichert: ein verehrter Gnadenort.

Gebet.

O Mutter, die Du zugelassen hast, daß Dich die Irrlehrer und die Regierungen haßten, daß Dich aber das niedrige Volk, ja sogar die Ameisen liebten und ehrten, präge uns, wir bitten Dich, eine unauslöschliche Liebe zu Dir ein, daß wir in allen Stürmen und in allen Versuchungen immer treu und unentwegt zu Dir halten und an Deiner Seite bleiben bis zu unserem Tode. Amen.

Heil euch, ihr Adlwanger Frauen!
Ihr habt errungen hohes Gut,
Und habt in Liebe und Vertrauen
Bewiesen festen Glaubensmut.
Durch Schwaches ward die Macht zuschanden —
Heil euch! Der Mutter Gnadenbild
Strahlt wieder dort, wo's stets gestanden
Und segnet die Getreuen mild. (M. H.)

Maria-Ratschitz.

Böhmen.

6000 Kommunikanten.

Was soll das Goldkleid, das Dich ehrt?
Im Herzen wühlt das Schmerzensschwert!
Was soll Dir der schimmernde Gnadenaltar?
Du bist Deines Sohnes Totenbahr!
Was soll Dir die Kirche, der Ehrenthron?
Im Herzen schreit's: „Mein Sohn! Mein Sohn!"
Was sollen viel tausend Pilger Dir?
„Gebt mir zurück mein Kind dafür!"

Örtliche Lage.

Maria-Ratschitz liegt im nördlichen Teile von Böhmen, schon ziemlich nahe am Erzgebirge. Die nächsten größeren Ortschaften sind Brüx, Bilin, Dux. Keine von diesen drei Ortschaften ist weiter als zwei Gehstunden von Maria-Ratschitz entfernt. Die allernächste Stadt ist Brüx, die genau südwärts liegend von Maria-Ratschitz aus leicht in $1^1/_2$ Stunden zu Fuß erreicht wird.

Etwas weiter entfernt sind die beiden größeren Städte Teplitz und Komotau. Man kann sagen, daß Maria-Ratschitz in der Mitte dieser beiden Städte liegt; nach Teplitz in ost-



Maria-Ratschitz, der obere Vorplatz. Phot. K. Richter, Teplitz.

nordöstlicher Richtung etwa drei Wegstunden, nach Komotau in westsüdwestlicher Richtung gegen vier Stunden.

Doch wird selten jemand diese Wege zu Fuß zurücklegen, da zahlreiche Eisenbahnen jenen Landstrich nach allen Richtungen hin durchkreuzen.

Maria-Ratschitz zeigt sich den Blicken des ankommenden Pilgers als ein ziemlich einfaches in der Ebene gelegenes Dorf, dessen wichtigstes und hervortretendstes Gebäude jedenfalls die doppeltürmige Wallfahrtskirche ist. Eigentliches Gebirge ist nach jeder Richtung hin etwa eine Stunde weit entfernt.

Der Ort wird von einem Bache durchflossen, der wahrscheinlich nicht ohne Grund Krebsenbach genannt wird, was tschechisch Račice heißt. Diesem Bache verdankt der Wallfahrtsort seinen Namen. Freilich meinen wieder andere, daß er sich von dem Namen eines heidnischen Gottes „Rad" herleite und ursprünglich Radčic „ein dem Rad geweihter Ort" geheißen habe.

Nächste Umgebung der Kirche.

Während längs der einen Seite des Gesamtheiligtums der soeben erwähnte Krebsenbach und neben ihm eine Straße läuft, haben zwei andere Fronten des Bauwerkes zwei große Vorplätze.

Der eine obere Vorplatz, zugleich Hauptplatz des Dorfes, wo sich an Wallfahrtszeiten die Verkaufsstände befinden, und der untere Vorplatz, der das Klostergebäude (Pfarrhof), die Dreifaltigkeitssäule (zugleich Bild der Krönung Mariens) und eine schöne breite Aufgangsterrasse zum Kreuzgange zeigt.

Von beiden Vorplätzen nimmt sich das Heiligtum recht stattlich aus. Vom oberen Vorplatze kann man unmittelbar in die Kirche kommen, die hier ihren Turm und ihren Haupteingang hat. Vom unteren Platz kommt man über die Terrasse zunächst in den Kreuzgang und dann in den quadratischen Kirchenhof, von dem drei Türen in den rückwärtigen Teil der Kirche führen.

Der Kreuzgang.

Zu den zahlreichen Kirchen im Böhmerlande, die sich des Besitzes von Ambiten, das ist eines umgebenden Kreuzganges erfreuen, zählt auch Maria-Ratschitz. Es ist gar nicht zu leugnen, daß die Gotteshäuser durch solche Ziergalerien sehr viel gewinnen und dadurch so recht als Stätten des Gebetes und der Andacht erscheinen, weil sie gleichsam durch diese Gänge von der übrigen Welt abgeschlossen und im wahren Sinne des Wortes „umfriedet" sind.

Der Kreuzgang von Maria-Ratschitz, an Größe und Zierat wohl mehreren ähnlichen Baulichkeiten in anderen Gnadenorten nachstehend, hat dennoch ein ganz charakteristisches Merkmal: nämlich die sehr große Regelmäßigkeit in allen seinen Teilen.

Nicht nur daß er, wie wir schon erwähnt, vollkommen quadratisch gebaut ist, so sind auch die vier Seitenkapellen mit ihren vier Türmchen einander vollkommen

gleich. Dieser Eindruck der Gleichförmigkeit wird noch durch die überwiegend geradlinige Bauart merklich gehoben.

Alles an den Außenseiten von Kreuzgang und Kirche ist hier eckig und rechtwinkelig: die Front, die Türme samt ihren Turmzierden, die Dächer, die Fenster; — weil aber diese große Regelmäßigkeit sich ohne Unterschied auf der ganzen großen Gebäudemasse kundgibt, so tritt dadurch der einheitliche Gedanke kräftig hervor und — diese eckigen Einzelteile machen in ihrer Gesamtheit einen schönen, ja prächtigen Eindruck, denn es bleibt eine alte Wahrheit: „Schön ist, was Einheit in der Vielheit zeigt." Die Bauart von Maria-Ratschitz kommt dieser Bedingung der Schönheit wirklich nach.

Was wir jetzt geschildert haben, hat hauptsächlich von der Außenseite gegolten. Tritt man aber in den Innenraum des Kreuzganges, so sieht man längs den vier Seiten des Kreuzganges eine Galerie von Rundbogen, die sich auf 36 Pfeilern erheben. Vor jeden Pfeiler hin hat man einen Baum gesetzt: also auch hier wieder große Regelmäßigkeit. Die vielen großen Bäume und der schöne Rasen geben dem Gesamtorte etwas idyllisch Reizendes.

Die Wände des Kreuzganges sind reich, wenn auch nicht gerade hochkünstlerisch verziert: an der Decke erblicken wir die lauretanische Litanei in Bildern dargestellt, an den Seiten gibt es zahlreiche Gemälde, die verschiedene hier vorgekommene Heilungen zum Gegenstande haben.



Maria-Ratschitz, innerer Kirchenhof und Ambiten. Phot. K. Richter, Teplitz.

Die sechs Kapellen.

Dort, wo der Kreuzgang seine vier Ecken hat, finden sich kleine, recht nette Kuppelkapellen, außerdem hat man noch deren zwei an geeigneten Orten des Hallenganges eingefügt, so daß wir im ganzen sechs Kapellen erschauen.

Und nun kommt die schöne Idee, die dieser Einrichtung zugrunde liegt. Diese sechs Kapellen hat man sechs verschiedenen Schmerzen Mariens geweiht, während der siebente und größte aller Schmerzen — Maria unter dem Kreuze — im Gnadenbilde selber auf dem Hochaltare zur ergreifenden Darstellung gelangt.

So wird der ganze Kreuzgang für den andachtsvoll dahinwandelnden Pilger zur sinnigen Vorbereitung für das große Geheimnis des gewaltigsten unter allen Schmerzen.

Wir müssen gestehen, daß in der ganzen Anordnung von Maria-Ratschitz viel Sinn und bewußte Ordnung liegt; wir werden ebendasselbe zu unserer Freude auch noch in der Kirche selber verwirklicht finden.

Der Turm.

Der Glockenturm, durch den wir schreiten und der zugleich den mittleren Teil der Kirchenfront bildet, ist streng einfach in seinen Formen, so einfach, daß wenn er nicht eben dadurch so vortrefflich in das Ganze sich einfügen würde, wir diese Einfachheit fast tadeln möchten. Der Turmhelm ist eigenartig; über die Schönheit dieses Helmes aber läßt sich streiten. Doch ist er heutzutage nicht mehr so, wie ihn der Baumeister ursprünglich erdacht, gewollt und wirklich ausgeführt hatte. Es stand nämlich ober dem Knopfe des Turmes früher ein Bild der Gottesmutter aus starkem Blech und erst über diesem Bild das Turmkreuz. Da aber dieses Blechbild für die Wut der Stürme erwünschtes Spielzeug war und das Bild mehrfach und öfters beschädigt wurde, nahm man es schließlich herab.

Die Gnadenkirche.

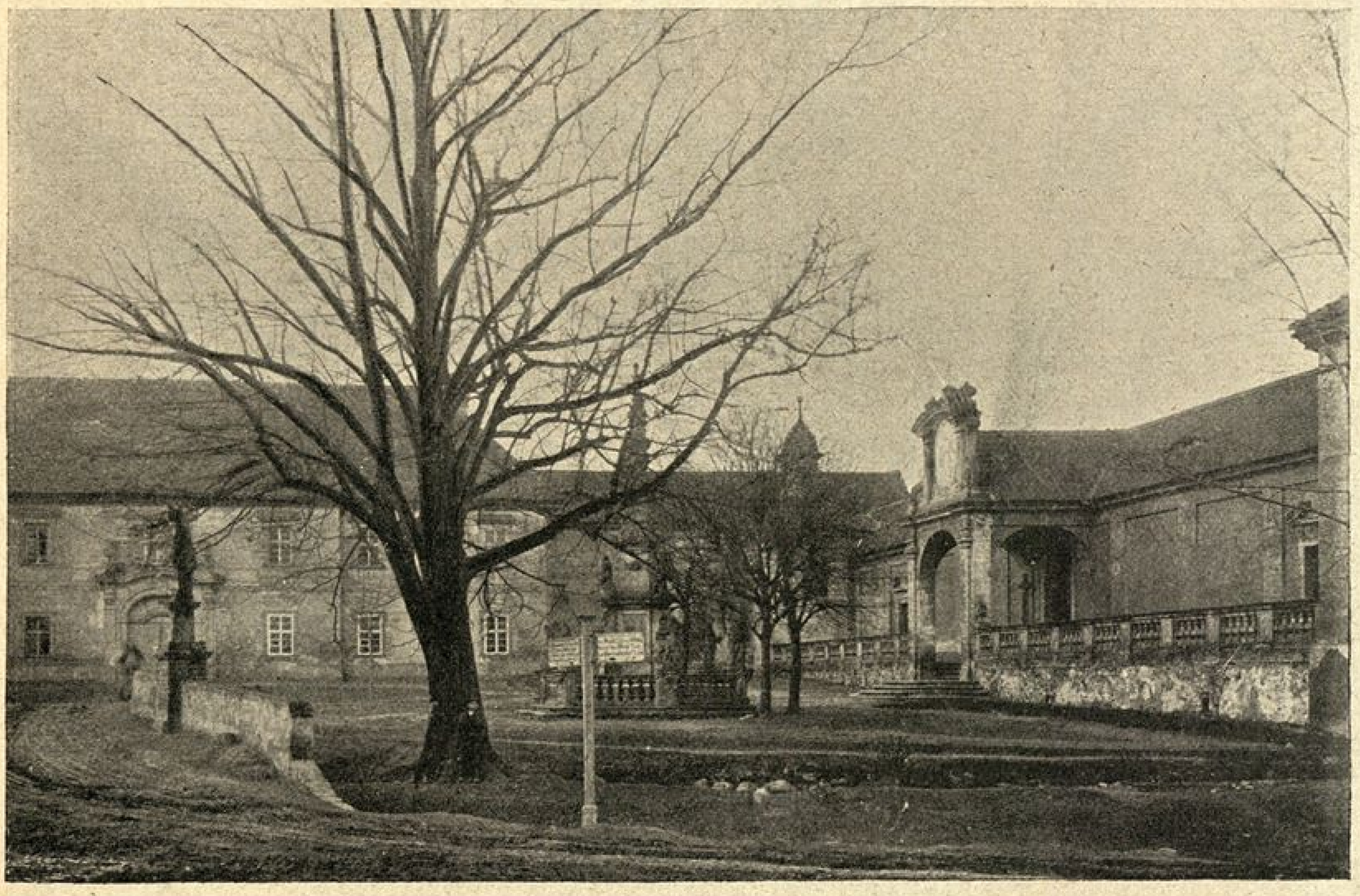
Die Kirche, die im Renaissancestil erbaut ist und Platz für etwa 1500 Personen bietet, ist im großen und ganzen

etwas düster, macht aber sonst einen guten Eindruck. Wir halten uns mit Beschreibungen von Einzelheiten nicht auf, sondern führen bloß das Auffallende an.

Zunächst ist es interessant, daß man die Kirche zur Erinnerung an die 63 Lebensjahre Mariä 63 Schritte lang gemacht hat — ein schöner Gedanke.

Ferner fallen jedem halbwegs aufmerksamen Besucher die schönen lebensgroßen Statuen auf, die längs den Seiten der Kirche in immer gleichen Abständen in ziemlicher Höhe aufgestellt sind. Sie sind für diese Kirche charakteristisch und eine wahre Zierde.

Ferner ist es sehr bezeichnend, daß neben dem Presbyterium als Gegenstück der Sakristei eine Kapelle der heiligen Anna eingerichtet ist, durch die ein Eingang in das Presbyterium führt. Diese Kapelle hat auch ein schönes Glasfenster des Sündenfalles der ersten Menschen. Wie man daraus ersieht, leitet auch hier die ganze Idee dieser Eingangskapelle vorbereitend auf den großen Gedanken des Hauptaltares hin.



Maria-Ratschitz. Phot. K. Richter, Teplitz.
der untere Vorplatz mit dem Pfarrhofe (links) und der Dreifaltigkeitssäule.

Hochaltar und Gnadenbild.

Ich sah das Bild aus Gold gegossen,
Das zieret einer Kirche Bau,
An's Kreuz gelehnt, von Schmerz umflossen
Steht trauernd da die Himmelsfrau.
Und Rat und Schutz dem Volk sie spendet,
Das kindlich fromm zu ihr sich wendet.
(Aus einem Wallfahrtsbuche.)

In seinem Gnadenbilde und überhaupt dem ganzen Gnadenaltare besitzt Maria-Ratschitz etwas ganz Eigenartiges; in seiner Art einzig.

Zunächst möchten wir bedauern, daß das kuppelüberwölbte Presbyterium durch drei übrigens sehr schöne Glasfenster allzusehr verfinstert wird, so daß die Schmerzhafte Gnadenmutter nicht nur geistigerweise mit den Worten der Klagelieder sagen kann: „In Finsternis hat er mich geführt und nicht ins Licht“ (Klagelieder 3, 2.)

Nun aber zum Hochaltare. Hochauf ragt das Kreuz, daran der sterbende Erlöser. Unter dem Kreuze, in einer Felsennische, steht aufrecht die Mutter des Herrn. Ein gewaltiges Schwert durchbohrt ihre Brust, ihr Angesicht ist voll unendlichem Weh emporgerichtet zu ihrem Gott und Heilande. Ein ganz goldenes Gewand umhüllt ihre Glieder in weiten Falten. — Dieses Marienbild ist zugleich Gnadenbild.

Wir fügen noch hinzu, daß zu beiden Seiten des Altares die vortrefflich gelungenen Statuen der heiligen Magdalena und der heiligen Veronika aufgestellt sind.

Die Höhe der Statuen, also auch derjenigen Unserer Lieben Frau, mag etwa 140 cm betragen, also etwas weniger als Lebensgröße.

Zur Vollendung der schönen Idee, die an den Kalvarienberg gemahnt, hat man das Antipendium des Hochaltares mit einer wertvollen Reliefdarstellung des Grabes Christi ausgeschmückt, so daß der Hochaltar zugleich als Grab des Erlösers gedacht ist.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Entstehung des Wallfahrtsortes.

„Es gibt kein Unglück, bei dem nicht ein wenig Glück wäre,“ so sagt ein altes Sprichwort.

Dieses Sprichwort wurde bei der Entstehung von Maria-Ratschitz zum Wahrworte. Denn der Jammer schrecklicher Kriegszeiten war es, der die Gemüter der schwerbedrückten Bewohner jenes nordböhmischen Landstriches antrieb, zur allerseligsten Jungfrau ihre Zuflucht zu nehmen, der sie antrieb, ihr durch Aufstellung einer schönen Statue Ehre zu erweisen; und sie, die allerseligste Jungfrau, gab erwünschteste Antwort: sie spendete an diesem ihr geweihten Orte Gnaden ohne Zahl.

Man war nämlich damals am Ende des 13. Jahrhunderts. Die deutschen Kriegsvölker des siegreichen Rudolf von Habsburg besetzten nach dem Tode des Böhmenkönigs Ottokar dessen Land und plünderten und brandschatzten nach Kriegerart. Dann wieder wurde das Volk durch Otto von Brandenburg durch sehr harte Steuern und Abgaben gepreßt und ausgebeutet.

In dieser traurigen Zeit, es war im Jahre 1280, errichtete der unter dem Beinamen „der Große“ bekannte sechste Osseggger Abt Theodorich infolge eines Ge-

löbnisses in der Pfarrkirche zu Ratschitz das gegenwärtige Gnadenbild, indem er sich dabei die Worte des Evangelisten als Vorbild wählte: „Es stand aber unter dem Kreuze Jesu Maria, seine Mutter.“ (Joh. 19, 25.)

Anfangs trug diese Statue, wie auch sonst bei anderen Bildern üblich, kostbare Stoffgewande als Überkleider. Aber später wurden die Stoffkleider durch ein im Feuer vergoldetes Metallgewand ersetzt, eine Abänderung, die wir nur als sehr glücklich bezeichnen können.

In den ersten Zeiten hatte dieses Bild noch nicht den Ehrenplatz der Kirche, den Hochaltar, als Standort, sondern einen Seitenaltar. Aber durch eine ganze Reihe auffallender Gebetserhörungen, die sich in den ersten Jahren zutrugen, erzwang es sich sozusagen die Achtung und Verehrung von Priester und Volk und die Worte des Evangeliums „Freund, rücke weiter hinauf!“ kamen zur Anwendung: das Gnadenbild wurde auf den Hochaltar gesetzt, wo es bis heute noch steht und die hohe Verehrung der Gläubigen genießt.



Maria-Ratschitz, Gnadenbild.

Seit den Tagen der Aufstellung des Marienbildes schien ein besonderer Segen auf dem Pfarrkirchlein zu Ratschitz zu ruhen; denn es überdauerte alle Stürme der Hussitenkriege, durch die diese Gegend fast zur Wüste gemacht wurde und es erhielt sich auch dann, als der Protestantismus fast das ganze Königreich Böhmen überflutete.

Interessant ist, daß sich damals vier Gemeinden auf die Meinung hin, von der Irrlehre Luthers frei bewahrt zu werden, durch ein Gelöbnis entschlossen, künftighin das Rosenkranzfest mit derselben Feierlichkeit zu begehen, wie sonst das Frohnleichnamsfest. Diese vier Gemeinden waren Maria-Ratschitz, Dux, Osseg und Klostergrab; tatsächlich blieben diese vier Gemeinden für immer von der Irrlehre Luthers unberührt und wird zur Erinnerung daran das Rosenkranzfest in allen vier Gemeinden bis auf den heutigen Tag feierlichst begangen.

Ja man hielt es in Ratschitz allezeit für eine Ehre, der Marienverehrung treu zu bleiben und die Andacht zur lieben Muttergottes hörte auch dann nicht auf, als es fast gefährlich wurde ein guter Katholik zu sein und als viele Abtrünnige es für Schmach und Unverstand hielten, die Mutter des Heilands zu verehren. Und so kam es, daß die Ratschitzer Gegend „der Marienwinkel“ und die Bewohner selber „Marienbauern“ genannt wurden, eine Bezeichnung, die man sich mit freudigem Stolze gefallen ließ.

Glanzperiode des Wallfahrtsortes.

Kaum war Ruhe im Lande, so bemühte sich das Zisterzienserstift Ossegg aus allen Kräften, den Wallfahrtsort Maria-Ratschitz in die Höhe zu bringen.

1697 wurde die Bruderschaft der schmerzhaften Muttergottes mit dem schwarzen Klageskapulier begründet. Wir erwähnen sie deshalb, weil sie einen ungeahnten Aufschwung nahm, denn binnen 20 Jahren ließen sich 30.000 Personen als Mitglieder einschreiben.

Ein Jahr nach der Gründung dieser Bruderschaft (gleichsam einem geistigen Tempel der schmerzhaften Mutter) wurde auch der materielle, sichtbare Tempel einer gänzlichen Umgestaltung unterzogen. Es wurde nämlich der Grundstein zu der heutigen Kirche gelegt (1698).

Kaum war das Gotteshaus selber fertig, so ging man an die Kreuzganghallen. Um für sie Platz zu bekommen, mußte ein gewisser Karl Püttner seinen Grund abtreten oder umtauschen. Man hat ihm einen heute noch vorhandenen Grabstein im Kreuzgange genau an der Stelle gesetzt, wo ehemals sein Tisch stand und wo jetzt seine Gebeine ruhen.

Ein Wundarzt ließ die Steingruppe der allerheiligsten Dreifaltigkeit auf seine Kosten herstellen (1721).

Mächtig hob sich der Zudrang zum Wallfahrtsorte. 1716 gab es über 50.000 Kommunikanten. Darum mußten beständig vier oder fünf Priester am Wallfahrtsorte weilen.

Fürst Lobkowitz schickte zum Danke für eine augenblickliche und bedeutende Linderung seines Augenübels ein ganz goldenes Herz zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau nach Maria-Ratschitz (1715); der Mutter des Herrn war es vermeint, der Staat zog es ein; und damit man sich nicht beklagen könnte, daß er gerade dieses kostbare Weihegeschenk nehme, so nahm er gleichzeitig alle anderen Silber- und Goldsachen mit. O Blindheit der Kirchenvorsteher, die nur sparen, sammeln, aufbewahren, sorgen für Kassen, die den Zielen des Wallfahrtsortes, wenn nicht feindlich, so doch fremdartig gegenüberstehen!

Rückgang und nochmaliges Aufblühen.

Als Kaiser Josef II. das Zepter Österreichs in die Hand nahm, kam Unheil über die Stätten der Gnaden. Auch mit Maria-Ratschitz ging es rasch bergab. „Die Wege nach Sion trauern, weil niemand zum Feste kommt; alle ihre Tore sind zerstört; ihre Priester seufzen, die Zierde der Jungfrauen ist dahin und sie selber von Bitterkeit überwältigt“ (Thren. 1, 4.) Es war nämlich in diesen Zeiten, wo kirchenfeindliche Grundsätze herrschten, in Ratschitz ebenso wie anderwärts jegliche Äußerung religiösen Lebens gehemmt.

Die Zeiten strichen vorüber, die Luft für innige Marienverehrung wurde wieder reiner, besser, aber die Wunden, die die Wallfahrtsorte erhalten hatten, waren so schwer gewesen,

daß ein ganzes Jahrhundert nicht hinreichte, um diese Andachtsstätten auf die frühere Höhe des Glanzes und der Blüte emporzubringen.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1948 250j. J. der Grundsteinlegung der jetzigen Kirche.
1930 650j. J. der Entstehung.
Ständige Priester: drei Zisterzienser von Osseg.
Heilige Messen fremder Priester jährlich: 0.
Wallfahrtskommunikanten jährlich: 6000.
Besucher jährlich: zirka 20.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: 10.
Hauptfest: Schmerzensfreitag (Frühjahr) und Mariä Namen. Außerdem werden die „Festsonntage" 3., 4., 5. Sonntag nach Ostern und Christi-Himmelfahrt feierlich begangen.
Meereshöhe der Wallfahrtskirche: 260 m.



Maria-Ratschitz. Phot. K. Richter, Teplitz.

Ständige Devotionalienhändler: 2. — Gasthäuser: 5.
Der Besuch ist immer ziemlich gleich, eher etwas steigend.
Nationalität der Pilger: 90% Deutsche, 10% Tschechen.
Erwähnenswert die prachtvolle Krippendarstellung, naturgetreu nach den Offenbarungen der seligen Katharina Emmerich.

Zufahrten.

Prag—Maria-Ratschitz. Über Aussig (umsteigen) Teplitz—Dux—Maria-Ratschitz. Schnellzug (bis Aussig) 4¼ St. K 6.40. Personenzug 5½ St. K 5.20.

Prag—Maria-Ratschitz. Über Laun—Brüx. Oder auch über Saaz—Komotau. Beide Linien umständlicher und länger als die erstgenannte.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Maria-Ratschitz—Mariaschein 1 St., K —.90.

Maria-Ratschitz—Quinau über Udwitz—Görkau, ¾ St., K —.80, dann 1½ St. Fußtour nach Nordwest.

Maria-Ratschitz—Kostenblatt 3 Wegstunden; oder durch ungünstige kurze Eisenbahnfahrten verkürzen.

Maria-Ratschitz—Maria-Sorg Eisenbahnfahrt nach Schlackenwert 2 St., K 2.80, von dort Lokalbahn nach Joachimstal, dann einstündige Fußtour.

Maria-Ratschitz—Maria-Kulm (bei Eger) Eisenbahnfahrt nach Daßnitz 4 St., K 4.20, dann ¾ St. Fußtour.

Maria-Ratschitz—Filippsdorf über Bodenbach, Tannenberg bei günstigem Bahnanschluß 5½ St., K 3.80.

Literatur.

Schaller, Top. V. 153. — Sommer, Leitm. Kreis. Prag 1833, 152. — Austria-Kal. 1846, 118. — Reg. M.-Kal. 1886, IX. — Ordenspriester, Kurze Geschichte, Selbstverlag Gnadenort, Brüx 1873, 8°, 176 S., 2. Aufl. — Leo-Gschft. d. s. W. d. kath. K. Wien. XI, 40.

Kurze Erwägung.

Alle Teile dieses Gnadentempels, aller Schmuck und jegliche Verzierung desselben haben den Zweck, die Pilger für die Betrachtung des Erlösungstodes Christi und des höchsten Schmerzes Mariä vorzubereiten. In dem Gnadenbilde und seiner nächsten Umgebung sind jene tiefen Geheimnisse dargestellt, welche für uns ein Ursprung mannigfacher Gnaden sind und zugleich die Seele mit Macht ergreifen und den Menschen zu Tränen des Mitleids nötigen, ihn aber zugleich mit süßem Troste und himmlischer Freude erfüllen. Betrachte die Schmerzensmutter im ergreifenden Gnadenbilde: Das Schwert im Herzen, das tränenerfüllte Auge, die auf der Brust zusammengepreßten Hände, die gleichsam die Klagerufe zurückzudrängen versuchen, — alles dieses ist nur ein schwacher Ausdruck des Schmerzes, den Maria unter dem Kreuze erlitt.

Gebet.

O, meine Mutter, herrlich erscheinend im goldenen Bilde der Gnade! Gib, daß ich selbst in jeglicher Stunde des Leidens innig gedenke des goldenen Schwertes, das Deine Seele durchbohrt! Lehre mich, weiseste Frau, das Gold zu erkennen, das mir des Herrn vorsorgliche Weisheit bietet, so oft er des Leidens bohrendes Schwert ins Herz mir stößt! Mit Dir, o schmerzhafte Mutter, will ich die Qual des irdischen Kummers ertragen, im Namen des ewigen Herrn will ich mich beugen und anbetend sprechen: Herr, Dein heiligster Wille geschehe an mir! Du aber Mutter, sende mir Kraft, daß die Taten dem Willen, dem Worte entsprechen und daß ich das Gold bewährter Geduld als herrlichen Mantel trage — als wertvollstes Weihegeschenk für Dich, die betrübte Mutter am Kreuze des Herrn! Amen.

Einstens ward dem Berg gegeben
Probeweis' ein menschlich Herz,
Daß er all sein heimlich Streben
Künden möge himmelwärts.

Schnelle bat er: „Mit Bastionen
Kann ich nicht zufrieden sein,
Gib, daß hier Maria wohnen
Mög in mir als Gnadenschrein!"

Und der Pöstlingberg, der brave,
Ward erhört von Gott dem Herrn,
Trägt nun froh sein steinern Ave,
Tausenden ein Friedensstern.

Pöstlingberg.

Oberösterreich.

6000 Kommunikanten.

Örtliche Lage.

Die schöne Landeshauptstadt Linz hat es verstanden, sich gar fein zu zieren wie eine vornehme Dame. Auf dem grünen, weiten Wald- und Wiesenmantel trägt sie den breiten, blitzenden Silbergürtel des Donaustromes, hat am Horizonte ihr Kleid mit prächtigen Säumen schneebedeckter Berge verbrämt und zeigt an ihrer stolzen schönen Stirne, dem Pöstlingberge, ein Diadem der Freude das sie mit Recht sogar als himmlisches Juwel bezeichnen, darf, eine gar stattliche doppeltürmige Wallfahrtskirche.

Und wie sie stolz ist auf diesen Schmuck, wie sie ihn liebt, ihren Pöstlingberg und wie doch ihr Herz an dieser wahrhaft schönen Stätte hängt! Eine elektrische Bahn hat sich die Stadt auf die Bergeshöhe hinauf gebaut und gar fleißig fahren die Linzer auf und nieder. Dieser Berg hat eben außer seiner Schönheit noch eine andere geheime Zugkraft: das Heiligtum der geliebten Mutter und zu ihr hinauf zieht begeistert immer wieder der frohen Kinder treue Schar.

Doch daß wir den geliebten Berg ein wenig beschreiben. Er liegt nordwestlich von der Stadt Linz und weist eine Höhe von 537 m auf. Da nun Linz selber nur 264 m Seehöhe zählt, folgt hieraus sofort, daß eine Besteigung des Berges ein Überwinden von 271 m relativer Höhe voraussetzt. Man braucht dazu, von der Donaubrücke aus gerechnet, etwa dreiviertel Stunden. Die elektrische Bahn, die sich nach links hin in großem Bogen ihren Weg sucht, bewältigt diese Steigung in etwas kürzerer Frist.

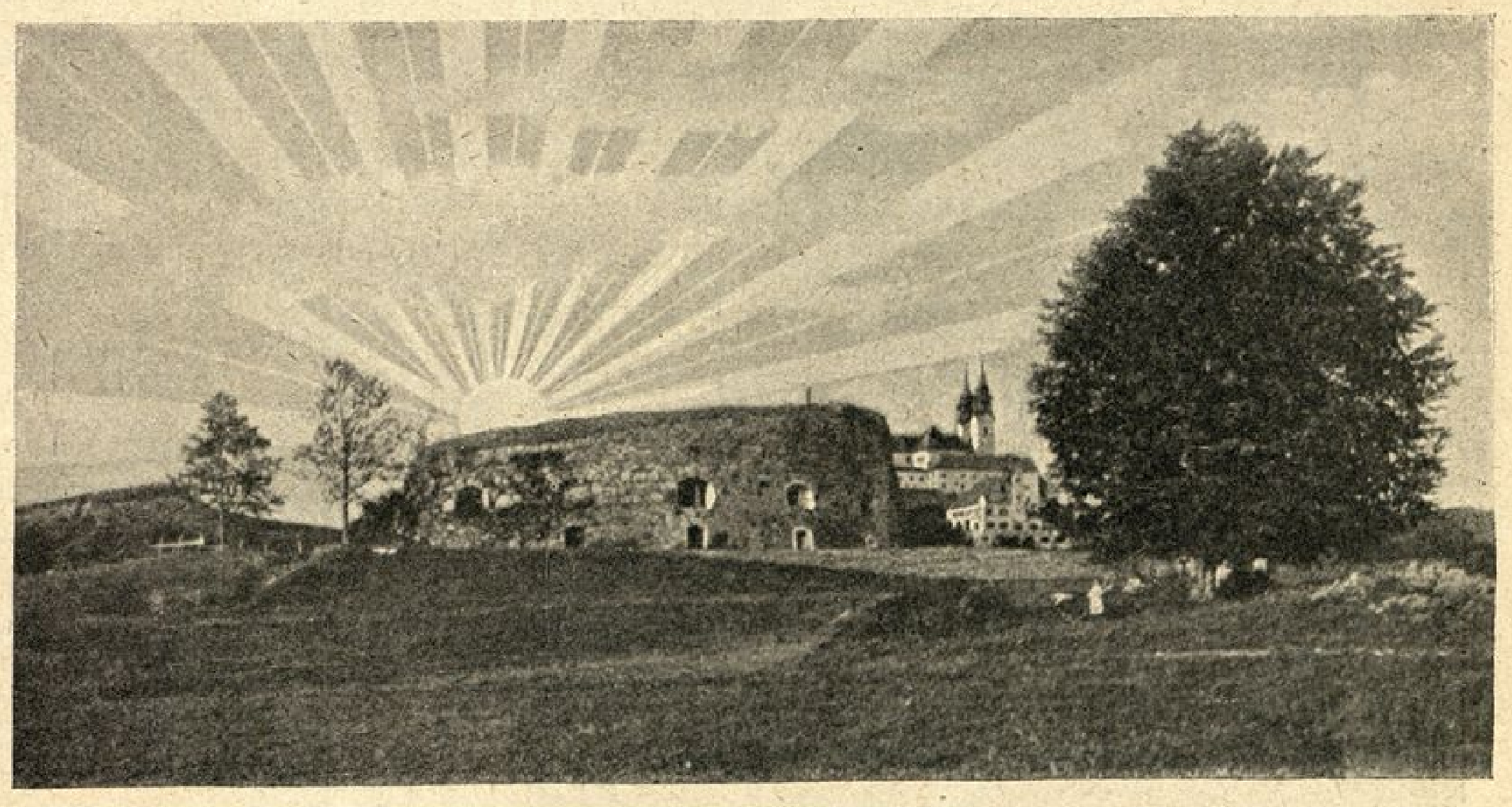
Die Ausblicke auf Linz und seine Umgebung, insbesonders auf die silberne Riesenschlange der Donau gestalten sich, je weiter man zur Höhe kommt, um so prächtiger.

Nähert man sich der Bergesspitze, so fallen sofort die großen Befestigungen auf, die im weiten Umkreise um den Gipfel verstreut sind und dem Berge ganz entschieden das Aussehen einer Festung verleihen. Auch die Endstation der Eisenbahn ist nichts anderes als ein Stück ehemaliger Bastionen und Festungstürme, ist also höchst originell und eigenartig.

Ja, daß wir noch Erstaunlicheres vermelden. Abseits der Kirche hat sich in einem der alten, kreisrunden, aber bedeutend großen Türme eine Grottenbahn eingenistet, die zwar des Interessanten nicht übermäßig viel zu bieten imstande ist, aber wenigstens das Gute hat, daß sie den Besucher mit der Inneneinrichtung eines solchen Turmes bekannt macht.

Das steinerne Sursum corda.

„Sursum corda!" Empor die Herzen! — Wir finden dieses Wort sozusagen in der ganzen Lage dieses Heiligtums verkörpert. War schon der Aufstieg oder die Eisenbahnfahrt ein Streben nach freierer Höhe, so findet



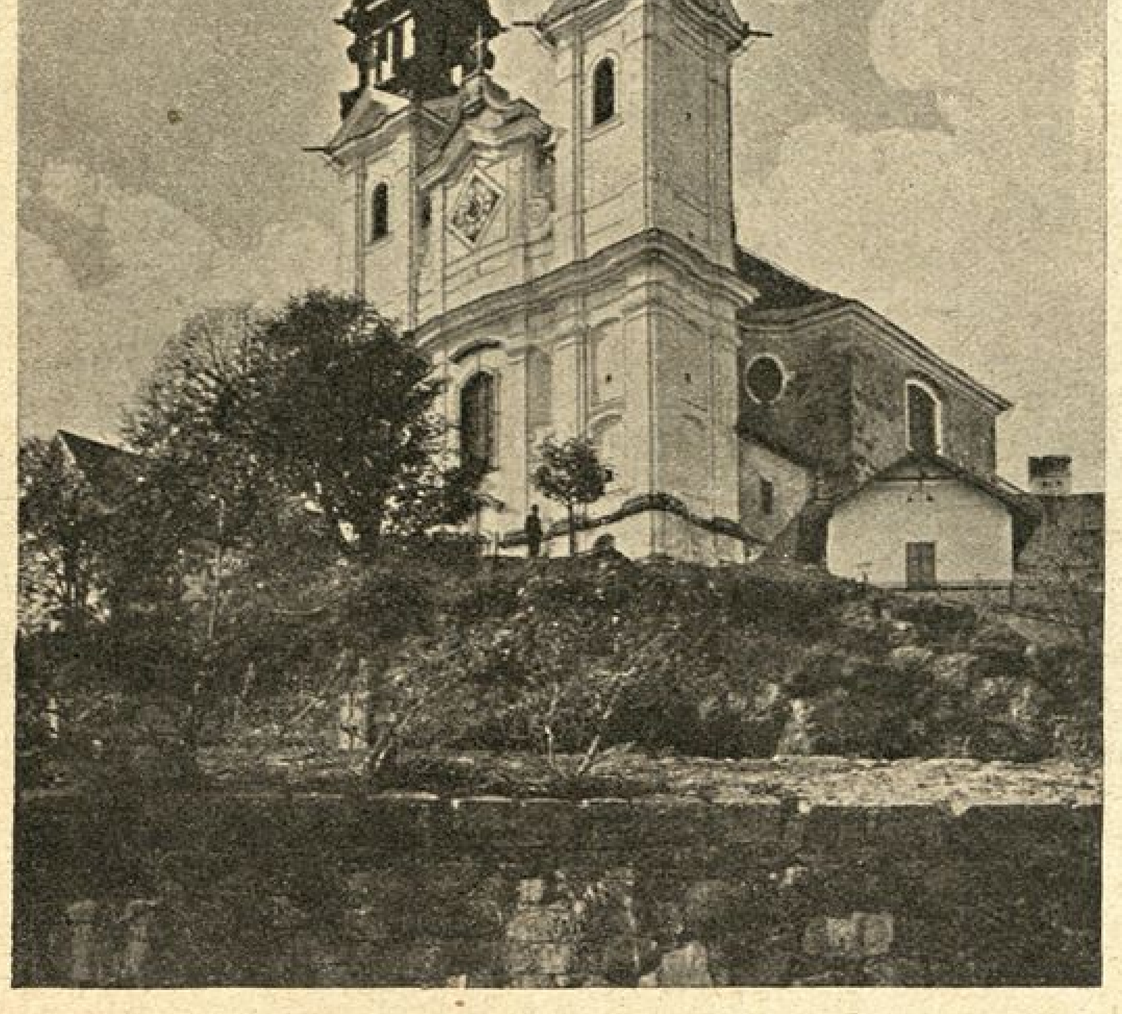
Pöstlingberg, alter Festungsturm. Phot. Joh. Schösdoppler, Pöstlingberg.

dieses alsogleich beim Verlassen der Bahn seine entsprechende Fortsetzung. Aufwärts geht es zunächst zu einer großen runden Aussichtsterrasse (ein alter Festungsturm).

Von der Terrasse eine Steilstiege empor zu einem kleinen mit Kastanien bepflanzten Platze. Dort finden wir eine Statue des heiligen Johannes von Nepomuk, neben ihm zwei hochanstrebende Zypressen; auch sie weisen nach oben.

Dann weiter hinauf über eine Doppelstiege zur eigentlichen Plattform der Kirche: wir sind am Gipfel, aber noch weit über unsere kleine Menschengestalt türmt sich die imposante Barockfront und links und rechts, hoch, hoch hinauf die beiden elegant gebauten Türme. So strebt hier alles nach aufwärts: der Berg, die Bahn, die Stiegen, die Bäume, die Kirche, die Türme — und der Pilger wohl auch; ja, der übertrifft sie sogar noch alle: er strebt nach dem Höchsten und Besten, nach Gott: „Sursum corda!" Empor die Herzen!

Mitten an der Stirnseite der Front gerade unter dem Mittelgiebel blickt ein großes, ernstes Auge hernieder: die Turmuhr. Wie viel sie geschlagen hat für den Ankömmling, diese Uhr? O, sie hat und kennt nur einen einzigen Schlag und der heißt in Menschensprache: „Ave Maria!" Denn wer immer das Glück hat, auf dem Gipfel dieses Berges zu stehen, für den ist eine jener Segensstunden gekommen, da sein Mund und sein Herz inniger als sonst beten soll und will: „Ave Maria!"



Phot. Casagrande, Pöstlingberg.

Pöstlingberg.

Der Ausblick vom Berge.

Man verzeihe uns, daß wir, bevor wir die Kirche betreten, zuvor noch das Auge frei umherschweifen lassen in Gottes schöner Natur, die sich hier wahrhaftig herrlich bietet. Von unten herauf winkt die Stadt Linz mit ihrem hohen Domturme, links und rechts schauend findet der Blick waldige, liebliche Bergkuppen, an denen hin in vornehmer Ruhe der Donaustrom seine Wege zieht. Besonders präsentiert sich vortrefflich der Kürenberg-Wald (angeblich stand dort die Burg der Ritter von Kürenberg, wovon einer als Sänger des Nibelungenliedes genannt wird), auch Wilheringerwald genannt, weil an seinem nordwestlichen Abfalle das Stift Wilhering liegt.

Nun aber verliert sich das Auge in die Ferne. Vom nahen dunklen Pfennigberge ausgehend, beginnt es die stolzen Höhen am Horizonte einzeln ins Auge zu fassen und sie zu erkennen und zu nennen. Da grüßt gerade noch mit einem Käppchen der niederösterreichische Schneeberg, nicht weit von ihm bedeutend mächtiger der Ötscher, dann im Vordergrund der liebe Sonntagsberg und gleich neben ihm der steirische Hochschwab. Nun kommen die stolzen hochragenden Ennsberge, unter denen das Buchsteinmassiv sich kräftig vorhebt; weitersuchend erblickt man den Pyrgas und das Warscheneck und dann die beiden kühnen Felsenspitzen des kleinen und des großen Priel. Auch der Dachstein hat sich eingestellt, um uns Grüße zu senden, während gleich neben ihm der bedeutend nähere Traunstein ziemlich groß tut; bei reiner Fernsicht, namentlich im Spätherbst, werden auch der Watzmann, der Untersberg und der hohe Staufen sichtbar. Ja, wahrhaftig: es ist ein herrlich Stück Land, das uns der Pöstlingberg erschließt.

Die Gnadenkirche.

Wir haben die Front dieser Kirche schon zuvor gelobt. Doch hat sie zum Gegensatze von vielen anderen ähnlichen Bauwerken nur leere Flachnischen im unteren Teile, während das obere gemauerte Stockwerk der Türme ein großes Halbrundfenster und darüber einen dreieckigen Abschlußgiebel über reichlichem Gesimse zeigt.

Die beiden Helme der Türme, sie sind erst 1891 erbaut worden, haben unbedingt ihre Eigenheit und unterscheiden sich auffällig von anderen üblichen Formen. Besonders die quadratischen durchsichtigen Glockenkammern mit den nach oben hin abschließenden Rundbögen sind sehr charakteristisch. Sie sind gewiß schön zu nennen.

Im übrigen zeigt das Bauwerk der Kirche nach außen hin recht einfache Formen und keinerlei Schmuck; die Kreuzesform der Kirche ist allerdings auch von außen schon stark markiert.

Das Innere der Kirche betretend, fühlen wir uns schon beim ersten Anblicke sehr befriedigt. Wir haben eine mittelgroße Barockkirche vor uns, die sich durch eine nachdrücklich hervortretende Einheitlichkeit in Bauart und Schmuck sehr empfiehlt.

Wie groß sie sei? Man hat uns versichert, daß bei einer Mission die angesammelten Leute abgezählt wurden und daß sich hiebei die Zahl 4000 ergab. Wir setzen keinen Zweifel in diese Angabe. Da wir aber den Fassungsraum unserer Kirchen doch mit etwas anderem Maßstabe messen, als der Kaufmann das Häringfaß, so haben wir bei einer Annahme von 3000 Personen Fassungsraum (samt Nebenräumen) der Kirche gewiß kein Unrecht getan.

Die Form ist jene in kleineren Barockkirchen so beliebte: Vier Kreuzesbalken mit abgestumpften Verbindungsteilen zwischen je zweien dieser Balken. Vor diesen schrägen Abstumpfungen sind dann Seitenaltäre angebracht.

Die Wände sind mit vielen bloß gefärbelten Pilastern geschmückt, die ihrerseits wieder unter den breiten durch-

laufenden Gesimsen schöngeformte Kapitäler tragen. Die Flachkuppeln der Decke zeigen in schönen Stukkornamenten Bilder-Medaillons von großer Anmut. Die beiden Kuppel-Fresko-Gemälde sind eine der letzten Arbeiten des im Jahre 1907 verstorbenen Andreas Groll, Professors der Kunstgewerbeschule des Wiener Österreichischen Museums für Kunst und Industrie. Das eine im Mittelschiff stellt dar die Schmerzen Mariä sowie ihre Aufnahme und Krönung im Himmel; — das andere im Presbyterium die Vision des Propheten Ezechiel, welcher Maria in den Wolken als Königin des Himmels erblickt, während unter ihm die alte Welt in Trümmer sinkt . . .[1]).

Das schönste Stück der Kirche ist der Hochaltar, der vorzüglich in den ihm angewiesenen Raum hineinpaßt und die Kirche effektvoll abschließt. Besonders die Mittelgruppe, das Gnadenbild und seine Umgebung, verdient volles Lob. Unter einem leuchtenden breiten Goldkreuze, um das herum rings die Engelein auf Wolken die Leidenswerkzeuge Christi tragen, sieht man das eindrucksvolle Gnadenbild, ein holzgeschnitztes Vesperbild von etwa 90 cm Höhe. Über dem Bilde ein Stoffbaldachin. Ganz oben, wieder sehr prächtig ausgeführt, die Figur des ewigen Vaters unter einem halbkreisförmigen großen Bogen. Die sehr breiten Gesimse zu beiden Seiten des Altares, sowie seine Säulen rahmen dieses Mittelbild wunderschön ein.



Pöstlingberg, Inneres der Wallfahrtskirche.

Aus der Geschichte des Wallfahrtsortes.

Ursprung.

Unser Pöstlingberg gehört jedenfalls zu den neueren Gnadenstätten. Hat er ja doch noch nicht einmal die ersten zweihundert Jahre hinter sich.

Im Jahre 1716 war es, als ein frommer Mann, Franz Obermayer, der bei den Kapuzinern das sogenannte Amt eines Ausgehers innehatte, durch die Lesung des Leidens Christi so sehr gerührt wurde, daß er sich alsbald entschloß, ein geschnitztes Bild der schmerzhaften Mutter anfertigen zu lassen und selbes irgendwo an einer geeigneten Stelle zur öffentlichen Verehrung auszusetzen. Die Schnitzerei vollführte der Holzschnitzer Jobst aus Linz.

Lange konnte der fromme Obermayer keinen rechten Platz finden, der ihm für sein neues Bild so recht zugesagt hätte. Dreimal bestieg er nebst anderen Höhen zu diesem Zwecke den Pöstlingberg und fand endlich beim drittenmale ein neu aufgestelltes Wetterkreuz auf der Bergesspitze. Sofort beschloß er, sich die Bewilligung geben zu lassen, bei diesem Wetterkreuze sein Bild anbringen zu dürfen. Die Erlaubnis war leicht zu haben und so ließ er denn am ersten Adventsonntage 1716 die Statue hinaufbringen und sorgte dafür, daß zum Schutze gegen die Unbilden des Wetters eine einfache Schutzhütte darüber gebaut würde. Dies also war der bescheidene Anfang des Wallfahrtsortes Pöstlingberg.

Bau der Kirche.

Anfangs wurde von dem neuen Bilde kaum gesprochen. Holzschläger und Schwämmesucher waren es, die etwa ab und zu ein kleines Gebet vor dem schönen Bilde verrichteten. Aber mit der Zeit wurde es mehr bekannt. Es begab sich nun nach vier Jahren, daß eine ganz gelähmte Frau aus dem benachbarten Schlosse Hagen ein besonderes Vertrauen zu dem Vesperbild am Wetterkreuze faßte und sich zweimal eigens hinführen ließ. Gott segnete ihre Fahrt, so daß sie beim ersten Besuche die eine, beim zweiten Besuche die andere Krücke an Ort und Stelle zurücklassen konnte und vollständig hergestellt wurde. Dieser Vorfall machte das Bild auf der Bergeshöhe weit und breit bekannt und man begann mit Vertrauen herbeizukommen.

Nun schrieb auch Graf Starhemberg auf Wildberg seine Genesung von langer Krankheit nur der Fürsprache der schmerzhaften Mutter Maria zu und entschloß sich zum Danke dafür aus eigenen Mitteln auf dem Berge eine Kirche zu erbauen. (Wie groß mag das Leiden, wie groß die Freude über die Heilung gewesen sein, wenn es den Grafen zu solch einem Opfer veranlassen konnte!)

[1]) Wir bemerken, daß dieser Künstler Groll derselbe ist, der auch die Wallfahrtskirche in Haindorf so herrlich schmückte; Kunstproben seiner Meisterhand findet der Leser hier in diesem Buche beim Abschnitte über Haindorf reproduziert.

Im Jahre 1738 begann er das Bauwerk und konnte es tatsächlich bis zur Wölbung fertigbringen. Dann raffte ihn der Tod hinweg und der Sohn trat an die Stelle des Vaters und vollendete das, was dieser begonnen hatte.

Im Jahre 1747 konnte endlich das Gnadenbild in die neue Kirche übertragen werden. Jener Obermayer, der es vor 31 Jahren auf den Berg gebracht hatte, genoß die hohe Freude, es nun auf eigenen Armen in die neue Kirche bringen zu dürfen. Aber erst im darauffolgenden Jahre (1748) wurde die Kirche benediziert und das erste heilige Meßopfer daselbst dargebracht.

Weitere Ereignisse.

Der edle Graf dachte daran, neben der Kirche ein Kloster aufzubauen und es den Paulinern zu überlassen, weil er diese als besondere Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria erkannt hatte. Doch es sollte anders kommen. Verschiedene Ursachen trugen dazu bei, daß der geplante Klosterbau unterblieb und daß anstatt der Ordensleute ein Weltpriester als ständiger Kaplan hier Wohnung nahm.

Im Jahre 1785 wurde die Kirche zur Pfarrkirche ernannt. Ein Jahr hernach, am Feste der Heimsuchung Mariens 1786, erhielt die bisher nur einfach benedizierte Kirche die feierliche Konsekration. Schließlich noch ein Vorkomnis aus allerjüngster Zeit. Eine besondere Ehre und Auszeichnung wurde nämlich dem Pöstlingberg und der Wallfahrtskirche daselbst durch die großartige Prozession zuteil, welche zum Schlusse des Katholikentages in Linz am 17. August 1913 hieher stattfand. Die Menge der Teilnehmer und Zuschauer wurde von den Zeitungen auf 25 bis 30.000 geschätzt.



Pöstlingberg, Gnadenbild.

Gebetserhörung.

Vieljähriges Nervenleiden geheilt.

In meinen Schuljahren war ich von einem schweren Nervenleiden befallen, welches sieben bis acht Jahre hindurch andauerte. Trotz verschiedenster angewandter Mittel erwies sich menschliche Hilfe als vergeblich.

Da gelobten meine Eltern, eine jährliche Wallfahrt zur schmerzhaften Mutter auf den Pöstlingberg zu unternehmen und o Wunder! — von der Stunde des Gelöbnisses an bis zum heutigen Tage (19 Jahre) hat sich dieses ehemals so hartnäckige Übel nicht im geringsten mehr gezeigt. Gesagtes beruht auf strengster Wahrheit. Ewiger Dank sei Gott für seine erbarmende Hilfe und der schmerzhaften Mutter für ihre mächtige Fürbitte!

Lindach-Allhaming, 1899. Ignaz Windischbauer.

Statistisches.

Nächste Jubiläumsjahre:
1916 200j. J. der Entstehung.
1948 200j. J. der Benediktion der Kirche.

Ständige Priester: 1 Pfarrer und ein Aushelfer.
Heilige Messen fremder Priester jährl.: 50 bis 60.
Kommunikanten: 6000. — Besucher: 200.000.
Geschlossene Prozessionen jährlich: 15.
Hauptfest: Schmerzhafter Sonntag (September).
Ständige Devotionalienhändler: 2. — Gasthäuser: 4.
Der Besuch ist steigend. — Nationalität deutsch.

Zufahrt.

Wien W.-B.—Linz, Schnz. 3½ St. K 8.80. Personenzug 5½ St. K 6.70.

Benachbarte Wallfahrtsorte.

Pöstlingberg—(Linz)—Pupping. 5 Gehstunden über Efferding oder Aschach. Per Bahn über Wels und Efferding.

Pöstlingbg—(Linz)—Fallsbach. Dir. Fahrt bis Gunskirchen. 1¼ St. K 1.10.

Literatur.

Kolb, Marianisches Oberösterreich. — Geschichte und Gebete. Anonym, Verlag Schöfdoppler, Pöstlingberg. 24°, 48 S. — Austria-Kal. 1847, S. 104. — Pillwein, Beschreibung von Linz. S. 339. — Ave Maria, Linz, V, 185. — XII, 127. — XIII, 111. — XV, 21. — XVI, 41. — Reg.-Mar.-Kal. 1902, IX.

Kurze Erwägung.

Kein Wallfahrtsort von all denen, die wir geschaut haben, hat einen so mächtigen Kreis von Bollwerken der Kriegskunst um sich wie der Pöstlingberg seinen Kranz von Festungstürmen. Aber nicht mehr sind sie Hilfsstätten des blutigen Kampfes, sondern sie sind dem phantasiereichen dichterischen Gemüte höchstens große Rosen, mit denen der Pöstlingberg sein Haupt umschlungen hat zu Ehren der Rosenkranzkönigin, die auf ihm zu wohnen sich würdigte. Möge die gnadenreiche Verehrung Mariens gefestigt sein durch uneinnehmbare Bollwerke, möge sie blühen, wachsen und bestehen bis ans Ende der Tage!

Gebet.

O schmerzhafte Mutter, die Du auf Bergeshöh', gleichsam entweichend dem menschlichen Getriebe, Deinen Thron aufgeschlagen hast, wolle uns, die wir zu Dir fliehend unsere Leiden Dir verkünden, mit gnädigem Mutterblicke ansehen, damit Dein Blick uns tröste, stärke und ermutige. Lehre uns, o Mutter, stets zur Höhe zu streben und niemals erdwärts! Lehre uns im Hinblicke auf Gott und Ewigkeit alles was der Vater schickt, in christlicher Geduld aufzunehmen und zu tragen, damit wir einst gewürdigt werden, auf jenem heiligen Berge für ewig zu wohnen, wo Du mit Deinem Sohne schon heute in endloser Seligkeit Dich freuest. Amen!